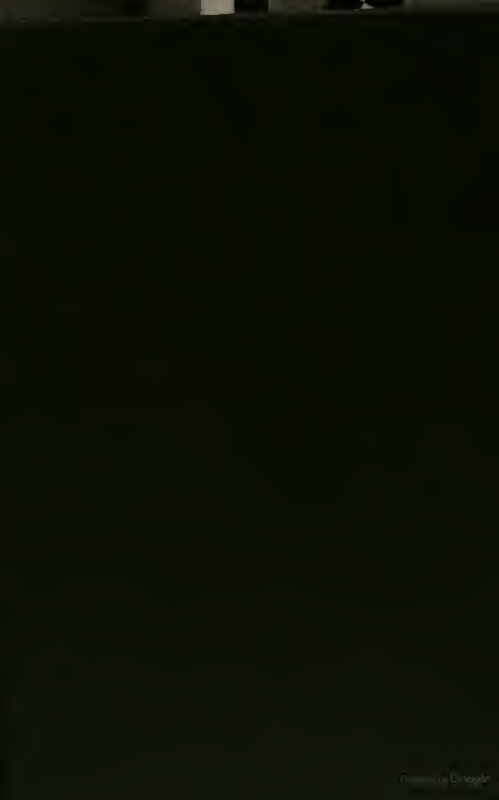



REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA



Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Einunddreißigster Band.

Der neuen Folge fünfzehnter Band.

October 1871 — März 1872.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1872.


Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
31. Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann



Verzeichniß der Mitarbeiter

am

einunddreißigsten (der neuen Folge fünfzehnten) Band

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des einunddreißigsten (der neuen Folge fünfzehnten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum einunddreißigsten (der neuen Folge fünfzehnten) Bande.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

October 1871.



Auf Umwegen zum Glücke.

Erzählung

Von

Friedrich Bodenstedt.

I.

Der Sohn eines jüngeren Bruders des Majoratsherrn hatte Graf Karlsburg von Haus kein Vermögen und kam deshalb schon im vierzehnten Jahre als Page in die Dienste des Königs Jérôme, durch Vermittlung seines Oheims, der am westfälischen Hofe eine große Rolle spielte. Ein paar Jahre darauf machte er unter Napoleon die Kriege in Spanien und Rußland mit, wurde bei Borodino verwundet und hatte es nur seiner kerngesunden Natur zu verdanken, daß er aus den Schrecken des Winterfeldzuges glücklich wieder in die Heimath gelangte.

Hier starb nach einigen Jahren sein reicher Oheim, der Majoratsherr, und hinterließ dem kampf- und lebenslustigen Neffen seine Güter mit einer Rente von etwa zwanzigtausend Thalern.

In dem Wildbade, wo sich der junge Krieger zu völliger Genesung von seinen Wunden mehrere Sommer nach einander aufhielt, lernte er eine junge Dame von imposanter Schönheit kennen, die sich jedoch im ersten Sommer ihres gemeinsamen Badelebens wenig entgegenkommend zeigte und in ihrer kühlen Gemessenheit gewissermaßen unnahbar für ihn blieb, aber gleich bei der ersten Wiederbegegnung im folgenden Sommer ihn mit so warmem Händedruck begrüßte und mit ihren großen schwarzen Augen so freundlich ansah, daß sein empfängliches Herz schnell in Flammen stand.

Alle Bedenken und Zweifel, die sie ihm neben schwärmerischer Bewunderung ihrer Schönheit früher eingeflößt, da ihre vornehme Kälte seinen Stolz verletzte und sein Auge zu scharfer Prüfung herausforderte, waren im Nu weggeschmolzen unter der Gluth ihrer Blicke, und da seine feurigen Huldigungen ihre sinneberückende Freundlichkeit nur steigerten, so benutzte er den ersten günstigen Anlaß, ihr Herz und Hand zu ewigem Bunde anzubieten, obwohl ein befreundeter Kriegskamerad, der mit ihm im Bade weilte, es an wohlgemeinten Warnungen nicht hatte fehlen lassen.

Dieser erfahrene Mann suchte dem jungen Grafen klar zu machen, daß der Wechsel im Benehmen der jungen Dame einigermaßen auffallend mit dem Wechsel seiner äußeren Glücksumstände zusammenhänge. Im vergangenen Sommer habe sie den noch güterlosen jungen Helden, trotz seiner interessanten Wunden, sehr über die Achsel angesehen, seit sie aber erfahren, daß er inzwischen der Erbe eines reichen Oheims geworden, betrachte sie ihn mit ganz anderen Augen. Sein Trauerflor scheine für sie einen besonderen Reiz zu haben.

Allein, wie es gewöhnlich bei Verliebten geht, die nichts hören wollen, als was ihre Wünsche fördert: der Freund predigte tauben Ohren und verletzte, statt zu bekehren. Auch eine Anspielung auf das Verhältniß Eugeniens — so wollen wir die schöne Brünette nennen — zum Fürsten Mussin, einem Russen von glänzender Bildung und Unterhaltungsgabe, der sich trotz seiner vierzig Jahre noch einen entschieden jugendlichen Anstrich bewahrt hatte, ohne dabei im geringsten geckenhaft zu erscheinen, hatte keine andere Wirkung, als Graf Karlsburg — welcher ein Jahr vorher dies Verhältniß selbst sehr anstößig gefunden — zu veranlassen, Eugenie offen und ehrlich darüber auszufragen.

Er war eine zu aufrichtige Natur, um nicht das Gleiche bei Anderen vorauszusetzen, und hatte schon als vermögensloser junger Offizier zu viele Beweise von Frauengunst erfahren, um zu zweifeln, daß man ihn auch wohl seiner selbst wegen lieben könne. Hinwiederum dachte er bei den vielen Lücken seiner Bildung, die ihm nie so fühlbar geworden als im Verkehre mit Eugenien und dem Fürsten Mussin, zu bescheiden von sich, um es nicht ganz natürlich zu finden, daß sie ihn diesem hochgestellten und glänzend geschulten Weltmanne gegenüber zuerst etwas vernachlässigt habe. Die Unterhaltung wurde immer französisch geführt. Graf Karlsburg hatte durch mehrjährige Uebung hinlänglich Französisch gelernt, um sich überall verständlich zu machen, allein sein Dienst hatte ihn nicht zu eingehenderen Studien kommen lassen; die Schätze der Literatur waren ihm verschlossen geblieben und so mußte er in der Unterhaltung mit Eugenien und dem Fürsten, die Beide über diese Schätze wie über ihr Eigenthum geboten, immer den Kürzeren ziehen, da seine eigene, nicht geringe Unterhaltungsgabe entschieden nach deutschem Ausdruck verlangte. Die Einkehr, welche er nun, auf die ihn peinlich berührenden Warnungen des bewährten Freundes hin, in sich selbst hielt, bevor er das entscheidende Wort zu Eugenien sprach, hatte ganz andere Wirkungen, als die von Jenem beabsichtigten. Er sagte sich: im vorigen Jahre kam ich hierher als ein junger Offizier, in den bescheidensten Verhältnissen lebend, ohne hervorragende Bildung, ohne Vermögen, ohne Dienerschaft und Pferde, kurz ohne Alles, was mich berechtigt hätte, eine Rolle zu spielen in dem vornehmen Kreise, zu welchem nur mein Grafentitel mir Zutritt gewährte, der, nicht getragen durch entsprechende Besitzthümer, eben nur eine Schaale ohne Kern war und mir wenig zur Empfehlung gereichen konnte: was Wunder denn, daß ich damals weniger beachtet wurde als jetzt, wo ich die Mittel habe, standesgemäß aufzutreten. Dieser Punkt erledigt sich also von selbst. Aber über das Verhältniß Eugeniens zum Fürsten Mussin muß ich mir allerdings Aufklärung verschaffen; hat er ernste Absichten auf sie und liebt sie ihn mehr als mich, so werde ich mich als ein Mann in mein Schicksal zu finden wissen.

In solcher Gemüthsstimmung kam er zu Eugenien, die ihn, nach einigem Parlamentiren mit der Kammerfrau, empfing, obgleich es noch früh am Tage war und sie noch nicht Toilette gemacht hatte.

Er fand sie in einem höchst eleganten, duftigen Morgencostüm, das ihr, nach seinem Urtheil, ganz bezaubernd stand und mit dessen blendender Weiße ihr üppig darauf niederwogendes, wundervolles schwarzes Haar contrastirte, wie Raben mit frisch gefallenem Schnee, darauf sie niederfliegen.

„Ich empfange sonst Niemand in so früher Stunde und in solchem Negligé," sagte sie im wohlthuendsten Deutsch, ihn zugleich bedeutend, sich neben sie auf das Sopha zu setzen, „allein mit Ihnen mach' ich gern einmal eine Ausnahme."

„Warum gerade mit mir?" fragte er in einem Tone von Ungewißheit, wie er ihre Worte deuten solle.

„Aus verschiedenen Gründen," entgegnete sie mit ruhiger Freundlichkeit; „einmal, weil Ihre offenen blauen Augen mir Vertrauen einflößen; dann, weil ich sicher bin, von Ihnen keine der faden Complimente zu hören, die den meisten anderen Herren ebenso geläufig sind, wie mir widerwärtig; hauptsächlich aber, weil es mich freut, einmal ungestört mit Ihnen plaudern zu können, wozu sich mir bis jetzt noch keine rechte Gelegenheit geboten."

„Ich bin doppelt glücklich über diesen Vorzug," erwiederte er mit sichtbarer Befriedigung, „der mich so überaus angenehm überrascht und zugleich überzeugt, daß Sie die deutsche Sprache mit derselben anmuthigen Leichtigkeit beherrschen, wie die französische."

„Die anmuthige Leichtigkeit auf Rechnung Ihrer wohlwollenden Einbildung gesetzt," sagte sie lächelnd, „ist es wirklich kein großes Verdienst von mir, beide Sprachen geläufig zu sprechen, da ich als die Tochter französischer Eltern von guter Familie, die durch die Revolution aus ihrer Heimath vertrieben wurden, in Deutschland eine sorgfältige Erziehung erhalten habe. Uebrigens weiß ich kaum, ob es ein Glück ist für einen Menschen, mit seinen beiden Füßen in zwei verschiedenen Nationalitäten zu stehen. Ich möchte es eher für ein Unglück halten, denn die äußeren Vortheile, welche daraus entspringen, vermögen die inneren, tiefwurzelnden Nachtheile nicht aufzuwiegen. Der natürliche Zwiespalt ringt vergebens nach völliger Ausgleichung. Ich komme mir oft vor wie ein Doppelwesen, bestehend aus zwei unzusammengehörigen oder unverträglichen Theilen, und ich weiß nicht, welchem von beiden ich den Vorzug geben soll. Mit meinem Herzen bin ich deutsch, mit meinem Verstande bin ich französisch. Will ich mich einmal gemüthlich aussprechen, so ist mir die deutsche Sprache die liebste; in den Kreisen der großen Welt ziehe ich die französische vor, weil sie die Unterhaltung wesentlich dadurch erleichtert, daß man in ihr viel sprechen kann, auch ohne viel zu sagen, und bin ich einmal in Gesellschaft, so sehe ich nicht gern, daß die Unterhaltung ins Stocken geräth. Ein wortkarger Deutscher kann ein geistvoller Mann sein und dafür gelten, ein wortkarger Franzose nicht; aber ich habe bemerkt, daß selbst die schweigsamsten Deutschen gesprächiger werden, sobald die Unterhaltung französisch geführt wird."

„Das kann ich von mir nicht behaupten," entgegnete Graf Karlsburg, „Herz und Zunge sind bei mir immer am beweglichsten, wenn ich meine Gefühle und Gedanken nicht erst ins Französische zu übersetzen brauche. Darum konnte mir bei meinem Eintritte in Ihr Haus heute, nächst der Freude, gleich empfangen zu werden, nichts Angenehmeres widerfahren, als deutsch von Ihnen angeredet zu werden und dann zu hören, daß Ihnen selbst die deutsche Sprache die liebste sei, wenn Sie sich einmal gemüthlich aussprechen wollen."

„So ist es in der That," sagte Eugenie, „und ich bedaure nur, daß wir uns nicht schon früher deutsch mit einander verständigt haben. Aber um gemüthlich plaudern zu können, muß man sich's bequem machen. Warum behalten Sie Ihren Hut in der Hand?"

„Gnädigstes Fräulein —"

„Nein, keine Widerrede; legen Sie ab!" Sie nahm ihm den Hut aus der Hand mit den Worten: „Was seh' ich, es ist ja ein Flor daran. Darf ich fragen, wem die Trauer gilt?"

„Meinem Oheim, der vor zehn Monaten gestorben ist."

„Ein schmerzlicher Verlust?"

„Ich hatte ihn sehr lieb und verdanke ihm Alles, was ich habe. Er war mir ein zweiter Vater; meinen ersten hab' ich kaum gekannt."

„Also ist Ihre Trauer eine aufrichtige, obwohl zehn Monate schon viel gethan haben müssen, sie zu mildern. Ich, für mein Theil, habe niemals, seit ich selbständig denke, die Heimgegangenen bedauern können, sondern nur die Hinterbliebenen, denen durch den Tod eines lieben Angehörigen eine schmerzliche Lücke geschlagen wurde. Der Tod an sich hat für mich nichts Schreckliches. Ich könnte wissen, daß ich morgen sterben müßte und würde das nicht als ein Unglück beklagen."

1*

„Aber ich," rief der junge Graf lebhaft, „und ich kann mir auch kaum denken, daß das, was Sie eben gesagt haben, mehr als eine flüchtig hingeworfene Bemerkung ist; ich müßte es sonst für eine Sünde halten."

„Eine Sünde?" fragte sie mit lächelndem Staunen. „Ich wäre neugierig zu hören, wie Sie einen solchen Vorwurf begründen wollten."

„Sehr leicht," entgegnete er ganz eifrig: „Was wäre die Welt ohne die Schönheit des Weibes, und wo giebt es höhere Schönheit als die durch Geist verklärte! Das Licht brennt nicht, um sich selbst zu leuchten, sondern Andern, und so sind auch die Himmelslichter der Schönheit und des Geistes in Ihnen entzündet, um Andern zu leuchten, die Menschen zu begeistern und zu beglücken. Wie darf nun in einem Wesen, dem der Himmel solche Fülle des Segens verliehen, das Gefühl oder der Gedanke der Gleichgültigkeit dagegen aufkommen!"

„Wissen Sie auch wohl," entgegnete sie, ihn mit lieblicher Halsbewegung so beseligend freundlich anblickend, daß er seine Gefühle kaum noch zu beherrschen vermochte, „wissen Sie auch wohl, lieber Graf, daß Sie mir eben in Form eines Vorwurfs die größte Schmeichelei gesagt haben, die ich je gehört? Aber angenommen, der Himmel hätte mir wirklich solche Reize verliehen, wie Sie an mir rühmen, so kann ich doch nicht zugeben, daß mir oder Andern ein solches Glück daraus erblühete, wie Sie glauben. Ich habe noch nie einen Mann so recht von Herzen geliebt und folglich auch noch keinen beglücken können, denn daß mein bloßer Anblick schon beglückend wirke, werden Sie mir nicht einreden. An Huldigungen, selbst an begeisterten Huldigungen hat es mir allerdings nicht gefehlt, und ich will auch nicht leugnen, daß sich eine Zeit lang meine Eitelkeit dadurch geschmeichelt fühlte, allein mein Herz hatte nichts damit zu thun. Ich mochte keinem Manne meine Hand reichen ohne mein Herz, und so oft ich dieses ernstlich prüfte, entschied es immer zu Gunsten seiner Freiheit. So habe ich denn, wofern ich den Betheuerungen der Männer, welche mir ihre Huldigungen dargebracht, glauben darf, schon verschiedene unglücklich gemacht, glücklich noch keinen. Sie sehen hieraus, lieber Graf, daß Ihre Folgerungen nicht zutreffen."

„Ist es denn nicht schon ein Glück, in Ihrer Nähe zu weilen?" rief er leuchtenden Blicks. „Sie könnten bloß durch Ihre Augen eine ganze Armee zu den größten Heldenthaten begeistern. Daß aber vielleicht kein Mann so starke Gefühle in Ihnen zu erwecken vermag, wie Sie in ihm, kann ich begreifen. Wer zu Höherem aufblickt, giebt eben dadurch zu erkennen, daß er niedriger steht. Wenn es im Kriege gilt, eine Festung zu erstürmen, so lassen sich die Hinterherdrängenden durch den Fall ihrer Vorgänger nicht aufhalten; es geht über ihre Leichen hinweg zum Ziele hin. Die Liebe ist auch ein Krieg, wo das Herz das Commando führt. Ich liebe — ich liebe Sie, und mein Herz gebietet mir, Ihnen das ohne alle Umschweife zu gestehen. Ich verlange nicht, daß Sie eine gleiche Leidenschaft für mich fühlen, wie ich für Sie; ich wünsche nur, daß Sie mein Weib werden, daß ich mich selbst und Alles, was mein ist, Ihnen zu Füßen legen darf, als meiner Herrin für jetzt und immerdar!"

„Sie sehen, ich habe Ihre Liebeserklärung ernst und theilnahmsvoll angehört, lieber Karlsburg, und ich will Ihnen gestehen, daß sie mich nicht nur wohlthuend berührt hat, sondern daß ich auch, wenn ich mich überhaupt entschließen könnte, meine Hand zu verschenken, sie Niemandem so vertrauensvoll reichen würde wie Ihnen. Aber ich schlage Ihnen zu Ihrem eigenen Besten vor: lassen Sie uns gute Freunde sein, ohne uns durch die Ehe zu binden! Ich glaube, wir würden uns Beide am wohlsten dabei fühlen, wenn in einem solchen Freundschaftsbunde auch nicht alle Wünsche befriedigt werden können. Denn selbst angenommen die — wirklich nicht geringe — Neigung, welche ich schon jetzt für Sie fühle, würde über kurz oder lang zu mächtiger Leidenschaft emporlodern, was bei meinem lebhaften Temperament sehr wahrscheinlich wäre, so könnte ich doch für die Dauer solcher Gefühle nicht bürgen; Sie würden sich vielleicht eines Tages enttäuscht sehen und unglücklich werden, unglücklicher als jetzt durch Entsagung. Es fehlt mir der rechte Sinn der Demuth und Unterwürfigkeit, wie ihn eine Ehefrau haben soll. Eine etwas freie Erziehung

und das Leben in der Welt hat mich vielleicht mehr verwöhnt, als gut ist; ich liebe freie Bewegung; ich habe Launen, die ich immer gern befriedigen möchte; ich habe Fehler, die ich selbst genau kenne und doch nicht ablegen kann, die aber, so lange ich frei bin, nur mir zum Nachtheil gereichen, während sie, wenn ich auf Ihre Wünsche einginge, auch Ihnen verderblich werden müßten. Und" — fügte sie, seine Hand ergreifend, mit seelenvollem Tone hinzu — „ich möchte Sie gern glücklich sehen, denn ich liebe Sie wirklich.... Deshalb rathe ich Ihnen, eine Ihr häusliches Glück mehr als ich verbürgende Gattin zu wählen."

„So leicht sollen Sie mir nicht entkommen!" rief er, ihre feine Hand, aus welcher schon ein wundersames Feuer in die seine geströmt war, an die glühenden Lippen führend: „Liebt man die Sonne weniger, weil sie Flecken hat oder sich zuweilen verdunkelt? Sie sollen die Sonne meines Lebens sein, und wenn Sie meine Fehler und Launen so leicht tragen werden wie ich die Ihrigen, so kann's uns an Glück nicht mangeln, und wenn Sie wirklich schon ein wenig Liebe für mich fühlen...."

„Ich fürchte mehr, als für meine Ruhe gut ist," hauchte sie mit hinschmelzendem Tone.

Er wollte sie im Ueberschwang der Gefühle an sich ziehen, aber sie entwand sich seiner Umarmung mit einem Ausdruck von Hoheit und Würde, die seinem kühnen Aufschwunge schnell die Flügel lähmte.

„Sie haben mein Vertrauen mißbraucht," sagte sie sich erhebend, „und das darf nicht wieder geschehen, wenn wir ferner mit einander verkehren sollen."

Er hatte sich natürlich auch gleich erhoben und stammelte in seiner Verlegenheit Allerlei, um sie um Verzeihung zu bitten und zu besänftigen.

In diesem Augenblicke trat die Kammerfrau ein und fragte, ob Fürst Mussin angenommen werden solle: er komme gerade aufs Haus zu.

„Sag' ihm, ich könne ihn jetzt nicht empfangen," erwiederte Eugenie, „da ich im Begriff sei, Toilette zu machen."

Graf Karlsburg hatte inzwischen einigermaßen ernüchtert nach seinem Hute gegriffen, in der Annahme, daß die Weisung Eugeniens an ihre Kammerfrau zugleich ihm als Wink gegolten habe, sich zu verabschieden.

„Ich hoffe," sagte er mit ehrerbietiger Verbeugung, „daß der vielleicht zu lebhafte Ausdruck meiner Gefühle mir nicht schlimmer gedeutet wird, als er gemeint war, und daß ich für das Bekenntniß meines innigsten Bedauerns über das Vorgefallene Ihre Verzeihung mit nach Hause nehme."

Seine Züge heiterten sich sofort wieder auf, als Eugenie mit ruhiger Freundlichkeit seine Hand ergreifend sagte:

„Ich bin Ihnen durchaus nicht böse, lieber Karlsburg, und bedaure, daß Sie schon gehen wollen. Ich wollte Sie nicht verletzen durch meine Aeußerung, und noch weniger vertreiben, sondern nur dem vertraulichen Verkehr, in den wir nun einmal hineingerathen sind, seine nothwendigen Grenzen stecken, um ihm eine längere Dauer und die rechte Freiheit der Bewegung zu sichern. Ich kann mich nur da ganz unbefangen gehen lassen, wo ich sicher bin, daß die Grenzen des strengsten Anstandes eingehalten werden, das heißt, daß auch unter vier Augen nichts geschieht, was nicht alle Welt sehen könnte. Gehen Sie auf diese Bedingung ein, so sind Sie mir der angenehmste aller Gäste, und wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so nehmen Sie Ihren Platz an meiner Seite auf dem Sopha wieder ein und lassen Sie uns noch ein wenig mit einander plaudern. Oder sind Sie böse über meine Aufrichtigkeit?"

„Nicht im geringsten," sagte er, sich wieder zu ihr setzend; „ich bin doppelt glücklich, bei Ihnen weilen zu dürfen, nachdem Sie eben dem Fürsten Mussin den Eintritt verweigert haben. Offenheit gegen Offenheit: ich fürchtete, daß er den Vorzug in Ihrem Herzen habe und daß Ihre größere Neigung zu ihm Sie hauptsächlich verhindere, Ihr Lebensschiff meinem Steuerruder anzuvertrauen."

„Von diesem Irrthum will ich Sie gründlich heilen," entgegnete sie mit bezauberndem Lächeln, „indem ich Sie zu meinem Bundesgenossen gegen den Fürsten mache, der nur meinem Verstande gefährlich war, nie meinem Herzen. Er ist mir, trotz unseres langen und lebhaften Verkehrs, noch nie so nahe gekommen wie Sie heute und würde nie gewagt haben, was Sie heute gewagt. Ihnen habe ich's auf der Stelle verziehen; ihm würd' ich's

nicht verzeihen. Begreifen Sie den Unterschied?"

Der Graf athmete so freudig auf, als ob eine schwere Bürde von seiner Seele gewälzt wäre.

„Ich danke Ihnen für Ihr Geständniß," sagte er, „ohne welches mich immer noch ein gewisser Zweifel gequält haben würde; denn obwohl der Fürst schon ein Mann von reiferen Jahren ist, so hat er doch, selbst abgesehen von seinem Range und seiner glänzenden Unterhaltungsgabe, in seinem Wesen etwas selbstbewußt Ueberlegenes, das ihn Damen gegenüber entschieden gefährlich erscheinen läßt."

„Gefährlich ist er in der That," sagte Eugenie, „aber, wie ich schon bemerkt habe, nur von Seiten des Verstandes, nicht des Herzens. Es wird mir nie recht warm bei ihm, aber ich unterhalte mich gern mit ihm, obgleich seine Unterhaltung mir selten einen wohlthuenden Eindruck zurückläßt, da er mehr Zweifel weckt, als löst, mehr Fragen aufwirft, als sich beantworten lassen, mehr sophistisch blendet, als philosophisch überzeugt. Allein, er ist so reich an Welterfahrung und mannigsachen, wenn auch nicht gründlichen Kenntnissen, und hat dabei eine solche Schlagfertigkeit des Ausdrucks, daß er immer lebhaft anregend wirkt, gleichviel, ob er mit sich fortreißt oder zum Widerspruch herausfordert. Ich habe deutsche Gelehrte mit ihm disputiren hören und immer verstanden, was er sagte, hingegen selten, was sie sagten, weil ich ihm bei seiner blitzartigen Ausdrucksweise folgen konnte, ihnen bei ihren verwickeltern Reden nicht, obgleich sie später regelmäßig behaupteten, er habe viel Glänzendes gesprochen, aber gar nichts zur Sache Gehöriges gesagt. Dem sei nun wie da wolle, er muß jedenfalls ein bedeutender Mensch sein und man kann nicht umhin, sich für ihn zu interessiren."

„Um so unbegreiflicher ist es mir, daß er keinen tiefern Eindruck auf Sie gemacht haben soll und daß Sie mich, wie Sie so freundlich waren zu sagen, ihm vorziehen."

„Sie sind mir lieber, weil — Sie mir lieber sind! Das wäre Logik genug für eine Frau. Aber ich will Ihnen ferner gestehen, daß ich in Sachen des Herzens auf das Reden der Männer nur insoweit Gewicht lege, als ich glaube, daß es der wahre Ausdruck ihres Herzens ist. Das glaube ich zum Beispiel bei Ihnen, während ich beim Fürsten Mussin nicht so ganz überzeugt davon bin. Deshalb ziehe ich Ihr schlichtes Wort den schimmernden Redekünsten des Fürsten vor, und doch möchte ich seine Unterhaltung nicht entbehren, die mir ein Gewohnheitsbedürfniß geworden als eine aufrüttelnde Bewegung des Geistes, ähnlich wie das Reiten eine aufrüttelnde Bewegung des Körpers ist. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?"

„Nicht so ganz; allein die Schuld wird nur an mir liegen, da mir so subtile Unterscheidungen nicht geläufig sind."

„Ich will etwas weiter ausholen, um mich ganz klar auszudrücken. Vor drei Jahren, als ich zum ersten Male mit meiner leidenden Mutter in dies Bad kam, war ein junges englisches Ehepaar fast unser einziger Umgang. Die männliche Hälfte des glücklichen Paares war ein noch junger Major, der, theils in dienstlichen Aufträgen, theils aus persönlichem Interesse lange in Amerika gelebt und dort viel mit den eingeborenen Indianerstämmen verkehrt hatte, welche — aus Gründen, die gleich zu Tage treten werden — solche Anziehungskraft auf ihn übten, daß er drei Jahre unter ihnen verweilte und sich so mit ihren Sitten, ihrer Sprache und Lebensweise vollkommen vertraut machte. Er behauptete nun — und bewies es in allen Stücken, so weit ich darüber urtheilen konnte — daß diese drei Jahre, obgleich während derselben an seine wissenschaftliche Fortbildung nicht zu denken gewesen war, ihn doch menschlich mehr gefördert hätten als alle wissenschaftliche Ausbildung vermocht haben würde. Er war keineswegs ein Verächter der Wissenschaft, vielmehr ein gründlich geschulter und emsig nach Erweiterung seiner Einsicht und Kenntnisse ringender Mann, der die Früchte seiner Studien und Beobachtungen mit seiner Feder und Zunge darzubieten wußte. Seine Schilderungen machten in eingeweihten Kreisen großes Aufsehen und blieben der Menge nur deshalb unverständlich, weil er zuviel voraussetzte, nur das Nothwendigste sagte, jedes überflüssige Wort vermied. Ihn mit Genuß lesen oder hören hieß zugleich scharf mit ihm denken; zu bequemer oder gar müßiger Unterhaltung war seine Darstellung nicht angethan und jede conventionelle Phrase ihm ein Gräuel.

Er war so wortkarg, daß ihn alle Fernstehenden für einen Sonderling halten mußten; hatte man sich aber in seine Art und Weise zu sein und sich auszudrücken hineingelebt, so mußte man unwillkürlich seine eindrucksvolle Mittheilungsfähigkeit höher stellen als die landläufige und vielgepriesene Beredsamkeit Anderer, deren etwaige Gedankenperlen man aus einem Meere von Worten herausfischen muß. Und hier komme ich zu dem Punkte, der uns erklärt, weshalb der Major auf seinen Aufenthalt bei den Wilden so großes Gewicht legte. Er war nichts weniger als ein Naturschwärmer im Sinne eines Jean Jacques Rousseau; er wußte sehr wohl die Segnungen der Cultur zu schätzen und es fiel ihm nicht ein, die Rückkehr zu den sogenannten Naturzuständen für das Ziel der gebildeten Menschheit zu halten. Nur Eines hatte ihm entschieden bei den Wilden besser gefallen als bei uns, nämlich ihre Art sich mitzutheilen, ihre Ehrfurcht vor der Sprache als eines himmlischen Geschenks und ihre heilige Scheu vor Mißbrauch derselben durch unnütze Worte. „Wenn ein Indianer," sagte er, „in das Zelt eines Andern tritt, dessen Sprache er nicht versteht, so weiß er sich durch Blicke und Geberden verständlich zu machen; und wenn er auch die Sprache versteht, so drückt er doch mehr durch Auge und Hand als durch Worte aus, die er möglichst sparsam gebraucht, gleich als ob man mit einem so kostbaren Gute nicht verschwenderisch umgehen dürfe. Durch solche Ehrfurcht vor der Sprache wird nun jeder Unwahrheit vorgebeugt, zu welcher unsere conventionelle Phrasenmacherei so leicht verführt, ja oft zwingt, wenn man nicht für unhöflich gelten will; es wird ferner dadurch alles Geklatsch, alle böse Nachrede vermieden und somit Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Duldung im Menschen gefördert. Unser Freund, der Major, machte uns durch sein Beispiel höchst eindrucksvoll anschaulich, wieviel man sagen kann, ohne zu sprechen, indem er bei seinem Eintritt in eine große Gesellschaft das klare Auge rasch über alle Anwesenden hinschweifen ließ, und sich sofort mit Jedem, dessen Blicke den seinen begegneten, in ein bestimmtes Verhältniß setzte. Zuneigung und Abneigung, Freude und Mißbehagen, Bewunderung und Tadel spiegelten sich, mit Blitzesschnelle wechselnd, in seinem bedeutenden Auge ab und Jeder, den es traf, wußte gleich, was ihm galt, ohne daß ein Wort gewechselt wurde. Reichte er Jemandem mit beifälligem Kopfnicken die Hand, so durfte dieser gewiß sein, einen Freund fürs Leben an ihm zu haben; Jeder, den er freundlich ansah, fühlte sich dadurch geschmeichelt, und wenn er nun gar sprach, so fielen seine Worte weit schwerer ins Gewicht als die aller Andern, weil sie als der unverfälschte Ausdruck seines Innern und gleichsam die Verkörperung seiner Blicke an Sinn und Bedeutung gewannen. Der merkwürdige Mann fesselte mich dergestalt durch seine beredte Schweigsamkeit, daß mir das zungengeläufige Reden der Andern ganz nichtig dagegen erschien und ich so recht die abgenutzte Hohlheit unserer Umgangssprache erkennen lernte, welche weit mehr als Maske denn als Ausdruck menschlichen Fühlens und Denkens dient. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, mich Ihnen ganz verständlich zu machen."

„Vollkommen," erwiederte der junge Graf; „ich fühle, daß in Allem, was Sie da sagen, sehr viel Wahres ist, denn ich habe ähnliche Erfahrungen gemacht, wie der englische Major bei den Indianern und Sie bei dem englischen Major, ich habe mir nur von dem, was ich erfahren, nicht so klare Rechenschaft geben können, wahrscheinlich, weil mir infolge meiner mangelhaften Bildung die Fähigkeit vergleichender Beobachtung und somit der Muth eines eigenen Urtheils fehlte. Aber wie viele Beispiele könnte ich Ihnen aus meinen Kriegszügen anführen zur Bestätigung Ihrer Beobachtungen! Welche Worte könnten den Gesichtsausdruck eines Kriegers veranschaulichen, der uns im heißen Kampfe gegenübersteht, oder die Augensprache der spanischen Nonnen, wenn wir in ein Kloster einrückten und sie erst nicht wußten, ob wir als Freunde oder als Feinde kamen, oder das Mienenspiel unserer russischen Quartiergeber auf dem Marsche nach Borodino! Wie oft hat mir auf den Schlachtfeldern Spaniens und Rußlands das brechende Auge, der qualvolle Gesichtsausdruck, das Seufzen und Stöhnen Sterbender Geschichten erzählt, die sich in Worten nur dürftig wiedergeben ließen. Aber wie im Schmerz geht's auch in der Freude: die ganze Tonleiter unserer Gemüthsbewegungen spricht sich weit eindringlicher durch

Blicke als durch Worte aus, die gleichsam nur Hülfs- und Ersatztruppen der Hauptmacht unserer Augen- und Geberdensprache sind, von denen wir im Feindeslande, dessen Sprache wir nicht verstehen, am wenigsten Gebrauch machen können." Eugenie mußte unwillkürlich lächeln bei diesem militärischen Vergleiche, während Karlsburg, sich immer lebendiger in seine Erinnerungen vertiefend, fortfuhr: „Braucht uns dieser Feldherr nach einer gewonnenen, oder jener Feldherr nach einer verlorenen Schlacht erst zu erzählen, wie's ihm ums Herz ist? Alle Worte der Welt könnten nur stammeln, was sein Auge spricht und sein Heer mit ihm fühlt."

„Ich sehe," sagte Eugenie mit strahlendem Ausdruck, „daß Sie mich ganz verstehen und, was mehr ist, daß Sie ganz einverstanden mit mir sind. Sie werden nun auch begreifen, warum ich Sie dem Fürsten vorziehe; ich liebe Sie mehr als ihn, weil ich in Ihnen finde, was ich in ihm vermisse: Uebereinstimmung des innern und äußern Menschen. Darum glaube ich Ihnen Alles, was Sie sagen, während seine Worte mir oft Zweifel erwecken. Sonst, ich gesteh' es, würde er mir allerdings sehr gefährlich sein."

„Dann müssen Sie mir auch an den Augen absehen, wie glücklich mich dies Geständniß macht."

Eugenie nickte mit zustimmendem Blicke.

Er sah sie groß an mit seinen treuherzigen blauen Augen, während ihre leise verschleierten schwarzen Augen seine Blicke in sich zu saugen schienen wie die hereinbrechende Nacht das Tageslicht.

So saßen sie lange, Auge in Auge tauchend, ohne ein Wort zu sprechen, wobei sein anfangs ernstes Gesicht bald einen schelmischen Anflug gewann, der sie erst anmuthig lächeln und dann so herzlich lachen machte, daß ihre blendendweißen Zähne zwischen den rosigen Lippen hervorschimmerten.

„Warum reden Sie nicht?" fragte sie.

„Weil Sie mir gesagt haben, daß Ihnen die Augen- und Geberdensprache lieber sei als Worte."

„Als Hülfstruppen der Hauptmacht der Augen- und Geberdensprache lasse ich mir die Worte schon gefallen."

„Dann erlauben Sie mir die Frage, warum Sie bei der von Ihnen selbst zugestandenen Uebereinstimmung unserer Herzen mir Ihre Hand verweigern?"

„Den Grund habe ich Ihnen schon gesagt: weil ich meine Freiheit noch mehr liebe als Sie."

„Diesen Grund kann ich nicht gelten lassen, da Ihre Freiheit durch eine Verbindung mit mir in keiner Weise beschränkt wird, denn ich will Sie nicht zu meiner Sklavin, sondern zu meiner Herrin machen. Es genügt mir, zu wissen, daß Sie keinen Mann mehr lieben als mich; auf die Freiheit bin ich nicht eifersüchtig."

„Ihre Logik gefällt mir und es würde mir in der That keine große Ueberwindung kosten, nach solcher Verständigung Ihnen ganz anzugehören, wenn ich wüßte, daß ich Sie so glücklich machen könnte, wie Sie es erwarten."

„Sie brauchen das blos zu wollen."

„Ich versichere Sie, lieber Freund, daß ich bei den Gefühlen, die mich jetzt beherrschen, mehr um Sie als um mich selbst besorgt bin. Ich möchte Ihr Vertrauen nicht täuschen, und Sie könnten das, was ich unter Freiheit verstehe, in der Ehe leicht mißverstehen. Ich habe Ihnen von dem seltsamen Zwiespalt zwischen meinem Herzen und meinem Kopfe gesprochen. Von Seiten des Herzens sind wir einig, aber jener Zwiespalt macht, daß mein widerspenstiger Kopf häufig seine eigenen Wege geht. Wäre sonst nicht der offenbare Widerspruch unerklärlich, der sich daraus ergiebt, daß ich Ihnen mit aufrichtiger Bewunderung von dem wortkargen Engländer gesprochen und doch Vergnügen an der Unterhaltung des redseligen Russen finde?"

„Es würde mir nicht einfallen, Sie dieses Vergnügens zu berauben. Unser ganzes Leben besteht aus Widersprüchen und solange ich Ihres Herzens sicher bin, werde ich Ihrem Kopfe nicht wehren, auch seinen widerspruchsvollsten Neigungen zu folgen, da ich sehr wohl begreife, daß Sie mehr geistige Bedürfnisse haben, als ich zu befriedigen im Stande bin. Ich biete Ihnen Alles, was ich habe, und nehme das, was Sie mir dafür geben, als ein freies Gegengeschenk."

„Solcher Versuchung läßt sich nicht widerstehen. Wohlan, ich verlobe mich Ihnen durch diesen Kuß ... Sie aber sollen ganz frei sein, bis Sie ihn mir wiedergeben, was heute nicht geschehen darf, und morgen

auch nicht. Wir wollen nichts übereilen. Und geben Sie ihn mir nicht wieder, so behalten Sie ihn als eine freundliche Erinnerung an mich, und wohlgemerkt: als eine Erinnerung, deren sich kein anderer Mann von mir rühmen kann. In jedem Falle bleiben wir gute Freunde. Und somit Gott befohlen für heute! Ich hätte eher den Einsturz des Himmels erwartet," fuhr sie aufstehend fort, „als ein solches Ende unserer Unterhaltung."

„Der Himmel soll nicht über uns einstürzen, sondern sich vor uns aufthun," entgegnete er mit glühendem Haupte und Herzen. „Uebrigens glaube ich nicht, daß ich so glücklich bei Ihnen gewesen sein würde, wenn Sie mich nicht deutsch angeredet hätten. Ich hatte mir eine französische Rede einstudirt, die wahrscheinlich mehr Ihre Lachmuskeln in Bewegung gesetzt, als Ihr Herz gerührt haben würde."

„Wer weiß!" rief sie lächelnd; „ich habe mich mehr durch Ihre Augen bereden lassen als durch Ihre Worte. Doch nun genug für heute. Und vergessen Sie nicht, daß Sie mir gegenüber ganz frei sind."

II.

Graf Karlsburg schwebte nur so durch die Straßen hin, als er in sehr gehobener Stimmung Eugeniens Haus verlassen hatte. Er bemerkte in einiger Entfernung seinen Freund und bog rechts ab in die große Allee, um ihm auszuweichen, denn obwohl er sein übervolles Herz aller Welt hätte ausschütten mögen, so fühlte er sich doch gerade dem Freunde gegenüber am wenigsten dazu bewogen. In der Allee begegnete er einer ihm wohlbekannten Familie aus dem norddeutschen Küstenlande, mit einer etwa zwanzigjährigen Tochter, die als ein Muster echter Weiblichkeit galt und es auch war. Elise von Bornhof hatte nichts Blendendes, aber unendlich viel Anziehendes. Man konnte sie nicht gerade schön, aber wegen ihres schlanken, feinen Wuchses und ihrer edlen, wenn auch nicht ganz regelmäßigen Züge doch sehr hübsch nennen. Ihr ruhiges, seelenvolles Auge ließ, wie ihr ganzes anspruchsloses und doch würdevolles Wesen auf ein inniges und sinniges Gemüth schließen. Ihre nicht unbedeutenden Anlagen waren sorgfältig ausgebildet und sie hatte eine warme, reine Empfänglichkeit für alles Schöne in Kunst und Literatur, ohne selbst durch hervorragende Talente zu glänzen. Sie war überhaupt weniger dazu angethan, in der Welt zu glänzen, als in engerem Kreise erfreulich und wohlthuend zu wirken. Ihre ganze Erscheinung machte den Eindruck reiner Anmuth. Arthur glaubte bemerkt zu haben, daß sie sich sehr zu Graf Karlsburg hingezogen fühlte und würde sich sehr gefreut haben, wenn aus den Beiden ein Paar geworden wäre. Ohne Eugeniens Dazwischenkommen hätte sich's auch wohl von selbst so gefügt, da die Charaktere vortrefflich zu einander paßten und Karlsburg sich nirgends so reingestimmt und wohl fühlte wie in Elisens Gesellschaft. Die Eltern waren sehr begüterte, aber schlichte gottesfürchtige Leute von altem deutschen Schlage, in strenger häuslicher Zucht aufgewachsen und doch den erlaubten Freuden des Lebens durchaus nicht abgeneigt. Der Herr von Bornhof hatte sich im Befreiungskriege das eiserne Kreuz erkämpft, war aber sofort nach dem Friedensschluß aus dem Dienst getreten, um die Verwaltung seiner Güter wieder selbst zu übernehmen. Ein fleißiger und umsichtiger Landwirth, ließ er sich doch, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, ein gutes Glas Wein gut schmecken und traf in diesem Punkte völlig mit Graf Karlsburg zusammen, dessen wundersame Kriegsabenteuer er, nebst Frau und Tochter, immer mit großem Behagen anhörte, während er mit seinen eigenen Erlebnissen sehr zurückhaltend war. Aber Graf Karlsburg verstand auch in der That zu erzählen wie Wenige, wenngleich Mancher behauptete, daß er sich durch seine lebhafte Phantasie oft ein Bischen zu sehr fortreißen lasse und seine Geschichten jedesmal mit neuen Ausschmückungen zum Vorschein bringe, wie das wohl den meisten phantasievollen Erzählern, selbst bei der strengsten Wahrheitsliebe, zu ergehen pflegt.

Graf Karlsburg fühlte sich im Kreise der Bornhof'schen Familie wie zu Haus und wußte vielleicht nur deshalb die ihm dort gebotenen Annehmlichkeiten nicht nach Gebühr zu schätzen, weil sie ihm zu leicht gemacht wurden. Die zuverlässigen Freunde erkannten ihn kaum wieder, als er ihnen nun in seinem aufgeregten Zustande in der großen Allee begegnete. Ihnen mitzu-

theilen, was ihm Herz und Kopf in solche Gluth versetzt hatte, wagte er nicht; auf ihre Fragen gab er verwirrte Antworten; der prüfende Blick, den Elise auf ihn richtete, vermehrte nur seine Verwirrung; die Einladung, mit der Familie am Nachmittage einen Ausflug zu machen, lehnte er unter allerlei nichtigen Entschuldigungen ab und war mit sich selbst sehr unzufrieden, als er nach Hause kam und die Erlebnisse des Vormittages überdachte. Es wurde ihm zum ersten Male klar, daß sein vertraulicher, wenn auch durchaus harmloser Umgang mit der ihm selbst sehr sympathischen Elise in diesem unverdorbenen Mädchenherzen Gefühle erweckt habe, die über bloße Freundschaft hinausgingen. Er fand auch, indem er Elise mit Eugenien verglich, gar Manches, was Jener sehr zum Vorzug gereichte. Seine Unbefangenheit ihr und ihren würdigen Eltern gegenüber war hin und schmerzlich drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß es nun mit dem traulichen Verkehr in der liebenswürdigen Familie auf immer vorbei sei. Doch folgte dieser Gedankenströmung bald eine andere, die ihm das glänzende Glück vorführte, welches er an Eugeniens Seite finden müsse. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, so schnell ein Frauenherz erobert zu haben, das sich bisher unüberwindlich gezeigt. Er gedachte des Zaubers, den Eugeniens Nähe auf ihn geübt, des geistigen Aufschwungs, den er schon durch sie genommen und noch immer weiter nehmen werde; er malte sich die Triumphe aus, die er mit einer so blendenden Schönheit in der Welt feiern müsse, und da ihm die stürmvolle Unruhe seines Zustandes unerträglich war und er Niemand wußte, dem er sein übervolles Herz ausschütten konnte, wie er gern gethan, so nahm er sich vor, die Wartefrist abzukürzen und durch Beschleunigung seiner Verlobungserklärung der Sache ein schnelles Ende zu machen.

Er fand Eugenie nicht zu Hause; man sagte ihm, sie sei mit dem Fürsten Mussin ausgeritten.

„Immer dieser Fürst Mussin!“ rief Graf Karlsburg einigermaßen ärgerlich. Er ließ sich ebenfalls ein Pferd satteln und sprengte in gewaltiger Aufregung ein paar Stunden in der Gegend umher, traf aber die Gesuchten erst, als sie langsam, scheinbar in ein eifriges Gespräch vertieft, von ihrem Spazierritte heimkehrten.

Eugenie sah wundervoll aus auf ihrem Apfelschimmel. Das enganliegende Reitkleid von grünem Sammet hob ihre majestätische Büste mit dem prächtigen Halse und dem stolzen, von dunklen Locken umwogten Kopfe auf das anmuthigste hervor, während es unten in weichen Linien herabwogte.

Bei ihrem Anblick war Graf Karlsburg wieder unter ihrem Zauber. Er begrüßte den Fürsten, der sich ebenfalls auf seinem Fuchs sehr vortheilhaft ausnahm, flüchtig und bedeutete ihn, daß er ein Wort allein mit Eugenie zu sprechen habe. Der Fürst trabte ein wenig vor und Karlsburg, langsam an Eugeniens Seite reitend, sagte:

„Ich muß diesem unerträglichen Zustande der Unruhe ein Ende machen, Eugenie; mein Entschluß steht heute so fest, wie er übermorgen stehen wird: warum feiern wir unsere Verlobung nicht gleich heute? Ich kann unmöglich warten bis übermorgen.“

„Sie müssen warten, zu Ihrem eigenen Besten; ja, Sie dürfen mich bis übermorgen gar nicht mehr sehen. Doch da Sie einmal hier sind, so reiten Sie mit uns jetzt ins Bad zurück; dann aber werde ich Sie bis übermorgen nicht empfangen. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“

Eugenie sprengte nach diesen Worten voraus zum Fürsten; Karlsburg folgte, und als die Drei beisammen waren, ritten sie, die Dame in der Mitte, langsam in das Bad zurück. Sie hatten dieses kaum erreicht, als ein schnellfahrender Wagen hinter ihnen herrasselte; Karlsburg lenkte seinen Rappen zur Seite, um Platz für den Wagen zu machen, und erkannte darin seinen Freund Arthur mit der Familie von Bornhof. Die Begrüßung war eine auffallend kühle; auch glaubte Karlsburg zu bemerken, daß Elise sehr angegriffen aussehe.

Noch verstimmter als am Vormittage kam er nach Hause zurück und brachte eine sehr unruhige Nacht zu. Wenn er auf ein kurzes die Augen schloß, träumte er, und immer tauchte das Bild Elisens vor ihm auf, die ihm im Traume schöner erschien, als sie im Leben war. Um sich zu zerstreuen und die Zeit zu vertreiben, die bleiern auf ihn drückte, fing er am nächsten Morgen an, seine jüngsten Erlebnisse und Eindrücke aufzuzeichnen. Das beruhigte

ihn und stimmte sein gereiztes Urtheil über Eugenie milder.

„Darf ich mich über sie beklagen," sagte er, „weil sie, um mich vor jeder Uebereilung zu wahren, mir Zeit lassen will zu reifer Ueberlegung? Widerlegt sie dadurch nicht auf das bündigste alle spießbürgerlichen Voraussetzungen Arthur's? Sie ist an mich gebunden, während sie mir vollkommene Freiheit des Handelns läßt und mir wahrscheinlich nicht einmal einen Vorwurf daraus machen würde, wenn ich mich statt mit ihr, mit Elisen verlobte."

Dieser Gedankengang brachte seine Gefühle wieder in die für Eugenie günstigste Strömung und er versäumte nicht, als die Zeit erfüllt war, ihr seinen Verlobungskuß pünktlich darzubringen, wobei er sich auch gleich die Freiheit nahm, sie mit dem vertraulicheren „Du" anzureden. Er fand sie an diesem Tage bezaubernder als je. Sie sträubte sich anfangs gegen die sofortige Veröffentlichung der Verlobung, gab aber bald seinen Gründen nach, daß es nicht rathsam sein würde, die Sache lange geheim zu halten. Sie sagte, es sei ihr sehr schwer geworden, die Einwilligung ihrer leidenden Mutter zu erlangen, welche gehofft hatte, daß sie immer bei ihr bleiben werde. Er mußte sie in das Zimmer der Kranken begleiten, um in aller Form um die Hand Eugeniens anzuhalten und den mütterlichen Segen zu erbitten. Die alte Dame machte auf ihn einen wenig günstigen Eindruck; ihr dunkles Auge hatte etwas unheimlich Stechendes; die Gesichtszüge zeigten eine gewisse rohe Aehnlichkeit mit denen Eugeniens und man konnte noch Spuren ehemaliger Schönheit darin entdecken, aber es fehlte ihnen aller weibliche Ausdruck. Dazu war ihre Stimme von kreischender Heiserkeit und ihre Haltung ohne Würde. Sie sagte, daß sie sich noch gar nicht in den Gedanken finden könne, sich von Eugenie, ihrem Herzblatt, trennen zu müssen; hoffentlich werde es ihm mit der Hochzeit keine zu große Eile haben. Er war im Begriff zu erwiedern, daß sie sich ja von ihrer Tochter nicht zu trennen brauche, auch wenn dieselbe verheirathet wäre; allein die Vorstellung, die unsympathische Dame als Mitgift ins Haus zu bekommen, erschien seiner lebhaften Phantasie so abschreckend, daß er sich begnügte zu sagen, er habe den siebenten September als den Hochzeitstag angesetzt; es sei das der Jahrestag der Schlacht von Borodino, ein für ihn sehr denkwürdiger Tag, dem er durch seine Verbindung mit Eugenie eine noch höhere Weihe geben wollte.

Allein so wohlfeilen Kaufs ließ ihn die alte Dame nicht los. Sie fühle nur allzudeutlich, sagte sie, daß es sie das Leben kosten würde, sich auf lange von ihrer Eugenie zu trennen, und fragte ihn sehr angelegentlich nach dem Klima und der Lage seiner Besitzungen.

„Die Lage meiner Besitzungen," erwiederte er, „läßt wenig zu wünschen übrig; fruchtbare Ebenen wechseln ab mit waldreichem Hügelland; wir haben prächtige Forsten und Jagden. Auch das Klima ist gut; allein die Luft weht in unsern Bergen häufig ein Bischen rauh; meine Güter liegen im Norden Deutschland's und so milde wie hier im Süden ist dort das Klima nicht, wo die Rebe nicht fortkommt. Uebrigens haben wir gewöhnlich ein paar sehr schöne Sommermonate und an ländlichen Vergnügungen ist kein Mangel."

„Die Sommermonate muß ich leider immer in den Bädern zubringen und die ländlichen Vergnügungen sind für mich so gut wie nicht vorhanden: Sie sehen, daß ich gelähmt bin, ans Zimmer gefesselt; sogar ins Bad muß ich mich tragen lassen."

Sie sagte das in einem so mürrischen Tone und sah ihn dabei so vorwurfsvoll an, als ob er an Allem schuld wäre.

Der scharfblickenden Eugenie entging das Unbehagliche seiner Stimmung nicht und sie suchte der peinlichen Scene ein rasches Ende zu machen.

„Du siehst, der Zustand meiner guten Mutter," sagte sie in ihrem weichsten Tone, „macht es uns leider unmöglich, lieber Karlsburg, unsere Verlobung hier in großer Gesellschaft zu feiern. Wenn es dir recht ist, wollen wir einen Spazierritt machen und uns dabei über Alles besprechen."

Ihm kam dieser Vorschlag so erwünscht, daß er, bei seiner leicht überströmenden Gutmüthigkeit, beim Abschiede ganz zärtlich gegen die alte Dame wurde, ihr die Hand küßte und sagte:

„Ich hoffe, daß Sie sich auch im Norden bei uns heimisch und wohl fühlen werden; wir haben bequeme Räumlichkeiten und es giebt Mittel und Wege genug, die rauhen Winde unschädlich zu machen."

Eugenie warf ihm einen dankbaren Blick zu, und er eilte nach Hause, um seinen Rappen satteln zu lassen.

Das Wetter konnte für einen Ausflug ins Freie nicht günstiger gedacht werden. Ein mehrstündiger nächtlicher Regen hatte den Staub gestampft und die Hitze abgekühlt. Die Luft war frisch und der Himmel freundlich, als die Beiden auf dem breiten Wege zwischen würziger Tannenwaldung dahinsprengten, den balsamischen Odem der Erde tranken und mit der Sonne strahlende Blicke wechselten. Vor einem fast zwei Stunden vom Bade entfernten Jägerhause machten sie Halt; dort wurde in einer blühenden Hollunderlaube ein von Graf Karlsburg besorgtes leichtes Mahl eingenommen; Beide waren in heiterster Stimmung und unterhielten sich so gut, daß sie ganz die Stunde vergaßen, um welche sie wieder zu Hause zu sein versprochen hatten. Sie stießen in schneeig perlendem Weine mit einander an und überboten sich in gemüthlichen Trinksprüchen. Die Sonnengluth, welche die Trauben gereift, deren flüssiger Geist jetzt als Bundesgenoß der Liebe die Herzen entzündete, strahlte aus glühenden Augen wieder zur Sonne empor. Eugenie erschien dem glücklichen Karlsburg als ein unversiegbarer Born von Geist, Anmuth und Liebenswürdigkeit.

„Wieviel traulicher ist es doch," sagte sie, „sich so Auge in Auge zu freuen zur Feier eines schönen und bedeutungsvollen Tages, als in großer Gesellschaft zur Schau zu sitzen, wo Alles durcheinander schwirrt, summt und flüstert, und die Leute im Grunde keine andern Genüsse suchen, als eine wohlbesetzte Wirthstafel sie auch bieten kann. Das Beste, was gesprochen wird, besteht in Dingen, die man laut nicht sagen dürfte und von welchen also die Mehrzahl der Gäste nichts hat; wer aber die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen wagt, thut es meist, um seiner eigenen Eitelkeit zu schmeicheln. Große Gesellschaften sind nur da erträglich, wo die Räumlichkeiten es den Gästen möglich machen, sich wieder in kleine Gruppen aufzulösen, oder in traulichen Winkeln ein trauliches Zwiegespräch zu führen. Sonst taugen kopfreiche Versammlungen nur für kopfarme Leute, die, weil sie nichts Eigenes klar zu sagen wissen, auch nichts Fremdes klar zu hören brauchen und eben in einem unverständlichen Gewirr von Stimmen ihre beste Unterhaltung finden. Auch die verständigsten Menschen können nicht immer solchen Gesellschaften ausweichen, allein sie dürfen sich wenigstens gestehen, daß dieselben das Herz nicht erfreuen und den Kopf nicht bereichern, und deshalb wollen wir, wenn es dir recht ist, lieber Freund, uns so lange und so oft wie möglich davon fern halten."

„Du redest mir ganz aus dem Herzen, liebe Eugenie. Ich würde doch in jeder großen Gesellschaft, wo du bist, nur immer dich allein sehen, und um das zu können, brauche ich keine große Gesellschaft, so lange du nicht selbst danach verlangst."

„Von diesem Tage an," erwiederte sie, mit ihm anstoßend, „werde ich Niemanden bei mir sehen, den du nicht selbst bei mir einführst. Du weißt, wie gern ich mich immer mit Fürst Mussin unterhielt, aber selbst auf seinen anregenden Umgang werde ich gern verzichten, wenn er dir nur im geringsten unangenehm ist."

„Nein, das sollst du nicht!" rief der junge Graf lebhaft. „Ich war nur eifersüchtig auf ihn, so lange ich dich nicht kannte und mich seinethalb von dir zurückgesetzt glaubte. Jetzt, wo ich dich und die Natur deines Umgangs mit ihm kenne, würd' es ein sündhafter Mangel an Vertrauen zu dir sein, dich des Vergnügens seiner Unterhaltung zu berauben. Ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr zu ihm hingezogen fühlte; doch, was dir angenehm ist, soll mir hinfort nicht unangenehm sein und es wird mich freuen, ihm durch dich näher zu kommen."

„Ich danke dir für dein Vertrauen," sagte Eugenie, warm seine Hand drückend; „doch es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen."

In glücklichster Stimmung, welche diesmal durch keine störende Begegnung gekreuzt wurde, kehrten die Beiden nach Hause zurück.

III.

Graf Karlsburg war darauf gefaßt, daß seine schnelle Verlobung mit Eugenie ihm Arthur und der Familie von Bornhof gegenüber noch mancherlei Verlegenheit

bereiten werde, allein Alles fügte sich günstiger, als er erwartet hatte. Bei einem Besuch, den er der Familie von Bornhof machte, wurde er sehr freundlich empfangen und auf die Andeutung, daß er sich die Freiheit nehmen werde, in den nächsten Tagen seine Braut vorzustellen, bemerkte ihm Frau von Bornhof, daß sie bedaure, für den Augenblick auf den Vorzug einer so interessanten Bekanntschaft verzichten zu müssen, da sie auf Anrathen des Arztes schon in den nächsten Tagen nach Schlangenbad gehen werde. Der Graf unterließ nicht, der Familie vor ihrer Abreise, die sich noch um eine Woche verzögerte, allerlei freundliche Aufmerksamkeiten zu erweisen, und er bemühete sich, nach dem Abschiede, der äußerlich ohne alle Verstimmung vor sich ging, seinem Freund Arthur, der mit Bornhof's auf sehr gutem Fuße stand, auch eine günstige Meinung von Eugenie beizubringen, was ihm in der That bis zu einem gewissen Grade gelang. Eugenie wußte, welch große Stücke der Graf von seinem Freunde Arthur hielt, und es lag ihr daran, ihn für sich einzunehmen. Wenn Arthur auch nie ganz von seiner vorgefaßten Meinung gegen sie zurückkam, so milderte sich doch sein Urtheil bei näherer Bekanntschaft, zumal sie sich nach der Verlobung viel zurückhaltender und, im deutschen Sinne des Worts, weiblicher zeigte, als vorher der Fall gewesen war. Sie hatte in hohem Grade die Gabe, sich auf die scheinbar ungezwungenste Weise den Eigenthümlichkeiten der Menschen anzuschmiegen, deren gute Meinung sie gewinnen wollte, und Arthur selbst mußte gestehen, daß sie von bestrickender Liebenswürdigkeit sein könne. Zu tadelnden Bemerkungen fühlte er, nachdem er sich, als es noch Zeit war, mit aller Offenheit gegen seinen jungen Freund ausgesprochen hatte, jetzt keine Veranlassung mehr, ja, er suchte eher seine frühern rückhaltslosen Aeußerungen vergessen zu machen.

Eine noch größere Veränderung gab sich nach der Verlobung in Fürst Mussin's Benehmen kund. Er machte auf die ihm gewordene Anzeige Eugenien einen Besuch zu einer Zeit, wo sie ihn nicht empfangen konnte, und drückte dem Grafen schriftlich, in einigermaßen überschwänglichen Worten, seine Glückwünsche aus; ließ sich aber dann ein paar Wochen lang gar nicht sehen. Es hieß, daß er einer anderen jungen Dame stark den Hof mache, worüber sich Eugenie einigermaßen ungehalten zeigte; als ihm aber der Graf bei zufälliger Begegnung einen Vorwurf daraus machte, daß er sich gar nicht mehr sehen lasse, drückte er ihm scheinbar tief bewegt die Hand mit den Worten: „Sie sind glücklich; lassen Sie die Unglücklichen allein." Der gute Karlsburg war so gerührt von dem wehmüthig entsagungsvollen Klang dieser Worte, daß er alles Mögliche aufbot, um den Fürsten wieder in Eugeniens Gesellschaft zu ziehen, was ihm übrigens sehr leicht gelang, so daß bald das alte Verhältniß hergestellt war. Nicht so glücklich war er in seinen Bestrebungen, den Fürsten und Arthur einander zu nähern; dieser ging, so freundlich ihm auch Jener entgegenkam, über die Formen kühler Höflichkeit nicht hinaus. Er hielt den Fürsten trotz seiner großen Unterhaltungsgabe, der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seiner eleganten Manieren für einen geleckten Barbaren und vor Allem für einen höchst unzuverlässigen Charakter.

Arthur war der Sohn eines preußischen Generals, der in der Schule schwerer Prüfungen gestählt, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes grau geworden, seine drei Söhne in strenger und frommer Zucht erzogen und ihnen seinen ganzen Haß gegen alles Franzosenthum eingeflößt hatte. Alle drei zogen mit dem Vater in's Feld, als es galt, Deutschland von der Fremdherrschaft zu befreien. Der Vater fiel in der Schlacht von Jena; sein ältester Sohn in der Schlacht von Leipzig und den jüngsten Bruder mußte Arthur, auf dem Siegeszuge nach Paris, in französischer Erde begraben. So war er allein zurückgeblieben, aber der dreifach schmerzliche Verlust hatte seinem ursprünglich weichen und anschmiegenden Gemüthe ein dreifach ernstes, männliches und entschieden deutsches Gepräge gegeben. Er hielt die Befreiung von der Franzosenherrschaft für ein nur halb vollbrachtes Werk, so lange noch das Elsaß und Lothringen in Frankreichs Händen sei, und vor Allem so lange wir in unseren Sitten und Anschauungen, unserm Geschmack und Urtheil nicht vollständig die französischen Einflüsse überwunden hätten. Bei der Aeußerung solcher Ansichten hatte er allerlei Kämpfe mit

Eugenie und dem Fürsten zu bestehen, die ihre Bildung wesentlich französischen Quellen verdankten und deshalb in den meisten Stücken eifrig für die Franzosen Partei nahmen.

Arthur suchte Gespräche dieser Art nicht, sondern ging ihnen womöglich aus dem Wege, da er wohl wußte, daß Vernunftgründe gegen vorgefaßte Meinungen wenig vermögen. Sah er sich aber gezwungen, an der Erörterung solcher Fragen theilzunehmen, die mit seinen heiligsten Interessen verwachsen waren, so gab er auch seiner Ueberzeugung energischen Ausdruck, ohne Rücksicht darauf, die Vorurtheile und Eigenliebe Anderer zu verletzen. Als nun einst der Fürst, der eine große Schwärmerei für Franzosenthum hatte und seine Winter gewöhnlich in Paris zubrachte, mit großer Emphase die Franzosen für das erste Volk der Welt erklärte, dessen Einfluß sich kein anderes Volk entziehen könne, erwiederte Arthur ruhig:

„Für das erste Volk der Erde halte ich die Franzosen keineswegs, denn ich sehe keinen vernünftigen Grund, ihnen die Engländer und Deutschen nachzusetzen, welche jenen durch ihre großen Dichter und Denker weit voranstehen und in allem Uebrigen mindestens gleich sind."

„Darüber läßt sich streiten."

„Aber solcher Streit würde zu nichts führen. Kein Franzose wird zugeben, daß z. B. ein Shakespeare und Goethe höher steht als ihr Racine und Corneille."

„Ich gebe das auch nicht zu, obgleich ich kein Franzose bin."

„Das ändert an der Sache nichts, denn wenn Sie auch kein Franzose sind, so sind Sie doch in französischen Anschauungen befangen, was auf eins herauskommt."

„Ich stehe auf ganz freiem Standpunkt, denn ich kenne die deutsche Literatur so gut wie die französische."

„Und ich die französische so gut wie die deutsche, stelle aber diese höher, während Sie jene höher stellen; wer und was soll nun hier den Ausschlag geben?"

„Die gebildete Mehrheit der ganzen Welt, welche auf meiner Seite steht."

„Diese ‚gebildete Mehrheit' würde sich bei näherer Prüfung als eine sehr zweifelhafte Größe herausstellen. In Rußland gilt, wie Sie mich selbst belehrt haben, Jeder für gebildet, der Französisch versteht, während wir in Deutschland einen höheren Begriff mit dem Worte Bildung verbinden."

„Mir scheint nun wieder dieser ‚höhere Begriff' sehr zweifelhafter Natur zu sein. Die Franzosen sind, wie ich gesagt habe, das erste Volk der Welt; wer sich nun Sprache und Bildung dieses Volkes aneignet, der hat wohl Anspruch darauf, für gebildet zu gelten."

„Der Begriff ist eben sehr dehnbar und man muß sich über die Voraussetzungen verständigen, wenn man sich überhaupt verständigen will. Ich habe hier, wo von Urtheilsberechtigung über die höchsten Leistungen des menschlichen Geistes die Rede war, natürlich das Wort Bildung in seiner höheren Bedeutung vorausgesetzt. In diesem Sinne macht auch die gewandteste Aneignung fremder Sprache und Sitte noch keine wahre Bildung aus, welche vielmehr in harmonischer Ausbildung unserer Persönlichkeit, unserer individuellen Anlagen und der damit zusammenhängenden Stammeseigenthümlichkeiten besteht. Dazu gehört nicht blos die Erwerbung einer gewissen Summe von Kenntnissen, sondern vor Allem die gleichmäßige Ausbildung unsers Gemüths, unsers Herzens und Verstandes durch fromme Zucht und ernste Gedankenarbeit. Gewisse germanische Stammestugenden, welche wohl zeitweise durch unheilvolle Einflüsse verkümmert, aber nie unterdrückt werden konnten, wie Treue, Wahrhaftigkeit, Heilighaltung der Familie und Glaube an Frauenwürde haben uns von Alters her wesentlich von unsern überrheinischen Nachbarn unterschieden, bei denen Alles auf Schimmer und Schein hinausgeht und die rechte sittliche Grundlage fehlt."

„Sie stellen im Punkte der Sittlichkeit die Deutschen zu hoch und die Franzosen zu niedrig; aber gleichviel, wir wollen uns dabei nicht aufhalten; nehmen wir also als richtig an, was Sie sagen, so sage ich Ihnen dagegen: was den Franzosen an Tugend abgeht, ersetzen sie durch Liebenswürdigkeit, was ihnen an Gründlichkeit des Wissens abgeht, durch Genie; sie sind das liebenswürdigste, geistreichste und zugleich ritterlichste Volk der Welt, und darum beherrschen sie die Welt selbst jetzt noch, nachdem wir ihnen die Waffen aus der Hand geschlagen haben. Die französische Sprache

ist nicht blos bei uns in Rußland, sondern auch bei Ihnen in Deutschland die Sprache der Höfe und der guten Gesellschaft geblieben, selbst nachdem die Franzosen über die Grenze zurückgejagt wurden. Sehen Sie sich um in den Häusern der Vornehmen: Alles, was Sie dort finden, weist auf Frankreich zurück. Und zählen Sie diese Kreise, wo französische Sprache und Sitte herrscht, etwa nicht zu den gebildeten?"

„Offen gestanden: nein! Die Nachäffung des Fremden hat mit der wahren Bildung nichts zu thun. Ich leugne nicht, daß wir von den Franzosen Vieles lernen können, wie sie von uns; ich will sogar gern zugeben, daß wir ihnen mehr verdanken als sie uns, schon deshalb, weil sie uns in der Ausbildung ihrer Sprache und Literatur einen großen Vorsprung abgewonnen haben. Ich gehöre nicht zu den albernen Teutomanen, welche alles Französische verächtlich abweisen, blos weil es französisch ist; ich erkenne im Gegentheil die großen Vortheile eines eingehenden Studiums der französischen Literatur und Zustände freudig an neben den dauernden Grundlagen unserer Bildung, welche wir den altclassischen Sprachen verdanken. Mit einem Worte: der französische Einfluß soll uns fördern als ein Bildungsmoment unter andern, aber er soll uns nicht beherrschen; er soll in uns aufgehen, nicht wir in ihm."

„Eine sehr feine Unterscheidung," bemerkte der Fürst etwas spitz, „die sich aber doch wohl nicht so scharf durchführen läßt. Wenn zwei Flüsse sich mischen, so wird der größere die Strömung bestimmen, wenn zwei Kräfte zusammentreffen, so wird die geringere unterliegen. Wenn nun die ganze vornehme Welt in Deutschland sich von französischer Bildung beherrschen läßt, so beweist dies eben aufs deutlichste, daß diese Bildung der deutschen überlegen ist."

„Das ist nur ein Trugschluß!" fiel Arthur lebhaft ein. „In unsern französisch redenden Kreisen ist wahre deutsche Bildung nie heimisch gewesen und hat also auch nicht von der französischen verdrängt werden können, von deren besserem Inhalt diese Kreise so wenig ihr eigen nennen dürfen als von dem der deutschen. Sie haben nur den leichten Prunkmantel der französischen Bildung umgehängt, um ihre Nichtigkeit darunter zu verbergen."

„Sehr stark ausgedrückt, wenn auch für mich nicht sehr überzeugend," bemerkte der Fürst mit scharfer Betonung: „Wo soll man denn die Vertreter der Bildung suchen, wenn nicht in den höheren Ständen? Was meinen Sie dazu, meine Gnädigste?" fuhr er, sich rasch zu Eugenie wendend, fort.

„Mir ging der Ton Ihrer Unterhaltung zu hoch, um zu wagen, mich hineinzumischen; auch wissen Sie, daß ich weit lieber zuhöre als mitspreche. Da Sie mich aber so entschieden um meine Meinung fragen, so muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich mir nichts Komischeres denken kann als deutsche Gesellschaften, in welchen ohne jede vernünftige Veranlassung französisch gesprochen wird. Geschieht dies anwesenden Gästen zu Liebe, die nicht deutsch verstehen, so kann man's als eine große Artigkeit betrachten; sonst aber kann ich's nur thöricht finden, obgleich ich selbst Französin bin. Denn da ich auch deutsch verstehe, so unterhalte ich mich mit Deutschen lieber in ihrer eigenen Sprache, zumal ihnen die französische, selbst wenn sie länger in Paris gelebt haben, doch selten ganz mundgerecht ist, ausgenommen den Juden, deren behender Witz und quecksilberner Geist sich eher in dem fremden Idiom zurechtfindet, welches auch ihrer lebhafteren Natur mehr zusagt. Hingegen aus dem Munde vornehmsteifer deutscher Damen eine französische Unterhaltung zu hören, kommt mir immer vor, als müßte ich Champagner aus Kaffeetassen trinken. Aber selbst angenommen, daß sie das Französische so gut sprechen wie die Gouvernanten, von denen sie es gelernt haben, so ist es doch kein lebendiger Quell, der frisch aus ihrer Brust quillt wie ihre Muttersprache. Ich habe selten einen Deutschen so gut französisch sprechen hören wie Baron Arthur; dennoch unterhalte ich mich lieber deutsch mit ihm, weil er da sich mehr selbst giebt, und ich gestehe, daß meine Schätzung deutscher Bildung nicht so groß sein würde, wie sie wirklich ist, wenn ich sie in den Kreisen suchen müßte, wo man, eines eingebildeten guten Tons halber, französisch spricht."

„Ich beuge mich Ihrem Ausspruch," sagte der Fürst mit einem Blick der Huldigung."

„Sie thun wohl daran," entgegnete Eugenie, „denn ich urtheile ganz unparteiisch, da ich Frankreich und Deutschland mit

gleicher Liebe umfasse. Ich möchte aber Baron Arthur seine Ansichten über das Verhältniß beider Länder zu einander ausführlicher entwickeln hören, um mir selbst darüber klarer zu werden."

„Frankreich," hub Arthur an, „zog seine Bildung aus Italien, seine höfischen Formen aus Spanien, also aus stammverwandten Ländern, und wußte Beides, der Eigenheit seines Volkscharakters entsprechend sich so anzupassen, als ob es aus ihm selbst geboren wäre. Es wußte auch bei großer natürlicher Begabung und geistiger Regsamkeit so viel von dem Seinigen hinzuzuthun und das Angeeignete damit so zu durchdringen, daß es mit Recht unter den Culturvölkern Europa's einen hohen Rang einnimmt. Es hat eine glänzende Reihe von Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern aufzuweisen, deren Werke nicht zu kennen ein bedauerlicher Mangel an Bildung wäre. Es hat auf allen Gebieten des Wissens hervorragende, auf einigen bahnbrechende Geister erzeugt. Allein man mag Frankreichs Verdienste um Philosophie, Sprachkunde und besonders Naturwissenschaft so hoch stellen wie man will, es wird doch kein Verständiger behaupten, daß Deutschland ihm darin nachstehe. Dagegen haben wir den großen Vorzug, daß unser ganzes Volk sich einer Durchschnittsbildung erfreut, von welcher das französische Volk noch weit entfernt ist. Bei uns gehören die Bauern und Arbeiter, welche nicht lesen und schreiben können, zu den Seltenheiten, in Frankreich diejenigen, welche es können. Nur in einer Richtung haben die Franzosen uns einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen: in der früheren und gefälligeren Ausbildung ihrer Sprache. Sie haben schon seit Jahrhunderten eine dem Höchsten wie dem Niedrigsten gleich mundgerechte Schrift- und Umgangssprache gehabt, welche Schwerfälligkeiten und Dunkelheiten nicht zuläßt, gleichsam Jedermann zwingt, sich klar auszudrücken, und durch ihre leichte Verständlichkeit sich schnell über die ganze Welt verbreitete. Sie wurde besonders die Sprache der Höfe und der Diplomatie, und erlangte dadurch einen gewissen Schimmer von Vornehmheit, nach welchem Alles strebte, was auf Auszeichnung in der Gesellschaft Anspruch machte. Mit der Sprache der Franzosen bürgerten sich auch ihre leichtfertigen Sitten und Anschauungen bei uns ein; die meisten unserer Fürsten wurden zu Affen Ludwig's XIV., als desjenigen Herrschers, der innere Rohheit und äußeren Schliff am blendendsten zu vereinigen wußte, und von den Höfen aus verbreitete sich die Verderbniß unter das Volk. Als die Fäulniß an der Quelle selbst ihren höchsten Grad erreicht hatte, brach als ein ungeheures Geschwür am französischen Staatskörper die Revolution aus, in welcher ein paar klare Köpfe Ideen zu Tage förderten, die noch ihrer Verwirklichung harren, während die große tolle Menge nichts that, als die alten Gräuel durch neue zu überbieten. Diese Menschen hatten ihren Kopf nur, um ihn zu verlieren, die Einen durch Fanatismus, die Andern durch die Guillotine. Die Bürger Frankreichs zerfielen in zwei Klassen: in solche, welche geköpft wurden, und in solche, welche köpften oder köpfen ließen. Und als solchergestalt die edelsten Regungen in Blut erstickt waren, machten sich die Evangelisten der Freiheit zu Gladiatoren eines fremden Abenteurers, der sie an Genie der Zerstörung alle weit übertraf. Napoleon, der moderne Tamerlan, begann seinen Raubzug durch Europa, preßte den Völkern ihr Gut und Blut aus und machte die Fürsten zu seinen Satrapen. Seine Verheerungskriege waren nur eine erweiterte Fortsetzung derjenigen Ludwig's XIV.; er war gerade um so viel größer als dieser, als er gewaltthätiger und frecher war. Seine Größe wurzelte in seiner grenzenlosen Rücksichtslosigkeit und seine Erfolge hatte er wesentlich seiner Menschenverachtung zu danken. Wer sich über alle Gebote des Rechts, der Sittlichkeit und Menschlichkeit hinwegsetzt, kann es eine Zeit lang weiter bringen als ehrliche Leute, denn es ist leichter zu rauben als zu erwerben, leichter zu zerstören als aufzubauen; aber die Vergeltung bleibt nicht aus und alle Schuld findet ihre Strafe. So nahm auch Napoleon's Weltherrschaft mit ihm selbst ein klägliches Ende. Allein das geschlagene Frankreich blieb geeinigt und das siegreiche Deutschland blieb zersplittert, weil seine Freunde wie seine Feinde die Kraft seiner Einheit fürchteten. Deutsche Länder blieben bei Frankreich und französischer Einfluß machte sich nach wie vor geltend in Deutschland. Dieser Einfluß muß, wie unsere Zersplitterung, völlig und gründlich

überwunden werden, und dieses Ziel zu erreichen muß das unablässige Bestreben jedes ehrlichen Deutschen sein."

„Erlauben Sie mir eine kleine Unterbrechung," sagte Eugenie, „denn wenn Sie in diesem Eifer fortfahren, so muß ich fürchten, daß Sie mir selbst als Französin ans Leben gehen. Daß Sie aus dem durch Zersplitterung schwachen Deutschland ein geeinigtes starkes Reich machen wollen, begreife ich und kann ich nur billigen; daß Sie aber, nach der für Deutschland immerhin glücklichen Beendigung des Krieges, den alten Haß, der ihn hervorgerufen, noch immer nähren wollen, kann ich nicht billigen; ich wünschte vielmehr, daß alle aufgeklärten Männer danach strebten, dem äußeren Frieden durch inneren Frieden erst die rechte Weihe zu geben und so eine dauernde Versöhnung herbeizuführen, welche fortan jeden Kampf der Zerstörung unmöglich machte und die Völker triebe, zum Wohle der Menschheit nur in den Künsten des Friedens mit einander zu wetteifern."

„So widerspruchsvoll es schon aus meinem Munde klingen mag, meine Gnädigste," erwiederte Arthur in wesentlich gemildertem Tone, „so muß ich Ihnen doch meine wärmste Zustimmung ausdrücken zu dem, was Sie eben als das wünschenswertheste Ziel bezeichnet haben. Nur über die Mittel zur Erreichung dieses Ziels werden unsere Ansichten verschieden sein. Kein anderes Volk ist so friedlicher Natur wie das deutsche, Frankreich hat nie von deutscher Eroberungslust zu fürchten gehabt; unsre Kriege bestanden nur darin, seine Uebergriffe und Raubanfälle abzuwehren. Wenn sich das nun durch Jahrhunderte fortsetzt, wie hier geschehen, so ist es patriotische Pflicht, Wiederholungen gründlich vorzubeugen. Wir haben schwer dafür büßen müssen, diese Pflicht früher versäumt zu haben; sie jetzt noch zu versäumen, wäre eine unverzeihliche Unterlassungssünde. Bisher war der Rhein wie ein Bogen, der Frankreichs Pfeile gegen uns abschnellte; er muß künftig in der Stunde der Gefahr ein Bogen sein von deutscher Hand gespannt, um unsre Pfeile ins Herz von Frankreich zu schnellen. Angefangen von Heidelberg und Speier giebt es keine deutsche Stadt, die nicht von französischer Verwüstung zu erzählen wüßte."

„Vergessen Sie auch nicht, was Sie Frankreich zu verdanken haben! Wenn seine rohen Soldaten Ihre Städte verbrannten, so haben seine erleuchteten Geister Ihnen dafür die Fackel des Fortschritts angezündet, und wenn Sie nach Einigung streben, so müssen Sie es auch dankbar anerkennen, daß Napoleon die Unzahl Ihrer kleinen Fürstenthümer um etwa dreihundert vermindert hat."

„Ich weiß sehr wohl zu schätzen, was wir Frankreich verdanken, glaube aber nicht, daß es uns seine Wohlthaten aus Liebe zu uns erwiesen hat. Denn darin eben war Frankreich von je her groß, daß es immer nur an sich dachte und um alle andern Völker sich nur so weit kümmerte, als es galt, sie zu beherrschen. Zu den Wohlthaten, die uns Frankreich erwiesen, rechne ich auch die Vertreibung der Hugenotten, welche als tüchtige gewerbfleißige Menschen in Preußen gastliche Aufnahme fanden. Aber feierte Paris seine Bluthochzeit etwa aus Liebe zu uns? Ein Volk, welches solcher Greuel, wie der Bartholomäusnacht, ferner der Greuel der Verwüstungen in Deutschland und ebenso der Greuel der Revolution fähig war, hat kein Recht, sich das erste Volk der Welt zu nennen oder genannt zu werden, so lange es sich dieser Greuel als besonderer Großthaten rühmt."

„Ich bin keine Freundin der Revolution," sagte Eugenie, „denn sie hat unser Stammschloß zerstört und meine Eltern aus ihrer Heimath vertrieben, allein ich glaube doch, daß Sie ungerecht urtheilen, wenn Sie ein ganzes Volk verantwortlich machen für die Ausschweifungen roher Haufen, denen es gelang, sich eine Zeit lang der Gewalt zu bemächtigen und die ganze Nation zu terrorisiren."

„Ich fürchte nur, daß diese Nation allzusehr das Bedürfniß hat, sich terrorisiren zu lassen, gleichviel ob von den Schreckensmännern der Revolution, oder denen eines gewaltthätigen Monarchen. Ich weiß sehr wohl, daß es den Franzosen an friedfertigen, weisen und erleuchteten Männern nicht fehlt, deren Rath, wenn er gehört würde, dem Lande entschieden zum Heil gereichen müßte. Allein das Unglück ist, daß sie tauben Ohren predigen, weil das Volk nicht auf diejenigen seiner Mitbürger hört, welche es zur Einkehr in sich selbst ermah-

nen, sondern auf die Ruhmesschreier, welche seiner Eitelkeit am meisten schmeicheln und seine roheren Leidenschaften entzünden. Dieses Volk ist durch selbstsüchtige Gewalthaber in solche Begriffsverwirrung hineingetrieben worden, daß es sich Ruhm ohne Blut gar nicht mehr denken kann und die Kriegsgötzen vergöttert, die es verdammen sollte."

„Darf ich Sie durch eine Frage unterbrechen?" warf der Fürst ein.

„Ich bitte darum."

„Sie sind Edelmann und höherer Offizier; Beides verdanken Sie dem Schwerte: das Eine dem Schwerte Ihrer Vorfahren, das Andere Ihrem eigenen, denn das eiserne Kreuz auf Ihrer Brust beweist, daß Sie das Schwert mit Auszeichnung geführt haben. Der Ruhm Ihrer Ahnen wie Ihr eigener ist also auch aus Blut emporgeblüht: wie denn mögen Sie an Andern verdammen, was Sie an sich selbst für recht finden? Oder ist Napoleon und sind die Franzosen bloß deshalb verdammenswerth, weil sie an Kriegsruhm allen anderen Völkern voranstehen?"

„Ich bin begierig, diese Frage beantwortet zu hören," sagte Eugenie, etwas näher rückend.

„Erlauben Sie mir," hub Arthur an, „von meinen Vorfahren hier ganz abzusehen, an deren Vorzügen ich so unschuldig bin wie an ihren Fehlern. Ich kann nur für mich selbst sprechen, denn ich müßte sonst bis zu den Zeiten der ersten Ritter des deutschen Ordens zurücksteigen und mich in lange geschichtliche Erörterungen einlassen, statt Ihre Frage kurzweg zu beantworten. Ich wuchs auf unter den Eindrücken der tiefsten Erniedrigung meines Vaterlandes durch Fremdlinge. Ich erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung nach Grundsätzen, welche in der ganzen christlich gebildeten Welt für die richtigen gelten, selbst bei denen, die dagegen sündigen. Meine Neigungen waren entschieden friedlicher Art und ich bereitete mich zu einer wissenschaftlichen Laufbahn vor. Die Noth meines Vaterlandes drückte mir das Schwert in die Hand; ich richtete mich auf an den großen Vorbildern eines Blücher, Scharnhorst, Gneisenau; der Kriegsruhm war dabei mein letzter Gedanke; ich hatte schon als Knabe einen wahren Abscheu gegen das, was die Franzosen ihre „Gloire" nennen und konnte mich nie überwinden, dieses Wort durch „Ruhm" zu übersetzen, aber ich fühlte, daß es ein heiliges Beginnen sei, mit aller Macht gegen diese Gloire anzukämpfen, die mir, nach den Grundsätzen, welche mein Vater und meine Lehrer mir eingeprägt, nur als eine französische Verherrlichung aller schlechten Leidenschaften des Menschen erschien. Ich hörte und sah um mich her unter der Fremdherrschaft nur Lüge, Prahlerei, Erpressung, Raub und Sittenverderbniß jeder Art, und ich begriff, daß man ein Recht habe, den Krieg gegen diese Uebel und ihre Träger einen heiligen Krieg zu nennen. Als solchen machte ich ihn mit und bedauerte beim Friedensschlusse nur, daß die feigen Diplomaten zur Hälfte wieder verdarben, was die tapferen Krieger errungen hatten, indem sie deutsches Land, Glieder von unserm Leib, in den Händen der Feinde ließen und so gleichsam das Thor zu neuem räuberischen Einbruch offen hielten. Denn obwohl ich bei längerem Aufenthalte in Frankreich mehr als daheim auch die besseren Eigenschaften der Franzosen kennen und würdigen gelernt habe, so konnte ich mich doch der Erkenntniß nicht verschließen, daß der Teufel des Hochmuths und des falschen Ruhmes dem Volke noch nicht gründlich ausgetrieben ist, und daß es noch schwerer Heimsuchungen bedarf, um zu richtiger Einsicht zu kommen. Seine Zukunftsgedanken sind: Vergeltung für Moskau, Leipzig und Waterloo, und wir haben allen Grund, auf unsrer Hut zu sein, denn nichts ist gefährlicher als ein Volk ohne Einsicht, das immer auf dem Sprunge steht, einem unternehmenden Führer auf ein Schlagwort zu folgen. Darum müssen wir unsere ganze Kraft daran setzen, für alle Fälle gerüstet zu sein, um den Feind gleich von der Schwelle unseres Hauses zurückwerfen zu können und ihn gründlich von seinem Wahne zu heilen, daß er allein zur Weltherrschaft geboren sei, blos weil ihn ein fremder Abenteurer eine Zeit lang zu Sieg und Raub geführt. Wenn die Franzosen sich rühmen, die Gleichberechtigung der Menschen vor dem Gesetz erkämpft zu haben, so wollen wir den Ruhm verdienen, die Gleichberechtigung der Völker zu erkämpfen, und erst wenn dieses Ziel erreicht ist, wird eine Zeit gesicherter Ruhe kommen, wo die Völker in den Künsten des Friedens wetteifern können,

was jedenfalls eine edlere Beschäftigung ist als der Massenmord, den man Krieg nennt."

„Diese Zeit gesicherter Ruhe wird nie kommen, mein junger Freund," sagte der Fürst in einem Tone überlegener Einsicht; „sie ist ein schöner Traum, der sich bei der Unvollkommenheit der irdischen Dinge nie verwirklichen kann. Trotz allen Fortschritts der Bildung wird es nach wie vor Kriege geben, denn sie sind von Zeit zu Zeit nöthig wie Gewitter, um die Luft zu reinigen. Ich verkenne die sittlichen Quellen nicht, aus welchen Ihre Anschauungen entspringen; ich ehre diese Anschauungen, aber halte sie nichtsdestoweniger für einseitig. Ein Volk kann seine Vergangenheit so wenig verleugnen, wie ein Baum den Boden, in welchem er wurzelt. Nun ist aber der Bestand aller Völker und Staaten auf Kriege gegründet; nicht blos auf Vertheidigungs-, sondern auch auf Eroberungskriege. Ich betone dies ausdrücklich, weil Sie nur die Berechtigung der Vertheidigungskriege anerkennen. War doch der deutsche Vertheidigungskrieg gegen Frankreich auch nur die Folge eines früheren Angriffskrieges gegen dasselbe Land. Ich kann also diesen Unterschied nicht gelten lassen. Der Krieg ist ein Gottesgericht, ein Mysterium, das der menschliche Verstand nicht zu ergründen vermag, dessen Heilswirkungen wir aber anerkennen müssen. Man könnte behaupten, der Menschenverstand endigt, wo der Krieg anfängt und die Leidenschaften erweckt, deren Wüthen die Stimme des Verstandes übertobt und seine Ohren betäubt. So lange nun dieser Zustand dauert, ist an keine Verständigung zu denken, welche ja Verstand voraussetzt. Daher die gehässigen Uebertreibungen, Vorwürfe und Anklagen auf beiden Seiten, welche so lange anwachsen, bis die Leidenschaften sich ausgerast haben und der Verstand wieder in seine Rechte eintritt. Nun giebt der Erfolg den Ausschlag, der Sieger dictirt das Gesetz und der Besiegte fügt sich in die eiserne Nothwendigkeit. Im ersten Augenblick mag die Entscheidung den dadurch Leidenden als eine ungerechte erscheinen; spätere Einsicht wird erkennen, daß sie eine gerechte war, denn Gottes Gerichte sind immer gerecht, wenn auch die irdischen Werkzeuge, deren er sich bedient, nie makellos sein werden."

„Diese Auffassung erscheint mir sehr einleuchtend und überzeugend!" rief Eugenie, dem Fürsten einen Blick enthusiastischen Einverständnisses zuwerfend.

„Ich kann das zugeben," nahm Arthur wieder das Wort, „ohne darin den geringsten Widerspruch gegen meine Auffassung zu finden."

„Das verstehe ich nicht."

„So will ich versuchen, es zu erklären. Wenn man den Krieg ein Gottesgericht nennt, so ist damit nicht gesagt, daß jeder Einzelne, den es strafend trifft, auch schuldig sei, denn was kann z. B. ein harmloses Kind dafür, wenn es bei Beschießung einer Stadt von ungefähr durch einen Granatsplitter verstümmelt wird? Bei Heimsuchungen, die ein ganzes Volk treffen, muß der Unschuldige mit dem Schuldigen, ja oft für den Schuldigen leiden und die Söhne und Enkel der Gewaltigen müssen büßen, was die Väter gesündigt haben. Um der Schuld des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig's willen mußte Ludwig der Sechzehnte das Schaffot besteigen. — Es giebt Länder, in welchen die Räuber in hohem Ansehen stehen, weil sie sich durch Muth, Kraft und Kühnheit vor den übrigen Bewohnern auszeichnen. Solche Länder verdienen, durch Räuber so lange beunruhigt und geplagt zu werden, als ihre Bewohner die Räuber fürchten und bewundern, statt sich männlich aufzuraffen und ihnen ein- für allemal den Garaus zu machen. Von dem Augenblick an, wo dieses geschieht, verdient das Volk unsere Achtung: es ertrug seine Uebel, bis sie ihm unerträglich wurden, und gelangte dann im Kampf dagegen zum Bewußtsein seiner Kraft und Würde. Was die Räuber in ihren Schlupfwinkeln, sind die Eroberer und Volksaussauger auf den Thronen. Zuchtruthen der Menschheit, um diese zum Fortschritt zu treiben und zur Einkehr in sich selbst. Lange war der deutsche Riese an Händen und Füßen gebunden und hatte nur den Kopf frei, um für die Welt zu denken und für sich zu träumen. Das Bewußtsein der Schmach, die man ihm angethan, trieb ihn, seine Fesseln zu sprengen, und in den Freiheitskriegen bewegte er sich zum ersten Male im Vollgefühl seiner Kraft."

„Um sich gleich nachher wieder binden zu lassen," warf der Fürst ein, nicht ohne Anflug von Ironie.

„Dank dem Einflusse Rußlands, welches seinen Ruhm darin sucht, alle Freiheitsregungen zu unterdrücken. Ein hohes Ziel wird nicht auf den ersten Anlauf erreicht; wir haben einen guten Schritt vorwärts gethan und werden unser Ziel fest im Auge behalten, sicher, es über kurz oder lang zu erreichen, und wenn es dereinst einen neuen Kampf mit Frankreich gilt, was nicht ausbleiben kann, so werden wir uns wahrlich um die Früchte unseres Sieges nicht wieder betrügen lassen."

„Wohl, nehmen wir an, daß der erste Ihrer Wünsche erfüllt werde, daß Deutschland unter Preußens Führung aus dem nächsten Kriege erstarkt und geeinigt hervorgehe, so wird doch der andere Wunsch nicht in Erfüllung gehen, daß diesem voraussichtlichen Kriege ein dauernder Friede folge. Nach dem preußischen Wehrgesetz wird Jedermann zum Soldaten erzogen; woher soll da die friedliche Gesinnung kommen?"

„Eben aus dieser allgemeinen Wehrpflicht! So lange das Heer nur eine Horde von Söldlingen ist, welche ihr Leben dem Kriegshandwerk widmen und zu weiter nichts taugen in der Welt als zum Dreinschlagen, kann ein ehrgeiziger Fürst immer leicht einen Krieg vom Zaune brechen, ja sogar durch die Stimmung des Heeres dazu gezwungen werden. Wo aber das Volk selbst den Krieg zu führen und mit seinem Blute für sein Gut einzustehen hat, da wird es sich nie aus bloßer Ruhmsucht zum Kampf hinreißen lassen, sondern nur zu seiner Vertheidigung das Schwert ziehen. Haben solche Anschauungen, welche, wie mir scheint, die einzig vernünftigen sind, einmal bei allen gebildeten Völkern durchgegriffen, so hört alles falsche Heldenthum, aller Götzendienst des Kriegs von selbst auf, und die Tamerlans und Napoleons werden nur noch unter barbarischen Völkern Bewunderer finden."

„Die Unterhaltung wird mir zu ernst; reden wir von unpolitischen Dingen!" sagte Eugenie, als sie bemerkte, daß Arthur's Worte sowohl den Fürsten wie Graf Karlsburg unangenehm berührten. Dieser hatte sich nicht in das Gespräch gemischt, um mit seinem Freunde nicht an einander zu kommen, dessen hartes Urtheil über Napoleon er entschieden mißbilligte, ohne jedoch im Stande zu sein, ihn zu widerlegen. Der Graf hatte ein so gutes deutsches Herz wie Einer, allein es fehlte ihm noch der große, klare Ueberblick über Menschen und Dinge; er urtheilte mehr nach dem Gefühl als dem Verstande, und seine Erfahrungen hatten ihm eine von der Arthur's völlig abweichende Gefühlsrichtung gegeben. Seine theuersten Erinnerungen knüpften sich an Napoleon; seine nächsten Angehörigen hatten im Dienste des Königs von Westfalen gestanden und waren von diesem mit Freundschaft und Auszeichnungen überschüttet worden. Er selbst war als Page der Liebling der Königin gewesen, hatte als Ordonnanz-Offizier im persönlichen Dienst des Kaisers gestanden und sich unter dessen Augen bei Borodino so ausgezeichnet, daß dieser ihn eigenhändig mit dem Kreuz der Ehrenlegion schmückte. Diesen Tag feierte er als den stolzesten seines Lebens. An den Befreiungskämpfen konnte er, seiner Wunden wegen, nicht theilnehmen; der Aufschwung Deutschlands riß auch ihn zur Begeisterung hin und gab seinen Gedanken eine neue Richtung, allein es war ihm dennoch unmöglich, mit seiner Vergangenheit ganz zu brechen. Unter den deutschen Fürsten, die er persönlich kennen gelernt, war Karl August von Weimar der einzige, der ihm einen großen Eindruck machte; die übrigen erschienen ihm mehr oder weniger als unbedeutend, wenn er sie mit dem in seiner Erinnerung frisch — und vielleicht sehr idealisirt — fortlebenden Bilde des corsischen Schlachtengottes verglich. Nun war immer ein scharfer Zwiespalt in seinem Herzen, wenn die Rede auf Napoleon kam; es that ihm förmlich wehe, daß Arthur nicht größer von dem Welteroberer dachte, aber er wagte nicht, seinem Freunde zu widersprechen, da er wußte, daß dieser seinen Ueberzeugungen nur um so schärferen Ausdruck gab, je mehr Widerspruch er fand.

Eugenie neigte innerlich viel mehr zu den Ansichten des Fürsten als zu denen Arthur's hin, dem sie nur deshalb freundlicher entgegenkam, weil ihr daran lag, seine gute Meinung zu gewinnen. Sie hatte im Grunde gar keine tiefere Ueberzeugungen, aber einen lebhaften Geist, der fortwährend beschäftigt sein wollte und den, ihren wechselnden Neigungen folgend, Niemand so gut zu beschäftigen verstand als der Fürst, der sich scheinbar von ihr

tyrannisiren ließ, während er in Wirklichkeit eine Macht über sie übte, deren Gefahren sie wohl ahnte, aber nicht fürchtete, weil sie sich dieselben nie zu klarem Bewußtsein gebracht hatte. Sie fand vielmehr einen Reiz in diesen Gefahren, in dem Wahne, ungestraft damit spielen zu können.

IV.

Die Saison ging zu Ende; man rüstete sich zur Abreise und Graf Karlsburg hielt es für dringend, die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, welche, mit Rücksicht auf die Kränklichkeit der Mutter Eugeniens, auf seinem Gute gefeiert werden sollte. Arthur und der Fürst wurden eingeladen, dem Feste beizuwohnen, aber Beide entschuldigten sich unter allerlei Vorwänden, die Eugenie nicht gelten lassen wollte. Der Fürst sagte, er werde von einigen Freunden in Rom erwartet, wo er den Winter zubringen wolle und wohin er schon in den nächsten Tagen abreisen müsse, um unterwegs, in der Schweiz, noch eine ihm nahverwandte Familie begrüßen zu können. Arthur entschuldigte sich mit seinen Dienstpflichten, die ihn nach Berlin zurückriefen, wo er nach dem langen Badeaufenthalte nicht wagen dürfe, so bald wieder um Urlaub nachzusuchen. Eugenie, die gewohnt war, ihren Willen in Allem durchzusetzen, konnte sich gar nicht darein finden, daß die Beiden nicht auf ihrer Hochzeit tanzen wollten und daß die inständigsten Bitten nicht vermochten, ihren Entschluß zu ändern. Daß alle einschmeichelnden Versuche dazu an Arthur's festem Charakter abprallten, wunderte sie weniger, als daß auch der Fürst, über den sie größere Macht zu haben glaubte, unbeugsam blieb. Ihr Stolz war aufs höchste beleidigt und sie betrachtete es förmlich als eine Ehrensache, den Fürsten umzustimmen.

„Sie haben mich nie geliebt," sagte sie zu ihm, als auf dem letzten Spaziergange, den die Vier zusammen machten, Arthur in lebhaftem Gespräch mit Graf Karlsburg eine kleine Strecke vorausgegangen war. „Sie haben mich nie geliebt, sonst würden Sie den Freundschaftsdienst, den ich von Ihnen verlange, zu meiner Hochzeit zu kommen, mir nicht verweigern. Zu der Reise nach Rom ist auch später noch Zeit genug."

„Aber meine Verwandten, die mich in der Schweiz erwarten...."

„Können warten, bis Sie kommen."

„Dazu haben sie eben keine Zeit, sie müssen zurück nach Petersburg."

„So lassen Sie sie in Gottes Namen zurückreisen nach Petersburg! Was soll ich von allen Ihren Betheurungen halten, wenn Sie es nicht über sich gewinnen können, mir ein kleines Opfer zu bringen. Sie haben mich nie geliebt!"

„Eben weil ich Sie zu sehr geliebt habe und noch liebe, kann und will ich nicht auf Ihre Hochzeit kommen. Welche Grausamkeit von Ihnen, zu verlangen, daß ich lachender Zeuge des Glücks eines Andern sein soll, welches mir selber versagt blieb, obgleich ich die besten Ansprüche darauf zu haben vermeinte. Ich fürchte beinah, Sie wissen selbst noch nicht, was Liebe ist, denn wären Sie von wirklicher Leidenschaft für einen Mann erfüllt, würden Sie dann diesen selben Mann glücklich sehen können in den Armen einer Andern?"

„Was reden Sie mir da für Dinge! Sie wissen, daß ich verlobt bin."

„Eben weil ich das weiß und die Pflichten kenne, welche Sie jetzt binden, thue ich meinen Gefühlen Zwang an und ziehe mich in die Einsamkeit zurück. O, es giebt keine schönere Einsamkeit als Rom! Dort hab' ich schon einmal, in früheren Jahren, Hülfe für Wunden gefunden, die ich für unheilbar hielt. Dort sollen auch jetzt die Ideale der Kunst mich trösten für das, was mir die Ideale des Lebens versagt. Ich kenne nur zwei Städte in der Welt, die in unerschöpflicher Fülle Alles bieten, was der von höheren Bedürfnissen getriebene Mensch bedarf, um sich durch Zerstreuung oder Sammlung über die Täuschungen des Lebens hinwegzuhelfen. Diese beiden Städte sind Paris und Rom. Wer sich zerstreuen will, muß nach Paris gehen; wer sich sammeln will, muß nach Rom gehen. Ich bedarf der Sammlung, um mich selbst wiederzufinden, darum gehe ich nach Rom."

Er sagte dies in einem Tone, der Eugenie wirklich zum Herzen ging; sie sah ihn groß an und fand nicht gleich eine passende Erwiederung. Ihr war, als ob sie nicht ausdrücken dürfe, was sie fühlte. So gingen die Beiden schweigend neben

einander her und, da sich Graf Karlsburg nach ihnen umsah, so beschleunigten sie ihre Schritte, bis sie ihn und Arthur wieder erreicht hatten.

Graf Karlsburg wünschte, daß die Gesellschaft am Abend bei einem heitern Mahle beisammen bleibe, allein Arthur entschuldigte sich damit, daß er noch bis in die Nacht hinein Briefe zu schreiben habe, die keinen Aufschub duldeten. Der Fürst dagegen nahm die Einladung an, wofür ihm Eugenie dankbar die Hand drückte, wärmer als gewöhnlich.

Das Gespräch kam, wie von selbst, wieder auf Rom und der Fürst wußte so verlockend von den Wundern der ewigen Stadt zu erzählen, daß nicht nur Eugenie, sondern auch Graf Karlsburg, dessen Gedanken sich bis dahin in ganz andern Kreisen bewegt hatten, ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Eugenie hatte schon Manches über Rom gelesen, und sich besonders an Frau von Staël's Corinne begeistert; für Graf Karlsburg dagegen war Rom eine ziemlich unbekannte Welt, von welcher er wenig mehr wußte, als was er in der Schule darüber gelernt hatte. Er fing noch in derselben Nacht an, Corinne zu lesen, und war ebenso begeistert davon wie Eugenie.

„Rom muß ich kennen lernen," sagte er am folgenden Tage zu ihr.

„Ich habe mir auch nie ein schöneres Reiseziel denken können," entgegnete sie.

„Nun, so Gott will, sollst Du das Ziel erreichen und in den Mußestunden, welche unsere junge Ehe uns läßt, wollen wir Vorstudien zu unser Römerfahrt machen."

Sie dankte ihm mit einem herzlichen Kusse für sein liebenswürdiges Eingehen auf ihre Wünsche.

Wenige Tage darauf stob die Gesellschaft aus einander. Eugenie ging mit ihrer Mutter nach Frankfurt a. M., Arthur nach Berlin, der Fürst nach der Schweiz und Graf Karlsburg auf seine Güter, um die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen.

V.

Die Karlsburg, der uralte Stammsitz der gleichbenannten Familie, war schon seit lange eine unbewohnte Ruine, die einen aus waldreichem Hügelland emporragenden mächtigen Basaltkegel krönend, nur noch als Schmuck der Gegend diente, deren weitausschauenden Mittelpunkt sie bildete.

Tief zu Füßen der Burg, in einem fruchtbaren, wohlangebauten Thale stand das sogenannte Herrenhaus, ein ebenfalls schon ziemlich altes, mehr behäbiges als großartiges Gebäude, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß es nicht nach einem einheitlichen Plane entstanden war, sondern nach den wachsenden Bedürfnissen seiner Bewohner sich erweitert und erhöht hatte. Anfangs war es nur darauf berechnet gewesen, der Familie als Unterkunft zu dienen, bis die baufällige Stammburg die nöthigen Ausbesserungen erfahren, um sie wieder bewohnbar zu machen. Kaum glaubte man aber so weit zu sein, als die Decke der eben mit großen Kosten restaurirten Burghalle wieder einstürzte. So zog man es denn vor, unten in dem neuen Herrenhause zu bleiben, dem noch ein Stockwerk mit Giebeldach aufgethürmt und ein sich weithin erstreckender Hinterbau angefügt wurde.

Nicht blos nach seinem eigenen Aussehen, sondern auch nach den mächtigen Ulmen und Eschen zu schließen, die es halb verhüllten und überragten, mußte das Herrenhaus ebenfalls schon ein ganz ehrwürdiges Alter haben zu der Zeit, da unsere Erzählung beginnt. Doch hielt es sich noch wacker auf den Beinen und sah trotz seiner vielen nicht hohen Fenster und seiner kleinen Eingangsthür, zu welcher keine stolze Freitreppe emporführte, in seiner grünen Umhüllung stattlich genug aus. In weniger Entfernung zur Rechten des Herrenhauses lag, durch einen hügeligen Rasenplatz davon getrennt, das sogenannte Fremdenhaus, ein geräumiges Gebäude von bürgerlich solidem Anstrich. Diese beiden Häuser beherrschten nach vorn einen großen Rasenplatz, getheilt durch eine herrliche Kastanienallee. Dem Herrenhause gegenüber war der Rasenplatz begrenzt von einer mit moderner Eleganz gebauten verdeckten Kegelbahn; dem Fremdenhause gegenüber von sehr ansehnlichen Stallungen. Zwischen diesen Stallungen und der Kegelbahn erhob sich ein hohes, kühngeschwungenes Thor, welches zu den Wirthschaftsgebäuden führte, oder zum Pächterhof, wie man es nannte, der durch eine Einfassungsmauer von dem Herrschaftsgebäude getrennt, eine kleine Welt

für sich bildete und zwar in etwas höherer Lage als jene.

Hinter dem Pächterhofe stiegen üppig bewaldete Hügel empor, die ihrerseits in geringer Entfernung von ganz ansehnlichen Bergen überragt wurden. Auf einem dieser Hügel, der gleichsam die Krone der andern bildete und ganz kuppelförmig geschwungen gerade auf das Herrenhaus herabschaute, stand ein im französischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbauter sogenannter Freundschaftstempel, von welchem sich zierliche Anlagen und Wege bis in die Thalsohle hinabzogen.

Hinter dem Herren- und Fremdenhause dehnte sich auf unebenem Boden ein großartiger, aber etwas verwilderter Park aus, mit prächtigen Baumgruppen, zwei großen Teichen, in welchen zwei Berge sich spiegelten, und einem dritten kleineren, höher gelegenen Teiche, der in seiner Mitte eine blühende Insel trug und allerlei zwischen künstlichen Felsen angebrachte Wasserkünste speiste, die aber mit der Zeit etwas in Verfall gerathen waren.

Ueberhaupt war in den Anlagen Vieles in Verfall gerathen und man merkte überall, daß der letzte Besitzer des Guts mehr in der Stadt als auf dem Lande gelebt und seit Jahren die großen Kosten gescheut hatte, welche nöthig gewesen wären, Alles in gutem Stande zu erhalten. Auch hatten die schweren Kriegszeiten und die lange französische Herrschaft zu viel Armuth und Elend ins Land gebracht, als daß selbst die wohlhabenderen Gutsherren die Mittel und den Muth gehabt hätten, für mehr als das unbedingt Nöthige zu sorgen.

Als sich nun Graf Karlsburg daran machte, das lange Versäumte nachzuholen, um der künftigen Gutsherrin die Besitzung in vortheilhaftem Lichte zu zeigen, fand er bald, daß die kurze Spanne Zeit bis zum Hochzeitsfeste zu gründlicher Herstellung nach keiner Seite ausreiche, und so begnügte er sich, dem zunächst ins Auge Fallenden einen gefälligeren Anstrich zu geben. Bei schönem Wetter machte die Besitzung wegen ihrer anmuthigen Lage einen überaus freundlichen Eindruck; wenn es aber regnete, was in Folge der waldreichen Gegend gerade nicht zu den Seltenheiten gehörte, so war außerhalb des Hauses wenig angenehme Unterhaltung zu finden, da die lange vernachlässigten Wege mit ihrem klebrigen Lehmboden bei nassem Wetter das Spazierengehen mehr als eine mühsame Arbeit denn als ein Vergnügen erscheinen ließen.

Nun wollte das Unglück, daß gerade beim Einzuge der Braut ein feiner, anhaltender, unheimlich kalt prickelnder Regen die ganze Gegend in grauen Flor hüllte, so daß selbst von den Bergen nichts zu sehen war als die darüber lagernden Wolken, welche ihre Dunstschleier bis in die Bäume im Thale warfen. Nicht nur wurde Eugenien und ihrer Mutter solchergestalt die lange, aber bei heiterem Himmel durch eine Menge schöner Ausblicke freundlich belebte Fahrt von der nächsten Stadt aus verleidet, sondern auch dem Grafen eine mit viel Geschmack vorbereitete Illumination des Parkes, der Teiche und der Insel verdorben, durch welche er Eugenien eine besondere Ueberraschung zu machen gehofft hatte. Ferner war der Regen schuld, daß mehrere vornehme Gäste aus der Stadt ausblieben, die dem Grafen gerade besonders willkommen gewesen wären. Doch das Glück, Eugenie nun sicher unter seinem Dache zu haben und sie bald ganz sein eigen nennen zu können, ließ ihm alles Andere als Nebensache erscheinen, so leid es ihm auch that, daß der erste Eindruck, den sie von ihrer neuen Residenz empfing, ein so wenig freundlicher war. Sie zeigte indeß die beste Laune, als sie sah, daß ihre anfangs etwas enttäuschte Mutter, die sich Alles großartiger vorgestellt hatte, auf das behaglichste untergebracht wurde und der Graf auch für ihre Unterhaltung Sorge getragen hatte, indem er besonders für sie ein paar alte Stiftsdamen eingeladen, welche fließend französisch sprachen und wovon die eine sogar eine nicht unbekannte Dichterin war, der die Worte so geläufig von der Zunge flossen wie die Verse aus der Feder.

Die Trauung wurde in der Hauscapelle vollzogen und obgleich die dabei gehaltene Rede sehr schön war, so erschien den Anwesenden die Braut doch noch viel schöner, woher es kam, daß sie mehr auf diese sahen, als auf die Rede hörten.

Eugenie sah in der That in ihrem weißen Atlaskleide mit der langen Schleppe und feinen Spitzengarnitur blendend aus, fast zu blendend für die Gemahlin eines Landedelmannes. Sie war größer von

Wuchs als Graf Karlsburg, der an ihrer Seite fast übersehen wurde. Ihrem stolzen Haupte, von welchem die dunklen Locken prächtig auf den Junonischen Nacken herabwallten, hätte ein Lorbeerkranz besser gestanden als der bescheidene Myrtenkranz. In ihrer majestätischen Erscheinung machte sie mehr den Eindruck einer eben gekrönten Königin, die sich zum ersten Male im vollen Bewußtsein ihrer Würde fühlt, als einer Gutsherrin, die in kleineren Kreisen zu walten, zu sorgen und zu helfen hat. Man konnte sie sich nicht denken als eine Frau, welche in stiller Fürsorge die Hütten der Bauern besucht, sich theilnahmsvoll nach ihren Wünschen und Bedürfnissen erkundigt, den Kranken Trost spendet, den Armen Hülfe bringt und werkthätige Theilnahme am Schicksale ihrer Untergebenen zur Seele ihres herrschaftlichen Waltens macht.

Eugenie blendete und wurde bewundert, allein nur wenige der Gäste kamen auf geselligen Fuß mit ihr. Diese Wenigen gehörten dem Hofe und der Diplomatie an. Den Uebrigen war sie „zu imposant," wie ein Husarenoberst sich ausdrückte, obgleich sie sich sichtbar bestrebte, gegen Alle zuvorkommend und freundlich zu sein. Man merkte eben, daß ihre Freundlichkeit eine gemachte war. Mit der Frau Hofmarschallin von A., der Gräfin B., der Gemahlin des österreichischen Gesandten und ein paar weltläufigen Attachés unterhielt sie sich sehr munter und ungezwungen; den Andern gegenüber fehlte ihr der rechte Ton, weil sie nicht verstand, sich in deren Lebensverhältnisse und Interessen zu versetzen. Da war z. B. Baron Wachtel, ein dem Karlsburg'schen Hause altbefreundeter Gutsnachbar, der, mit oberflächlich weltmännischem Auge betrachtet, wegen seiner etwas zu gezierten Manieren einen ans Komische streifenden Eindruck machte, dabei aber ein vortrefflicher Mensch und ausgezeichneter Landwirth war und deshalb weitum in hoher Achtung stand. Graf Karlsburg stellte ihn lächelnd seiner jungen Gemahlin vor „als seinen lieben Freund und den besten Schafzüchter im Lande." Der Baron, durch ihr freundliches Entgegenkommen ermuthigt, fing nun nach seiner Gewohnheit alsobald an, sie in die Mysterien seiner Schafzucht einzuweihen, um seinen Ruf als bester Schafzüchter ihr gegenüber zu rechtfertigen, wobei er sich abwechselnd an seinen steifspitzigen Vatermördern und feinen Manchetten zupfte, gleich als ob er Schafwolle zu prüfen hätte, ohne im Eifer seiner belehrenden Rede zu bemerken, daß sie wohl ein feines Auge für seine eigenthümlichen Manieren, aber kein feines Ohr für seine Schafzuchtmysterien hatte, deren Erörterung ihr herzliche Langeweile verursachte, da ihr jedes Verständniß davon fehlte.

Als nun der Baron einem jungen Attaché an ihrer Seite Platz machte, erlaubte sich dieser — natürlich als Diplomat in französischer Sprache — über die theilweise mit angehörte Unterhaltung ein scherzhaftes Wortspiel, auf welches sie lächelnd einging. Dem Baron, der ein so feines Ohr hatte, daß er — wie man ihm nachsagte — die Wolle rauschen hörte, wenn ein Luftzug über seine Schafe strich, kam etwas davon zu Gehör und er war seitdem nicht gut auf den Attaché und Eugenie zu sprechen, da er in Betreff seiner Schafzucht, der Hauptquelle seines Wohlstandes, keinen Spaß verstand.

Aehnlich erging es Eugenie mit dem Rentmeister Schnabel aus Fliegenberg, einer kleinen Stadt in der Nähe, den ihr Gemahl ihr als einen Kriegskameraden aus Rußland vorstellte. Man sah es dem Auftreten des stämmigen, zuverlässigen Mannes gleich an, daß er nicht in vornehmen Kreisen groß geworden war. Er hatte redlich von der Pike auf gedient, sich im Felde als ein sehr brauchbarer Feldwebel bewährt und es bis zum Range eines Unterlieutenants gebracht. Im Rechnen und Schreiben wohlbewandert, wußte er dann nach seiner Rückkehr aus Rußland den ihm in seinem Vaterstädtchen übertragenen Vertrauensposten eines Rentmeisters sehr achtungswerth auszufüllen, und sich nebenbei auch als Gelegenheitsredner, wozu ihn besonders sein mächtiger Brustton befähigte, in Ansehen zu setzen. Wenn er mit weithinschallender Stimme langsam und gedehnt, gleichsam jedes Wort aussprechend, als ob es dreimal unterstrichen wäre, anhub: „Meine Herren!" oder, wie seine Lieblingsapostrophe war: „Hochverehrte Anwesenheit!" so kam gleich eine feierliche Stille über die ganze Gesellschaft und Einer blickte zustimmend den Andern an, gleich als ob er sagen wollte:

„Der versteht's!" Ja, man sagte ihm nach, daß er sich sogar bis zum Versemachen verstiegen habe und heimlicher Verfasser verschiedener „Nachrufe in's Grab" sei, die unter den Inseraten des amtlichen Wochenblattes erschienen waren. Wenn man ihn danach fragte, gab er die Sache nicht unbedingt zu, verleugnete sie aber auch nicht ganz, sondern drückte sich pythisch doppelsinnig aus, die ihm gespendeten Lobeserhebungen mit den Worten abweisend: „Sie thun mir zu viel Ehre an; ich bin kein Dichter, allein wenn man einmal das Schwert mit der Feder vertauscht hat, so muß man sich in Vieles finden lernen." Diese Redefigur der mit dem Schwerte vertauschten Feder war ihm besonders geläufig und gab seinem Vortrage einen Nachdruck, der nie seine Wirkung verfehlte. Entweder bildete das: „Seit ich das Schwert mit der Feder vertauscht habe" den spannenden Eingang, oder den belebenden Mittelpunkt, oder den packenden Schluß seiner Rede; fehlen durft' es in keinem Falle, es würde sonst das Beste gefehlt haben.

Was Wunder also, daß Herr Rentmeister Schnabel ein starkes Selbstbewußtsein seines Werthes hatte und daß der Silberklang des Ruhmes sogar ein gewisses Gefühl in ihm erweckt hatte, welches von Eitelkeit schwer zu unterscheiden war. Wer ihn bei seiner schwachen Seite zu nehmen wußte, konnte ihn um den Finger wickeln. Seine bewährten Dutzfreunde, der Kreisarzt und der Amtmann von Fliegenberg, durften sich sogar Scherze mit ihm erlauben, um ihn zum Reden anzufeuern, wie: „Schnabel, thu Dich auf!" oder: „Schnabel, hack' zu!" Aber wer ihn nicht zu behandeln verstand, konnt' es auch leicht mit ihm verderben. Auf die Frage Eugeniens, warum er den Kriegsdienst verlassen habe, antwortete er mit einer hopserartigen Bewegung, die sich bis in die sehr langen und fast spitzen Schöße seines Fracks fortsetzte:

„Ich habe das Schwert mit der Feder vertauscht, gnädigste Gräfin!"

Offenbar überrascht durch diese Antwort, da er ihr nichts weniger als den Eindruck eines Gelehrten oder Poeten machte, musterte sie ihn vom Scheitel bis zur Zehe mit einem Blicke, der ihm nicht gefiel, und fragte ihn dann, aus wirklicher Neugier, die Sphäre seines schriftstellerischen Wirkens kennen zu lernen, ob seine Werke schöngeistigen oder wissenschaftlichen Inhalts wären.

Durch diese Frage in einige Verlegenheit gebracht, antwortete er mehr laut als freundlich:

„Ich bin kein Gelehrter und kein Schöngeist und habe keine Werke geschrieben; ich bin Rentmeister in meiner Vaterstadt Fliegenberg und meine Feder ist blos den Pflichten meines Amts gewidmet, die ich immer als redlicher Mann gewissenhaft und zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten erfüllt habe."

Es that ihr leid, zu gewahren, daß sie ihn trotz der freundlichsten Absicht, Interesse für die Leistungen seiner Feder zu zeigen, verletzt habe, und noch mehr that's ihr Leid, daß alle ihre Bemühungen, ihn wieder gemüthlich zu stimmen, nichts fruchteten.

Das Diner wurde, da kein Zimmer im Herrenhause groß genug war, die Gäste alle zu fassen, in der sehr geräumigen und geschmackvoll decorirten Kegelbahn eingenommen und es ging munter genug dabei her, wozu nicht nur die guten Weine viel beitrugen, sondern auch Graf Karlsburg selbst, der ein eigenes Talent hatte, eine große Gesellschaft in heiterster Weise zu beleben. Er trank nicht mehr, als ihm zuträglich war, aber er konnte ein hübsches Maß vertragen, und der Wein übte auf ihn die günstigste Wirkung, indem er der ihm angeborenen Herzensgüte und guten Laune zum glücklichsten Ausdrucke verhalf. Es war, als ob die sonnigen Kräfte des Lichtes und der Wärme, welche die Reben gereift, sich beim Trinken des Weines in ihm wieder entbänden, sein Herz durchglühten, seinen Geist erhellten und seine Zunge schmeidigten. Die verschiedenen Toaste, die, bald salbungsvoll, bald witzig auf das neuvermählte Paar ausgebracht wurden, wußte er immer mit überraschender Schlagfertigkeit zu erwiedern und zwischenhin auf das ungezwungenste trinksäumige Gäste, die er mit scharfem Auge erspähete, anzufeuern ihre Gläser zu leeren, durch Zurufe, die, wenn sie auch nicht immer neu waren, doch immer neu wirkten.

„Morgen ist seit gestern schon wieder der dritte Tag; die Zeit vergeht schnell, man muß sie nutzen, also einmal ausgetrunken, meine Herren!"

„Nun, Herr Oberst, worauf besinnt sich

Ihr Glas? Helfen Sie ihm auf die Sprünge!"

„Herr Consistorialrath, Sie müssen die Himmelsgaben nicht blos spenden, sondern auch einnehmen. Der Wein ist eine Himmelsgabe. Wohl bekomm's!"

„Alter Kriegskamerad, hast du das Augreifen ganz verlernt? Fürchtest du dich vor einem wehrlosen Glase?"

„Lieber Doctor, zeigen Sie einmal, wie man richtig einnimmt, sonst laß' ich mir nie wieder etwas von Ihnen verschreiben!"

So ging's in Einem fort und keiner von den vielen Gästen blieb unberücksichtigt.

Die edleren Weine wurden nach alter deutscher Sitte aus großen Humpen oder Pocalen getrunken, welche die Runde um die Tafel machten, wobei jeder Trunk durch einen Spruch des Trinkenden geweiht werden mußte. Nur die Damen waren von dieser Verpflichtung ausgenommen.

Der Graf eröffnete den bunten Reigen und da alle Gäste wußten, was ihnen bevorstand, so hatten sie Zeit, über ihre Aufgabe nachzudenken, deren Lösung, wenn auch nicht gerade viel Bedeutendes, so doch allerlei Munteres zu Tage förderte, wodurch der Zweck, die fröhliche Stimmung zu erhalten und zu mehren, vollkommen erreicht wurde. Graf Karlsburg hub an:

Heil jedem gewiegten Zecher,
Der trinkt aus diesem Becher!
Heil auch den zarten Lippen
Die zierlich blos daran nippen!

Er that einen herzhaften Zug und reichte den Pocal seiner Nachbarin, die ihn blos zum Schein an die Lippen setzte und dann ihrem Nachbar, dem österreichischen Gesandten, überreichte, der ein feingebildeter Herr war und mit einem Blick auf die Neuvermählten seinen Gefühlen in folgenden Versen Luft machte:

Es haben sich Frankreich und Deutschland bekriegt
Und jenes hat dieses, dies jenes besiegt;
Doch als sich so beide gefunden
Da blieben sie liebend verbunden.

Der Nächste, an den die Reihe kam, war ein höherer Geistlicher, dessen Trinkspruch lautete:

Es mögen des Weines Gluthen
Uns erwärmen zu allem Guten —
Es möge von allem Bösen
Uns der Geist des Weines erlösen!

Ein junger Archivrath, dessen Gelehrsamkeit ihn nicht vor Schwärmerei bewahrte und der ganz in Eugeniens Anblick verloren war, sagte, als der Kelch an ihn gelangte, mit vor Begeisterung bebender Stimme:

Es blüht eine Blume in diesem Kelche;
Der geistverklärten Schönheit Bild;
Nur eine ist schöner — ich sage nicht welche —
Sie ist es, der mein Trinkspruch gilt!

Eugenie verstand ihn und nickte ihm freundlich dankend zu, worüber er so glücklich war, daß er den Pocal, ein geschliffenes Prachtstück mit Wappen und Namenszügen, fallen ließ, der, gerade auf den Tischrand schlagend, seinen Inhalt in den Schooß einer würdigen Dame goß und kopfüber zu Boden stürzend einen schlimmen Riß davontrug.

Den verlegen gestammelten Entschuldigungen des schwärmerischen Archivraths über seine Ungeschicklichkeit, wurde schnell mit glücklichem Tact ein Ende gemacht durch den Hausherrn, der einen mächtigen silbernen Pocal füllte und sagte, man habe es immer als eine ritterliche Huldigung betrachtet, zu Ehren einer schönen Dame ein Glas zu zerbrechen in der Absicht, daß Niemand hinfort daraus trinken solle. Solche Absicht scheine nun zwar in diesem Falle nicht vorhanden gewesen zu sein, allein die Huldigung habe durch das Unwillkürliche der zerschmetternden Aeußerung nur an Werth gewonnen und er sei deshalb für sich und seine Gemahlin dem verehrten Redner doppelt dafür zu Dank verpflichtet. Neu sei bei der Huldigung nur das Eine gewesen, daß der verehrte Redner den Kelch zerbrochen habe, ehe er daraus getrunken: er bitte ihn deshalb, das Versäumte jetzt nachzuholen, indem er ihm aus dem silbernen Pocale Bescheid thue.

Unter dem Beifallssturm der Gesellschaft that der Graf nun einen herzhaften Zug und schickte den Pocal dann dem Archivrath, der erst dem duftigen Rauenthaler gründlich zusprach und dann erwiederte:

Kaum wag' ich das Auge noch aufzuschlagen —
Ich kann nur von Herzen: ich danke, sagen.

Den höchsten Grad erreichte die heitere Stimmung, als der Pocal an den Husarenobersten gelangte, der sich schon lange erwartungsvoll den langen Schnurr-

bart gedreht hatte. Er leerte den Pocal bis auf die Nagelprobe und sagte:

Ich bin nicht geboren zum Dichter,
Doch ich trinke wie ein Trichter.

Für Eugenie hatte diese ihr völlig neue Art lautbelebter Geselligkeit etwas Unbehagliches; nur der Toast des jungen Archivraths und die feine Erwiederung ihres Gemahls hatte ihr wirklich Freude gemacht. Für das Uebrige fehlte ihr das rechte Verständniß; an dem vielen Trinken der Herren fand sie keine Freude und die Tafelsitzung währte ihr viel zu lange. Doch besaß sie Selbstbeherrschung genug, um zu Allem ein freundliches Gesicht zu machen.

Der Regen hatte seit Mittag nachgelassen, so daß am Abend noch ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt werden konnte. Später wurde getanzt, wobei sich jedoch, wegen der beschränkten Räumlichkeiten im Herrenhause, kaum die Hälfte der Gäste betheiligte. Während die andere Hälfte ihr Trinkgelage mit deutscher Ausdauer in den unteren Gemächern fortsetzte, tönte von oben zu den Klängen der Masurka das Sporengeklirr der Offiziere bis tief in die Nacht hinein. (Schluß folgt.)

Der Notar von Metz.

Von

Karl Braun.

I.

Zur Geschichte der Stadt Metz unter Frankreich.

Ich will die Geschichte des Notars Johann Olry von Metz erzählen, welcher dortselbst als Franzose am 14. Juli 1623 das Licht der Welt erblickt hat und am 12. December 1707 in dem deutschen Hessen-Kassel gestorben ist. Es ist die Geschichte eines hugenottischen Refugié, aber zugleich noch etwas mehr als das. Ich muß ihr eine umständliche Einleitung vorausschicken, wegen deren Länge ich den verehrten Leser um geneigte Entschuldigung bitte. Da es sich aber um die Geschichte der kürzlich wieder deutsch gewordenen „Freien Reichsstadt Metz" handelt, so hat doch die Sache vielleicht ein wenig Interesse.

Wie Metz französisch geworden, das wissen wir alle; und es ist in neuerer Zeit auch sehr oft erzählt worden von Männern, die sich besser darauf verstehen als ich. Ich will hier Einiges darüber mittheilen, wie es Metz gegangen ist, während es französisch war. Eine französische Provinzialstadt hat in der Regel keine Geschichte. Alle diese französischen Städte sind absorbirt von dem einen Paris. Metz macht eine Ausnahme. Vielleicht nur deshalb, weil es deutsch war. Schlagen wir einige Blätter dieser Geschichte auf.

Wir streiten in Deutschland — oder sagen wir lieber: wir stritten — seit 1865 denselben Streit, wie dreihundert Jahre zuvor, nämlich den, ob die Freiheit besser sei als die Einheit. Diejenigen, welche unter allen Umständen die Einheit der Freiheit opfern wollten, mögen vielleicht recht große „Philosophen" sein, aber von der deutschen Geschichte haben sie nur eine sehr mangelhafte Kenntniß; sonst müßten sie wissen, wie schlecht uns eine gleiche Auffassung früher bekommen. Metz und die andern Bisthümer haben wir nämlich blos deshalb verloren, weil wir der vermeintlichen „Freiheit," welche wir damals für den Gegensatz der Einheit hielten, vor der letzteren den Vorzug gaben, während heutzutage die Mehrzahl der deutschen Nation durch Schaden klug genug geworden ist, um einzusehen, daß Einheit und Freiheit untrennbar sind, und daß nur durch die eine, und in und mit derselben, die andere zu erreichen ist. Doch zur Sache:

Moriz von Sachsen hatte sich damals anfangs mit dem Kaiser Karl V. gegen seine evangelischen Mitfürsten verschworen, welche letztere zum Theil in Gefangenschaft des Kaisers fielen. Dann aber entschloß sich Moriz, um die Gewalt des Kaisers zu brechen und die Früchte seines alten Verraths in Sicherheit zu bringen, einen neuen Verrath zu begehen, und zwar am Kaiser und am Reich, indem er einen Vertrag mit dem König von Frankreich schloß, wodurch dieser dem „Judas von Meißen" (so nannte das Volk den sächsischen Verräther) Beistand versprach und sich als Gegenleistung Kammerich, Metz, Tull und Vierten versprechen ließ.

Dieser schändliche, reichsverrätherische

Pact wurde geschlossen im Namen der „germanischen Libertät," mit allem Aufwand an freiheitlichen Redensarten, wie er heutzutage zu ähnlichen Zwecken in der „Demokratischen Correspondenz," der Wiener „Tagespresse" und anderen welfisch-demokratischen, großdeutsch-kleinfürstlichen Organen gemacht wird. Daß es mit dieser Uebereinstimmung seine Richtigkeit hat, mögen folgende Proben beweisen:

Moriz und die mit ihm verbündeten deutschen Fürsten erklären im Eingang des Vertrags, welchen sie am 5. October 1551 heimlich mit dem König Heinrich II. von Frankreich schlossen, „sie hätten nunmehr deutlich die feinen Anschläge und Praktiken erkannt, durch welche der Kaiser es immer mehr über ihre Religion zu gewinnen trachte, um das geläuterte Evangelium auszurotten."

— „Da wir," so fahren diese deutschen Fürsten fort, „diese unsere geläuterte Religion für christlich, recht, wahr und unzweifelhaft halten, so kann es nicht für rechtswidrig oder unvernünftig befunden werden, wenn wir Alles, was wir an weltlicher Macht besitzen, für unseren protestantischen Glauben auf das Spiel setzen; und dieweil diese Sache vornehmlich die Ehre Gottes betrifft, so wird der Herr auch fernerhin dafür sorgen, wie er dies auch bislang durch seine göttliche Gnade gethan hat; und unterwerfen wir das Ganze seinem Willen und göttlichen Rathschluß." —

Während der „Judas von Meißen" diese frommen Phrasen drechselte und sich mit dem König von Frankreich verbündete zur Rettung des protestantischen Glaubens, wußte er sehr wohl, daß dieser Glaube gar keinen schlimmeren Feind hatte als eben diesen König Heinrich II., welcher in seinem eigenen Lande die Anhänger der Reformation mit Feuer und Schwert verfolgte, das Blutedict von Chateaubriand etwa zu derselben Zeit (2. Sept. 1552) wider sie erließ, den ohnehin schon großen Eifer fanatischer Denuncianten durch hohe Belohnungen, welche er ihnen versprach, auf das äußerste stimulirte und der bis dahin gegen Ketzer üblichen Strafe des Verbrennens noch eine Verbesserung allerhöchsteigenster königlicher Erfindung hinzufügte, — nämlich das vorherige Ausreißen der Zunge. Alles das aber genirte Herrn Moriz von Sachsen gar nicht. Mit eiserner Stirn versicherte er: Derselbe Mann, der in Frankreich den neuen Glauben ausrottet, wird ihn in Deutschland retten.

In dem Vertrags-Instrument von 1551 kommt der „Judas von Meißen" dann auf die politische Freiheit und fährt fort zu reden, wie folgt:

— „Zweitens aber, was von größerer Wichtigkeit, als irgend eine Sache auf der Welt ist, so haben wir deutsche Fürsten zusammen und Jeder insbesondere für sich erwogen, durch welche Praktiken der deutsche Kaiser theils heimlich, theils öffentlich auf Mittel bedacht ist, nicht nur uns Kurfürsten und Fürsten, sondern auch die Grafen und Ritter, die Städte und Bauern, kurz die ganze Bevölkerung unseres großen und geliebten deutschen Vaterlandes ihrer alten deutschen Freiheit, so sie bis dahin (unter den Territorialherren?) genossen, zu berauben und in eine bestialische, unerträgliche und immerwährende Schmach der Knechtschaft zu versetzen, u. s. w.

— „Aus diesen Gründen haben wir deutsche Fürsten nach reiflicher Ueberlegung den Entschluß gefaßt, lieber jede Gefahr und Noth zu erleiden, und selbst den Tod nicht zu scheuen, als daß diese Schmach länger auf uns hafte, und um diesen Zweck desto eher zu erreichen, sind wir deutsche Fürsten mit dem allerheiligsten König, mit Seiner Majestät Heinrich II. von Frankreich, unserem besonders werthen Herrn und Freunde, als dessen Vorfahren bekanntlich von jeher der deutschen Nation viel Liebes und Gutes gethan haben, in nachfolgendes Einverständniß getreten:

— „Demnach wollen wir, wenn es Gott gefällt, des deutschen Kaisers weltliches und geistliches tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft von unseren Häuptern schütteln und unser geliebtes deutsches Vaterland und die deutsche Nation mit gewaffneter Hand in die alte Freiheit und Verfassung wiedereinsetzen." —

Hieraus wird man sehen, daß die centrifugalen Gewalten Deutschlands schon vor mehr als dreihundert Jahren sich ganz derselben Gründe, ja beinahe der nämlichen Worte bedienten wie heute; und man wird in Folge dessen etwas weniger geneigt sein, den Saft- und Kraftstil von Julius Frese und Consorten auch fernerhin als Original gelten zu lassen.

In dem geheimen Vertrag von 1551 folgen alsdann die militärischen, finanziellen und politischen Abmachungen. Der König von Frankreich verspricht den deutschen Fürsten für die ersten drei Monate 240,000, und für jeden folgenden Monat 260,000 französische Thaler zu bezahlen und die erstgenannte Summe alsbald in Basel zu deponiren. Gegen diese Bezahlung äußern sich dann Zug um Zug die biedern deutschen Fürsten weiter wie folgt:

„Wir finden es für gut, daß der König von Frankreich sich, sobald er kann, mehrerer Städte, welche von Alters her zum deutschen Reiche gehören (so heißt es wörtlich!), namentlich Cambrei, und in Lothringen Metz, Tull und Verdun und anderer, bemächtige, und daß er dieselben als Vicarius des heiligen römischen Reiches deutscher Nation behalte. Unter diesem Titel sind wir bereit, ihm auch in Zukunft weiter förderlich zu sein, indem wir jedoch dem Reiche alle Rechte vorbehalten, welche es auf die gedachten Städte hat. (Mit andern Worten: Indem wir dem Reiche diesen Besitz rauben, behalten wir ihm alle seine Rechte daran vor).

„In Anbetracht, daß der allerchristlichste König von Frankreich sich gegen uns deutsche Fürsten in dieser Sache mit Hülfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern sogar als liebreicher Vater verhält, werden wir ihm alle Zeit unseres Lebens hindurch ein Solches gedenken. Auch werden wir bei künftiger Erwählung eines Kaisers und deutschen Reichsoberhauptes uns so verhalten, wie es Seiner französischen Majestät gefallen wird, und Keinen wählen, der nicht Seiner französischen Majestät Freund ist, gute Nachbarschaft mit demselben unterhalten will und sich dazu genugsam verpflichtet. Wenn es aber dem Könige von Frankreich allerhöchst selbst daran gelegen wäre, ein solches Amt anzunehmen, so werden wir gegen ihn lieber, als gegen einen jeden Andern, Gefallen tragen." (Lüning, Reichsarchiv. Partis specialis continuatio II a.)

So brach denn der Krieg aus, der uns Lothringen kostete. Da es unmöglich war, die deutschen Fürsten an „Gesinnung" zu übertreffen, so versuchte der König von Frankreich, es ihnen wenigstens an Tartüfferie und Stil zuvorzuthun. Er erließ ein von Fontainebleau datirtes Manifest an die deutsche Nation, abgefaßt in deutscher Sprache und strotzend von einem unerhörten Luxus an Freiheitsphrasen. Die Titelvignette zeigt den Hut des Tell, nebst zwei spitzen Dolchen, mit der Unterschrift: „Aurea libertas" (goldene Freiheit). Es beginnt mit: „Wir Heinrich II., von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra," und der langen Litanei von Titeln, welche dann folgt, hat der allerchristlichste König aus eigener Machtvollkommenheit noch einen neuen beigefügt, welcher lautet: „Rächer und Wiederhersteller der deutschen Freiheit."

Es heißt darin unter Anderem etwa so: — „Der deutsche Kaiser hat Mir mehr als einmal durch geheime Praktiken und gewaltsame Handlungen Ursache zum Kriege gegeben, allein Ich habe der Versuchung widerstanden, und statt Rache und Ehre im Kriege zu suchen, allein auf das Wohl Meiner Unterthanen bedacht, Mein Königreich mit löblichen Gesetzen (siehe das Zungenausreißen!) und Gerechtigkeiten regiert. Diese Meine Friedensliebe hat man als Furcht ausgelegt. Unterdeß ist allerlei schwere Klag vieler Kurfürsten, Fürsten und anderer trefflichen Leute deutscher Nation an Mich gelangt, daß sie der deutsche Kaiser mit unerträglicher Tyrannei und Knechtschaft unterdrücke und unter dem Vorwande, die Religionsstreitigkeiten auszugleichen und der drohenden Gewalt der Türken zu widerstehen, in ewige Dienstbarkeit und sicheres Verderben führe, also daß mit ewigem Verluste der alten deutschen Freiheit und vieler Leute Untergang dem Kaiser eine Monarchie aufgerichtet und erbaut wird. Dieses zu vernehmen, ist Mir höchst beschwerlich gewesen, nicht nur weil meine Vorfahren auch Deutsche (Franken) waren, sondern auch wegen der althergebrachten Freundschaft beider Nationen. Eine Störung der deutschen Freiheit, ewige Dienstbarkeit und das daraus fließende Verderben der deutschen Nation und des heiligen römischen Reiches können aber nicht ohne Schaden der Krone Frankreich geschehen. In Folge dessen habe Ich dem lebhaften Begehr so vieler und großer Fürsten und Stände des heiligen Reiches nach einem christlichen Einverständnisse mit ihnen zur Errettung der wahren deutschen Freiheit Folge geben zu müssen geglaubt, thue aber hierdurch Jedermänniglich vor Gott

dem Allmächtigen kund und zu wissen, daß Ich für Meine Person und Mein Königreich keinerlei Nutzen und Gewinn suche, sondern nur von der uneigennützigen Absicht geleitet werde, aus Meinem freien königlichen Gemüthe die Freiheit der deutschen Nation und des heiligen Reiches zu fördern, die deutschen Fürsten aus der erbärmlichen Knechtschaft zu befreien und hierdurch einen unsterblichen Namen, wie vordem dem Flaminius in Griechenland zu Theil geworden, zu erlangen. Niemand soll einige Gewalt befürchten, da Ich diesen Krieg blos deshalb unternommen habe, um einem Jeden seine verlorenen Gerechtigkeiten, Ehren, Güter und Freiheiten wiederzuverschaffen."

Getreu dem Grundsatze, „der edle Mensch denkt an sich selbst zuerst," nahm sich also der edle Flaminius und Heinrich der Zweite vor allem Lothringen. Er überrumpelte Tull und Verdun, und auch Metz fiel am 10. April 1852 in Folge von Zwiespalt und Indifferenz der Bürger, List und Verrath der Patrizier, obgleich wenige Tage vorher noch die Bürger geschworen hatten, sie wollten Gut und Blut daran setzen und als treue und loyale Metzer, „comme fidèles et loyals Messins," ihre Stadt vertheidigen. Am 18. April 1552 hielt schon der französische König seinen Einzug. Auch hier erließ er eine bausbäckige Proclamation, worin er ankündigte, er komme als Wiederhersteller der politischen und religiösen Freiheit und als Vertheidiger gegen Cäsarismus und Militarismus. Außerdem beschwor er feierlich die Rechte, Freiheiten und Privilegien von Metz und versprach seine Municipalverfassung und sein Verhältniß als freie Reichsstadt zum deutschen Reiche getreulich und gewissenhaft aufrecht zu erhalten. Zur Bekräftigung seines Versprechens legte er eine starke französische Garnison in die Stadt. Vergleichen wir nun die Zustände von Metz **vor** und **nach** der französischen Occupation:

Vorher hatte sich Metz eines hohen Grades von Freiheit und Blüthe erfreut. Sowohl der Bischof von Metz als auch die Fürsten von Lothringen hatten zwar versucht, sich die Stadt zu unterwerfen. Allein sie hatte unter dem Schutze der kaiserlichen Gewalt ihre Rechte als freie Reichsstadt aufrecht erhalten. Metz wetteiferte mit Bremen und Hamburg, mit Augsburg und Frankfurt am Main an Glanz, Macht und Reichthum. Es war berühmt durch seine „Passionsspiele" und „Mysterien," welche hier, in der an Kirchen und Geistlichen so reichen Stadt, aufgekommen sein sollen; durch seine großen Freimärkte und jährliche Messe, welche die Stadt zum Stapelplatz und zur Metropole des Handels von Deutschland und von Frankreich machten, zwischen welchen beiden Ländern damals weder Schutz- noch Grenzzölle bestanden (die jetzt Herr Thiers wieder bis zur Höhe der chinesischen Mauer erheben will); durch das große Gebiet, das die Stadt beherrschte und das aus 215 Städten, Dörfern und Weilern bestand, das „Pays Messin;" durch ihre Befestigung und reichsstädtische Wehrkraft, durch ihre geachtete Stellung im deutschen Reichstage, durch die glänzenden Gesandtschaften, welche sie schickte und empfing, und die Verträge, die sie mit fremden Staaten abschloß. Metz galt als Hauptstätte der Vergnügungen und des Luxus für ganz Deutschland. Dies sprach man nach damaliger Weise in dem Verse aus:

„Und wäre die Stadt Frankfurt mein,
Sie müßt' in Metz vertrunken sein."

Das soll heißen: Metz war damals zwar nicht ganz so reich, aber viel vornehmer und amüsanter als Frankfurt am Main, mit dem es sich heutzutage nicht mehr vergleichen kann. Der deutsche Kaiser hielt oft glänzende Hoflager in Metz. Auch war es hier, wo im December 1356 auf dem deutschen Reichstag die goldene Bulle durch Kaiser Karl IV. verkündigt wurde. Freilich ein schlimmes Omen für die deutsche Einheit. Denn diese Bulle bringt nur die Mediatisirung des Kaisers unter die Kurfürsten in verfassungsmäßige Formen.

An das, womit der französische König seine versprechungsreiche und erfüllungsarme Herrschaft begann, nämlich an das Einlegen einer Garnison, hatte ein deutscher Kaiser während der fünf Jahrhunderte, die Metz unzweifelhaft zum Reiche gehört hat, niemals gedacht. Der Kaiser war ihnen ein guter Herr, den Metzern, welche ihm bei seinem feierlichen Einzug wohl einmal einen kostbaren Pocal mit ihrem einheimischen Wein credenzten, oder auch, wenn der Wein heuer mißrathen war, oder wenn der Kaiser, was oft vorkam, weniger an Durst als an Geldmangel litt, den Pocal

statt mit dem „Vin Messin," mit goldnen Ducaten füllten, sonst aber ihm Stellung von Mannschaft und Zahlung von „gemeinem Pfennig" oder „Römermonat" standhaft verweigerten. Zehn Jahre vor der Ueberrumpelung durch die Franzosen schrieben sie noch an den Kaiser, ihre Stadt sei unter den Bollwerken, Festungen und Propugnaculis des Reichs („de Votre Sainct Empire" sagten sie) eine der besten und es wäre ein unersetzlicher Schaden, wenn's in fremde Hände fiele; aber ihr Contingent wollten sie dem Reiche nicht stellen, denn das verstoße gegen das Herkommen, auch sei die Stadt Metz stark genug, sich selber zu schützen. (Ernst Dümmler, Geschichte der Stadt Metz, Grenzboten, 1870, Heft 52, Seite 486.)

Sie sollten schnell genug merken, wie sehr sie sich täuschten, und wie der französische Herrscher sie später zwang, hundertfach zu leisten und zu dulden, was sie dem deutschen Reich gegenüber freiwillig zu thun früher geweigert hatten.

In der Reichszeit regierte und verwaltete die Stadt sich selbst ohne Herrn und ohne sonstige Einmischung irgend eines Dritten. Sie hatte ihre Befestigung und ihre Milizen und schlug ihre eigenen Münzen. An der Spitze standen die „Paraiges," d. h. sechs Patriciergeschlechter, wovon fünf nach den Stadtvierteln geographisch abgetheilt waren, das sechste dagegen unter dem Namen der „Gemeine" die neu Zugezogenen umfaßte. Aus diesen Geschlechtern wurden nach einem complicirten Turnus und Modus die städtischen Aemter durch das Loos besetzt. Das Oberhaupt der Stadt war der auf Lebenszeit gewählte „Schöffenmeister," maître-échevin, der sich durch freie Wahl zwölf Schöffen cooptirte. Berathend zur Seite stand ihm der Senat, eine ebenfalls durch das Loos bestimmte Vertretung der Geschlechter, auch nach seiner Zahl die „Dreizehn" genannt. Neben diesem aristokratischen Elemente, welches in der Stadtverfassung vorwiegt, tritt das demokratische sehr zurück. Denn nur in seltenen Fällen fungirt die „Bürgerschaft," welche sich aus der Kaufmannsinnung und zehn Handwerkerzünften zusammensetzt.

Wie stolz die Geschlechter von Metz waren, beweist der Umstand, daß sie einem neugeborenen Kinde wünschten, der Herr möge es dereinst zum Schöffenmeister von Metz, wenn das aber nicht gehe, dann doch wenigstens zum König von Frankreich machen.

Der Wohlstand der Stadt wurde nun zunächst schwer betroffen durch die Belagerung von 1552, welche eine unmittelbare Folge der französischen Occupation war.

Der Herzog Franz von Guise, welcher die Stadt zu vertheidigen hatte, rasirte ohne Erbarmen Alles weg, was ihm diese Aufgabe erschwerte. Er beschränkte die Stadt auf die Inseln, welche die dreiarmige Mosel bildet, und auf den erhöhten Winkel zwischen der Seille und Mosel. Alle jenseits dieser engen Grenzen gelegenen Kirchen, Abteien, Klöster, Paläste, Herrschaftsgebäude und Häuser gingen darüber zu Grunde, darunter namentlich auch der auf dem Gebiete der altrömischen Colonie gelegene südliche und südöstliche Stadttheil. Was der Belagerte nicht rasirt hatte, das zerstörte der Belagerer, Kaiser Karl V.

Ein Kölner Jurist hat über den Ausgang der Belagerung folgende Notiz hinterlassen, datirt vom Februar 1553:

„Vom Herbst 1552 ab lag Kaiser Karolus Quintus lange vergeblich, ohne etwas schaffen zu können, vor Metz, der Winter war sehr kalt, es gab viel Schnee und kam eine Krankheit unter das Kriegsvolk, daß ihrer viele starben; und es fuhren geladene Nachen von Metz die Mosel herunter, von denen kaum der vierte Mann nach Köln kam; wenn Einer starb, warf man ihn über Bord. Der Kranken kamen zu viele nach Köln; weil man Alles einließ, hat man die folgende Sterbde (Epidemie) verursacht. Der Kaiser mußte aber deshalb Metz verlassen und zog im December nach den Niederlanden. Den 22. Januar 1553 hielten die Franzosen eine große Procession und Gottestracht in Metz aus Dank, daß sie die Stadt gegen den Kaiser erhalten hatten. Des anderen Tages thaten sie Haussuchung durch die Bürgerhäuser, ob sie lutherische Bücher hätten; die man fand, wurden verbrannt. O, Metz, was hast du begonnen zu deinem und des ganzen deutschen Reiches Schaden!"

Von nun an tritt Metz die Handels- und Industriestadt immer mehr zurück vor Metz der Festung. Da, wo sich jetzt die „Esplanade" befindet, legte der Marschall Vieilleville eine mächtige Citadelle an, welche nicht nur gegen den äußern Feind

gerichtet war, sondern vorzugsweise auch gegen die Stadt Metz selbst, deren Bürger die gute alte Zeit der Freiheit und des Wohlstandes von ehedem nicht vergessen konnten. Die Stadt schwand zusammen in diesen und den übrigen Festungswerken, die sich immer enger und enger um sie zusammenzogen. Handel und Verkehr, die nicht genirt und reglementirt sein wollen, verzogen sich aus diesen und noch zu erörternden anderweitigen Gründen. Während die deutsch gebliebenen Schwesterstädte Lübeck, Bremen, Hamburg, Frankfurt sich wieder zu erholen begannen, büßte Metz den Verrath mit immer tieferem Verfalle und Rückgang. Aus der deutschen Reichsstadt von 80,000 Einwohnern wurde eine französische Garnisonstadt von nur 20,000. „Verfall" und „Französisch" waren identisch. Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts konnte der Intendant des Königs triumphirend nach Paris berichten: „L'assimilation se fit; la ville de Metz prit des sentiments tout français;" die Verschmelzung ist gelungen, die Stadt hat einen ganz französischen Charakter angenommen. Es ging Metz wie Köln, das auch unter französischer Herrschaft zurückging und gänzlich verarmte, und das, obwohl auch Festung, später zu großer Blüthe gelangte, welche es Preußen verdankt.

Im Jahre 1791 entstand das Gerücht, Ludwig XVI. wolle sich heimlich den Liebenswürdigkeiten seiner guten Stadt Paris entziehen, und sich in die Festung Metz werfen, um von dort aus der europäischen Coalition die Hand zu reichen und dann gemeinschaftlich mit ihr die französische Revolution niederzuwerfen. Die Metzer Bürgerschaft glaubte, hiervon profitiren zu können, und machte sich daran, die Festung abzutragen, damit „sie nicht dem schändlichen Tyrannen als Bollwerk wider die Freiheit diene." Allein das Vergnügen dauerte nicht lange. Das Consulat und Kaiserreich richtete die Festung wieder auf, stärker als jemals; und die Stadt Metz hat sowohl 1814 und 1815, als auch 1870 Belagerungen auszustehen gehabt. Vor dem 27. October 1870 nannte man Metz: „La pucelle," oder „Virgo numquam polluta." Der tapfere Prinz Friedrich Karl hat diesem Zustande ein Ende gesetzt. —

Die Metzer Patricier, welche für Frankreich conspirirt hatten, bekamen zuerst Ursache, ihren Verrath zu bereuen. Ihre Rechte, welche unter dem Reiche blühten, wurden von dem Absolutismus und der Uniformität Frankreichs auf das rücksichtsloseste niedergetreten. Der Führer der städtischen Geschlechter, Adrian Kussel, der bei den reichsverrätherischen Verhandlungen von 1551 die erste Rolle gespielt hatte, erhängte sich 1556 aus Verzweiflung und Gewissensbissen.

Der König von Frankreich, welcher 1552 die Privilegien der Stadt auf das feierlichste beschworen und darüber die schönsten Briefe und Siegel gegeben hatte, erbat sich bald danach gewaltsam diese Urkunden zurück; und der Marschall Vieilleville eröffnete der Stadt im Auftrage seines allergnädigsten Herrn, in diesen kritischen und gefährlichen Zeiten sei die deutsche Städteordnung nicht mehr praktikabel, Seine Majestät werde von nun an selber die Verwaltung der Stadt auf sich nehmen, weil dies in deren eigenen Interesse liege. Wie gesagt, so gethan. Der König schaffte die „Dreizehn" und die „Bürgerschaft" zugleich ab, damit Aristokratie und Demokratie sich nicht über Bevorzugung beschweren könnten. Die Schöffen mit ihrem Maitre-Echevin blieben zwar und Letzterer erhielt sogar das enorme Recht, stehenden Fußes und ohne Kniebeugung zu Seiner allerchristlichsten Majestät zu reden. Allein zu sagen hatte er gar nichts mehr. Metz erhielt ein sogenanntes königliches „Parlement," in dessen Hände die höchste administrative und die richterliche Gewalt gelegt ward, und das sich im Laufe der Zeit immer mehr als ein gefügiges Instrument in der Hand des Pariser Absolutismus bewährt hat. Mit der Freiheit der Stadt war es gründlich aus; ein schweizer Landsknecht hat damals ein schön' neu' Lied erdacht, so da lautet, wie folgt:

„Metz soll dir ein Spiegel sein,
Deutsches Land! O schau darein;
Thu's gar wohl beachten.
Sollt' es dir dereinst geschehn,
Wie es jetzt dem Metz thut gehn,
Wird man dich verachten!" —

Die Geschichte von Metz ist von nun an nur noch eine Geschichte der Verfolgungen der Metzer.

II.

Der Widerruf des Edictes von Nantes.

Man erzählt von dem Kaiser Maximilian von Deutschland (siehe Henke, französische Frauen in der Reformationszeit, in Sybel's Zeitschrift, 1871, I. 119. Ranke, Werke, III. 87.), er habe geäußert: „Der deutsche Kaiser ist wie ein König über Königen, — man erweist ihm Ehre, aber Niemand kümmert sich um seine Befehle. Der König von Spanien ist wie ein König der Menschen; — man widerspricht ihm zuweilen, aber man folgt ihm doch. Der König von Frankreich aber ist wie ein König der Thiere; — wer ihm den geringsten Widerstand leistet, den zerreißt er."

Lassen wir einmal Spanien aus dem Spiel und bleiben wir bei dem Gegensatze von Deutschland und Frankreich. In Deutschland nimmt die Decentralisation, die Auflösung, die Zerstückelung, die wechselseitige Absperrung immer mehr zu. In Frankreich in umgekehrter Richtung die Centralisation, die Uniformirung, die Nivellirung, die Ausrottung jeder Eigenthümlichkeit. Beides sind Krankheiten. Die wahre Freiheit beruht in der Ausgleichung zwischen den verschiedenen Potenzen, in der Harmonie und dem Gleichgewicht der centripetalen und centrifugalen Gewalten, in der Grenzregelung zwischen Staat und Gesellschaft.

In Deutschland setzte sich der Sondergeist über den Gemeingeist, der Theil über das Ganze; so kam es dahin, daß die Deutschen in Deutschland zu einander in demselben Verhältniße standen, wie die verschiedenen Thiere in einer Menagerie. Sie sahen sich nur von Käfig zu Käfig. Zu einander kommen konnten sie nicht. Gegenüber den wirthschaftlichen und technischen Fortschritten der Neuzeit war dieser Zustand unhaltbar geworden. Der dumme alte Bundestag verfolgte eine Hand voll Studenten als „Demagogen" und hielt sie für die alleinigen Urheber der Einheit. Die wahren Demagogen aber waren der Dampf, die Eisenbahn, der Telegraph, der Handel, der Verkehr, überhaupt die wirthschaftlichen Interessen. Sie waren es, welche den schlummernden Nationalgeist weckten und ihn, unter Führung der staatbildenden preußischen Macht und Manneszucht, den Sieg erringen ließen über schwarze und rothe Sonderbündler im Innern und über die äußeren Feinde.

In Frankreich dagegen verschlang der Staat Alles, — die Gesellschaft, die Kirche, die Gemeinde, die Provinz, den Kreis. Er erkannte nicht mehr das Land und nicht mehr das Individuum an. Alle Kreise sollten nur noch einen einzigen Mittelpunkt haben dürfen. Es sollte keine Bewegnng gestattet sein, außer der von oben nach unten und von dem Centrum nach dem Endpunkt. Nicht aber auch umgekehrt. Paris sagte: Das Land, — das bin ich. „Der Staat — das bin ich," sagte der König. Alle sollten denken, fühlen und glauben wie der Eine. Das ganze Gewölbe stützte sich nur auf eine einzige Säule; und es stürzte ein, als diese Säule brach, ohne durch eine andere ersetzt zu sein. Aus diesem Zusammensturz hat sich Frankreich bis jetzt nicht wieder aufraffen können. Das ist das Unglück des sonst so gesegneten Landes.

Aber wir Deutschen können mit gutem Gewissen sagen: Wir haben es nicht verschuldet, wir haben die Hände nicht mit im Spiele gehabt.

Das Gegentheil ist der Fall in dem Verhalten Frankreichs zu Deutschland. Frankreich hat stets, von den schlimmsten Absichten geleitet, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands gemischt, um unsere Zwietracht zu schüren und unsere Zerstückelung und die sich daraus ergebende Ohnmacht zum Raub zu benutzen. Mit dem Scharfblicke eines mißgünstigen Nachbarn erkannte es sofort, wie der Religionszwist in Deutschland einen schlimmen Verlauf nahm, und wie die Territorialfürsten die Reformation ausbeuteten, um sich auf Kosten des Reiches und der Kirche zu bereichern und dem Kaiser den Gehorsam zu kündigen. Von dieser Lage machte Frankreich den ausgiebigsten Gebrauch und Mißbrauch. Indem es bei sich die Einheit des Staats und die Uniformität der Staatskirche mit den grausamsten Mitteln durchführte, spielte es in Deutschland dagegen den Freund der Reformation und des Föderalismus, um uns durch einander zu Grunde zu richten.

„Niemand," sagt Friedrich Rühs, „kam Frankreich gleich in der Kunst zu intriguiren, überall Verständnisse anzuknüpfen und zu unterhalten, Mißtrauen und Arg-

wohn auszustreuen; in der schlauen Gewandtheit, jede Sache aus dem günstigsten Gesichtspunkt zu zeigen, dem Gehässigsten einen scheinbaren Anstrich zu geben; in der Verstellung und Heuchelei; in der Geschicklichkeit, dem einen Theil die glänzendsten Hoffnungen zu erregen, ohne sie dem andern zu nehmen; in der Unerschöpflichkeit von Ausreden und nichtswürdigen Worten und Phrasen."

So hat denn Frankreich von der Zeit an, wo die Entwickelung der Dinge in Deutschland sowohl auf politischem als auch auf religiösem Gebiete einen entschieden centrifugalen Charakter annahm, stets uns vorgeschwindelt, als schwärme es für diese Richtung, während es zu Hause bei sich dem direct und diametral entgegengesetzten Princip huldigte, und dem ganzen historischen Verlaufe der Dinge nach gar nicht anders konnte, als ihm zu huldigen.

Frankreich hat die drei Bisthümer, und namentlich auch Metz, in Besitz genommen im Namen der religiösen und bürgerlichen Freiheit, im Namen des Sondergeistes, welcher reagirt wider den Gemeingeist, im Namen des Particularismus, welcher protestirt wider die Einheit. Kaum in Besitz dieser Territorien, hat es die Freiheit der Uniformität, das Recht der Gleichheit, den individuellen Glauben der königlichen Staatsreligion geopfert.

Man müßte in unserem paritätischen Deutschland Bedenken tragen, das Bild der religiösen Verfolgungen in Frankreich überhaupt, und insbesondere in den, im sechzehnten Jahrhundert annectirten Territorien des deutschen Reiches, aufs neue zu entrollen, wenn man befürchten müßte, dadurch interconfessionelle Reibungen und Recriminationen zu fördern. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall. In Frankreich war es der Staat, welcher verfolgte, — nicht die Kirche. Schon während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, von Philipp dem Schönen an bis zu Ludwig XII., kämpften die französischen Könige stets gegen den Papst und die Hierarchie. Anfangs mit wechselndem Erfolg und wandelbarem Glücke. Im Jahre 1516 aber gestand Papst Leo X., beunruhigt durch die überall auftauchenden Zeichen oppositionellen Geistes, dem Könige Franz von Frankreich in dem bekannten Concordate Alles zu, was er nur immer verlangte, namentlich auch die einseitige Ernennung der Bischöfe und der Aebte durch die Staatsgewalt. Damit war für Frankreich das Mittelalter abgeschlossen und die Hierarchie gebrochen; und wenn von nun an Ketzer verbrannt wurden, so verbrannte sie der Staat auf eigene Gefahr und Rechnung.

Es war damit der Zustand des Reiches Karl's des Großen wieder hergestellt, in welchem es neben den weltlichen Reichsbeamten auch geistliche gab; — das waren die Bischöfe. In der That kam es in Frankreich vor, daß die Kirchenfürsten ernannt wurden durch die Damen des Königs, welchen der ascetische Sinn nicht weniger fehlte als das kanonische Alter. So unter Franz I. durch die Duchesse d'Etempes, und unter Heinrich II. durch Diana von Poitiers.

Frankreich neigte stets zum Staatskirchenthum, zum Cäsaro-Papismus, wie in Rußland; und es mußte nothwendig sehr unangenehm vermerkt werden, daß, nachdem man 1516 den Papst abgeschüttelt hatte, unmittelbar darauf die Reformation noch weiter gehende Ansprüche erhob; mit andern Worten, daß, nachdem man die Einmischung von oben los geworden war, nunmehr die Einmischung von unten zu beginnen drohte, — die Rebellion der protestantischen Vasallen wider den König-Papst.

Mit der letzteren verständigte man sich indeß 1598 durch das Edict von Nantes, welches ebenfalls mehr ein politischer, als ein kirchlicher Act ist. Es gewährte den Reformirten Religionsübung, jedoch nur an gewissen, ausdrücklich nahmhaft gemachten Orten. Was Metz anbelangt, so war diese Stadt, neben dem ganz reformirten Sedan, einer der bedeutendsten Mittelpunkte des neuen Glaubens in Frankreich. Hier wurde den Protestanten die Errichtung eines Tempel, die Einsetzung eines Consistoriums, die Anstellung mehrerer Priester gestattet, auch konnte von nun ein Protestant Schöffe werden, was bis dahin nicht der Fall war.

Den Reformirten wurde durch das Edict der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte gesichert und ihnen der Zutritt zu den Staatsämtern gestattet. In jedem Parlamente sollte eine gemischte Kammer (Senat) bestehen und halb aus Katholiken, halb aus Calvinisten besetzt werden. Durch ihn

sollten Streitigkeiten zwischen den beiden genannten Parteien entschieden werden. Die Reformirten erhielten das Recht, ihre Deputirten zu einem Congreß zusammentreten zu lassen, jedoch unter Aufsicht von Commissaren des Königs. Ebenso erlaubte man ihnen, zur Aufbringung der Mittel für ihre Cultuszwecke sich selbst zu besteuern, jedoch mußten sie vor wie nach alle Verpflichtungen aus Real- und Grundlasten, Zins, Zehnt und Gülten u. dgl. gegen die alte Kirche erfüllen.

An der Spitze der Hugenotten oder Reformirten standen anfangs große Herren, welche feste Schlösser und eigene Truppen hielten. Auch hatte diese Glaubensgenossenschaft, welche nach dieser Seite hin sich als politische Partei hinstellte, acht feste Städte occupirt und wider den König behauptet. Diesen Stand der Dinge sanctionirte das Edict von Nantes bis zu einem gewissen Grade. Es gestattete den Fortbestand der politischen Partei als solcher und überließ ihr als Gewährleistung auf acht Jahre die genannten Städte mit dem Rechte, deren Commandanten zu ernennen.

Die letztgenannten Vorschriften kennzeichnen die reformirte Bewegung deutlich als eine politische Gegenströmung gegen die Tendenz des französischen Königthums, alles Singuläre und Individuelle zu absorbiren und irgend eine andere selbstständige Organisation neben sich nicht zu dulden. Das Edict von Nantes war ein Waffenstillstand zwischen dem aggressiven Machttrieb des Königthums und des Staats und dem defensiven Selbständigkeitstrieb der Menschen, der Stände, der Gesellschaft. Der Waffenstillstand wurde ehrlich gehalten von Heinrich IV., nicht aber von seinen Nachfolgern, namentlich nicht von dem fleischgewordenen „Staat," von Ludwig XIV.

Anfangs hatten Prinzen von Geblüt, sowie vornehme und mächtige Grundherrn an der Spitze der „Religion" gestanden, auch zählte dieselbe befähigte Feldherrn in ihrer Mitte, — Grund genug, sie mit schonender Rücksicht zu behandeln. Nach und nach aber war es gelungen, die Vornehmsten wieder zu dem „Glauben des Königs" zurückzuziehen. Die Uebrigen aber warfen sich vorzugsweise auf die Staatspachtungen, die Finanzen, das Credit- und Bankwesen, den Handel und die Industrie. Die Hugenotten, höchstens ein Zwölftel der Bevölkerung, hatten wohl die Hälfte des Nationalvermögens in ihren Händen. Sie hatten an Reichthum gewonnen, an Wehrkraft aber und an politischem Einfluß verloren. Ihr Wohlstand weckte den Neid, ohne daß die Furcht und der Schrecken dabei Wache stand. Gleichzeitig ging der Centralisirungs- und Nivellirungsproceß in Frankreich immer weiter. Er wurde gefördert und beschleunigt durch Ludwig's XIV. ewige Kriege, Frankreich verwandelte sich in eine große Festung; jede Selbständigkeit wurde ausgerottet; es wurde kein Wille und keine Meinung mehr geduldet als die des Königs. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wie ein Fürst, der keinen Begriff davon hatte, daß ihm gegenüber irgend Jemanden auch nur der Schatten des Rechtes einer eigenen Meinung zustehen könne, allmälig zu der Ueberzeugung gelangte, die Stellung, ja schon die bloße Existenz der Reformirten in seinem Lande sei etwas Mißständisches, ja, etwas Gefährliches! Denn er, der König, führte ja Krieg gegen Reformirte, z. B. wider Holland. Wie konnten also seine eigenen Unterthanen denselben Glauben haben mit seinen bittersten Feinden? War es nicht verblendeter Eigensinn und böswillige Hartnäckigkeit, wenn sie dabei beharrten? Wie konnte ein Unterthan auch den verwegenen Gedanken hegen, eine bessere Religion haben zu wollen als die des Königs? Und dann, die Prinzen von Geblüt und die Vornehmen hatten sich bekehrt. Warum thaten es die Gemeinen nicht, die doch solche Ansprüche wie Jene nicht machen konnten?

Auf diesem Wege kam es, daß der König, der noch im Jahre 1666 rescribirt hatte: „Da die Hugenotten mir nicht minder treu sind, als andere Unterthanen, so müssen sie auch mit ebenso viel Rücksicht behandelt werden" (Oeuvres de Louis XIV. tome V. pag. 375), daß derselbe König zwanzig Jahre später jeden Hugenotten für einen Staatsverbrecher hielt und sich entschloß, die äußerste Gewalt anzuwenden, um sie mit Stumpf und Stiel auszurotten, — ein Entschluß, der fast unbegreiflich erscheinen würde, wenn man bedenkt, daß sich Ludwig XIV. auch mit dem Papst und den Jesuiten in den Haaren lag. Nicht religiöser Fanatismus war es, der ihn trieb,

sondern der blinde Glaube an die Alles verschlingende Staats-Idee, an den „Moloch Staat," an sein „Ich," das nicht nur für Alle handelte, sondern auch für Alle dachte und glaubte. (Ranke, französ. Geschichte. Bd. III. Buch XIII. Kap. 5.)

„Nicht den Anstrengungen und dem Eifer des allgemeinen Katholicismus, sondern der Idee der gallicanischen Kirche, der französischen Staatseinheit, sind die Protestanten in Frankreich zum Opfer gefallen," sagt Ranke.

Als Ludwig XIV. die Kriege nach außen beendet hatte, wandte er sich mit verstärktem Eifer dem Uniformiren im Innern zu. Zunächst suchte er das Edict von Nantes zu umgehn und zu durchlöchern; als aber in England Jakob II. auf den Thron gelangt war, entschloß er sich zu dessen Aufhebung. Zuerst schaffte er die in dem Edict vorgesehenen „gemischten Senate" (Chambres) der Parlamente ab. Im Edict hieß es, vielleicht werde einmal die Zeit kommen, wo man sie entbehren könne. Der König erklärte nun, diesen Moment erachte er gegenwärtig für gekommen. Er verbot, kraft einer weiteren sophistischen Interpretation des Edicts, den Uebertritt zu der „sogenannten reformirten" Religion und die Ehen zwischen Katholiken und Reformirten. Dann erließ er eine Verordnung, daß, wenn in einer reformirten Kirche oder auch nur Gemeinde etwas dem katholischen Cultus Feindliches oder Beleidigendes gethan oder gesprochen werde, die betreffende Kirche niederzureißen und ein Neubau nicht wieder zu gestatten sei. Auf Grund dieses Gesetzes wurde eine Unzahl von Kirchen zum Abbruch condemnirt.

Allein alle diese Maßregeln hatten wenig Erfolg. Die Reformirten beriefen sich auf das Edict und erklärten: „Der König hat über Hab und Gut, über Leib und Leben zu verfügen, aber nicht über unser Gewissen." Sie versammelten sich in den Ruinen der zerstörten Kirchen, um dort ihre Psalmen zu singen.

Zur Abwechslung versuchte man es nun mit entgegenkommender Ueberredung. Im Jahre 1682 trat auf Veranlassung des Königs der katholische Klerus zu einer Versammlung zusammen, faßte eine sehr energische Resolution gegen die Infallibilität und Omnipotenz des Papstes und erließ dann ein Manifest an die „Brüder von der calvinistischen Secession," des Inhalts, jetzt sei ja die einzige Differenz beseitigt, jetzt möchten sie in den Schoß der gallicanischen Kirche zurückkehren. Allein die Reformirten thaten es nicht, denn sie wollten auch keine königliche Omnipotenz über die Gewissen.

Nun folgten zuerst Drohungen und dann Bedrückungen seitens des Königs. Man benutzte die Steuer-Veranlagung, um die Katholiken zu entlasten, und die Reformirten so lange, bis sie sich bekehrten, fünf- und zehnfach zu belasten. Der englische Gesandte Savile schrieb darüber am 25. April 1682 nach Hause: „So gewinnt der Himmel Seelen, ohne daß der König dabei sein Geld verliert." Ebenso verfuhr man mit der Einquartierung. Man cultivirte dies Verfahren immer mehr und entwickelte es bis zum System der „Dragonaden," indem man die Dragoner anwies, zu hausen wie in Feindesland, d. h. die Reformirten nicht nur an Hab und Gut, sondern auch am Körper und Leben zu schädigen. In Folge dessen traten massenhafte Bekehrungen ein. Dies wurde benutzt.

Die theologischen Hof-Juristen stellten dem König vor, man habe das Edict von Nantes aus keinem andern Grunde gegeben als aus Besorgniß vor dem Krieg; in Folge der Bekehrungen aber habe sich die Zahl der Reformirten so vermindert, daß diese Besorgniß aufhöre; die ratio legis sei weggefallen, folglich müsse auch das Edict fallen; „cessante ratione legis cessat lex ipsa." Diese Sorte von Menschen versteht Alles zu beweisen. Und der König glaubte ihnen. Der König hob das Edict von Nantes auf. Er erklärte jedoch anfangs das Bekenntniß noch für frei und nur die Religionsübung für verboten. Die Kirchen wurden zerstört, die Prediger verbannt. Allen Andern aber wurde das Auswandern bei Strafe verboten.

Der Vorbehalt der Freiheit des inneren Bekenntnisses (ohne äußere Religionsübung) wurde aber auch bald außer Kraft gesetzt; und von nun an hieß es: „In Frankreich giebt es nur noch eine Religion, — das ist die Religion des Königs; wer sich nicht zu ihr bekennt, wird als Hochverräther behandelt." Widerstand im Lande war nicht möglich. Es blieb nur die Auswanderung, aber, wer auf ihr ertappt ward, kam auf die Galeeren.

„Der Heroismus des Bekenntnisses," sagt Ranke a. a. O. S. 396, „zeigte sich diesmal nicht, wie früher, im Widerstand, sondern — wenn man das paradoxe Wort aussprechen darf — in der Flucht."

Kehren wir nun wieder nach Metz zurück, um zu sehen, welche örtlichen Wirkungen diese großen historischen Ereignisse hatten in der weiland freien deutschen Reichsstadt, welcher Heinrich II. von Frankreich „politische und religiöse Freiheit" garantirt hatte.

(Forts. folgt.)

Literarisches.

Weihnachtserinnerungen. Novellen und Skizzen aus dem Englischen übertragen von Alice Salzbrunn. 226 S. kl. 8. Leipzig 1871.

Die Herausgeberin dieses Buches, welche sich schon früher durch einige mit Beifall aufgenommene Arbeiten der deutschen Lesewelt vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist bei der vorliegenden Auswahl von Weihnachtserzählungen mit großem Tact verfahren und bietet dieselben in geschmackvollem Deutsch dem Publicum dar. Die Erzählungen ziehen durchweg durch ihren einfachen, sinnigen Inhalt an, so daß sich das Buch gewiß die Gunst der großen Kinder am Weihnachtstisch, besonders der jungen Damen, für die es zunächst bestimmt sein möchte, in reichem Maße erwerben wird.

Aus dem Bernerland. Sechs Erzählungen aus dem Emmenthal von Jeremias Gotthelf. Mit Illustrationen von G. Roux, Fr. Walthard und A. Anker. Berlin, Julius Springer.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die deutsche Dorfgeschichte, oder richtiger gesagt, die eigentliche Bauernnovelle in der Schweiz ihre Hauptvertreter hat. Da ist Pestalozzi, dann Jeremias Gotthelf und endlich Gottfried Keller, die, ohne eigentliche Dialektdichtungen zu geben, das Leben auf dem Lande in seinen verschiedenen Aeußerungen, ohne Schminke und mit wahrhaft sittlicher Kraft dargestellt haben. Man darf es daher mit besonderer Freude begrüßen, wenn eine Verlagshandlung sich entschließt, dem Publicum etwas von den Schätzen jener unverwüstlich frischen Richtung in unserer Literatur zu bieten, denn jedenfalls gereicht es der Entwicklung des Geschmackes sehr zum Vortheil, wenn von Zeit zu Zeit eine kernhaftere Strömung in die Lesezirkel geleitet und eine jener Erscheinungen wieder zur Geltung gebracht wird, die nie veralten, und deren Werth eben in der **Wahrheit** liegt, in **jener** Wahrheit, die nicht nach rechts noch links sieht, nicht dem Geschmacke des großen Lesepöbels schmeichelt, sondern einfach und ungekünstelt die Menschen und ihre Verhältnisse so darstellt, wie sie dem gesunden Sinn des wirklichen Dichters sich zeigen. Jeremias Gotthelf war einer jener gottbegnadeten Dichter, denen es vergönnt ist, das Menschenherz in seinen Leiden und Freuden mit dem geistigen Auge klar zu durchschauen und der deshalb in der einfachsten Erzählung immer ein Stück jener idealen Kraft verkörpert, die nicht künstlich erzeugt ist, sondern von Oben kommt. Und somit freut es uns, daß gerade jetzt, wo das Bedürfniß nach geistiger Nahrung wieder lebhaft sich regt, eine Ausgabe der Schriften von Jeremias Gotthelf in geschmackvoller und mit künstlerisch werthvollen Illustrationen geschmückter Ausgabe unternommen wird, denn wir sehen diese sechs Erzählungen aus dem Bernerland nur als Vorläufer an und wünschen sehr, daß die kostbaren Perlen der Gotthelf'schen Muse nach und nach alle in ähnlicher Weise neu verlegt und ausgestattet erscheinen möchten.

Weimar und Jena. Von Adolf Stahr. Zweite sehr vermehrte Auflage. Berlin, J. Guttentag.

Mit Berücksichtigung der allerneuesten Ereignisse hat Stahr dies vor längeren Jahren zuerst erschienene Buch umgearbeitet; wer es bereits kennt, wird gern wieder einmal einen Blick hineinwerfen, und wer es noch nicht kennt, darf versichert sein, daß es der Mühe lohnt, sich aufmerksam damit zu beschäftigen, denn es hält die Mitte zwischen angenehm unterhaltender Plauderei und wissenschaftlicher Tiefe, und vereint spricht der Ernst des Gelehrten und die Lebhaftigkeit des Mannes von Welt daraus. Goethe ist natürlich der Mittelpunkt, um den sich Alles dreht; sein Verhältniß zu Frau von Stein und Christiane Vulpius wohl eins derjenigen Kapitel, die dem Buche stets die größte Aufmerksamkeit zuziehen werden, da dasselbe mit Strenge gegen erstere geschrieben ist. Stahr spricht mit Offenheit aus, daß ihre Beziehung zu Goethe eigentlich nur aus kaltem Egoismus hervorgegangen sei. Von eingreifendem Werthe sind die Betrachtungen über die Kunstverhältnisse in Weimar mit der Perspective auf den Weg, den dieselben in der letzten Zeit in ganz Deutschland nehmen. Stahr spricht hier goldene Worte.



Das Nashorn.

Von

F. Lichterfeld.

Das Rhinoceros gehört zu der Dickhäuter-Trias, welche Vischer treffend die „Urgebirge der Thierwelt" genannt hat, und war gleich dem Elephanten und Hippopotamus in der vorsündfluthlichen Schöpfungsperiode über die ganze Erde verbreitet. Auch in Deutschland finden sich die versteinerten Ueberreste vorweltlicher Arten.* Seit der letzten großen Katastrophe haben sich die Pachydermen oder Dickhäuter nur in wenigen Typen erhalten und gehören, mit Ausnahme des Schweins, bekanntlich nur außereuropäischen Ländern an.

Wenn „Reem" und Rhinoceros identisch sind, so ist die Bibel die älteste Urkunde über das Nashorn, das Buch Hiob die relativ ausführlichste. „Meinst du, das Einhorn (Reem) werde dir dienen und bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir brache in Gründen? Magst du dich darauf verlassen, daß es so stark ist, und wirst es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheune sammle?" heißt es im Kapitel 39 jener Theodicee.

Ohne die Beschreibung des Behemoth und Leviathan in den folgenden Kapiteln würden die angeführten Bibelworte die Identität zwischen Reem und Rhinoceros allerdings ziemlich problematisch erscheinen lassen. Da aber die eingehende und charakteristische Beschreibung des Behemoth dessen Identität mit dem Hippopotamus unzweifelhaft macht, so läßt sich der Klimax von Reem, Behemoth und Leviathan kaum anders deuten als durch Rhinoceros, Hippopotamus und Krokodil.*

* Schleiermacher's hornloses Nashorn, Rh. Aceratherium (ἀ nicht, κέρας Horn, ϑηρίον wildes Thier), und Rh. incisivus (so genannt, weil Schneidezähne da sind) wurden früher häufig in Deutschland gefunden, ebenso das gattungsverwandte Anthracotherium (ἄνϑραξ Steinkohle) mit sechs Arten, und das Elasmotherium (ἔλασμα Platte) mit zwei Arten. Früher hielt man fälschlich die Schädel fossiler Nashörner für Köpfe und die Hörner für Klauen eines großen Vogels, welchen Schubert „Urgreif" nennt. (Joh. Leunis: Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs).

* Der Thiername ראם „Reem" kommt in der Bibel an verschiedenen Stellen vor: Moses IV, 23, 22. V, 33, 17, Psalm 22 (21). 22—29 (28), 6—92 (91), 11 u. s. w., Jesaias 34, 7. Mit Ausnahme der letzten, bildlichen Stelle ist Reem in der Septuaginta durchschnittlich durch μονόκερως übersetzt, in der Vulgata bald durch rhinoceros, bald durch unicornis; in den Büchern Moses und Hiob durch rhinoceros, in den Psalmen u. s. w. durch unicornis, Luther hat

Unter den griechischen Schriftstellern ist der dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehörige Grammatiker Agatharchides der Erste, welcher unter dem Namen „Rhinoceros" eine ziemlich genaue Beschreibung des Thieres geliefert hat, dabei aber auch der Erste, welcher die Fabel in die Welt geschickt hat, daß das Rhinoceros — der Weide wegen — mit dem Elephanten in steter Fehde liege und sich, das Horn am Felsen wetzend, zu dessen Bekämpfung förmlich vorbereite.

Die Römer machten die Bekanntschaft des Nashorns durch Pompejus den Großen. Nach Dio Cassius und Sueton soll es Augustus bei seinem Triumphzuge über Kleopatra zuerst in Rom zur Schau gestellt haben; aber Pompejus hat den bedeutend älteren Gewährsmann Plinius für sich. In der kurzen Beschreibung, welche dieser in dem achten Buch seiner Naturgeschichte von dem Thiere giebt, wird es ausdrücklich als „einhörnig" bezeichnet und mit Ueberbietung des Agatharchides als „geborener" Feind des Elephanten geschildert.

Von Pompejus ab wurde das ein- und zweihörnige Rhinoceros öfter nach Rom gebracht und in dessen grausamen Kampfspielen verwendet. Nach Dio Cassius erlegten Commodus und Caracalla in eigner Person mehrere dieser Thiere.

Wie gewohnt den Römern der Anblick des Nashorns geworden, geht daraus hervor, daß bereits Martial zur Bezeichnung eines vorlauten und naseweisen Menschen sich des Ausdruckes bedient: „Er hat eine Rhinocerosnase."

Daß der geistreiche Epigrammendichter in seinem „Buch der Schauspiele" von einem Rhinoceros mit doppeltem Horne spricht, hat den Erklärern der Alten, die darin einen Widerspruch gegen Plinius erblickten, viel zu schaffen gemacht; die bildlichen Denkmale, darunter eine Münze Domitians mit dem zweihörnigen Rhinoceros, wurden übersehen oder verkannt, die Urkunden späterer Schriftsteller nicht beachtet oder anders gedeutet, und so blieb die Existenz des zweihörnigen Nashorns bis über das siebzehnte Jahrhundert hinaus bestritten.

Mit dem Untergange Roms hörten auch dessen Kampfspiele auf und erst nach circa tausend Jahren wurde wieder ein Nashorn nach Europa gebracht. In der Zwischenzeit kam das Thier ganz in Vergessenheit und erst Albertus Magnus und Marco Polo erinnerten wieder an dessen Existenz, bedienen sich aber in ihren Beschreibungen des Namens „Einhorn" und verschuldeten durch diese und anderweitige Confusion, daß Monoceros und Rhinoceros nicht nur mehr und mehr verwechselt, sondern mitunter sogar für identisch gehalten wurden.

„Unicornis, ein Einhorn," heißt es in dem von Walther Ryff verdeutschten Thierbuch des Albertus Magnus, „ist bei uns ein frembd unbekandt thier, zimlicher grösse, doch gegen seiner trefflichen sterck zu rechnen, nit groß von leib, von Farben gelbfarb wie Buxbaumholz, hat gespalten Kloen, wonet im Gebürg und hohen wildtnussen, hat vornen an der stirn ein sehr lang scharpft Horn, welches es an den felsen und steinen scherpffet, durchsticht darmit die großen Helffant — ein solchs thier soll der groß Pompejus zu einem spectackel oder schawspil auff ein Zeit gen Rom gebracht haben."

Daß dieser Beschreibung die Naturgeschichte des Plinius zu Grunde liegt, ist trotz des geänderten Namens und der Dislocation des Horns doch kaum zu bezweifeln. Die gehörnten Säugethiere, welche Albertus bisher durch Autopsie oder Be-

das Wort durchweg durch „Einhorn" wiedergegeben. Da aber schon lange vor ihm der Name Rhinoceros in Abgang gekommen war, und unter dem substituirten Namen Monoceros und Unicornis sowohl Einhorn als Nashorn verstanden wurde, so bleibt es dahingestellt, welches Thier Luther im Auge gehabt hat, und seit S. Bochart's berühmtem „Hierozoicon" aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis auf J. G. Wood's „Bible animals" (London 1869) wurde über die Bedeutung des Wortes „Reem" manche philologische Lanze gebrochen. „Weil im fünften Buche Moses 33, 17 von Hörnern des Reem die Rede ist, ein Einhorn aber keine Hörner haben könne," hält Wood den Thiernamen „Reem" für identisch mit „Ur" oder „Bison," übersieht dabei aber gänzlich, daß die Vulgata just an der angeführten Stelle „Reem" nicht durch Unicornis, sondern durch Rhinoceros übersetzt und daß das afrikanische Nashorn, also gerade dasjenige, dessen Bekanntschaft ja Moses in Aegypten gemacht haben konnte, zweihörnig ist. Wie die Vulgata „Reem" durch Rhinoceros und Unicornis, so übersetzt umgekehrt Luther's berühmter Zeitgenosse Seb. Münster in seinem Wörterbuche dreier Zungen sowohl Rhinoceros als Monoceros hebräisch durch „Reem." Die Vulgata hat somit eine Autorität für sich, die schwer ins Gewicht fällt.

schreibung kennen gelernt hatte, trugen die Hörner sämmtlich auf der Stirn, und dahin versetzte er daher auch ohne Weiteres das Horn des Nashorns. Rhinoceros (von ῥίς Nase und κέρας Horn) konnte das Thier nun natürlich nicht mehr heißen; den Namen Monoceros führte aber bereits Plinius', zur Zeit nur als Wappenhalter existirendes Einhorn, von dem in Alberti Thierbuch zu lesen: „Monoceros soll ein Thier sein, von vielen Thieren zusammengesetzt, mit greulichem, vast erschrockenlichem Geschrei, von leibesgestalt wie ein Pferd, aber die füß und schenckel wie der Helffant, ein schwanz wie ein schwein, kopf als ein Hirtz, an Mitte der stirnen soll es ein langes Horn haben — dieses Thier mag nimmer oder fast schwerlich gezemet werden, denn es gar selten lebendig gefangen werden mag, denn so es vermerckt, daß es überwunden ist, bringt es sich selbst in seinem eignen grimmen und wildigkeit umb das leben." Albertus war auch hier kurz entschlossen und gab dem Rhinoceros den Namen „Unicornis." Daß Monoceros und Unicornis synonym, hielt ihn trotz seiner Gelehrsamkeit nicht ab, zwischen der griechischen und der lateinischen Bezeichnung für Einhorn einen naturgeschichtlichen Unterschied zu machen. Es klingt unglaublich, ist aber in „Alberti Magni Thierbuch" gedruckt zu lesen.

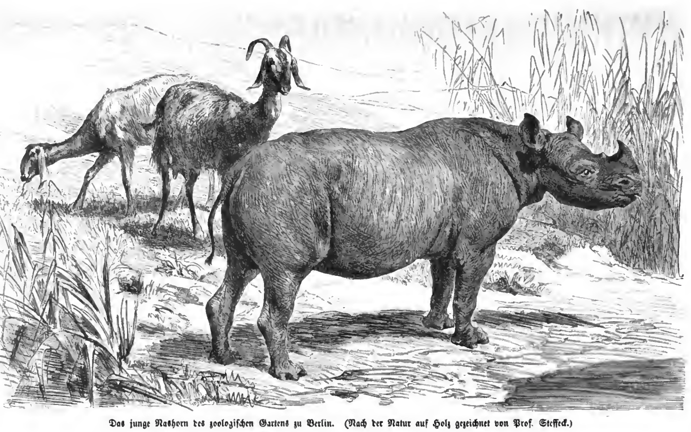
Auf solche Weise behandelte und erledigte man früher naturwissenschaftliche Fragen. Man construirte aus mangelhaften Quellen, ergänzte die Lücken durch mündliche Traditionen oder die eigene schöpferische Phantasie und brachte mitunter Thiergestalten zuwege, die an Abenteuerlichkeit ihresgleichen suchen. Von der Insel Klein-Java erzählt der berühmte italienische Reisende Marco Polo unter Anderm Folgendes: „Es giebt dort Elephanten und Einhörner (auch Löwenhörner genannt), die nicht viel kleiner sind als jene, Büffelhaut haben und Füße wie die Elephanten. Mitten auf der Stirn tragen sie ein großes schwarzes Horn, thun aber mit diesem Horn kein Leid, sondern mit der stacheligen Zunge, die ganz mit großen Stacheln besetzt ist."

Augenscheinlich hat auch Marco Polo kein Nashorn zu Gesicht bekommen und construirte, indem er die charakteristischen Merkmale des Rhinoceros und Monoceros vermengte, ein ähnliches Fabelthier, wie Albertus Magnus.

Erst im Jahre 1513 wurde wieder einmal ein Rhinoceros nach Europa gebracht, und damit aller Zweifel über den Sitz des Hornes beseitigt. Hätte Schicksalstücke dieses Rhinoceros ein zweihörniges sein lassen, so würde, wie bisher Plinius, fortan vielleicht Martial für classischer gehalten worden sei; so aber war es ein einhörniges, und die Leugner des zweihörnigen Rhinoceros bekamen durch dasselbe frisches Fahrwasser. Das Thier war dem König Emanuel dem Glücklichen von Ostindien aus nach Lissabon überschickt worden und machte um so mehr Aufsehen, als Albrecht Dürer es durch einen Holzschnitt zur allgemeinen Anschauung brachte. Die geschichtliche und naturgeschichtliche Erläuterung zu diesem Blatte lautet, wie folgt: „Nach Christus gepurt 1513 hat man dem großmechtigen Kunig von Portugall Emanuell gen Lysabona bracht aus India, ein sollich lebendig Thier. Das nennen sie Rhinocerus. Das ist hye mit aller seiner Gestalt Abconderfet. Und ist von dicken Schalen überlegt fast fest. Und ist in der größ als der Helfandt. Aber nydertrechtiger von paynen, und fast werhafftig. Es hat ein scharff starck Horn vorn auf der Nasen, das begyndt es albeg zu wezen, wo es bei stäunen ist. Das dosig Thier ist des Helffantz todt feyndt. Der Helffandt furcht es fast übel, dann wo es In ankumbt, so lauft Im das Thier mit dem Kopf zwischen dye fordern payn, und reyst den Helffandt unden am pauch auf und erwürgt In, das mag er sich nit erweren. Dann das Thier ist also gewapent, das Ihm der Helffandt nichts kann thun. Sie sagen auch, daß der Rhinoceros Schnell, Fraydig* und Listig sey."

Das Nashorn Albrecht Dürer's ist flott gezeichnet, aber augenscheinlich nicht nach dem Original, sondern nach einem mangelhaften oder undeutlichen Lissaboner Conterfey. Es sieht aus, als wäre der Leib mit Rüstung be-

* Auch hier scheint eine Verwechslung des Rhinoceros mit dem Monoceros vorzuliegen, denn ein „freudiges" Nashorn ist kein Thier der Wirklichkeit. Dagegen heißt es in Luther's Bibelübersetzung (Moses IV, 23, 22): „Seine Freudigkeit ist wie eines Einhorns." Die Vulgata, welcher „Reeme hier identisch ist mit Rhinoceros, giebt die angführte Stelle durch „cujus fortitudo similis est rhinocerotis" wieder.



Das junge Nashorn des zoologischen Gartens zu Berlin. (Nach der Natur auf Holz gezeichnet von Prof. Steffeck.)

wehrt, wie ein Turnierroß, die Beine mit Panzerschuppen. Außer dem Horn der Nase hat Albrecht Dürer sein Rhinoceros auch noch mit einem Horn auf dem Nacken ausgestattet, wozu ihn offenbar wieder seine Lissaboner Vorlage verführte. Die schlotternde Haut des indischen Nashorns schiebt sich nämlich im Nacken so massig zusammen, daß dadurch eine förmliche Capuze entsteht, deren Spitze Dürer wahrscheinlich für ein Horn ansah. Die Capuze und der an eine kahle Platte gemahnende Schädel geben der Physiognomie des indischen Nashorns etwas Mönchisches und nicht gerade galant, aber charakteristisch zutreffend benannten es, wie Zedler in seinem großen Universal-Lexikon vom Jahre 1740 anführt, die Portugiesen deshalb „Moine des Indes."

Dürer's Holzschnitt erfuhr mancherlei Nachbildungen, und die Ansicht, daß nicht blos die Nase, sondern auch die Schulter des Rhinoceros mit einem Horne ausgestattet sei, gewann dadurch mehr und mehr Verbreitung. Mit den Worten: „Auf dem Rücken führt der Rhinoceros noch ein andres Horn einer Hand lang, das ist wie eine Schraube gedreht und spitzig, so dichte und so schwarz, als wie das vorige" — vertritt sie sogar noch das schon erwähnte Zedler'sche Universallexicon vom Jahr 1740. Merkwürdigerweise bestritten zwar schon Geßner und nach ihm Aldrovandus und Jonston die Existenz dieses Hornes, veranschaulichten aber nichtsdestoweniger ihre Beschreibungen des Nashorns durch getreue Copien des Dürer'schen Holzschnittes. Auch der Capreisende Peter Kolbe illustrirt seine Beschreibung des Nashorns, trotzdem er darin ausdrücklich hervorhebt, „daß das Thier nicht schuppicht sei, wie es insgemein von den Malern dargestellt würde, und auch keine Schilde habe," durch eine Zeichnung nach dem Dürer'schen Original. Unter diesen Umständen trug das Lissaboner Nashorn, statt zu berichtigen, nur mehr zur Verwirrung der Rhinocerosvorstellungen bei. Es sollte — aber nicht ohne vorheriges Kampfspiel mit einem Elephanten, dem es mit dem Horne den Bauch aufriß — auf Befehl seines königlichen Besitzers dem Papste Leo X. als Geschenk überbracht werden, ging jedoch an der genuesischen Küste zu Grunde. Auch das zweite Nashorn, welches im Jahre 1685 nach Europa gebracht wurde, aber nicht lange gelebt zu haben scheint, blieb für die Wissenschaft ohne Frucht. Es war ebenfalls ein einhörniges und die Existenz des zweihörnigen wurde noch so lange angezweifelt, bis der schon erwähnte Capreisende Peter Kolbe sie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts durch Autopsie an Ort und Stelle constatirte.

Besonders genau kann aber diese Selbstschau nicht gewesen sein, sonst hätte der gute Kolbe, Marco Polo überbietend, nicht behaupten können, daß „der Rhinoceros," wenn er einen Menschen ertappe, diesen wohl „hinter sich" zu Boden werfe, ihn aber nur mit Lecken tödte, „immassen seine Zunge sehr rauh und stachlicht ist, mit welcher er die Haut und das Fleisch biß auf die Beine weglecket, und also den Menschen lebendig todtmartert."

Daß das Nashorn am Cap der guten Hoffnung zweihörnig sei, behauptet Peter Kolbe mit folgenden Worten: „Gerade hinter diesem Horn (dem großen nämlich), und recht nach der Stirn zu, hat er noch ein gantz kleines Horn, welches bei jungen Rhinoceroten, ungefähr eine quere Hand hoch ist, und bei den alten etwa einen halben Schuh austragen mag. Dieses ist unten auf der Stirn oder der Hirnschale, so breit als die Stirn selber, und laufet oben gleichsam gewölbet zu. Es scheinet ihm dieses kurtze Horn mehr hinderlich als nützlich zu seyn, wenn er rasen und toben, oder kurtz zu sagen, wenn er ackern, (d. h. in der Wuth den Boden aufreißen) will; ja es dünket mich, daß es der Allweise und Allgütige GOtt darum bey dem andern gesetzet, damit er seiner Wuth und Grausamkeit ein Gebiß gleichsam anlegen möge, welches ihn mitten in seinem Grimm im Zaum halte."

Daß es auch einhörnige Nashörner giebt, scheint der gute Kolbe bei diesen Betrachtungen übersehen zu haben. Ueberhaupt laufen Dichtung und Wahrheit in seiner Beschreibung des Rhinoceros noch bunt durch einander und neben den naturgeschichtlichen Fabeln der Alten fanden auch die alchymistischen der spätern Zeit darin gläubige Aufnahme. Aus der Rhinoceroshaut soll hiernach ein köstliches Salz gewonnen werden, ähnlich dem Hirschhornsalz, das Blut aber wirksamer gegen innere Schäden und Verrenkungen sein als Bockblut und dergl. Die wunderthätige Eigen-

schaft, die dem Horne zugeschrieben wird, constatirt Kolbe mit folgenden Worten: „Die Kraft seines Hornes bestehet darinnen, daß es keinen Gift vertragen kann; wie mir denn wohl bewußt, daß viele Leute einen Becher, in Form eines Pocals, aus solchen Hörnern drähen, und selbigen mit Gold oder Silber beschlagen lassen, in welchen, wenn sie Wein giessen, so fänget selbiger alsbald an, Blasen aufzuwerffen, gleich als ob er kochete. Wird etwas widriges, und mit dem Gifft einige Gemeinschaft habendes in selbigen gethan, so springet er alsobald in Stücken: wenn es aber Gifft selbsten sein sollte, so zerborstet er den ersten Augenblick. Dieses ist insonderlich denen grossen Herren, ingleichen auch andern ein herrliches Mittel, wodurch sie sich vor Gifft hüten, und ihr Leben, dem offtmals sehr nachgestellet wird, Preiß-würdig erretten können: wie denn auch um deßwillen die Späne von den Drechslern abgefordert und bewahret werden, damit sie denjenigen, welche etwa in Ohnmachten oder in andere gefährliche Kranckheiten verfallen, ja selbst mit der fallenden Sucht möchten behaftet seyn, Dienst leisten und sie davon befreyen können."

Wo und wann die Sage von der wunderthätigen Reaction des Rhinoceroshorns auf Gift entstand, ist ungewiß; den Alten war sie unbekannt und ging offenbar erst aus der Verwechslung des Rhinoceros mit dem Monoceros hervor, über welches Philostratus, ein Schriftsteller des dritten Jahrhunderts, in seiner Lebensbeschreibung Aelian's dem Hörensagen nach Folgendes berichtet: „In den benachbarten Sümpfen des indischen Flusses Hyphasis sollen viele wilde Esel gefangen werden, die auf der Stirne ein Horn haben, mit dem sie nach Art der Stiere tapfer kämpfen. Die Indier verfertigen aus diesen Hörnern Becher und versichern, daß, wer daraus getrunken, an dem Tage von keiner Krankheit befallen werde und bei Verwundung keine Schmerzen empfinde; unversehrt soll er durchs Feuer schreiten können, und von keinerlei Gift, welches etwa in feindseliger Absicht seinem Getränk beigemischt würde, verletzt werden. Deshalb seien diese Becher Eigenthum der Könige und keinem Anderen als dem König die Jagd eines solchen Wildes erlaubt."

Trotz des Widerspruchs gegen die angebliche Wunderwirkung des Rhinoceroshorns, und der Erklärung des Ueberschäumens auf natürlichem Wege: durch heimlichen Zusatz eines chemischen Bräusepräparats, fand der Aberglaube doch ungleich mehr Anhänger als die Wahrheit, und Becher, Pocale und andere Trinkgefäße aus Rhinoceroshorn waren selbst in dem christlichen Europa, — glücklicherweise aber nur als Curiosität und nicht zum praktischen Gebrauche — gesucht und begehrt. In dem historischen Museum zu Dresden befinden sich zwei Pocale von Rhinoceroshorn aus dem siebzehnten Jahrhundert: ein Geschenk des Leibarztes Dr. Gangland vom Jahre 1660 und ein Geschenk der Kurfürstin Magdalena Sibilla an Johann Georg II., auch an andern Höfen fehlte es nicht an Material zur Untersuchung und Aufklärung der Sache, aber trotzdem findet sich die Mähr von der wunderthätigen Reaction des Rhinoceroshorns auf Gift nicht allein in Kolbe's Reisebeschreibung vom Jahre 1719, sondern auch noch in späteren Schriften des achtzehnten Jahrhunderts. „Zur Arznei werden seine (des Nashorns) Hörner, Klauen und sein Blut gebrauchet; diese Theile führen viel flüchtiges Salz und Oel. Sie dienen wider den Gifft, das Herz zu stärcken, den Schweiß zu treiben, den Durchfall zu stillen" — heißt es in Zedler's Universal-Lexicon vom Jahre 1740; und noch heutzutage bedienen sich Kaffern und Hottentotten des Nashornblutes u. s. w., aber nicht gegen den Durchfall, sondern umgekehrt gegen Verstopfung; noch heutzutage ist der Glaube an die Reaction des Rhinoceroshornes auf Gift im Orient nicht vollständig verschwunden.

Außer dem afrikanischen wurde im achtzehnten Jahrhundert von Karl Miller auch noch ein zweihörniges Rhinoceros auf Sumatra entdeckt, und 1793 von einem Wundarzt der englisch-ostindischen Compagnie zu Benkulen, Namens Bell,* so detaillirt beschrieben und abgebildet, daß die Neuheit der Art dadurch außer Frage gestellt wurde. Nach Europa aber wurde bis auf die neuere Zeit nur stets das einhörnige indische gebracht, und dieses vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert in nicht mehr

* Double horned Rhinoceros of Sumatra. Bell philos. Transact. 1793.

als sechs Exemplaren. Das erste kam, wie bereits mitgetheilt wurde, im Jahre 1513, das zweite 1685, das dritte 1739, das vierte 1741, das fünfte 1771 und das sechste im Jahre 1800 nach Europa. Das Vierte, welches, nach Schreber's „Beschreibung der Säugethiere,“ von London aus in vielen Städten Europa's zur Schau ausgestellt wurde, — 1746 zu Frankfurt an der Oder, 1747 zu Leipzig und Regensburg, 1748 in Augsburg und 1749 in Paris, — gab Veranlassung zu der bekannten Gellert'schen Fabel.

Von dem indischen Festlandnashorn unterschied man in der Folge auch das javanische wegen des abweichenden Faltenwurfs und des schlankeren Kopfes als besondere Art. In seinem Lehrbuch der Naturgeschichte führt Oken zwar das javanische und sumatraische Nashorn noch als bloße Abarten auf; aber durch die stetige Wiederkehr der abweichenden Merkmale war die Erhebung der Abart zur Art schließlich geboten.

Anders steht die Sache bei dem erst später entdeckten stumpfnasigen Rhinoceros (Rh. simus) im Lande der Beetsuanen oder Betschuanen, dem südabessinischen Keitloa, und dem sogenannten Capuzennashorn (Rh. cucullatus). Ob bei diesen dreien Art oder nur Abart vorliegt, darüber sind die Acten noch nicht geschlossen.

Das Capuzennashorn existirt — wofern nicht etwa das junge Rhinoceros des zoologischen Gartens zu Berlin, von dem noch später die Rede sein wird, sich zu dieser Art entwickeln sollte — zur Zeit nur ausgestopft in dem Münchener zoologisch-zootomischen Museum und hat mit dem einhörnigen den Faltenwurf um den Nacken gemein, mit dem zweihörnigen die zwei Hörner. Ob es aus Ostindien oder Ostafrika stammt, ist nach Angabe Wagner's, des Fortsetzers der Schreber'schen Naturgeschichte der Säugethiere, nicht festzustellen, zumal der Schädel mehrfache Verstümmelungen erlitten hat.

Der Unterschied des stumpfnasigen von dem gewöhnlichen afrikanischen Nashorn ergiebt sich aus dem Namen; der des Keitloa, wie die Eingeborenen diese Art oder Spielart nennen, besteht in der abweichenden Form und Größe der Hörner. Das hintere Horn soll hier nach Leunis „Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs“ dem vorderen an Größe gleichkommen, nach Brehm's „Thierleben“ dasselbe gewöhnlich überragen und nach vorwärts gekrümmt sein. Nach Aussage geborener Sumatraner soll bei dem dortigen Nashorn mitunter ein drittes Horn vorkommen, und Raffles* selbst versichert einen Ansatz der Art bei einem jungen Exemplare wahrgenommen zu haben; es wäre hiernach auch die Möglichkeit einer Mißbildung bei dem Keitloa nicht ausgeschlossen. Ob sie Ausnahme oder Regel, muß die Folge lehren.

Der augenscheinlichste Unterschied zwischen den asiatischen und den afrikanischen Rhinocerosarten besteht in der Beschaffenheit der Haut, indem diese bei den asiatischen durchweg tiefe Falten und panzerartige Flächen bildet, bei den afrikanischen dagegen glatter über die kolossale Knochen- und Fleischmasse gespannt ist.

Weniger zuverlässig scheinen die Unterscheidungsmerkmale der Zahnbildung. Daß jeder Kiefer sieben Backzähne enthält, die Eckzähne aber regelmäßig fehlen, wurde übereinstimmend beobachtet; dagegen hält Wagner das Fehlen der Schneidezähne bei dem afrikanischen Rhinoceros für specifisch, Brehm dagegen für zufällig, indem auch hier die Schneidezähne nicht von Natur aus mangeln, sondern nur so bald verkümmern sollen, daß man sie gänzlich leugnete.

In der Größe und der plumpen Massenhaftigkeit der Gestalt geben die asiatischen und afrikanischen Rhinocerosarten sich unter einander wenig heraus. Sie variiren zwischen fünf bis sieben Fuß Höhe, und zehn bis zwölf Fuß Länge; ihr Körperumfang beträgt neun bis elf Fuß, ihr Gewicht gegen 50 Ctnr. und darüber. Das Horn,** erreicht mitunter eine Höhe von drittehalb Fuß, das hintere ist — vom Keitloa abgesehen — um mehr als die Hälfte kleiner. Es ist nicht, wie bei den Wiederkänern, am Knochen festgewachsen,

* Rhinoceros sumatranus. Raffles Transact. of the Linn. Soc. of London. XIII. (Jahrg. 1822) pag. 268.

** Nach Leunis (Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs) soll das Horn des Rhinoceros nicht, wie man sonst annahm, beim Männchen länger sein, sondern beim Weibchen; bei dem ersteren dagegen dicker. Auch beim Rind, Büffel und Bison u. s. w. hat der Stier kürzere und dickere Hörner als die Kuh.

sondern an der Haut und besteht aus fischbeinartig zusammengeleimten Fasern. Die haarlose, schrundige Haut von graubrauner schwarzbläulicher Farbe, ist an der Innenseite der Gliedmaßen einviertel Zoll dick, an der Mittellinie des Bauches dreiviertel Zoll und auf dem Rücken noch bedeutend stärker. Trotzdem ist sie sehr empfindlich gegen die Stiche von Mücken und Bremsen; daher wälzen sich die Thiere im Schlamm und grunzen vor Behagen, oder sie reiben sich, wenn die Schlammdecke abgesprungen ist, an Bäumen. Der Fuß theilt sich in drei Zehen, die sich aber äußerlich nur durch die Hufe kennzeichnen.

In der Gangart unterscheidet sich das Rhinoceros von dem Elephanten und Hippopotamus, indem es nicht wie diese mit den Beinen einer Seite, sondern mit den sich kreuzenden Vorder- und Hinterbeinen ausschreitet. Beim Laufen senkt es den Kopf zur Erde und schaukelt ihn in der Wuth hin und her. Es trabt schnell und ausdauernd und ist Meister im Schwimmen. Seine Nahrung besteht aus Sträuchern, harten Schilfen und Steppengras; in Afrika vorzugsweise aus den dornigen Mimosen. Es ist unersättlich und da, wo ein regelmäßiger Anbau des Bodens stattfindet, nicht zu dulden, denn furchtbare Zerstörungen bezeichnen seine Spur.

Aus Futterneid mag das Nashorn wohl ab und zu in einen Kampf mit dem Elephanten verwickelt worden sein, aber von angeborener Feindschaft gegen denselben kann natürlich keine Rede sein, da Pflanzenfresser, wenn sie nicht zufällig in Streit gerathen, einander nicht anzufallen pflegen. Ungereizt thut das Nashorn Niemand etwas zu Leid und es ist kein Fall bekannt, daß es einen Menschen zuerst angegriffen hätte. Sieht es sich oder sein Junges bedroht, dann kennt seine Wuth aber auch keine Grenzen; dann scheinen die Araber des Sudan, die Rhinoceros und Hippopotamus für Geschöpfe des allverderbenden Teufels halten, in ihrem Recht zu sein. Das Nashorn lebt theils einzeln, theils zu kleinen Schaaren vereinigt in den sumpf- und waldreichen Strichen Südostafrika's, Indiens und des angrenzenden Archipels. Seinen Weg bahnt es sich unaufhaltsam durch das verschlungenste Dickicht und es entstehen durch das Gewicht der kolossalen Masse förmliche Hohlwege.

In der Totalität seiner äußern Erscheinung hält das Rhinoceros die Mitte zwischen Schwein und Elephant und der Name „Elephantenschwein," womit Unkundige das junge Nashorn bei seiner Uebersiedelung in den Berliner zoologischen Garten belegten, war daher ziemlich zutreffend. Es ist ein monströses Brutum von massigem aber gestreckterem Gliederbau als der Elephant und das Hippopotamus. Die Stirn vertieft sich, zur gehörnten Nase herablaufend, in einen niedrigen Einbug, die kleinen Schweinsaugen blicken matt und stumpf; die überragende Oberlippe verlängert sich in eine zum Greifen dienende Spitze: Alles trägt den Charakter dumpfer Bestialität. Nur das aufrecht stehende Ohr deutet auf die Regsamkeit dieses Sinnes, und in der That erhorcht das Nashorn den Jäger im dichtesten Gebüsche. Auch der Geruch ist von großer Schärfe, das Auge dagegen weniger.

Da das Rhinoceros in der Wuth immer blindlings geradeaus rennt, so entgeht ihm der Jäger, der es nicht tödtlich traf und nun von dem rasenden Thiere verfolgt wird, durch einen plötzlichen Sprung auf die Seite. Das Rhinoceros verliert dadurch die Witterung und kühlt seinen Ingrimm über den verfehlten Gegner an dem ersten besten Baume, der ihm vor Augen kommt, indem es ihn entwurzelt, Felsstücke wegschleudert, oder den Boden aufreißt. Immerhin bleibt die Jagd auf das Nashorn, die von den indischen Großen zu Elephant betrieben wird, ein höchst gefährlicher Sport.

Von dem erlegten Wild weiß man in dessen Heimath fast alle Theile zu benutzen. Das Horn, welches eine sehr schöne röthlichgelbe Farbe hat und darum schon bei den Römern in großem Werthe stand, wird zu Bechern und Trinkschalen, zu Säbelgriffen und sonstigem Waffenschmuck verwendet, die Haut zu Schilden, Peitschen, Schüsseln und andern Geräthschaften. Das Fleisch wird gegessen, Blut, Fett und Mark als Heilmittel geschätzt.

Wie schwer es hält, eines lebenden Nashorns habhaft zu werden, mit welchen Schwierigkeiten der Transport des Thieres verknüpft ist, erhellt aus dessen seltener Vertretung in den Thiergärten Europa's und dem hohen Preise, der dafür bezahlt wird.

Im Besitz des einhörnigen Rhinoceros befinden sich zur Zeit nur London, Amsterdam, Antwerpen und Hamburg; im Besitz des zweihörnigen afrikanischen nur London und Berlin.

Um dem Berliner zoologischen Garten zu dieser Rarität zu verhelfen, mußte es der Zufall wollen, daß der bekannte Afrikareisende und Thiersammler Casanova im Frühjahr 1870, pecuniär und physisch erschöpft, in Suez ankam. Seine zoologischen Schätze der Wissenschaft zu erhalten, wendete er sich, von der eventuellen Confiscation der ägyptischen Behörde bedroht, an seinen alten Geschäftsfreund, den Thierhändler Hagenbeck in Hamburg. Hagenbeck reiste nach Suez und kaufte Casanova's Sammlung, der gleich darauf dem Fieber erlag. Um dieselbe Zeit war ein College des Verstorbenen, der italienische Thiersammler Micheletti, mit einer gleichfalls sehr werthvollen Fauna Ostafrika's in Suez eingetroffen. Hagenbeck kaufte auch diese Sammlung und kam Ausgangs Juni nach mancherlei Noth und Fährlichkeit mit einem Thiertransporte in Deutschland an, wie er seit der Römerzeit in Europa nicht großartiger erlebt worden ist. Dreißig Hyänen, drei Leoparden, fünf Löwen, dreizehn Strauße, zwölf Giraffen, drei junge Elephanten, zwei Kaffernbüffel, ein junges Nashorn und andere Thiere erreichten in der Nacht vom 6. zum 7. Juli vorigen Jahres Berlin und wurden nebst einer Schaar ramsnasiger thebaischer Ziegen, den Milchspenderinnen des Zuges, mit der Verbindungsbahn nach dem Hamburger Bahnhof befördert. — Das war ein Leben und Treiben auf dessen Rampe; ein polyglottisches Durcheinander von Arabisch, Italienisch, Französisch, Englisch, Hoch- und Plattdeutsch; ein animalisches Heulen, Stöhnen, Brüllen, Grunzen und Schreien, wie es an den Hauptstapelplätzen des Thierhandels nicht ärger gedacht werden kann.

Das junge Nashorn, das einzige unter drei Exemplaren, welches Micheletti lebend nach Suez zu bringen vermochte, war als seltenstes Kleinod der zoologischen Gärten Europa's natürlich auch das begehrteste; aber Dr. Bodinus ließ sich dasselbe nicht entgehen. Er hatte ein vertragsmäßiges Vorkaufsrecht an dem Hagenbeck'schen Thiertransport und erwarb, kraft dessen, das junge Nashorn um den Preis von sechstausend Thalern. Dazu erstand der glückliche Besitzer dieser zoologischen Rarität noch das schönste Giraffenpaar, das seltene Kaffernbüffelpaar, eine Kuhantilope und andere Thiere im Gesammtpreis von abermals sechstausend Thalern und zog mit diesen Schätzen unter dem Geleite jubelnder Zuschauer nach dem zoologischen Garten.

Das junge Nashorn war zur Zeit seines Uebergangs in den Besitz des Berliner zoologischen Gartens drittehalb Fuß hoch und vier Fuß neun einhalb Zoll lang. Im März dieses Jahres betrug seine Höhe drei Fuß anderthalb Zoll und die Länge fünf Fuß zehn Zoll. Das Thier hat somit in acht Monaten um sieben einhalb Zoll an Höhe und etwas über einen Fuß an Länge zugenommen. Wie der Surveyor-general Hogdson beobachtete, war ein drei Tage altes Junge in der Höhe von zwei und der Länge von drei Fuß vier Zoll in neunzehn Monaten zu einer Höhe von vier Fuß vier Zoll und einer Länge von sieben Fuß vier Zoll herangewachsen.* Vergleicht man diese Zahlenverhältnisse mit den obigen, so kommt man zu dem Schluß, daß das junge Nashorn des Berliner zoologischen Gartens bei seiner Hierherkunft etwa sechs Monate alt war, und dahin lautete auch die Angabe der Eingeborenen, die seine Escorte bildeten. Da dies rasche Wachsthum in der Folge mehr und mehr abnimmt, so bedarf es immerhin noch geraumer Zeit, bis das junge Thier seine volle Größe erreicht hat.

Das hintere Horn, welches früher einen kaum merklichen Knuppen bildete, ist jetzt etwa einen, das vordere gegen drei Zoll hoch. Von Schneidezähnen findet sich keine Spur; die beiden Vorderkiefer fühlen sich so zart und glatt an wie die Zunge. Sollten die erst jüngst zu Tage getretenen Faltenanfänge am Nacken sich in der Folge noch weiter entwickeln, das Thier sich mit einem Worte unzweifelhaft als Capuzennashorn darstellen, so wäre damit ein Schatz für die Wissenschaft gewonnen. Die Aussicht dazu ist vorhanden.

Während das indische Nashorn als ein sehr gutmüthiges Geschöpf geschildert wird,**

---

* Jameson the Edinb. new philosoph. Journal. Vol. IV, pag. 199 (Jahrg. 1828).

** Horsfield sah im Jahre 1817 zu Surakarta auf Java ein Nashorn, welches ganz jung eingefangen und in die Residentschaft zu Magellan

bestätigt das Junge des zoologischen Gartens zu Berlin, daß das afrikanische Nashorn weniger zugänglich ist.* Durch komisches Piepen und Wimmern erzeigt es seinem Wärter zwar stets, so oft er in Sicht kommt, die Aufmerksamkeit — ihn anzubetteln, läßt sich auch die Reinigung seines Stalles mit stumpfer Gleichgültigkeit gefallen, aber nur widerwillig sich selbst zu Leibe kommen.

Außer Heu und Stroh verspeist das Thier jetzt täglich zwei Metzen Kleie, eine Metze Moorrüben und ebenso viel Kartoffeln; dazu trinkt es circa sechs Quart Milch, welche ihm nach wie vor ein Dutzend der schon erwähnten Wüstenziegen liefert.

Mehr ist vor der Hand von der jungen Repräsentantin des zweihörnigen afrikanischen Nashorns nicht zu sagen.

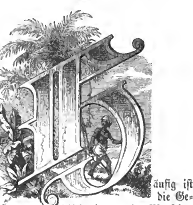
---

gebracht worden war. Durch gute Behandlung wurde es so zahm, daß es sich ohne Umstände in einem großen Fuhrkarren nach Surakarta bringen ließ und dabei vollkommen ruhig und lenksam blieb. In Surakarta wurde es in dem großen Hofraume vor dem Eingang zur königlichen Residenz gehalten. Ein tiefer Graben von circa drei Fuß Breite umgab seinen Aufenthaltsort, und es machte mehrere Jahre hindurch keinen Versuch, denselben zu überschreiten. Es schien vollkommen zufrieden mit seinem Zustande und zeigte keine Spur von Unruhe und Raserei, obschon es anfangs durch eine große Menge von Zuschauern belästigt wurde. Zweige von Bäumen und Strauchwerk wurden ihm in Menge als Futter vorgeworfen und das Thier dadurch sanft und zugänglich gemacht. Es duldete selbst, betastet und untersucht zu werden und Kühnere stiegen sogar bisweilen auf seinen Rücken. Wenn es nicht fraß, oder absichtlich von den Leuten aufgejagt wurde, so hielt es sich gewöhnlich in den weiten Aushöhlungen auf, die seine Bewegungen in dem weichen Boden gemacht hatten. Durch sein schnelles Wachsthum war der Graben von drei Fuß bald nicht mehr hinreichend, um es abzuschließen, und öfters kam es nun an die Wohnungen der Eingeborenen und zerstörte ihre Obst- und Gemüsegärten. Doch zeigte es keinen bösartigen Charakter und ließ sich, wie ein Büffel, wieder in seine Stallung zurücktreiben. Die großen Aushölungen, die es fortwährend durch Wälzen im Schlamme verursachte, und die Anhäufung faulender, vegetabilischer Stoffe wurden zuletzt für den Eingang in die Residenz lästig, und der Kaiser ließ es deshalb auf ein benachbartes Dorf bringen, wo es zufälligerweise in einem Flusse ertrank. (Horsfield, zoolog. research. in Java).

Bischof Heber sah in Baroda ein Nashorn, das so zahm war, daß es sich gleich einem Elephanten(?) von einem Kornak reiten ließ. Im Park zu Lucknow traf er unter vielen anderen Thieren fünf bis sechs große Nashörner an, die sanftmüthig und ruhig waren; nur eines derselben hatte eine entschiedene Abneigung gegen Pferde. Sie schienen sich dort ungestört fortzupflanzen, und nach Heber's Meinung würden sie sich zum Lasttragen ebenso gut eignen, als die Elephanten. Man hat ihnen manchmal Tragkästen aufgesetzt, und sie sogar einmal vor einen Wagen gespannt, was jedoch keine weitere Folge hatte. (Reise durch die oberen Provinzen von Vorderindien. II. S. 425 und I. S. 530.)

* Auch der afrikanische Elephant ist schwerer zähmbar als der asiatische, der Kaffernbüffel wilder und unbändiger als der indische und amerikanische, u. s. w.

Brasilische Indianer.



Häufig ist die Geschichte des rothen Menschen irrig aufgefaßt worden, denn sie ist nicht überall dieselbe. Im Norden und Süden der neuen Welt weist sie directe Gegensätze auf. Die Rothhaut der Canadas und der Vereinigten Staaten ist anfangs nicht schlecht behandelt worden. Man hat mit den mächtigsten Stämmen Verträge und Bündnisse geschlossen. In den Kriegen zwischen den Franzosen und Engländern, wie im großen Nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfe haben Krieger, die mit dem Tomahawk und dem Scalpmesser bewaffnet waren, eine große und schreckliche Rolle gespielt. Später hat sich das sehr geändert. Die vordringende Cultur ist mit dem wilden Leben mehr und mehr in Conflict gerathen und es hat ein Vertilgungskrieg des weißen Ansiedlers mit dem rothen Jäger begonnen, der noch heute fortdauert und nicht eher enden wird, als bis der letzte Indianer erschlagen auf der Prairie liegt. Im Süden des Welttheils

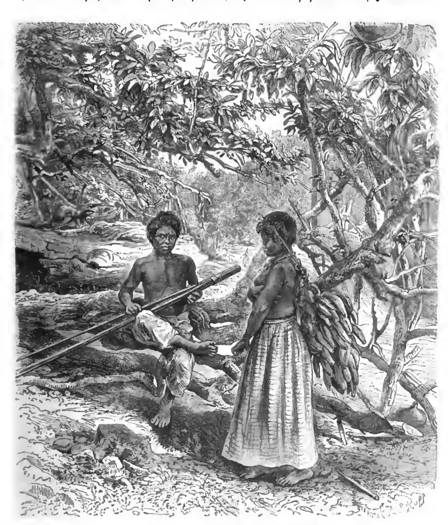
hat die Geschichte der Rothhäute den entgegengesetzten Gang genommen. Die Conquistadores hatten sie wie wilde Thiere gejagt, oder sie eingefangen, um sie auf Pflanzungen oder in Bergwerken verkommen zu lassen. Bald aber hat die Unfähigkeit der romanischen Völker, zu colonisiren, ihre Wirkungen geäußert. Die Cultur ist zum Stehen gelangt und hat den Indianer in Ruhe gelassen. Jetzt giebt es ungeheure Landstriche und ganze Staaten, in denen der Weiße die schwache Minderheit der Bevölkerung bildet und der Rothe wieder den Herrn spielt.



Amazonas-Indianer. (Nach einer Original-Photographie.)

Die brasilischen Indianer sind von der ersten fürchterlichen Zeit, die ihre Brüder im übrigen Südamerika unter der Herrschaft der Christen zu durchleben hatten, verschont geblieben. Die Mineralschätze des Landes waren den Portugiesen lange unbekannt und als unter Thomas de Souza, dem Erbauer von Bahia, die Colonisirung begann, wurden die Indianer der Obhut der Jesuiten übergeben und von diesen Lehr-

meistern möglichst beschützt. Immerhin hatten sie Manches zu erdulden, da die zahlreicher werdenden Ansiedler sie zu Sklaven zu machen suchten, doch blieb ihr Schicksal ein leidliches, bis Marquis Pombal die Sklaven zu machen oder übel zu behandeln ist aufs strengste verboten. Im Innern finden die Befehle der Regierung leider nicht immer Beachtung. Der weiße Ansiedler, der keine höheren Grundsätze kennt und



Mamelucos am Amazonas. (Nach einer Original-Photographie.)

Jesuiten vertrieb (1759). Nun geriethen die einundfünfzig Dörfer der Missionare in Verfall und die Zahl der Indianer nahm in Folge schlechter Behandlung bedeutend ab.

Nach den heutigen Gesetzen Brasiliens ist der Indianer ein freier Mann und hat dieselben Rechte wie der Weiße. Ihn zum bloß den Einflüsterungen seiner Selbstsucht und seinem Racenhochmuth folgt, kann nicht begreifen, weshalb es ihm nicht gestattet sein soll, den Indianer, der freiwillig keine Hand bewegt, zur Arbeit zu zwingen. So entstehen Conflicte zwischen den Interessen des Europäers und des Einge-

borenen, bei denen der Letztere als der schwächere Theil unterliegt. Am untern Amazonas macht man die Indianer nicht mehr zu Sklaven, beraubt sie aber ihrer Ländereien.

Die im wilden Zustande verbliebenen Indianer werden auf eine halbe Million Köpfe geschätzt. Die angesiedelten sind zum großen Theil mit der übrigen Bevölkerung verschmolzen und werden nicht besonders gezählt. Die an den Amazonas-Mündungen wohnenden sind uns am bekanntesten geworden. Die Ufer des Stromes wurden ursprünglich von verschiedenen Stämmen bewohnt, die in ihren Gewohnheiten den Eingeborenen der Seeküste von Maranham bis Bahia glichen. Man erzählt, daß ein großer Stamm, der der Tupinambas, vom Pernambuco zum Amazonas gewandert sei. Es scheint Thatsache zu sein, daß alle Küstenstämme in der Civilisation vorgeschrittener und in ihren Sitten milder waren als die Wilden, welche im Innern Brasiliens umherzogen. Sie wohnten in Dörfern und trieben Ackerbau. In ungeheuren Kähnen, sogenannten Ubas, die aus großen ausgehöhlten Baumstämmen bestanden, befuhren sie die Flüsse und machten sie ihre Kriegszüge. Den Schiffsschnabel behingen sie mit Trophäen und mit Calabassa-Klappern, deren Rasseln ihre Feinde einschüchtern sollte. Die ersten portugiesischen Ansiedler wurden von ihnen mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Die Stämme des Innern wanderten damals, wie noch heute, in den Wäldern umher und kamen blos gelegentlich an die Küste, um die Pflanzungen der dortigen Indianer zu berauben, von denen sie deshalb mit der bittersten Feindschaft betrachtet wurden.

Die ursprünglichen indianischen Stämme der Flußmündungen sind jetzt civilisirt, oder haben sich mit den weißen und schwarzen Eingewanderten vollständig vermischt. Ihre unterscheidenden alten Stammesnamen sind längst vergessen und man bezeichnet jetzt alle als Tapuyos. Es scheint dies einer der Namen zu sein, den die Tupinambas sich beigelegt hatten. Die Indianer im Innern werden von den Brasiliern Indios oder Gentios (Heiden) genannt. Alle halb civilisirten Tapuyos in den Dörfern und auch alle Indianer, die man tief im Walde findet, sprechen die Lingoageral, oder die Sprache, welche die Glaubensboten der Jesuiten aus dem ursprünglichen Idiom der Tupinambas gebildet hatten. Die Sprache der Guaranis, die an den Ufern des Paraguay leben, ist ein Dialekt der Lingoageral. Die Philologen bezeichnen sie daher als die Tupi-Guarani-Sprache. In allen Buchhandlungen in Para kann man Grammatiken derselben kaufen. Die Thatsache, daß eine einzige Sprache in dem unermeßlichen Gebiet zwischen dem Amazonas und dem Paraguay geherrscht hat, ist oft erörtert und gewiß mit Recht als ein Beweis großer Wanderungen der Indianerstämme dargestellt worden. Gegenwärtig werden von Indianern, die im Innern an einander grenzen, ganz verschiedene Sprachen gesprochen. Am Jurua ziehen Horden umher, die zu demselben Stamm gehören und sich nicht verstehen.

Der halb gebildete Tapuyo von Para unterscheidet sich von dem Indianer des Innern in körperlicher wie geistiger Beziehung nicht wesentlich. Daß er einen kräftigeren Körperbau hat, erklärt sich durch seine bessere Nahrung. Die hauptsächlichsten Charakterzüge des amerikanischen Indianers, die kupferbraune Haut, die breiten Gesichtszüge und das schwarze, grobe, straffe Haar, besitzt er alle. Gewöhnlich ist er von mittlerer Größe und hat eine breite, gewölbte Brust, wohlgeformte, aber etwas zu dicke Beine und Arme und kleine Hände und Füße. Die Backenknochen stehen in der Regel nicht stark hervor, die Augen sind schwarz und haben selten die schräge Stellung, die man bei den tatarischen Stämmen Ostasiens wahrnimmt, von denen Manche behaupten, daß sie mit den amerikanischen Rothhäuten denselben Ursprung haben. Die Züge sind kaum eines beweglichen Ausdrucks fähig, wie ja auch der Charakter der ganzen Race ein außerordentlich apathischer ist. Regungen von Freude, Kummer, Staunen und Furcht verrathen diese Leute selten. Zur Begeisterung lassen sie sich nicht bringen, aber sie haben starke Gefühle und hängen namentlich sehr an ihrer Familie. Die Weißen und die Neger behaupten gewöhnlich, daß die Indianer undankbar seien. Jede brasilische Hausfrau, die mit Rothhäuten viel zu thun gehabt hat, weiß eine lange Reihe von Fällen zu erzählen, in denen die letzteren die schwärzeste Undankbarkeit verrathen haben. Allerdings scheinen sie für Wohl-

thaten kein Gedächtniß oder keinen Sinn zu haben, doch hat dies seinen Grund wahrscheinlich darin, daß sie solche Wohlthaten von ihren Herren nicht zu empfangen wünschen, oder nicht zu schätzen wissen. Man erzählt wohl Beispiele, daß Indianer ihren Herren Treue und Anhänglichkeit bewiesen haben, doch das sind Ausnahmen. Alle Handlungen des Indianers beweisen, daß der erste seiner Wünsche der ist, unbehelligt zu bleiben. Er liebt seine Heimath, das ruhige einförmige Leben im Wald und am Flusse. Gern geht er gelegentlich in die Städte, um sich die Wunder anzusehen, die der weiße Mann darin geschaffen hat, aber gegen eine Existenz mitten im großen Schwarm hegt er einen großen Widerwillen. Er ist lieber Handwerker als Bauer und hat gegen regelmäßige Arbeit und Lohn eine besondere Abneigung. In Gegenwart von Fremden ist er scheu und verlegen, besuchen sie ihn aber in seiner Hütte, so empfängt er sie zuvorkommend, denn für die Pflichten der Gastfreundschaft hat er ein



Indianer-Hütte. (Nach einer Original-Photographie.)

angeborenes Gefühl. Er ist stolz und da er von Natur höflich ist, so spielt er den Wirth mit großer Würde. Aus den Städten entfernt er sich, sobald der Lärm und das Treiben der Civilisation ihm fühlbar werden. In Para wohnten noch vor etwa zwanzig Jahren viele Indianerfamilien, denn Para war damals mehr ein großes Dorf als eine Stadt. Sobald ein bedeutenderer Handel entstand und Flußdampfer erschienen, verschwanden die Indianer allmälig.

Man findet die Indianerhütten einzeln, oder in Gruppen zu sogenannten Dörfern vereinigt, im Walde und am Flusse. Den Namen von Gebäuden verdienen sie selten. Dem Klima entsprechend, ist ihr Hauptbestandtheil das Dach, das gegen Sonne und Regen schützt. Eine oder auch mehrere Seiten sind offen, um der kühlen Luft Zugang zu verschaffen. Bei der Befriedigung der Bedürfnisse der Waldindianer spielt der Jutahi eine große Rolle. Er liefert das Gummikopal, von den Eingeborenen Jutahi-Siom genannt. Der Baum gehört zu den Riesen des Waldes und erreicht eine Höhe von hundertfünfzig bis hundertachtzig Fuß. Die Rinde gleicht der unserer Eiche, die Frucht ist eine holzige und außerordentlich harte Schote. Sie enthält eine Anzahl Bohnen, umgeben von einer süßen gelblichen und mehlartigen Substanz, die von den Eingeborenen gegessen wird. Die Schote brennt mit einer hellen Farbe. Das Harz schwitzt aus Wunden aus, die der Baum zufällig empfängt, oder aus Einschnitten, die der Indianer macht. Regelmäßig sondert der Jutahi es unten am Stamme ab und häufig findet man zwischen den Wurzeln von Bäumen, die ein Sturm aus der Erde gerissen hat, große Klumpen von Gummikopal. Das beste gleicht in der Farbe und Durchsichtigkeit dem Ambra.

An der Amazonasmündung finden die Indianer als Fischer und Schiffer genügende Nahrung. Sie wohnen weniger am Flusse selbst als an den Igarapes oder Canoepfaden. Diese Igarapes, deren es im großen Flußdelta unzählige giebt, sind für das Land charakteristisch. Sie bilden ein wahres Gewirr von Wasserstraßen und haben keine beständige Strömung, wohl aber Fluth und Ebbe. Das Land ist überall mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Die Häuser und Dörfer liegen ohne Ausnahme am Wasser und fast nur auf diesem finden die Verbindungen statt. Das amphibische Leben der Bevölkerung ist einer der interessantesten Züge dieser Gegend. Bei kurzen Ausflügen und beim Fischen im stillen Wasser ist ein kleines Boot, Montaria genannt, im allgemeinen Gebrauch. Es besteht aus fünf Brettern, einem breiten für den Boden, dem man durch Hitze die erforderliche Gestalt gegeben hat, aus zwei schmaleren für die Seiten und aus zwei kleinen dreieckigen Stücken für Schnabel und Stern. Ein Steuerruder hat es nicht, mit dem gewöhnlichen Ruder wird auch gesteuert. Die Montaria ersetzt das Pferd, das Maulthier und das Kamel anderer Länder. Außer einer oder mehreren Montarias besitzt fast jede Familie einen größeren Kahn, Igarite genannt. Dieser ist mit zwei Masten, einem Steuerruder und einem Kiel versehen und trägt in der Nähe des Sternes eine Kajüte, die aus einem Flechtwerk zäher Lianen gebildet und mit Palmblättern gedeckt ist. In einem Igarite fährt der Indianer über den stürmischen und an manchen Stellen fast drei deutsche Meilen breiten Amazonas. Die Eingeborenen sind sämmtlich Schiffsbauer. Die Weißen äußern oft, daß jeder Indianer ein geborener Zimmermann ist. Man erstaunt, in welchen gebrechlichen Fahrzeugen die Rothen sich dem Strome anvertrauen. Man sieht Indianer in einer Montaria von Ufer zu Ufer fahren, die so beschädigt ist, daß sie im genauesten Gleichgewicht gehalten werden muß, wenn sie sich nicht mit Wasser füllen soll. Der halb zertrümmerte Rand steht eben noch über das Wasser weg und eine einzige falsche Bewegung eines der Mannschaft würde den Untergang des Bootes zur Folge haben.

Was wir über die Indianer gesagt haben, gilt auch größtentheils von den Mamelucos. Man bezeichnet mit diesem Namen die Mischlinge, die von Weißen und Indianern abstammen. Die Abkömmlige von Weißen und Negern heißen Mulatten, die von Indianern und Negern Cafuzos und die von Cafuzos und Negern Xibaros. Selten sind diese verschiedenen Abstufungen scharf von einander geschieden und es existiren alle möglichen Schattirungen von Farben. Aus solchen Mischlingen besteht der größere Theil der brasilischen Bevölkerung.

Vom adriatischen Küstenlande.

Von

Karl Vogt.

„Es bleibt dabei," sagte mein alter College aus der Paulskirche, Feldmarschall-Lieutenant Möring, den Oesterreich unlängst verlieren sollte, „ich fahre Sie selbst morgen nach Miramar. Ich war lange nicht draußen, obgleich es meine Pflicht gewesen wäre, einmal nachzusehen. Ihr Wunsch ist mir eine passende Gelegenheit!"

So rollten wir denn auf der schönen Straße im leichten Wagen des Gouverneurs von Triest und dem Küstenlande nach dem verlassenen Zauberschlosse und Möring erzählte mir von der Schöpfung desselben, die er um so genauer kannte, als er selbst vielleicht die Anregung dazu gegeben hatte.

„Ich war damals hier bei dem Seewesen beschäftigt," sagte er mir, „und fuhr täglich im Sommer nach der kleinen, ruhigen Bucht hinter dem Felsenvorsprunge, um dort ein Bad zu nehmen. Ich sprach dem Erzherzoge Max, der mein Vorgesetzter war, von der Schönheit des Ortes; er fuhr selbst hin, sich die Lage anzusehen, und unmittelbar keimte der Gedanke, hier ein Schloß mit Gärten anzulegen. Dafür hatte er vielen Sinn — ausgezeichneter Decorateur! Aber, lieber Vogt, welch' ein Geld dieser Fleck Erde verschlungen hat, davon haben Sie keinen Begriff! Millionen und aber Millionen! Hätten wir beide das Kapital, so brauchte ich nicht im hechtgrauen Uniformsrocke umherzulaufen und Sie keine Vorlesungen zu halten! Wenn Sie sich in Ihrem Kopfe etwa einen Ueberschlag gemacht haben werden, wobei Sie bedenken müssen, daß jedes Krümchen Erde im Garten aus der Ferne herbeigeschleppt und das Wasser mit Hunderttausenden erkauft und hergeleitet wurde, so erhöhen Sie ihn aufs Dreifache, denn Alles mußte drei- und mehrmal umgebaut und verändert werden, ehe es dem Erzherzoge genehm war! Ah! Welche Luft!" fuhr er fort, sich auf die breite Brust klopfend, „es ist eine Lust, hier zu athmen!"

Der Garten war in der That herrlich. Mitte Januar und während in Triest die Bora hauste, schüttelten hier nur die hohen Bäume ihre Wipfel und durch die dichten Hecken immergrüner Gewächse zog ein sanfter, milder Hauch. Das Camelliengebüsch, das im Freien an einer geschützten Stelle üppig wucherte, war über und über mit ausbrechenden Knospen bedeckt. Als ich gegen Ende Januar noch einmal in Miramar war, fehlten viele dieser vielversprechenden Knospen. Der Schloßverwalter klagte, er habe sie abgeschnitten, um der Kaiserin, die auf ihrer Durchreise nach Rom Miramar besuchen sollte, einen frischen Strauß anzubieten. Aber der Zug, welcher die Majestät bringen sollte, war oben auf dem Karste bei Sanct Peter im Schnee stecken geblieben und während man unten den Strauß band, saß die Allerhöchste Reisegesellschaft oben einen halben Tag und eine ganze Nacht im ärmlichen Stationshause, zu dem man nur mit der größten Mühe und selbst Lebensgefahr hatte gelangen können, frierend und hungernd!

Ich trug mich damals mit allerlei Plänen zur Errichtung eines zoologischen Observatoriums am Ufer der See und da das neue Kaiserreich gar keine und Oesterreich nur diese Küste bis nach Dalmatien hinunter besitzt, wo eine solche Studienanstalt mit Frucht angelegt werden könnte, so suchte ich während meines Aufenthaltes in Triest die Umgegend ab, um eine geeignete Oertlichkeit zu finden. Die Bucht von Muggia im Südwesten Triest's ist ungemein reich an Seethieren — sie beherbergt namentlich in ihrem Schlamme jene wunderbare, wurmähnliche Seegurke (Synapta), in deren Körper sich eine Schnecke einbohrt, an einer bestimmten Stelle festsetzt und dann sich zu einem wurmförmigen mit den Eingeweiden der Synapta verwachsenen Schlauche umwandelt, in dessen Innerem eine ungeheure Menge junger Schnecken erzeugt werden. Johannes Müller von Berlin war zuerst auf diese Thatsache aufmerksam geworden; seine Untersuchungen, so genau sie auch waren, lieferten aber keine Lösung des Räthsels. Erst ein jüngerer Forscher, Alb. Baur aus Tübingen, gelangte durch mehrjährige Studien in Triest und dem Fiebernest Zaule, wo er sich vielleicht den Keim der tödtlichen Krankheit holte, die ihn wegraffte,

zu befriedigenderen Anschauungen. Müller hatte den korkzieherartig gewundenen Schlauch, in dessen mit Flüssigkeit gefüllter Höhle die Larven von Schnecken sich mittelst langer Wimpersegel schwimmend bewegen, anfangs für das abnorm entwickelte Fortpflanzungsorgan der Synapta selbst genommen und sich demnach die Frage aufgeworfen: Wie entstehen diese Larven im Inneren dieses Eierstockes? Kommen sie von Außen hinein, was unwahrscheinlich ist, da man ihre verschiedenen Entwicklungsstadien aus eierartigen Körpern im Schlauche selbst verfolgen kann, oder werden sie gleichsam durch Urzeugung in dem Schlauche erzeugt? Später erkannte er freilich seinen Irrthum, doch nicht vollständig, und wie er auch das Räthsel betrachten wollte; — es blieb für ihn in seiner vollständigen Unklarheit. Baur kam der Sache näher — er wies nach, daß der Schlauch selbst die Schnecke, und zwar eine gewundene Nacktschnecke sei, welche in ihrem Inneren Eier und Larven erzeugte, die ihrer Mutter ebenso unähnlich seien, wie die sechsfüßigen, mit Augen versehenen, lebhaft schwimmenden Larven gewisser Krebsthiere ihren im Leibe von Fischen und anderen Seethieren schmarotzenden Müttern, die ebenfalls ihre Bewegungs- und Sinnesorgane verlieren und eine Schlauchform annehmen. Die Festsetzung, das Schmarotzerthum bedingen überall in der Thierwelt ähnliche Erscheinungen. Das im Inneren anderer Thiere schmarotzende Geschöpf braucht keine Augen und keine Füße, es wirft diese Theile ab, wenn es dieselben in seiner Jugend, wo es frei umherschwärmte, besaß; — es bequemt sich der neuen Lebensweise und den Bedingungen derselben an. Die Larve, die im Schneckenschlauche sich ausbildet, hat einen Kopf mit deutlichen Gehörbläschen, eine gewundene Schale, einen Fuß, mit dem sie kriecht, ein mit langen Flimmerhaaren besetztes Wimpersegel, das freilich nicht mächtig genug ist, um sie schwimmend zu erhalten. Sie hat einen Mund und einen blindgeschlossenen Darmsack und ein sonderbares, ausstülpbares Organ am Fuße, welches vielleicht zum Ansaugen dient. Die geschlechtsreife Schnecke hat keinen Kopf, keinen Fuß, kein Gehörbläschen, kein Saugorgan, sie ist mit dem Munde an ein Darmgefäß der Synapta angesaugt, aus dem sie ihre Nahrung in den sehr kurzen Darm zieht; der vordere Theil ihres Körpers ist von dem Eierstocke, der hinterste von einigen männlichen Organen besetzt und die Mitte der Leibeshöhle bildet einen weiten Brutraum, in welchem die Larven sich entwickeln. Welche ungeheure Veränderungen! Wie aber die Larve aus dem schlauchförmigen Mutterthiere und aus der Synapta heraus und wie sie wieder in eine andere Synapta, wahrscheinlich in deren Jugend, hineingelangt, das hat auch Baur trotz seiner langjährigen und schwierigen Untersuchungen nicht ermitteln können und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Mittel eines Einzelnen nicht genügen. Man erhält die Synapta, die im Schlamme lebt, stets nur in Stücken, die mühsam herausgefischt werden. Der Schmarotzer sitzt in der Nähe des Kopfes fest, unter hundert Kopfstücken findet man etwa eines, das ihn trägt und zu dem Suchen eines solchen Kopfstückes bedarf es oft mehrerer Tage. Die ganz jungen Synapten aber, an denen man die Einwanderung beobachten könnte, sind so selten, daß man oft bei angestrengter Arbeit im Boote nach mehren Tagen erst eine einzige findet. Nehmen wir nur zwei Tage an, so braucht es nach aller Wahrscheinlichkeit zweihundert Tage, um ein Junges zu finden, welches irgend ein Stadium der Einwanderung zeigt, und einige Jahre, um eine Reihe von Beobachtungen machen zu können, wie sie zur Aufklärung der Erscheinungen nothwendig ist! „Ich führe dies negative Resultat," sagt Baur am Schlusse seiner Abhandlung, „nur im Interesse künftiger Nachforschungen als experimentellen Beweis dafür an, daß zwei Augen und zwei Hände bei weitem nicht hinreichen können, um die Untersuchung in Betreff der Einwanderung und Entwickelung der parasitischen Schlauchschnecke zu Ende zu führen. Möge sich also einmal eine größere Zahl sachverständiger und die Mühe nicht scheuender Naturforscher in Triest zusammenfinden, welche die Arbeit unter sich theilen, aber dabei ihre Kräfte vereinigen, um auf dem neu betretenen Wege weiter vorzudringen! Der Erfolg wird dann nicht ausbleiben!"

Freilich, der Erfolg wird nicht ausbleiben! Aber woher soll diese Vereinigung kommen, wie soll sie ermöglicht werden? Und es giebt hundert und aber

hundert ähnliche Fragen in der Wissenschaft des Meeres, wenn ich mich so ausdrücken soll, die gleiche Vereinigung von Kräften verlangen!

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, habe ich seit Jahren auf die Errichtung zoologischer Observatorien am Meeresstrande und an geeigneten Localitäten gedrungen, auf dem Wege der Presse die Sache angeregt, die Regierungen von Italien, Frankreich, Oesterreich direct bestürmt — immer mit demselben negativen Erfolge! Ich hegte damals (es sind erst zwei Jahre her) die naive Hoffnung, daß ich in Oesterreich zum Ziele gelangen könnte, und da ich wohl wußte, daß man Vorschläge nur bringen darf, wenn sie gehörig ausgearbeitet sind, so suchte ich in der Umgegend von Triest. In Zaule und Muggia herrschen Fieber während mehrer Monate des Jahres — Miramar ist gesund. Ich dachte weder an das leerstehende, so schön im Innern wie im Äußeren ausgeführte Schloß, noch an den herrlichen Garten — mögen sie in dem Zustande bleiben, in dem sie sich befinden, als eine Erinnerung an ihren Schöpfer! Aber zu Miramar gehören noch eine Menge von Nebengebäuden, weite Stallungen und Remisen, die mit geringen Kosten zu Aquarien und Studienräumen umgewandelt werden könnten, Wohngebäude und Häuser, in denen jetzt zum großen Theile werthlose Sammlungen sich befinden, und die alle außerhalb der Parkeinfriedigung stehen. Ich sprach von meinem Plane mit Möring, der lebhaft darauf einging, und mit einflußreichen Männern in Triest; ich arbeitete einen detaillirten Plan aus, den ich später in Wien mit dem Unterrichtsminister Stremayr besprach, und dessen Ausführung Männer wie Darwin, Gegenbaur und Häckel befürworteten, — er wird wohl, nach Stremayr's bald darauf erfolgtem Abgange, in den Cartons des Ministeriums modern! Der Himmel verleihe ihm, wie es auf alten Grabsteinen heißt, eine fröhliche Urständ! Wenn ich aber bedenke, wie man dort Alles auf kurzer Strecke vereinigt hätte — unmittelbar um Miramar herum die felsige Küste mit tief eingeschnittenen Buchten und Spalten, drüben bei Muggia im Osten den flachen Busen mit feinem Schlammboden und auf der andern Seite im Westen den Sandboden der Lagunen und das Brakwasser der Sdobba und auf allen diesen Punkten eine verschiedene und reiche Meeresbevölkerung, so kommt ein Gefühl des Bedauerns über mich, daß solche Fundquellen nicht so benutzt werden, wie sie es verdienten!

Ich mußte dem reizenden Küstenlande Lebewohl sagen und dem Norden zueilen. Nirgend wohl ist der Abstich greller zwischen Nord und Süd, als gerade hier an dem Meerbusen von Triest. Die Hügelkette, welche ihn unmittelbar umgiebt, prangt in dem grünen Schmucke der Flora des Mittelmeerbeckens; zwischen nackten Felsen sprossen die immergrünen Bäume und Gesträuche; der Lorbeer und die Myrte, die Camellie, der Rosmarin und der Oelbaum gedeihen im Freien. Aber kaum ist man auf der Höhe der steilen Gehänge angelangt, so findet man sich mitten im Winter. Die Eisenbahn freilich steigt langsam gegen Westen hin an, um bei Nabresina in den Strang zu münden, der von Görz aus, parallel mit der Küste, auf die Höhe führt; folgt man aber der alten Landstraße nach Wien, so erreicht man schon in einer Stunde Optschina, von welchem aus früher die Reisenden zuerst den Hafen von Triest mit ihren Blicken und Jubelrufen begrüßten. Hier herrscht schon der Winter in voller Strenge. Die Bora pfeift über die entsetzlich öden und nackten Kalkfelder des Karstes herüber, den Schnee wie einen Nebel vor sich herwirbelnd; nur in den Straßeneinschnitten und Vertiefungen können sich die Schneemassen halten; kein Wald, keine überragende Höhe bietet dem Kältestrome aus Nordost Einhalt. Unten spaziert man im leichten Ueberzieher, treibt sich in Cafés mit steingeplatteten Fußböden umher und sitzt in ungeheizten Zimmern; der Triestiner von echtem Schrot und Korn heizt sogar nie, während wir leichter fröstelnden Nordländer uns doch gern ein Kamin gefallen lassen; tausend Fuß höher schlottert man in dicken Pelzen, in wohlverwahrten Zimmern mit riesigen Oefen, denn die Bora geht durch Mark und Bein, durch doppelte Fenster und mächtige Mauern. Freilich fehlt sie auch in Triest nicht und wüthet dort sogar mit solcher Heftigkeit, daß man genöthigt ist, an besonders ausgesetzten Stellen Seile in den Straßen zu spannen, an welche man sich anhalten kann, wobei sie das Meer so

furchtbar aufregt, daß die Dampfschiffe sogar nicht zu landen wagen — aber in Triest ist die Bora doch nur ein, wenn auch kalter Wind — oben auf der Höhe ist sie der Winter selbst mit allen seinen Schrecken.

Es giebt in geologischer Hinsicht kaum eine merkwürdigere Gegend als dieses Litorale von Triest, das sich nach Dalmatien hinabzieht. Nördlich von ihm stirbt der südliche Ausläufer der Centralalpen, der von dem Laufe der Mur zwischen Bruck, Graz und Mureck im Osten, und dem gewaltigen Längsthale der Drave zwischen Villach und Marburg im Süden fast vollständig eingefaßt wird, mit Ausnahme einer geringen und wenig hohen Fortsetzung nach Nordosten zum Neusiedlersee hin. Wirft man nur einen Blick auf die vortreffliche, von der geologischen Reichsanstalt unter Führung ihres ausgezeichneten Directors, Franz von Hauer, herausgegebenen geologischen Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie, so sieht man, wie diese gewaltige, von den Quellen des Rheines bis zu den Ufern der Mur sich erstreckende, größtentheils aus krystallinischen Felsgesteinen, Granit, Gneiß und verwandten Massen aufgebaute und mit Gletscherschutt im reichsten Maaße überführte Centralkette der östlichen Alpen, auf beiden Seiten von einem breiten Streifen älterer Schichtengebirge umsäumt ist, die größtentheils der Steinkohlen- und Salzformation, der Trias, angehören und sich von Feldkirch im Vorarlberg über Salzburg bis Baden bei Wien im Norden erstrecken. Im Osten senkt sich diese Nebenkette des Centralkernes ebenso wie dieser selber unter die neueren Gebilde, die zungenförmig in die Thäler von der ungarischen Ebene her eindringen und denen fast durchgängig das slawische Bevölkerungselement gefolgt ist. Im Süden der Centralkette zieht sich eine ähnliche Anlagerung hin, die sich von der Umgegend von Lugano bis nach Windisch-Gratz verfolgen läßt, gegen die Centralkette hin aber um so unregelmäßigere Begrenzungen zeigt, als das Querthal des oberen Gardasees in geologischer Hinsicht gewissermaßen sich bis nach Botzen und Meran fortsetzt und eine tief in die Centralkette eingeschnittene Wanne darstellt, welche von den älteren und neueren Ablagerungen nach und nach ausgefüttert wurde.

Diese südliche Nebenkette, welche bei Botzen jene seltsamen Dolomitberge, den Schlern und die Roßzähne bildet, deren fast in Schneeweiß glänzenden Felsabstürze so seltsam aus ihrer Umgebung hervorleuchten, die im Norden des Küstenlandes die reichen Quecksilberlager von Idria und die Metalladern des Bleiberges bei Klagenfurt enthält und sich in den Felszacken des Terglou und des Canin zu bedeutender Höhe aufschwingt, diese Nebenkette sinkt zwar auch gen Osten hin bei Windisch-Gratz, Cilli und Gurkfeld unter die neueren Ablagerungen der Kreide- und Tertiärgebilde hinab, sendet aber auch zugleich eine Abweichung nach Süden, deren Richtung man etwa durch eine Linie bezeichnen kann, die man von dem Terglou nach dem Klekberge östlich von Fiume ziehen kann. Dies mag etwa im Großen und Ganzen die Axe jenes Ausläufers sein, der sich weit nach Süden bis in die Nähe der Nasenabschneider und Culturträger der schwarzen Berge und der Morlacken erstreckt, wo geologische Untersuchungen ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten haben, die nicht in der Ueberdeckung des Felsbodens mit Dammerde und Vegetation beruhen. Freilich trotzte von Hauer mit seinen kühnen Gefährten auch diesen Gefahren; sie brachten, wie ich aus eigener Anschauung bestätigen kann, Nasen, Ohren und Kopfhaut aus diesen Gegenden unversehrt heim — aber sie fanden den letzten Ausläufer dieser älteren Ablagerungen an dem Svilajagebirge östlich von Spalato.

Der Küstenstreif selbst aber, der nach Westen hin von dem Thale des Isonzo wenigstens in seinem unteren Laufe scharf begrenzt wird, folgt in seiner allgemeinen Richtung der angegebenen Axenlinie und setzt sich gänzlich aus neueren Ablagerungen zusammen, die der Kreidezeit und den Tertiärgebilden angehören. Der Karst im Norden von Triest, die ganze Halbinsel von Istrien, die sämmtlichen Inseln bis hinunter zur griechischen Grenze, das ganze Küstenland von Fiume bis zur Meerenge von Korinth gehört diesen, meist aus Kalk zusammengesetzten Schichten an, auf denen überall slawisches Volk haust, unter welchem Italiener und Deutsche nur einzelne Ansiedelungen gebildet haben, die heute noch der Umgebung fremd sind. Mögen die italienischen Bewohner Triests, die dort

unzweifelhaft die Mehrheit bilden, mit noch so viel Emphase die Stadt den „ultimo limbo della terra italiana“ nennen; mögen die Deutschen, die dort einen bedeutenden Culturkern bilden, noch so sehr die Nothwendigkeit der Beziehungen zu dem germanischen Hinterlande und zu dem Kaiserreiche betonen, ohne welche Triest sehr bald zu einem unbedeutenden Küstenplatze herabsinken würde — die Thatsache steht doch fest, daß unmittelbar vor den Thoren Triests slawisch und nur slawisch gesprochen wird und daß Triest ebensogut wie alle Küstenplätze Dalmatiens, die im Alterthume, im Mittelalter oder jetzt einige Bedeutung haben oder hatten, nur als von slawischer Urbevölkerung und slawischer Uncultur eingefaßte Colonien und Culturinseln zu betrachten sind, deren Fortbestand eben nur durch die Lage am Meere möglich war. Es gährt jetzt dort überall im heftigsten Widerstreite zwischen den Nationalitäten und Niemand kann wissen, wie dieser Kampf beseitigt oder zu Ende geführt werden wird. Kein Zweifel wohl, daß diese Slawen die Berechtigung haben, auf ihre Weise, in ihrer Sprache sich zum Range eines Culturvolkes emporzuarbeiten und heranzubilden — wenn man aber, wie ihre Führer thun, behaupten will, daß sie jetzt schon ein Culturvolk seien, daß sie in dieser Hinsicht eine Gleichstellung mit dem älteren Culturvolke der Italiener oder dem neueren der Deutschen beanspruchen könnten, so ist es wirklich kaum möglich, diese übertriebenen Ansprüche anders als mit einem Achselzucken zu beantworten. Es mag die Zeit kommen, wo sie ebenso sich aus der Ueberlegenheit dieser Culturvölker hervorarbeiten und selbständig in das Getriebe der Civilisation eingreifen, wie die Deutschen und Angelsachsen sich aus dem Uebergewichte der lateinischen Cultur herausgearbeitet haben — aber jetzt ist diese Stufe noch nicht erklommen und es wird noch mancher harten Geistesarbeit bedürfen, bis sie erreicht wird.

Mit steilen Gehängen stürzt das Felsgebäude des Küstenstriches zwischen Triest und Monfalcone gegen die See hin ab. Nur an wenigen Stellen, wie bei Miramar, Barcola und Duino, gestattet ein geringer Vorsprung die Anlage eines Schlosses oder eines Fischerdorfes. Meist ist das Ufer von leicht verwitterndem Kalkschiefer mit Zwischenlagen von Mergel und Thon gebildet. Die Straße, welche sich längs des Meeres bis nach Miramar hinzieht, die Eisenbahn, die sich allmälig höher und höher hinaufschwingt, um bei Nabresina eine Bodenfalte zu benutzen, die sie nach dem Binnenlande führt, kämpfen beständig gegen die Erdrutsche an, unter welchen das verwitternde Gestein abstürzt. Der Geologe erkennt in diesen „Faulschiefern“ den Flysch, ein oberes Stockwerk des alpinischen Tertiärgebildes, das zuerst in der Schweiz unterschieden und mit einem, aus der Umgegend des Niesen am Thuner-See hergeholten Provinzialnamen belegt wurde. Dieses Bröckelgestein, in welchem nur selten andere Versteinerungen vorkommen als Abdrücke von Meerespflanzen, von Tangen und Algen, lehnt sich an einen schmalen Streifen festeren Gesteins an, das einem tieferen Stockwerke der Tertiärgebilde angehört und durch jene eigenthümlichen, münzen- oder scheibenförmigen Versteinerungen charakterisirt ist, welchen man den Namen der Nummuliten gegeben hat. Bei Opschina über Triest wurden solche Nummuliten gefunden; an anderen Orten sind sie so häufig, daß sie fast das ganze Gestein zusammensetzen. Die Pyramiden sind zum großen Theile von solchem Nummulitenkalke gebaut und die Erzählung Herodot's, wonach man zur Ernährung der Arbeiter so große Massen von Linsen angehäuft habe, daß förmliche Hügel davon zurückgeblieben seien, scheint sich auf solche verwitterte Nummulitengesteine zu beziehen, da einige Arten dieser Versteinerungen wirklich die Größe von Linsen besitzen. In der Nähe meines Wohnortes Genf befindet sich an der sogenannten Perte du Rhône bei Bellegarde ein leicht verwitterndes Kalkgestein, das ähnliche Versteinerungen, sogenannte Orbitoliten, in Masse enthält. Ein solcher Block lag verwittert an der Straße und ich war mit meinen Zuhörern beschäftigt, die braunen, linsenförmigen Körper aus dem gelblichen Kalkmergel auszulesen. „Wenn Sie eine Linsensuppe essen wollen,“ sagte endlich spaßend ein Bauer, der uns verwundert schon eine Weile zuschaute, „so fahren Sie schlecht! die da kochen sich nicht weich!“ Er hielt wirklich die Orbitoliten für versteinerte Linsen!

Wie steil die Gehänge seien, mit welchen das öde Kalkplateau des Karstes gegen die

See hin abstürzt, mögen nur einige Zahlen darthun. Von dem Triestiner Bahnhofe, der achtundvierzig Fuß über dem Niveau des Adriatischen Meeres liegt, bis zu dem Punkte, wo die Eisenbahn die Straße nach Wien hinter Optschina schneidet, mißt man auf der Karte in gerader Linie genau fünf Kilometer — dieser Schneidepunkt aber liegt auf 1016 Fuß Meereshöhe und um ihn zu erreichen, steigt die Eisenbahn zuerst westwärts etwa vierzehn Kilometer weit nach Nabresina, das 457 Fuß hoch liegt, und kehrt dann um ebenso viel Weges westwärts zurück. Bis zur Paßhöhe hinter Adelsberg steigt sie dann fast stetig, aber mit geringeren Neigungen, bis zu 1850 Fuß Höhe an, um sich dann wieder gen Laibach und dessen, mit weiten Torfmooren erfülltes Einsenkungsthal zu wenden.

Der Karst mit seiner südlichen Fortsetzung ist ein wellenförmig, in langen Linien gebogenes Kalkplateau, das in seinen großen Zügen ungemeine Aehnlichkeit mit dem schweizerischen Jura hat, aber aus jüngeren Kreide-Kalken zusammengesetzt ist, in deren ursprüngliche Wellenthäler die tertiären Nummulitenkalke und Flysche eingelagert sind. Betrachtet man eine geologische Karte, wo diese Bildungen durch verschiedene Farben, z. B. gelb und grün in der Hauer'schen Uebersichtskarte, bezeichnet sind, so wird man überrascht durch die Regelmäßigkeit, womit die von Nordwest nach Südost gerichteten Farben-Bänder einander folgen. Der sogenannte Tschitschenboden (Armuthsboden), zwischen Triest und dem Meerbusen des Quarnero, trennt als flacher Rücken zwei parallele Längsthäler, in welchen die Straßen von Capo d'Istria nach Pinguenti und von Triest nach Fiume verlaufen; das Thal der Recca von St. Canzian bis gen Podgraje, die Einsenkung von Zirknitz und das Wipbachthal erscheinen uns als eben solche parallele Thalzüge — fast ebenso regelmäßig als die Parallelthäler von Delemont, Lac de Joux u. s. w. im schweizerischen Jura. Wie aber hier auch einzelne Ketten, welche die Thäler trennen, durch Querrisse, sogenannte Klusen zerspalten und zersägt sind und den Flüssen Gelegenheit geben, quer durch den Hebungsrücken durchzubrechen, ganz so findet es auch im Karste statt. — Der Durchbruch bei Adelsberg und Planina nach der Laibacher Thalsenkung hinab ist das wahre Spiegelbild des Münsterthals im bernischen Jura! Die Längsthäler wie die Klusen sind freilich bei uns schärfer gezeichnet, denn die ursprünglichen Einsattelungen sind tiefer, während sie im Karste durch die tertiären festen Einlagerungen so ausgefüllt sind, daß derselbe nur ein allmälig in Staffeln aufsteigenden Plateau zu bilden scheint.

Welch' trostloses Plateau! Ich habe es freilich nur im Winter gesehen, als ich mit dem eifrigen Vorsteher des naturhistorischen Museums in Triest, Doctor Syrski, der die letzte ostasiatische Expedition unter Hofrath Scherzer mitgemacht hatte, mich nach Adelsberg begab, um die dortige Höhle zu besuchen. Im Alterthume trug der Karst prachtvolle Eichenwälder auf den Höhen; die Niederungen hatten Ackerkrume und Wiesen; überall rieselten Bäche. Aber die Römer brauchten Flotten und nachdem sie die italienischen Wälder verwüstet hatten, schlugen sie die Wälder des Karstes nieder. Jetzt heult der Nordsturm über die öden Kalkflächen, auf denen nur hier und da in Ritzen eine Wolfsmilchstaude oder ein Rosmarinbusch sich anklammert; aus den Einsenkungen ist die Dammerde weggeschwemmt oder, wo der Boden das Wasser nicht durchläßt, versorgt und versumpft; im Winter sammeln sich dort die Schneewehen, die man vergebens durch Plankenzäune von unabsehbarer Länge von der Eisenbahn abzuhalten sucht. Der Nordost, die Bora, rast über diese öden Flächen mit einer Heftigkeit hinweg, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht erlebt hat. Ich habe manchen Sturm mitgemacht im Hochgebirge und auf dem Meere; zwischen Jan Mayen und Island flog unser Schiff, ohne auch nur einen Zoll Leinewand am Maste zu haben, mit der Schnelligkeit eines Dampfers vor dem Winde dahin; auf dem Unteraargletscher hingen wir schwebend während einer halben Nacht an der Leinwand unseres Zeltes, das der Schneesturm wie einen Ballon in die Luft zu wirbeln drohte, — ich glaube, in Adelsberg hätte man ein solches Wüthen für ein gelindes Säuseln erklärt. Als ich aus der Thür des Bahnhofes treten wollte, um in den haltenden Zug einzusteigen, mußte ich mich von innen mit ganzer Kraft anstemmen, während zwei Schaffner von außen an der Thür

rissen — der Zug hielt gegenüber — die beiden Männer faßten mich unter den Armen — ohne ihre Hülfe wäre ich nicht über die Bahn gekommen. Das sei noch gar nichts, meinten sie; so lange der Wind nicht so stark blase, daß der Zug nicht gegen ihn aufkommen könne, sondern zurückgestaut werde, habe es nichts auf sich.

So jämmerliche Folgen hat die uralte Abholzung des Karstes und nach dieser Abholzung die beständige Befahrung des stets öder werdenden Plateaus mit Ziegen, jenen Erbfeinden des aufkeimenden Waldes, gemacht. Man spricht von der Wiederbeholzung — aber wo ist die Dammerde, die eine solche möglich machen könnte, wo das Wasser, das bei der Sommerdürre den verschmachtenden Baumpflänzchen zugeführt werden könnte, selbst wenn man von der hartnäckigen Arbeit von Generationen absehen wollte, die nöthig wäre, um nur einen Anfang zu machen?

„Verhältnißmäßig einförmig," sagt von Hauer in seinen Erläuterungen zur geologischen Uebersichtskarte Oesterreichs, „ist der Typus der Kreidegebilde, sowohl im Karst, der istrischen Halbinsel und dem kroatischen Küstenlande, wie im südlichen Krain und in dem breiten Zuge überhaupt, der die Züge älterer von Nordwest nach Südost streifender Ablagerungen trennt. Beinahe überall haben wir es in diesen Gebieten nur mit kalkigen und dolomitischen Gesteinen zu thun. — Diese Einförmigkeit des Gesteines, verbunden mit der Seltenheit organischer Reste, die sich häufig auch nur in nicht näher bestimmbaren Exemplaren vorfinden, erschweren sehr eine weitere Gliederung der ganzen Formation."

Die unten liegenden Schichten sind dickbankige, dunkelgraue oder gelbliche Kalksteine; die oberen Schichten, theils dunkele theils helle, zu Bausteinen geeignete Kalke; — in beiden finden sich ähnliche Versteinerungen, die zu einer vollständig ausgestorbenen, nur in der Kreide vorkommenden, Familie großer, schwerer und dickschaliger Muscheln von höchst eigenthümlicher Structur gehören, welche man Rudisten genannt hat. Dazwischen dunkle Plattenkalke mit Hornsteinen und dünnblättrige, schwarzbraune, mit Erdpech durchdrungene Stinkschiefer, die namentlich bei Komen berühmt geworden sind, denn sie enthalten dort unzählige Versteinerungen, Fische der mannigfaltigsten Art. O! Nun sind wir gerettet — nun wissen wir, wohin diese Fisch-Schiefer stellen, denn wir können ja diese Fische mit andern ververgleichen! Aber, o Jammer! Alle diese Fische von Komen gehören eigenen Gattungen und Arten an — nirgends noch auf der ganzen Welt ist auch nur ein Stück gefunden worden, welches ihnen beigesellt werden könnte — sie sind einzig in ihrer Art und wir wieder so klug wie zuvor hinsichtlich der Altersbestimmung dieser Schicht! Daß aber das ganze Gebilde der Kreideformation angehöre — daß die unter den Fischschiefern von Komen liegenden Kalke mit den eigenthümlichen, ziegenhornähnlich gewundenen Rudisten, die man Caprotinen genannt hat, dem sogenannten Schrattenkalke der West-Alpen entsprechen, das unterliegt keinem Zweifel — die über den Fischschiefern lagernden Kalke mögen deshalb wohl den höheren Kreidekalken derselben Kette entsprechen. Jedenfalls verhalten sich in anderer Hinsicht alle diese Kalkschichten genau in derselben Weise, so daß ihre Altersbestimmung nicht so wichtig erscheint, als dies an andern Orten der Fall ist.

Wohl in allen Gebirgen, nirgends aber mehr als in den Kalkgebirgen, finden sich unterirdische Wasserläufe und damit verbundene oberflächliche Erscheinungen. In den Hochthälern des Jura sieht man, oft reihenweise nach Linien zusammengestellt, trichterförmige Einsenkungen, die zuweilen nur flach und mit Rasen überzogen sind, in anderen Fällen aber auch eine bedeutende Tiefe erreichen, in welcher das nackte Gestein zum Vorschein kommt. Der Jurassier, der überhaupt auf die Beschaffenheit seines Bodens sehr aufmerksam ist und die kleinsten Verhältnisse der Berg- und Thalbildung mit eigenen Namen belegt, deren viele in die Wissenschaft übergegangen sind, kennt diese Einsenkungen, in welchen das Wasser sich verschlupft, sehr wohl — er nennt sie emposieux. Mein Freund Desor, der auf seinem Sommergute Combe Varin im Neuenburgischen Hochthale von Ponts mehrere solcher Trichter besitzt, hat ihnen ein eingehendes Studium gewidmet und nachgewiesen, daß sie stets mit Quellen im Zusammenhange stehen, die oft mehrere tausend Fuß tiefer an den Felswänden hervorsprudeln. Es müssen also von diesem emposieux aus vielfach verzweigte Risse die

Gewässer quer durch die Schichten hindurch in die Tiefe führen und häufig genug müssen sie auch auf den Schichtenflächen, der Neigung derselben folgend, nach sehr abweichenden Richtungen hin abgelenkt werden. So wird es denn im Jura fast allgemeines Gesetz, daß am Fuße der Bergwände und in den tiefen Rißthälern gewaltige Quellen hervorsprudeln, während in den Hochthälern Torfmoore und Seen existiren, die keinen sichtbaren Abfluß zeigen, aber offenbar durch solche emposieux die unteren Quellen speisen. Desor hat dies für die Quelle der Noiraigue, im Val de France, die etwa tausend Fuß unter seinem Gute entspringt, direct nachgewiesen, indem er oben empfindliche Reagentien in die Abzugslöcher goß, die dann in der Quelle nach einiger Zeit erkannt werden konnten.

Solche Erscheinungen sind nicht auf den Jura allein beschränkt. Auf Engstlen-Alp im Berner Oberlande, einem der reizendsten Aufenthaltsorte in den Hochalpen, der Alles vereinigt, was der Freund der Natur, der Künstler und der Kranke von einer Höhe von 6000 Fuß verlangen können, habe ich dieselben Thatsachen in ausgiebigem Maße beobachtet. Der Boden besteht aus festem Kalk und leicht verwitterbaren Kalkschiefern; überall finden sich, bald in Reihen, bald einzeln gestellt, Einsenkungslöcher, meistens von rundlicher Form; aus allen zerrissenen Felswänden sprudeln Quellen hervor, deren Reichthum von der Schmelzung des Schnees in den Höhen abhängt. Wer aufmerksam sein will, findet ähnliche Verhältnisse auf jedem Schritte und Tritte, besonders in Kalkgebirgen.

Alle diese Quellen enthalten aufgeschwemmte und aufgelöste Stoffe. Der Kalk wird allmälig aufgelöst, weggeführt, an geeigneten Stellen wieder als Tropfstein abgesetzt; die mergeligen und thonigen Schiefer werden mechanisch zerstört, als „Trübe“ und Schlamm thalabwärts gefördert, die Sandsteine werden wieder zermahlen und als Sand von dannen geschleppt. Die Schichten leiden je nach dem Grade ihrer Verwitterbarkeit; die festeren Gesteine widerstehen, werden aber allmälig durch die Wegführung ihrer Unterlagen der Stützen beraubt und stürzen ein. Es bilden sich weite, unterirdische Rinnsale, Höhlen und Grotten; den Rinnsalen folgen die Einsenkungslinien auf der Oberfläche. Die Arbeit der Natur stützt häufig wieder die Gewölbe der ausgearbeiteten Hohlräume; jeder Tropfen durchsickernden Wassers setzt in dem Hohlraume ein Theilchen kohlensauren Kalkes ab, die Tropfsteine wachsen und wachsen, von dem Gewölbe nach unten, von dem Boden, auf dem die Tropfen und Riesel auffallen und zerstäuben, nach oben, bis die beiden Zapfen sich berühren und zu einer Säule zusammenwachsen, die häufig von dem Gewichte des Gewölbes zerdrückt wird, häufig aber auch stark genug wird, um es zu tragen. So schafft und arbeitet es beständig im Innern der Erde, zerstörend und aufbauend zugleich. Nirgend aber wohl in Europa sind die Wirkungen größer und anschaulicher als auf dem Karst.

Auf der Oberfläche jener Einsenkungsthäler sind Rinnsale, Seen und Moore und eine Menge kesselförmiger Vertiefungen, hier Dolinen genannt, oft von bedeutender Tiefe und weiter Erstreckung; unter der Oberfläche ist ein System von Höhlen, Grotten und Gängen, das die größte Höhle von Europa, die Adelsberger, neben hundert und aber hundert anderen umschließt; ein unterirdisches Flußsystem, dessen gegenseitiger Zusammenhang noch immer nicht erforscht ist. Dort springt die Poik mit rasendem Toben in den hochgewölbten Eingangsdom der Adelsberger Höhle, um nach kurzem Laufe sich in die Erde einzubohren — kommt sie in einiger Entfernung als Unz wieder hervor? Die Unz selbst, durchbricht sie den Höhenzug von Loitsch, um 600 Fuß tiefer als Laibach wieder an die Oberfläche zu gelangen? Wohin gehen die Gewässer des Zirknitzer See's, deren Abzugslöcher man zum Theile im Boden sieht? Wenn die Gewässer im Frühlinge durch Schneeschmelze, im Herbste durch die Regen stark angeschwollen sind, bringen oft in den Thälern aus dem Boden heraus durch den Rasen hindurch Wasserstrahlen, die bald das Gesenke füllen, und zum Beweise, daß diese Gewässer aus der Tiefe aufsteigen, empor getrieben durch die Anfüllung der unterirdischen Rinnsale, bringen sie die Bewohner derselben mit an das Tageslicht.

Freund Möring hatte die Güte gehabt, den Bezirksbeamten von Adelsberg von meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Der

Chef selbst war krank; sein Stellvertreter war so freundlich, die nöthigen Anordnungen zu einer großartigen Beleuchtung zu treffen und Dr. Syrski und mich am andern Morgen selbst zur Grotte zu geleiten. Sie verdient allein eine Reise nach Adelsberg, dessen Anblick mich lebhaft an die alten Häuser im Hochjura erinnerte. Nicht an die neuen Bauten — denn da, wo die Uhrenindustrie Platz gegriffen und Wohlstand verbreitet hat, sehen die Dörfer genau so aus, wie eine ausgeschüttete Spielsachenschachtel aus Nürnberg. Aber das alte jurassische Haus hat ein ungeheures, niederes Schindeldach, niedere Stockwerke, meist nur eines — höchstens an einer Seite, dem Wohnraume, zwei — und einen gewaltigen, gewölbten Thorweg, der meist quer durch das Gebäude durchführt zu dem Hofe, in dem eine große, gedeckte Cisterne das von dem Dache gesammelte Wasser aufnimmt. Ganz so hatte auch das Gasthaus in Adelsberg, in welches uns die Bora mit sammt dem Schlitten, der uns von der Station aus hinführte, fast mit Gewalt hineinblies, einen gewaltigen, queren, mit großen Steinplatten gepflasterten Thorweg und frischem Luftzuge aus erster Hand, wenn die beiden Thüren an den Enden offen standen. Darinnen sammelten sich am Abend die Honoratioren des Ortes und als wir eintraten, hielt gerade die Wirthin eine politisch-nationale Vorlesung. „Geht mir doch," rief sie, „mit eurem Windisch und Slowenisch! Was kann ich denn damit anfangen? Mit irgend einem Kerl sprechen, der noch dümmer ist als des Försters sein Caro? Hätten mich meine Eltern statt dessen ein andere Sprache, meinetwegen italienisch oder französisch lernen lassen, so könnte ich doch mit Menschen reden und mit den fremden Herrschaften, die hierher kommen, und schöne Bücher lesen, wenn es nichts zu thun giebt! Was habt's denn auf Windisch? A-B-C-Bücher! Wahrhaftig, hätte ich nicht wenigstens deutsch gelernt, so wäre ich noch heute so dumm wie meine Kuh, die nichts kann als muhen! Jetzt laufen's sich überall die Beine ab für die Petitionen, daß Alles soll windisch sein in den Schulen; — warum? Weil's nichts lernen wollen! Weil's Ochsen bleiben wollen!" Nach diesem Culturergusse, der mit bedeutender Energie vorgetragen wurde und auf die Zuhörer einen großen Eindruck zu machen schien, wandte sie uns ihre liebevolle Aufmerksamkeit zu und stellte uns Küche und Keller, die in der That vortrefflich waren, zur Verfügung.

Ich will die Grotte von Adelsberg nicht beschreiben. Sie ist überwältigend großartig, besonders der Anfangsdom, der von der rauschenden Poik durchströmt wird. Zwei Stunden lang wandelten wir darin herum — zuletzt wirkt die Wiederholung der Tropfsteinformen trotz ihrer Mannigfaltigkeit fast ermüdend. Doppelte Wege führen nach dem Schlußgewölbe hin und zurück; weite Räume wechseln mit engen Gängen. Es ist die reinlichste und zugleich am leichtesten zu begehende Höhle, die ich kenne; die Wände sind meistens trocken, der Fußboden geebnet; man wandelt wie in einem unterirdischen Parke. Jeder Besucher zahlt ein Bestimmtes, je nach dem Grade der Beleuchtung und der Zahl der Lichter, die aufgesteckt werden sollen — das Geld wird zum Unterhalte und zur Bezahlung der Angestellten benutzt. Von uns wollte man durchaus nichts annehmen — wir mußten uns damit begnügen, ein reichliches Trinkgeld unseren freundlichen Führern zu spenden, die uns mit brennenden Fackeln geleiteten.

Der Boden in der Schlußwölbung erhebt sich zu einem Hügel, der mit mannshohen Stalaktitensäulen dicht besetzt ist. Während wir anhielten, um den prachtvollen Anblick dieses Calvarienberges, wie ihn die Führer nennen, zu genießen, suchten diese emsig die einzelnen Säulen rundum ab. Sie kennen sehr wohl den Preis der Käfer, welche diese Höhlen bewohnen, und wissen die Orte, wo sie sich am häufigsten finden. Diesmal aber war, trotz meines lebhaften Wunsches, die Jagd fruchtlos — wir konnten kein einziges Exemplar entdecken.

Die Adelsberger Höhle ist wohl zu sehr abgesucht — aber in anderen Grotten „kraucht es herum" in zahlreichen Arten von Thieren, an der Erde von Käfern, Spinnenthierchen und in den unterirdischen Gewässern treiben sich ebenfalls seltsame Gesellen herum, Krebse und Molche, die man sonst schwerlich an der Oberfläche findet und die nur zu solchen Zeiten hervorquellen, wo die unterirdischen Kanäle zum Ueberlaufen mit Wasser gefüllt sind. Durch diese Höhlenfauna aber sind die Höhlen

und Grotten Krains schon seit längerer Zeit ein Wallfahrtsort eifriger Sammler geworden und in unseren Tagen wird sogar ein schwunghafter Handel mit diesen Insassen der Unterwelt getrieben. Doch ist noch Vieles räthselhaft in der Geschichte derselben, was um so begreiflicher, als ihr Leben sich dem Lichte entzieht und das Tageslicht ebensowohl wie das künstliche höchst wahrscheinlich sie derart in ihren Lebensäußerungen stört, daß sie sich benehmen wie Thiere, die plötzlich in eine ihnen durchaus fremde Umgebung versetzt werden.

Der durchgreifende Charakter dieser Höhlenthiere besteht in einer Verkümmerung der Sehorgane, die bis zu deren gänzlicher Zerstörung geht. Mögen sie zu den Wirbelthieren oder den Gliederthieren, zu sonst mit großen und vorragenden Augen versehenen Klassen, Ordnungen oder Familien gehören — stets und unter allen Umständen sind die Augen diejenigen Organe, welche zuerst zu schwinden beginnen. Nicht nur in Krain, überall auf der Erde findet sich das gleiche Verhältniß. Die Höhlenthiere aus Amerika zeigen dasselbe Schwinden der Augen und es unterliegt keinem Zweifel, daß beim Absuchen der anderen Welttheile noch eine Menge solcher Höhlenthiere mit verkümmerten oder ganz geschwundenen Augen gefunden würden.

Einige dieser Höhlenthiere sind auch außerhalb der Höhlen an versteckten Orten, unter Steinen, moderndem Laub u. s. w. gefunden worden; andere besitzen noch Augen, halten sich aber dann auch meist nur in der Halbdämmerung, in den Vorzimmern der Grotten auf; bei den meisten läßt sich die unmittelbare Verknüpfung der augenlosen Arten mit den Augen besitzenden nachweisen. Dies gerade aber ist wohl ein wichtiger Punkt; das Verhältniß zeigt wie mit Fingern auf die Art und Weise hin, wie sich die augenlosen Arten gebildet haben mögen. Ich will nur einige auffallende Beispiele erwähnen, da es doch unmöglich wäre, in diesen Blätter auf die Einzelheiten einzugehen, umsomehr, als man schon einige hundert Arten von Grottenthieren kennt.

Die Käfer haben wohl das ansehnlichste Contingent geliefert. Man trifft sie begreiflicher Weise nur in solchen Höhlen, in welchen modernde Pflanzen- und Thierstoffe sich befinden, denn von kalkhaltigem Wasser allein kann kein Thier leben.

So giebt es unter den deutschen Laufkäfern (Carabiden), denen unser schöner, großer, goldgrünglänzender Gartenkäfer angehört, eine kleine Gruppe von Käferchen, bei welchen das Männchen an den Vorderfüßen zwei erweiterte, dreieckige oder herzförmige Glieder besitzt, die auf der Unterseite mit kurzen, in Reihen gestellten Bürstchen versehen sind und offenbar zum Festhalten, namentlich bei dem Begattungsacte dienen. Eine Gattung dieser Gruppe, Trechus, zählt in Deutschland etwa zwanzig Arten, von welchen die größte etwa drei Linien lang wird; die Farben spielen vom Hellrostgelben durch Braun in das Schwarze; wenn auch einige Arten in der Ebene leben, so finden sich doch die meisten in den östlichen Alpen unter Steinen und abgefallenem Laube. In den Höhlen leben dieselben Käferchen, da sie aber keine Spur von Augen besitzen, so hat man eine eigene Gattung unter dem Namen Anophthalmus (augenlos) für sie gebildet und bis jetzt wenigstens fünf Arten unterschieden, die alle hellrostgelb, niemals braun oder schwarz gefärbt sind und von welchen die größte vier Linien Länge erreicht. Kein anderes Merkmal unterscheidet diese Höhlenkäfer von ihren nächsten Verwandten — hätten sie Augen, so würde man sie ohne Weiteres zur Gattung Trechus zählen und in dieser einreihen. Auch die Lebensart hat sich nicht geändert — sie kriechen unter den Steinen des Bodens umher, suchen dort ihre Nahrung und klettern nur zuweilen an den feuchten Tropfsteinsäulen herum, an welchen die gallertartigen Algen ihnen ebenfalls zur Nahrung dienen mögen. — Die Aaskäfer (Sylphida) bilden eine allgemein bekannte Gruppe und der schwarze Aaskäfer, dessen Larven zuweilen die Runkelrübenpflanzen übel mitnehmen, mit dem aufgebogenen Rande seiner Flügeldecken und seines Halsschildes, unter welchem sich der kleine Kopf birgt, ist wohl schon einem Jeden aufgestoßen. Die meisten zeigen lebhafte Bewegungen, selbst im Larvenzustande, laufen unstät auf der Suche herum — alle nähren sich von faulenden Stoffen, Leichen, Mist, zersetzten Pflanzensäften — sie versehen in der Insectenwelt etwa dasselbe Geschäft, welches die Aasgeier in der höheren Thierwelt besorgen, wobei sie frei-

lich weit mehr Concurrenten haben. In Deutschland allein kennt man etwa dreißig Arten einer Gattung Catops, die zu dieser Familie gehört. Alle Arten sind klein, keine erreicht drei Linien Länge, die meisten schwarz, einige braun; sie leben unter Moos, Laub und Steinen, einige sogar in Ameisennestern. Eine nur durch sehr unbedeutende Charaktere verschiedene Gattung, Adelops, lebt in den Höhlen, zuweilen in großen Gesellschaften unter den Steinen, beim Fledermauskoth, rennt auf der Suche herum — die Arten sind alle rostbraun, niemals schwarz; die Männchen haben nur vier, statt fünf Glieder an den Vorderfüßen. Denselben Charakter zeigt eine andere Höhlensilpha, Leptoderes, deren sehr langes, dünnes und walzenförmiges Halsschild sie vor den übrigen Gattungen auszeichnet. Diese Gattung aber bewegt sich nur langsam, gemessen, als fürchte sie für ihren zarten weichen Körper. — Unter den zahllosen Kurzflüglern (Staphylinida) giebt es eine artenreiche Gattung Lathrobium, die gern an feuchten Orten sich aufhält. Eine in Deutschland sehr seltene Art, L. spadiceum, mit großem, breitem Kopfe, der seitlich sogar das Halsschild ein wenig überragt, von brauner Farbe und fast vier Linien Länge, lebt auf der Oberfläche; ein ganz gleiches Thier, nur eine Linie länger, dessen Farbe etwas mehr in das Röthliche spielt, findet sich, wenn auch selten, in einigen Höhlen Krains — es hat aber statt des Auges einen ovalen, lichten Fleck hinter der Fühlerwurzel und deshalb hat man die Gattung Glyptomerus damit gebildet. — Unter den Rüsselkäfern, (Curculionida) ist eine der artenreichsten und häufigsten Gattungen, die fast nur schwarze und dunkelbraune Arten zeigt, Otiorhynchus, mit runden, seitlichen, vorragenden Augen — hätte der rostgelbe Troglorhynchus, der in den Höhlen lebt, Augen, so würde man trotz einiger kleiner Verschiedenheiten keinen Gattungsnamen für ihn geschaffen haben. Er hat keine Flügel; die meisten Höhlenkäfer haben zusammengewachsene Flügeldecken; ich glaube nicht, daß man jemals eine Art hat fliegen sehen.

Noch andere Familien der Käfer sind repräsentirt, aber überall zeigen sich ähnliche Erscheinungen: Augenlosigkeit, hellere Färbung, größere Weichheit des Körpers, Reduction der Flugwerkzeuge.

Augenlose Tausendfüße, Spinnen, Skorpionen und Asseln, die alle in der Umgegend auf der Oberfläche noch verwandte augentragende Arten zeigen, treiben neben den Käfern ihr Wesen; in den unterirdischen Gewässern schwimmen zahlreiche blinde Flohkrebse und in den Grotten von Obergurk und Campole sogar eine Garneele. Wer hat nicht schon Shrimps, wie sie die Engländer, oder Crevettes, wie sie die Franzosen nennen, zum Frühstücke verzehrt? Aber den Meisten geht es wie dem Feuilletonisten Jules Janin mit den Hummern, die er nur gekocht in rothem Kleide gesehen hatte, weshalb ihn seine lebhafte Einbildungskraft verleitete, zu erzählen, er habe von dem Hafendamm bei Havre „die rothen Cardinäle des Meeres auf dem Grunde umherspazieren sehen.“ Einem Freunde von mir ging es ähnlich, als er bei St. Malo in einem Tümpel die erste lebende Crevette fing. Er wollte nicht glauben, daß dies prächtig glashelle, durchsichtige Thier mit den schöngefärbten durchsichtigen Streifen und den mannigfaltigen Anhängen, die es spielend bewegte, eins sei mit der gelbrothen gekochten Garneele, die er mit Panzer und Anhängen verspeiste. Eine kleine Art dieser Familie kommt auch in den süßen Gewässern des südlichen Alpenabhanges, der Provence und Spaniens vor, während alle Uebrigen im Meere leben — und in den genannten Grotten lebt die nächste blinde Verwandte dieser Süßwasserart, Troglocaris Schmidtii! Die Garneelen haben große, zusammengesetzte Augen, die auf langen, beweglichen Stielen stehen, ähnlich wie bei den Krebsen — nach Dr. Joseph in Breslau, der die Höhlen Krains mit großer Sorgfalt untersucht hat, besitzt die blinde Grottengarneele zwei „rundliche, bewegliche Augenstummel, welche aus dichtem Binde- und Fettgewebe mit einem dicken Chitinhautüberzuge bestehen, aber keine Spur lichtbrechender Medien der Augen der verwandten Krebsarten enthalten.“

Gerade diese Thatsache aber ist eine der merkwürdigsten.

Betrachtet man die Entwicklung des Auges, wie sie bei den Gliederthieren sich entweder bei dem Embryo vom ersten Anfange an zeigt, oder wie sie von niederen zu höheren Formen sich ausbildet, so erscheint zuerst ein Häutchen von Farbstoff,

meist dunkelbraunroth, das gewissermaßen nur die Stelle anzeigt, wo ein Auge gebildet werden soll. Dann wird eine Verbindung zwischen diesem gefärbten Flecke und dem centralen Nervensysteme hergestellt und dieser, in dem Nerven gegebene Leitungsaparat des Lichtes wird an seinem äußeren Ende ein stäbchenartiges, stark lichtbrechendes Gebilde, ein sogenanntes Krystallstäbchen, welches beide Functionen besitzt, die im Auge des Wirbelthieres auf verschiedene Organe übertragen sind — die Lichtbrechung, welche im Menschenauge hauptsächlich der Hornhaut und der Linse, sowie den Augenflüssigkeiten anheimfällt, an seinem peripherischen der Haut zugewandten Theile, die Leitung des Lichteindruckes, wozu im Menschenange die Netzhaut und der Sehnerv dienen, in seinem dem Nervensysteme zugewandten Theile. Der Farbstoff sammelt sich um das Krystallstäbchen herum scheidenartig an und läßt nur sein äußeres Ende frei. So ist ein einfaches Auge hergestellt. Die äußere Haut geht darüber weg, häufig ohne Veränderung — meist aber wird sie durchsichtiger und wölbt oder vertieft sich schüsselförmig an der Stelle, wo das peripherische Ende des Krystallstäbchens sich an sie anlegt. Nun stellen sich mehr und mehr Krystallstäbchen zu einem Haufen zusammen — in Form einer Halbkugel, die breiten Enden nach außen, die spitzen in einen feinen Nervenfaden auslaufenden nach innen — das wundervolle zusammengesetzte Auge der Insecten und höheren Krustenthiere mit Tausenden von Facetten, Tausenden von Krystallstäbchen, das bei Libellen, Bremsen u. s. w. in so prachtvollen Farben spielt, hat seine höchste Stufe erreicht. Dies Auge aber sitzt unbeweglich im Kopfe fest; nur bei den höheren Krustenthieren, den Krebsen und Krabben, die das zoologische System auch mit dem Namen der Stielaugen (Podophthalmata) bezeichnet, entwickelt sich ein beweglicher Stiel für dasselbe, der bei manchen selbst sehr lang werden kann, seine eigenen Muskeln und eine große Beweglichkeit besitzt, häufig selbst in eine schützende Rinne am Vordertheile des Körpers zurückgeschlagen werden kann. Beobachtet man z. B. jene kleinen Taschenkrebse, die an manchem Meeresstrande in Schaaren wimmeln und sich beim Herannahen blitzschnell in den Sand rücklings einwühlen, so sieht man leicht, wie sie die Augenstiele starr nach dem Punkte richten, von welchem ihnen Gefahr zu drohen scheint.

Diese beweglichen Augenstiele sind also die letzte und höchste Ausbildung des Krebsauges und alle Garneelen besitzen sie.

Wenn es aber nun Garneelen giebt, welche diese Stiele besitzen, aber keine Augen darauf, so ist es einleuchtend, daß hier nur von einer Rückbildung der Sehorgane die Rede sein kann. Die Augen, welche auf diesen nun ganz zwecklos und überflüssig gewordenen Stielen saßen, müssen geschwunden sein, nach und nach, weil das Organ in den dunkeln Räumen, welche die Thiere bewohnen, keine Verwendung mehr fand. Ich bin überzeugt, daß man bei dem Studium der Entwicklung dieser blinden Garneele, der Troglocaris, finden würde, daß der Embryo im Eie, vielleicht sogar die junge Larve, welche aus dem Eie hervorgeschlüpft, noch ebenso wohlgebildete Augen besitzen, wie Embryonen und Larven der frei in den Gewässern der Oberfläche am Lichte lebenden Garneelen; daß aber diese Höhlengarneelen bei ihrer späteren Ausbildung den gesammten zur Auffassung des Lichtes dienenden Apparat ablegen und nur als Zeugniß von dessen ursprünglicher Anlage die beweglichen Stiele noch behalten. — Ganz dieselben Schlußfolgerungen lassen sich z. B. an den augenlosen Kurzflügler anknüpfen. Er hat an der Stelle der Augen einen hellen Fleck. Die Modification der Haut, welche der Existenz eines Auges entsprach, ist noch vorhanden; das Auge selbst ist verschwunden. Bei den anderen Käfern, wo man gar keine Modification an der Augenstelle entdeckt, ist die Rückbildung noch weiter gegangen.

Es findet hier also dieselbe rückschreitende Metamorphose der Augen statt, die man bei so vielen Schmarotzerkrebsen z. B. beobachtet. Die Jungen schwimmen frei im Wasser umher — sie haben wohl ausgebildete Augen. Aber nun heften sie sich an, bohren sich sogar in ihr Wohnthier ein, verbringen ihr ganzes übriges Leben in dunklen, dem Lichte unzugänglichen Räumen und Gängen — das überflüssig gewordene Auge schwindet und der erwachsene Schmarotzer zeigt keine Spur davon.

Hält man hiermit noch die ferneren Thatsachen zusammen, daß die meisten dieser Höhlenbewohner entweder gar keine

oder nur sehr geringe sonstige Abweichungen von verwandten Arten zeigen, die in denselben Gegenden leben; daß die ihnen verwandten Arten selbst an der Oberfläche dunkle Räume aufsuchen, sich unter Steinen, Moos und Moder vergraben und verstecken, so muß man nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß die Verschiedenheiten, welche die Höhlenbewohner zeigen, nur erworbene sind — erworben im Laufe der Generationen durch Anpassung an den Aufenthaltsort in den Grotten. Diese Anophthalmusarten sind wirkliche Trechus, die den Ritzen und Spalten der Felsen folgend, in die Höhlen gelangt sind und dort reichliche Nahrung, Schutz vor Verfolgern, kurz alle Bedingungen einer ihnen zukommenden Existenz gefunden haben. Der Wohnort hat seinen Einfluß geübt; das Auge, ohne Verwendung, ist allmälig verkümmert und geschwunden; die Flügel sind nach und nach abhanden gekommen; der Körper ist weicher geworden; die Farbe heller — denn das Licht ist es, welches der Farbe ruft und sie sättigt!

Wer wollte oder könnte solchen Thatsachen gegenüber noch die Ansicht vertheidigen, daß diese Höhlenbewohner von einer bewußten Schöpferkraft nach einem bestimmten Plane zu dem Zwecke der Bevölkerung der Dunkelräume geschaffen worden seien? Wozu denn die zwecklosen Augenstummel der Garneele, der augenlose Augenfleck des Kurzflüglers? Wie dann erklären die innige Verwandtschaft mit Oberflächebewohnern so verschiedener Klassen, Familien und Arten? Man halte dieser Schöpfung von Höhlenbewohnern die so natürliche Verkettung von Ursachen und Wirkungen entgegen, wie sie in den Abstufungen der Ausbildung der Höhlencharaktere sonst so verschiedener Organismen sich zeigt — der Schluß wird nicht zweifelhaft sein!

Dr. H. Müller in Lippstadt sagt am Schlusse eines gehaltreichen Aufsatzes „Ueber die Lebensweise der augenlosen Käfer in den Krainer Höhlen", der im Jahre 1857 erschien: „Es wird Niemandem zweifelhaft sein, daß jene augenlosen Käfergattungen, deren nächste Verwandte sämmtlich mit Augen begabt sind, von der Natur ursprünglich an völlig dunkle Wohnsitze angewiesen sind. Dessen ungeachtet finden wir den Adelops montanus nicht nur im unterirdischen Dunkel der Luegger Grotte, sondern auch oberirdisch unter verwesendem Laub, ja ich sah ihn am Laibacher Schloßberg nach einem warmen Regen sogar in Mehrzahl über den feuchten Fußboden laufen, wo er also wohl gute Augen hätte brauchen können. Der Anophthalmus Schmidtii findet sich jetzt nicht nur im völligen Dunkel des Krimberges, so wie in der Ljubnik und Vranicora jama, sondern auch im Halbdunkel in dem erwähnten Raume im Schlosse Luegg. Ebenso wird Troglorhynchus auch oberirdisch angetroffen. Dagegen findet sich der mit Augen begabte, also ursprünglich für den Aufenthalt am Licht bestimmte Quedius fuliginosus jetzt in großer Häufigkeit in den völlig dunkeln Tropfsteingewölben des Seeler Hügels bei Gottschee, wo er ebensowenig Augen nöthig hat, als der neben ihm lebende blinde Anophthalmus Bilimeki. Diese Beispiele zeigen weit augenfälliger als irgend welche andere, daß durch die Fähigkeit des Organismus, sich fremden Verhältnissen zu accommodiren, eine Differenz zwischen Lebensweise und Organisation herbeigeführt wird; daß, während die der Species eigenthümliche Organisation sich unverändert von den Eltern auf die Kinder überträgt, die äußeren Lebensbedingungen und damit zugleich die Lebensfunctionen innerhalb gewisser Grenzen sich ändern können, ohne die Existenz der Art zu gefährden und ohne eine entsprechende Aenderung der Organisation herbeizuführen." Liest man das, so muß man sich doch wohl sagen, daß Thatsachen und Schlüsse hier in bedenklichem Widerstreiten liegen! Welche Rolle soll denn die Anpassung gespielt haben, wenn die Thiere von der Natur ursprünglich auf dunkle Höhlen angewiesen wurden?

Aber ich verlasse die niedere Thierwelt, um mich dem Fürsten dieser Höhlenthiere, dem Olm oder Proteus zuzuwenden. Nicht mit Unrecht nennen die slawischen Bewohner des Karstes diesen mit Kiemen versehenen Wassersalamander mit einem Worte, das so viel als „Menschenfisch" bedeutet. Die Farbe des ganzen Thieres ist in der That, so lange es in seinen Grotten lebt oder an dunkeln Orten im Wasser gehalten wird, vollkommen der zarten, etwas gelblich

gemischten Fleischfarbe eines kleinen Kindes gleich. Wird aber das Thier längere Zeit in Behältern oder Gefäßen gehalten, wo geringes Licht hinzukommt oder wo man es öfter beobachtet, so wird die Farbe dunkler und kommt nach und nach zu einem in das Violette schimmernden Schiefergrau auf dem Rücken, während der Bauch die ursprüngliche Farbe beibehält und die Schnauze durch den Gegensatz fast weiß erscheint. Der Kopf ist länglich abgeplattet und quer abgestutzt, wie eine Gartenschaufel — der kleine Mund unter einer überhängenden Oberlippe verborgen. An dem breitern und dickern hintern Ende des Kopfes stehen drei Büschel von äußeren Kiemen an schlitzartigen Oeffnungen, die in die hintere Rachengegend führen. Keine Spur von Augen — erst bei genauerer Untersuchung sieht man an dem vordern Drittheile des Kopfes an einer kleinen Einbuchtung hinter der Schnautze zwei schwarze Pünktchen unter der Haut durchschimmern, die unverändert über diese Augenpunkte weggeht. Zieht man sie ab, so sieht man die winzigen Augäpfelchen, von der Größe des Kopfes einer feinen Karlsbader Insectennadel, frei im Zellgewebe liegen und kann den zarten Sehnerv auch ohne weitere Präparation bis zu der knöchernen Schädelkapsel nach rückwärts verfolgen. Dieses Auge hat keine Muskeln zur Bewegung, keine äußeren Hüllenorgane — die schwarze Aderhaut ist noch mit einem metallglänzenden Ueberzuge, einer sogenannten Tapete, auf der hinteren Erstreckung versehen. Dr. Joseph hat die Bemerkung gemacht, daß an einem in Spiritus aufbewahrten Exemplare aus der Planinagrotte, der nach Entfernung des Hautüberzuges bloßgelegte Augapfel nebst Sehnerv deutlich sichtbar war, während dagegen an einem ebenso aufbewahrten Exemplare aus der Magdalenengrotte keine Spur eines Auges aufgefunden werden konnte. Ich besitze etwa zwanzig Exemplare gerade aus letzterer Grotte — aber bei allen konnte ich das Auge erkennen; nur ist es in der That bald mehr bald minder mit schwarzer Farbe ausgezeichnet und nicht immer gleich an Größe. Es giebt ohne Zweifel Kakerlaken oder Albinos unter diesen Olmen und verschiedene Ausbildungsstufen ihrer verkümmerten Augen und ich bezweifle nicht im mindesten die Beobachtung des so genauen Forschers, der das seltene Glück hatte, einen ganz blinden Olm zu finden. Die Verkümmerung ist an diesem Exemplare zum gänzlichen Schwunde fortgeschritten.

Der Körper ist fast drehrund, walzenförmig, etwa viermal so lang als der Kopf. Unmittelbar hinter den Kiemen treten die kleinen, dreizehigen Vorderbeinchen hervor. Dreht man den Olm um, was er sich durchaus nicht gern gefallen läßt, so sieht man auf der Brustfläche durch Haut und Muskeln hindurch das Herz pulsiren und seine Blutwellen in die Kiemen schicken, die sich bei jedem Pulsschlage strecken und durch die Füllung röther werden. Am Ende des Leibes stehen die noch schmächtigeren Hinterbeinchen, welche nur zwei Zehen haben. Hinter denselben auf der Unterfläche der After, eine Längsspalte bildend, ähnlich wie bei unsern gewöhnlichen Wassersalamandern auf einem warzenartigen Vorsprunge angebracht. Der mächtige Schwanz, der etwa die Hälfte der Körperlänge hat, ist plattgedrückt und mit einer Hautflosse umsäumt.

Während das Thier im Trockenen nach wenigen Stunden abstirbt, zeigt es im Wasser eine merkwürdige Lebensfähigkeit. Ich erhielt meine erste Sendung von Johannes Schiebenick, Proteusfänger in Adelsberg, Haus Nr. 46, am 12. April 1870. Es waren sechzehn Stück in zwei enghalsigen Flaschen, deren Hals in dem durchbohrten Deckel der Kiste festgeklemmt und mit Leinwand zugebunden war, so daß Luft zutreten konnte. Die Kiste war leider sieben Tage unterwegs und da während der Reise einige recht warme Tage mit Frost abgewechselt hatten, so fürchtete ich für die ganze Sendung. Als wir die Flaschen öffneten, stank das trübe Wasser wie die Pest; die meisten Exemplare lagen aufgequollen an dem Boden; nur einige zeigten schwache Zuckungen. Alle wurden mehrmals in frisches Wasser gebracht, abgewaschen — nach einigen Stunden im Dunkeln hatten sich zehn erholt, die andern sechs blieben todt. Die Geretteten wurden in einen Brunnentrog gebracht, der in einem tiefen, kühlen Hofe steht und in den ein beständiger Strom aus der städtischen Wassermaschine fließt, welche aus der Rhone unmittelbar am Ausflusse des Sees gespeist wird. Ein senkrechtes

Abflußrohr erhält in diesem Troge eine beständige Tiefe von zwei Fuß Wasser. Eine große Tuffplatte wurde auf Steinen am Grunde so disponirt, daß die Olme sich darunter verkriechen konnten; außerdem ward der Trog mit einem Deckel verschlossen. Nach einigen Tagen fehlten einige Olme. Sollten sie gestohlen worden sein? Nach langem Hin- und Hersinnen kam man auf den Gedanken, sie möchten durch das Abflußrohr entschlüpft sein, das in ein unterirdisches Reservoir führte, in welches zugleich ein zwar selten benutztes Cloakenrohr mündet. Richtig! In dem mit stinkendem Moder angefüllten Loche fanden sich die zwei fehlenden Olme, anscheinend ganz munter und guter Dinge. Man schloß nun die obere Oeffnung des Abflußrohres mit einem Drathnetze. Diese Erfahrung belehrte aber, daß die Olme, die bei Oeffnung des Deckels stets unter den Steinen verkrochen waren, im Dunkeln ihr Gefängniß nach allen Richtungen hin untersucht und sich an die Oberfläche erhoben hatten, um in die obere Oeffnung des Abflußrohres hineinschlüpfen zu können.

Die Thiere haben ohne Zweifel eine Empfindung von Licht und Dunkelheit — mehr werden ihnen die verkümmerten Augen, die noch obenein von der freilich durchscheinenden Körperhaut überzogen sind, wohl nicht gewähren können. Sobald man das Behältniß öffnet, schlüpfen sie unter die Steine und knäueln sich wie Schlangen unter einander; zuweilen nur schwimmt eines mit lebhaften schlängelnden Bewegungen durch den Trog, um sich dann langsam, mit ausgespreizten Beinen, auf den Boden sinken zu lassen und weiter zu kriechen, wobei die Beine auch das Wenigste, die schlängelnden Körperbewegungen das Meiste thun. Der Geruchsinn ist offenbar bedeutend entwickelt; die Riechnerven sind groß und dick, die Nasenhöhlen als zwei längliche Schläuche von dunkler Farbe treten, sobald man die Haut der Schnauze abgezogen hat, stark hervor. Ebenso muß der Tastsinn der Schnauze sehr fein sein — denn sehr große Nervenstämme verzweigen sich in der Haut der Lippen und des Mundrandes. Nichtsdestoweniger rennen die Olme, wenn sie lebhaft durch das Wasser schießen, oft ganz heftig mit der Schnauze an die Wände des Troges an. Gegen die Kälte scheinen sie dagegen wenig empfindlich. Bei dem letzten kalten Winter war sechs Zoll dickes Eis auf dem Troge, in welchem sie sich befanden und nur die Stelle, wo der Wasserstrahl einfiel, war offen geblieben. Die Kälte war so plötzlich eingetreten, daß ich keine Maßregeln ergriffen hatte und mit Sicherheit darauf rechnete, meine ganze Colonie beim Aufthauen, nach fast drei Wochen, erfroren zu finden — aber sie waren so munter als vorher.

Wovon nährt sich der Olm? Das Maul ist klein, der Gaumen mit zwei Reihen kleiner Zähnchen besetzt, die Kiefer dagegen zahnlos. Der Darmkanal fast ganz gerade, der Magen wenig erweitert — offenbar ist also unser Molch auf thierische Nahrung angewiesen. Die mag er dann auch reichlich in den unterirdischen Gewässern finden. Professor Ehrenberg in Berlin hat den zähen Gallertschleim, mit welchem der Darm erfüllt ist, mikroskopisch auf das genaueste bei vier Olmen untersucht, und Fußborsten eines dem Regenwurme ähnlichen Wurmes, Bruchstücke von Panzern der unterirdischen Garneelen und Flohkrebse, von Mücken- und Fliegenlarven, neben mehr als sechzig mikroskopischen Organismen, meist kieselschaligen Pflänzchen, darin gefunden. Nun, diese letzteren mögen theils zufällig, theils durch die gröbere Nahrung in den Olm gekommen sein, indem sie von den kleinen Larven und Krebsen gefressen worden waren und aus dem Darme derselben durch die Verdauung im Olme befreit wurden, so daß dieser wesentlich von Würmern, Krebschen und Insectenlarven lebt. Ich hatte meinen Olmen zur Gesellschaft kleine Fischchen, besonders Ellritzen (Phoxinus) beigegeben und setzte von Zeit zu Zeit eine Anzahl von Flohkrebsen (Gammarus), die dem blinden Flohkrebse der Grotten ähnlich sind, in das Wasser, wo sie sich schnell unter den Steinen verkrochen. Ich habe nie einen Olm fressen sehen; sobald man Licht einließ, kümmerten sie sich wenig um Fische und Flohkrebse, die sich zwischen ihnen herumtummelten. Aber in der Dunkelheit muß es sich anders verhalten haben, denn die Flohkrebse verschwanden schnell und auch die Ellritzen schienen abzunehmen. Eines Morgens fand man einen todten Olm. Da schon einige verunglückt waren — mein größtes über einen Fuß langes

Exemplar hatte sich, wahrscheinlich durch ein Zusammenrutschen der Steine, das Genick gebrochen — und ich gerade keine Zeit zu weiterer Untersuchung hatte, so wurde es in Weingeist geworfen. Als ich später das Exemplar zu einer anatomischen Präparation verwenden wollte, fand ich, daß es offenbar an einer Ellritze erstickt war. Der Magen war von einem halbverdauten Fischchen angefüllt und in dem Schlunde stak eine zweite Ellritze, deren Vorderkörper und Kopf den ganzen Rachen ausfüllte. Offenbar hatte dieser zweite, gierig erhaschte Fisch nicht hinabgeschluckt werden können und war so die Todesursache des Räubers gewesen. Gewiß aber deutet diese Beobachtung auch darauf hin, daß der Olm nur selten, dann aber mit Gier und viel auf einmal frißt und wenn er so flinke Fischlein, wie Ellritzen, in einem geräumigen Becken zu fangen versteht, so mag er in seiner Heimath um Nahrung nicht allzu besorgt sein. Jedenfalls kann man also auch Olme in großen Behältern, die man mit kleinen Fischen, Flohkrebsen, Wasserasseln und Insectenlarven besetzt, leicht füttern und auferziehen — vorausgesetzt, daß man ihnen Dunkelheit und Ruhe gönnt. Dagegen kann das Thier auch gewiß, wie alle andern Amphibien, sehr lange ohne Nahrung ausdauern. Ein größeres Aquarium mit einem Dunkelkasten, wie das Berliner, braucht also wohl um Ernährung der Thiere nicht in Sorge zu sein.

Auch um ihr Athmen nicht. Zwar haben alle Beobachter die Bemerkung gemacht, daß die schön hellrothen und baumartig verzweigten Kiemen, welche die den Grotten entnommenen Thiere zeigen, nach und nach blasser werden und einschrumpfen, so daß endlich nur kurze, vollkommen blutleere Stummel vorhanden sind. Vielleicht mag dies mit der Einwirkung des Lichtes, dem die gefangene Olme doch immer abwechselnd ausgesetzt werden, zusammenhängen. Aber nun kommen sie häufig an die Oberfläche, schlucken Luft ein und lassen dieselbe wieder aus dem Maule austreten. Oeffnet man einen Olm, so sieht man zuweilen die häutige Stimmlade, die sich mit einer kleinen Spalte in den Rachen am Anfange des Schlundes öffnet, prall mit Luft gefüllt — ebenso die beiden, fast kugligen Lungenbläschen, die an langen dünnen Luftröhren hängen und erst im hinteren Drittheile der Leibeshöhle sich aufblähen. Vielleicht könnte man diese Luftathmung durch Lungen ohne Beihülfe der Kiemen für ein Anzeichen halten, daß der Molch gänzlich zu derselben sich bekennen werde und daß damit auch weitere Umwandlungen zu einem Landthiere eingeleitet würden — allein bis jetzt hat noch Niemand Derartiges beobachtet.

Von der Fortpflanzung wissen wir gar nichts. Durch alle Bücher läuft eine Erzählung von einem Bauer, bei dem ein Olm drei kleine, lebendige Junge geboren haben soll, welche durch ein Versehen auf den Mist geworfen worden seien. Die Nebenumstände, welche dazu erzählt werden, machen es mir wahrscheinlich, daß die ganze Geschichte ein Erzeugniß der Einbildungskraft ist, das auf dem slowenischen Namen „Menschenfisch" fußt. Sie hört sich gerade so an, als wenn eine Hebeamme aus ihren Erfahrungen analoge Verhältnisse für den Olm construirt hätte. Die anatomische Untersuchung lehrt, daß es Männchen und Weibchen giebt, die äußerlich nicht unterschieden werden können. Auch zeigen die inneren Organe sehr verschiedene Zustände der Entwicklung, die darauf hinweisen, daß der Olm nur von Zeit zu Zeit, wahrscheinlich nur einmal im Jahre, wie die meisten seiner Verwandten, brünstig wird. Aber während ich selbst männliche Exemplare untersucht habe, die im Mai gestorben waren und deren innere Organe auf dem höchsten erreichbaren Stande der Ausbildung sich befanden, so hat man bis jetzt in allen secirten Weibchen nur äußerst kleine Eier gefunden, welche mit der Größe des Thieres in gar keinem Verhältnisse standen. Die größten Eier im Eierstocke, welche ich gesehen habe, sind gerade noch mit bloßem Auge zu erkennen; in der Bauchhöhle, in den Eileitern hat man noch nie Eier gefunden und doch müssen diese, wenn sie den Eierstock verlassen, von diesem aus durch die ganze Länge der Leibeshöhle wandern, denn die Oeffnungen der Eierstöcke befinden sich weit vorn in der Nähe des Herzens, die Eierstöcke selbst aber im letzten Drittel der Bauchhöhle. Ebensowenig hat jemals ein Anatom irgend eine Beobachtung gemacht, welche darauf hindeuten könnte, daß der Olm, ähnlich wie der Alpensalamander, lebendige Junge zur Welt bringe. Die Kleinheit der Eier würde freilich kein Hinderniß ihrer Reife sein —

der Aal pflanzt sich wahrscheinlich durch mikroskopisch kleine Eier fort — aber sie würde doch wohl in einigem Widerspruche mit der Fortpflanzung der übrigen Molche und Salamander stehen, die alle bedeutend größere Eier besitzen als die, welche man bei dem Olm bis jetzt beobachtet hat. So kann es denn zweifelhaft sein, ob man jemals wirklich fortpflanzungsfähige Weibchen beobachtet hat, während es andrerseits feststeht, daß die Größe nicht mit der Ausbildung der männlichen Fortpflanzungsorgane in Beziehung steht. Mein Riese, der in diesem Jahre im Februar das Genick brach, hatte weit weniger entwickelte Geschlechtstheile als ein nur halb so langes Männchen, das ich im Mai untersuchte.

Die Räthselfragen, welche uns der Olm aufgiebt, harren größtentheils noch der Lösung und man wird derselben nur nahe kommen entweder durch einen glücklichen Zufall oder durch fortgesetzte Beobachtung in Räumen, welche ihrem Wohnorte so viel als möglich nachgebildet sind. Brunnentröge und kleine Glaskästen mit steter Beunruhigung durch Licht sind gewiß nicht den Bedingungen entsprechend, welche der Olm an sein Leben stellt.

Ist das Thier eine Larve oder ein ausgebildetes Wesen? Vor einigen Jahren war die Beantwortung leicht. Ein fortpflanzungsfähiges Thier war ausgebildet — eine Larve konnte sich nicht fortpflanzen. Das war stehendes Axiom und danach gab auch Cuvier sein Urtheil über den bekannten Axolotl aus den mexikanischen Seen ab. Das Thier, das jetzt überall in Europa bekannt und fast in allen Aquarien gezüchtet ist, gleicht in allen Stücken so sehr einer kiementragenden Larve des gewöhnlichen Erdsalamanders, daß alle Zoologen sie nothwendig für eine solche halten mußten. Cuvier war ebenfalls dieser Meinung, — aber, nachdem er von Humboldt mitgebrachte Axolotl anatomirt und sie vollkommen geschlechtsreif und fortpflanzungsfähig gefunden, nachdem er außerdem gehört hatte, daß der Axolotl niemals seine Kiemen verliere, betrachtete er ihn als ein selbständiges Wesen und führte ihn als solches in seinen Werken neben den andern kiementragenden Molchen auf, zu welchen außer dem Olm noch einige in Amerika lebende Arten gehören.

Man brachte lebende Axolotl nach Paris. Sie pflanzten sich fort — ein Weibchen legte Eier an die Wasserpflanzen, welche in dem Becken sich befanden. Die Eier entwickelten sich zu jungen Axolotln, die im Laufe des Sommers fast die Größe ihrer Eltern erreichten. Man hat seit dieser Zeit (1865) Tausende, vielleicht hunderttausend Nachkommen gezüchtet — der Axolotl zeugt einen Axolotl und so geht es durch Generationen fort.

Nicht immer! Von den vielen Jungen, die erzogen wurden, verwandelten sich einige wenige. Vier anfangs in Paris, bis jetzt vielleicht ein Dutzend, denn auch an andern Orten geschah es ausnahmsweise. Die Kiemen schrumpften ein, verschwanden; die Kiemenspalten wuchsen zu und schlossen sich; die Hautflosse des platten Schwanzes verlor sich; der Schwanz wurde drehrund; auf der schwarz marmorirten Haut erschienen gelblich weiße Flecken; das Thier kroch aus dem Wasser auf das feuchte Land und war ein großer Erdsalamander, zu einer Gattung Ambystoma gehörend, von der man fast ein Dutzend in Mexiko und den südlichen Staaten Nordamerika's einheimische Arten kennt.

Der Axolotl ist also nun doch eine Larve, trotz seiner Fortpflanzung als solche durch Generationen. Vielleicht verwandelt sich in seinem Heimathlande nur eine Larve unter Tausenden — was thut es? Alle Eier haben das Recht, sich zu entwickeln, und doch giebt es Thiere, wo von hunderttausend Eiern vielleicht nur eines das Ziel dieser Entwicklung erreicht, während die andern zu Grunde gehen. So haben auch alle Axolotl das Recht, Erdsalamander zu werden — aber die wenigsten erreichen dieses Ziel; die andern bleiben auf der niederen Stufe stehen und pflanzen sich auf derselben fort.

Die Kiemenmolche sind durch diese Beobachtungen äußerst verdächtig geworden. Sie könnten wohl alle, der Olm wie die ihm ähnlich gebauten Thiere, welche größtentheils in den Vereinigten Staaten Nordamerika's sich finden, Larven sein, die sich zu höheren Typen entwickeln können.

Man streiche beim Axolotl in Gedanken jenes eine pro mille durch, das sich höher entwickelt und ein Erdsalamander wird — der Typus wird fortbestehen und sich durch alle kommenden Generationen als Larve fortpflanzen — eine factische Larve, welche

ein theoretisches Recht der Fortentwicklung hat, von welchem sie niemals Gebrauch macht.

Möglich, daß unser Olm eine solche Larve ist — möglich, daß nicht einer von tausend, sondern nur einer von zehn-, von hunderttausend, oder ein noch geringerer Bruchtheil, sich unter günstigen Verhältnissen einmal höher entwickelt! Möglich also, daß unser Olm die jetzt stehen bleibende und sich regelmäßig fortpflanzende Larve eines Molches ist, der auf der Oberfläche lebte. Das Thier zeigt ganz analoge Veränderungen mit denjenigen, welche die andern Höhlenthiere gewahren lassen. Das allmähliche Schwinden der Augen, die blasse Fleischfarbe, welche im Lichte dunkler wird und derjenigen der Kiemenmolche, welche im freien Wasser leben, sich nähert, deuten darauf hin, daß diese Charaktere durch den Höhlenaufenthalt erworben worden sind. Der Olm stammt also gewiß von einem dunkel gefärbten Thiere ab, das gut entwickelte Augen hatte; er stammt wahrscheinlich von einem Wasser- oder Erdsalamander ab, der als entwickeltes Thier keine Kiemen besaß.

Auch hierfür haben wir wenigstens Analogien. Mein verstorbener Freund Filippi, um den Italiens Wissenschaft noch lange trauern wird, fand in den piemontesischen Alpen große, mit Kiemen versehene Larven des Wassersalamanders der Hochgebirge (Triton alpestris), deren Fortpflanzungsorgane vollständig entwickelt waren. Eine Larve, die sich in der Regel zu einem vollständigen Thiere entwickelt, kann also unter Umständen von dieser Ausbildung zurückgehalten werden und dann ihre Fortpflanzungsorgane vervollständigen und sich wirklich fortpflanzen. Es sollte mich nicht wundern, wenn uns einmal Aehnliches vom Alpenfrosche berichtet würde. Man findet in den Tümpeln der Hochalpen häufig Kaulquappen von sehr verschiedener Größe — die einen eben aus den Eiern ausgeschlüpft, die andern an jenem Stadium angelangt, wo die Beine hervorbrechen und der Ruderschwanz der Kaulquappe verkümmert. Offenbar stammen diese letzteren aus dem vorigen Jahre und haben als Kaulquappen überwintert. Die Kürze des Sommers, der in der Höhe der Grimsel, wo ich dies Verhältniß öfter beobachtete, zuweilen nur zwei Monate dauert, erlaubte den Thieren nicht, ihren Entwicklungscyklus in einem Sommer durchzumachen, wie es in den Ebenen geschieht. Man kann sich leicht denken, daß eine Kaulquappe selbst bis in den dritten Sommer hinein fortgeschleppt würde, daß sie in diesem Falle ihre Fortpflanzungsorgane vollständig ausbildete, sich fortpflanzte, und daß auf diese Weise neben dem Froschcyklus ein Larvencyklus entstände, welcher, obgleich von demselben Thiere stammend, doch in seinem Endresultate sehr verschieden wäre.

Die Geschichte unseres Olm wird aber weit verwickelter als diejenige des Axolotl durch den Umstand, daß wir bis jetzt weder auf dem Karst, noch in der Umgebung ein auf der Oberfläche lebendes Thier kennen gelernt haben, mit welchem er in Beziehung zu bringen wäre. Existirte ein solches, es wäre gewiß bei der vielfachen Durchforschung schon aufgefunden worden. So aber kennen wir dort nur Frösche und Kröten, Erd- und Wassersalamander, mit deren Entwicklung wir vertraut sind, und von keiner dieser Arten läßt sich der Olm in irgend einer Weise ableiten. Es fehlen uns also hier ganz jene Momente der Ableitung, die sich bei den andern Höhlenthieren in so reicher Zahl bieten.

Indessen gehört der Karst seiner Fauna wie Flora nach zu dem Gebiete des Mittelmeeres. Er stellt ein Mischgebiet dar und manche südliche Typen haben seinen Sattel überschritten, um sich nach Norden auszudehnen. So darf es denn wohl erlaubt sein, sich in der gesammten Mittelmeerfauna nach Thieren umzuthun, mit welchen der Olm in nähere Verwandtschaft gebracht werden könnte.

Hier tritt uns dann der spanische Rippenmolch (Pleurodeles) entgegen. Das Thier wird einen Fuß lang, ist oben graubraun oder schmutzig grüngrau, auf dem Bauche gelblich — Flecken und Bänder verschiedener Farbe scheinen sehr zu wechseln. Es lebt fast nur in den tiefen Cisternen Andalusiens, aus denen es schwer erhältlich ist, hat etwa die Gestalt eines Erdsalamanders, aber keine Ohrdrüsen und einen langen, platten, mit schmalem Flossensaume umzogenen Schwanz und zeichnet sich durch die große Zahl seiner Rückenwirbel und vierzehn Paare von Rippenstummeln aus, welche so lang sind, daß ihre Spitzen an der Haut etwas hervor-

stehen. Die Augen haben wohl entwickelte Lider — eine starke Hautfalte am Halse zeigt den Schluß der früheren Kiemenspalten an. Die Kiefer sind zahnlos wie beim Olm; die Gaumenzähne etwas abweichend gestellt.

Der Olm hat ebenfalls eine bedeutende Wirbelzahl, einunddreißig im Ganzen, zwischen Kopf und Becken, während der Rippenmolch freilich in dieser Gegend nur sechzehn besitzt und die größere Wirbelzahl auf den langen Schwanz fällt. Aber der Olm hat ebenfalls Rudimente von Rippen, und zwar sechs Paare, die an dem dritten bis neunten Wirbel angeheftet sind und durch diesen Charakter, den er einzig mit dem Rippenmolche gemein hat, entfernt er sich von allen europäischen und mittelmeerischen Lurchen, Fröschen, Kröten und Salamandern ohne Ausnahme. Ist das nicht ein sehr bedeutsamer Fingerzeig? Wir wissen gar nichts weiter von dem Rippenmolche, als daß er existirt; wir kennen weder seine Lebensart, noch seine Fortpflanzung — wenn Vieles im Leben des Olm unklar ist, so ist vom Rippenmolche noch Alles unbekannt und die Hoffnung, die Brehm im fünften Bande seines Thierlebens ausspricht, daß es ihm vergönnt sein möge, durch Vermittlung seines in Spanien lebenden Bruders lebende Thiere dieser Art für das Berliner Aquarium zu erhalten, um sie dort beobachten zu können, scheint noch nicht in Erfüllung gegangen zu sein. Einstweilen können wir also nur darauf hinweisen, daß die einzige, sehr entfernte und geringfügige, auf Rippenrudimente und Bezahnung gestützte Verwandtschaft des Olm auf jenen Rippenmolch hinweist, der in den spanischen Cisternen ein bis jetzt den Naturforschern unzugänglich gebliebenes Leben führt.

Aber ich kann nicht unterlassen, hier noch auf weitere Beziehungen aufmerksam zu machen. Unsere heutige Schöpfung ist nicht in sich abgeschlossen, sie hängt durch ihre Wurzeln mit der Vorzeit zusammen. Unsere heutigen Thiere und Pflanzen stammen von ausgestorbenen Arten direct und unmittelbar ab. In einer der unsrigen vorhergegangenen geologischen Periode hing aber Europa unzweifelhaft mit Nordamerika, namentlich dem südlichen Theile desselben zusammen. Die Flora, welche in der Mollassenzeit die Alpengegenden von der Schweiz bis nach Oestreich hin bedeckte, hat die größte Aehnlichkeit mit derjenigen Flora, welche jetzt in den Südstaaten der Union sich findet. Aber die nächsten Verwandten des Olm: der Armmolch (Siren), der nur Vorderfüße und einen langen Schlangenleib besitzt, der Furchenmolch (Necturus oder Menobranchus), der einem Salamander ebenso ähnlich ist wie der Axolotl und die beide äußere Kiemen am Halse besitzen; die Aalmolche (Amphiuma) und die Hellbender (Menopoma oder Salamandrops), die keine äußeren Kiemen, dagegen noch eine offene Kiemenspalte am Halse zeigen — alle diese nächsten Verwandten bewohnen die Sümpfe, Teiche und Seen des nordamerikanischen Festlandes von dem mexikanischen Golfe bis zu den großen Seen der canadischen Grenze. Die meisten dieser Thiere haben ebenfalls Rippenrudimente, wie der Olm und der Rippenmolch; die Körpergestalt des Armmolches und des Aalmolches gleicht am meisten derjenigen des Olm; beide Gattungen haben auch sehr kleine, von der durchsichtigen Haut überzogene Augen ohne Lider. Alle diese Thiere müssen ebenso gut von Voreltern abstammen als der Olm, und die Verwandtschaft mit ihnen kann also wohl den Stammbaum unseres Olm in jene Zeiten zurückführen, wo Amerika noch mit Europa zusammenhing und in den östlichen Alpen üppige Sumpfwälder gediehen, deren Flora uns noch in so manchen Ablagerungen erhalten ist. Der Rippenmolch wäre dieser Ansicht nach die höchste Ausbildung eines Lurchstammes, dessen durch Höhlenbewohnung verkümmerte Verwandten wir in dem Olm und dessen Vettern, wie in den nordamerikanischen Kiemenlurchen, erkennen.

Jene Gegend also, die der Oekonom und der Tourist so schnell als möglich zu durcheilen streben, die für die meisten Reisenden nur ein Gegenstand des Schreckens oder des Bedauerns ist, bei deren Erwähnung nur man im Winter sich tiefer in seinen Pelz hüllt, ist eine der genußreichsten für den Naturforscher, der in Felsen und Grotten, über und unter der Erde Gelegenheiten zu Beobachtungen, Nachforschungen und Betrachtungen findet, wie sie kaum ein ähnlicher Landstrich in gleicher Fülle bieten könnte.

Der Torpedo.

Von
Friedrich Schödler.

„Da unten aber ist's fürchterlich.“

Zu den beliebtesten Visionen des Binnenländers gehört das Bild einer Seestadt, eines Seehafens für den transatlantischen Weltverkehr. Seine Phantasie belebt die so oft gelesenen Schilderungen und Scenerien. Das scheidende Schiff, umringt von Abschied nehmenden Boten, der Signalschuß, das Schwenken der Hüte und Tücher — der einlaufende Dampfer, der seine Bevölkerung in den Hafen ergießt, ein Gemisch, verschieden in Farbe und Sprache — alles das steht ihm so frisch und fröhlich vor der Seele, daß er sich nicht selten enttäuscht fühlt, wenn die wirkliche Erscheinung dem nicht so völlig entspricht, wenn z. B. die Spitzen der Dreimaster sich nicht in den Wolken verlieren, wie ja auch die Alpen manchem ihrer Besucher nicht hoch genug sind.

Glücklicher, wer mit einer weniger überschwänglichen Phantasie begabt, Sinn und Auge mitbringt auch für die kleineren Charakterzüge der besuchten Oertlichkeit, und in dieser Beziehung bietet allerdings die Seestadt eine Fülle anziehender Objecte. Da gewährt vor Allem der Fischmarkt dem Binnenländer ein ganz neues und überraschendes Schauspiel, insbesondere an den Küstenorten des Mittelmeeres, wo zur größeren Mannigfaltigkeit der Producte der Fischerei die bunte Tracht und die laute Lebhaftigkeit der Käufer und Verkäufer hinzukommt.

Nicht nur begegnen wir dort den sonderbarsten, fremdartigen Fischgestalten, den platten und klumpigen Schollen und Butten, den schlangenartigen Muränen, den rautenförmigen Rochen, den Brassen, Makrelen, Haien und riesigen Thunfischen u. a. m. — sondern wir finden da auch aufgehäuft die „frutti di mare“ oder „Früchte des Meeres,“ auf Reihen von Tischen, hinter welchen die Verkäufer mit aufgestülpten Hemdärmeln und nackten Beinen und der rothen Mütze, unter betäubendem Geschrei ihre Waare anpreisen.



Der Marmelroche (Torpedo marmorata).

Mit diesem treffenden Namen wird nämlich das Gewimmel von allerlei Meereserzeugnissen bezeichnet, deren Form uns ebenso neu ist als ihre Benennung und Verwendung. Da krabbeln durcheinander der Hummer des Mittelmeeres, die sogenannte Languste, die Squillen oder Heuschreckenkrebse, die Squinado's oder Meerspinnen, langbeinige, seitwärts marschierende Krabben, während in Körben und Netzen die verschiedenartigsten Muscheln und Schnecken, sowie stachlichte Meerigel

und gallertige Calmare oder Dintenfische der geringeren Volksklasse sich anbieten, die fast ohne Arbeit und Aufwand von den unerschöpflichen Vorräthen des Meeres ernährt wird.

Inmitten dieser ungewohnten Thiergestalten kann es sich dann wohl treffen, daß der Beschauer einer unförmlichen Masse begegnet, vier bis fünf Fuß lang, gegen drei Fuß breit, im Gewicht von fünfzig bis sechszig Pfunden und von gelblicher Farbe mit weißlichen und braunen Marmorflecken. Im Uebrigen erkennt er kaum That der Fall, denn der berührte Fisch ist — der Torpedo!

„Torpedo" heißt aber, wie uns das Lexikon belehrt, so viel wie „Lähmung." Es folgt nämlich bei den von allen elektrischen Fischen ertheilten Schlägen der ersten Erschütterung, die ein Zittern der Glieder veranlaßt, ein Zustand der Erschlaffung oder Lähmung, daher denn schon bei den Alten dem Fisch dieser Namen gegeben wurde, unter welchem wir ihn bei Plinius, Aelian und Cicero angeführt finden. Aristoteles nennt ihn „Narke," was ebenfalls



Apparat zur Vertheidigung des Hafens von Triest.

die Fischgestalt an diesem Thiere, das aus einem ungeheuren, flachrundlichen Kopf zu bestehen scheint, auf welchem vorn zwei große Augen stehen und an welchem ohne eigentlichen Leib ein kurzer Schwanz mit Flossen angefügt ist.

Angezogen von der sonderbaren Erscheinung tritt der Beobachter näher heran zu der unbeweglich da liegenden Masse — neugierig betastet er dieselbe und plötzlich empfängt er einen Schlag, der wie ein Blitz ihm durch den Körper geht und die Glieder in Zittern versetzt. Er hat ganz dasselbe Gefühl, als ob er einen elektrischen Schlag erhalten hätte, und dies ist in der Lähmung bedeutet. Die modernen Namen beziehen sich entweder auf die zitternde Erschütterung, welche der Schlag dieses Fisches verleiht, wonach er Tremola, Temblador, Zitterfisch oder Zitterrochen heißt, oder auf die nachfolgende krampfartige Lähmung, wie die Namen Torpille und Krampffisch andeuten. Noch sei des arabischen Namens „Raasch" gedacht, so viel wie „Blitz," während der Zitteraal Südamerika's in der ausdrucksvollen Sprache der Tamanacos „Arimna" heißt, d. i. „der die Bewegung raubt."

Die bei obiger Beschreibung angeführten Größeverhältnisse sind übrigens als Ma-

ximumzahlen zu betrachten, die selten beobachtet werden; häufiger bekommt man Exemplare von nur ein bis zwei Fuß Länge zu Gesicht. Wegen seiner gefleckten Zeichnung heißt der Beschriebene auch Marmelrochen, Torpedo marmorata, während man öfter der Abbildung des Augenrochen, Torpedo oculata, begegnet, also genannt, weil auf dem Rücken dieses rothbraun gefärbten Fisches eine Gruppe von meist fünf blauen Augenflecken steht, welche ein Fünfeck bilden. Er gleicht dem Erstgenannten hinsichtlich seiner Lebensweise, Eigenschaften und Häufigkeit des Vorkommens und man begreift beide unter dem gemeinsamen Namen des Zitterrochen oder Torpedo.

Wir finden den Torpedo nicht nur erwähnt in den Schriften der Alten, sondern auch abgebildet auf Vasen und dergleichen Gefäßen. Bezüglich ihrer Lebensweise ist zu bemerken, daß diese Fische sandige und schlammige Untiefen zu ihrem Aufenthalt erwählen, wo sie träge und scheu sich verkriechen, den sich nähernden Fischen aber so gewaltige Schläge austheilen, daß dieselben plötzlich gelähmt, ihnen zur Beute werden, wie uns dies der alte Conrad Gesner bereits im sechzehnten Jahrhundert anschaulich beschreibt, wie folgt:

„Wiewohl die Zitterfisch von Natur im schwimmen langsam und träg sind, so hat doch dieselbig natur jnen ein solche kunst und krafft verliehen, daß sie auch die allerschnellesten fisch zu jhrer speiß und Nahrung kriegen mögen, nemlich was sie berieret, daß solchs zu stund entschläfft, müd, lahm, und todt wirt. Aus der Ursach ligt sie auf dem grund zerthon als todt, bewegt sich nicht. Welche fisch oder sonst wurmb sie herymbschwimmen, die werden allsammen entschläfft, müd, unbeweglich vnd todt."

Bei Austheilung der Schläge, die ihm auch zur Vertheidigung gegen Raubfische dienen, bewegt der Torpedo seine Brustflossen krampfhaft. Er wird mit der Angel und dem Netz gefangen, doch nur gelegentlich, da sein Fleisch wenig geschätzt wird.

Außer dem Torpedo kannten die Alten bereits auch schon den im Nil vorkommenden kleinen Wels, der ebenfalls elektrische Schläge auszutheilen vermag und Zitterwels genannt wird.

Aber diese elektrischen Fische der alten Welt werden weit übertroffen an Kraft durch den in Flüssen von Südamerika vorkommenden Gymnotus oder Zitteraal, einen Fisch von acht bis zwölf Fuß Länge. Wir verdanken A. v. Humboldt eine ebenso anziehende als lebendige Beschreibung einer von ihm angestellten Jagd zum Fang solcher Aale, die im Stande sind, im Wasser das Leben von Menschen, von Pferden und Maulthieren zu gefährden, indem sie unter denselben hinschwimmend, der Länge nach einen Schlag ertheilen, der eine Lähmung bewirkt, wodurch der Betroffene untersinkt und ertrinkt.

Thiere, die einmal in den Bereich der Zitteraale gekommen waren, sind nur mit Gewalt wieder in das von ihnen bewohnte Gewässer hineinzutreiben.

Obgleich die genannten drei elektrischen Fische im System von einander entfernt stehen, so stimmen sie doch sämmtlich darin überein, daß sie der Schuppen entbehren, und mit einer dicken, schleimigen Haut bekleidet sind. In ihrem Innern findet man ein besonderes Organ, das zur Erzeugung der elektrischen Entladung dient und mit dem Nervensystem zusammenhängt. Es besteht aus einer großen Anzahl zelliger Gebilde, angefüllt mit zäher Flüssigkeit, und es wird uns keineswegs klar, wie hier eigentlich der elektrische Strom hervorgerufen wird, von dem wir gewohnt sind, daß er in unseren Zellen- und Trogapparaten durch die chemische Einwirkung auf Metalle entsteht. Man weiß jedoch, daß der elektrische Fisch die Elektricität willkürlich entwickelt, daß bei wiederholten Schlägen deren Stärke abnimmt, daß dieselbe sich durch Wasser verbreiten und auch durch andere Leiter, z. B. durch die nasse Angelschnur oder ein Netz bis in das Armgelenk des Fischenden sich fühlbar machen kann.

Durch eingehende Versuche ist die völlige Uebereinstimmung der thierischen Elektricität mit der durch unsere physikalischen Apparate erzeugten bestätigt; man hat durch dieselbe die Ablenkung der Magnetnadel, chemische Zersetzung, ja selbst elektrische Funken bewirkt. Es erscheint daher nicht auffällig, daß man von den elektrischen Fischen, denen schon im Alterthum wegen ihrer räthselhaften Kraftäußerung wunderthätige Wirkungen zugeschrieben wurden, medicinische Heilanwendung zu machen versuchte, insbesondere zu einer Zeit, wo die

Elektricität eine so hervorragende Rolle in den physiologischen Processen spielte, die sie nicht behauptet hat.

Fügen wir endlich noch in geographischer Hinsicht die Bemerkung hinzu, daß der Torpedo häufig ist im Mittelmeer und auch nicht selten im Atlantischen Ocean, während er in der Nordsee nur selten vorkommt und in der Ostsee fehlt, so haben wir alles wesentlich Mittheilenswerthe über denselben erschöpft und könnten unseren Bericht hiermit schließen, wenn wir nicht selbst empfänden, daß zu dem vielleicht schon vorhandenen Gefühl der Ungeduld bei den Lesern auch noch das der Unbefriedigung sich gesellt. Wie — so sehen wir auf dessen Lippen die Frage schweben — wie, dies sind die Torpedos oder Torpillen, von welchen wir bisher so oft und so viel gelesen haben, daß sie zur Sicherung der Häfen, Küsten und Flüsse gegen den Angriff gepanzerter Kriegsschiffe dienen, ja deren sich noch neuerdings die Commune zur Vernichtung der Versailler zu bedienen wenigstens den guten Willen hatte?

Das wäre nun freilich unserem Zitterrochen allzuviel zugemuthet, der sich übrigens zu rühmen vermag, daß von ihm gewiß in recht bezeichnender Weise der Namen übertragen wurde auf jene furchtbaren Vorrichtungen der Vertheidigung in der modernen Kriegskunst, die gleich dem Torpedo ihre Schläge aus der Tiefe der Gewässer entsenden, ja bei denen selbst die Elektricität eine mitwirkende Rolle spielt.

Betrachten wir einen jener eisernen Kolosse des Meeres — eine schwimmende Festung — ein Panzerschiff! Geschützt durch fußdicke Eisenplatten, getrieben durch eine Maschine von fünfhundert Pferdekraft, vertheidigt durch drehbare Thürme mit Geschossen, die tausendpfündige Bomben schleudern — so treibt das Ungeheuer einher, unaufhaltsam, unangreifbar, unbezwinglich. Wehe dagegen der Küste, der es selber sich nähert, wehe dem Hafen, mit seinen Handelsschiffen, seinen Werften und Niederlagen. Er wird von weittragenden Geschützen zerstört, bevor die Strandbatterien das Panzerschiff nur erreichen oder nur erheblich zu beschädigen vermögen. Näher und näher kommt das sichere Verderben, getragen von der beherrschten Welle.

Aber plötzlich schwankt das gewaltige Schiff. Aus der Meerestiefe bricht eine Wassersäule hervor, hebt und begräbt es, wieder herabstürzend in den geöffneten Schlund. Noch einige Secunden kräuselt die Woge über der Stelle, wo das drohende Ungeheuer versank, und Ruhe und Stille herrscht über den Gewässern.

Dies war das Werk des Torpedo!

Alt und längst zur Ausführung gekommen ist der Gedanke, durch unterirdische Sprengvorrichtungen, durch Minen die Annäherung an feste Plätze zu verhindern. Verhältnißmäßig leicht war die Anlage derselben. Eine Pulverladung, eingegraben und durch eine lange Lunte zu rechter Zeit entzündet, war Alles. Der einzige Fortschritt im Minenwesen besteht darin, daß die Lunte ersetzt wurde durch elektrischen Draht, der sicherer und auf größere Entfernungen die Entladung bewirkt, oder darin, daß andere, kräftiger wirkende Sprengmittel zur Ladung verwendet wurden.

Aehnliche Zerstörungswerke aus der Tiefe der Gewässer wirken zu lassen, daran konnte erst gedacht werden nach der Entdeckung neuer Zündstoffe und Sprengmittel. Es wird angegeben, daß zuerst im Krimmkrieg die Russen es waren, die den Hafen von Sebastopol nicht nur durch die Versenkung ihrer Linienschiffe, sondern auch durch submarine Explosionsvorrichtungen mit Erfolg geschützt haben.

Die eigentliche Entwicklung oder Ausbildung dieser modernen Kriegswerkzeuge datirt jedoch von dem amerikanischen Secessionskriege, in welchem die Südstaaten dieselben wesentlich vervollkommneten und zuerst unter dem Namen der Torpedos gegen die überlegene Flotte der Nordstaaten verwendeten. Und aus diesem Kriege ist auch das einzige Beispiel bekannt, daß ein Torpedo, entsprechend unserer Schilderung, ein großes Kriegsschiff in demselben hob und versenkte.

Der Torpedo besteht der Hauptsache nach aus einem vollkommen wasserdichten Behälter, in Form einer Flasche, Tonne oder eines Doppelkegels, ähnlich einer Boje, und wir halten es daher für unnöthig, der Phantasie des Lesers durch eine Abbildung zu Hülfe zu kommen. Dasselbe dient zur Aufnahme einer Ladung von zwei bis zwanzig Centnern Pulver oder noch kräftigerer

Sprengmittel, von welchen die Chemie neuerdings bereits eine ganze Musterkarte zur Verfügung gestellt hat, wie Schießbaumwolle, Nitroglycerin oder Sprengöl, pikrinsaures Kali, Dynamit oder Lithofracteur. Bezüglich der weiteren Einrichtung sind die Torpedo entweder selbstthätige oder sie müssen ähnlich wie die Minen entladen werden.

Der selbstthätige Torpedo darf nur so tief unter dem Wasserspiegel verankert werden, daß ein aus demselben hervorragender Stiel von dem darüberhinfahrenden Schiff gestreift werden kann. Hierdurch wird von selbst die Entzündung und Explosion bewirkt. Der Vorzug der selbstthätigen Torpedos besteht darin, daß sie ganz sich selbst überlassen, bei Tag, Nacht und Nebel ihre Wirkung thun. Dagegen vermindert sich ihre Gefährlichkeit, sobald sie bei einiger Tiefe des Wassers durch Schwimmer in der geeigneten Höhe gehalten werden müssen. Ihre Lage wird dadurch dem Feind bemerklich gemacht, der sie vermeiden, oder aufsuchen und unschädlich machen kann, wie dies von Seiten der Engländer vor Kronstadt geschehen ist. Aber die im letzten Kriege in der Ostsee gemachte Erfahrung lehrte, daß das Auslegen sebstthätiger Torpedos noch weitere Nachtheile mit sich führt. Werden dieselben zufällig von ihrer Verankerung losgerissen, oder gehen ihre Merkzeichen verloren, so gereichen sie leicht den eigenen Schiffen des Vertheidigers zum Verderben.

Dagegen können Torpedos, die vermittels Drähte durch den elektrischen Funken entladen werden, ohne Schwächung ihrer Wirkung in jede Tiefe gelegt und ohne alle Gefahr aufgesucht und wieder beseitigt werden. In diesem Falle ist allerdings die Aufstellung von Wachtposten erforderlich und es ist für diese ebenso anstrengend als schwierig, beständig Aussicht zu halten und insbesondere genau den Augenblick zu bestimmen, in dem das feindliche Schiff sich gerade über dem Torpedo befindet, damit sofort ein vom Lande ausgehender elektrischer Funke die Explosion bewirkt.

Höchst sinnreich ist die Einrichtung, welche im Jahre 1866 die Oesterreicher zur Vertheidigung des Hafens von Triest in dieser Hinsicht getroffen hatten.

Eine dreifach verschränkte bogenförmige Reihe von Torpedos umschirmte den Hafen, von welchen isolirte Leitungsdrähte nach einem hoch gelegenen Gebäude zusammenlaufen, das einen völlig freien Ueberblick über den Hafen und die See gewährt. Der Beobachter befindet sich in einer dunkeln Kammer, camera obscura, mit einer einzigen der See zugewendeten Oeffnung, in welche eine große Sammellinse eingesetzt ist, die das Bild des Hafens auf ein Prisma leitet, von dem es auf eine weiße Tischplatte geworfen und sichtbar wird. Auf letzterer bezeichnen drei Halbkreise von schwarzen Punkten mathematisch genau die Stellen, wo draußen vor dem Hafen die Torpedo's liegen. Jedem dieser Punkte entspricht ein Knopf eines nummerirten Tastenwerks, das mit den Leitungsdrähten in Verbindung steht. In dem Augenblick, wo das Bild eines von der See herankommenden feindlichen Schiffes einen dieser Punkte erreicht und deckt, braucht der Beobachter nur auf einen bestimmten Knopf zu drücken, um sofort den elektrischen Strom nach dem entsprechenden Torpedo zu leiten und denselben zu entladen.

Der Seesieg von Lissa verbot übrigens den Italienern jede Action gegen diese submarinen Batterien von Triest, die sich bei den deshalb angestellten Proben aufs zuverlässigste bewährt hatten.

Als neueste, der Torpedik, wenn wir so sagen dürfen, gestellte Aufgabe wird uns die Herstellung explodirender Vorrichtungen bezeichnet, die nicht an einer Stelle festliegen, die vielmehr unter Wasser dem feindlichen Schiffe zugesendet und bei dessen Erreichung entladen werden können.

So sehen wir, wie die Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, aus Optik, Elektrik und der Chemie aufgewendet, combinirt und dem Zerstörungswerk des Krieges dienstbar gemacht werden.

Heil dem Volke, das diese furchtbaren Naturkräfte nur zu Hülfe ruft, zur Wahrung seines Rechts und seiner Freiheit gegen feindlichen Angriff, — das nach errungenem Siege mit erneuter Lust zurückkehrt zur Pflege der Werke des Friedens!

Der Fettgehalt der Cerealien.

Von
August Vogel.



Wohl nur nach verhältnißmäßig geringen Mengen kommen in den Getreidearten Fette vor, aber dennoch gehören sie zu den Bestandtheilen, welche für die Natur der Cerealien nicht ganz ohne Einfluß sind. In früheren Untersuchungen hatte der Fettgehalt des Getreides wenige Berücksichtigung gefunden; man wußte zwar, daß aus den Getreidekörnern sowie aus dem Mehle ein butterartiges Fett durch Schwefeläther ausgezogen werden konnte. Aber es erging diesem Fette, wie vor Decennien den Aschenbestandtheilen der Pflanzen, welche man ja auch damals noch für eine zufällige Beimengung, — sogar für eine unwesentliche Verunreinigung des Pflanzenleibes hielt. Erst weit später wurden die Procente des im Getreide enthaltenen Fettes bestimmt und dessen Natur und Bedeutung erkannt. Nach von Bibra's Angaben wechselt die Menge des Fettes in den Getreidearten der einzelnen Standorte zwischen ein und sechs Procenten. Der Fettgehalt ist am größten in den Kleien. Da in der Kleie, wie man weiß, auch die Menge der stickstoffhaltigen Bestandtheile ungleich größer ist, als in den entsprechenden Mehlsorten, so darf man annehmen, der Fettgehalt des Getreides stehe im geraden Verhältnisse mit den stickstoffhaltigen Bestandtheilen, die Beziehungen aber, in welchen Fett- und Eiweißstoffe zu einander stehen, sind uns noch nicht hinreichend bekannt; welche Rolle sie wechselseitig beim Keimen, Maischen, bei der Gährung, insbesondere auch bei der Hefenbildung spielen, — diese und viele derartige praktische Fragen bleiben zur Zeit noch unbeantwortet. Sicher ist, daß der Getreidefettgehalt keineswegs als spurenweise zufällige Beimengung oder Verunreinigung zu betrachten sein dürfte, sondern daß derselbe vielmehr als der nicht unwesentliche Theil eines Ganzen der Natur dieser Körper angehörend auftritt.

Das Fett, welches deutlich wahrnehmbar im Biere und in der Bierhefe sich findet, stimmt seiner Natur und Zusammensetzung nach mit dem Fette der Gerste überein. Das Gerstenfett geht somit, ohne eine Veränderung zu erfahren, zum Theile in die Producte der Gährung über. Schon mehrmals ist bei Gährungen, namentlich von türkischem Weizen, eine Abscheidung von nicht unbedeutenden Mengen eines feinen Oeles von gelber Farbe, ohne Geruch und Geschmack, beobachtet worden. Die Erhebungen beim Auftreten dieser eigenthümlichen Erscheinung machen es wahrscheinlich, daß die Fettabscheidung mit der Temperatur der Maischflüssigkeit nahe zusammenhänge. Die Ausscheidung des Fettes beginnt bei + 66 Grad Reaumur und hört wieder auf, wenn die Temperatur auf + 60 Grad Reaumur zurückgeht. Es möchten hiernach Erscheinungen im Brauwesen, wie z. B. die trüben Würzen in Folge zu heißen Abmaischens und ebenso in der Brennerei Manches zu erklären sein.

Neuere Versuche über den Einfluß des Keimprocesses auf den Fettgehalt der Samen haben gezeigt, daß der Fettgehalt hierdurch in der Regel um ein sehr Geringes vermindert werde. Es ist daher wohl anzunehmen, daß das Fett der Samen an dem Vorgang des Keimens so gut wie gar keinen Antheil nehme. Der Fettgehalt der Samen ist nicht als ein absolut wesentlicher, die Natur dieser Körper bedingender Bestandtheil zu betrachten. Jedenfalls übt er auf die Keimkraft, welche dem Samen innewohnt, keinen entscheidenden Einfluß aus. Man kann einen Samen zum größten Theile von seinem Fettgehalte befreien, ohne daß dadurch dessen Keimvermögen wesentlich beeinträchtigt würde. Völlig unverändert nach Zeitdauer und Art der Keimung ergab sich der entfettete Kressensamen; verhältnißmäßig am meisten durch die Fettentziehung alterirt zeigte sich unter den Cerealien die Gerste.



Zerstreute Kapitel.

Von

Theodor Storm.

Kapitel I.

Nur Wenige mögen sich noch des Verfassers der Urhygiene entsinnen, insonders seiner so beherzigenswerthen Worte: „Was süß und was lieblich ist, das genießet; aber werfet von Euch mit hochsinnigem Abscheu das giftige Dampf- und Nieskraut!" Und doch ist wenigstens der erste Theil derselben seit lange Fleisch geworden; Denker, Dichter und Helden, Alles ißt jetzt Kuchen, ohne dadurch in den Verdacht der Originalität zu kommen oder sonst von der bürgerlichen Reputation etwas Merkliches einzubüßen. Die meisten Aelteren aber werden wissen, daß in unserer Jugend Solches für ganz unmännlich galt und lediglich den Frauen zugestanden wurde; und nicht zu leugnen ist es, daß sich unter den Kuchenessern der alten Zeit manche seltsame und auch wohl unheimliche Figuren befanden.

Zu den ersteren gehörte ein alter Familien-Onkel, den wir „Onkel Hahnekamm" nannten. Der feingeschnittene Kopf des sauberen alten Herrn wurde nämlich von einem wohlgepflegten Toupet gekrönt, das durch die glatt angekämmten Schläfenhaare nur noch mehr zum Ausdruck kam. Nie und nirgends wieder habe ich ein solches Toupet gesehen; aber es war auch der Stolz und die Wonne seines Besitzers. Jeden Abend vor dem Schlafengehen wurde es von ihm selbst — denn der arme Alte hatte an seinem Lebensabend keinen Diener mehr — mit Papilloten eingewickelt und dann die Nachtmütze behutsam darüber gezogen; die Frisirstunde selbst pflegte er bei verschlossenen Thüren und ohne Zeugen zu begehen. Aber wer vergäße nicht einmal, den Schlüssel umzudrehen? — Und so kam ich denn am Ende dahinter, weshalb, wie unsere Köchin behauptete, „der Pull" im Winter doch am schönsten sei. — Es war an einem Neujahrsmorgen, als ich wie herkömmlich den Großohm für den Abend auf „Karpfen und Fürtgen" einzuladen hatte; aber ich klopfte diesmal wiederholt an seine Thür, ohne das: „Herein!" der alten Stimme zu vernehmen. Als ich endlich dennoch zu öffnen wagte, erblickte ich ihn vor seinem großen Ofen in einer Stellung, die mich zuerst auf den Gedanken brachte, der gute Alte wolle durch einen Feuertod seinem Leben ein Ende machen; denn Kopf und Hals steckten völlig in dem heißen Ofenloch. Glücklicherweise, ehe ich einen Rettungsversuch begann, kam mir wie durch Eingebung der innere Zusammenhang der Dinge; ich schlich mich leise fort, um erst

nach einer halben Stunde wiederzukehren, wo das Toupet bereits wie ein silbergraues Sträußchen über der Stirn saß; und der gute Alte hat es nie erfahren, daß sein keuschestes Geheimniß von mir belauscht wurde. — Wer weiß! Jenes Toupet war vielleicht das Einzige, was er aus den Tagen seines Glanzes in sein einsames Greisenalter hinübergerettet hatte; er hatte es vielleicht in seinem Bräutigamsstande als allerneueste Mode aus Hamburg oder gar aus Paris mit heimgebracht; und es war nun das letzte sichtbare Zeichen, das ihn, wenn er in voller Toilette vor dem Spiegel stand, noch an die verstorbene Tante erinnerte, die ich in meiner frühesten Kindheit mit gelben falschen Locken und kupfrigen Wangen auf dem Sopha hatte sitzen sehen, von der aber die Großmutter sagte, daß sie einst eine große Schönheit gewesen sei.

Am Abend trat er dann in seinem olivenbraunen Ueberrock mit feingefälteltem Jabot in die Gesellschaft. L'Hombre spielte er nicht mehr, er hatte nichts mehr zu verspielen; er saß nur als ein bescheidener und wenig beachteter Zuschauer bald bei dieser bald bei jener Spielpartie. Dafür aber fand er denn auch Gelegenheit, in dem letzten halben Stündchen vor dem Abendessen, wo die Hausfrauen in der Küche ihre Saucen zu revidiren pflegen, in das noch einsame Tafelzimmer hinüberzugehen und ungestört die zu erwartenden Genüsse vorzukosten. Nicht zu leugnen ist es, daß dabei hier ein Törtchen, dort eine Traubenrosine aus den Krystallschaalen verschwand. Indeß, der Onkel war einer von den harmlosen Kuchenessern; die Törtchen und Rosinen gehörten zu den wenigen Veilchen, die ihm zuletzt noch an seinem Wege blühten, und er befolgte nur die Mahnung des alten Liedes, sie nicht ungepflückt zu lassen.

Eine ganz andere Figur war der Herr Rathsverwandte Quanzfelder. — Noch sehe ich ihn, wie er unserm Hause gegenüber aus seiner Thür zu treten pflegte; im mausgrauen Rock, den rothbaumwollenen Regenschirm unter dem Arm. Trotz seiner knochigen Gestalt machte er mir immer den Eindruck einer alten Mamsell. Denn seine Bewegungen waren klein und seine Stimme dünn und gläsern gleich der eines Verschnittenen; dabei hingen ihm in dem runzligen zusammengedrückten Gesichte die Augenlieder wie Säckchen über den kleinen Augen. Wenn er vor einer Dame den Hut zog, so krächzte er fein: „Gud'n Dag, gud'n Dag, Madam!" wie ein heiserer Vogel; und seltsam war es anzusehen, wie er dann mit gespreizten Fingern und tactmäßig hin und her bewegten Armen seinen Weg fortsetzte.

Von dem intimeren Gebahren des Mannes weiß ich aus eigener Erfahrung nichts zu berichten; aber unsere Tante Laura, in deren elterlichem Hause er aus und ein ging, hat mir gründlichen Bescheid gegeben, da ich mich neulich nach diesem weiland „Hausfreunde" bei ihr erkundigte.

„Hmm, Vetter!" begann sie — und sah mich dabei mit äußerstem Behagen an, wie immer, wenn wir auf unsere alte Stadt zu reden kommen. — „Er kam allerdings mitunter zu uns; aber unser Hausfreund ist er nicht gewesen. — Mein Vater hatte, wie Sie wissen, einen Kram mit Galanterie- und Eisenwaaren; aus dem auch Herr Quanzfelder seinen kleinen Bedarf, und zwar auf Rechnung, zu nehmen beliebte; sobald aber sein Conto nur zu ein paar Mark aufgelaufen war," — und Tante Laura nahm die verbindlichste Miene an und fiel für einen Augenblick in ihr geliebtes Platt — „so wurr en Grötniß bestellt, „Herr Rathsverwandter keem van Namiddag Klock dree, um de Räken to betalen." — Nebenan bei meinem Onkel, aus dessen Laden er seine Ellenwaaren kaufte, bedeutete das eine Anmeldung zum Kaffee, bei uns auf Thee und Pfeffernüsse.

„Der Mann übte einen seltsamen Bann auf mich aus, so daß ich ihn immerfort betrachten mußte, und doch bekam ich allzeit einen Schreck, wenn ich seine Krähstimme von draußen vor dem Laden hörte, besonders aber, wenn er nun in der Stube mit altjüngferlicher Zierlichkeit seine knochigen Hände ausstreckte, um sich die wildledernen Handschuhe abzuziehen, und darauf Hut und Schirm so seltsam hastig in die Ecke stellte.

„Es war mir damals ganz unzweifelhaft, daß es der Geruch der Pfeffernüsse sei, wodurch er in diese Unruhe versetzt wurde. Kaum, daß noch die rothe Perrücke mit beiden Händen platt gedrückt war, so saß er in seinem mausgrauen Rock auch schon unter dem Fenster am Theetische. — Ich

höre ihn noch sein „Danke, danke, Madam!“ krähen, wenn meine Mutter ihm das Backwerk präsentirte. Er nahm dann mit der einen Hand eine Pfeffernuß, zugleich mit der andern aber auch den ganzen Teller und schob ihn neben sich unter das Blumenbrett auf die Fensterbank.

„Gesprochen wurde nicht viel; man hörte meistens nur das Klirren der Theelöffel und das Scharren des Kuchentellers, der unter dem Blumenbrett aus und ein geschoben wurde und unter der pflichtschuldigen Nöthigung meiner Mutter sich allmälig leerte. Zuweilen geschah das Abbeißen auch nur scheinbar und die Pfeffernuß verschwand in dem weiten Rockärmel, worauf dann plötzlich der Herr Rathsverwandte das Bedürfniß empfand, sich die Nase zu schneuzen. Das buntseidene Taschentuch wurde hinten aus der Rocktasche gezogen, und das Backwerk glitt bei dieser Gelegenheit hinein. Wir Kinder sahen dem Allen aufmerksam zu; sehnsüchtig nach der süßen Speise, von der heute für uns nichts abfiel. — Schließlich nach der dritten oder vierten Tasse stand Herr Rathsverwandter auf: „Dörf ick nu bidden um en bät Papier darum!“ Und mein Vater, der inmittelst rauchend im Zimmer auf und ab gegangen war, machte ihm eine Düte; Herr Quanzfelder schüttete den Rest der Pfeffernüsse hinein und steckte sie zu ihren Brüdern in die Schooßtasche; dann nahm er Hut und Schirm, krächzte noch ein paar Mal: „Adje, adje, Madam!“ und empfahl sich.

„Auch zu Fasten,“ — fuhr Tante Laura nach einer kleinen Pause in ihren Mittheilungen fort, — „machte er regelmäßig seine Visite; und wenn meine Mutter, wie nicht anders schicklich, dann die Anfrage that, ob Herr Rathsverwandter Appetit auf einen Heißewecken habe, — und Sie wissen, Vetter, wie butterig die am Fastnachtmontag sind! — so erbat er sich außerdem noch immer Butter und holländischen Käs' darauf, der alte Bösewicht!

„Seine größte Schandthat aber verübte er am Geburtstage meines jüngsten Bruders. — Der gute Junge hatte von seiner Tante ein Stück Kirschkuchen bekommen und saß seelenvergnügt damit auf seinem Kindersopha. Da — Gott verzeihe mir, Vetter; ich glaube, er hatte es im Geruch! — da tritt Quanzfelder herein: „Na, min lütje Jung, schall ick dat Stück Koken hemm?“ —

„Ob mein Bruder das für Scherz hielt, ich weiß es nicht; genug, er gab richtig seinen Kirschkuchen hin; Herr Rathsverwandter aber ging ungesäumt zu meinem Vater: „Dat lütje Jung hätt mi dat Stück Koken gäben; will'n Se mi dat en bäten inwickeln?“ — Und mein Vater verlor so die Fassung, daß er ihm auch noch einen Bogen schönes weißes Papier darum gab. „Danke, danke, min Leeve.“ Und fort ging Herr Rathsverwandter mitsammt dem Kirschkuchen; und ich sehe noch meinen Bruder mit seinem langen Gesicht auf dem Kindersopha sitzen.“

Tante Laura schwieg; sie hatte ihre Erinnerungen ausgeschüttet.

Ich selbst entsinne mich des Herrn Rathsverwandten besonders aus der Kirche, wo er seinen Stuhl neben dem unsrigen hatte, und wo er an keinem Sonntage fehlte. Eine breite Hornbrille auf der Nase, das aufgeschlagene Gesangbuch in der Hand, ließ er bei jedem Verse noch vor dem Cantor den Emsatz seiner scharfen Stimme hören. Kaum aber war nach Schluß des Gesanges der Propst auf die Kanzel getreten, so verfiel der Herr Rathsverwandte in seinen eigenen Zeitvertreib; legte zuerst den linken Arm auf den rechten, dann den rechten auf den linken, paßte sorgsam die Nähte der Aermelaufschläge an einander und maaß und verglich in immer neuen Lagen ihre beiderseitige Länge, begann dann ebenso mit den gelbledernen Stülpen seiner Stiefel, und fuhr in diesen stillen Unterhaltungen, denen ich zum unersetzlichen Schaden meiner Andacht stets wie unter dem Blick der Klapperschlange zusehen mußte, wechselsweise fort, bis er jedesmal noch vor dem Vaterunser fest entschlafen war. — So wie aber die Orgel wieder einsetzte, fuhr er mit einem Schnarcher in die Höhe, und, indem seine Hand mechanisch nach dem Gesangbuche griff, intonirte er unfehlbar das: „O Lamm Gottes,“ oder was sonst an der Nummertafel stehen mochte; und sein tremulirendes Falsett schwebte wieder wie eine flatternde Krähe über dem Gesange der Gemeinde. Wenn schon überall die Thüren der Kirchenstühle klappten, und unter dem Herausdrängen der Menge, hörte man noch immer den Discant des Herrn Rathsver-

wandten. Erst wenn die Orgel schwieg, klappte auch er sein Gesangbuch zu, stäubte sich mit seiner ausgespreizten Hand die Andacht aus den Rockaufschlägen und schritt dann eilig über den Markt in das Weinhaus zur großen Traube. — Hier bemächtigte er sich der neuesten Zeitung. Er las indessen nicht, er that nur desgleichen; in Wahrheit nahm er sie nur für seinen Freund, den Actuarius, in Beschlag; und wenn außer den anderen Sonntagsgästen auch dieser in die Gaststube getreten war, so verschwand er bald darauf und machte sich ein Scheingeschäft auf dem Hofe, wo immer eine Anzahl fetter Küken umherspazierte. — Und eine dunkle Sage ging, der Herr Rathsverwandte habe bei solcher Gelegenheit stets einigen der fettesten den Hals umgedreht und sie hinten in die unergründlichen Taschen seines grauen Rockes gleiten lassen; wobei die jungen Hähne mit doppelten Kämmen besonders in Gefahr gewesen sein sollen.

Ich glaube zwar nicht an diese Mordgeschichte; dennoch hat sie in meinem Kopfe sich immer seltsam mit der Erzählung von einer schönen blassen Frau verflochten, welche er lange vor meiner Geburt besessen haben sollte. In Bremen oder Lübeck — so hieß es — sei sie ihm wider ihren Willen bei Abschluß eines Handels angeheirathet worden, dann aber jung und kinderlos verstorben. Nach der Meinung Einiger hatte sie nur vor Angst und Widerwillen nicht länger leben können; während Andere von noch unheimlicheren Dingen munkelten. So viel ist gewiß, daß ich in meinen Knabenjahren die knochigen Hände des Herrn Rathsverwandten stets mit einer heimlichen Scheu betrachtet habe.

O, seliger Theodor Amadäus Hofmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde deiner Serapionsabende, auf daß ich dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnißvoll glühenden Farben würdest du durch deine allmächtigen Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!

Capitel X.

Einst waren große Eichenwälder an unserer Küste, und so dicht standen in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Ast zu Ast springen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupte nehmen müssen; so tief hing das Gezweig herab. In den Tagen des Hochsommers war unablässige Schattenkühle unter diesen Waldesdomen, die damals noch der Eber und der Luchs durchstreiften, indessen oben, nur von den Augen der revierenden Falken gesehen, ein Meer von Sonnenschein auf ihren Wipfeln fluthete.

Aber diese Wälder sind längst gefallen; nur mitunter gräbt man aus schwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine versteinte Wurzel, die uns Nachlebende ahnen läßt, wie mächtig einst im Kampfe mit den Nordweststürmen jene Laubkronen müssen gerauscht haben. Wenn wir jetzt auf unseren Deichen stehen, so blicken wir in die baumlose Ebene wie in eine Ewigkeit; und mit Recht sagte jene Halligbewohnerin, die von ihrem kleinen Eiland zum ersten Mal hierher kam: „Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!"

* * *

Und wie erquicklich die Luft auf diesen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich besser den Sonntagmorgen feiern können!

Schon hatte unten in den Kögen der erste warme Frühlingsregen die unabsehbaren Wiesenlandschaften grün gemacht; schon weideten wieder die unzähligen Rinder auf der Rasendecke, in welcher die Wassergräben zwischen den einzelnen „Fennen" wie Silberstreifen in der Morgensonne funkelten. Von hüben und drüben, abwechselnd und sich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhob sich Gebrüll und klang weit über die Ebene hinaus. Und wie lebendig die Staare waren, diese geflügelten Freunde der Rinder! In lärmendem Zuge kamen sie vom Koge herauf, schwenkten vor mir hin und wieder und fielen dann in dichtem Schwarm auf die Krone des Deiches nieder, um gleich darauf, hurtig um sich pickend, seewärts an der Böschung hinabzuspazieren.

Aber unten entlang dem Strome, der von der Stadt ins Meer hinausführt, schimmerte einladend die neue Strohbestickung, womit zum Schutze gegen die nagende Fluth der Saum des Strandes überzogen war. — Wie anmuthig es sich auf diesem sauberen Teppich wandelte! — Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müsse dieser Tag was unaussprechlich Holdes mir entgegenbringen. Kommt doch für Jeden die Zeit, wo auch die Gespenster des Glückes noch willkommen sind! — Und siehe! — während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das sie kurz in freien Locken trug, war noch so blond wie einst. — Es war deine Gestalt, Susanne, in der sie mir erschien; ich sah wieder dein junges fest umrissenes Gesichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich sah ich es!

Auf einem solchen Teppich an eben diesem Strande schritten wir auch damals neben einander. Deine geöffneten Lippen tranken die feuchte erquickende Luft; mitunter, wenn der weiche Südost aufwehte, griff deine Hand nach dem blauen Schleier und legte ihn zurück über das winzige Sommerhütchen. Dann warst du stehen geblieben und horchtest nach oben hinauf; deine jungen neugierigen Augen forschten in der durchsichtigen Luft. „Ich sehe nur eine einzige!" riefst du; „dort steigt sie eben in den Himmel!" Und jetzt vernahm auch ich es; so weit man horchen mochte, zur Höhe wie in die Ferne, der ganze Luftraum schien ein einziges unablässiges Lerchensingen. Die kleinen Sänger selbst aber entschwanden unseren Augen in der blendenden Fülle des Lichtes, das ihn durchströmte. — Und schweigend gingen wir weiter; die Welt war so still und klar und die Lerchen sangen immer fort; was hätten wir auch reden sollen!

Doch wir waren nicht allein. Die Frau Geheimräthin, Susannens Mutter, ist mir nicht weniger unvergeßlich; sie hatte an der Böschung des Deiches ihr Schnupftuch voll von Champignons gepflückt und wandelte nun wie lauter Erdgeruch an unserer Seite. Es war eine gar stattliche Dame, und selbst die kleinen Ungeheuer der Tiefe, die Seekrabben, schienen ihr den schuldigen Respect nicht zu verweigern. Sie waren heraufgekrochen, saßen am Rande des Wassers auf der Strohdecke und sonnten sich und drehten ihre knopfartigen Augen; wenn aber das Spiegelbild der Geheimräthin mit der ungeheuren lila Hutschleife über sie hinfiel, klappten sie grimmig mit den Scheren und schossen seitwärts in den Abgrund zurück. — — Nach einer Weile hatten wir ein kleines Schiff bestiegen; „Die Wohlfahrt" hieß es; der Name stand mit goldenen Buchstaben auf dem Spiegel eingegraben. Wir waren alle glücklich an Bord gelangt; nur daß die alte Dame doch einen zierlichen Schrei ausstieß, als ihre Champignons, die sie den „lieben Schiffer" zu verwahren bat, so ohne Umstände in den offenen Schiffsraum hinabflogen.

Und leise blähten sich die Segel und leise schwamm das Schiff; man hörte das Wasser vorn am Kiele gluksen. Nach einer Stunde hatten wir die nachbarliche große Insel hinter uns und trieben nun auf der breiten Meeresfluth. Eine Möwe schwebte über dem Wasser dicht an uns vorüber; ich sah, wie ihre gelben Augen in die Tiefe bohrten. „Rungholt!" rief der Schiffer, der eben das Segel umgelegt hatte.

Die Geheimräthin, die — ich weiß nicht durch welche Künste — ihren Champignonbeutel wieder in der Hand trug, blickte nach allen Seiten um sich. „Ich sehe nur den uferlosen Ocean!" sagte sie, indem sie ihr Augenglas einschlug und wieder in den Gürtel steckte. Der Schiffer, der mit beiden Armen über Bord lehnte, wandte sein wetterbraunes Gesicht der Dame zu; aber nachdem er sie wie in mitleidiger Verachtung einige Secunden gemustert hatte, starrte er wieder schweigend ins Meer hinaus.

„Sie müssen dorthin blicken," sagte ich, „wo nach Seneca's Ausspruch alle Erdendinge am sichersten verwahrt sind!"

„Und wo wäre das, mein Lieber?"

„In der Vergangenheit; — in diesem sicheren Lande liegt auch Rungholt. Einst zu König Abel's Zeiten und auch später noch, stand es oben im Sonnenlichte mit seinen stattlichen Giebelhäusern, seinen Thürmen und Mühlen. Auf allen Meeren schwammen die Schiffe von Rungholt und trugen die Schätze aller Welttheile in die

Heimath; wenn die Glocken zur Messe läuteten, füllten sich Markt und Straßen mit blonden Frauen und Mädchen, die in seidenen Gewändern in die Kirche rauschten; zur Zeit der Aequinoctialstürme, wenn die Männer von ihren Gelagen heimkehrten, stiegen sie vorerst noch einmal auf ihre hohen Deiche, hielten die Hände in den Taschen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinab: „Trotz nu, blanke Hans!“ Aber das rothwangige Heidenthum, das hier noch in uns allen spukt, —“

„Ich bitte, doch mich freundlich auszunehmen!“ schob die Geheimräthin mit etwas strammem Lächeln dazwischen.

Ich verbeugte mich zustimmend. „Es bäumte sich noch einmal auf gegen den blassen aufgedrungenen Christengott; die Männer von Rungholt — so wenigstens haben es die geistlichen Chronisten aufgeschrieben — beriefen eines Tages einen Priester und hießen ihn einer kranken Sau das Abendmahl geben. Da ergrimmte der Herr und ließ wie zu Noäh Zeiten seine Wasser steigen; und über die Deiche und Mühlen und Thürme schwollen sie; und Rungholt mit seinen blonden Frauen und seinen trotzigen Männern“ — und ich wies mit dem Finger rückwärts, wo noch vom Kiel unseres Schiffes das Wasser in der Sonne strudelte — „dort steht es unten, unsichtbar und verschollen auf dem Boden des Meeres. Nur zu Zeiten bei hellem Wetter, wenn in der einsamen Mittagsstunde die Wimpel schlaff am Mast herunterhängen und die Schiffer in der Koje schnarchen, dann — wie die Leute sagen — „bühnt es auf.“ — Wer dann mit wachen Augen über Bord ins Wasser schaut, kann gewahren, wie Thürme mit goldnen Gockelhähnen aus der grünen Dämmerung aufsteigen; vielleicht mag er sogar die Dächer der alten Häuser erkennen und wie zwischen dem Seetang, der sie überstrickt hat, seltsam schwerfälliges Gethier umherkriecht, oder zwischen den zackigen Giebeln in die Enge der Gassen hinabschauen, wo Muschelwerk und Bernstein die Thore der Häuser verbaut hat und der nie rastende Fluth- und Ebbstrom mit den Schätzen versunkener Schiffe spielt. — Aber auch die Schiffer unter Deck erwachen und richten sich auf; denn unter sich aus der Tiefe hören sie es läuten; das sind die Glocken von Rungholt.“

Susanne war indeß herangetreten und hatte mit großen Augen zugehört; aber sie bedurfte für diese Seegeschichte eines sachkundigeren Gewährsmannes. „Läuten sie wirklich, Schiffer?“ fragte sie. „Haben Sie es selbst gehört?“

Das klang so allerliebst, daß auch die Backen der alten Theerjacke sich zu einem Lächeln verzogen; und er spie weit ins Meer hinaus, bevor er antwortete: „Ick hevt min Dag nich hört.“

Und weiter fuhren wir über Rungholt. Aber trotz der kühlen Antwort des Schiffers blickte Susanne noch ein paar Mal verstohlen über Bord ins Wasser; begann doch auch jetzt die Mittagseinsamkeit sich brütend auf das Meer zu legen. Und als sie sich von mir ertappt sah, erröthete sie nur leicht und lächelte; denn meine Augen mochten es den ihren schon verrathen haben, wie gern auch ich an Wunder glaubte.

Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der sich allmälig in die Breite streckte; und endlich stieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache schien es zu umgeben; soweit man an dem Strande entlang sehen konnte, wimmelte es in der Luft von großen weißen Vögeln, welche unablässig wie in stiller Geschäftigkeit durch einander auf- und abstiegen. Stets in demselben Luftraume beharrend, glichen sie einem ungeheueren schwebenden Gürtel, der das ganze Eiland zu umschließen schien, ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel erschienen wie durchsichtiger Marmor gegen den sonnigen Mittagshimmel. — Das war fast wie in einem Märchen; und dazu kam mir in den Sinn: mein Freund Aemil, ein leidenschaftlicher Regattenmann, als er in lauer Sommernacht in seinem Boote hier vorbeigetrieben war, wollte von dorther eine entzückende Musik vernommen haben. Der Mond sei über der stillen Insel gestanden, und während er nach langer Pause heimgerudert, sei in der Nacht und auf dem Meere kein anderer Laut gewesen als diese geisterhaften, allmälig hinter ihm verhallenden Töne.

Kapitel X.

Aber es war dennoch keine Zauberinsel, sondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtausend von der großen Fluth in diese Inselbrocken

zerrissen wurde; die weißen Vögel waren Silbermöwen, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen schwebten; larus argentatus, von den Naturforschern längst registrirt und in ihren Systemen untergebracht. Als wir bald darauf zu Wagen unter ihrem Ringe durchfuhren, sah ich deutlich über unseren Köpfen die funkelnden Augen und die starken vorn gebogenen Schnäbel. Dabei erklang in kurzen Pausen ein heiseres „Gack! Gack!" ähnlich dem unserer Gänse; nur hastiger und wilder. Susanne drückte ängstlich den Kopf an ihre Mutter; aber unser Fuhrmann klatschte lachend mit der Peitsche, und das lustige Gesindel stob gackernd nach allen Seiten aus einander.

Und dort auf der hohen Werfte, inmitten der öden baumlosen Insel, lag das große Halligshaus mit dem tief hinabreichenden Strohdache, in welchem nun schon seit Jahren „der Vetter," ein alter trefflicher Junggeselle, sich bei den schweigsamen Bewohnern eingemiethet hatte. „Die Räder der Staatsmaschine" — so hatte er mir derzeit seine Uebersiedelung angekündigt — „werden mir doch zu indiscret; ich weiß, es giebt Leute, die davon entzückt sind; mich anlangend, so kann ich's nicht ertragen, wenn sie mir fortwährend hinten in die Rockschöße haspeln." — Und so war er denn mit seiner Bibliothek und seinen allerlei Sammlungen in diese Meereseinsamkeit gezogen, wo er sich seiner Meinung nach außer dem Bereich der verhaßten Maschine befand.

Auf ihn auch war ohne Zweifel jene nächtliche Musik zurückzuführen; denn noch vor einigen Jahren hatte er in der Stadt, in der er damals lebte, für einen großen Geigenspieler gegolten, obgleich er, so lang ich denken konnte, jede Aufforderung zum Spiel mit dem Bemerken ablehnte, daß das vorüber sei. Ich selbst hatte ihn nur einmal, da ich noch im Hause meiner Eltern lebte, spielen hören; dieses eine Mal aber wurde für mich die Ursache wiederholter Täuschungen; denn wenn ich später in den Concerten weltberühmter Virtuosen saß, so trug ich selten etwas Anderes davon als eine traumhafte Sehnsucht nach jenem Spiel des Vetters. Dennoch sollte er während meiner späteren Abwesenheit von der Heimath noch einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, seine Geige wieder zur Hand genommen und, wie einstens, Alles mit sich fortgerissen haben. Ein Näheres darüber hatte ich nicht erfahren. Für gewöhnlich war der Vetter ein munterer alter Herr, dem man nicht anmerkte, vor welch' tiefer Erregung oft diese freundlichen Augen Wache hielten.

Aber schon war unser Wagen am Fuß der Werfte angelangt, und dort oben in der Thür unter dem steinernen Giebel stand er selbst, der kleine schmächtige Mann mit den tiefliegenden Augen und dem vollen weißen Haupthaar. „Willkommen im Ländchen der Freiheit!" rief er, während er eilig herabkam und dem Dienstjungen die Leiter an den Wagen legen half. Und wahrlich frei genug war es hier; außer der Werfte mit dem breit darauf gelagerten Hause schien aus der grünen Inselfläche nichts hervorzuragen als etwa eine zerstreut umherweidende Schafherde; selbst das Gras war so niedrig, daß es kaum den dazwischen umherkletternden langbeinigen Schnaken ein Hinderniß in den Weg legte.

Sein Wohnzimmer hatte sich der Vetter in dem größten Raume des Hauses, dem sogenannten Pesel, eingerichtet. Schränke mit Büchern, mit Conchylien und anderen Sammlungen, Karten und Kupferstiche nach Claude Lorrain und Ruysdael bedeckten die übrigens weiß getünchten Wände. Von dem Aufsatze des Schreibtisches schaute neben einer Statuette der Venus mit dem Delphin, die von einem Korallenbaume aus den Südsee-Inseln gleichsam überschattet war, das markige Antlitz Beethoven's in der bekannten Kolossalbüste auf uns herab.

Als wir in die Thür traten, flog uns ein kleiner Vogel entgegen, flatterte einen Augenblick wie zweifelnd hin und her und setzte sich dann auf die Hand seines Herrn, mit dem lebhaft bewegten Köpfchen zu ihm aufblickend. „Nur ein Sperling!" sagte der Vetter lächelnd und den verwunderten Blick der alten Dame beantwortend; „Sie wissen, der Sperling gleicht dem Menschen; an sich ist er ohne Werth, aber er trägt die Möglichkeit zu allem Großen in sich. Der Bursche hier und ich, wir leben trefflich mit einander." — Auf seinen Wink flog der Vogel wieder fort und ließ sich auf einen Ast des Korallenbaumes zu Häupten der schaumgeborenen Göttin nieder, als warte er wie einst darauf, mit lustigen Genossen vor ihren Wagen ge-

spannt zu werden, um sie über das blaue griechische Meer in den Schatten ihrer heiligen Haine zu tragen. Wir aber schlürften bald aus zierlichen Tassen den Trank der modernen Welt; ich meine nicht den Kaffee, sondern den Thee, den wir Küstenbewohner auch an einem heißen Hochsommervormittage nicht verschmähen.

Durch die Fenster, welche in der Front des Hauses gegen Süden lagen, sah man auf die grüne Fläche der Hallig und fern am Strand die Brandung, welche silbern in der Sonne schimmerte. Unser Schiff war von hier aus nicht zu sehen; aber dort zu Westen starrte der Mast eines andern kleinen Fahrzeugs in die Luft; es war vor Kurzem hier gestrandet und jetzt ein Eigenthum der Halligleute; — Was überhaupt war hier nicht Strandgut! Der große schwarze Hund, der jetzt im Hause umherlief, nicht weniger als der edle Alicante, den wir späterhin bei Tische tranken. Und wie stand es um die Bibliothek des Vetters? —

Meinem angeborenen Triebe folgend, hatte ich die Bücherschränke durchstöbert und blätterte eben in einem abgegriffenen Exemplar des „Hesperus," als eine kleine Hand sich leise auf das erste weiße Blatt des Buches legte. Der Name „Emma" stand hier eingeschrieben und ein Kreuz darunter.

Noch höre ich den Laut unschuldiger Theilnahme, den Susanne bei diesem Anblick ausstieß. „Wer war das, Onkel?" rief sie. „Hast du sie gekannt?"

„Gekannt, mein Kind?" wiederholte der Alte und strich mit dem Finger über eine Bücherreihe. „Das ist auch Strandgut; fast Alles Antiquaria! Die einstigen Besitzer sind gescheitert oder zu Grunde gegangen; ihre Bücher sind in alle Welt getrieben, von geschäftigen Leuten aufgefischt und verkauft; und nun stehen sie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Besitzer das gleiche Loos ereilt. — Aber freilich, dennoch kenne ich diese Emma, wenn sie auch schwerlich davon weiß, daß ich ihre posthume Bekanntschaft gemacht habe."

Susanne blickte gespannt in die immer lebhafter mitredenden Augen des Vetters.

„Siehst du!" fuhr er fort — und er nahm mir das Buch aus der Hand und schlug einige Seiten darin auf — „hier steht es deutlich: sie liebte, litt und starb. Diese kurze Geschichte erzählen mir hier die Bleistiftstriche unter ihren Lieblingsstellen, das vertrocknete Vergißmeinicht, dazu das Kreuz. Auch eine alte Jungfer ist sie gewesen und häßlich genug, daß ihre schönen Augen Niemandem haben gefallen wollen; auch dem Einen nicht, der nie daran gedacht hat, wie glücklich er sie an jenem Frühlingstage machte, als er die welke Blume so gedankenlos ihr gab, wie er sie vorhin gedankenlos gebrochen hatte. Ein Geschichtchen wie das deine wird das nie verstehen; aber" — und er blickte halb schmerzlich, halb in zärtlicher Bewunderung in das schöne Antlitz des jungen Mädchens — „nicht wahr? durch dich soll Niemand Leid erfahren!"

Susanne öffnete die Lippen, als wolle sie eine Frage thun; aber der Vetter strich sanft mit der Hand über ihr blondes Haar; dann wandte er sich ab und setzte mit fast zarter Sorgsamkeit das Buch an seinen Ort. Er mag wohl gefühlt haben, daß ich das bemerkte; denn er sagte lächelnd: „Nun, nun! da ist nicht blos der Hesperus, da ist auch noch ein armes treues Menschenherz darin."

Zufällig sah ich in diesem Augenblick unter dem Bücherschranke den mir von früher wohlbekannten schwarzen Geigenkasten. Was war nach solchen Gesprächen natürlicher, als daß ich den alten Herrn an jene Melodie aus meiner Knabenzeit erinnerte, und in ihn drang, sie mich jetzt noch einmal hören zu lassen! — Aber er schien fast erschrocken. „Nein, nein, mein Junge!" sagte er, den Kasten hastig in die äußerste Ecke schiebend. „Siehst du denn nicht, daß das ein Särglein ist? Man soll die Todten ruhen lassen."

Und so war denn weiter von dem Geigespielen nicht die Rede.

Nicht zu leugnen stand übrigens, daß die äußerst zarte Organisation des Vetters im Anstoß mit den Außendingen ihn zu einem für Durchschnittsmenschen ziemlich seltsamen Kauz gemacht hatte. Auch verfehlte er nicht, die Frau Geheimräthin, welche ein seltenes Geschick hatte, ihn an seinen heikelen Stellen zu berühren, im Laufe dieses Tages mehr als einmal gründlich in Verwunderung zu setzen.

Die gute Dame konnte es nicht verwinden, daß er, „der hochgebildete Mann" die feine Gesellschaft seines frühern Wohn-

orts mit dieser nur von Halligleuten und einem zahmen Sperling bevölkerten Einöde vertauscht habe und nahm dies Thema stets von Neuem wieder auf. — Die kleine Scene, welche zwischen den beiden alten Herrschaften hieraus entsprang, werde ich nie vergessen.

„Frau Cousine!" sagte der Vetter mit großem Nachdruck, indem er eine schon erfaßte Apfelsine in die Krystallschale zurückfallen ließ — denn wir saßen nach beendigter Mittagstafel eben noch am Nachtisch — „wenn in Novembernächten der Sturm hier unser Haus gepackt hat, daß wir aufgeschüttelt aus den Betten springen; — wenn wir dann durch's Fenster in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt sind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitschte Meer hier unten am Fuße unserer Werfte sehen, die allein noch hervorragt aus den schäumenden, tobenden Wasserbergen; — Sie glauben nicht, Frau Cousine, wie erquicklich es ist, sich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unserer kleinen regierungslustigen Mitcreaturen!"

Ich mag wohl stumm dazu genickt haben; denn ich wüßte auch jetzt noch nichts Erkleckliches dagegen einzuwenden; die Frau Cousine aber wollte das allerdings nicht glauben, sondern fuhr fort, heftig für das feste Land und dessen gute Gesellschaft zu plaidiren.

Eine Weile hörte der alte Herr geduldig zu; dann aber begann es schalkhaft um seinen noch immer schönen Mund zu zucken.

„So will ich's offen denn bekennen;" sagte er, „die Excellenzen und die Geheimen-Ober-Gott weiß was-Räthe begannen sich die letzte Zeit in unserer guten Stadt auf eine für mich äußerst beunruhigende Weise zu vermehren."

Ich sah das herablassendste Lächeln in dem Antlitz der alten Dame aufsteigen.

„Aber, mein Gott, was thaten Ihnen denn —?"

„Mir, Frau Cousine? Ich dächte doch; sie gingen überall dort in der Sonne, wo eben mir zu gehen beliebte. Es sind das aber, so lange sie noch in ihren Drähten hängen, oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt."

Die Geheimeräthin wurde unruhig.

„Aber, lieber Herr Vetter, mein seliger Mann —"

„Gewiß, gewiß, Frau Cousine!" Und der Vetter legte beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne eine ganze Blumenlese davon, die alle einen unheimlichen Anstrich mit sich herumtragen; diese Kerle — ich wette! — wischt man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, so sitzen sie da wie ausgeblasene Hülsen; und ich sehe schon, wie ihnen die Augen verglasen, während das bischen Acten- und Rangklassenbewußtsein daraus verdunstet."

„Aber, Herr Vetter!" Und die Geheimeräthin benutzte eine augenblickliche Pause; „mein trefflicher seliger Mann —"

Und der Vetter legte wieder beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm.

„Gewiß, gewiß, Cousine! Und damit ich Niemandem Unrecht thue, es giebt auch recht charmante Leute unter ihnen!"

Und sich plötzlich zu mir wendend, begann er immer schneller und heftiger zu reden, bis er zuletzt einige unleugbar handgreifliche Worte niederzuschlucken sich ehrlich aber vergebens bemühte.

Die Geheimeräthin hatte resignirt die Hände gefaltet und sagte gar nichts mehr; der Vetter aber war aufgesprungen, mit erhitztem Gesicht riß er die Stubenthür auf und rief: „Mantje, ein Glas Wasser!"

Bevor aber Mantje noch erscheinen konnte, rannte er selber hintennach.

Die alte Dame schien allmälig aufzuathmen.

„Ein angenehmer Mann, der Vetter," sagte sie hüstelnd, „indeß, ich sehe ihn doch am liebsten hier auf seiner Insel."

Aber schon trat er selber wieder in die Stube.

„Ich habe unziemlicherweise die Tafel abgebrochen," sagte er entschuldigend, „Sie wissen ja: „Herz schon so alt und noch immer nicht klug!" — Lassen Sie uns nach Landesbrauch nun Mantje Flor's Gesundheit trinken!" Er füllte die Gläser und erhob das seine. „Frau Cousine! Susanne! Mein lieber Junge! Auf daß es uns wohl gehe in unseren alten Tagen!"

Und wir tranken, wie das diesem ernstesten aller Trinksprüche eigen zu sein scheint, schweigend, und schüttelten uns die Hände.

Die Geschichte aber, welche demselben zu Grunde liegt, verdient es, auch in weiteren

Kreisen erzählt zu werden. Als nämlich Tönningen, die größte Stadt der Landschaft Eiderstedt, einst von den Schweden belagert wurde, hatte eine Gesellschaft feindlicher Offiziere in dem benachbarten Kathrinenheerd Quartier genommen und trieb dort arge Wirthschaft; sie ließen sich Wein auftragen, zechten und lärmten, als seien sie die Herren hier. Mantje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauses, stand dabei und sah unwillig dem Gelage zu, denn sie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was sie so trübselig dastehe, sie solle lieber auch eine Gesundheit ausbringen! Und Mantje trat mit ihrem Glase an den Tisch, wo die feindlichen Kriegsleute saßen, und sprach: „Dat et uns wull ga up unse ole Dage!“ — Und auf dieses Wort des Kindes wurde es still.

Seitdem versteht es Jeder bei uns zu Hause, wenn am Schlusse des Mahles der Wirth es seinen Gästen zubringt: „Und nun noch — Mantje Flor's!“

Kapitel X.

Während des Kaffees hatte ich mich fortgestohlen, um mir nach meiner Weise allein und ungestört die verschiedenen Räume des großen, ganz im Viereck gebauten Hauses anzusehen.

Eine Weile stand ich in einer Art von Zimmerwerkstatt und plauderte mit dem Sohne des Hauses, der, gleich Robinson, alle Handtirungen vom Robbenjäger bis zum Zimmermann in sich vereinigte und augenblicklich in letzter Eigenschaft an den Blöcken eines Segelbootes arbeitete, das von einer Nachbarinsel aus bei ihm bestellt war.

Von hier gelangte ich in einen langen, ziemlich düstern Stall. Er war leer, da das Vieh draußen auf der Hallig weidete; nur eine weiße Katze saß auf der Krippe und einige Hühner liefen gackelnd durch das Mauerloch aus und ein; an den Wänden sah ich hie und da ein Seehundsfell zum Trocknen angenagelt.

Zu Ende des Stalles, im rechten Winkel daran stoßend, noch stiller und noch mehr in Dämmerung lag die Scheune; und dort in ihrer Mitte stand das neue Boot, noch duftend von dem Harz des Waldes, von keiner Welle noch berührt. Wie selbstverständlich stieg ich ein, ich setzte mich auf die Ruderbank und dachte an den Vetter, weshalb er denn vorhin sein Geigenspiel vor uns verleugnet habe.

Es war völlig einsam hier. Die kleinen überdies mit Spinngewebe überzogenen Fenster lagen so hoch, daß sie keinen Ausblick zuließen. Vom Hause her vernahm ich keinen Laut, aber draußen um die Mauern, obgleich gegen Mittag der Wind sich fast gänzlich gelegt hatte, ertönte eine Art von Luftmusik, die mich die großen Register ahnen ließ, mit denen hier um Allerheiligen der Sturm sein Weltmeerconcert in Scene setzte. Nach einer Weile mischten sich leichte Schritte, die durch den Stall daher kamen, in dieses Tönen der Luft, und als ich aufblickte, stand Susanne in der Thür, ihr Hütchen am Bande hin- und herschwenkend.

„Weshalb sind Sie denn fortgelaufen?“ rief sie, indem sie trotzig den Kopf zurückwarf. „Mama sitzt drinnen vor einer Seekarte, und Onkel hat ein großes Teleskop am offenen Fenster aufgestellt. Ich mag aber nicht durch Teleskope sehen.“

„So gehen Sie bei mir an Bord!“ erwiederte ich, auf meiner Ruderbank zur Seite rückend, „es ist ein neues sicheres Fahrzeug.“

„In dieses Boot soll ich steigen? Weshalb? Es ist so düster hier.“

„Hören Sie nur, wie die zarten Geister musiciren!“

Sie horchte einen Augenblick, dann kam sie näher und hatte schon ihr Füßchen auf den Rand des Bootes gesetzt.

„Nun, was zögern Sie, Susanne? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Steuerkunst?“

Sie sah mich an; es war etwas von dem blauen Strahl eines Edelsteins in diesem Blicke, und es überfiel mich, ob mir nicht doch von diesen Augen Leids geschehen könne. Ich mag sie dabei wohl seltsam angestarrt haben, denn, als wandle eine Furcht sie an, zog sie langsam ihren Fuß zurück.

„Wir wollen lieber an den Strand hinab!“ sagte sie leise. „Ich möchte noch die Nester der Silbermöwen sehen!“

So verließ ich denn mein gutes Fahrzeug, und wir traten aus dem Hause, wo

die Tageshelle fast blendend in unsere Augen strömte. — Ohne von den alten Herrschaften etwas wahrzunehmen, gingen wir die Werfte hinab und über die Hallig nach dem Strande zu. Ein Stengel duftenden Seewermuths, eine violette Strandnelke wurde im Vorbeigehen mitgenommen, sonst war hier nichts, das unsere Aufmerksamkeit hätte erregen können. An manchem der oft tiefen Gerinne, womit, wie mit einem Gewebe, die ganze Hallig überzogen war, mußten wir auf- und abwandern, bevor wir eine Stelle zum Hinüberspringen fanden. Aber Susanne hatte die Mädchenturnschule durchgemacht und an ihren Schultern waren die unsichtbaren Flügel der Jugend; ich hörte deutlich ihr melodisches Rauschen, wenn der kleine Fuß zum Sprunge ansetzte und wenn sie dann so rasch hinüberflog.

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, als wir den Strand erreichten. Das Meer, das bei der eingetretenen Fluth nur etwa einen Büchsenschuß von dem grünen Lande entfernt war, lag jetzt wie fließendes Silber vor den schräg fallenden Strahlen der Nachmittagssonne; bis weit hinaus um den Strand der Insel hörte man das Getöse der Brandung. In der Luft war noch immer, wie am Vormittage, das Steigen und Sinken der großen Silbermöven, nur daß, da jetzt kein Licht von oben durchschien, das schneeige Weiß ihrer Flügel sich noch mehr gegen den blauen Himmel abhob. Auch kleinere schwarze Vögel mit storchartigem rothen Schnabel sahen wir, die wie mit hellem Kriegsschrei durch das Gewimmel der großen Möven hin- und herschossen.

Und jetzt ließ Susanne einen Ruf des Entzückens hören; in einem Tangbüschel, umgeben von einem röthlichen Kranze zermalmter Schalthiere, lagen zwei der großen graugrünen Eier, sechs Schritte weiter wieder zwei, und dort, etwas seitwärts, schimmerten gar drei von den kleineren Eiern des schwarzen Austerfischers. Die meisten lagen auf dem bloßen Sande, denn, wie der Vetter sagte, diese Creaturen machen wenig Umstände mit ihrer Häuslichkeit. Die Vögel gackerten und schrien; Susanne aber, unbekümmert und mit vor Neugier leuchtenden Augen, schritt immer weiter hinaus, von Nest zu Nest.

Ich hatte mich gegen das Meer hin auf den Rand des Ufers gesetzt. Eine Weile blickte ich Susannen nach; wohin dann meine Gedanken gingen, hätte ich wohl selber kaum zu sagen gewußt, meine Augen aber buchstabirten immer wieder an dem Spiegel unseres unweit auf dem Wasser schaukelnden Schiffes den mir längst bekannten Namen „Die Wohlfahrt,“ dessen goldene Buchstaben in der Sonne zu mir herüberglänzten. Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht.

Als ich aufstand, war von Susanne nichts zu sehen. Ich ging eine Strecke an dem Ufer hin, während über mir die Möven, gleich ungeheueren Schneeflocken, in der Luft tanzten. Ich rief, ich sang — keine Antwort. Endlich dort, weit ab in einer Bodensenkung sah ich sie im Sande knien. In der scharfen Beleuchtung der schon abendlichen Sonne gewahrte ich eines der großen Eier in ihrer Hand; sie hielt regungslos das Ohr darauf geneigt, als wolle sie das keimende Leben belauschen, das darin verschlossen war. Ihr zu Häupten aber schwebten zwei der mächtigen Vögel, die sich aus der langen Kette losgelöst hatten; sie stießen ihre heiseren Töne aus und schlugen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich blieb ich stehen, so wild und doch so anmuthvoll war dieses Bild. Die kniende Gestalt des Mädchens regte sich noch immer nicht. Da plötzlich schoß eines der erzürnten Thiere so jäh auf sie herab, als hätte es mit seinem Schnabel ihre Locken packen müssen.

Susanne stieß einen lauten Schrei aus, daß selbst die Vögel erschreckt zur Seite stoben; dann schleuderte sie das Ei weit von sich, und, wie vorhin über die kleinen Abgründe, flog sie auf mich zu und schlang beide Arme um meinen Hals.

> Nur ein Hauch darf beben,
> Blitzen nur ein Blick;
> Und die Engel weben
> Fertig ein Geschick.

So sagt ein Dichterwort. — Aber dieser Hauch bebt oft auch nicht. — Ich war ein junger Advocat, und längst von wohlmeinender Seite mir bedeutet worden, wenn ich in meinem Berufe „prosperiren“ wolle, so müsse ich nicht nur meinen grauen Heckerhut bei Seite legen, sondern mir auch den Schnurrbart abrasiren. Beides hatte ich unterlassen; bisher leichtsinnig und wohl-

gemuth, jetzt aber fiel es mir centnerschwer aufs Herz, und, seltsam, während die Brandung eintönig vor meinen Ohren rauschte und der blonde Mädchenkopf noch immer an meiner Schulter ruhte, konnte ich meine Gedanken zu nichts Besserem bewegen, als sich gegen diese Tyrannei der öffentlichen Meinung immer von neuem in Schlachtordnung aufzustellen; ja der Heckerhut und der Schnurrbart selbst begannen zuletzt wie zwei feindliche Gespenster gegen mich aufzustehen.

„Susanne," sagte ich endlich resignirt, „es wird schon spät, wir werden heimgehen müssen."

Es muß dies jedenfalls recht ungeschickt gewesen sein, denn ich weiß es noch gar wohl, wie Susanne mich erschrocken von sich stieß und dann, bis unter ihr lockicht' Stirnhaar erröthend, wie hülflos vor mir stehen blieb. Und ohne Zweifel war es nicht eben viel geschickter, als ich, um das wieder gut zu machen, ihre beiden Hände ergriff und tröstend zu ihr sagte:

„Ich weiß wohl, daß es nur die wilden Vögel waren."

Aber wie auch immer! Da wir nun zurückgingen, es war doch anders als vorhin; sie hatte sich nun einmal doch in meinen Schutz begeben. Noch oft, wenn über uns ein Vogelschrei ertönte, warf sie hastig das Köpfchen herum, ob auch die geflügelten Feinde hinterdrein kämen, um ihre zerstörte Brut zu rächen; und wenn wir dann an ein Gerinne kamen, so reichte sie wie selbstverständlich mir die Hand, und es war unverkennbar, daß wir nun zusammen flogen.

Als wir auf der Werfte anlangten, stand der Vetter in der Thür.

„Susanne, mein liebes Kind," sagte er mit einem seltsam geheimnißvollen Wesen, „deine Mutter ist drinnen im Zimmer; ich möchte ein Wort mit unserem jungen Freunde reden."

Somit faßte er mich unter den Arm und führte mich um das Haus bis an die hintere Seite desselben. Hier machte er Halt und sah mir lange und zärtlich in die Augen.

„Mein Herzensjunge!" sagte er dann, „jetzt weiß ich's ja, weshalb du vorhin das alte Liebeslied von mir verlangtest, denn ich will's dir nur gestehen, daß es ein solches war und zwar ein echtes. Da es dich die langen Jahre und bis zu diesem Ziele begleitet hat," — der Vetter hielt einen Augenblick inne — „wenn du mich demnächst selbander besuchen wirst, ich glaube wohl, daß ich die Melodie noch wiederfinde."

Was sollte ich auf so verfängliche Reden antworten!

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Vetter!" sagte ich.

„Du verstehst mich nicht?"

Ich mußte wiederholt diese Versicherung geben; dann aber kam es heraus.

Vom Zimmer aus hatte der Vetter sein Teleskop auf immer neue Inseln und Halligen gerichtet, und die Geheimräthin hatte immer treu hindurchgesehen, „bis wir," fuhr er fort, „zuletzt auch unseren eigenen Strand und als Staffage dich und Susanne vor unser Glas bekamen. Die Frau Cousine blickte mit ganz mütterlichem Stolze auf euch Beide hin, auf einmal aber springt sie mit einem „O mein Himmel!" in die Stube zurück. „Vetter!" ruft sie, ich verstehe die Situation nicht!" und schiebt dann mit großer Hast mich selber vor das Teleskop. Und wie nun ich hindurchsehe, — „Erstaunlich!" rufe auch ich, „aber doch nicht völlig unverständlich!" und „Meinen herzlichen Glückwunsch, Frau Cousine!" Denn, leugne es nur nicht, Vetter! du hieltest sie richtig in deinen Armen, und ich sage nur: Halte fest, mein Junge, halte fest! Denn dieses Kind ist Gott und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Das Gesicht des alten Herrn strahlte vor Freude, und mir selbst begann das Herz sehr laut zu klopfen. Aber was half das alles!

„Es thut mir leid," sagte ich, „aber bestellen Sie den Glückwunsch nur wieder ab; denn es ist nichts, Vetter!"

„Nichts?"

„Nein, nichts!"

Und ich erzählte ihm nun, daß es nur die großen Vögel gewesen seien.

„Erstaunlich!" Er sah mich eine Weile zweifelnd an; dann, wie plötzlich entschlossen, drückte er mir kräftig die Hand und sagte: „Mein Herzensjunge, ich glaube, nun verstehst du die Situation nicht."

Ob inzwischen auch Susanne ihre Mutter in dieser Weise aufgeklärt hatte, weiß ich nicht; ich bemerkte, da wir ins Zimmer traten, nur ein noch etwas feierlicheres

Wesen an der alten Dame, als ihr sonst zu eigen war.

Nicht lange nachher kam die Zeit des Abschiedes. Die Damen fuhren; ich, in Begleitung des Vetters, ging zu Fuß an den Strand hinab. Als der Wagen uns schon fast erreicht hatte, ergriff der Alte noch einmal meinen Arm und führte mich ein Stückchen an dem Wasser hin.

„Also, es ist wirklich nichts, mein Junge?"

„Wirklich nichts, Vetter!"

Er sah mich traurig an.

„Nun, so komm zu mir auf meine Hallig; wir lassen zu Ostern drei Fach für dich anbauen; überlege dir's wohl!"

Und er drückte kräftig meine beiden Hände.

Dann gingen wir zu Schiffe. Als wir schon weit vom Lande auf dem tiefen Wasser schwammen, sahen wir noch lange den Vetter, wie er grüßend seine Mütze schwenkte und wie die Abendsonne auf seine weißen Haare schien.

Nach Sonnenuntergang drehte sich der Wind; eine sanfte Brise wehte aus Südwest; vor uns aus dem dunkeln Wasser stieg der Mond und erhellte mit seinem sanften Licht das Meer. Die Geheimeräthin hatte ihren Atlasmantel mit Silberfuchs umgethan und der Kühle wegen sich unten in dem offenen Schiffsraume eingerichtet. Susanne, in weiche Tücher eingehüllt, lehnte neben mir an der Schanzkleidung; ihr Antlitz erschien fast blaß in der nächtlichen Beleuchtung.

Einmal aus der Ferne drang das Winseln eines Thieres über das Wasser zu uns her, und die Schiffer sagten, daß es ein junger Seehund sei, der seine Mutter suche. Dann war es wieder still und nur die Wellen an unserem Schiffe rauschten. Wir aber standen noch immer und blickten über das Meer hinaus. Wohin in dieser leeren Weltenferne unsere Blicke gingen, wer vermöchte das zu sagen! Ob etwa auch Susanne noch an die wilden Vögel dachte? Sie verrieth mir nichts davon, und ich habe es auch später nicht erfahren. Ebenso unsicher bin ich, ob der Klabautermann an Bord gewesen ist. Einmal, da ich den Kopf wandte, war mir zwar, als ob dort am Bugspriet unter dem Klüversegel sich etwas wie Nebel zusammenkauere, allein ich achtete nicht darauf. Zwei junge Augen, die sich, still wie diese Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimniß. Wohl aber fühlte ich, daß Geister mit uns fuhren, denen selbst die Nähe der Geheimeräthin kein Gegengewicht zu leisten vermochte.

Als wir dann endlich wieder auf unserem Deiche nach der Stadt zurückkehrten, sang über dem dämmernden Kog unsichtbar noch eine Lerche. Zur anderen Seite stand der Mond und warf gelblich blinkende Lichter auf den von der eintretenden Ebbe bloß gelegten Schlamm.

* * *

Es giebt Tage, die den Rosen gleichen, sie duften und leuchten, und Alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung, keine von Tag zu Tag mitschreitende Sorge. Ich habe meinen Hut und meinen Schnurrbart beibehalten, bis endlich beide zur allgemeinen Mode wurden und darin verschwanden. Es ist mir andererseits verhüllt geblieben, ob etwa im Verlaufe des Lebens der Blick jener blauen Augen neben dem Strahl des Edelsteins nicht auch die Härte desselben angenommen hat. Der Tag auf des Vetters Hallig und mitten darin Susannens süße jugendliche Gestalt, steht mir, wie Rungholt, wohlverwahrt in dem sicheren Lande der Vergangenheit.

Kapitel X.

Noch einmal, einige Jahre später, habe ich den Vetter auf seiner Hallig besucht; freilich nicht selbander, wie er derzeit es so herzlich mit mir im Sinne hatte. Sein Geist schien noch rüstig, aber mit seinem Körper ruhte er doch am liebsten am Fenster in dem weichen Lehnstuhle und ließ statt seiner Füße nur die Augen über die Hallig nach dem Strande wandern. Als ich hier ihm gegenübersaß, sah ich draußen aus dem blauen Himmel zwei jener weißen Möven gegen das Haus fliegen. Auf halber Höhe der Werfte ließen sie sich nieder, und der Vetter öffnete das Fenster und warf ihnen Brot- und Fleischschnitte zu, die er neben sich auf der Fensterbank für sie in Bereitschaft hatte. „Früher kam ich zu ihnen," sagte er, „nun müssen sie schon zu mir kommen."

Jetzt suchen sie vergebens ihren Freund. Zwar ist er auf seiner Hallig geblieben, aber aus dem Hause hat man ihn hinausgetragen — die grüne Rasendecke liegt schützend über ihm. Er hat es gewagt, sich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wissend, daß der Sturm die Fluth zu seinem Grabe treiben, daß die Fluth es aufwühlen und ihn in seinem schmalen Ruhebette auf das weite Meer hinaustragen könne. Aber wie hätte er jene großen Mächte fürchten sollen, in deren Schutz er sich so gern gesichert glaubte!

Mir hatte der treffliche Mann außer seiner Bibliothek und seinem handschriftlichen Nachlasse auch seine Cremoneser Geige vermacht, welche ich zufolge testamentarischer Anordnung, obgleich des Geigenspiels ganz unkundig, weder verschenken noch verkaufen, sondern nur vererben darf. So liegt sie denn jetzt unberührt bei anderen Gedächtnißstücken. Unter den Papieren aber finden sich einige kurze Aufzeichnungen von der Hand des Verstorbenen, welche vermuthen lassen, daß derzeit bei seiner Flucht aus der Welt noch ein besonderer Hebel mitgewirkt habe. Auch die Zeit stimmt hiermit überein, denn nach dem beigefügten Datum stammen sie sämmtlich aus den letzten Jahren vor seinem Halligleben. Er wohnte damals noch in seinem eigenen Hause, das dicht neben der Stadt in einem baumreichen Garten gelegen war. Aus seinem Wohnzimmer, welches sich im oberen Stocke befand, sah man durch einige davorstehende Lindenbäume über ein paar grüne Felder auf die Heide, die sich damals noch weit nach Westen hinauszog. Ich weiß noch wohl — denn ich habe dort oft bei ihm gesessen — wie sehr er diesen Ausblick liebte. Die Heide war ihm ein vertrauter Ort; nicht nur daß er sie unablässig für seine entomologischen und botanischen Studien durchforschte, sondern er fand dort auch, wie er sich ausdrückte, „die nöthige Erholung von dem Menschenleben."

An diesem Fenster sitzend muß ich mir ihn denken, als er jene Zeilen niederschrieb, die jetzt in seiner kleinen, aber deutlichen Handschrift vor mir liegen.

Sie lauten also:

* * *

Wie gut es sich hier in den Octobernachmittag hinausschaut! So golden scheint noch die Sonne, doch lösen sich unter ihrem Strahle schon die Blätter und sinken lautlos auf den feuchten Rasen; immer sichtbarer werden die nackten Aeste. Von drunten aus den Hollunderbüschen klang ein Drosselschlag; nach einer Weile rief es noch einmal aus der Ferne — es nimmt Alles Abschied.

Die lichtgraue Dämmerung des Herbstabends hat sich verbreitet, Haus und Garten liegen schon im Schatten, hinter der Heide ist die Sonne hinabgegangen. Nur ganz fern am Himmel, dort, wohin wie Schatten jetzt die Vögel fliegen, ist noch eine leuchtende Wolkenschicht gebreitet. Sie steht über einem Lande jenseits des Horizonts, den meine Augen noch erreichen können. Aber auch dort wird bald der goldene Tag erlöschen. — —

Als ich in das Zimmer zurückblickte, lag noch ein Schimmer jenes Abendscheines auf meinem schwarzen Geigenkasten, der nun schon seit Jahren uneröffnet dort unter dem Bücherschranke steht. Die Geige, die er verbirgt, erstand ich einst aus dem Nachlasse eines früh verstorbenen florentinischen Musikers, und erst seitdem wußte auch ich, daß ich spielen könne. Auf dem inneren Rande des Kastens fand ich damals eine italienische Strophe eingeschrieben, und seltsam, da ich sie in unsere Sprache übertrug, war mir's, als hätte ich diese nun deutschen Verse einst selbst gemacht, und suchte lange, wiewohl vergebens, danach unter meinen alten Papieren. Aber so wie ich die Geige mit meinem Bogen anstrich, da sang es und schwoll es an zu einer Gewalt, die mich selbst erbeben machte. Das war nicht ich allein, der diese Töne schuf; ein geistig Erbtheil war in dieser Geige, und ich war der rechte Erbe, der es mit eigener Kraft vermehrte. Nun ruht sie seit lange klanglos in ihrer schwarzen Truhe; denn schon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsere Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch Andere unwiderstehlich mit sich reißt.

Und nun? Und heute Abend?

Ich muß nur vor den Spiegel treten, damit ich meine grauen Haare nicht vergesse.

Nein, nein! Ich will die Geige, meine klingende Seele, aus ihrem Sarge nehmen, und meine Hände sollen nicht zittern.

* * *

Eveline führte mich in den Saal. Er war noch leer, aber die Kerzen brannten schon; unter der Krystallkrone stand der geöffnete Flügel.

„Hier sollen Sie spielen!“ sagte sie. „Dort auf dem Tischchen steht Ihr Geigenkasten.“

„Soll ich wirklich, Eveline?“

Sie legte, wie sie das zuweilen that, ihre Wange in die Hand und sah mich ernsthaft an.

„Sie haben es mir doch versprochen!“

— „Und vor so hoher Gesellschaft?“

Denn in großen, ziemlich mäßigen Steindrücken, aber aus desto dickeren Goldrahmen schaute fast die ganze erste Rangklasse unseres Staatskalenders von den Wänden herab.

Sie lachte.

„Pst! Nicht spotten! Das sind Papa's Penaten. Weshalb sehen Sie nicht auf meine Bilder, die bescheiden, aber tröstlich unter ihnen hängen?“

Und freilich, auch Goethe und Mozart waren, wenn auch in kleinerem Format vertreten.

Die Gesellschaft drängte aus den anderen Zimmern in den Saal.

„Adieu!“ sagte Eveline.

Sie reichte mir flüchtig die Hand, ihr dunkeles Auge streifte mich; dann ging sie den Eintretenden entgegen. Ich suchte mir in der fernsten Ecke einen Platz. Der weiche, etwas müde Klang ihre Stimme lag noch in meinem Ohr; aus ihren einfachsten Worten spricht es oft, ich weiß nicht, wie die schmerzliche Erwartung oder wie die heimliche Zusage eines Glückes. Bald aber gesellte sich mein werther Vetter, der Geheimerath, zu mir und sprach irgend etwas über Kunst; und ich besah mir indeß die noch immer unter Geplauder und Complimenten platznehmende Gesellschaft und verglich sie mit der, die an den Wänden hing.

Und jetzt wurde ein Accord angeschlagen. Unser Adolf, der Musikdirector, begann das Largo aus Beethoven's D-dur-Sonate. Und es wurde völlig still und blieb es auch, denn er versteht es, wenn die Stunde günstig ist, seinen Beethoven so eindringlich zu Gehör zu bringen, daß es schon sehr große Geister oder aber sehr große Flegel sein müßten, die dabei sich noch selber sollten hören mögen. Mit dem Einsatze der Menuet war mir sogar, als gehe ein Aufathmen des Entzückens durch den ganzen Saal. Ist doch Musik die Kunst, in der sich alle Menschen als Kinder eines Sterns erkennen sollen.

Dann führte der Musikdirector seine jungen Schaaren vor. Es waren frische, anmuthige Stimmen darunter, und sie sangen ihre Thee- und Kaffeeliedchen, in denen sie sich so wohl fühlen, die wie Sommervögel kommen und verschwinden. Sie sangen aber auch von den Liedern des neuen großen Componisten, durch welchen Eichendorff's wunderbare Lyrik zuerst in der Musik ihren Ausdruck erhalten hat. Ahnungslos schwebten die jungen Stimmen über dem Abgrund dieser Lieder. — Ich weiß nicht, ob der Kapellmeister Johannes Kreisler davongelaufen wäre; ich saß ganz still und horchte auf den süßen, thaufrischen Lerchenschlag der Jugend. Dazwischen immer behagliches Klatschen und liebkosende Worte der älteren Herren und Damen und laute Complimente der jungen Cavaliere. Weshalb denn auch nicht?

Und nun — ich glaube fast, daß mir die Brust beklommen war — stand ich selbst am Flügel. Eveline hatte die Geige schweigend vor mich hingelegt und war dann ebenso zurückgetreten. Spohr's neuntes Concert lag aufgeschlagen. Adolf sah mich an: „Nun, wollen wir?“

Wir kannten uns. Vor Jahren hatte mancher Abend, manche Nacht uns so vereint gesehen. Schon lag mein Bogen an den Saiten, ein paar Accorde noch des Flügels und sicher und krystallhell flog der erste Ton durch den Saal.

Und meine Geige sang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie sang wie einst der Neck am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muse, denn du standest mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die schönen Hände in deinem Schooß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches schwanden und der rauschende Wasserfall stand, und alle die jungen Vögel, die eben noch so laut geschlagen hatten, verstummten lauschend. Ich war eins mit dir, schöne jugendliche Göttin, hoch oben stand ich herrschend; ich fühlte, wie die Funken unter mei-

nem Bogen sprühten; und lange, lange hielt ich sie alle in athemlosem Bann.

Wir waren zu Ende. Adolf nahm die Hände vom Clavier, sah zu mir auf und nickte leise.

Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb scheu, mit erstaunten, großen Augen, als hätten sie plötzlich entdeckt, ich sei noch Einer von den Ihren, den sie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maske des Alters fortgeworfen habe.

Erst als Adolf seinen Stuhl rückte und aufstand, wurde die Stille unterbrochen und die Gesellschaft drängte sich zu uns. Nur ich wußte, daß plötzlich Evelinens Hand in meiner lag. Oder war es die Hand meiner Muse, die noch einmal flüchtig mich berührte?

* * *

Sie haben dich gescholten, Eveline.

Und wenn ihr wahr gesprochen hättet — laßt sie mir! Auch die Natur, von welcher, gleich der Rose, sie nur ein Theil ist, vermag uns nichts zu geben, als was wir selber ihr entgegenbringen. Vielleicht gelangt der Mensch überall nicht weiter, und wir sterben einsam, wie wir einsam geboren wurden. Und dennoch, was wäre das Leben, wenn es keine Rosen gäbe!

* * *

Weißt du, daß es Vorgesichte giebt? — Mitunter, als könne sie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen ist, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart. — Du ahntest nichts davon, aber ich habe es gesehen — es war mitten im kerzenhellen Saale. Du hattest getanzt und lehntest athmend in der Sopha-Ecke, da sah ich dein Antlitz sich verwandeln, deine Züge wurden scharf, deine Wangen schlaff und fahl. Schon streckte meine Hand sich aus, um leis' die Rose aus deinem Haar zu nehmen, denn sie saß dort wie ein Hohn für dein armes Angesicht. Aber es verschwand, da ich fest dich anblickte; du lächeltest, du warst wieder nicht älter als deine achtzehn Jahre. Unmächtig wich das Gespenst zurück, nur ich sah es noch immer wie eine verhüllte Drohung in der Ferne stehen.

O Eveline! Der Strom der Schönheit ergießt sich ewig durch die Welt, aber auch du bist nur ein Wellenblinken, das aufleuchtet und erlischt; und alle Zukunft wird einst Gegenwart.

* * *

Im eigenen Herzen geboren,
Nie besessen,
Dennoch verloren.

Wie seltsam, diese Worte auf meinem Geigenkasten!

Auch das ist nun vorüber. —

* * *

Hier scheinen in den Aufzeichnungen des Vetters ein oder mehrere Blätter zu fehlen, denn das Folgende, womit dort ein neues Blatt beginnt, ist augenscheinlich nur der Schluß eines längeren Aufsatzes.

* * *

— — „Aber ein Hauch der ewigen Jugend, die in mir ist, hat doch dein Herz berührt; mögen noch so übermüthig deine jungen Lippen zucken. Einst, wenn auch du zu den Schatten gehörst, deren Mund vergebens nach dem Kelche dürstet, aus dem vor ihren Augen die Jugend in vollen Zügen trinkt, wird die Erinnerung an mich dich jäh überfallen; vielleicht am stillen Abend, wenn du hinter abgeheimsten Stoppeln die Sonne sinken siehst, vielleicht — auch das ist möglich — erst in den Schauern des Todes, in jenem letzten Augenblicke, wo alle Erdengeister dich verlassen. — Und nun geh', Eveline; denn jetzt sind sie noch alle in deinem Dienst!"

Ihre Hand zitterte, die, wie ich jetzt erst fühlte, in der meinen lag. Aber sie zog sie schweigend zurück und ging.

„Gute Nacht, Eveline!"

Du aber, o Muse des Gesanges, verlasse du mich noch nicht! Laß mich mein Haupt an deine Schulter lehnen, denn ich bin müde, müde wie ein gehetztes Wild; und sollte ich heimlich bluten, so lege du die Hand auf meine Wunde! — —

* * *

Hier enden diese Aufzeichnungen. Kein Band, keine Locke, keine Blume liegt bei den vergilbten Blättern.

Wer war jene Eveline, welche dies alternde Herz noch einmal so tief zu erschüttern vermochte? — Ich kenne keine ihres Namens. Requiescat! Requiescat!

Ludwig Uhland.

Von

W. Hoffner.

Ein Romantiker echter Art war unter der jüngeren Generation der deutschen Dichter, wie sie der Generation von Tieck, Wilhelm Schlegel, Novalis folgte: Ludwig Uhland.

Er ward den 26. April 1787 zu Tübingen geboren; sein Vater hatte sich ehedem mit den Türken umhergeschlagen und beim Sturm auf Belgrad eigenhändig einen „Pascha" erlegt, alsdann aber als echter Schwabe sich in Würtemberg häuslich niedergelassen, in Tübingen war er später Universitätssecretär.

Der Zufall eines sich darbietenden Stipendiums machte Ludwig zum Juristen, während seine Neigung auf höhere Philologie ging. In ziemlich freier Muße lebte er von seinem vierzehnten Jahre ab, drei Jahre hindurch, in Tübingen seiner Vorbildung durch klassische Studien. In dieser heiteren Lage, in den friedlichschönen Geländen des Neckarthales, von mannigfachen Ruinen alter Zeiten umgeben, fand er Melodien von einfacher und stiller Anmuth, die ihm ganz eigen waren. Gedichte aus seinem achtzehnten Jahre sind unverändert beinahe in die Sammlung seiner Lieder übergegangen. Schiller, Goethe, die romantischen Dichtungen waren damals in Aller Händen und Munde, und wie sollte er nicht von ihnen ergriffen gewesen sein? Doch ahmte er nie einem von diesen nach, sondern über seinen einfachen Liedern und Balladen lag von Anfang der Duft der heiter-stillen Gegenden seiner Heimath, denen Ruinen einen historischen Hintergrund geben, ringseinschließende Hügel eine abgeschlossene Stille, die wie der Ton einer Abendlandschaft ergreift.

Der Einfluß, welcher in dem Kreise Uhland's überwog, wird sehr sichtlich aus den ersten gemeinsamen Veröffentlichungen, denen sich auch Uhland anschloß. Lyrik ist Freiheit, und so darf man sich nicht wundern, daß die Studenten in heiterm Verein um die Wette Gedichte machten. Es waren in dem Kreise Justinus Kerner, Karl Mayer, Varnhagen von Ense, zwei Köstlins. Die Uebermüthigen verhöhnten das 1806 hervortretende „Morgenblatt für gebildete Leser" durch ein „Sonntagsblatt für ungebildete Leser." Hier erschienen zuerst Gedichte Uhland's gedruckt. Hier erschien auch sein Aufsatz „Ueber das Romantische." „Die reellen Seelenkräfte," so heißt es da, „zeigen mit unendlicher Sehnsucht in die Ferne. Der Geist der Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdischen aufzudämmern scheint. Fast in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt." Er entwickelt dann, wie diese romantische Grundstimmung bei den germanischen Völkern im Mittelalter sich verbreitet und poetische Blüthen getrieben habe; das Christenthum, „das aus dem Reiche der Unendlichkeit trat," die Kreuzzüge, der Geist der romantischen Liebe, in welcher der Mann „hinter die schöne Hülle das Ziel von all seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit legt:" das war die geschichtliche Gestaltung des romantischen Geistes. Man greift mit Händen in diesem Aufsatz den Einfluß besonders von Novalis, dessen Werke damals eben vor kurzem durch Tieck und Wilhelm Schlegel mitgetheilt worden waren. Eben so deutlich geht der Einfluß der romantischen Dichter durch die Werke der anderen Freunde.

Liest man die Correspondenz dieses Kreises, wie sie Karl Mayer in seinen zwei Bänden zusammengestellt hat, so überkommt Einen das ganze Behagen dieser schwäbischen Dichterschule, der innerlich und äußerlich wohlsituirtesten, welche je der deutsche Parnaß sah. Welch ein Gegensatz gegen die ruhelose, ehrgeizige Literatenexistenz der Begründer der romantischen Schule! Sie studiren Jus, Medicin und Theologie, sie

berichten von ihren Examinibus und den Chikanen, denen dabei auszuweichen ist, sie machen Erbschaften, sie stehen in hundert verwickelten Familienbeziehungen zu einander. Ihre Liebe ist entweder blos zu lyrischen Zwecken oder sie hat sehr solide Absichten. Wenn sie in der Einsiedlerzeitung oder dem Sonntagsblatt ihre Gedichte drucken lassen, so brauchen sie kein Honorar dafür und erwarten gar keins. Für Uhland ist es wichtig zu sehen, wie fest und heimlich jederzeit sein Leben geordnet war, wie innig sein Gemüth mit hundert Fäden an den mannigfachen Wirklichkeiten hing, welche aus dem breiten Familien-, Freundes- und Heimathsleben der schwäbischen Heimath ihm zuwuchsen.

Aus den Antrieben der romantischen Schule ging Uhland eine andere Richtung hervor, auf die Geschichte der im Mittelalter entsprungenen Dichtungen. Er that einen selbständigen und bedeutenden Griff, indem er der altfranzösischen Poesie sich zuwandte. Er und Immanuel Bekker haben in denselben Jahren in Paris die Manuscripte derselben durchforscht. Im Sommer 1810 ging Uhland nach Paris. Der Vater dachte an den Code Napoleon, als er von dem Sohne Abschied nahm, dieser aber — wie Söhne leicht ihre eigenen Ideen stillschweigend haben — an die mittelalterliche Poesie und ihre Handschriften auf der Pariser Bibliothek. Gleich in der ersten Zeit des dortigen Aufenthaltes traf in den Räumen der Bibliothek der schweigsame Schwabe auf den schweigsamsten aller Norddeutschen, Immanuel Bekker, und die beiden gefielen einander. Auch Chamisso sah ihn damals, er berichtet über ihn: „Während Viele gar vortreffliche Gedichte verfertigen von der Art, wie Alle sie machen und Keiner sie liest, schreibt Dieser welche, wie Keiner sie macht und Jeder liest. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig." Die Abschriften, welche Uhland damals mit unermüdlichem Fleiße machte — wenn im Winter in den nie geheizten Räumen die rechte Hand ihm erstarrt war, schrieb er mit der linken weiter — haben später den auf diesem Gebiet arbeitenden Gelehrten wichtige Dienste geleistet. Denn Uhland wußte gar nicht, was gelehrter Egoismus oder Ehrgeiz sei. Er selbst aber schrieb zunächst seine wichtige Abhandlung über das altfranzösische Epos, in welcher er den Beweis führte, „daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objectivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweite, endlich durch Bestimmung für den Gesang, sich als ein Analogon der Homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren." Zugleich aber entsprang aus dem Studium dieser zehn Monate auch eine dichterische Fortbildung seines Romanzentons. Dort in Paris ist Graf Eberhard Weisdorn entstanden. Aus den dortigen Manuscripten kam ihm der eigene Klang entgegen, der so entzückend durch das Fragment des Fortunat geht. Da ist das Leben wahrhaft ein fröhliches Spiel.

Der Grundzug seiner Dichtung trat nun immer geschlossener heraus. Es ist bemerkenswerth, daß sich in seinen Schriften wenig Aeußerungen über Goethe oder Schiller oder Shakespeare finden. Es ist auffallender noch, daß seine Freunde selbst im persönlichen Umgang wenig Enthusiasmus für diese oder anhaltende Beschäftigung mit denselben gewahrten. Ihm war Poesie Ausdruck der Volksseele, wie Sprache oder Mythos. Die damals eben unter den Romantikern umlaufenden Ideen hierüber bestimmten seine Denkweise, weil sein eigener Genius ihnen homogen war. Fühlte doch auch er in sich einen Quell der Dichtung frisch hervorbrechen, der wenig Subjectives hatte, sondern von Allen gleich Empfundenes enthielt, das daher auch von Allen genossen ward. Hier liegt die Wurzel einer Popularität seiner Gedichte, welche doch gar nichts Triviales oder Alltägliches hat. Die Tiefen des deutschen Volksgemüths sind der Grund, aus welchem dieser Quell seiner Poesie so frisch sprudelt. Daher erklärt sich auch, daß ebenso Goethe nur einen geringen Grad von Sympathie mit ihm zeigt. Ihm fehlte in Uhland hervorragende Subjectivität, eine eigene Weise, die Welt zu fühlen und zu betrachten.

Von der Pariser Reise zurückgekehrt, verfolgte Uhland seinen Weg im Staatsdienst weiter. Im December 1812 trat er in Stuttgart als Volontair in die Kanzlei des Justizministeriums. Als die Zusage eines

mit Gehalt verbundenen Amtes vergeblich in den nächsten Jahren mehrmals von ihm in Erinnerung gebracht wurde, ließ er sich nun in Stuttgart als Advocat nieder.

Das Jahr 1813 kam. Man erwartete auch in Würtemberg die Errichtung einer Landwehr. Uhland wußte, daß sein Eintritt bei dem Vater auf Widerstand stoßen würde, da er eben erst den neuen und schwierigen Anfang gemacht hatte, sich als Advocat eine Lebensstellung zu gründen. Uhland war aber nicht geneigt, in diesem Punkte nachzugeben. „So wenig," schreibt er dem Vater am letzten Tage 1813, „ich mich übrigens muthwilligerweise preisgeben werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Krieges eingerichtet werden sollte, ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte, und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde. Ich erinnere mich sogar noch wohl, daß die liebe Mutter selbst einst im Gefühl unseres bisherigen schimpflichen Zustandes geäußert hat, daß sie, wenn es einmal auf unsere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde."

Die Befreiung und eine allgemeine gehobene Stimmung folgte. In dieser Zeit, 1815, trat Uhland mit der ersten Sammlung seiner Gedichte hervor. Es waren heitere Tage. In Stuttgart errichteten die Freunde ein „Schattenkränzchen," aus welchem wie in unseren Tagen aus dem „Engeren" die heitersten Dichtungen hervorgingen. Natürlich war es in einer schmalen dunklen Seitengasse ein alter Gasthof, „Zum Schatten" hieß er, wo die Schwaben sich zusammenfanden. Für diese heitere Gesellschaft ward die Ballade von den sieben Zechbrüdern gedichtet. Für sie sang er:

Ich weiß mir einen Schatten,
Da fließt ein kühler Quell,
Der stärket jeden Matten,
Der quillt so rein und hell;
Er ist von edlem Schlage,
Und strömt nicht Wasser; — nein,
Der Quell von dem ich sage,
Ist echter goldner Wein.

Neben manchem übermüthigen Trinkliede stehen in dieser ersten Sammlung der Lieder Uhland's Liebeslieder mannigfachsten Tones. Man frägt heute gern nach den persönlichen Schicksalen, aus welchen solche Erzeugnisse entsprangen. So manche Biographie Uhland's wir besitzen, so wenig weiß irgend eine hierüber eine befriedigende Antwort zu geben, obwohl es die Biographen an gründlichen Bemühungen nicht haben fehlen lassen. Mir macht diese Thatsache Vergnügen. Ihr Grund scheint mir einfach genug zu liegen. Es besteht in dieser Beziehung scheinbar eine Verwandtschaft zwischen Uhland und einem ganz unvergleichlich höheren, uns allen theuren Genius, Ludwig Beethoven. Die Biographen berichten aus seinen früheren Lebensjahren, er sei eigentlich nie ohne irgend eine Neigung gewesen. Sie wissen andrerseits von keiner hervortretenden mächtigen Leidenschaft zu berichten, welche die Schranken seiner Besonnenheit niedergeworfen hätte, von keinen Katastrophen des Lebens, welche in solchem Gefolge sind. Seine schöpferische gemüthsbewegte Phantasie bedurfte leiserer und stärkerer Schwingungen, um in erhabener Musik auszutönen. Sie bedurfte zugleich der gesammelten Stille, welche wahre Leidenschaften rücksichtslos vernichten. Nicht anders war es in Uhland. Es kann sein, daß seine ganz unergründliche Schweigsamkeit auch vor den Freunden eine tiefe Neigung verbarg. Man hat denn auch in einer frühverstorbenen Tübinger Professorentochter den Gegenstand dieser Neigung entdeckt zu haben geglaubt. Doch hat Uhland selber gelegentlich solchen Schlüssen gegenüber in Rücksicht der Laurafrage sehr wahr geäußert: „man verkenne ganz die Freiheit der Poesie, wenn man jedes Gedicht wie einen Erguß über eine besondere Begebenheit oder Person betrachte. Wie viel könne in dem Dichter auf dem Weg zu dem Gedicht noch vorgehen, ehe dasselbe in die Wirklichkeit hervortrete." So ist denn auch von einigen Gedichten sicher, daß sie an eine schöne blonde Nachbarin gerichtet waren, von anderen, daß sie seiner Cousine galten. Wenn man gar bei Mayer dieses ewige Hin- und Hergehen von Liebesschmerzen zwischen all diesen behaglichen und sehr wohl situirten Leuten liest, verliert man jede Neigung, den Gegenständen so ruhiger und für Poesie allein geeigneter Gefühle nachzufragen. Des Menschen sogenanntes Herz ist ein höchst verwickeltes Zusammenspiel von Gefühlen

und Affecten, welche dem oberflächlichen Blick einander zu widersprechen scheinen. In dem eines Dichters tritt eine Sprungfeder hinzu, deren Wirkung Alles noch verwickelter macht.

Neben solche Gedichte treten die politischen, welche eher auf ihren Gegenstand zurückgeführt werden können, über welche daher leichter zu reden ist. Sehr interessant erscheint, daß „Des Sängers Fluch“ als ein Zeitgedicht gegen Napoleon entstand; dieser ist der König, „an Land und Siegen reich, auf seinem Thron gesessen, so finster und so bleich.“ In dem jungen Sänger soll Uhland die unterdrückte und gemordete Freiheit, in dem Alten, dem Meister des Jünglings, das Volk haben darstellen wollen. Mächtige Lieder entsprangen alsdann im Kampf für die alte Verfassung Würtembergs. Der König Friedrich hatte 1815 eine neue Verfassung persönlich seinen Landständen verkündet. Sobald er den Ständesaal verlassen, erhoben sich alle Einberufenen, Adel, Geistlichkeit und Volksabgeordnete, zu dem einmüthigen Beschluß, die alte rechtlich bestehende Verfassung zurückzufordern, unter Vorbehalt der Abänderungen, über welche man sich vereinbaren würde. Als Dichter und als Volksvertreter hat Uhland in den vordersten Reihen für dies „alte gute Recht“ gekämpft.



Ludwig Uhland.

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann;
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Unerquickliche Zeiten kamen. Uhland's Muse schwieg, nur daß zuweilen ein po-

litisches Gedicht hervortrat, zugleich als ein Manifest, als ein Ereigniß für die Partei der alten Verfassung. Uhland war wenig geeignet für die Stellung eines Advocaten. Die Zahl seiner Clienten wuchs nicht in gleichem Verhältniß mit der Sammlung seiner Gedichte. Und dennoch glaubte er keine Stellung annehmen zu dürfen, welche einen Eid in die Hand desjenigen Königs forderte, mit welchem er haderte. Eben damals sollte eine Professur für deutsche Literatur in Tübingen gegründet werden, und Uhland war offenbar für sie der richtige Mann, diese Professur für ihn die richtige Lebensstellung. Er aber erklärte den Eltern: „Was die Professorsstellung für deutsche Literatur angeht, so steht mir in Hinsicht derselben der nämliche Grundsatz entgegen, der mich von jeder Bewerbung bei der neuen Organisation abhalten müßte: vor Herstellung des Rechtszustandes in unserm Lande auf jede Stellung zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre. Wenn unsere Collegien nach diesem Grundsatz gehandelt hätten, so wären wir jetzt wahrscheinlich nicht in diesem verfassungslosen Zustand." In dieser Lage sah ihn damals Varnhagen, welcher als preußischer Ministerresident in Karlsruhe war und mit Friedrich von Würtemberg in guten Verhältnissen, ein Gegner der altwürtembergischen Partei war. Wortkarger und verschlossener als je fand er ihn. Allein wenn das alte Recht und seine Bestreitung angerührt ward, gerieth der ernste Dichter in feurigen Fluß der Rede. Unter solchen Umständen richtete der mit allen Wurzeln und Fasern in seinem Schwaben gegründete Dichter die Blicke nach dem Auslande. Dieser Zug allein beweist, wie unerträglich ihm nachgerade der Zustand geworden war. Er wandte sich mit mehreren Schreiben nach Basel, wo ebenfalls eine Professur der deutschen Sprache errichtet werden sollte, an Koreff nach Berlin, um eine Anstellung an der Universität Bonn zu erlangen, an verschiedene Freunde. Daß die Verhältnisse dem spröden stolzen Manne solche Bitten abgewannen, beweist noch stärker, wie unerträglich sie ihm waren.

Sein Glück verließ ihn nicht. Er war nicht bestimmt, fern von den Seinen sein eigenes Schicksal zu schaffen. Auf seinem eigenthümlichen Boden sollte er sich ausleben. 1818 ward in Ludwigsburg eine Ständeversammlung einberufen, mit welcher unter ausdrücklicher Anerkennung des alten Vertragsverhältnisses der König über einen neuen Verfassungsentwurf unterhandeln wollte. Das alte Recht war damit anerkannt. Der zähe Widerstand der Partei, zu deren Führern Uhland gehörte, hatte dem mächtigen und eigenwilligen Autokraten dies Zugeständniß abgerungen. Uhland bewarb sich nun um die Stelle eines Abgeordneten und ward in Tübingen mit großer Majorität gewählt. Er war einer der eifrigsten Mitarbeiter am Verfassungsvertrag. Zur Feier des geschlossenen Vertrages ward im Hoftheater den 18. October sein Herzog Ernst gegeben. Es war einer der Höhepunkte seines Lebens, wo der Prolog erklang, welchen er zu diesem Tage gedichtet, den geschlossenen Frieden zwischen dem Fürsten und seinem Volke zu feiern:

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in dies Leben ein.
Ja, mitten in der wildverworrnen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.

Auch sein Haus ward nun gegründet, da er sich im Parlament wohl fühlte. Rückert hat elf Sonette „Rosen auf das Grab einer edlen Frau" zum Gedächtniß an Frau Emilie Pistorius gedichtet. Mit ihrer durch Geist und Charakter gleich ausgezeichneten Tochter verband sich Uhland. Es ist charakteristisch für den Dichter der Liebe, daß er, um bei einer wichtigen Abstimmung in der Kammer nicht zu fehlen, sich nicht zur rechten Zeit im Hochzeitshause einfand und so die Trauungsstunde hinausgeschoben werden mußte. Es war der Abschluß einer jahrelangen Neigung, welche die trüben Umstände aussichtslos zu machen schienen. Uhland war kurz vorher mit einem trüben Trauerspiel, „Johannes Parricida" umgegangen und hatte zu Gustav Schwab im Erzählen von diesem düstern Helden gesagt: „Es war mit ihm wie mit mir; er hat in Allem Unglück gehabt;" nun war mit der frischen politischen Thätigkeit zugleich auch das Glück der Ehe und des Hauses über ihn gekommen.

Die politische Thätigkeit ging mit doppeltem Eifer weiter. Dazu erschien 1822 seine Monographie über Walther von der

Vogelweide. Er liebte Walther, weil er ihm selber so verwandt war. Derselbe lebendige Sinn in Beiden für die Nation und ihr geheimnißvolles Leben, dasselbe innige Empfinden für die selige goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, dasselbe Herz für die deutsche Heimath und die deutsche Art. Wie gern sehe ich Uhland vor mir, wie ihn Schöll nach einer damaligen Begegnung geschildert hat: „Gern gedenk' ich noch der frohen Stimmung, in der Uhland mit uns an einem sonnigen Tage eine Stunde von Stuttgart nach einer schattigen Au hinauswanderte, wo etliche Gesangvereine des Landes und viele Gäste zu einem Liederfeste zusammenkamen. Diese volksmäßige Lustbarkeit, wo sich Alt und Jung harmlos aufgeregt durch einander trieb, überall bei kleinen Gelagen Bekannte und Verwandte sich anriefen, begrüßten, zutranken und die begeisternden und lustigen Lieder — das war so recht ein Heimathgenuß nach dem Herzen Uhland's. Bald blickte er behaglich die Gruppen entlang, bald trat er wohlgelaunt unter nähere Bekannte." Auch Schwab war mit den Freunden und als er in's Erzählen kam über die Aeußerungen von Frommen im Lande, meinte Uhland vergnüglich: „Nun so mögen sie auch die Blätter von den Bäumen reißen und Bibelsprüche daran hängen." Seine dichterische Production stockte zuweilen lange. Er dichtete nur, wenn er eben nicht anders konnte. Darauf beruht ein großer Reiz seiner in sich gesammelten, verdichteten Poesie. Desto lebendiger gingen die wissenschaftlichen Forschungen weiter. 1827 trug denn auch der Tübinger Senat auf Uhland's Berufung zur Professur der deutschen Literatur an. Die Regierung zögerte lange, den Mann zu berufen, dessen politische Laufbahn ihr so wenig genehm war. Vergebens wandte sie sich an Schwab mit einer Berufung, welcher als Mann von Ehre und Uhland's Freund unbedingt ablehnte. Endlich im December 1829 berief sie ihn.

Das Leben des schwäbischen Dichters, Forschers und Patrioten war nunmehr zum Abschluß gekommen. Seiner Wünsche Erfüllung war von allen Seiten gekommen.

Seine Vorlesungen über Nibelungen, altdeutsche Dichter, über Sagengeschichte der romanischen und germanischen Völker bildeten einen Glanzpunkt des damaligen Tübinger Lebens. 1836 hatte er in Tübingen das kurz vorher vom Kanzler der Hochschule erbaute, reizend an der Neckarbrücke gelegene Haus gekauft, in welchem er gestorben ist. Nun blickte er geruhigen Sinnes von da hinab auf das vom Fluß durchzogene Thal und einen Theil der schwäbischen Alp. Selten kam zwar nur noch die Muse dieser anmuthigen Gegenden, ihren Dichter zu besuchen. Aber umfassende wissenschaftliche Forschungen wurden in dieser Stille gehegt und reiften zu einer Vollendung des Gehaltes und der Form, durch welche sie ein unvergängliches Eigenthum der germanischen Wissenschaft sind. Dann begann er Reisen in den Ferien nach großen Bibliotheken, zu germanistischen Freunden. Aber am heitersten fanden ihn dann doch immer wieder die Freunde, wenn sie im Haus an der Neckarbrücke zu Gaste waren.

Bei dem Begräbniß seines Freundes Justinus Kerner holte er sich selber den Keim eines Leidens. Er starb den 14. November 1862. Eine Strophe aus einem Trauergedicht J. G. Fischer's, das an seinem Grabe gesprochen ward, lautete prophetisch:

Endlich wenn Du erscheinst, Geist der Zukunft,
Suchst Du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und Du wirst rufen: Ludwig Uhland.

Lessing in Berlin.

Von

Wilhelm Petsch.

Wenn wir das Leben Lessing's und den Briefwechsel seiner Zeit aufmerksam durchblättern, so finden wir, daß der unsterbliche Dichter im Ganzen acht Mal in der deutschen Kaiserstadt weilte — viermal als Berliner Bürger und viermal als Besucher der Hauptstadt. Es ist von Interesse, aus der Localgeschichte Berlins zu erfahren, wo Lessing diese acht Male wohnte und unter welchen Verhältnissen er hier thätig war.

Durch die ursprüngliche Stadt Alt-Berlin führt von der thurmlosen Garnisonkirche bis zum stolzen Rathhause die Span-

dauer Straße, von Norden nach Süden. Auf der Ostseite liegt das kleine Haus Nr. 68, das mit einer Gedenktafel geschmückt ist, die uns zuruft: „In diesem Hause lebte und wirkte Unsterbliches Moses Mendelssohn." Hier hatte auch unser Lessing seine erste Berliner Wohnung, von 1748 bis 1752. Er kam zu Ende des Jahres 1748, ein neunzehnjähriger Jüngling, von Wittenberg nach Berlin. Der Leipziger Student kam mittellos. Sein Freund und Genosse, Christlob Mylius, hatte sich unterm 6. November 1748 verpflichtet, dem Buchhändler Andreas Rüdiger die Berlinische (jetzige Vossische) Zeitung zu schreiben, und führte den jungen, armen Lessing als Mitarbeiter ein. „Ich hätte längst unterkommen können," schreibt der Dichter seiner Mutter am 20. Januar 1749, „wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen traut." Stimmt diese Lage des Unsterblichen die schönen Leserinnen nicht sentimental? Durch Mylius bei Rüdiger eingeführt, erhält Lessing den Auftrag, die umfassende Bibliothek des reichen Mannes zu ordnen, und für diese Herculesarbeit wird ihm freier Tisch und eine kleine Einnahme gewährt. Damit ist zunächst die böse, recht prosaische Magenfrage gelöst. So lebt und arbeitet er sein erstes Berliner Jahr. Und dann? Am 2. November 1750 schreibt er seinem Vater: „Ich mache keine Rechnung darauf und habe meine Sachen so eingerichtet, daß ich auch ohne sie diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein Anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe! Der Tisch kümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Sgr. 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun." Ist der junge Philosoph, dieser zweite Diogenes, in seiner Bedürfnißlosigkeit nicht beneidenswerth? Es gehört Jugendmuth zu solchem Entsagen und Ertragen. Dies Haus, Spandauerstraße 68, hatten nacheinander Ramler, Mylius, Lessing und Nicolai bewohnt. In den Briefen heißt es deshalb „unser Haus." Zuletzt kaufte es Moses Mendelssohn und bewohnte es bis an sein Ende. Diese erste Wohnung theilte Lessing mit seinem Freunde Mylius, der im März 1754 zu London starb. Kurz vor Neujahr 1752 verließ unser Dichter Berlin, zog nach Wittenberg zu seinem Bruder Theophilus und kam nach einem halben Jahre als Magister zurück, seine literarische Thätigkeit bei der Vossischen Zeitung wieder aufnehmend.

Sein zweiter Aufenthalt dauert von 1752 bis 1755. Während desselben wohnte er auf dem Nikolaikirchhofe Nr. 10, zwei Treppen hoch, hübsch in der Nähe des Vossischen Geschäftes im Berliner Rathhause. Nicolai nennt die Wohnung „eine sehr kleine Stube in einem sehr kleinen Hause." Und diese sehr kleine Stube theilte der so genügsame Literat noch mit seinem Freunde Naumann. Dieser „kleine" Naumann, Christian Nicolaus, war schon zu Leipzig mit Mylius und Lessing befreundet, ging als Journalist nach Jena und kam als solcher im Frühling 1753 nach Berlin, von wo er nach Hamburg übersiedelte. Naumann hatte eine Schrift „Ueber Verstand und Glück" drucken lassen und sie seinem Lessing gewidmet. Als dieser den Titel las, rief er aus: „Mensch, wie kannst Du von zwei Sachen schreiben, die Du nie gehabt hast!" Rühmenswerth ist es, wie Lessing bei seinen sehr bescheidenen Mitteln seine jüngeren Brüder gastlich in diesem Raume beherbergt. Während der Osterferien 1753 ist Theophilus sein Gast, und 1755 weilt der vierzehnjährige Gottlieb Monate hindurch bei ihm. Das kleine Haus, das in einem Bilde getreu erhalten ist, war ein Fachwerkbau, schon vor dem dreißigjährigen Kriege erbaut, schmal und hoch, mit übergekragten Obergeschossen. Heut hat es einem Neubau Platz machen müssen und ist ein Hintergebäude des Hauses Molkenmarkt 9 und 10 geworden. Lessing bewohnte mit Nauman zwei Treppen hoch eine Stube und Kammer, und diese Wohnung sah oft einen lauten, geselligen Freundeskreis.

Diesem lauten Kreise entfloh Lessing, der 1752 in den von Ramler 1748 gegründeten Montagsclub aufgenommen worden war, nach Potsdam, um dort in aller Stille seine Miß Sara Sampson zu dichten, ging im Sommer 1755 nach Frankfurt a. d. O., um im Juli der Aufführung seiner Sampson beizuwohnen, und nahm am 18. October seinen Aufenthalt zu Leip-

zig, während ihm Moses Mendelssohn seine kleine Bibliothek, die hauptsächlich spanische, italienische und holländische Komödien enthielt, treu bewahrte.

Im Frühling 1758 kam Lessing zum dritten Male nach Berlin. Dieser dritte Aufenthalt dauerte von Mai 1758 bis Ende 1760. Karl Lessing bemerkt hierzu: „Er kam nach Berlin, um hier noch ungestörter zu arbeiten, als in Leipzig.“ Diese dritte Wohnung lag Heiligegeiststraße 52. Während dieses Abschnittes saßen die Freunde oft in dem alterthümlichen Weinkeller, Brüder-Straße 27, jetzt Maurer und Bracht gehörig, in dem man heute noch den einfachen Holzstuhl zeigt, auf dem der unsterbliche Dichter als fröhlicher Zecher gesessen. Zu dieser Winterwohnung miethete sich Lessing noch eine entlegene Gartenwohnung. In dieses Gartenhaus, wo die „Literaturbriefe“ entstanden sind, sendet ihm Gleim einen Anker besten Rheinweines. Lessing verspricht unterm 27. Juli 1759, bei jedem Glase des „poetischen Geschenkes aus dem Domkeller“ seine Gesundheit zu trinken, und fügt hinzu: „Auf meiner Sommerstube sollte es Ihnen gewiß nicht mißfallen. Nur glauben Sie um Gotteswillen nicht, daß ich da arbeite! Ich bin nie fauler, als wenn ich in dieser, meiner Einsiedelei bin. Wenn es hoch kommt, mache ich Projecte; Projecte zu Tragödien und Komödien.“ Im August ist sein Bruder Gottlieb wieder einige Wochen bei ihm. Es ist dieser dritte Aufenthalt die sonnigste Zeit seines Lebens. Aus diesen Tagen stammt das Porträt des Dichters von Tischbein, das die National-Galerie besitzt, und das bei den frischen, gerundeten Zügen in Haltung und Ausdruck hinreißende Energie bekundet. Mit dieser Energie reißt er sich urplötzlich von seinen Freunden und Büchern los und tritt in Breslau beim General Tauenzien als Secretär ein.

Zwischen dem dritten und vierten Aufenthalte in Berlin liegt ein Geschäftsausflug. Im Juli 1763 mit Tauenzien zu Potsdam, machte der Kriegssecretär einen flüchtigen Abstecher zu seinen Berliner Freunden.

Der vierte Aufenthalt dauert von Mitte Mai 1765 bis April 1767. Er kommt als Secretär a. D. von Breslau über Leipzig mit Nicolai nach Berlin. In Breslau hat er sich für einen großen Theil seiner Einnahmen eine bedeutende Bibliothek angeschafft, die eine geräumigere Wohnung erfordert, als es die drei ersten waren. Er selbst nennt seine Bücher 6000 Bände stark, und Nicolai schreibt uns, daß alle Wände der Wohnung mit Repositorien besetzt waren. Diese Wohnung ist im Hause Königsgraben No. 10, das der Verein für die Geschichte Berlins mit einer Büste Lessing's und einer Gedenktafel geschmückt hat, um die sich Professor Adler und Hofbildhauer Gilli große Verdienste erworben haben. Dieser Schmuck, hypothekarisch eingetragen, köstet dem Vereine gegen 500 Thaler. Die Inschrift lautet:

Lessing
dichtete hier
Minna von Barnhelm
1765.
Der Verein für die Geschichte Berlins 1870.

Ramler wohnte bis 1786, wo er nach der Neuen Promenade No. 5 übersiedelte, ganz in der Nähe, nämlich Neue Friedrichsstraße No. 25. Lessing hatte seinen Diener von Breslau aus vorangeschickt. Derselbe gab sich beim Hauswirth Schlenen für Lessing's Bruder aus, stolzirte in der Garderobe des Dichters einher und benutzte dessen Credit in unverschämter Weise. Lessing jagte den Frechen davon, als er eintraf. Die ganze Uebersiedelung machte viel Kosten, und die Aufstellung der Bibliothek beanspruchte viel Zeit. Während er am 4. Juli 1765 seinem Bruder Karl zu dessen Equipirung und Reise fünfzig Thaler schickt, bittet er die Schwester, ihm das Uebersenden einer gleichen Summe noch zu stunden. „Ich fühle mich jetzt ein wenig zu sehr entkräftet, indem mich meine gemachte Veränderung und hiesige Einrichtung unglaublich viel kosten.“ Wenige Wochen nach seiner Ankunft nahm er seinen Bruder Karl bei sich auf, und im Winter zieht sein junger Freund und Verehrer von Brenkenhof zu ihm. Mit diesem macht er von Mitte Juni bis Ende August 1766 über Halberstadt und Göttingen einen Ausflug nach Pyrmont. Im September erkrankend, macht er zu seiner Erholung mehrere kleinere Reisen und siedelt Anfangs April 1767 nach Hamburg über, den Anträgen des deutschen Nationaltheaters Folge gebend. Seine große Bibliothek kam unter

den Auctionshammer. Da der Verkauf sich hinschleppte, mußte Karl Lessing die Wohnung bis Michaelis noch behalten. Welche Veränderung mit unserm Dichter in den siebzehn Jahren vorgegangen ist, die zwischen dem ersten und vierten Aufenthalte liegen, fühlt der Leser von selbst heraus. Anno 1748 ordnet er für freien Tisch die Bibliothek des Wohlhabenden — 1765 kommt er mit eigener, größerer Bibliothek; 1748 freut er sich, daß er für 1 Gr. 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun kann — 1765 schickt er, der mit Diener gekommen, seinem Bruder fünfzig Thaler Reisegeld. Sein Leben hinter den Coulissen ist so oft geschildert worden, wie sein Zechen im Weinkeller; ich habe deshalb auf Beides verzichtet. Die Hauptsache dieses vierten und letzten Aufenthaltes in dem Hause, das nun mit seiner Büste geschmückt ist, bleibt seine Minna von Barnhelm. Zu Breslau schon in heiteren Frühlingsmorgenstunden entworfen, erfolgte hier die Ausführung. Sobald ein Act vollendet war, eilte er zu Ramler, las dem Freunde die Arbeit vor und ließ ihm so lange das Heft zurück, bis der folgende Act geschrieben war. Zwischen den Freunden herrschte der alte, lustige, strebsame Verkehr. Nach acht Jahren schreibt Nicolai am 17. Juni 1775 dem einsamen Dichter: „Daß Ihre Gesundheit abnimmt und mit ihr die gute Laune, thut mir herzlich leid. Sie sind allzu einsam. Als wir uns noch in Berlin im Lustgarten über Ihren „Laocoon" zankten, ging es besser." Außerdem hatte der Dichter der Minna nicht nur die Bühne im Auge, sondern auch mit Recht eine feste Stelle für die Zukunft; die sorglose Jugend war vorüber. Er hoffte Bibliothekar bei der königlichen Bibliothek zu werden und hatte als deutscher Dichter und Secretär Tauenzien's wohlbegründete Ansprüche auf dieses Amt. Zweimal von Quintus Icilius zu diesem Posten vorgeschlagen, wurde der „einfältige Benedictiner" Peretty Bibliothekar, und Lessing ging leer aus. Dies verbitterte ihn, und diese Stimmung tönt noch lange in seinen Briefen nach. Noch von Berlin aus, Februar 1767, schreibt er an Gleim: „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige, vom Größten bis zum Kleinsten — — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth!" Seinem Vater meldet er aus Hamburg: „Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft und worauf man mich so oft vertröstet — seine Anstellung als Bibliothekar — fehlgeschlagen." Trotzdem ihm der Bruder den Beifall der Berliner über seine Minna meldet, antwortet er am 26. April 1768: „Ich sehne mich darum doch nicht wieder nach Berlin!" Und am 6. November ist das Alles nur frischer als je in seinem Gedächtniß, wo er Ramler schreibt: „Sie sind krank gewesen, liebster Freund? Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles, was man da sieht, muß Einem ja die Galle ins Geblüt jagen!"

Damit haben wir den viermaligen, längeren Aufenthalt Lessing's in der „Königin der Städte" geschildert und einen von seinen vier kürzeren Besuchen bereits angegeben. Es bleibt jetzt nur noch übrig, die drei letzten Besuche den Lesern vorzuführen.

Der erste Besuch fällt in den September von 1771. Lessing kommt von Hamburg aus mit dem Vetter der Frau Eva König, und wohnt bei seinem Bruder Karl, der unterdessen Assistent bei der Königlichen Münzdirection geworden. Diese Wohnung befindet sich im Hause der Vossischen Zeitung, Breite Straße No. 8. Lessing selbst schreibt über diese vierzehn Tage an Frau Eva König: „Wahrlich, ich bin den ganzen Tag immer so belagert und des Abends so lange in Gesellschaft gewesen, daß dieses der erste freie Augenblick ist, den ich auf meines Bruders Stube ohne Zeugen zubringen kann." Dieser Ausflug erinnert uns an den dritten Aufenthalt zu Berlin, wo ihn Tischbein malte. Professor Sulzer wollte durchaus Lessing's Bild besitzen. Auf Vermittlung von Voß saß der Dichter dem Dresdener Hofmaler Anton Graf, der gerade bei Sulzer wohnte und 1775 dessen Schwiegersohn wurde, und so hat uns dieser Ausflug von vierzehn Tagen ein werthvolles Originalbild Lessing's hinterlassen, das uns, im Gegensatze zu dem jugendlichen, die Energie darstellenden Bilde Tischbein's, den gereiften Mann zeigt, dessen Züge bei stolzem Selbstbewußtsein Sicherheit und Ruhe athmen. Das Bild wurde im Stich

vervielfältigt; Lessing erhielt das Original und schenkte dieses seiner Eva König.

Der vorletzte Besuch fällt in das Jahr 1775. Lessing bezieht bei seinem Bruder Karl zwei kleine Zimmer, der bei dem Dr. Kurella, Alte Leipziger Straße No. 1, an der Jungfernbrücke wohnt. Dr. Kurella ist noch heut unsterblich durch sein berühmtes Brustpulver, aus dem der Volksmund ein „korallisches" Brustpulver gemacht hat. Dieser Aufenthalt dauerte vom 1. bis zum 15. März, dem dann über Dresden, Prag und Wien mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig die Reise nach Italien folgte, die weder seiner Gesundheit, noch seinen persönlichen Verhältnissen förderlich war.

Auf der Rückreise kam er 1776 durch Berlin. Er wollte nur einige Tage rasten, blieb aber doch drei Wochen, vom 26. Januar bis Mitte Februar. Diese letzten Berliner Tage wohnte er wiederum in dem Kurella'schen Hause. Er schreibt über das unruhige gesellschaftliche Treiben, das dieser Aufenthalt hervorrief, an Frau Eva König: „Man läßt mich so wenig zu Hause, und wenn ich zu Hause bin, so bin ich so wenig allein. Gott, wann wird dieses Leben einmal aufhören? Wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selbst leben können?"

Dies waren seine letzten Berliner Tage. Lessing lebte nach dem noch volle fünfundzwanzig Jahre, doch niemals betrat sein Fuß die deutsche Hauptstadt wieder. Stellen wir uns seine acht Besuche Berlins zusammen, und fragen wir nach den Lessinghäusern, so finden wir, daß er bei den vier kurzen Besuchen als Gast einmal im Gasthause logirte, die andern Male Breite Straße No. 8 und Alte Leipziger Straße No. 1 bei seinem Bruder Karl wohnte. Beide Häuser haben Neubauten Platz gemacht. Bei seinen vier Niederlassungen in Berlin wohnte er also Spandauer Straße No. 68, Nikolaikirchhof No. 10, Heiligegeiststraße No. 52 und Königsgraben No. 10. Die beiden mittleren Häuser sind ganz umgebaut, und das erste, das Mendelssohn'sche Haus, hat seine Façade ebenfalls modernisirt. Nur das letzte Haus in der krummen, engen stillen Straße „Am Königsgraben" mit seinen drei Stockwerken und seinen acht Fenstern Front, mit seinen auffallend engen Treppen, dies Haus seiner Bibliothek und seiner Minna von Barnhelm steht noch ganz so da, wie es zu Lessing's Zeiten war. Darum hat mit Recht der Berliner Geschichtsverein nach den umfassenden Studien des Baumeisters Professor Adler (Vossische Zeitung 1868 No. 251, 257 und 263) dies Haus als das eigentliche Lessinghaus erklärt und als solches geschmückt. Vielleicht wird dies Veranlassung, daß die Benennung „Am Königsgraben" der schöneren Bezeichnung „Lessingstraße" weichen muß. Berlin hat seine Körner-, seine Raupach- und seine Tieckstraße — da würde Lessing's Andenken wohl solche Ehrenbezeigung rechtfertigen.

Wen in Berlin es kränkt, daß Lessing 1767 so mißgestimmt aus dieser Stadt scheidet und so bitter über sie schreibt, den wird der Brief des Dichters wieder versöhnen, den er am 19. December 1780, also wenige Wochen vor seinem Tode, an Moses Mendelssohn sendet. Er klingt so wehmüthig und doch so philosophisch, wie die letzten Aeußerungen des Einsamen auf Sanssouci. Dieser Brief stellt Lessing und Friedrich den Großen unwillkürlich zusammen. Es kann diese Skizze nicht besser als mit diesem bittern Lebewohl geschlossen werden. An seine Berliner Jugendtage denkend, schreibt der einsame Dichter: „Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen — und ich bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, — diese Scene ist aus!"

Die Hochzeit Friedrich's des Großen

auf dem

Lustschlosse zu Salzdahlum.

Von

Adolf Glaser.

Welch einen Monolog würde ein Shakespeare der Neuzeit dem großen Preußenkönige Friedrich in den Mund legen können, wenn er ihn vorführte am späten Abend des 11. Juni 1733, da er als Prinz Friedrich, nach Beendignng der Lustbar-

keiten, die zur Feier seines Polterabends auf dem Lustschlosse Salzdahlum, welches zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel gelegen war, stattgefunden hatten, einsam auf seinem Zimmer weilte und über sein eigenes Schicksal, sowie über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachdenken konnte! In der That, eine eigenthümlichere Situation läßt sich kaum denken als die, in welcher sich an diesem merkwürdigen Abende der Kronprinz von Preußen befand, der nach den schrecklichen Erfahrungen, die er bereits in seiner frühen Jugend gemacht hatte, sich gezwungen sah, widerwillig ein Ehebündniß einzugehen, das ihm verhaßt war. Und dabei mußte er noch zur Feier des Polterabends in einer Aufführung mitwirken, die nach dem Geschmacke der damaligen Zeit höchst anmuthig und sinnreich erschien, nach unseren Begriffen aber eigentlich etwas geschmacklos genannt werden könnte.

Es war ein Schäferspiel, eine jener Pantomimen, wie sie damals an den Höfen vielfach aufgeführt wurden, zu einer Zeit, als die aufkeimende deutsche Schauspielkunst mit Noth und Verachtung zu kämpfen hatte, während die hohen Herrschaften sich darin gefielen, in Ballet und Opern selbst aufzutreten und theils unter Mitwirkung bezahlter Künstler, theils nur unter sich die üppigen Fabeln aus der griechischen Götterwelt und dergleichen darzustellen. Der prachtvolle Garten des Salzdahlumer Schlosses war schon in den Nachmittagsstunden von einer großen Menge Zuschauer aus Braunschweig, Wolfenbüttel und der Umgegend angefüllt. Sehr günstiges Wetter erhöhte die fröhliche Stimmung der Harrenden. Endlich ertönte vom Schlosse her die Musik der Hofkapelle des Herzogs, deren Mitglieder, in Hirtentracht, einen langen Zug bildeten, der, mit Inbegriff des zur Kapelle gehörigen Sängerchors, etwa hundert Personen stark war, die alle nach dem Gartentheater zogen, wo auf dem großen Rasenplatze, der anstatt der Coulissen ganz mit Lauben umgeben war, die Vorstellung stattfinden sollte. Dorthin begaben sich denn auch die vornehmen Gäste und fürstlichen Personen, gleichfalls in Hirtentracht.

Nachdem die Einleitung mit Musik und Tanz vorüber war, begaben sich drei Jünglinge, als arkadische Schäfer, darunter der Kronprinz Friedrich, zu dem Sitze des Hirtenfürsten, welcher durch den Vater der Braut, den Herzog Ferdinand Albrecht, dargestellt wurde, und warben um dessen Tochter, die als die schönste Hirtin Arkadiens geschildert wurde. Der Fürst nahm die Bitte huldvoll entgegen und bestimmte, daß er demjenigen, der am schönsten die Hirtenflöte blase, seine Tochter zur Gattin geben werde. Die drei Bewerber begannen ihr Spiel, aber die Entscheidung des Hirtenfürsten erfolgte nicht, und er erklärte, daß er nicht im Stande sei, den Preis zu ertheilen. Da erscholl eine sanfte Musik in der Ferne, die Gebüsche rauschten und der Musengott Apollo erschien mitten unter den Hirten, die sich vor ihm neigten und ihn mit ihren schönsten Weisen begrüßten. Nach Apollo's Aufforderung begannen die Jünglinge nochmals ihr Flötenspiel und nun ertheilte der Gott, indem er den Prinzen Friedrich der Prinzessin Elisabeth Christine, die in der Rolle der Tochter des Hirtenfürsten zugegen war, zuführte, diesem den Preis.

Die Schäfer und Schäferinnen brachten darauf dem Paare ihre Glückwünsche und Gaben dar; in kostbaren Gefäßen wurden Speisen und Getränke herumgereicht und als der Abend völlig hereingebrochen war, strahlte der ganze schöne Garten in prachtvoller Beleuchtung; von Zeit zu Zeit spielte die Hofkapelle und auf dem Rasenplatze führten die Hirten und Hirtinnen allerlei heitere Tänze auf.

So mußte also das unglückselige Flötenspiel, welches dem Prinzen bereits so manche bittere Stunde eingebracht hatte, hier symbolisch ihm die Braut erwerben, die seinem Leben auch keine süßen Augenblicke gewähren durfte, und seltsam ist es, daß sein Vater, der König Friedrich Wilhelm I., dieser ganzen, seinem Wesen gewiß entschieden antipathischen Aufführung beiwohnte. Jene Zeit war ja eben voller Widersprüche und Willkürlichkeiten, die überall im schroffsten Gegensatze standen, und das Gemüth des jungen reichbegabten Prinzen mußte an jenem Abende sich in einer Art von traumhaft gedrückter Stimmung befinden.

Sein Vater, dessen persönlicher Wille wie ein schwerer Alp auf den Empfindungen des Jünglings lastete, haßte und verachtete alle jene zierlichen und von innerlicher Frivolität durchdrungenen französischen Lustbarkeiten; er wollte seinem Sohne

eine einfach erzogene, deutschfühlende Frau geben und konnte es doch nicht verhindern, daß die von ihm so sehnlich herbeigewünschte Hochzeit in dem unvermeidlichen Stil des Versailler Hofes gefeiert wurde. Das ganze Lustschloß Salzdahlum war überhaupt nur eine Nachahmung des Schlosses Marly bei Versailles, zwar nur von Holz, aber doch mit großer Pracht ausgestattet, wovon die Kunstsammlungen in Braunschweig noch heute durch Reste der Sammlungen von Gemälden aus der Salzdahlumer Galerie und die Majolicasammlung einen Begriff geben. Die luxuriöse Einrichtung wurde zum Theil auch erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den Herzog Karl vervollständigt, der das Land, trotz der amerikanischen Werbegelder, dadurch in Schulden stürzte.

Das Schloß war im Jahre 1694 erbaut worden. Bei der Vermählungsfeier der Prinzessin Elisabeth Christine mit dem Kronprinzen war es noch verhältnißmäßig neu; es bot dann ein volles Jahrhundert hindurch den Gliedern der herzoglich braunschweigischen Familie den angenehmsten Aufenthalt, bis zu der großen Katastrophe im Anfang dieses Jahrhunderts, die für Salzdahlum ihren Höhepunkt hatte, als im Jahre 1806 der unglückliche Herzog Karl Wilhelm Ferdinand schwer und tödtlich verwundet auf der Flucht nach Ottensen dort einen Augenblick Rast fand. Und als dieser unglückliche Fürst auf seinem Schmerzenslager körperlich und geistig unsäglich litt, bestand die einzige Aeußerung, welche er vernehmen ließ, in zwei französischen Worten: „Quelle honte!“ Dies war das Einzige, was die Umgebung des Dulders von ihm hörte, und somit sprach er den Schmerz, den ihm das Schicksal seines Hauses bereitete, in der Sprache derjenigen Nation aus, welche durch den Einfluß ihrer Sitten dieses Schicksal vorbereitet und die deutschen Fürsten demoralisirt hatte.

Zu Weihnachten desselben Jahres traf schon der kaiserliche Intendant Denon in Salzdahlum ein und ließ mit geschäftiger Eile die werthvollsten Kunstschätze einpacken, um sie nach Paris zu schleppen. Einige Jahre darauf wurde unter der westfälischen Herrschaft der Rest von Möbeln und Gemälden auctionsmäßig verkauft und der Abbruch des Schlosses rasch betrieben, da der König Jerome dasselbe der Gemeinde Braunschweig als Entschädigung für den bedeutenden Kostenaufwand, den der dortige Schloßausbau verursachte, angewiesen hatte. Gegenwärtig ist von den alten Herrlichkeiten nichts weiter vorhanden als ein Theil des Parkes, der nichts mehr erkennen läßt von den zierlich zurechtgestutzten Anlagen, wie sie zur Zeit der Vermählung Friedrich's des Großen dort sich fanden.

So spurlos wie die Räumlichkeiten verschwunden sind, in denen jener Vermählungsact vollzogen wurde, ebenso spurlos blieb diese Vermählung selbst in der Geschichte des preußischen Königshauses. Vergeblich hat man versucht, das Räthsel dieser eigenthümlichen Ehe zu lösen, und man ist häufig dabei den leichten Weg gegangen, etwas Außerordentliches durch ganz gewöhnliche Gründe erklären zu wollen, aber jeder neue Versuch constatirte die Fruchtlosigkeit der vorhergehenden und trug den Keim der eigenen Unhaltbarkeit in sich. Die junge, hübsche Prinzessin, die allen vorhandenen Zeugnissen nach sorgfältig erzogen und von sanftem Gemüthe war, wurde durch diese Vermählung zu dem traurigen Schicksale bestimmt, dem Namen nach die Frau eines Mannes zu sein, den sie hochschätzte, und der ihr selbst Achtung gewähren mußte, während sie ihr Leben in Wahrheit einsam vertrauerte und nichts von Alledem kennen lernte, was sonst dem Leben einer Gattin Reiz verleiht. Und dennoch hatte sie den Trost, daß Friedrich ihr wenigstens keine Nebenbuhlerin gab.

Wohl mochten es schwere und schmerzliche Gedanken sein, die den Kronprinzen in jenen Tagen zu Salzdahlum beschäftigten. Vor seinem Geiste stieg gewiß das Bild seines Jugendfreundes Katte auf, der seine Anhänglichkeit an den jungen Prinzen mit dem Opfer seines Lebens bezahlen mußte, und er erinnerte sich wohl auch der furchtbaren Mißhandlungen, die er selbst von seinem Vater zu erdulden hatte. Wenn wir auch heute, da Preußen auf der Höhe seines Ruhmes angelangt ist, jenen starren und unbeugsamen Haß selbst gerechtfertigt finden, den der König Friedrich Wilhelm I. dem französischen Wesen entgegensetzte und der fast wie eine dämonische Macht ihn im eigenen Hause zu Handlungen trieb, die an sich weder gerecht noch erträglich waren, aus denen aber der Keim des kräftigen, aufstrebenden

Geistes sich ableiten läßt, dessen Früchte wir heute sehen, so bleibt doch das innigste Mitgefühl für den Prinzen unverändert.

Was Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf das Blutgerüst führte, das gab Friedrich Wilhelm I. den Stock des Büttels in die Hand, und indem er seinen Sohn mißhandelte, deutete er in dem beabsichtigten Todesurtheil gleichsam das schreckliche Ende an, welches die entsittlichende Richtung des französischen Hofes dort wirklich fand.

Von den freundschaftlichen Beziehungen, welche Friedrich Wilhelm I. mit der herzoglich braunschweigischen Familie von jeher unterhalten hatte, giebt auch der Umstand Zeugniß, daß er mit seiner Gemahlin schon im Jahre 1712 einige Zeit in Salzdahlum verweilte, kurz nachdem das Schloß kaum erbaut und die Anlagen eben vollendet waren.

Das Dorf hat den Namen von Salzquellen, die seit alten Zeiten dort bekannt sind und benutzt wurden. Die hübsche Lage in der Nähe zweier Ausläufer des Harzes, der Asse und des Elm, mag den Herzog Anton Ulrich auf die Idee gebracht haben, sich dort ein Lustschloß nach dem Muster von Marly zu erbauen. Von der Westseite, von Wolfenbüttel her, führte von dem Salzdahlum naheliegenden Gehölze eine lange, breite Lindenallee bis zur Pforte des Schloßgartens, an welcher das herzogliche Wappen prangte und vor welcher zwei Statuen, herculische geharnischte Ritter mit erhobenen Schwertern, standen. Das Schloß, als das Hauptgebäude, hatte an den Seiten zwei, in der Mitte aber drei Etagen, das Dach war mit Statuen rings herum geziert und über dem Haupteingange war wieder das herzogliche Wappen angebracht. Das mittlere Gebäude war außerhalb mit korinthischer, die beiden Nebenflügel der oberen Etage, welche aus fünf Arcaden bestanden, mit jonischer, der unteren aber mit dorischer Architektur verziert. Eine mit Balustrade und anderen Auszierungen geschmückte Haupttreppe führte zum großen Audienzsaale, wo in späteren Zeiten oft die Landstände versammelt waren. Die Galerie in diesem Saale ruhte auf korinthischen Säulen und in den Nischen standen Marmorstatuen. In der unteren Etage befand sich ein kostbares Gemach mit gestickten Tapeten, von der fleißigen und kunstreichen Hand der Herzogin selbst verfertigt; auch die Sesselüberzüge waren von gleicher Arbeit, von derselben Hand gemacht, es war das Audienzzimmer der Herzogin.

Das Orangeriegebäude auf der einen Seite des Schlosses war 200 Fuß lang und 50 Fuß breit. Auf der anderen Seite schloß sich in gleichen Dimensionen die Gemäldegalerie an, welche die werthvollsten Schätze, unter anderen viele Originale von Rubens, Rembrandt, Guido Reni, Lucas Cranach und Anderen, enthielt.

Der Garten prangte in Anlagen, die ganz dem damaligen Geschmacke entsprachen. In der 800 Fuß langen Hauptallee waren kolossale Statuen aus der römischen und griechischen Mythologie aufgestellt. Das Parterre des Lustgartens hatte eine in der Mitte 50 Fuß hoch springende Fontaine, die von kleineren, etwa 30 Fuß hoch springenden, umgeben war. Eine besondere Zierde des Gartens war der sogenannte Parnaß, ein Gebäude, das von außen ein verfallener Felsen zu sein schien, der 200 Fuß Breite und 150 Fuß Höhe hatte. Im Inneren desselben befanden sich Zimmer in zwei Etagen; vom Felsen herab ergossen sich Wasserfälle in den unten befindlichen Teich, an welchem die Latona mit ihren beiden Kindern stand, während man im Wasser die Landleute erblickte, welche das Quellwasser schmutzig gemacht und auf die Bitte der Latona zu Fröschen verwandelt wurden. In dem oberen Zimmer des Parnasses sah man die neun Musen nebst dem Apollo und der Minerva, sowie einen Genius mit den Attributen des Braunschweiger Landes. Auf der Spitze des Felsens erblickte man freistehend den Pegasus, zu den Wolken sich emporschwingend.

Der große Orangengarten bildete neun Alleen, 400 Bäume zählend. Das Orangeriegebäude, in welchem sie im Winter aufbewahrt wurden, hatte im Inneren zwei Etagen; in den an den Seiten befindlichen zwölf Nischen befanden sich sechs Oefen von feiner Construction, die den Gewächsen bei Kälte die erforderliche Wärme gaben.

Kehren wir nun zu den Trauungsfestlichkeiten des preußischen Kronprinzen zurück. Der eigentliche Hochzeitstag brach an und der 12. Juni strahlte in derselben

Schönheit wie der vorherige Tag. Um zehn Uhr Morgens begab sich der festliche, aus zahlreichen fürstlichen Gästen bestehende Brautzug in die Schloßkapelle, wo der Abt und Professor von Mosheim aus Helmstedt die Trauung vollzog. In dem durch Blumengewinde festlich decorirten Audienzsaal, wohin sich der Festzug begab, nahmen die hohen Vermählten dann die Glücks- und Segenswünsche der Versammelten entgegen.

Um drei Uhr Nachmittags begaben sich die Hochzeitsgäste zur herzoglichen Tafel, die mit allem Köstlichen, was die Kunst der französischen Küche zu geben vermochte, aufs reichhaltigste besetzt war. Am Abend dieses festlichen Tages fand ein glänzender Hofball statt, wobei die Theilnehmer sich sämmtlich im vollsten Glanze zeigten. König Friedrich Wilhelm I. eröffnete mit der Braut Elisabeth Christine den Ball. In der stillen, wahrhaft schönen Sommernacht glänzte das Schloß gleich einem Feenpalaste strahlend in die Ferne; der aufdämmernde Tag gab das Signal zum Schlusse des Festes.

Am Tage nach der Vermählungsfeier fand in den Nachmittagsstunden im Garten ein morgenländisches Blumenfest statt. Die Theilnehmer, die in orientalischer Tracht erschienen, vertheilten an die Herbeiströmenden die schönsten Blumen und Früchte, die theils der Hofgärtner und die Gärtner von Wolfenbüttel geliefert hatten. Unter den Klängen der Hofkapelle wurden alsdann auch morgenländische Tänze aufgeführt, welche die fürstlichen Herren und Damen vorher eingeübt hatten. Die Hofkapelle von Wolfenbüttel gab am Abend im Schlosse ein großes Concert, worin verschiedene berühmte Musikstücke aufgeführt wurden.

Am 14. Juni ward eine Lustfahrt nach der nahen Asse unternommen, wo auf dem Burgberge, an den Ruinen der früheren Asseburg, ein frugales Mahl von der hohen Gesellschaft sehr fröhlich und heiter eingenommen wurde. Der Geheime Rath von Lüddecke, ein Kenner der Braunschweiger Geschichte, wurde aufgefordert, das Wichtigste, was die Annalen über die Fehden der Herren von der Asseburg enthielten, mitzutheilen, was er bereitwillig that. Gegen Abend fand die muntere Zurückfahrt nach Salzdahlum statt.

Am folgenden Tage verließen die hohen Fremden meistens das Lustschloß und es trat für Salzdahlum wieder jene ländliche Stille ein, die den Aufenthalt dort so erfrischend machte.

Literarisches.

Robert Schumann, sein Leben und seine Werke. Von August Reißmann. Zweite Auflage. Berlin, J. Guttentag.

Bei der Charakterisirung eines großen Musikers kommt es nicht so sehr auf die Darstellung der äußeren Lebensumstände an: die ganze Entwicklung des musikalischen Talentes ist davon weniger abhängig wie die jedes anderen schöpferischen Genius, und somit konnte der Verfasser des vorliegenden Buches die Rücksicht auf die noch lebende Familie Schumann's im vollsten Maße walten lassen und sich darauf beschränken, die äußeren Umrisse seines Lebens nur kurz zu skizziren. Die Entwicklung der künstlerischen Richtung ist es vorzugsweise, was Reißmann angestrebt hat und was ihm in gewissem Sinne auch vortrefflich gelungen ist. An Schumann's eigenen Werken zeigt er den Weg, den der Künstler genommen, wobei er allerdings nicht vermeiden kann, die wichtigsten äußeren Ereignisse, die auf die Richtung seines Helden von großem Einfluß sind, zu erwähnen. Robert Schumann's Stellung in der Geschichte der modernen Musik ist eine hochbedeutende und der Kampf, den er hervorgerufen, ist noch lange nicht endgültig entschieden: darum ist jede Beurtheilung seines Wirkens von Interesse, selbst dann, wenn man auch nicht sagen kann, daß darin besonders neue oder überraschende Gesichtspunkte aufgestellt werden. Daß das Reißmann'sche Buch in zweiter Auflage vorliegt, zeigt, wie sehr man auf jede Stimme in den musikalischen Fragen der neueren Zeit achtet, und giebt dem Talent des Verfassers, welches sich auch schon in anderen musikalischen Charakterbildern bewährt hat, neues Lob.

Ein neues Novellenbuch. Von P. Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz.

Ob man Heyse angesichts dieses neuen Novellenbuchs wohl wieder den Einwand machen zu dürfen glauben wird, daß seine Stoffe keine sittliche Gewähr böten? Allerdings: dieser Barbarossa, diese Lottka und einige der anderen

Figuren begehen Handlungen, welche vor dem Richterstuhl strenger Moral nicht würdig befunden werden dürften, den Heiligenschein der Kunst zu tragen. Es empört das Gefühl, wenn Barbarossa das Mädchen, das ihn verschmäht, meuchlings ermordet und in blinder Wuth auch dem edleren Nebenbuhler nach dem Leben trachtet, obgleich die Geliebte ihm nicht die mindeste Hoffnung auf Gegenliebe gewährt hat. Aber was sind die Principien unserer Moral einem wildleidenschaftlichen Italiener? Gerade der völlige Mangel an Reflexion in dieser dämonischen Gestalt, sein blindes Wüthen und die bewältigende Kraft seiner Reue erheben ihn zu einer künstlerischen Figur, die des Begleitbriefs der Moral nicht bedarf, um hinreißend zu wirken, und die in ihrer Naturwahrheit dem Klima und dem Boden, auf dem sie steht, so vollkommen entspricht, daß sie weiter keiner Berechtigung für ihre Existenz bedarf.

Darin eben liegt die unwiderstehliche Wirkung der Heyse'schen Muse, daß ihre Gestalten so ganz entsprechend der Zeit, in welcher sie stehen, und dem Boden, dem sie entsprossen sind, reden und handeln, und unsere Leser mögen sich nur an die beiden Perlen dieser neuen Sammlung, die zuerst in den Monatsheften veröffentlicht wurden, erinnern, um diesen Ausspruch gerecht zu finden. Wie spricht sich in dem „verlorenen Sohn" die herbe Strenge republikanischer Tugend aus, welche die Berner Rathsherrn-Wittwe in den schrecklichsten Situationen aufrecht erhält, und dann wieder in „Geoffroy und Gareinde": wie umweht es uns da, gleich dem Dufte der lieblichsten Blüthen provenzalischer Poesie! Man vergißt, daß man ein gedrucktes Buch in der Hand hält, so gut versteht es der Dichter, uns in jene Welt zu versetzen, wo der Troubadour die Geschichte unglücklich Liebender dem Kreise der Hörer vorträgt und manch schönes Auge eine wehmüthige Thräne dabei vergießt.

Grundriß der Kunstgeschichte. Von Wilhelm Lübke. Fünfte Auflage. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Eine Zeitschrift wie unsere Monatshefte, die sich die Aufgabe gestellt hat, zur Popularisirung der Wissenschaft im besseren Sinne beizutragen, darf es nicht unerwähnt lassen, wenn gleiche Bestrebungen einen so rühmlichen Erfolg haben, wie dies mit dem vorliegenden „Grundriß der Kunstgeschichte" von Prof. Lübke der Fall ist. Daß ein solches Werk im Verlauf von zehn Jahren fünf Auflagen erleben konnte, ist der beste Beweis dafür, wie sehr es einestheils zeitgemäß ist, und wie glücklich der Verfasser es verstanden hat, den Ton zu treffen, der in den Kreisen, für welche seine Arbeit bestimmt war, anklingen konnte. Eine so neue Wissenschaft, wie die Kunstgeschichte, mußte bei dem gebildeten Publicum ohne Zweifel Aufsehen erregen, und schon die ersten größeren Arbeiten in dieser Richtung, die wir Schnaase und Kugler verdanken, lenkten die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf die Entwicklung der bildenden Künste und ihren Zusammenhang mit dem ganzen historischen Leben der Nationen. Aber diese ersten Versuche hatten noch etwas Schwerfälliges; sie waren für das Bedürfniß eines größeren Leserkreises zu umfangreich und daher zu kostspielig; Lübke ergriff daher die Aufgabe, in gedrängter und doch anregender Darstellung dem Bedürfniß entgegenzukommen. Und sein Unternehmen fand auch sogleich den günstigsten Boden; einmal durch die ungemeine Ausdehnung, welche das Reisen in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, ist der Sinn für das Studium der bildenden Künste außerordentlich gefördert worden, so daß ein Werk wie Lübke's Grundriß in sehr vielen Fällen als Vorbereitung zum unmittelbaren Studium der Kunstschätze großer Städte dient; andererseits ist sein Werk aber auch für höhere Lehranstalten sehr geeignet und überall da zu empfehlen, wo man auf eine gediegene und anregende Weise in das Studium der Kunstgeschichte eingeführt sein will.

Mit der sehr umfangreichen zwölften Lieferung ist die Sammlung **„Lieder zu Schutz und Trutz,"** welche die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin herausgiebt, vollständig erschienen. Diese letzte Abtheilung enthält noch manchen vortrefflichen Beitrag — worunter uns namentlich der „Gesang der Todten" von W. Hosäus eigenthümlich ergriffen hat — und viele interessante Autographen, sowie einen Anhang mit Aufklärung über das Kutschke-Lied und Nachweis zur ganzen Sammlung. Wir haben bereits früher diese „Lieder zu Schutz und Trutz," deren Erscheinen mit dem Beginn des Krieges angefangen, rühmlich erwähnt, und können nur wiederholen, daß dieselben ein schönes poetisches Denkmal der allgemeinen Stimmung bilden, welche während dieser großen Zeit Alt und Jung in Deutschland erhob und beseelte. Die Ausstattung ist ganz vortrefflich und das Werk jetzt vollständig im Prachtbande zum Preise von 5 Thalern zu beziehen. Die große Verbreitung, welche es bereits gefunden hat, wird bei der herannahenden Festzeit gewiß noch beträchtlich gesteigert werden, da es sich zu Geschenken vorzüglich eignet.

So können wir denn dem Reisenden auch diesmal wieder zu dem Resultate seiner Forschungen gratuliren und nur wünschen, daß dieselben die verdiente Anerkennung finden möchten.

Provinz Southland in Neu-Seeland.

Nach den Mittheilungen der Berliner geographischen Gesellschaft konnte das sonst zur Provinz Otago gehörige und erst seit einigen Jahren zur selbständigen Provinz erhobene Southland, welches den äußersten Süden der mittleren Insel von Neu-Seeland bildet, mit der Hauptstadt Invercargill, die Kosten der eigenen Verwaltung nicht länger aufbringen. In Folge dessen ist es, auf seinen Antrag und auf Beschluß des in Wellington tagenden Parlaments von Neu-Seeland, wieder mit Otago zu einer einzigen Provinz vereinigt worden, deren Hauptstadt Dunedin ist.

Ost-Turkestan.

Von gewaltigen Hochgebirgsmassen auf drei Seiten umgeben, auf der vierten durch die Wüste Gobi abgeschieden, liegt im Herzen Asiens ein Gebiet, welches schwer zugänglich, nur von wenigen Europäern in langen Zwischenräumen betreten wurde, aber weit entfernt, in seiner Abgeschlossenheit Frieden zu genießen, von jeher ein günstiger Boden für Revolutionen war und auf eine lange blutige Reihe von staatlichen Umwälzungen und Völkerwanderungen zurückblickt. Vor etwas mehr als hundert Jahren dem chinesischen Scepter unterworfen, hat es seit 1864 seine Selbständigkeit wiedergewonnen, und eines Bauern Sohn, der sich die Krone erkämpfte, lenkt jetzt, unter dem Titel Atalik Ghasi, d. i. der Vertheidiger des Glaubens, die Geschicke des Landes.

Diese Ereignisse haben den Fremden das zuvor verschlossene Ost-Turkestan geöffnet; russische Kaufleute kommen von Norden her nach Kaschgar, und von Süden schickt Britisch-Indien seine Pioniere dahin. Was die Engländer von Ost-Turkestan erstreben, ist nicht Gebietserweiterung, sondern Absatz für ihre Waaren, denn das Land ist beim fast gänzlichen Mangel aller Manufactur mit allen Bedürfnissen außer Nahrungsmitteln auf fremde Einfuhr hingewiesen.

Die Ausfuhr von Jarkand nach Indien beschränkt sich auf drei bis vier Artikel, worunter im vorigen Jahre der Haschisch der wichtigste war. Diese narkotische oder vielmehr erheiternde Drogue wird aus einer sehr schönen, an den Rändern jedes Feldes bei Jarkand gezogenen Hanfart gewonnen und gewährt, nach Hindostan gebracht, dem Importeur einen Gewinn von 50 bis 200 Procent. Seide wird in Guma und Chotan gewonnen und nach Indien exportirt, aber das Abhaspeln von den Cocons geschieht auf eine ungeschickte Art und die Fäden werden nicht sorgfältig genug getrennt, was der Seide ein grobes Ansehen giebt und sie für den indischen Markt werthlos macht. Shawlwolle der feinsten Qualität wird in geringer Menge von Usch-Turfan und Turfan gebracht und gewöhnlich nach Kaschmir ausgeführt. In diesem Handelszweig aber hat das Aufhören der Zufuhr im vergangenen Jahre in Folge neuer innerer Zwistigkeiten, die Kaufleute vor schweren Verlusten bewahrt, denn durch den Ausbruch des Krieges in Europa sind die Shawlwebereien in Kaschmir zum Stillstand gekommen und es war daher keine Nachfrage nach Wolle. Außerdem kommen von Jarkand noch zur Ausfuhr Goldstaub, Filzdecken, Teppiche, Ponies u. s. w.

Unter den Tropen.

Die unter obigem Titel von Karl Ferdinand Appun im Verlage von H. Costenoble in Jena veröffentlichten Mittheilungen sind bis zum zweiten Bande ausgegeben und steht noch ein dritter und letzter Band zu erwarten. In diesem zweiten Bande ist denn auch die Ceremonie seiner temporären Verheirathung mit einem Indianermädchen aus dem Stamme der am Roraima wohnenden Arekunas beschrieben. Wir beschränken uns auf eine kurze Stelle daraus, wo er erzählt, wie das junge schöne Mädchen, welches er unter zwölf ausgewählt hatte, ihm überliefert wurde.

„Bald darauf erschien das Mädchen meiner Wahl in Begleitung mehrerer Indianerinnen, welche in Capsicumsauce gekochtes Fleisch und Fische, wie frisches Cassadebrot brachten, eine Matte vor meiner Hängematte ausbreiteten und die nichts weniger als appetitlich aussehenden Speisen daraufstellten. Ihnen folgte der Häuptling mit anderen Indianerinnen,

die Aden zunächst gelegenen beiden Sultanate der Agâreb und der Abâdel. Obgleich ihm auch hier manches Neue aufgestoßen ist, und er namentlich in ethnographischer Beziehung werthvolles Material sammeln konnte, so liegt doch der Schwerpunkt seines Forschens auf anderem Gebiet.

In Aden selbst war es, wo Herr von Maltzan das Centrum seiner Forschungen fand und von wo aus es ihm gelang, über das ganze große Ländergebiet, das sich von der Meerenge Bab-el-Mandeb bis nach dem 49. Grad östl. Länge (v. Greenwich) dehnt und bis tief ins Innere erstreckt, neue überraschende Aufschlüsse zu erlangen und zwar in derselben Weise, in welcher einst der französische General Daumas Algerien, indem er von über zweihundert Eingeborenen systematische Erkundigungen einzog, erforschte und zwar zu einer Zeit, als dies Land nur zum dritten Theile den Franzosen unterworfen war und noch Niemand sein Inneres besucht hatte. Dennoch erreichte dieser General das überraschende Resultat, eine im Allgemeinen sehr richtige (wie später erkannt wurde) Beschreibung des Landes zu geben. Da Herr von Maltzan von Seiten der englischen Behörden in Aden die bereitwilligste Unterstützung fand, so wurde es ihm möglich, einige hundert Araber aus allen verschiedenen Gegenden Südarabiens, so zu sagen, zu verhören und deren Aussagen über ihr Vaterland zu sammeln. Es war ein Werk der größten Geduld, denn Unklarheiten und Widersprüche fehlten nicht und mußten erst durch fortgesetzte Forschungen aufgehellt werden. Die größte Schwierigkeit machte ihm die Karte, die wohl zwanzigmal umgearbeitet werden mußte, so oft zerstörten neu hinzugekommene Aussagen das aus den älteren gebildete Gewebe. Für diese Mühe ist ihm aber auch die Belohnung geworden, einen ganzen großen Theil der Karte von Arabien, der bisher blank geblieben war, von einem Flächeninhalt von 2000 deutschen Quadratmeilen im Minimum, topographisch und ethnographisch ausfüllen zu können. Vorzüglich wichtig ist die topographische Gliederung dieses großen bisher unbekannten Gebietes. Es befinden sich hier nicht weniger als fünf von einander getrennte Hochgebirgsmassen, dazwischen, oft tief im Innern, merkwürdige Bodensenkungen, welche das von den Gebirgen kommende Wasser zu den fruchtbarsten Gegenden der Erde geschaffen hat; denn Arabien ist überall fruchtbar, wo es nicht an Wasser fehlt. Eines dieser Tiefländer ist der bisher ganz unbekannt gebliebene Kaffeedistrict von Yâfia, das östlichste Kaffeeland Arabiens. Auch an merkwürdigen hochgelegenen Ebenen fehlt es nicht. So gelang es Herrn von Maltzan, die Lage der sogenannten „Berge unter der Erde" wiederzufinden, d. h. Salzbergwerke, die in einer unter flachem Erdreich befindlichen Höhle existiren und von denen ein arabischer Geograph des Mittelalters spricht, ohne daß man bis jetzt gewußt, was darunter zu verstehen sei.

Natürlich kann ein solches Werk nicht auf absolute Unfehlbarkeit Anspruch erheben. Aber wir zweifeln sehr, ob selbst ein Europäer, der dieses Gebiet wirklich durchzogen hätte, so viel Material zurückgebracht haben würde. Denn die Araber sind dem ihr Land durchreisenden Europäer gegenüber mißtrauisch und nehmen Anstand, ihm zu sagen, was rechts und links von seiner Reiseroute liegt. Letztere ist natürlich nur eine Linie, deren Kenntniß allein oft sehr wenig aufklärt. Werden diese Araber aber von einem in Aden sich aufhaltenden Europäer befragt, so schwindet ihr Mißtrauen, da sie nicht an die Möglichkeit glauben, daß jener ihr Land besuchen könne. Ein recht auffallendes Beispiel zeigt uns die Wahrheit des Gesagten. So machte zu Anfang dieses Jahrhunderts der unvergeßliche Seetzen eine Landreise von Aden nach Mochâ (Mokka), auf welcher er keine einzige Ortschaft, keinen Wâdi berührte, und dennoch giebt es deren viele in dieser Gegend, wie Maltzan erkundete und die rechts und links von Seetzens Wege lagen, ohne daß er von ihnen etwas erfuhr. Mancher dürfte freilich denken, nun, die Araber können unserm Forscher ja Orte genannt haben, die gar nicht existiren! Daß dem aber nicht so ist, dafür haben wir Beweise. Denn fast alle diese Orte finden sich in dem ältesten und einzigen über den Süden genau unterrichteten geographischen Werk des Arabers el Hamdani, vulgo Ibn el Hail genannt, das freilich Wenige kennen, da es nur handschriftlich existirt, genau an den Stellen angegeben, wo sie Maltzan wiederfand.

So können wir denn dem Reisenden auch diesmal wieder zu dem Resultate seiner Forschungen gratuliren und nur wünschen, daß dieselben die verdiente Anerkennung finden möchten.

Provinz Southland in Neu-Seeland.

Nach den Mittheilungen der Berliner geographischen Gesellschaft konnte das sonst zur Provinz Otago gehörige und erst seit einigen Jahren zur selbständigen Provinz erhobene Southland, welches den äußersten Süden der mittleren Insel von Neu-Seeland bildet, mit der Hauptstadt Invercargill, die Kosten der eigenen Verwaltung nicht länger aufbringen. In Folge dessen ist es, auf seinen Antrag und auf Beschluß des in Wellington tagenden Parlaments von Neu-Seeland, wieder mit Otago zu einer einzigen Provinz vereinigt worden, deren Hauptstadt Dunedin ist.

Ost-Turkestan.

Von gewaltigen Hochgebirgsmassen auf drei Seiten umgeben, auf der vierten durch die Wüste Gobi abgeschieden, liegt im Herzen Asiens ein Gebiet, welches schwer zugänglich, nur von wenigen Europäern in langen Zwischenräumen betreten wurde, aber weit entfernt, in seiner Abgeschlossenheit Frieden zu genießen, von jeher ein günstiger Boden für Revolutionen war und auf eine lange blutige Reihe von staatlichen Umwälzungen und Völkerwanderungen zurückblickt. Vor etwas mehr als hundert Jahren dem chinesischen Scepter unterworfen, hat es seit 1864 seine Selbständigkeit wiedergewonnen, und eines Bauern Sohn, der sich die Krone erkämpfte, lenkt jetzt, unter dem Titel Atalik Ghasi, d. i. der Vertheidiger des Glaubens, die Geschicke des Landes.

Diese Ereignisse haben den Fremden das zuvor verschlossene Ost-Turkestan geöffnet; russische Kaufleute kommen von Norden her nach Kaschgar, und von Süden schickt Britisch-Indien seine Pioniere dahin. Was die Engländer von Ost-Turkestan erstreben, ist nicht Gebietserweiterung, sondern Absatz für ihre Waaren, denn das Land ist beim fast gänzlichen Mangel aller Manufactur mit allen Bedürfnissen außer Nahrungsmitteln auf fremde Einfuhr hingewiesen.

Die Ausfuhr von Jarkand nach Indien beschränkt sich auf drei bis vier Artikel, worunter im vorigen Jahre der Haschisch der wichtigste war. Diese narkotische oder vielmehr erheiternde Drogue wird aus einer sehr schönen, an den Rändern jedes Feldes bei Jarkand gezogenen Hanfart gewonnen und gewährt, nach Hindostan gebracht, dem Importeur einen Gewinn von 50 bis 200 Procent. Seide wird in Guma und Chotan gewonnen und nach Indien exportirt, aber das Abhaspeln von den Cocons geschieht auf eine ungeschickte Art und die Fäden werden nicht sorgfältig genug getrennt, was der Seide ein grobes Ansehen giebt und sie für den indischen Markt werthlos macht. Shawlwolle der feinsten Qualität wird in geringer Menge von Usch-Turfan und Turfan gebracht und gewöhnlich nach Kaschmir ausgeführt. In diesem Handelszweig aber hat das Aufhören der Zufuhr im vergangenen Jahre in Folge neuer innerer Zwistigkeiten, die Kaufleute vor schweren Verlusten bewahrt, denn durch den Ausbruch des Krieges in Europa sind die Shawlwebereien in Kaschmir zum Stillstand gekommen und es war daher keine Nachfrage nach Wolle. Außerdem kommen von Jarkand noch zur Ausfuhr Goldstaub, Filzdecken, Teppiche, Ponies u. s. w.

Unter den Tropen.

Die unter obigem Titel von Karl Ferdinand Appun im Verlage von H. Costenoble in Jena veröffentlichten Mittheilungen sind bis zum zweiten Bande ausgegeben und steht noch ein dritter und letzter Band zu erwarten. In diesem zweiten Bande ist denn auch die Ceremonie seiner temporären Verheirathung mit einem Indianermädchen aus dem Stamme der am Roraima wohnenden Arekunas beschrieben. Wir beschränken uns auf eine kurze Stelle daraus, wo er erzählt, wie das junge schöne Mädchen, welches er unter zwölf ausgewählt hatte, ihm überliefert wurde.

„Bald darauf erschien das Mädchen meiner Wahl in Begleitung mehrerer Indianerinnen, welche in Capsicumsauce gekochtes Fleisch und Fische, wie frisches Cassadebrot brachten, eine Matte vor meiner Hängematte ausbreiteten und die nichts weniger als appetitlich aussehenden Speisen daraufstellten. Ihnen folgte der Häuptling mit anderen Indianerinnen,

welche gewaltige, mit Paiwari gefüllte Flaschenkürbisse und Trinkschalen trugen, die sie neben das Essen stellten und sich dann um mich her gruppirten.

„Meine Schöne trat darauf an mich heran und präsentirte mir ein Stück Cassadebrod und Fleisch, mit der Bitte, es zu genießen, was ich denn auch, obwohl mit dem größten Widerwillen, that, dann füllte sie eine der Trinkschalen mit Paiwari, überreichte sie mir, einige unverständliche Worte dabei lispelnd, und ich mußte nolens volens das ekelhafte Getränk hinunterschlucken.

„Auf einen befehlenden Wink mit der Hand, den ich, nach der Instruction des Häuptlings, gegen das Mädchen that, räumte sie mit ihren Genossen eiligst das Essen hinweg, der Häuptling ergriff sie sodann beim Arm, führte sie zu mir und übergab mir mit einigen dabei gemurmelten, unverständlichen Worten ihre Hand.

„Sie schwang sich mit Leichtigkeit in meine Hängematte und setzte sich neben mich, und so saßen wir denn, als neues Ehepaar nach indianischen Begriffen, einige Zeit neben einander, um uns von der versammelten Menge anstaunen zu lassen; ich mit einem halb vor Freude, halb vor Aerger verzerrten Gesicht, als ob ich soeben eine ziemliche Quantität unreifer Stachelbeeren genossen hätte.

„So schön das Mädchen war, beruhigte mich doch der Gedanke, daß sie nur die Zeit meines Aufenthaltes am Roraima zu meiner Lebensgefährtin bestimmt sei."

Der Murray-River in Neu-Süd-Wales.

Die Colonie Neu-Süd-Wales wird von der Nord- bis Südgrenze, in ziemlich paralleler Richtung mit der Meeresküste, von einer continuirlichen Gebirgskette durchzogen, welche die Great Dividing-Chain oder Cordillera heißt und aus den New-England, Liverpool, Blue Mountain, Cullarin Gourock, Monaro und Muniong-Ranges die große Wasserscheide nach Osten und nach Westen bildet; hier befindet sich ein weit ausgedehntes Quellgebiet. Mit sehr geringen Ausnahmen ergießen sich die Flüsse von Neu-Süd-Wales nach meist außerordentlichen Windungen, namentlich an der östlichen Wasserscheide, entweder an der östlichen Küste der Colonie ins Meer, oder sie münden in den Murray-River, welcher die so vereinigten Wasser in den Lake Alexandrina oder Victoria (Colonie Süd-Australien) und von da in die Encounter Bay führt. Die Flüsse auf der Westseite des Great Dividing-Chain durchlaufen weite Prairien und vereinigen sich zuletzt mit dem Murray-River.

Derselbe führt auch die Namen Hume-River und Indi-River. Seine Quelle liegt im Muniong-Range, in der Nähe des Mount Koskiusko (7308 Fuß) und nicht weit von der des Murrumbidgee-Range. Er fließt in westlicher und nordwestlicher Richtung und bildet von Monaro ab die Grenze zwischen Neu-Süd-Wales und Victoria. An seinem Oberlaufe steht der Murray-River durch mehrere Creeks mit dem Murrumbidgee-River in Verbindung, und von Süden her empfängt er, beiläufig bemerkt, aus der Colonie Victoria die Flüsse Owens, Goulburn, Campaspe und Loddon, sowie mehrere Creeks. Er hat eine Länge von ungefähr 1120 Miles, und von Moama bis Albury zur Sommerzeit eine Breite von ungefähr 240 Fuß. Er kann mit flachgebauten Dampfern bis Albury befahren werden, doch müssen die Fahrten in den trockenen Sommermonaten öfters eingestellt werden. Das Areal, welches er entwässert, umfaßt einen Flächenraum von 270,000 □Miles.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 86 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 182.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1871.



Auf Umwegen zum Glücke.

Erzählung

Von

Friedrich Bodenstedt.

(Schluß.)

VI.

Als die ersten Tage nach der Hochzeit vorüber waren, begann das junge Paar, Besuche auf den benachbarten Gütern und in der Stadt zu machen. Die Eleganz, welche Eugenie bei den ländlichen Besuchen entwickelte, bildete einen auffallenden Contrast zu der Einfachheit der Einrichtung und den bescheidenen Verhältnissen, in welchen die meisten Gutsbesitzer der Umgegend lebten. Die traurigen Spuren der üppigen Franzosenherrschaft waren noch überall sichtbar; das Land hatte sich noch lange nicht von den ungeheuren Anstrengungen der Kriegsjahre und den Erpressungen des fremden Drucks erholt. Großer Wohlstand hatte offenbar nie in den wenig ansehnlichen Dörfern geherrscht; jetzt machten sie einen geradezu kümmerlichen, traurigen Eindruck, der durch das Aussehen ihrer schwergeprüften Bewohner noch gesteigert wurde. Die Kinder liefen halbnackt umher; die ärmlich gekleideten Bäuerinnen gingen meist barfuß und die Männer trugen verschossene, oft zusammengeflickte Kittel. Wer einen ordentlichen Rock auf dem Leibe hatte, gehörte zu den beneideten Ausnahmen. Diese dürftigen Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung blieben natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die Gutsbesitzer, unter welchen selbst die Wohlhabenderen allen auffälligen Prunk vermieden. Die Mehrzahl mußte große Anstrengungen machen, den Ertrag ihrer Güter zu steigern, um alte Schulden

zu tilgen und neuen vorzubeugen. Nur in der Hauptstadt herrschte noch ein gewisser Luxus, aber auch nicht aus großem Zuschnitt und überhaupt weniger in den aristokratischen Kreisen als in solchen, welche durch finanzielle oder sonstige geschäftliche Verbindungen mit dem verschwenderischen Königshofe sich bereichert hatten und mehr Geld als Geschmack besaßen.

So geschah es, daß die verwöhnte junge Gräfin sich in den Häusern, wohin ihr Gemahl sie führte, nur selten angeheimelt fühlte und ihrerseits durch ihre raffinirte Eleganz sowie durch ihr sieggewohntes Auftreten selbst mehr auffiel als gefiel. Die Frau Hofmarschallin, die österreichische Gesandtin und noch ein paar Aristokratinnen waren die einzigen Damen, welche sie verstand und von welchen sie verstanden wurde, aber auch ohne daß sich dadurch ein intimeres Verhältniß zwischen ihnen gebildet hätte. Auch war der Weg vom Karlsburg'schen Gute bis zur Hauptstadt zu weit, um ihn ohne dringende Veranlassung zu machen, und in den näher gelegenen Landstädten, wo der Graf ebenfalls werthe Bekannte hatte, fand sich keine einzige Dame, welche irgendwie nach Eugeniens Geschmack gewesen wäre. Ihrem in geselliger Beziehung völlig vorurtheilslosen Gemahle war diese exclusive Richtung ebenso unangenehm wie unbegreiflich, da er einen Hauptreiz seiner bevorzugten Stellung darin sah, daß diese ihm den Verkehr mit interessanten Menschen aus allen Ständen erleichterte. Er unterhielt sich lieber mit einem gewitzten Bauern als mit einem witzlosen Hofmann und machte gern Ausflüge zu einigen ihm besonders sympathischen Aerzten und Pfarrern auf dem Lande, in deren Häusern er ein immer freudig begrüßter Gast war. Eugenie begleitete ihn ein paar Mal bei solchen Besuchen, hatte aber keine Lust, sie öfter zu wiederholen, da ihr alle Gabe schlichter und anspruchsloser Unterhaltung fehlte. Alles, was dem natürlichen, in einfachen Verhältnissen lebenden Menschen am nächsten liegt, lag ihr am fernsten. So konnte sie auch mit den Frauen der ihrem Gemahl befreundeten Gutsnachbarn auf keinen behaglichen Fuß kommen, deren Interesse ihr beschränkt erschien, weil es hauptsächlich auf das Gedeihen des Hauses und Gutes gerichtet war. Es kam ihr förmlich komisch vor, als gelegentlich eines Besuchs bei der Baronin X, die ihr als eine bedeutende Frau geschildert war, diese in lebhafter Weise ihre Freude darüber ausdrückte, daß es gelungen sei, trotz des schlechten Wetters Hafer und Wicken noch glücklich unter Dach und Fach zu bringen: der Baron habe schon befürchtet, es würde auf dem Felde Alles verderben.

Dem guten Grafen Karlsburg wurde bald klar, daß die Liebe allein das Leben seiner jungen Gemahlin nicht ausfülle und daß er, um sie bei guter Laune zu erhalten, für andere Zerstreuungen sorgen müsse, als die herkömmliche Art des Landlebens ihr bot. Er hatte sich das Stillleben mit ihr so reizend gedacht und keine Ahnung davon gehabt, daß ein liebendes Paar in behaglichen Umständen mehr als sich selbst brauche, um vollkommen glücklich zu sein. Sie klagte nie und zeigte sich mit Allem zufrieden, aber ihre Augen sagten ihm nur zu deutlich, was ihr Mund verschwieg: daß ihr zu dem, was sie besaß, noch allerlei fehle. Sie gehörte eben zu den Personen, die nur das leicht entbehren, was sie in Fülle haben können. Im Bade, wo es ihr an Gelegenheit zu geselligem Verkehr nicht fehlte, fühlte sie oft ein Verlangen nach Einsamkeit und zog dann ein unterhaltendes Buch jeder andern Unterhaltung vor. Jetzt aber sehnte sie sich nach einer Gesellschaft, die sie auf dem Lande nicht haben konnte, und schenkte der reichen Büchersammlung des Hauses nicht das geringste Interesse. Ihr Gemahl, der seine eigenen Neigungen gern opferte, um den ihrigen entgegenzukommen, schlug ihr allerlei Zerstreuung vor, aber nichts wollte verfangen. Er fand in ihr eine Leere, die er nicht auszufüllen vermochte und der er vergeblich auf den Grund zu kommen suchte. Früher hatte sie ihn so gern aus seiner Vergangenheit erzählen hören und so oft die Frische seines Ausdrucks und die anschauliche Lebendigkeit seiner Schilderungen gerühmt; jetzt war davon keine Rede mehr und es kam ihm selbst beinahe vor, als ob er gar nichts mehr zu erzählen wisse, sich schon vor der Ehe bei ihr ganz ausgegeben habe, denn er gehörte zu den Erzählern, denen es nur dann gut von den Lippen geht, wenn sie aufmerksame Augen und Ohren vor sich haben. Auch kannte sie in der That durch den täglichen Verkehr mit

ihm im Bade das Buch seiner Vergangenheit schon ziemlich auswendig und trug nach befriedigter Neugier kein Verlangen nach weiterer Ausmalung desselben Gegenstandes.

Die einzige, ihr augenscheinlich angenehme Zerstreuung auf dem Lande war ein täglicher Ritt ins Freie, und da der September wie der October noch schöne Tage brachte, so gewann ihr auch die reizvolle Gegend in der klaren Herbstbeleuchtung zuweilen einen Ausdruck des Wohlgefallens ab, der ihrem Gemahl immer wie ein Sonnenstrahl ins Herz fiel und seine Hoffnung nährte, daß sie sich mit der Zeit hier doch noch ganz heimisch fühlen werde.

Als aber mit der zweiten Hälfte des October die trüben Tage der Herbstnebel kamen und dann wochenlang anhaltende Regengüsse und schaurig heulende Stürme das welke Laub von den Bäumen schüttelten, war es mit den Spazierritten zu Ende und das Gesicht Eugeniens bot ebenso wenig heitere Aussicht wie der Himmel. Sie brachte oft den größten Theil des Tages bei ihrer Mutter und den beiden alten Stiftsdamen zu, die sich mit dieser auf dem Gute ganz häuslich niedergelassen zu haben schienen und kein Verlangen nach der Außenwelt kund gaben.

Graf Karlsburg hatte sich als Junggesell nie so einsam gefühlt wie jetzt als verheiratheter Mann, mit drei Damen mehr im Hause, als zu seinem Glücke nothwendig waren. Es kam ihm zuweilen vor, als ob eine allgemeine Verschwörung gegen ihn bestände, wenn er auch keine Ahnung davon hatte, was damit bezweckt werden sollte. Suchte er Eugenie bei ihrer Mutter auf, so klangen ihm schon vor dem Eintreten in ihre Gemächer Beweise der lebhaftesten Unterhaltung entgegen; war er aber eingetreten, so schwieg Alles still und die drei alten Damen saßen da wie verwitterte Schicksalsgöttinnen, von deren Rathschluß er nichts Gutes zu erwarten habe, während Eugenie aussah wie eine stumme Dulderin, die mit der Welt abgeschlossen hatte und sich so gefaßt wie möglich in ein trauriges Verhängniß zu finden suchte.

Vergebens drang er in sie, wenn sie allein waren, sich offen gegen ihn auszusprechen, da er zu jedem Opfer bereit war, ihre Wünsche zu erfüllen. Er konnte es zu keiner rechten Aufklärung bringen.

„Warum beunruhigst du dich nur so, lieber Freund," sagte sie, „ich beklage mich ja über nichts; ich bin zufrieden, wenn mir auch das schlechte Wetter oft die Laune ein wenig verdirbt. Man kann ja nicht immer heiter sein. Habe ich dir nicht schon vor unserer Verlobung gesagt, daß mit mir zu Zeiten schwer zu leben sein werde, da unberechenbare Einflüsse und Stimmungen oft mehr Macht über mich gewinnen, als mir selbst lieb ist? Ich habe dich gewarnt und dir hinlänglich Zeit zur Ueberlegung gegeben. Du hast gegen meinen Rath den gewagten Schritt gethan, mich zur Frau zu nehmen: nun mußt du auch ein wenig Geduld mit mir haben. Kann ich dafür, daß die guten Leute hier in der Nachbarschaft mich langweilen und daß ich lieber allein bin, als sie aufzusuchen oder bei mir zu sehen? Ich habe nun einmal für Schafe und Feldfrüchte, das vornehmste Thema ihrer Unterhaltung, nur soweit Interesse, als sie dienen uns zu kleiden und zu nähren. Mit der Zeit werde ich dieser Nützlichkeitspoesie des Landlebens gewiß mehr Geschmack abgewinnen; Gewohnheit ist eine vortreffliche Lehrerin; aber du mußt Geduld mit mir haben."

„Wenn du dich hier langweilst, so laß uns in die Residenz ziehen, oder wohin du willst. Mir ist Alles recht, wenn ich dich nur glücklich sehe."

„Du lieber Mann, ich weiß, wie gut du es mit mir meinst. Aber meiner armen Mutter würde eine Reise bei dem schlechten Wetter nicht gut thun und es würde mir schwer werden, sie zu verlassen. Doch ich will mir die Sache einmal überlegen —" sagte sie, sich ihm zärtlich nähernd und ihr Auge, das vorhin wie in unbestimmte Fernen zu blicken schien, ganz in seines versenkend. Er wollte sich erheben, aber die vor ihm Stehende hielt ihn, ihre schlanken, feinen Hände auf seine Wangen legend, auf seinem Platze zurück, beugte sich über ihn und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn. Ihr Mund erschien ihm so frisch wie eine sich eben öffnende Rosenknospe: ihre Locken, denen ein feiner Wohlgeruch entströmte, berührten schmeichelnd sein Gesicht; er zog die sich hingebend Anschmiegende auf seinen Schooß nieder, umschlang sie, küßte sie glühend und hielt sich im Besitz dieses reizenden Geschöpfs wieder für den glücklichsten der Menschen.

Eine so zärtliche Annäherung hatte seit Wochen zwischen den Beiden nicht stattgefunden und er war sehr unglücklich darüber gewesen; ja, mehr als einmal war ihm in seinen Träumen Elisens liebliche Gestalt erschienen, die ihn mit ihren klaren, milden Augen theilnehmend wehmüthig angeblickt, gleich als ob sie fragen wollte: warum bist du nicht so glücklich, wie du durch mich hättest werden können?

Am Tage suchte er die Gedanken, welche unwillkürlich solchen Träumen folgten, gewaltsam zu unterdrücken und war mißmuthig, wenn ihm das nicht ganz gelingen wollte. Sein liebebedürftiges Gemüth konnte nicht begreifen, warum Eugenie so sehr mit ihrer Zärtlichkeit gegen ihn kargte, aber ihre Macht über ihn war so groß und er zugleich so bescheiden, daß er die Gründe für das schmerzlich Entbehrte immer nur in sich, statt in ihr suchte. Jetzt stand er wieder ganz unter ihrem Zauber und wollte eben die Frage an sie richten: „Warum können wir nicht immer so glücklich sein?" als sie plötzlich nach der Thür deutend aufsprang und sich scheinbar im Zimmer zu schaffen machte. Sie hatte mit ihrem feinen Ohr Tritte auf dem Vorplatze gehört und liebte es nicht, bei ihren Zärtlichkeitsbezeugungen überrascht zu werden.

Ein weißbehandschuhter Bedienter trat ein und überreichte auf einem silbernen Teller dem Grafen die eben durch den Postboten angekommenen Briefe. Dieser silberne Teller und die weißen Handschuhe des Bedienten waren eine erst durch Eugenie eingeführte Neuerung. Früher hatte der Postbote die Briefe immer gleich selbst zum Grafen bringen dürfen, oder wenn dieser nicht zu Hause war, nahm sie der Bediente und legte sie auf den Tisch, gerade wie sie gekommen waren. Das war nun, wie gesagt, anders geworden.

Der Bediente zog sich zurück mit der Weisung, daß der Postbote unten eine Stunde warten solle, für den Fall etwaiger Rückbesorgungen.

„Ei sieh, da ist auch ein Brief für Dich, mit dem Poststempel Roma, wahrscheinlich vom Fürsten Mussin," sagte der Graf, und Eugenie beeilte sich, den Brief zu öffnen.

Fürst Mussin hatte schon einmal aus Rom geschrieben, um seine Glückwünsche zum Hochzeitstage darzubringen; der Brief war französisch geschrieben, und da der Graf sich in dieser Sprache schriftlich nicht sehr geläufig ausdrückte, so hatte er die Beantwortung Eugenien übertragen, mit der scherzhaften Bemerkung, daß dem Fürsten eine Antwort von ihr doch wohl angenehmer sein werde als von ihm. Mussin war denn auch von Eugeniens Brief so entzückt gewesen, daß er sich veranlaßt fühlte, ihr gleich wieder zu schreiben, um ihr seinen Dank auszudrücken und zugleich eine Schilderung seines Lebens in Rom zu geben, wo es ihm ganz ausnehmend zu gefallen schien. Eugenie las den Brief, der zwei engbeschriebene Bogen füllte, ihrem Gemahl vor, mit lebhafter, gleichsam freudiger Betonung der Stellen, welche die sonnigen Gegensätze der zaubervollen Stadt zu den düstern, feuchtkalten Novembertagen in Deutschland schilderten. Besonders anziehend darin war die pikante Schilderung eines mit munterer Gesellschaft in offenem Wagen unternommenen Ausflugs nach Tivoli, wo beim Rauschen der Wasserfälle als Tafelmusik ein in seinen eigenthümlichen Bestandtheilen mit Rumohr'scher Feinheit beschriebenes Diner im Freien eingenommen wurde und die Sonne so warm schien, daß man eine Art Zeltdach improvisirte, um sich vor ihren Strahlen zu schützen.

Eugeniens Augen leuchteten beim Lesen des Briefes, als ob sie aus den Zeilen alle Gluth der italienischen Sonne in' sich gesogen hätten.

Der Graf hörte ihr anfangs mit großer Aufmerksamkeit zu, sie zuweilen durch einen Ausruf, wie „sehr hübsch!" oder „allerliebst geschildert!" unterbrechend. Dann verfiel er in Nachdenken, sah die Lesende mit zerstreutem Blicke an und hörte nur noch mit halbem Ohre. Als sie zu Ende war, sagte er: „Was meinst Du, sollen wir nicht dem deutschen Winter den Rücken kehren und uns auch ein wenig von der römischen Sonne bescheinen lassen?"

Aus Eugeniens Augen leuchtete ihm die Ueberzeugung ein, daß er ihre innigsten Wünsche errathen hatte. Er erwiederte deshalb sofort, als sie mit scheinbar zögerndem Bedenken sagte: „Aber meine arme Mutter —"

„Wird sich schon ein paar Monate hindurch mit ihren beiden Stiftsdamen die Zeit zu vertreiben wissen."

In der That setzte die alte Dame der

so schnell beschlossenen Fahrt nach Rom keine erheblichen Schwierigkeiten entgegen. Zwei Tage später war das junge Paar schon auf der Reise und gleich als ob der Himmel selbst das Unternehmen begünstigen wollte, wurde das Wetter wieder so schön, wie es in deutschen Novembertagen nur selten sich zeigt.

VII.

Eugenie war wie umgewandelt, einer Blume vergleichbar, die lange im kalten Schatten gestanden, wo sie völlig zu verkümmern drohte, und nun in warmen Sonnenschein gerückt, sich wieder aufrichtet und blüht und gedeiht. Sie ertrug die kleinen Beschwerden der Reise mit dem liebenswürdigsten Humor und zeigte sich so gleichmäßig heiter, als ob sie nie eine Laune gehabt hätte. In den Städten, wo man Rast machte, um die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, erschien sie vielen Einheimischen wie Fremden selbst als eine Merkwürdigkeit, die alles Uebrige in Schatten stellte. Ohne die Haltung einer großen Dame zu verleugnen, besaß sie doch eine eigenthümliche Gabe, die Augen auf sich zu ziehen. Man sah es ihr an, daß sie glücklich war zu gefallen, und ihr Gemahl war glücklich, daß sie gefiel. Wenn sie so schwebenden Schrittes und erhobenen Hauptes an seinem Arm durch die Straßen wandelte, fühlte er sich selbst durch sie wie gehoben und bedauerte nur, nicht schon früher auf den Gedanken gekommen zu sein, sie aus der ländlichen Einsamkeit zu erlösen. Bis Florenz entsprachen die Herrlichkeiten Italiens seinen hochgespannten Erwartungen nicht ganz, wenigstens in Bezug auf Naturschönheit. Die ernste Majestät der Wälder seiner Heimath, mit ihren hochstämmigen Buchen, mächtigen Eichen, Eschen und Ulmen, gefiel ihm besser als das dürftigere Aussehn der Oliven- und Maulbeerbäume der Lombardei. Dagegen machten ihm die Paläste und Umgebungen von Florenz einen großen Eindruck. Je weiter er kam, desto mehr schärfte sich sein Auge für die feinen Reize italienischer Landschaft, doch der Hauptreiz der ganzen Fahrt blieb für ihn die beglückende Nähe Eugeniens, deren heitere Stimmung selbst durch wiederholte stürmische Launen des Himmels nicht getrübt wurde, der sich erst kurz vor dem Einzuge des frohen Paares in Rom wieder aufklärte.

Graf Karlsburg hatte beim ersten Anblick der ewigen Stadt weder das obligate Herzklopfen der Alterthumsforscher und Künstler, noch den Aufschrei der Bewunderung enthusiastischer Touristen, besonders solcher, die ihre Gefühle zu Papier bringen. Er fand im Gegentheil, daß unter allen großen Städten, die er gesehen, keine auf den ersten Blick so wenig überraschend und scharf ins Auge fallend wirke wie Rom, auf dessen charaktervolle Eigenthümlichkeiten vielmehr Alles, gleich beim Eintritt in die Campagna angefangen, allmälig und in wohlthuender, ja anheimelnder Weise vorbereite, so daß man sich in Rom selbst bald wie zu Hause fühle und überall Bekanntes und schon früher Liebgewonnenes wiederzufinden glaube.

Die Königin der Städte erschien ihm nicht wie eine hoch auf goldenem Throne sitzende Herrscherin mit Krone und Scepter, im schimmernden Gewande und unnahbarer Majestät, sondern wie eine edle Matrone von hohem Wuchs und angeborener Würde, ohne jede gemachte und blendende Zuthat, voll milder Freundlichkeit in den schmerzverklärten, unverwüstlich schönen Zügen. Der überwältigende Eindruck ihrer unvergänglichen Macht und Herrlichkeit kam ihm erst allmälig, bei näherer Bekanntschaft.

Diese nähere Bekanntschaft, soweit solche ohne eigene gründliche Studien möglich ist, verdankte er hauptsächlich der Führung eines für einen Gelehrten noch jungen Mannes, des Dr. Reinhaus, dessen ganzes Leben gleichsam eine Vorbereitung zur Reise nach Rom und Neapel gewesen war. Er lernte ihn bei zufälliger Begegnung im Dom von Siena kennen, wo der Doctor einer älteren Dame, die mit ihm auf der Herreise denselben Vetturino benutzt hatte, die Wand- und Deckengemälde des Pinturichio in der Libreria und die schönen Miniaturen der Chorbücher erklärte. Der Graf bat für sich und seine Gemahlin um die Erlaubniß, mit zuhören zu dürfen, und erfuhr nachher beim Namensaustausch zu seiner großen Freude, daß Dr. Reinhaus der Sohn eines längst verstorbenen Jugendlehrers von ihm sei, dem er eine dankbare Erinnerung bewahrte.

„Ich wollte, ich hätte länger in der Zucht Ihres vortrefflichen Vaters bleiben können," sagte er, „es stände dann besser um mein Wissen. Nun müssen Sie uns aber die Freude machen, heute unser Gast zu sein, damit wir ein bischen von der Heimath zusammen plaudern können."

Dr. Reinhaus machte keine Schwierigkeiten und nahm nach fröhlichem Mahle auch die fernere Einladung des Grafen an, seinen geräumigen Wagen zur Weiterreise nach Rom zu benutzen. Doch that er dies nur unter der Bedingung, daß er sich zum Kutscher auf den Bock setzen dürfe, um einen freien Ausblick in das Land zu haben. Bei schönem Wetter that dies der Unterhaltung keinen Abbruch, da man dann in offenem Wagen fuhr; aber auch bei schlechtem Wetter, wenn der Wagen gedeckt wurde, ließ er sich von seinem Bocke nicht weglocken, denn die Landschaft erschien ihm bei trübem Himmel so reizvoll wie bei hellem und er fand die Sandberge so schön wie den blauen Monte Soracte. —

Das junge Ehepaar im Wagen erwartete nach dem, was es über die Campagna gelesen, nichts als eine weite, wüste Ebene zu finden, und war nicht wenig erstaunt über die malerische Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung und Farbentöne. In der Nähe sanft anschwellendes Hügelland, hier nach einem erfrischenden Regen überkleidet mit frühlingsgrünen Matten von gelben Blumen durchwirkt, dort mit sonnverbrannten Binsen, dann mit mächtigem, weithinwuchernden Farnkraut, aus welchem sich einige Häupter förmlich wie kleine Palmen erhoben; in der Ferne eine vielgipflige, leicht umflorte Gebirgskette und ab und zu allerlei Buschwerk und Gesträuch, oft sogar stattlicher Baumwuchs, besonders prächtige Eichen, die mit ihrem dunklen fetten Laube von den schon herbstlich braunen und rothen Blättern der übrigen Bäume abstachen wie Immergrün. In der Nähe der zerstreuten menschlichen Ansiedelungen wohlbebautes Ackerland und Gärten mit Fruchtbäumen und hochrankenden Reben. Auf den Triften zahlreiche Herden von Schafen und Rindvieh von prächtigem Aussehen und gewaltigem, fast büffelartigem Gliederbau. Die Hirten mit wetterbraunen Gesichtern lagen neben der Herde in der uralten Tracht ihres Berufes: auf dem Kopfe den breitkrämpigen, spitzaufsteigenden Hut, der so wirksam gegen Regen wie gegen Sonnengluth schützt; um den Leib ein zottiges Thierfell.

Nur in weiterm Ueberblick von irgend einem hervorragenden Höhenpunkte aus bot die Campagna ein mehr eintöniges Bild mit vorwiegend bräunlicher Färbung, und die grün daraus emportauchenden Hügel mochten Einen dann wohl gemahnen wie Grabmale einer untergegangenen Welt voll Pracht und Herrlichkeit.

Je näher die Reisenden Rom kamen, desto mehr belebte sich die Gegend und desto näher schienen ihnen auch die dunkelblauen Berge zu rücken. Bald begegnete ihnen ein rasch vorüberrollender Reisewagen; bald ein langsam daherknarrender zweirädriger Karren mit schwerer Ladung, von Bastmatten überdeckt; bald lasttragende Maulthiere oder noch häufiger dunkelbraune Esel mit hochgewachsenen, sonnverbrannten Treibern in malerischer Gewandung; bald auch Frauen, die auf Eseln ritten, während die Männer nebenher gingen. Der Boden aber nahm wieder einen öderen, ernsteren Charakter an; an die Stelle der Bäume trat dürftiges Gestrüpp und das Gras wuchs nur spärlich und kümmerlich an den kahlaufsteigenden Hügeln empor. Dann zeigte sich plötzlich wieder üppiges Grün und herdenreiche Triften wechselten ab mit Ackerland. Noch ein Kurzes und der Reisewagen rollte durch die Porta del Popolo über das Pflaster der Siebenhügelstadt.

Bis hierher war Eugenie mit ihrem gelehrten Reisegefährten ganz zufrieden gewesen, da er ihr auf das bequemste ein Reisehandbuch ersetzte. Nun aber hätte sie ihn gern wieder abgeschüttelt, um sich ausschließlich der Führung des Fürsten Mussin anzuvertrauen, der sich auf das liebenswürdigste erbot, ihren Cicerone zu spielen, mit der Versicherung, daß er die Kunstschätze Rom's so genau wie den Inhalt seiner Taschen kenne. Dr. Reinhaus war ihr als Begleiter auf ihren Wanderungen eine zu wenig vornehme Erscheinung. In seinem Gesichte sprach sich große Intelligenz aus, auch war er nicht übel gewachsen, aber er hatte in seinem Wesen etwas Gedrücktes, wie man das öfter bei deutschen Gelehrten findet, die sich unter Entbehrungen und Sorgen aller Art mühevoll durch eisernen Fleiß zu einer geachteten Stellung in beschränkter Sphäre emporge-

arbeitet haben. Schon als Student hatte er einmal, mit kleinen Ersparnissen, die er durch Unterrichtgeben gewonnen, eine Reise nach Rom unternommen, aber bald umkehren müssen, da seine Mittel nicht weit reichten. Später als Lehrer der alten Sprachen an einem Gymnasium angestellt, hatte er zehn Jahre lang studirt und gespart, um sich zu einem längeren und fruchtbareren Aufenthalt in Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, vorzubereiten. Da war seine Jugend fern von dem geräuschvollen Treiben der großen Welt in stiller Thätigkeit vergangen. Aristokratischen Umgang hatte er weder gesucht noch entbehrt und sein liebster Verkehr war ihm immer der mit seinen Büchern und mit der Natur gewesen. Was Wunder, daß die junge Gräfin, an die Eleganz und prätentiöse Oberflächlichkeit der großen Welt gewöhnt, die anspruchslose Gediegenheit des bescheidenen Gelehrten wenig zu würdigen wußte. Desto besser gefiel er dem Grafen und die Neigung war gegenseitig, da sie Beide unverdorbenen Herzens waren und Jeder etwas zu bieten hatte, was dem Anderen fehlte: der Doctor seine gründlichen Kenntnisse und sein feines Urtheil; der Graf seine reiche Lebenserfahrung und seinen gesunden Mutterwitz.

Eugenie bemerkte zu ihrem Mißvergnügen, daß sich das gute Verhältniß zwischen ihrem Gemahl und dem Dr. Reinhaus täglich mehr befestigte, und nahm wiederholt vergebliche Anläufe, es zu lockern.

„Ich begreife nicht," sagte sie, „was Du an Deinem Landsmanne Besonderes findest. Ich gebe zu, daß er recht hübsche Kenntnisse hat, aber es fehlt ihm entschieden an Geschmack und Schönheitssinn und sein Auftreten verräth durch nichts den bedeutenden Mann."

Der Graf suchte das zu widerlegen, doch ohne sich klar darüber zu sein, daß seine Gemahlin dem Doctor nur deshalb keinen Geschmack und Schönheitssinn zutraute, weil er ihr noch durch nichts zu verstehen gegeben, daß er ihre eigene Schönheit zu würdigen wisse. Es hatte ihr schon auf der Reise wenig von ihm gefallen, daß er lieber beim Kutscher auf dem Bocke saß als ihr gegenüber im Wagen, wo er doch die beste Gelegenheit gehabt hätte, immer etwas Schönes zu sehen, während er in der öden Campagna erst danach suchen mußte. Sie brauchte sich nur flüchtig vorzustellen, wie glücklich andere Männer gewesen sein würden, so Auge in Auge mit ihr fahren zu können, um des Doctors Belieben, ihr den Rücken zuzukehren, geradezu unbegreiflich zu finden. Erst glaubte sie wirklich, seine Sehorgane wären für Frauenschönheit gar nicht eingerichtet, allein auf der Fahrt durch die Campagna fand der närrische Mann fast in jedem weiblichen Wesen, das ihnen begegnete, etwas Reizendes und bewunderte sogar Gesichter, die nicht einmal ordentlich gewaschen zu sein schienen. Ja, als sie sich Monterosi näherten, bat er auf eigene Faust den Kutscher, recht langsam durch den Flecken zu fahren, um die schon durch sein Fernglas erspähten malerischen Gruppen der Frauen und Mädchen vor den Häusern bequem in der Nähe bewundern zu können. Er machte allerdings die Frau Gräfin auch darauf aufmerksam, drehte ihr aber dann sogleich wieder den Rücken zu, während sie bei sich dachte: „Wenn der Mann mich nicht schöner findet als diese Frauen in dem elenden Flecken Monterosi, so hat er entschieden keinen Geschmack."

Da verstand der Fürst Mussin denn doch echte Schönheit ganz anders zu würdigen! Gleich beim ersten Wiedersehen in Rom sagte er der Gräfin mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt: er finde keine Worte, ihr seine Freude über ihr Kommen auszudrücken, nicht blos wegen der glücklichen Erneuerung ihrer freundlichen Beziehungen, sondern weit mehr noch deshalb, weil durch sie etwas nach Rom komme, was ihm und auch Andern bis dahin in der ewigen Stadt gefehlt habe, nämlich die Seele der Schönheit. Schöne Gestalten, majestätische Formen, großartigen Zuschnitt finde man häufig unter den Römerinnen, allein ihnen fehle etwas, was, verbunden mit diesen Vorzügen, Eugenie mitbringe und was er nicht anders bezeichnen könne als — die Seele der Schönheit. Sie möge das nicht etwa für Schmeichelei oder Phrase halten, die unter römischem Himmel nicht gedeihe wie in der Pariser Luft; er sage ihr nur, was jeder Künstler und Kenner des Schönen ihr ebenfalls sagen würde. Wie sie Rom gefehlt habe, so habe Rom ihr gefehlt; dies sei der allein würdige Platz, sie ins rechte Licht zu stellen, wozu ein Badeort oder gar eine Landwohnung unter

steifen deutschen Junkern am wenigsten tauge. —

Eugenie fand seine Bemerkungen sehr verständig und einleuchtend und war in der That bald das Merkziel vieler Beachter, gleichviel, ob sie unter Führung des Fürsten die Kunstsammlungen im Vatican und Capitol durchschritt, oder eine Mittagspromenade auf dem Monte Pincio machte, oder einen Ausflug nach Roma Vecchia unternahm. Der Fürst kannte die ganze elegante Welt von Rom und durch ihn wurde sie bald in dieser Welt so heimisch, als ob sie darin geboren wäre. Den Kunstsammlungen wurde täglich weniger Aufmerksamkeit geschenkt und dafür aus einer Gesellschaft in die andere geraucht, wo geistliche Würdenträger mit klugen Gesichtern und geschmeidigen Formen ihr nicht weniger huldigten als die Diplomaten und die glänzende Jugend Roms. Eugenie that ihrer Freundlichkeit um so weniger Zwang an, als sie schon aus Corinna wußte, daß Rom die einzige große Stadt in der Welt ist, wo das Klatschen nicht zum guten Ton gehört und wo man deshalb unbefangener seinen Neigungen leben kann als anderswo, weil man böse Nachrede nicht zu fürchten hat. So ließ sie sich denn auch mehr gehen als je zuvor und fand in dem Wechsel der geselligen Freuden mit den unerschöpflichen Kunst- und Naturgenüssen, welche Rom bietet, eine sich täglich erneuende Befriedigung. Sie athmete — wie sie sich selbst in einem Briefe an ihre Mutter ausdrückte — zum ersten Mal die Seligkeit des Daseins in vollen Zügen.

Weniger behaglich fühlte sich bei dieser Lebensweise der gute Graf Karlsburg. Anfangs schmeichelte es ihm wohl, daß seiner Gemahlin so viel Aufmerksamkeit erwiesen wurde, aber bald schien es ihm doch trotz aller Bescheidenheit, daß man ihm dabei weniger Beachtung schenkte, als ihm gebührte. Im Palazzo Orsini, im Palazzo Chigi, wie in den meisten römischen Häusern wurde gewöhnlich italienisch gesprochen. Die Gräfin hatte die Sprache früher erlernt und es jetzt, durch die tägliche Uebung, schnell wieder zu großer Fertigkeit darin gebracht. Der Graf aber verstand kein Wort davon, als er seine Reise antrat, und wenn er sich auch mit großer Mühe das zum Verkehr Nöthigste anzueignen suchte, so reichte dies doch zu eingehender Unterhaltung nicht aus, weshalb er sich um so herzlicher langweilte, je munterer um ihn her die geflügelten Worte von Lippe zu Lippe flogen. Noch peinlicher war es ihm, es nicht wohl verhindern zu können, daß Fürst Muffin ihn förmlich an Eugeniens Seite in den Gesellschaften vertrat, so daß ihm als Gatten nur die Aufgabe blieb, sie hinzugeleiten und wieder nach Haus zu führen.

Die Gesellschaft selbst betrachtete Eugenie augenscheinlich als unter der Obhut des Fürsten stehend, dessen ganzes Benehmen ihr gegenüber auch dieser Voraussetzung entsprach. Nun bemerkte der Graf allerdings bald, daß auch römische Ehemänner zu Gunsten eines bevorzugten Cavaliers ihren Gemahlinnen gegenüber eine ähnliche Entfagungsrolle spielten wie die ihm zugetheilte, allein die Annehmlichkeiten eines solchen Verhältnisses wollten ihm nicht einleuchten. Es kam ein paar Mal darüber zwischen dem jungen Ehepaar zu vertraulichen Erörterungen, die aber ohne für ihn befriedigendes Resultat blieben. „Entweder müssen wir" — sagte Eugenie — „uns dem in der hiesigen Gesellschaft herrschenden Tone fügen, oder ganz darauf verzichten, sie zu besuchen. Uebrigens begreife ich wirklich nicht, was du Anstößiges finden kannst in Aufmerksamkeiten, welche mir der Fürst vor aller Welt erweist. Sind wir ihm nicht in jeder Weise zu Dank verpflichtet für sein aufopferndes Entgegenkommen? Und wie kann ich mich ihm anders erkenntlich zeigen als durch eine gewisse Bevorzugung, die ich ihm in unschuldigster Weise zutheil werden lasse?"

Der gute Graf hatte sich das Leben in Rom anders gedacht: Vormittags Besuchen der Kunstschätze, der Baudenkmäler, Kirchen und Ruinen; Nachmittags ein Ausflug ins Freie, Mittags und Abends ein heiteres Mahl, belebt durch Falerner, Monte Pulciano und ein paar sympathische Gäste; Theilnehmen an Volksvergnügungen, Ergreifen jeder sich bietenden Gelegenheit zu angenehmer und belehrender Unterhaltung, kurz: richtiges Ausbeuten jedes Augenblicks in dieser an genußreicher Abwechslung so unerschöpflichen Welt, immer in gemüthlichem Beisammensein mit Eugenie.

Aber ihre Neigungen schweiften in ganz

anderen Bahnen als die seinigen. Von dem, was er unter gemüthlichem Beisammenleben verstand und auf der Reise auch gefunden zu haben glaubte, war am glücklich erreichten Ziele keine Rede mehr; er fand kaum Zeit, sich einmal ruhig mit ihr auszusprechen, der jedes Verständniß für seine innersten Herzensbedürfnisse fehlte. Die Kluft zwischen Beiden erschien jetzt womöglich noch größer, als sie vordem in der ländlichen Einsamkeit gewesen. Er kam sich fast vor an ihrer Seite wie der Begleiter einer berühmten Sängerin oder Schauspielerin, der Alles zu besorgen hat, um ihre Triumphe vorzubereiten, ohne an diesen Triumphen selbst theilnehmen zu dürfen. Er fühlte sich im Grunde seines Herzens unsäglich unglücklich und nur der gelegentliche Umgang mit Dr. Reinhaus half ihm zuweilen über seine schweren Stunden hinweg.

Eugenie mußte in Folge einer angeblich heftigen Erkältung, welche sie sich in einer Abendgesellschaft beim Fürsten Orsini zugezogen haben wollte, wo sie, vom Tanzen erhitzt, auf den Balcon getreten war, um einen durch die Straße wogenden Fackelzug mit anzusehen, einige Tage lang das Bett hüten und der Arzt verordnete die größte Ruhe und Vorsicht, damit die Erkältung nicht in ein Fieber ausarte. Der Graf widmete ihr die zärtlichste Sorgfalt, sah sich aber selbst am Krankenbette von ihr fast wie ein Fremder behandelt. Entweder wünschte sie allein zu sein, oder eine ihm sehr antipathische Dame ihrer Bekanntschaft um sich zu haben, eine Freundin des Fürsten Mussin, deren Nähe ihr besonders angenehm zu sein schien. Diese Tage, welche sich fast zu zwei Wochen ausdehnten, benutzte der Graf nun, um unter der Führung des Dr. Reinhaus die Sammlungen des Vatican und Capitols in größerer Ruhe zu besichtigen und einen klareren Ueberblick davon zu gewinnen, als ihm früher in Gesellschaft des Alles oberflächlich und flüchtig mit ein paar französischen Phrasen abfertigenden Fürsten Mussin möglich gewesen war. Er speiste dann gewöhnlich mit seinem Begleiter, der ihn auch in die Ateliers der hervorragendern Künstler führte, in irgend einer Trattoria, und Abends wurde die Polambella oder auch die sogenannte „Goethekneipe" besucht, wo sich fast immer eine interessante deutsche Gesellschaft beisammenfand.

So oft er zwischendurch auch zu Hause vorsprach, um sich nach dem Befinden seiner Frau zu erkundigen, so selten gelang es ihm, bis zu ihr vorzudringen. Er mußte sich mit dem Bescheid begnügen, den ihre römische Kammerfrau ihm gab, bei welcher alle seine Einwendungen nichts verfingen, da sie kein Wort deutsch verstand, während er sich hinwieder italienisch sehr mangelhaft ausdrückte und ihm aus dem Redestrom der impertinenten Person immer nur die oft gehörten Worte vernehmlich ins Ohr sprangen: „Die Gräfin schläft," oder „die Gräfin bedarf der Ruhe."

Natürlich war er während ihres Unwohlseins doppelt bedacht, jede Scene zu vermeiden, und so ließ er in der ersten Woche Alles ruhig über sich ergehen, wie unruhig es in seinem Innern auch aussehen mochte.

Als ihm aber eines schönen Vormittags Dr. Reinhaus, den er im Café Greco erwartet hatte, mit der unbefangensten Miene von der Welt seine Freude darüber ausdrückte, daß die Gräfin sich so schnell erholt habe, fragte der Graf, wie aus den Wolken gefallen: „Welche Gräfin meinen Sie, lieber Doctor?"

„— Nun, wen sonst, als die Gräfin Karlsburg, Ihre Gemahlin! —"

„Und wer hat Ihnen gesagt, daß sie wieder hergestellt sei? Haben Sie vielleicht ihren Arzt gesprochen?"

„Nein, ich vermuth' es nur nach ihrem guten Aussehen. Ich sah sie vorhin mit dem Fürsten Mussin über die Piazza di Spagna gehen."

Der Graf mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht zu verrathen, was in ihm vorging. Er suchte nur nach einem Vorwande, sich zu entfernen, ohne Aufsehen zu erregen. „Wir waren zu einer musikalischen Morgenunterhaltung eingeladen," sagte er, „ich glaubte aber nicht, daß sie sich stark genug fühlen würde, hinzugehen. Wenn Sie sich nicht geirrt haben —"

„Sicher nicht!" entgegnete der Doctor treuherzig.

„So muß ich ebenfalls gehen und bitte mich für jetzt zu entschuldigen. Ich komme zu Ihnen, sobald ich mich freimachen kann." Damit stürzte er zur Thür hinaus und auf der Straße erst wagte er seiner beklemmten Brust durch tiefes Aufathmen

Luft zu machen. „Also auf der Piazza di Spagna hat Reinhaus meine Frau gesehen, die für mich krank ist und mit dem Fürsten spazieren geht!“ murmelte er vor sich hin. „An der Piazza di Spagna liegt die Wohnung des Fürsten ... Sollte meine Frau ...“ Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, dem Verdachte keine Worte zu leihen, der jetzt in ihm aufstieg und immer stärker wurde bei der unwillkürlichen Erinnerung an das häufige und oft so auffallende Beisammensein Mussin's mit Eugenien. Sein Herz klopfte gewaltig und sein Hirn fieberte, als er sich hastigen Schrittes dem verhängnißvollen Hause an der Piazza di Spagna näherte, fest entschlossen, Klarheit in der Sache zu erlangen, von der sein ganzes Lebensglück abhing. Er flog die Treppe hinauf, die zu Mussin's Wohnung führte, und ohne sich durch den französischen Kammerdiener, der ihm im Vorzimmer mit grinsender Freundlichkeit entgegentrat, anmelden zu lassen, wollte er eintreten, fand aber die Thür verschlossen und machte vergebliche Anstrengungen, sie gewaltsam zu öffnen, während der Kammerdiener sich in Versicherungen erschöpfte, daß der Fürst nicht zu Hause sei.

Der Graf verspürte keine Lust, sich mit dem Kammerdiener in Erörterungen einzulassen, wohl fühlend, daß er doch dabei nur eine lächerliche Figur spielen würde, und so entschloß er sich kurz, nach Hause zurückzueilen, um dort die Bestätigung des schlimmen Verdachts zu finden, dessen er sich jetzt nicht mehr erwehren konnte. Die Kammerfrau sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, ihn in das Zimmer ihrer Herrin zu lassen, indem sie behauptete, die Gräfin habe eine sehr unruhige Nacht gehabt, sei aber eben ein wenig eingeschlafen und dürfe in der ihr so nöthigen Ruhe um keinen Preis gestört werden. Er schob die freche Person, welche sich durchaus nicht von der Thür fortbringen lassen wollte, gewaltsam bei Seite; bevor ihm dies aber gelang, hatte sie den Schlüssel umgedreht, ausgezogen und in die Tasche gesteckt und weigerte sich nun entschieden ihn herauszugeben, dabei so laut schreiend, die Gräfin bedürfe der Ruhe, daß dieselbe, wenn sie wirklich im Zimmer geschlafen hätte, sicher von dem Gekreisch der Kammerfrau aufgewacht wäre.

Der Graf konnte sich nicht mehr halten, aber während er an Selbstbeherrschung verlor, schien er an Körperkraft zu gewinnen: mit einem gewaltigen Ruck öffnete er die Thür und fand beim Eintreten in das Schlafzimmer seiner Gemahlin Alles so wohl aufgeräumt, daß die schöne Bewohnerin, welche nicht darin zu entdecken war, augenscheinlich nicht erst eben Bett und Zimmer verlassen haben konnte.

„O ich Thor!“ rief er aus, sich einmal über das andere an die Stirn schlagend, „also darum hab' ich den weiten Weg von der Karlsburg bis zur Engelsburg mitten im Winter gemacht, um meine Frau diesem abgefeimten russischen Wüstling in die Arme zu führen! Wie fallen mir jetzt mit einem Male die Schuppen von den Augen! Wie sehr hatte Arthur Recht, mich vor dieser — Buhlerin, ja, das Wort muß heraus und sie muß es selbst hören — mich vor dieser Buhlerin zu warnen, die so ganz ohne Scham und Selbstachtung ist, daß sie es nicht verschmäht, ihr schändliches Spiel im Einverständniß mit käuflichen Bedientenseelen und Kupplerinnen zu treiben und meinen ehrlichen Namen dem Gespötte der Welt preiszugeben.

Und diese Frau konnte ich lieben, ja anbeten, vergöttern, und ihr ein so blindes Vertrauen schenken, daß mir entging, was ohne solches Vertrauen der Dummste bemerkt haben würde. Doch nun ist Alles vorbei, Alles! Mag sie fortleben in ihrer Schande — denn ich sehe wohl, daß dieser abgefeimte Russe sie ebenso in *seiner* Gewalt hat, wie sie mich bisher in *ihrer* Gewalt hatte — mag sie fortleben in ihrer Schande auf eigene Gefahr; ihre bevorzugten Kreise werden sie nur um so interessanter finden darum, aber ich will nicht länger ihr Sklav und Begleiter sein, der Gelegenheit nicht ferner vertrauensselig Thor und Thür öffnen.“

Während er so vor sich hinsprach, fiel sein Blick auf eine kleine kostbare Schatulle, die er ihr zum Weihnachten geschenkt hatte als eine Reliquie aus der Hinterlassenschaft Vittoria Colonna's. Der Schlüssel steckte darin. Er öffnete die Schatulle und fand sie angefüllt mit Briefen, an deren zierlicher Aufschrift er gleich die Hand des Fürsten Mussin erkannte. Es war ihm sonst nie eingefallen, einen neugierigen Blick in die Briefgeheimnisse seiner Frau zu wer-

fen, jetzt aber konnte er dem Drange nicht widerstehen. Die Briefe waren französisch geschrieben und in einem Tone, der alle schlimmsten Voraussetzungen des plötzlich so mißtrauisch gewordenen Grafen zu bestätigen schien. Es überkam ihn ein wahrer Ekel, das kostbare Gefäß durch so schnöden Inhalt entweiht zu sehen, und er warf die Briefe, die er gelesen hatte, unwillkürlich zu Boden.

Plötzlich war es ihm, als ob gerade dem Sopha gegenüber, auf welchem er Platz genommen hatte, neben dem Kamin, eine geheime Tapetenthür sich öffne; er hörte das Rauschen eines Kleides und einen Augenblick später trat Eugenie ein, in sehr elegantem Morgencostüm, mit leuchtenden Augen und leicht gerötheten Wangen. Aber ihm schien, daß die Wangen ihre Farbe und die Augen ihren Glanz verloren und starrer blickten, als er aufstand und ihr entgegentrat mit den Worten: „Hätt' ich gewußt, daß es geheime Zugänge zum Schlafgemach meiner Gemahlin giebt, so würde ich mir die Mühe erspart haben, die Thür dort aufzubrechen, als die Kammerfrau mir den Zutritt weigerte unter dem gut einstudirten Vorwande, die Frau Gräfin habe eine schlaflose Nacht gehabt und bedürfe auf ihrem Krankenlager dringend der Ruhe."

„Also gestehen Sie selbst, die Thür zu meinem Schlafgemach gewaltsam erbrochen zu haben, um in meiner Abwesenheit an mich gerichtete Briefe zu durchstöbern, die Sie gar nichts angehen" — entgegnete sie, ihn mit stolzem Auge messend und dabei auf die neben ihm stehende Schatulle und die auf dem Boden liegenden Briefe deutend; — „ist das die Achtung, die Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind? —"

Sie sollte bald inne werden, daß ihr Blick nicht mehr den gewohnten Zauber auf ihn übte. Langsamer und mit schärferer Betonung, als er bisher geredet, hub er wieder an:

„Dieser Ton ziemt Ihnen nicht mir gegenüber; Sie haben mein ganzes Vertrauen schmählich getäuscht und Mißtrauen an seine Stelle gepflanzt. Die alten Künste verfangen nicht mehr, seit Sie meine Achtung verscherzt haben. Der Zufall hat mir die Augen grausam geöffnet und ich sehe jetzt klarer, als mir lieb ist."

„Wie können Sie wagen, solche Anklagen auf mich zu schleudern!" rief sie, mit zornflammendem Auge und dämonischem Gesichtsausdruck einen Schritt vortretend und unwillkürlich die Hand erhebend, als ob sie einen Dolch darin schwänge. — „Wodurch hab' ich Ihr Vertrauen getäuscht und wodurch Ihre Achtung verscherzt? Ich will es wissen!" —

„Wüßten Sie es nicht schon, ehe ich es Ihnen sage, so wären meine Worte verloren, denn Sie würden dann auch nicht wissen, wo Recht und Unrecht sich scheiden. Ich will hier blos von den Erfahrungen der letzten Wochen reden, um nicht zu weit ausholen zu müssen. Sie haben mich durch den Anschein von Krankheit getäuscht, um mich fern zu halten und dafür verbotenen Verkehr mit einem Andern zu pflegen."

„Das ist eine falsche Anklage, die ich erst entkräften muß, ehe Sie weiter reden," unterbrach sie ihn. „Hören Sie mich so ruhig an, wie ich mich bemühen werde, Sie über Ihren Irrthum aufzuklären. Ich war in der That krank, wenn auch nicht so lange, als ich mich dafür ausgab. Ich bin schon seit acht Tagen in den Mittagsstunden wieder ausgegangen und habe Sie während der Zeit allerdings absichtlich von mir fern zu halten gesucht, aber nur in der Absicht, Ihnen heimlich eine Freude zu bereiten. . . ."

„Durch heimliche Besuche beim Fürsten Mussin?"

„Unterbrechen Sie mich nicht. Sie sollen über Alles Aufklärung haben und es wird mir ein Leichtes sein, selbst den letzten Ihrer Zweifel so gründlich zu beseitigen, daß Sie aus freien Stücken Ihre Anklage zurücknehmen werden. Aber lassen Sie mich ausreden. Der Besuch des Ateliers eines talentvollen jungen Portraitmalers weckte schon vor längerer Zeit den Wunsch in mir, mich von ihm malen zu lassen, für Sie. Ich wollte Sie mit dem Bilde überraschen und darum mußten die Sitzungen heimlich stattfinden. Es bot sich dazu keine bessere Gelegenheit als die Zeit meines Unwohlseins. Der Arzt erlaubte mir schon nach den ersten Tagen, in den Mittagsstunden auszugehen, und ich benutzte diese Stunden zu den Sitzungen im Atelier, wo ich mich nur viermal einzufinden brauchte, um ein über alle Erwartung gelungenes Bild von mir zu erhalten. Fürst Mussin, der, wie Sie wissen, mir von jeher

ein sehr angenehmer Gesellschafter war und der es, wie in der Musik, so auch im Zeichnen als Dilettant zu einer großen Fertigkeit gebracht hat, bat mich um die Erlaubniß, den Sitzungen beizuwohnen und mich unter Anleitung des jungen Malers für sein Album zu zeichnen. Diese Erlaubniß gab ich ihm gern und ich hatte mehr Ursache, ihm für seine Gesellschaft dankbar zu sein, als er mir für die meine, da er mich fortwährend auf das belehrendste zu unterhalten wußte. Vielleicht war sein Eifer, mir die Zeit angenehm zu vertreiben, schuld daran, daß er mit seiner Zeichnung nicht so schnell fertig wurde wie der Maler mit seinem Oelbilde. Ich wollte ihm aber die Freude nicht verderben, seine Arbeit zu vollenden, und erfüllte daher gern seinen Wunsch, ihm noch ein paar Mal zu sitzen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und, Alles wohl überlegt, hielt ich es für besser, zu ihm zu gehen, als ihn zu mir kommen zu lassen. Ebenso hielt ich es für besser, ihm bei verschlossenen Thüren als bei offenen zu sitzen, und gleichwie er seinem Kammerdiener befahl, während meiner Anwesenheit allen Besuch abzuweisen, so befahl ich dasselbe meiner Kammerfrau während meiner Abwesenheit von Haus. Und um die Sache ganz heimlich zu halten, ging ich zu jener Tapetenthür hinaus, durch welche Sie mich vorhin hereinkommen sahen. Da haben Sie die ganze Geschichte meiner heimlichen Verbrechen, und Sie werden daraus zur Genüge ersehen, wie schwer Sie mich durch Ihren so grundlos gefaßten und so rücksichtslos ausgesprochenen Verdacht gekränkt haben. Ich bin aber noch nicht zu Ende. Um ganz aufrichtig zu sein und Alles zur Klarheit zwischen uns zu bringen, muß ich meiner Rechtfertigung eine Selbstanklage folgen lassen, wenn auch in ganz anderem Sinne, als Sie vermuthen. Unser eheliches Leben ist nicht so glücklich gewesen, wie es hätte bei größerer Uebereinstimmung der Charaktere und Neigungen sein können, und daran trage ich vielleicht mehr Schuld als Sie, weil ich trotz eines starken Vorgefühls, daß wir nicht für einander geschaffen seien, doch einwilligte, Ihre Gemahlin zu werden. Ich traute mir mehr Selbstverleugnung und Fähigkeit, Sie glücklich zu machen, zu, als ich besitze. Gewiß habe ich manchen Vorwurf verdient durch meinen unüberwindlichen Hang zu freier Bewegung, aber wahrlich nicht den Vorwurf ehelicher Untreue. Allein ich würde auch diesen verdienen, wenn ich länger Ihre Gemahlin bliebe, denn nach der eben mit Ihnen erlebten Scene ist mir nur zu klar geworden, daß wir ganz und gar nicht für einander passen, und ich gestehe Ihnen jetzt offen, was ich mir bis dahin selbst nicht zu gestehen wagte: daß mein Herz mehr dem Fürsten Mussin gehört als Ihnen. Das war früher nicht so. So sehr ich immer die Unterhaltung des Fürsten liebte, so fest hielt ein gewisses Mißtrauen mein Herz gegen ihn verschlossen. Dieses Mißtrauen ist gestorben, weil es nie durch ihn Nahrung fand. Hätte der Fürst je nur um eine Linie die Grenze des Erlaubten überschritten, so würde er sich mir dadurch ganz entfremdet haben. Aber gerade seine feine Zurückhaltung hat mich ganz zu ihm hingezogen. Dieses offene Bekenntniß wird Ihnen, wie ich hoffe, erwünscht kommen, denn da nach der Behandlung, die Sie mich haben erdulden lassen, ein erfreuliches Zusammenleben für uns unmöglich geworden, so werden Sie nicht zögern, die Schritte zu einer baldigen Scheidung zu thun. Vorher aber bitte ich Sie, die auf den Boden geworfenen und wie mir scheint mit Füßen getretenen Briefe des Fürsten noch einmal zu lesen, ihr Inhalt wird Ihnen jetzt in einem ganz anderen Lichte erscheinen als zuerst."

Auf solchen Ausgang war der Graf nicht gefaßt gewesen. Er hatte geglaubt, Eugenie zu verwirren durch die vermeintlichen Zeugnisse ihrer Schuld, und sah sich nun selbst verwirrt durch ihre ihn in Allem überraschende Wendung. Die widerstreitendsten Gefühle und Gedanken durchwogten sein Herz und Hirn, so lange sie sprach, aber der Schluß ihrer Rede brachte schnell wieder Klarheit in sein Fühlen und Denken und er antwortete:

„Sie wünschen von mir geschieden zu werden. Ich habe mich immer bestrebt, alle Ihre Wünsche zu erfüllen und will auch diesen erfüllen, nachdem Sie mir gestanden, daß Ihr Herz nicht mir gehört, dem Sie Liebe und Treue gelobt, sondern dem Fürsten Mussin, über den Sie einst anders urtheilten als heute. Möge er Sie glücklicher machen, als ich zu thun im Stande war trotz aufrichtiger Liebe und inniger

Hingebung. Ich verschweige, was ich weiter auf dem Herzen habe, denn Sie würden mich doch nicht verstehen, und ich bitte nur um das Eine: lassen Sie uns ohne Groll von einander scheiden und Alles vermeiden, was dienen könnte, das Aufsehen noch zu vermehren, das der mir sehr peinliche Schritt ohnehin nach sich ziehen wird. Befehlen Sie über mich, so oft Sie meiner Dienste bedürfen, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Gemächer ohne besondere Einladung nie wieder betreten werde."

Mit einer höflichen Verbeugung verließ er nach diesen Worten das Zimmer, sehr zur Ueberraschung Eugeniens, welche sich von dem Tone, den sie gegen ihn angeschlagen, eine ganz andere Wirkung erwartet hatte. Verwöhnt durch die grenzenlose Hingebung ihres Gemahls und die Macht, die sie über ihn übte, hatte sie geglaubt, daß ihre vermeintliche Rechtfertigung ihn zu Ausbrüchen schmerzlichster Reue treiben würde, sie in so unwürdigem Verdacht gehabt zu haben, und nun schien es ihr fast, daß er Alles, was sie gesagt, für bloße Ausflüchte genommen, auf welche näher einzugehen sich gar nicht der Mühe verlohnte. Selbst das Geständniß ihrer Liebe zum Fürsten, welches nach ihrer Ansicht hätte niederschmetternd auf den Grafen wirken müssen, denn es sollte eine Strafe für seinen Verdacht sein, schien ihn ziemlich gleichgültig gelassen zu haben.

Ihr Stolz bäumte sich auf in ihr, während sie sich niederbeugte, um die Briefe aufzuheben, welche der Graf mit Füßen getreten hatte. Sie durchflog noch einmal ein paar von den Briefen und fand, daß sie allerdings wenig geeignet seien, von einem Dritten gelesen zu werden. Mißmüthig warf sie sich aufs Sopha und versank in tiefes Nachdenken. Es reute sie fast, in so jäher Weise die Bande zerrissen zu haben, welche den Grafen an sie gefesselt hatten.

Graf Karlsburg war, als er das Zimmer seiner Gemahlin verließ, nicht so ruhig, wie jene glaubte, aber die schmerzlichen Gefühle, die ihn bewegten, galten weniger dem Verlust der Liebe Eugeniens, als der unzarten Weise, in welcher sie ihm ihre leidenschaftliche Neigung zu Mussin gestand. Er begriff, daß sie ihn dadurch demüthigen wollte, und sein Stolz sträubte sich gegen solche Demüthigung vor einer Frau, die ihn so wenig verstand und zu würdigen wußte. Er hatte ihr gegenüber ein gutes Gewissen und das gab ihm die überlegene Ruhe, als er sich von ihr verabschiedete, ohne das geringste Verlangen, auf weitere Erörterungen einzugehen; denn was blieb ihm von ihr noch zu hoffen und zu gewinnen übrig, nachdem sie Bande, die er für heilig und unauflöslich gehalten, erst spielend gelockert und schließlich grausam zerrissen hatte?

Dennoch war es ihm ein schwerer Gang, als er sich auf den Weg zum preußischen Gesandtschaftsprediger machte, um sich Raths zu erholen über die einzuschlagenden Wege, die Scheidung, die er jetzt selbst zu beschleunigen wünschte, ins Werk zu setzen. Der würdige Geistliche erschöpfte sich erst in wohlgemeinten Versuchen, Karlsburg von seinem Vorhaben abzubringen; als er aber sah, daß sein Entschluß feststand, erklärte er ihm, daß und warum in dem vorliegenden ganz eigenthümlichen Falle eine Scheidung nur durch einen Act landesherrlicher Machtvollkommenheit zu bewirken sei, ihm also nichts übrig bleibe, als sich direct an seinen Landesherrn zu wenden und dessen Entscheidung abzuwarten.

Graf Karlsburg hatte Grund, anzunehmen, daß der Fürst seinem Gesuche ein gnädiges Ohr leihen werde, doch nie waren ihm Briefe so schwer aus der Feder gekommen als die, welche er jetzt in die Heimath zu schreiben hatte, um die Lösung eines Bundes herbeizuführen, in welchem er das höchste Glück seines Lebens zu finden geglaubt hatte. Er wurde von den widerstreitendsten Gefühlen bestürmt. Einerseits fühlte er sich wie von einer unerträglichen Bürde befreit, seit Klarheit in sein Verhältniß mit Eugenie gekommen war, während er sich andererseits in den Gedanken gar nicht finden konnte, das Opfer einer so ungeheuren Täuschung geworden zu sein. Sein ganzes Leben erschien ihm verfehlt und nichtig und er wagte gar nicht mehr, auf Glück zu hoffen in der Welt, nachdem das, was er dafür gehalten, sich nur als ein wirrer Traum erwiesen, dem durch ein schreckliches Erwachen ein jähes Ende gemacht wurde. Eine ungeheure Leere gähnte in seinem Herzen, die er durch nichts auszufüllen vermochte. Die sich oft unwillkürlich ihm aufdrängen-

den Erinnerungen an Elise suchte er zu verscheuchen, da sie ihn nur noch unglücklicher machten. Er hatte nie eine übertriebene hohe Meinung von sich gehabt, aber doch auch nicht so gering von seinem Werthe gedacht, um glauben zu können, daß eine solche Fülle von Liebe und Hingebung, wie er sie Eugenien gezeigt, ganz ohne Erwiederung bleiben sollte. Es war ihm unmöglich, die Wochen, welche bis zum Eintreffen des aus Deutschland erwarteten höchsten Entscheids noch vergehen konnten, in ihrer Nähe zu verleben, und so entschloß er sich, einen Ausflug nach Neapel zu machen, ohne andern Zweck, als um jede peinliche Begegnung mit ihr zu vermeiden und allen mit ihr in Beziehung stehenden geselligen Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen. Er lud Dr. Reinhaus ein, ihn zu begleiten, der anfangs allerlei Schwierigkeiten machte, sich aber sofort bereit zeigte, mit nach Neapel zu gehen, als er im Laufe des Gesprächs erfuhr, daß die Gräfin zu Hause bleibe. Er machte nur zur Bedingung, daß die Abreise um einen Tag hinausgeschoben werde, da er noch mancherlei zu besorgen habe, und daß der Graf ihn persönlich abhole, weil ihm sonst das Scheiden von der Familie, bei welcher er wohne und zu welcher er in einem ganz eigenthümlichen Verhältniß stehe, zu schwer fallen würde.

Der Graf begriff nicht recht, wie er dazu beitragen könne, dem Doctor seinen Abschied von der Familie zu erleichtern, war aber gern mit Allem einverstanden. Er machte noch einige Einkäufe zur Reise und brachte den Rest des Tages unter den Ruinen des alten Rom zu, versunken in Betrachtungen über die Vergänglichkeit menschlichen Glücks und irdischer Größe. Der folgende Tag war der Abtragung alter Briefschulden gewidmet und die Zeit verging ihm schneller, als er erwartet hatte. Als die Stunde der Abreise heranrückte, schrieb er noch ein paar Zeilen an Eugenie, worin er ihr mittheilte, daß er bis zum Eintreffen der aus Deutschland erwarteten Entscheidung einen kleinen Ausflug unternehmen werde, um ihr durch seine Nähe in keiner Weise lästig zu fallen.

Der Brief wurde ihr erst abgegeben, nachdem er das Haus bereits verlassen hatte. Als er in das Zimmer des Dr. Reinhaus trat, fand er diesen in lebhaftem Wortwechsel mit seiner Hauswirthin begriffen, deren gerötheten Augen leicht anzusehen war', daß sie geweint hatte. Sie wandte sich nun mit flehender Geberde und kreischender Stimme zum Grafen, welcher von der Wortfluth, womit sie ihn überschüttete, nur so viel verstand, daß er ihr gegen ihren treulosen Miether beistehen solle. Auf dem Tische lag Geld ausgezählt, welches sie nicht annehmen wollte, woraus der Graf schloß, daß es ihr zu wenig sei, allein der Doctor belehrte ihn, daß es sich im Grunde um ganz andere Dinge handle, über welche er ihm erst später Aufklärung geben könne. In diesem Augenblick trat der Karlsburg'sche Bediente ins Zimmer und fragte, ob er dem Herrn Doctor nicht beim Herunterschaffen des Reisegepäcks behülflich sein könne.

„Ich habe nur diesen kleinen Koffer" — sagte der Doctor — „aber es sind Bücher darin, die ihn schwerer machen, als es den Anschein hat. Ich will mit anfassen."

„Kann ihn schon allein tragen; bemühen Sie sich ja nicht;" entgegnete der Bediente lächelnd, indem er den Koffer mit Leichtigkeit auf die Schulter schwang und forttrug.

„So, nun können wir auch gehen, es ist Alles in Ordnung" — sagte der Doctor zum Grafen, und fuhr dann zu seiner Hauswirthin gewendet fort: „Seid vernünftig, nehmt das Geld an und laßt uns als gute Freunde scheiden. Ich muß jetzt fort, der Herr hier hat's eilig."

Allein die Frau schlug nicht in die ihr dargereichte Hand ein, sondern fing laut zu schluchzen an und überhäufte den Doctor mit Vorwürfen, von welchen der Graf nur so viel verstand, daß er ein Verräther, Heuchler und treuloser Mensch sei.

Um der Scene ein Ende zu machen, zog er den Doctor mit sich fort zur Thür hinaus, aber auf dem Flur sprang dem Scheidenden ein junges, sehr hübsches Mädchen entgegen, das ihn unter Küssen und Thränen beschwor, sie mitzunehmen, wohin es auch gehen möge. Er suchte sie zu beschwichtigen durch die Versicherung, daß er Rom nur auf kurze Zeit verlasse, und eilte dann mit dem Grafen die Treppe hinunter dem harrenden Wagen zu, der schnell mit ihnen davonrollte.

„Sie werden jetzt begreifen," hub der Doctor an, „warum ich Sie gebeten habe,

mich abzuholen; ich wäre sonst nicht so gnädig davongekommen."

„Dahinter scheint ja förmlich ein kleiner Roman zu stecken," bemerkte der Graf, der sich immer noch nicht von seinem Staunen erholt hatte, mit dem unverkennbaren Ausdruck der Neugier im Gesichte.

„Ein Roman höchst unschuldiger Art, der mich aber doch leicht hätte können um meine Freiheit bringen. Wenn es Sie nicht langweilt, will ich Ihnen kurz die seltsame Geschichte erzählen, deren für mich glücklichen Ausgang Sie eben mit angesehen haben."

„Bitte, erzählen Sie; ich bin ganz Ohr!"

„Die Frau, in deren Hause ich wohnte," begann der Doctor seine Erzählung, „ist die Wittwe eines geborenen Deutschen, der als junger Künstler nach Rom kam und, da er mit seinen neuen Bildern wenig Glück machte, sich im Laufe der Jahre entschloß, alte Bilder zu restauriren und einen kleinen Kunsthandel anzufangen, der sich bald als ein so einträgliches Geschäft erwies, daß er ganz dadurch an Rom gefesselt wurde. Schon als Maler hatte er sich in die schöne Tochter seines Hauswirths verliebt und auch so viel Gegenliebe gefunden, daß er es daraufhin wagte, um ihre Hand anzuhalten; aber die Einwilligung der Eltern erhielt er erst zwei Jahre später, als er den Nachweis führen konnte, daß er im Stande sei, eine Frau anständig zu ernähren. Ich lernte den wackern Mann sammt seiner damals noch sehr hübschen und jungen Frau kennen, als ich zum ersten Mal nach Rom kam, und glaubte zu bemerken, daß er sehr unter ihrem Pantoffel stände. Ich sprach zu jener Zeit das Italienische noch sehr mangelhaft und konnte mich deshalb wenig mit ihr unterhalten, fand sie aber trotzdem ausnehmend günstig für mich gestimmt, wahrscheinlich, weil sie mir den großen Eindruck, den mir ihre Schönheit machte, an den Augen absah und mein schüchternes, unbeholfenes Auftreten daraus erklärte und entschuldigte. So geschah es, daß sich ihr Bild in meiner Erinnerung immer frisch und lebendig erhielt und ich begierig war, sie wiederzusehen, als ich nach so langen Jahren wieder nach Rom kam. Wir erkannten uns Beide kaum wieder, so sehr hatte die Zeit uns verändert. Ich war aus dem langhaarigen, jugendfrischen Studenten ein schon ziemlich verrunzelter Schulmeister geworden und sie kam mir vor wie die Großmutter des Bildes, das von ihr in meiner Erinnerung lebte. Nichtsdestoweniger empfing sie mich mit aller Freundlichkeit und bestand darauf, daß ich ein gerade leerstehendes Zimmer in ihrem Hause beziehen müsse, da ich, wie sie behauptete, doch nirgends so gute Pflege finden würde als bei ihr und ihrer Tochter Josepha. Schwach wie ich bin, ließ ich mich überreden, mein schon früher genommenes Quartier zu verlassen und das meiner neuen Wirthin, die Sie heute kennen gelernt haben, zu beziehen. In der That wurde ich von Frau Beatrice wie von ihrer hübschen Tochter aufgenommen und behandelt als ob ich zur Familie gehörte, und mit der mir angebornen Arglosigkeit ging ich auch ganz auf den vertraulichen Ton ein, den die beiden Damen gegen mich anschlugen. Frau Beatrice erzählte mir unter Thränen von dem großen Unglück, das sie gehabt, vor fünf Jahren ihren Mann zu verlieren, der ein wahres Muster von einem Ehemann gewesen sei und mit dem sie denn auch ein so glückliches Leben geführt, wie es selten einer Italienerin zu Theil werde, da hier zu Lande die meisten Männer im Punkte der Häuslichkeit viel zu wünschen übrig ließen und dadurch auch einen schädlichen Einfluß auf die Frauen übten, so daß beide oft ihre eigenen Wege gingen und ein rechtes inniges eheliches Zusammenleben zu den größten Seltenheiten gehöre. Von mir habe ihr seliger Mann immer mit großer Anhänglichkeit gesprochen und es sei ihr deshalb ein wahrer Herzenstrost, mir jetzt von ihm sprechen zu können, da ich ihn gewiß doch auch lieb gehabt habe und zudem noch Zeuge seines ehelichen Glücks gewesen sei.

„Anfangs hörte ich mit aufrichtiger Theilnahme zu, die aber nachließ, als Frau Beatrice immer und immer auf das verschwundene Glück ihres Lebens zurückkam und dadurch mein eigenes zu stören begann, denn wenn sie mich einmal fest hatte, ließ sie mich nicht so bald wieder los und ich verfolgte in Rom doch eigentlich andere Zwecke, als ihren verstorbenen Mann zu betrauern. Aber sie wußte ihrem Lieblingsthema täglich neue Seiten abzugewinnen und der Quell ihrer Worte und Thränen war unversiegbar. Um sie auf

andere Gedanken zu bringen, sagte ich ihr eines Tages, es sei eigentlich nicht christlich, immer so zu trauern und zu klagen, besonders von ihr, der das Leben doch in ihrer schönen Tochter einen tröstlichen Ersatz gegeben für das, was der Tod ihr genommen."

„Ja," rief sie aus, „meine Josepha ist ein liebes, prächtiges Kind, und ich würde ganz glücklich sein, wenn ich sie gut versorgt wüßte. An Anträgen hat es ihr schon seit ihrem fünfzehnten Jahre nicht gefehlt, aber sie darf nur einen Deutschen heirathen! Dafür zu sorgen ist meine Mutterpflicht, denn ich weiß, wie es in italienischen Ehen aussieht." Bei diesen Worten sah sie mich so bedeutungsvoll an, als ob sie erwartete, daß ich gleich vor ihr niederknien und sie um Josepha's Hand bitten würde, während mich die unerwartete Wendung auf das peinlichste überraschte, da ich nicht die geringste Lust verspürte, das eheliche Glück zum zweiten Male zu versuchen, und am wenigsten mit einer Italienerin."

„Sind Sie denn schon einmal verheirathet gewesen?" fragte Karlsburg mit einem unverkennbaren Ausdruck der Verwunderung, da er sich den Doctor gar nicht als Ehemann denken konnte.

„Ja," antwortete dieser, „mit meinem Anstellungsdecrete bekam ich auch gleich eine Frau ins Haus, ohne recht zu wissen, wie, und verlor sie wieder, noch ehe ich mich recht an das eheliche Leben gewöhnt hatte, zu welchem ich eigentlich wenig Beruf habe. Ich hatte Frau Beatricen nie von meinem Wittwerstande gesprochen, weil ich keine Veranlassung dazu fühlte, und dann auch, weil sie mich nie zu Worte kommen ließ, wie das so die Art redseliger Frauen ist. Jetzt aber hielt ich es doch für passend, ihr zu sagen, ich könnte mich auf das lebhafteste in ihre Lage hineindenken, da ich mich in einer ganz ähnlichen Lage befände; sie habe einen Mann verloren und ich eine Frau; sie habe eine Tochter und ich einen Sohn, der freilich erst sechs Jahre alt sei, aber doch schon meine ganze Sorge in Anspruch nehme.

Dieser Vergleich schien sie nachdenklich zu machen, denn sie ließ mich nun ein paar Wochen lang mit ihren Trauergeschichten in Ruhe und fühlte auch keine Neugier, die meinigen zu erfahren; kurz, unser Verhältniß wurde merklich kühler, sehr zu meiner Freude, da ich nun weniger in meinen Arbeiten und in meiner Freiheit der Bewegung gestört wurde. Zu den Zeichen dieser Entfremdung gehörte auch, daß ich nicht mehr, wie früher, wenn ich heimkehrte, Blumen auf meinem Tische fand und überhaupt allerlei sonstige kleine Aufmerksamkeiten vermißte. Ich benutzte diese Frist, um meine Rechnung mit ihr in's Reine zu bringen, wovon sie bis dahin nichts wissen wollte, indem sie immer sagte, es habe ja damit keine Eile. Es war mir sehr angenehm zu finden, daß man mir nichts zu billig angesetzt hatte, und ich gab Josepha, welche mir die Rechnung überbrachte, das Geld gleich mit. Sie nahm es, ohne es nachzuzählen und ohne mich dabei anzusehen. In ihrem Gesichte lag ein Ausdruck von Befangenheit. Sie hatte schon die Thürklinke in der Hand, um sich wieder zu entfernen, als sie sich plötzlich ein Herz faßte, noch einmal umkehrte und mir voll ins Auge sah mit der Frage: Sind Sie mir böse? Ich antwortete: Nein, wahrlich nicht, mein liebes Kind! Worauf sie mir die Hand küßte, was mich einigermaßen verwirrte, da mir dergleichen noch nie vorgekommen war, und in meiner Verwirrung gab ich ihr einen Kuß auf die Stirn. Nun küßte sie mir noch einmal die Hand und verschwand dann aus dem Zimmer, ohne weiter ein Wort zu sagen. Ich mußte unwillkürlich nach diesem seltsamen, aber für mein Gefühl ganz harmlosen Erlebniß den Kopf schütteln, kam indeß bald wieder auf andere Gedanken, da ich eben mit einer ernsten Arbeit beschäftigt war, die mich schon ein paar Tage ans Haus gefesselt hatte, und nach einer Viertelstunde war Alles wieder vergessen. Gegen Abend ging ich eine Stunde fort und war nicht wenig erstaunt, beim Nachhausekommen wieder einen schönen Blumenstrauß auf meinem Tische zu finden. Die Blumensträuße hatten nicht mit auf der Rechnung gestanden und ich hielt es daher für passend, der Spenderin, wer sie auch immer sein mochte, durch ein kleines Gegengeschenk meinen Dank dafür auszudrücken. Als die Magd mir vor Schlafengehen frisches Wasser brachte, fragte ich sie, ob sie mir vielleicht die Blumen auf den Tisch gestellt habe. „Nein," antwortete sie, „nicht ich, sondern Signorina Jo-

sepha.“ Ich beschloß nun, Josepha zum Andenken eine sehr hübsche Gemme zu schenken, die ich eigentlich für meine Schwester bestimmt hatte. Der Zufall wollte, daß sie schon am andern Morgen wieder auf mein Zimmer kam, um mir einen lange erwarteten Brief zu bringen, der aus der Heimath für mich eingetroffen war. Ich benutzte die Gelegenheit, ihr zu sagen, wie sehr sie mich durch ihre Blumenspenden erfreut habe, und sie zu bitten, zum Andenken an mich die Gemme von mir anzunehmen. Sie war sehr erfreut darüber und wollte mir wieder die Hand küssen, was ich aber diesmal nicht zuließ. Plötzlich sah sie mich groß an und fragte ganz ängstlich: „Sie wollen doch nicht fortreisen?“ „Noch nicht — erwiederte ich — aber bald muß ich allerdings Anstalten dazu treffen.“ In diesem Augenblick trat ein junger Landsmann ein, um mich zum Abend in die Polambella zu bestellen, und Josepha verließ das Zimmer in sichtbarer Aufregung. Kurz nachdem der junge Mann wieder fortgegangen war, kam Frau Beatrice zu mir, mit dem Vorwande, mir die Quittung über das gestern bezahlte Geld zu bringen. Da sie keine Anstalt machte, gleich wieder zu gehen, so konnt' ich nicht wohl umhin, ihr einen Sitz anzubieten. Sie warf einen musternden Blick durch das Zimmer und machte mir dann das Compliment, daß sie noch nie einen Miether gehabt habe, der so ordnungsliebend, fleißig und häuslich gewesen sei wie ich. Dieses Compliment war nur die Einleitung zu einer längeren Rede, welche mit dem Geständniß schloß: sie hätte mich meiner guten Eigenschaften wegen so lieb gewonnen, daß sie kein Bedenken haben würde, mir ihre Tochter zur Frau zu geben und sie glaubte, daß auch Josepha einwilligen würde, mich zu nehmen, obschon ich Wittwer und Vater wäre.

„Ich erwiederte mit einiger Beklommenheit, daß sie viel zu gut von mir denke, daß ich in meiner kurzen Ehe die Erfahrung gemacht, wie wenig ich dazu geschaffen sei, eine Frau glücklich zu machen, und daß mir deshalb nichts ferner liege als der Gedanke, wieder zu heirathen, zumal ein so junges und schönes Mädchen, wie Josepha, die ganz andere Ansprüche machen könne, als ich im Stande sei zu erfüllen. Sie versicherte mir lächelnd, ich sei zu bescheiden, wie die meisten Deutschen, aber das mache sie eben zu so vortrefflichen Ehemännern, wie sie aus eigener Erfahrung, von ihrem seligen Enrico her, wisse. Ich möge nur Muth fassen und mit mir ernstlich zu Rathe gehen; für das Uebrige wolle sie einstehen. Ich überlegte mir nun, wie ich auf eine gute Weise aus dem Hause kommen könne, um jeder Heirathsgefahr zu entgehen, und schwärmte einstweilen von früh bis spät umher, um den Glauben der Frau Beatrice an meine häuslichen Tugenden zu erschüttern. So standen die Sachen, als Ihre Einladung, mit nach Neapel zu reisen, mich aus der drohenden Gefahr, ein Ehemann wider Willen zu werden, glücklich erlöste.“

Graf Karlsburg, der für den Augenblick seine eigenen Leiden ganz vergessen hatte, konnte sich des Lachens nicht erwehren, als der Doctor, tief aufathmend, wie nach langer Beklemmung, seine Erzählung geschlossen hatte.

„Gefiel Ihnen die hübsche Josepha denn nicht?“ fragte er.

„O, ich hatte gar nichts an ihr auszusetzen,“ erwiederte Reinhaus, „aber selbst wenn sie der Inbegriff aller römischen Vollkommenheit gewesen wäre und ich mich hätte entschließen können, wieder zu heirathen, so würde mich doch der Gedanke abgeschreckt haben, eine Römerin zur Frau zu nehmen.“

„Und warum das, wenn ich fragen darf?“

„Weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß zwischen romanischem und germanischem Fühlen und Denken eine Kluft liegt, welche selbst die Liebe nicht auszufüllen vermag. Ich rede hier nur von der Liebe, so weit ich sie kenne, und will offen gestehen, daß eine große Leidenschaft mein Herz noch nie in Flammen gesetzt hat. Wie schon vorhin bemerkt, kam ich in die Ehe, ohne selbst recht zu wissen wie.“

„Aber die Sache muß doch einen Anfang gehabt haben.“

„Der Anfang war sehr gewöhnlicher Art. Ich begann meine Carrière als Hauslehrer beim Grafen Seesels. Mir war die Erziehung der beiden Söhne anvertraut, während die schon mehr erwachsene Tochter unter der Aufsicht einer französischen Gouvernante stand, Mademoiselle Aurelie de Bassignac, die sich einer besonderen Bevorzugung erfreute, theils ihrer

guten Manieren, theils auch ihrer alten Abkunft wegen. Es hieß, ihre Ahnen hätten zu den ältesten Baronen der Christenheit gehört, aber die Familie sei später verarmt. Da Mademoiselle Aurelie de Bassignac sehr mangelhaft Deutsch verstand, so hatte ich die junge Gräfin in dieser Sprache, so wie auch in Geschichte und Literatur zu unterrichten, aber die Gouvernante war immer dabei zugegen, um, wie sie sagte, sich im Deutschen zu vervollkommnen. So gewöhnten wir uns gegenseitig an unsern Anblick. Sie fand, daß sie keinen Deutschen so gut verstände, wie mich, und ich war nun doppelt bemüht, mich in ihrer Gegenwart immer recht klar und verständlich auszudrücken. Die altgermanische Frauenverehrung war in mir stark ausgeprägt, was ich vielleicht meiner trefflichen Mutter zu verdanken hatte, die ein Muster ihres Geschlechts war, und dieser Zug meines Wesens, der sich ungezwungen in meinem Benehmen gegen die Damen des Hauses offenbarte, machte, daß mir alle mit großer Freundlichkeit entgegenkamen. Im Salon der Gräfin wurde gewöhnlich französisch gesprochen, wobei sich den Damen dann häufig genug Gelegenheit bot, über meine seltsamen Ausdrücke und noch seltsamere Aussprache zu lachen. Der Gouvernante war das unangenehm und sie erbot sich, mir täglich eine Stunde zu opfern, um mich in die Feinheiten ihrer Sprache einzuweihen. Niemand fand Arges dabei, zumal sie, obwohl eine sehr elegante und zierliche Erscheinung, doch einigermaßen über die erste Jugendblüthe hinaus war und nie Anlaß zu schlimmer Nachrede gegeben hatte. Auch wurde es mit dem Unterricht sehr ernst genommen; ich bereitete mich immer tüchtig darauf vor und machte denn auch so rasche Fortschritte, daß das Lachen bald aufhörte und Mademoiselle Aurelie ihre Freude an mir hatte. Sie behauptete, ich sein ein garçon d'esprit und wüßte nur nicht genug aus mir zu machen. Ich müßte selbstbewußter auftreten, mehr Sorgfalt auf meine Toilette verwenden und mein Licht nicht unter den Scheffel stellen; dann könne es mir nicht fehlen, meinen Weg in der Welt zu machen. Ich sah, daß sie es gut mit mir meinte, und ließ mich in Allem von ihr leiten, obwohl ich bald merkte, daß mir so ziemlich Alles fehlte, um ein Weltmann in ihrem Sinne des Worts zu werden; das verhinderte sie indeß nicht, unverdrossen an meiner weltmännischen Erziehung fortzuarbeiten und sogar an meiner Cravatte herumzuzupfen, wenn diese ihr nicht regelrecht genug saß. Sie schrieb mir auch zuweilen Billets mit der Anrede Mon cher ami, und brachte mich dahin, sie in meinen Antworten Ma chère amie anzureden. So gut sie auch im Hause stand, so klagte sie mir doch oft, sowohl mündlich wie schriftlich, daß sie des Gouvernantenlebens herzlich überdrüssig sei und sich nach einem eigenen kleinen Winkel sehne. Nachdem wir solchergestalt zwei Jahre in täglichem Beisammensein und bester Eintracht verlebt hatten, erhielt ich meine Anstellung am Gymnasium. Aurelie befand sich gerade allein in ihrem Zimmer, als ich ihr die Nachricht brachte, über welche sie so erfreut war, daß sie an meine Brust sank und betheuerte, jetzt werde sie ebenfalls das gräfliche Haus verlassen, denn mir sei sie jedes Opfer zu bringen bereit und zudem sei die junge Gräfin schon hinlänglich erwachsen, um eine Gouvernante entbehren zu können.

„Diese pythischen Worte trafen mich so unvorbereitet, daß ich nichts darauf zu erwiedern wußte. Ihr tieferer Sinn sollte mir erst ganz klar werden, als am folgenden Tage beim Diner der Graf mit bedeutungsvollen Blicken „auf das neu verlobte Paar" anstieß, und die Gräfin, welche bemerkte, daß ich dazu ein sehr verdutztes Gesicht machte, lächelnd sagte: „Verstellen Sie sich nicht so, lieber Doctor, das Geheimniß ist heraus: Mademoiselle Aurelie hat mir Alles gebeichtet."

„Ich war schwach genug, mein Schicksal schweigend über mich ergehen zu lassen, obgleich mir eine Verlobung mit Mademoiselle Aurelie nie in den Sinn gekommen war. Alles Weitere machte sich von selbst. Zwei Monate später führte ich die nicht von mir Auserkorene schon als Gattin heim und ein Jahr darauf war ich Vater eines allerliebsten Jungens.

„Unsere Ehe war keineswegs eine unglückliche, aber nur deshalb nicht, weil ich mich mehr in meine Frau fügte, als sie sich in mich, und weil wir mehr neben einander als mit einander lebten. Unsere Gewohnheiten, Liebhabereien und geistigen Interessen gingen zu weit aus einander, um einen Brennpunkt der Vereinigung zu fin-

den. Sie sah mehr auf den Schein und ich mehr auf das Wesen der Dinge und Menschen. Ein vornehmer Anstrich ging ihr über Alles und ein eleganter Geck war ihr lieber als ein geistvoller Mann in schlichter Hülle. Sie aß lieber schlecht aus kostbarem Tafelservice als gut aus gewöhnlichem Geschirr. Sie konnte so wenig Geschmack an meinen liebsten Bekannten finden wie an meinen Lieblingsbüchern, und obgleich es ihr an Klugheit und Verstand nicht fehlte, so war ihr geistiger Horizont doch französisch beschränkt und der Zauber eines Goethe'schen Gedichts blieb ihrem Verständniß so fern wie die Gewalt einer Shakespeare'schen Tragödie. Da mein bescheidenes Einkommen nicht ausreichte, ihre eleganten Bedürfnisse in Toilette und Einrichtung der Wohnung zu befriedigen, und sie ihre früheren Ersparnisse nicht angreifen wollte, so ging sie gern auf verschiedene ihr gemachte Anträge ein, jungen Damen aus guten Häusern den letzten Schliff in französischer Conversation zu geben, was ihr sehr gut bezahlt wurde und sie zugleich in erwünschter Verbindung mit der vornehmen Welt erhielt. Mein Studierzimmer betrat sie fast nie, da sie fand, daß es zu viel nach Tabak rieche, und fürchtete, daß etwas von dem ihr abscheulichen Geruch in den Kleidern hängen bleiben könnte; meine Studien interessirten sie nicht, meine Bekannten noch weniger, und so kam es, daß unser Zusammenleben ein rein äußerliches war und blieb, wie oft ich auch versuchte, innigere, geistige Beziehungen zwischen uns herzustellen. Im Uebrigen war unsere Ehe eine glückliche, da sie auf gegenseitiger Achtung beruhte und unser einziger Sprößling prächtig gedieh und uns Beiden viel Freude machte.

„Ich betrauerte sie aufrichtig, als sie starb, denn sie hatte vortreffliche Eigenschaften und war als Französin ein Muster ihres Geschlechts."

„Wie kam es, daß Ihre Frau so früh starb?" fragte Karlsburg, welcher der Erzählung mit ernster Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Sie starb in Folge einer Erkältung, die sie sich auf einem Balle zugezogen. Sie war eine leidenschaftliche Tänzerin und versäumte keine Gelegenheit, sich in der Ehe für die Entbehrungen zu entschädigen, welche ihre Stellung als Gouvernante mit sich gebracht hatte. Eine Schale Ananaseis, welche sie nach ihrem letzten Tanze ohne die nöthige Vorsicht gegessen, wurde die Ursache ihres rasch erfolgenden Todes. Sie hinterließ, wie schon bemerkt, aufrichtige Trauer, nicht blos bei mir, sondern auch bei Andern, besonders bei meiner unverheiratheten Schwester, die meine Frau, wegen ihrer Eleganz, ihrer feinen Manieren und ihres Geschmackes in Kleidung und Einrichtung geradezu als ein Ideal bewunderte, und deshalb auch, als sie nach ihrem Tode die Sorge für das Hauswesen und meinen Victor übernahm, genau Alles so ließ, wie meine Frau es eingerichtet hatte. Ich bin auch fest überzeugt, daß diese in dem seligen Bewußtsein gestorben ist, immer treu ihre Pflicht gethan zu haben. Trotzdem möchte ich es in der Ehe nicht zum zweiten Male mit einer Frau aus romanischem Blute versuchen."

„Also halten Sie die nationalen Gegensätze für unausgleichbar?" fragte der Graf.

„Für unausgleichbar," entgegnete der Doctor mit besonderer Betonung, „vor Allem in der Ehe, wo sie am nächsten auf einander prallen."

„Ich glaube, Sie haben recht!" rief der Graf in einem Tone, der dem Doctor auffiel. Er hatte ganz vergessen, daß die Gräfin ebenfalls von französischer Abkunft war. Erst jetzt fiel ihm das wieder ein und gleich als ob er etwas gut zu machen hätte, fügte er, seinen früheren apodiktischen Ausspruch mildernd, hinzu:

„In höheren Ständen mag das, bei minder innigem Zusammenleben, wohl anders sein und der nationale Unterschied sich weniger fühlbar machen, oder gar als ein Reiz mehr gelten. Ich kann nur aus eigener Erfahrung sprechen und möchte diese nicht als einen Kanon für Andere aufstellen."

„Gewiß giebt es Ausnahmen," sagte der Graf, „aber Ihre Bemerkungen haben doch gewiß für die Regel das Richtige getroffen."

Das Gespräch nahm bald eine andere Richtung, wozu die schon frühlingsgrüne, aber hier hinter Rom fast baumlose Campagna mit ihrer Fülle antiker Ruinen von Aquäducten, Tempeln und Gräbern reichen Stoff bot. Aber Karlsburg war so in sich versunken, daß er längere Zeit hindurch

der poetischen Gegend, durch welche die beiden Reisenden fuhren, und den Bemerkungen, welche sein Begleiter machte über die melancholischen Reize der wellenförmigen Campagna, über das romantische Albanergebirge mit seinen hoch auf Felsen gelegenen Städtchen Albano, Ariccia, Velletri, mit seinen prächtigen Waldthälern und Ausblicken aufs Meer, nur halbe Aufmerksamkeit schenkte. In Velletri kosteten die Reisenden den vortrefflichen Wein, aber vergebens spähete der Doctor nach den schönen Frauen umher, durch welche die Stadt seit Alters her berühmt ist.

In Cisterno wurde das erste Nachtquartier gemacht. Als die Reisenden bei ihrem Abendessen saßen und wieder dem Wein von Velletri zusprachen, der ihnen vorhin so gut gemundet hatte, trat ein ältlicher Herr ins Zimmer, der mit einem Vetturino gekommen war und auf seine Reisegesellschaft wartete, um ebenfalls zu Abend zu essen. Es war eine hochgewachsene, mächtige Gestalt, deren Haltung unverkennbar den Offizier, und zwar den norddeutschen Offizier verrieth. Seine Gesichtszüge waren in dem spärlich beleuchteten Zimmer nicht deutlich zu unterscheiden, da das Licht auf dem in einer Ecke des Zimmers stehenden Tische stand, an welchem Karlsburg und Reinhaus ihr Pranzo hielten, so daß ihre Gesichter leicht erkennbar beleuchtet waren. Der Fremde blieb beim Anblick der Beiden eine Zeit lang wie festgewurzelt stehen, als ob er seinen Augen nicht recht traute oder sich auf etwas besänne. Dann trat er langsam, prüfenden Blickes näher, seine Augen fest auf den Doctor gerichtet, der ihn nun auch zu erkennen schien und aufstand, worauf der Fremde mit dem Ausdruck freudigster Ueberraschung rief: „Sehe ich recht? Reinhaus?"

„Herr von Donner?" scholl die Gegenfrage des Angeredeten, und statt der Antwort umarmte ihn Herr von Donner mit einer Wucht, als ob er ihn erdrücken wollte. Dann hub er wieder an;

„Aber wie zum Teufel kommen Sie hierher?"

„Das wollte ich Sie eben auch fragen. Aber erlauben Sie mir erst, Sie mit dem Herrn Grafen von Karlsburg bekannt zu machen: Herr von Donner, mein ehemaliger Compagniechef und Hauptmann — jetzt wohl schon Oberst?"

„Ne, so weit sind wird noch nicht, alter Freund, erst Oberstlieutenant."

Graf Karlsburg lud den Neuangekommenen ein, mit am Tische Platz zu nehmen, und äußerte dann, als die ersten Begrüßungen vorüber waren, sein freudiges Erstaunen zu erfahren, daß der Doctor auch Soldat gewesen sei.

„Und was für ein Soldat!" rief der Oberstlieutenant, den Doctor vertraulich auf die Schulter schlagend; „ohne ihn säß' ich wohl nicht hier: er hat mich bei Laon aus der Pfanne gehauen; ich verdanke ihm nicht weniger als mein Leben, und er hatte sich schon vorher sein eisernes Kreuz redlich erkämpft! Jetzt sieht er allerdings wieder so friedlich aus, als ob er nie doppeltes Tuch auf dem Leibe gehabt hätte. Nun, die Zeiten haben sich auch gewaltig verändert."

„Und mir haben Sie nie ein Sterbenswort davon gesagt," rief Karlsburg, „daß Sie auch Feldzüge mitgemacht haben, während sie sich meine Kriegsgeschichten immer erzählen ließen mit einer Miene, als ob Sie gar nicht wüßten, wie's im Felde zuginge."

„Nun, ich weiß eben nicht so hübsch davon zu erzählen wie Sie, Herr Graf," erwiederte Reinhaus; „ich bin auch nie ein regelrechter Soldat gewesen, sondern habe den Winterfeldzug nach Paris im Jahre 1814 nur so als Freiwilliger mitgemacht, um auch mein Scherflein zur Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft beizutragen, wie außer mir Hunderte von Studenten gethan."

„Er war ein Teufelskerl," sagte der Oberstlieutenant, „aber sah immer so ruhig dabei aus, als ob er keine fünfe zählen könne."

Der Graf wurde immer neugieriger, Näheres über die Affaire von Laon und die Betheiligung seiner beiden Tischgenossen dabei zu hören, und der Oberstlieutenant erzählte nun von dem nächtlichen Ueberfall, welchen York angeordnet hatte, um Marmont's Corps zu zersprengen, das durch einen sumpfigen, unwegsamen Strich Landes von Napoleon's Armee getrennt war. Herr von Donner gerieth bei dem stürmischen Angriff zwischen feindliche Reiterei, wurde durch einen Säbelhieb verwundet

und ein zweiter Hieb würde ihm den Garaus gemacht haben, wenn nicht Reinhaus den feindlichen Reiter vom Pferde geschossen und seinen Hauptmann in Sicherheit gebracht hätte, wobei er selbst drei Wunden erhielt.

Der Oberstlieutenant mußte die Geschichte mit allen Einzelheiten erzählen, während der Doctor sich vergebens bemühte, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

So saßen die Drei beim Wein bis tief in die Nacht hinein, obgleich sie schon in der Frühe des nächsten Morgen gemeinschaftlich ihre Weiterreise nach Neapel antreten wollten.

Als Graf Karlsburg vor Schlafengehen sich entkleidete, warf er das Bändchen der Ehrenlegion, welches er bis dahin immer im Knopfloche getragen hatte, zum Fenster hinaus.

IX.

Während die Reisenden durch die Pontinischen Sümpfe, welche ihnen als das üppigste, saftigste Weideland erschienen, wo große Herden von Büffeln in der Ferne die stumpfen, bärtigen Gesichter in das schwellende Gras tauchten, in der Nähe die dicken, gehörnten Köpfe in den kurzen Nacken zurückbogen, neugierig trotzig durch die Luft schnuppernd beim Geräusch des vorbeirollenden Wagens, ihren Weg nach Molo di Gaeta einschlugen, wo das nächste Nachtquartier gehalten werden sollte, befand sich Eugenie trotz der unbeschränkten Freiheit, deren sie jetzt genoß, in einer keineswegs so glücklichen Stimmung, wie ihr Gemahl glaubte. Den Tag seiner Abreise hatte sie sogar ganz einsam zugebracht und sein Abschiedsbillet wohl zwanzigmal gelesen, als ob sie sich immer und immer wieder aufs neue davon überzeugen müßte, daß er, nicht zufrieden damit, die Scheidung wirklich eingeleitet zu haben, auch noch das Bedürfniß gefühlt, sich augenblicklich von ihr zu trennen.

Sie konnte sich in den ihre Eitelkeit und Eigenliebe tief verletzenden Gedanken gar nicht finden, daß der Mann, der bis dahin ihren leisesten Wünschen entgegengekommen und kein höheres Glück gekannt, als in ihrer Nähe zu weilen, jetzt plötzlich so ganz anderen Sinnes geworden sein sollte.

Er war abgereist ohne das Verlangen, sie noch einmal zu sehen, ohne auch nur einen Versuch der Verständigung zu machen!

Einen so entschlossenen Schritt ihr gegenüber hätte sie ihm nicht zugetraut. Allein so gekränkt sie sich dadurch auch fühlte und so unwillig sie sich darüber geberdete: im tiefsten Grunde ihres Herzens gefiel ihr diese Entschlossenheit.

Wenn sie sich jetzt selbst nur durch einen raschen Entschluß in eine befriedigende Stimmung hätte versetzen können! Aber der Gedanke war ihr unerträglich, daß Karlsburg sich so leichten Herzens, wie sie meinte, von ihr losgerissen, und dieser Gedanke ließ sie zu keiner Ruhe kommen. Sie hatte sich noch nie so viel mit ihm beschäftigt als jetzt, da er ihr unerreichbar war. Selbst Fürst Mussin trat darüber in den Hintergrund und es war ihr lieb, daß er sich den ganzen Tag nicht sehen ließ, während ihr sonst immer etwas fehlte, wenn sie einmal einen Tag gar nichts von ihm sah oder hörte.

Zum ersten Male stellte sie ernste Betrachtungen darüber an, was wohl ihre Bekannten sagen würden, wenn es wirklich zur Scheidung zwischen ihr und Karlsburg käme. Zunächst durfte wohl Niemand in Zweifel darüber sein, daß er ihr keinen Anlaß dazu gegeben habe. So lange sie seine Gemahlin war, fand die vornehme Welt in Rom an ihrem Verkehr mit einem bevorzugten Hausfreunde nichts Besonderes und konnte auch Niemand genau wissen, wie weit diese Bevorzugung ging. Aber ganz anders mußte sich das Urtheil gestalten, sobald sie zu Gunsten ihres bevorzugten Hausfreundes die noch so junge Ehe ganz löste. Freilich hoffte sie, daß Mussin nicht lange zögern werde, eine neue mit ihr zu schließen, allein alle Welt wußte, daß Mussin sie früher gekannt als Karlsburg, und man würde sich fragen, warum sie den Bevorzugten nicht gleich geheirathet habe. Jedenfalls würde die Geschichte peinliches Aufsehen erregen und auf sie selbst ein zweideutiges Licht werfen.

Dieser Gedankengang mit seinen sich von selbst ergebenden Folgerungen hatte für Eugenie etwas unsäglich Beunruhigendes und Verwirrendes. Sie kam sich vor wie in einem Labyrinthe wandelnd, aus welchem kein Ausgang zu finden war. Gewohnt, nur nach den Eingebungen ihrer Laune zu

handeln, hatte sie die Folgen ihres gewagten Schrittes nicht vorbedacht und sah sich nun rathlos im eigenen Netze gefangen.

Doch irgend ein Entschluß mußte gefaßt werden. Sie schrieb ein paar Zeilen an den Fürsten Mussin, um ihn zu bitten, sie am nächsten Vormittage zu besuchen, da sie ihn in Abwesenheit ihres Mannes dringend zu sprechen habe.

Der Fürst versäumte nicht, sich pünktlich einzufinden, war aber nicht wenig erstaunt, von ihr zu hören, was sich zugetragen, und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie besser gethan haben würde, die Sache nicht gleich zum Aeußersten zu treiben.

„Ich habe Alles auf mich genommen, um Sie vor Verlegenheiten zu bewahren, denn wie ich Karlsburg kenne, würde er Ihnen gegenüber gleich an seine Pistolen appellirt haben, sobald er einmal hinter unsern geheimen Verkehr gekommen. Jetzt aber müssen Sie mich auch möglichst schnell aus meiner Verlegenheit befreien, und das geschieht am besten dadurch, daß Sie unsere Vermählung beschleunigen."

Der Fürst biß sich auf die Unterlippe und erwiederte:

„Hier gilt es, mit Bedacht zu handeln, wenn wir das Geschehene nicht noch verschlimmern wollen. Wo das Gesetz Ehescheidungen überhaupt zuläßt, bestimmt es ausdrücklich, daß die Frau vor Jahresfrist nach der Scheidung nicht wieder heirathen darf. Noch sind Sie nicht geschieden und, wie ich Graf Karlsburg kenne, wird es mit der Scheidung seine guten Wege haben. Darum lassen Sie uns ruhig seine Rückkehr abwarten und das zwischen ihm und Ihnen Vorgefallene vor aller Welt als tiefes Geheimniß bewahren. Das kann aber nur geschehen, wenn Sie möglichst unbefangen fortleben wie bisher, in die Welt gehen und sich zerstreuen, um nicht durch Veränderung Ihrer Lebensweise Aufsehen zu erregen und Neugier zu wecken. Sollt' es dann wirklich zur Scheidung kommen —"

„Es kommt dazu! Wir sind schon so gut wie geschieden," unterbrach ihn Eugenie, „lesen Sie doch nur diesen Brief, den mir Karlsburg vor seiner Abreise nach Neapel geschrieben."

Er durchflog den Brief und sagte:

„Die Entschiedenheit der Sprache läßt allerdings nichts zu wünschen übrig; indeß vom Worte zur That ist oft noch ein weiter Schritt und ich bin überzeugt, daß die Reise des Grafen nur ein Umweg ist, um zu Ihnen zurückzukehren. Seine Sehnsucht nach Ihnen wird in demselben Maße wachsen, als er sich von Ihnen entfernt."

Eugenie erwiederte kopfschüttelnd:

„Ein glückliches Zusammenleben ist zwischen uns künftig unmöglich, weil das Vertrauen fehlt. Die Scheidung ist eingeleitet und wird vollzogen werden. Im Uebrigen setze ich meine ganze Hoffnung auf Sie."

„Sie machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen, indem Sie Ihr Schicksal in meine Hand legen; aber lassen Sie uns vorsichtig zu Werke gehen. Die Klugheit will, daß man in allen wichtigen Angelegenheiten der Welt gleich mit vollendeten Thatsachen entgegentrete. Ganz können wir unser Herz den Menschen doch nicht öffnen und durch eine blos oberflächliche Kenntniß der Beweggründe zu einem entscheidenden Schritte wird das Urtheil immer irre geführt. Darum lassen Sie uns bis zur Erreichung des erwünschten Ziels als Geheimniß bewahren, was uns allein angeht."

Eugenie, die mehr blendenden Flittergeist als gesunden Menschenverstand besaß, fühlte sich im Innersten unbefriedigt durch die diplomatischen Erörterungen des Fürsten. Sie hatte sich eine andere Lösung der schwierigen Frage erwartet. Doch vermochte sie die Gründe seiner Rathschläge nicht zu entkräften und so gelang es ihm, sie ganz nach seinen Absichten zu lenken. Sie rauschte aus einer Gesellschaft in die andere, das schöne Wetter verlockte zu Ausflügen und Spaziergängen und sie fand vor lauter Zerstreuungen keine Zeit zu ernster Sammlung und Einkehr in sich selbst.

Nur durch das für ihren Gemahl bestimmte schöne Oelbild, welches jetzt in ihrem Zimmer hing, wurde sie, so oft es ihr in die Augen fiel, noch an ihn erinnert, aber nicht angenehm, da ihr immer dabei einfiel, daß er nicht einmal den Wunsch geäußert, das Bild auch nur zu sehen.

Graf Karlsburg verlebte inzwischen in der anregenden Gesellschaft seiner sympathischen Reisegefährten genußvolle Tage. Ueber Castellone, Garigliano und St. Agata, wo sie den edlen Falerner zum ersten Mal an der Quelle kosteten, und über

Capua mit seinen duftigen Orangenwäldern hatten die drei Nordländer ohne die geringste Störung Neapel glücklich erreicht und auch dicht am Golf, in der Straße Santa Lucia, eine überaus günstig gelegene Wohnung gefunden, deren Balcon ihnen einen Ausblick eröffnete, wie die Erde ihrer wohl wenig schönere zu bieten hat. Links kletterten helle Häusermassen in malerischer Unordnung die Bergwand hinan; rechts sprang Castello del Ovo ins Meer hinein, das sich in schimmernder Bläue weit dahinter fortzog mit seinen felsigen Inseln, und geradeaus, über Portici und Castellamare hinweg fiel der Blick auf den Vesuv, dessen Gipfel zerrissene Wolkenschleier umflatterten. Solchen Zauber der Farben und des Lichtes, wie sie hier, durch das freundlichste Wetter begünstigt, fanden, hatten die Reisenden sich nicht träumen lassen; sie fühlten sich in eine ganz neue Welt versetzt, dem Himmel näher gerückt und aller staubigen Erdensorgen enthoben.

Auch Karlsburg genoß in vollen Zügen die Seligkeit des Aufenthaltes in diesem schönheitgesegneten Lande. Heitere Fahrten auf dem weithinschimmernden, von Barken wimmelnden Meere wechselten ab mit Bergbesteigungen, Ausflügen zu Lande und Wanderungen durch die buntbelebten Straßen der weit ausgedehnten Stadt mit ihren sorglos in den Tag hinein lebenden Bewohnern.

Er würde sich sobald nicht losgerissen haben von Neapel, wenn nicht seine Scheidungsangelegenheit ihn nach Rom zurückgerufen hätte. Auch der Doctor mußte zurück, da sein Urlaub zu Ende ging und ihn zur Heimkehr nach Deutschland trieb. So reisten die Beiden denn wieder zusammen, während der Oberstlieutenant noch einen Ausflug nach Sicilien machen wollte. Er mußte aber Karlsburg versprechen, ihn spätestens binnen Jahresfrist in der Heimath zu besuchen und dann auch womöglich den Doctor mitzubringen.

Bei seiner Ankunft in Rom fand der Graf die erwarteten Papiere bereits vor und zugleich einen Brief von Eugeniens Mutter, welche ihm scharf ins Gewissen redete, daß er ihre engelgleiche Tochter so unglücklich gemacht habe, sie nach so kurzer Ehe zur Scheidung zu zwingen. Sie habe von vornherein gefürchtet, schrieb die würdige Frau weiter, daß diese Heirath nicht zum Glück ihrer Tochter führen werde, da ein Deutscher sich in die feineren Seelenstimmungen einer Französin nur schwer finden könne, aber solchen Ausgang hätte sie doch nie erwartet. Zum Schlusse drückte sie das Vertrauen zu seinem ritterlichen Charakter aus, daß er Eugenie mitten in einem fremden Lande nicht in pecuniären Verlegenheiten zurücklassen werde. In einem Postscriptum bemerkte sie dann noch, daß, so peinlich ihr auch jetzt der Aufenthalt auf seinem Gute sei, sie dasselbe doch vor Eintritt wärmeren Wetters nicht verlassen könne, da die Nachrichten von ihrer Tochter ihr Leiden noch verschlimmert hätten.

Karlsburg hatte schon vor seiner Abreise nach Neapel Anstalten getroffen, die Zukunft Eugeniens, deren Vermögensverhältnisse keine glänzende waren, sicher zu stellen.

Bei seiner Rückkehr nach Rom, die am hellen Tage erfolgte, hatte er sie nicht zu Hause getroffen. Er war dann gleich auf die Post gegangen, um nach Briefen zu fragen, und auf dem Corso Eugenien, die in einem offenen Wagen mit dem Fürsten Mussin fuhr, begegnet. Sie war in so lebhafter Unterhaltung mit Mussin begriffen, daß sie Karlsburg erst erkannte, als sie dicht an ihm vorüberfuhr. Er grüßte höflich und die beiden im Wagen Sitzenden erwiederten den Gruß, doch wie es schien, nicht ohne einige Verlegenheit über die unerwartete Begegnung.

Karlsburg richtete nun einige Zeilen an sie, worin er ihr sagte, daß die zu der von ihr gewünschten Scheidung nöthigen Papiere eingetroffen seien, zugleich mit einem Briefe ihrer Mutter, den er ihr beilege, da sein Zartgefühl ihm nicht erlaube, ihn selbst zu beantworten. Zugleich fügte er die ihre Zukunft sicherstellenden Documente bei, deren Datum bewies, daß er zur Ausfertigung derselben der Mahnung der alten Dame nicht bedurft hatte.

Er erhielt folgende Antwort:

„Mein lieber Karlsburg.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie peinlich mich der Brief, den meine Mutter, wahrlich ohne mein Zuthun! an Sie gerichtet, berührt hat. Doch wie die Dinge sich einmal zwischen uns — ich muß gestehen: wesentlich durch *meine* Schuld — gestaltet haben, müssen Sie schlimmer von mir denken, als ich bin. Es schmerzt mich

das tief, aber es steht nicht in meiner Macht, es zu ändern, da Sie alles Vertrauen zu mir verloren haben. Ihre gütige Fürsorge hat mich tief gerührt, da ich vollkommen das Zartgefühl zu würdigen weiß, dem sie entsprungen ist, allein ich würde mich vor mir selbst erniedrigen, wenn ich es über mich gewinnen könnte, Vortheil daraus zu ziehen. Darum schicke ich Ihnen die betreffenden Documente zurück mit der entschiedenen Versicherung, daß jeder Versuch, mich zur Wiederannahme derselben zu bewegen, vergeblich, ja beleidigend für mich sein würde. Um Ihnen aber mein ganzes Vertrauen zu zeigen, werde ich mir einen Ueberschlag dessen machen, was ich für meine nächste Zukunft brauche, und Sie dann rückhaltslos bitten, mir die betreffende Summe auf Ihren Banquier anzuweisen. Unter der Bedingung, daß von allen diesen Dingen nicht weiter die Rede sei zwischen uns, erwarte ich Sie um die Mittagsstunde bei mir.

In herzlicher Verehrung

Ihre

dankbare Eugenie."

Dieser Brief berührte Karlsburg zugleich schmerzlich und wohlthuend.

Zur bestimmten Stunde fand er sich bei ihr ein und gleich bei seinem Eintreten in ihr Zimmer fiel sein Blick auf das schöne Oelbild, welches seine ganze Bewunderung erregte. Sie hatte sich in der Tracht einer Römerin malen lassen und sah in der majestätischen Haltung, wie der Künstler sie dargestellt, mit einem zugleich hoheitsvollen und melancholischen Ausdruck in den edlen Zügen, wirklich aus wie der verkörperte Genius Roms.

Eugenie folgte mit Befriedigung seinen bewundernden Blicken, die sich immer und immer wieder auf das Bild hefteten, obgleich sie selbst ihm, wie sie vor ihm saß, so reizend erschien als je und sich mit einer so tactvollen Würde gegen ihn benahm, daß er ganz wieder unter ihrem Zauber stand.

„Ich habe eine Bitte auf dem Herzen," sagte er, „die ich kaum auszusprechen wage, obgleich ihre Gewährung mir unendliche Freude machen würde."

„Sie werden mich glücklich machen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollen, irgend einen Wunsch von Ihnen zu erfüllen," antwortete sie mit herzlicher Freundlichkeit.

„Dann bitte ich Sie, mir das Bild zum Andenken zu schenken."

„Das Bild war von vornherein für Sie bestimmt und wartete nur darauf, Ihnen willkommen zu sein. Sie machen mich glücklich, daß Sie es nicht verschmähen."

„Ich danke Ihnen," sagte er aufstehend, um ihr die Hand zu küssen, die sie ihm entzog und dafür einen innigen Kuß auf seinen Mund drückte.

Beiden war das Auge feucht, als sie schieden.

X.

Es duldete Karlsburg nicht länger in Rom und da er auch kein Verlangen trug, auf seinen Landsitz zurückzukehren, so lange die Mutter Eugeniens dort lebte, so entschloß er sich, nach Berlin zu reisen, um seinen Freund Arthur zu besuchen, den einzigen Menschen, der ihn ganz verstand und zu dem er unbedingtes Vertrauen hatte, wie verschieden auch ihre Neigungen und Ansichten waren. Er fühlte das Bedürfniß, sich einmal gründlich über Alles auszusprechen, was ihm seit ihrer Trennung durch Kopf und Herz gegangen war.

Auf dem Rückwege von Rom vermied er möglichst die Stätten, wo er auf der Hinreise mit Eugenie verweilt hatte, und hielt sich dafür einige Zeit in Genua und Venedig auf, da der Anblick des Meeres wunderbar beruhigend und erhebend auf sein Gemüth wirkte. Ganz seiner früheren Gewohnheit entgegen, suchte er jetzt die Einsamkeit und konnte sich halbe Tage lang in einer Gondel umherrudern lassen, ohne das Bedürfniß nach anderer Unterhaltung zu fühlen.

Zu Hause saß er oft bis in die Nacht hinein über seinem früher so unregelmäßig geführten Tagebuche, dem er nicht blos seine Erlebnisse, sondern auch allerlei seltsame Gedanken und Betrachtungen anvertraute; wie z. B.:

„Ich mache mir oft Vorwürfe, ein so unthätiges Leben zu führen, und bin fest entschlossen, nach meiner Rückkehr in die Heimath mir einen auch für Andere nützlichen Wirkungskreis zu schaffen, aber hier fällt mir immer wieder ein, was ich in Neapel dachte, wenn ich die Tausende von

frohen Müßiggängern sah: Wer hier zu viel thut, für den hat Gott zu wenig gethan."

* * *

„Eine einsame Fahrt in das blaue Meer hinaus stimmt mich andächtiger als ein Kirchenbesuch hier zu Lande. Die herrlichen Kirchen machen mir, wenn ich sie allein besuche, einen weit feierlicheren Eindruck, als wenn Messe darin gelesen wird. Der katholische Gottesdienst hat in großartigen Räumen bei festlichen Gelegenheiten viel Imposantes, aber durchweg zu viel Theatralisches. Ich kann mir nicht denken, daß die Priester bei der täglichen geschäftsmäßigen Wiederholung derselben angelernten Gebräuche, Ceremonien und Worte selbst die Andacht fühlen, die sie den Gläubigen erwecken sollen. Dieses geschäftsmäßige Abthun des Heiligsten muß aber zurückwirken auf das Leben und so erkläre ich mir Vieles, was mir sonst in diesem Lande unerklärlich wäre."

* * *

„Wir hatten einige so ungewöhnlich stürmische Tage, daß, wie man sagt, die ältesten Leute sich nicht erinnern konnten, ähnliche erlebt zu haben. Dieser Ausdruck macht mich immer lachen; man hört ihn bei jeder Gelegenheit. In Neapel konnten sich die ältesten Leute eines ähnlichen Schneefalls nicht erinnern, wie sie einen im letzten Januar erlebten; in Terracina keiner ähnlichen Mordgeschichte, wie dort kurz vor meiner Ankunft eine verübt worden sein sollte; in Rom keines ähnlichen Brandes, wie dort während meiner Anwesenheit einer stattfand. Es fällt natürlich Niemandem ein, „die ältesten Leute" bei solchen Gelegenheiten zu fragen; man wiederholt eben die Phrase gedankenlos. Uebrigens stürmisch genug waren die letzten Tage. Das Meer stürmte zum Himmel empor und der Himmel zum Meere nieder; man konnte eines vom andern nicht mehr unterscheiden; es war, als ob das alte Chaos wiederkehren wollte. Eine Menge Schiffe sollen gescheitert sein und viele Menschen umgekommen. Gegen Abend des ersten Tages schien es, als ob die empörten Elemente sich erschöpft hätten; der Sturm schwieg, die Wolken verschwanden und wir hatten einen schönen Sonnenuntergang, aus dessen Gluth aber die Wetterkundigen neue Stürme prophezeiten, die denn auch richtig eintrafen und noch gewaltiger waren als die ersten. — Der Sonnenuntergang erinnerte mich an meinen Abschied von Eugenie; es war ein mildglühender Abschluß einer sturmbewegten Zeit. Wär' ich bei ihr geblieben, würde es an neuen Stürmen nicht gefehlt haben. Ich liebe die Stürme in der Natur: sie rütteln uns auf und spannen die Nerven zur That; aber nicht die im Herzen: sie werfen uns nieder und lähmen unsere Kraft."

* * *

„Ich kann jetzt keinen Schritt thun, ohne von Hülfeflehenden umschwärmt zu werden, welche Alle unter den großen Stürmen gelitten haben wollen. Ich war so glücklich, einigen wirklich schwer Beschädigten, welche mein Wirth, ein geborener Deutscher und, wie mir scheint, ein zuverlässiger Mann, mir bezeichnete, wirksam helfen zu können, allein der Menge, welche aus — trotz ihrer gesunden Glieder — arbeitsscheuen Leuten besteht, welche aus der Bettelei ein Geschäft machen, ist nicht zu helfen und es kommt ganz auf Eins heraus, ob man solchem handfesten Bettler einen Bajoccho oder Scudo giebt. Als ich noch ein Kind war, schenkte ich einmal einen blanken Thaler, den meine Mutter mir zur Belohnung meines Fleißes für meine Sparbüchse gegeben, einem alten blinden Manne, der, von einem Kinde geführt, um ein Almosen bat. Später, bei einer Musterung meiner Sparbüchse, fragte mich meine Mutter, wo der Thaler geblieben wäre. Ich antwortete: „Ich habe ihn einem blinden Bettler geschenkt." Ueber diesen Ausdruck erhielt ich einen herben Verweis. „Ein alter, blinder Mann, den die Noth treibt, die Hülfe Anderer in Anspruch zu nehmen, ist kein Bettler," sagte sie: „daß du mir das häßliche Wort nie wieder gebrauchst von armen und hülfsbedürftigen Leuten!" — Ich habe die gute Lehre nie vergessen, aber in Italien kann man nicht umhin, von Bettelei zu sprechen, wenn man den rechten Ausdruck für einen hier weit verbreiteten Erwerbszweig, der in den meisten Fällen mit der Noth nichts zu thun hat, gebrauchen will. In Rom soll es nicht selten vorkom-

men, daß Bettler als reiche Leute sterben. Die Bettelei hat hier zu Lande nichts Entwürdigendes und nirgend giebt der Fremde so gern wie in Italien, wo selbst die vornehmeren Bettler ihr Geschäft mit einer Naivetät treiben, daß man ihnen kaum ernstlich böse sein kann. Ich fragte einmal in Rom einen mir Begegnenden, der den gebildeten Ständen anzugehören schien, nach einer Osteria, wo ich den Dr. Reinhaus treffen sollte. Der wohlgekleidete Herr führte mich in verbindlichster Weise hin und als ich mich dankend verabschieden wollte, bat er mich mit ausgestreckter Hand um eine Belohnung, die ich ihm dann auch gern und reichlich gab, aber mit größerer Verlegenheit, als er sie annahm. Als ich Reinhaus diesen Vorfall erzählte, sagte er ruhig lächelnd: „Der elegante Herr hat Ihnen für das Trinkgeld, das Sie ihm gegeben, doch wenigstens einen Dienst erwiesen und sich höflich dabei gezeigt. Eine viel schlimmere Art von Bettelei ist die zwangsweise in den Paßbureaux geübte: wie viel Geld muß man nicht ausgeben für das vielfältige und ganz unnütze Visiren der Pässe, um aus einem kleinen Fürstenthume in ein anderes zu gelangen!“ — Wenige Tage darauf traf ich meinen höflichen Wegweiser in einem Restaurant, wo er sehr fein zu Mittag speiste und mich mit würdevoller Unbefangenheit, wie einen alten Bekannten, begrüßte. Ich war in einem Miethwagen gekommen und hatte dem Kutscher, in Ermangelung kleineren Geldes, einen Scudo gegeben, worüber er sehr erfreut zu sein schien. Nach einigen Minuten kam jedoch der unverschämte Bursche zu mir in den Restaurant und verlangte noch ein Trinkgeld. Mein Bekannter von der Osteria fragte den Kutscher:

„Was hat Dir der Herr gegeben?“

„Einen Scudo.“

„Zeig' mir den Scudo!“

Der Kutscher zögerte, aber durch einen geschickten Griff hatte der Andere sich des großen Geldstückes schon bemächtigt und wandte sich nun an mich mit der höflichen Frage:

„Wie lange sind Eccellenza mit dem Manne gefahren?“

„Etwa eine halbe Stunde.“

„Dann gebührt ihm kaum ein Drittheil dieses Geldes und er kann sich glücklich schätzen, wenn er die Hälfte bekommt. Hier, Du Gauner, hast Du die Hälfte, und nun marsch zur Thür hinaus mit Dir!“

Der Kutscher protestirte und benahm sich sehr ungeberdig, aber mein höflicher Wegweiser wies ihm mit Hülfe zweier Aufwärter den Weg auf die Straße, hatte indeß nicht versäumt, beim Wechseln des Scudo die Hälfte, welche er dem Kutscher vorenthielt, in die eigene Tasche zu stecken.“ —

* * *

„Ich habe wieder eine Reihe schöner Tage gehabt, aber der Sonnenschein will mir das Herz nicht erwärmen. Je heiterer der Himmel ist, je schimmernder das Meer sich vor mir ausbreitet, desto melancholischer werde ich hier. Ich fühle eine unendliche Leere in meiner Brust und zugleich ein immer stärker werdendes Heimweh. Ich sehne mich nach deutschredenden Menschen zurück, nach deutschem Frühlingsgrün und Waldesschatten.“

* * *

Er erreichte Berlin ohne besondere Erlebnisse und suchte mit beklommenem Herzen seinen Freund Arthur auf, dessen vertrauenerweckendes Entgegenkommen ihm jedoch bald alle Befangenheit nahm. Mit einer Zartheit, die bei dem ernsten Manne doppelt rührend war, wußte er Alles zu umgehen, was Karlsburg irgendwie hätte peinlich berühren können. Er gehörte nicht zu den auf ihre Voraussicht stolzen Menschen, die eine gewisse freudige Genugthuung nicht verbergen können, wenn sie sehen, daß ihre schlimmen Prophezeiungen eingetroffen sind. Er hatte Karlsburg gewarnt, so lange es noch Zeit war, ihn von einem übereilten Schritte zurückzuhalten, und that keine neugierige Frage, um mehr herauszubringen, als der Freund für gut fand zu erzählen.

Als dieser seine Beichte vollendet, fragte ihn Arthur:

„Und was gedenkst du nun anzufangen?“

„Es brüten mir allerlei Pläne im Kopfe, aber noch ist keiner zur rechten Reife gediehen. Nur Eins ist mir klar: daß ich mich recht unglücklich fühle und mir vorkomme wie ein ganz überflüssiger Mensch

auf Erden. Wie glücklich hätte ich werden können, wenn ich deinem Rathe gefolgt wäre, um Elisens Hand zu werben, als es noch Zeit war! Bei ihr hätte mein Herz seine wahre Heimath gefunden. Ich habe nur zu schmerzlich erkennen gelernt, daß ich nicht für die große Welt tauge und sie nicht für mich. Meine Heirath war ein unseliger Irrthum, für den ich zeitlebens zu büßen haben werde, ohne mich darüber beklagen zu dürfen, denn ich habe mir mein Schicksal selbst bereitet."

„Die Sache scheint dir wirklich tief zu Herzen gegangen zu sein; es mischt sich schon Silbergrau in dein dunkles Haar. Das war voriges Jahr nicht so."

„Ich habe seitdem auch mehr Aufregungen durchgemacht, als während der ganzen Zeit meiner Feldzüge, die doch der schrecklichen Eindrücke genug boten."

„Und glaubst du wirklich, daß du mit der unscheinbaren Elise glücklicher geworden sein würdest als mit der blendenden Französin?"

„Die wenigen Stunden des Glückes bei Eugenien waren wie ein betäubender Rausch, für den ich immer durch lange Nachwehen büßen mußte; aber wenn ich mich unglücklich fühlte, stand Elisens Bild vor meinem geistigen Auge, wie ein Schutzengel, gesandt mich zu trösten. Ich suchte immer gewaltsam die Gefühle zu unterdrücken, weil sie mich noch unglücklicher machten und ich mich bemühte, dem Schicksal, das ich mir selbst gewählt, die beste Seite abzugewinnen, denn ich hielt die Bande, die mich an Eugenien knüpften, für unauflöslich und würde auch nie daran gedacht haben, sie zu lösen, ohne ihr entscheidendes Zuthun. Als ich mir aber selbst wiedergegeben war, konnte ich keinen Gedanken an Glück mehr fassen, ohne Elise hineinzuweben, obwohl ich mir nicht verhehlte, daß sie mich ihrer für unwürdig halten müsse."

„Allerdings ist die Kluft, welche dich jetzt von Elisen trennt, schwer zu überbrücken, um so schwerer, als sich bereits ein Anderer um ihre Hand beworben hat."

Karlsburg wurde so bleich bei diesen Worten, daß Arthur ernste Besorgnisse um ihn hegte, die sich steigerten, als er auf seine tröstende Zusprache gar nichts erwiederte und vor sich hinstarrte mit so ausdruckslosen Augen, als ob diese alle Sehkraft verloren oder nach innen gekehrt hätten.

Erst nach einer guten Weile gelang es den Anstrengungen Arthur's, den Bewußtlosen wieder einigermaßen zu sich zu bringen.

„Also Elise ist verheirathet?" stammelte Karlsburg, „— schone mich nicht — ich will's lieber von dir hören als von Andern."

„Nicht so, lieber Freund; ich habe dir nicht gesagt, daß sie verheirathet sei; sie ist noch frei."

„Aber verlobt?"

„Auch das nicht. Ich habe dir nur gesagt, daß sich Jemand um sie beworben."

„Du selbst! Sag's nur offen. Von dir kann ich's hören. Du bist ihrer würdiger als ich und wirst sie glücklich machen, wie sie's verdient."

„Merke genau auf meine Worte: Ich gehe auf Freiersfüßen, und wie ich selbst glücklich zu werden hoffe, möchte ich dich auch glücklich sehen. Ich bin verlobt, aber nicht mit Elise, sondern mit ihrer Schwester Emma."

Karlsburg's Gesicht belebte sich wieder und er rief: „Nimm meinen herzlichsten Glückwunsch zu deiner Verbindung mit einer so vortrefflichen Familie!" Er bat nun Arthur, ihm die Geschichte seiner Verlobung zu erzählen.

„Bevor ich das thue," sagte Arthur, „muß ich Dich erst aufklären über Elisens Verhältniß zu ihrem Bewerber, denn ich sehe, du würdest mich sonst doch nicht ruhig anhören können. Die Familie von Bornhof brachte im letzten Winter sechs Wochen in Berlin zu, wo ich meine Verlobung mit Emma feierte und wo ein Herr von Mohrfeld, ein nicht mehr ganz junger Gutsbesitzer, Elise kennen lernte. Mohrfeld ist ein Wittwer, der das Unglück hatte, vor ein paar Jahren seine Frau zu verlieren, bei der Geburt des zweiten Kindes. Elise hatte die junge Frau, welche aus einer den Bornhofs benachbarten Familie stammte, vor ihrer Verheirathung gut gekannt und kam daher dem Wittwer, als dieser ihr vorgestellt wurde, freundlicher entgegen, als sonst vielleicht der Fall gewesen sein würde. Auch fand sie es ganz natürlich, daß er sich gern mit ihr über die so früh Verlorene unterhielt, deren häusliche Tugenden er nicht genug zu rühmen wußte. Er kam oft zu Bornhofs ins Haus, wo er gern gesehen war, und als nach einigen

Wochen Herr van Bornhof einmal Elise fragte, wie ihr Herr von Mahrfeld gefalle, antwortete sie ganz unbefangen, daß er ihr einen sehr guten Eindruck mache, war aber nicht wenig erstaunt, später von ihrer Mutter zu erfahren, daß Herr von Mohrfeld Absichten auf ihre Hand habe. An solche Entwicklung der Dinge hatte Elise nie gedacht und gestand offen, sie würde minder freundlich im Verkehr mit Herrn von Mohrfeld gewesen sein, ja, ihn mit der größten Zurückhaltung behandelt haben, wenn sie geahnt hätte, daß er ihrer Freundlichkeit Gefühle zu Grunde legte, van welcher ihr Herz nichts wisse. Die Mutter küßte sie darauf und sagte: „Sei überzeugt, liebes Kind, daß ich Deinem Herzen nie Zwang anthun werde."

„So standen die Dinge," fuhr Arthur fort, während Karlsburg mit gespanntester Aufmerksamkeit und wechselndem Gesichtsausdruck zuhörte, „so standen die Dinge, als kurz vor der Abreise der Familie Herr van Mohrfeld bei Elisens Eltern mit einem förmlichen Antrage herausrückte und sich durch ihre auf Elisens Bekenntniß gegründeten Einwendungen durchaus nicht entmuthigen ließ, sondern erwiederte: Er wisse sehr wohl, daß er als Wittwer und Vater zweier Kinder auf romantische Liebe keinen Anspruch mehr machen könne, aber er wage zu hoffen, daß es ihm gelingen werde, das Wahlwollen, welches Elise ihm gezeigt, mit der Zeit in so herzliche Zuneigung zu verwandeln, wie er für sie fühle. Er dringe nicht auf augenblickliche Entscheidung und bitte nur um die Erlaubniß, die Familie auf Bornhaf besuchen zu dürfen.

„Diese Erlaubniß wurde ihm gewährt, und er hat nicht versäumt, Gebrauch davon zu machen, ohne daß es jedoch bis jetzt zu einer Entscheidung gekommen wäre. Von Emma weiß ich, daß der Vater die Partie begünstigt, da ihm das gesetzte, bescheidene Wesen Mohrfeld's gefällt, der zudem in sehr wahlstehenden Verhältnissen lebt; Elise hingegen hat ihr gestanden, daß sie sich in eine Ehe mit Herrn von Mohrfeld nur dem Vater zu Liebe fügen könnte und am liebsten ganz frei bliebe.

„Du bist jetzt van Allem unterrichtet," schloß Arthur, „und kannst danach ermessen, welche Aussichten dir bleiben. Au mir sollst du einen treuen Bundesgenossen finden. Ich gehe zu Pfingsten auf einige Tage nach Bornhof und werde dort sehen, was für dich noch zu hoffen ist. Bis dahin mußt du dich gedulden."

XI.

Graf Karlsburg blieb bis zu Arthur's Rückkehr in Berlin. Die Nachrichten, welche der Freund von Bornhof mitbrachte, warfen alle seine Hoffnungen zu Boden. Herr von Bornhof hatte von einer Wiederanknüpfung der alten Beziehungen durchaus nichts hören wallen. „Im vorigen Jahre," hatte er gesagt, „hätte ich meine Tochter dem Grafen Karlsburg, über den ich damals ganz anders dachte als jetzt, ohne Bedenken gegeben. Er aber fand an der abenteuerlichen Französin mehr Gefallen und es ist nicht meine Schuld, wenn er mit ihr nicht glücklich geworden. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, das vorauszusehen. Tratzdem gefällt mir die schnelle Scheidung nach weniger, als mir früher die übereilte Heirath gefallen. Was man sich selbst eingebrackt hat, muß man ausessen. Selbst in der glücklichsten Ehe geht nicht Alles nach Wunsch; was beisammen leben will, muß sich in einander fügen lernen; wer das nicht kann, bleibt besser allein. Welche Gewähr für das Glück meiner Tochter kann mir ein Mann bieten, der sich so leicht entschließt, aus einer Ehe in die andere zu springen! Setzen wir den Fall, ich wäre schwach genug, dem Grafen Karlsburg meine Tochter zur Frau zu geben. Wer würde mir dafür bürgen, daß er nicht über kurz aber lang auch an ihr Eigenschaften entdeckte, die ihm Veranlassung zu plötzlicher Scheidung böten?"

In diesem Sinne forteisernd hatte er alle Einwendungen, welche Arthur zu Gunsten Karlsburg's gemacht, zu entkräften gesucht und zuletzt entschieden erklärt, die Sache sei ein für alle Mal abgethan.

Der einzige Trost, der Karlsburg unter diesen Umständen blieb, war, von Arthur zu erfahren, Elise habe seiner Emma anvertraut, daß sie nie einen Mann so lieb gehabt habe wie den Grafen Karlsburg, und ihm ohne Bedenken ihr Schicksal anvertrauen würde, wenn sie es nicht für ihre erste Pflicht hielte, sich dem Willen des Vaters zu fügen. —

Mit schwerem Herzen schied Karlsburg von Berlin, um auf sein Gut zurückzukehren, welches seine Schwiegermutter kürzlich verlassen hatte.

Das Wiedersehen mit seinen alten Bekannten gestaltete sich minder peinlich, als er befürchtet hatte. Sie hatten alle die Scheidung von Eugenien als ein Glück für ihn betrachtet und sahen ihn lieber allein als mit ihr wiederkommen. Das erste Erstaunen, welches das Ereigniß in der Umgegend hervorgerufen, war längst vorüber und Niemand wagte, ihn mit indiscreten Fragen zu belästigen. So fand er's wenigstens zunächst auf dem Lande, bei seinen Gutsnachbarn. In der Hauptstadt sollte er allerdings bald andere Erfahrungen machen. Dort hatte man, besonders in den diplomatischen Kreisen, fast allgemein für Eugenie Partei genommen und der Klatschwind wehte ihm Manches in die Ohren, was ihn früher unangenehm berührt haben würde, ihn jetzt aber ziemlich gleichgiltig ließ und nur bewirkte, daß er sich ganz von der Gesellschaft der Hauptstadt zurückzog, deren Zerstreuungen ihm überhaupt bei seiner damaligen Gemüthsstimmung wenig zusagten. Er hatte auf seinen Gütern viel lange Versäumtes nachzuholen und fand, ohne zu suchen, alle Hände voll zu thun. Neben der Ausführung schon früher entworfener Baupläne, lag ihm besonders daran, seine große, ererbte Bibliothek in Ordnung zu bringen und näher kennen zu lernen. Dr. Reinhaus hatte versprochen, ihn während der Sommerferien zu besuchen, um ihm bei der Anfertigung eines Katalogs behülflich zu sein. Er hielt auch treulich Wort und war so überrascht von den seltenen Schätzen, die er in den lange verwahrlost gebliebenen Büchersälen entdeckte, daß er sich gern das Versprechen abnehmen ließ, künftig immer einen Theil seiner Ferien auf dem Karlsburg'schen Landsitze zuzubringen, dessen ganze Atmosphäre ihn auf das wohlthuendste anheimelte. —

Als die Herbststürme wieder durch die Thalschluchten heulten, das welke Laub von den Bäumen rissen und alle Wege bis an die Knöchel damit bedeckten, wollte es dem Grafen fast scheinen, als sei ihm noch kein Sommer so rasch vergangen wie dieser, obgleich er, abgesehen von dem Besuche des Dr. Reinhaus, die langen Monate ganz in einsiedlerischer Thätigkeit verlebt hatte.

Mit Arthur war er in Correspondenz geblieben und hatte durch ihn von Zeit zu Zeit Nachricht über die Entwicklung der Dinge in Bornhof erhalten.

Elise schien ihre frühere Munterkeit ganz eingebüßt zu haben, war oft leidend und machte ihren Eltern viel Sorge. Zwischen ihr und ihrem Vater war eine gewisse Entfremdung eingetreten, die ihn sehr verstimmte und auf die Dauer ganz unerträglich wurde. Er konnte ihr keine Vorwürfe machen, da sie keine Pflicht gegen ihn versäumte, sondern so aufmerksam und zärtlich gegen ihn war, wie sie immer gewesen; aber es schien ihm, daß ihrer Zärtlichkeit die Seele fehle.

„Du bist meine alte Elise nicht mehr," sagte er eines Tages, als sie allein waren, mit bewegter Stimme zu ihr — „was hat dich so verändert? Sei aufrichtig gegen mich, liebes Kind, ich meine es gut mit dir."

Statt aller Antwort warf sie sich weinend an seine Brust.

Er setzte sich, zog sie auf seine Knie und fuhr fort: „In den nächsten Tagen kommt Herr von Mohrfeld wieder, der dich auch sehr verändert findet. Die Sache muß ins Reine gebracht werden. Gesteh' nur offen: du kannst dich an den Gedanken, seine Frau zu werden, nicht gewöhnen?"

Elise schüttelte unwillkürlich den Kopf.

„Dir steckt ein Anderer im Kopfe?"

Elise schmiegte sich wieder an die Brust des Vaters, ihn mit beiden Armen umschließend.

Er erwiederte ihre Zärtlichkeit innig und fragte dann weiter:

„Hast du mit diesem Andern je Briefe gewechselt?"

„Nein, lieber Papa!"

„Nun, das freut mich zu hören. Ich werde den Besuch des Herrn von Mohrfeld nicht abwarten, sondern mich selbst zu ihm auf den Weg machen, um ihn über Alles aufzuklären. Es ist mir ein schwerer Schritt, doch er muß gethan werden, und ohne Säumniß. Nun laß mir aber auch das Köpfchen nicht mehr so hängen wie bisher! Ich werde jetzt auf eine Woche von Haus fortgehen; da hast du Zeit, dich zu erholen. Nach meiner Rückkehr sprechen wir weiter."

Elise hatte ihrem Vater die Wahrheit gesagt, als sie auf seine Frage erwiederte, daß sie nicht in Briefwechsel mit Graf Karlsburg gestanden; sie hatte aber verschwiegen, daß sie alle Briefe gelesen, welche er an Arthur gerichtet und welche Alles enthielten, was sie zu wissen brauchte, um über sein Denken, Fühlen und Hoffen vollständig im Klaren zu sein.

* * *

Vier Tage später rasselte in schon vorgerückter Abendstunde ein Wagen über das unebene Pflaster der kleinen Stadt Fliegenberg, unfern der Grenzmark der Karlsburg'schen Güter gelegen. Der Postillon blies das Mantellied in die feuchtkalte Nacht hinaus und lockte dadurch die neugierigen Bewohner der Häuser, an welchen er vorbeifuhr, ans Fenster, obgleich sie vorher wußten, daß sie in der dunklen Straße nichts sehen konnten. Aber der Postwagen war schon Nachmittags durchgekommen, folglich mußte dies eine Extrapost sein und das war für die Fliegenberger etwas Ungewöhnliches, besonders in dieser Jahreszeit und zu so später Stunde, denn die Thurmuhr hatte schon neun geschlagen und viele Bewohner des Städtchens lagen schon in den Federn.

Der Wagen hielt vor dem bescheidenen Gasthofe „Zur goldenen Gans," und ein stattlicher Herr von mittleren Jahren stieg in demselben Augenblick aus, als der Wirth mit einem Talglicht, welches er vergebens vor dem Winde zu schützen suchte, auf der kleinen Freitreppe erschien, um den späten Gast zu empfangen. Gleich darauf kam auch der Hausknecht mit einer großen Stalllaterne, um beim Abladen des Gepäcks behülflich zu sein, während der Passagier dem Postillon ein gutes Trinkgeld in die Hand drückte und dann dem Wirthe, der glücklich sein Licht wieder zum Brennen gebracht hatte, ins Haus folgte und sich ein Zimmer zum Uebernachten ausbat.

„Wollen der gnädige Herr nicht so lange in die warme Gaststube eintreten, bis oben geheizt ist?" fragte der Wirth: „es ist Niemand darin als einige Honoratioren aus hiesiger Stadt."

Der Fremde trat ein, begrüßte die drei im Zimmer befindlichen Gäste, welche an einem kleinen Tische beim Ofen Karten spielten, mit einem freundlichen „Guten Abend" und bestellte beim Wirthe, während dieser ihm seinen Mantel abnahm, ein warmes Abendessen.

Er ging dann händereibend im Zimmer auf und ab, um die auf der Reise steifgewordenen Finger und Füße etwas zu wärmen. Bald erschien die kleinbürgerlich einfach, aber sehr sauber gekleidete Wirthin, um für ihn zu decken, und auch der Wirth kam zurück, um ihm zu sagen, daß das Feuer in seinem Zimmer eben ganz lustig brenne und daß auch das Essen gleich fertig sein werde.

„Was habt Ihr denn Gutes zu trinken?" fragte der Fremde.

„Befehlen der gnädige Herr einfachen Tischwein oder eine besondere Sorte?"

„Was habt Ihr denn Besonderes?"

„Meine Auswahl ist nicht groß, aber ich habe z. B. einen Rauenthaler, der von Kennern sehr gerühmt wird."

„So wollen wir einmal eine Flasche davon kosten."

Der Fremde war sichtlich überrascht von der Güte des Weines und auch das sehr appetitlich zubereitete Stück Hammelkeule, das ihm die Wirthin mit Salat und Compot auftrug, mundete ihm vortrefflich. Er hatte sich, nach dem unansehnlichen Aeußern des Gasthofs, dem, bis auf das feine Geschirr, das man ihm vorsetzte, Alles fehlte, was man einen eleganten Anstrich nennt, ein so gutes Abendessen nicht erwartet. Er machte dem Wirthe auch kein Hehl aus seinen Gedanken und forderte ihn auf, ein Glas Rauenthaler mit ihm zu trinken, wobei er ihn fragte, wie er in diesem entlegenen Landstädtchen zu dem kostbaren Gewächse gekommen sei.

„Die Wahrheit zu gestehen," sagte der Wirth, „bin ich kein großer Weinkenner und habe die Auswahl der wenigen Sorten, die ich führe — denn im allgemeinen ist die Nachfrage hier gering — blos der Empfehlung eines benachbarten Gutsbesitzers zu verdanken, des Herrn Grafen von Karlsburg, der sich sehr darauf versteht und mir Alles, was ich brauche, durch seinen eigenen Lieferanten besorgen läßt, wobei ich mich sehr gut stehe, denn wenn eine Sorte nicht geht, übernimmt sie der Graf selbst zum Einkaufspreise für seinen Keller."

„Das laß ich mir gefallen," sagte der

Fremde, dem Wirthe wieder einschenkend; „der Graf ist wohl ein fleißiger Besucher Eures Gasthofs, daß er so besorgt um die Güte Eurer Weine ist?“

„Das gerade nicht, denn leider haben wir ihn im letzten Jahre hier nur sehr selten gesehen; aber meine Frau war früher Köchin bei ihm und da hat er denn ein besonderes Interesse am Gedeihen unserer Wirthschaft, denn er sorgt für seine Leute, als ob es seine Kinder wären. Ich gehörte auch gewissermaßen dazu, da ich aus dem Dorfkruge stamme und in früheren Jahren, als der selige Herr noch lebte, oft im Herrenhause mit aushelfen mußte, wenn's große Gesellschaften gab. Bei der neuen Einrichtung hier in Fliegenberg war uns nun der junge Graf sehr behülflich und nicht am wenigsten durch den guten Rath, den er mir gab und, so zu sagen, auf die Seele band. Heinrich — sagte er — wenn deine goldene Gans dir goldene Eier legen soll, so mußt du sie vor Allem in guten Ruf bringen. Für gute Küche, saubere Betten und Zimmer wird deine Frau schon sorgen; sei du darauf bedacht, gute Getränke zu führen, alles Unnütze zu vermeiden und die Gäste nicht zu übernehmen. Für den gewöhnlichen Verkehr reicht das Gewöhnliche aus; wenn aber Gäste bei dir einkehren, die etwas Besonderes verlangen, so muß auch das zu finden sein. Bei Weinen wie bei Menschen ist nichts unangenehmer als ein schlechter Nachgeschmack, während man immer gern zu einem Hause zurückkehrt, von welchem man angenehme Erinnerungen mitgenommen. Darum sorge für gute Getränke!“

„Der Rath ist gut,“ warf der Fremde ein, dem Wirthe das Glas wieder füllend.

„Und hat sich auch gut bewährt,“ fuhr dieser, durch den feurigen Wein immer gesprächiger werdend, fort. „Wenn der Verkehr hier auch nicht so lebhaft sein kann, wie in einer großen Stadt, so fehlt es doch daran nicht und ich habe oft die Freude zu hören, daß man es bei mir besser gefunden, als man erwartete. Früher konnte sich hier kein Wirth halten, weil die mit der Post durchkommenden Reisenden zu wenig verzehrten und besonders vornehmere Herrschaften niemals den Muth hatten, hier zu übernachten. Sie zogen vor, drei Stunden weiter, bis zur nächsten Stadt zu fahren, wo ein regelrechtes Hotel ist mit einem Portier und geschniegelten Aufwärtern. Jetzt fährt selten ein Reisender an meinem Hause vorbei, der es einmal kennen gelernt hat. Es kommt sogar vor, daß ich den benachbarten Gutsbesitzern, die für gewöhnlich sehr bescheiden leben, bei besonderen Gelegenheiten mit feinen Weinen und anderen guten Dingen aushelfen muß, und ebenso gehts mit den Honoratioren hier in der Stadt. Und im Grunde habe ich den größten Theil meiner guten Kundschaft dem guten Rathe des Herrn Grafen zu verdanken.“

Die Unterhaltung wurde einen Augenblick unterbrochen, da die drei Kartenspieler am Ofen sich anschickten, nach Hause zu gehen und der Wirth aufstand, um Zahlung für genossene Getränke in Empfang zu nehmen. Zwei von ihnen, ein paar ältliche Herren mit müden Gesichtern, welche schon beim Spiel halb eingenickt waren, becomplimentirte der Wirth zur Thür hinaus mit „wünsche wohlruhende Nacht, Herr Amtmann! — Wohlruhende Nacht, Herr Kreisphysikus!“ während der Dritte, der noch sehr rüstig und unternehmend aussah, sich zu überlegen schien, ob er schon gehen solle oder nicht. Er entschloß sich einstweilen, noch ein Glas „Schlummerpunsch“ zu trinken, und während der Wirth mit einem verbindlichen „Gleich, Herr Rentmeister!“ hinausging, um den Schlummerpunsch zu bestellen, wagte der Rentmeister händereibend die Bemerkung, daß das Reisen in dieser rauhen Jahreszeit seine unangenehmen Seiten habe.

„Das ist richtig,“ erwiederte der Fremde, „allein den schlimmsten Theil der Reise habe ich einstweilen glücklich überstanden und gedenke morgen nur noch bis zum Landsitze des Grafen Karlsburg zu fahren.“

„Das ist allerdings nicht weit und dazu das angenehmste Reiseziel, das man sich wünschen mag.“

„Sie kennen den Grafen?“

„Sehr genau. Ich habe ihm viel Freundlichkeit zu danken. Wir sind alte Kriegskameraden; wir haben den Feldzug nach Rußland zusammen gemacht und in Noth und Gefahr lernt man sich am besten kennen. Da verlieren sich alle Unterschiede des Standes und der Geburt. Allerdings war damals der Graf noch kein so reicher Mann, wie er heute ist, aber der

Reichthum hat seinen Sinn nicht verändert, sondern das Gute in ihm nur noch reicher entfaltet, wie ein guter Baum auf fettem Boden besser gedeiht als auf magerm."

Der inzwischen wieder eingetretene Wirth nickte zustimmend.

„Sie sprechen ja ganz poetisch über den Grafen," sagte der Fremde.

„Ja, der Herr Rentmeister ist auch ein Poet," warf der Wirth ein, „er hat erst neulich wieder ein schöngedrucktes Gedicht zum Jubiläum des Herrn Amtmanns gemacht."

„Ich bin kein Poet von Profession," sagte der Rentmeister verlegen lächelnd, „aber seit ich das Schwert mit der Feder vertauscht habe, kommt's wohl vor, daß mir zuweilen auch poetische Kleinigkeiten entfahren."

„Ja, er hat auch zur Taufe meines Kindes ein sehr schönes Gedicht gemacht," warf der Wirth wieder ein.

Der Fremde schien Gefallen an dem poetischen Rentmeister und seiner Ausdrucksweise zu finden und äußerte den Wunsch, einige von seinen Poesien kennen zu lernen.

„Beim Grafen Karlsburg finden Sie Alles gesammelt," erwiederte der Rentmeister; „übrigens werd' ich mir eine Ehre daraus machen, Ihnen morgen früh einige gedruckte Blätter zu schicken."

„Ich werde Ihnen sehr verbunden dafür sein," sagte der Fremde; „ich bin auch ein alter Soldat, habe jedoch das Schwert nicht mit der Feder vertauscht, sondern mit dem Pfluge. Um nun auf den Grafen Karlsburg zurückzukommen, so hat mich, was ich hier über ihn vernommen, mehr gefreut, als ich sagen kann; denn einmal seh' ich daraus, daß das alte Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn," nicht überall zutrifft, und dann wird mir auch klar, daß die Gerüchte, welche mir über den Grafen zu Ohren gekommen, seit ich ihn selbst aus den Augen verloren habe, zum großen Theil falsch sein müssen. Man hat mir nämlich gesagt, er sei ein so unruhiger Kopf geworden, daß er es nie lange auf einem Fleck aushalten könne und ein höchst abenteuerliches Leben führe, ohne zu wissen, was mit seiner Zeit anzufangen. Im vorigen Jahre soll er eine schöne und liebenswürdige Frau geheirathet haben, den ganzen Winter mit ihr in der Welt umhergezogen sein und jetzt schon wieder getrennt von ihr leben und Jagd auf eine Andere machen."

Der Rentmeister that, während der Fremde sprach, einen kräftigen Zug aus seinem Schlummerpunsch und erwiederte dann mit vor Erregung hochrothem Gesicht:

„Das einzig Wahre an der Sache ist, daß der Graf das Unglück hatte, sich in eine schöne Frau zu verlieben, die so wenig zu ihm paßte, daß er nichts Besseres thun konnte, als sie so bald wie möglich wieder los zu werden. Ich glaube, daß ihm bei dieser verfehlten Heirath mehr sein Auge als sein Herz einen dummen Streich gespielt hat. Schön war sie, daß läßt sich nicht leugnen, aber es steckte in ihr ein französischer Hochmuthsteufel, der auf Alles, was nicht französisch war, verächtlich herabsah. So kam es denn, das sie es gleich am Hochzeitstage mit allen Gästen verdarb. Sie versuchte auch, mit mir anzubinden, aber da kam sie an den Rechten: ich kann wohl sagen, daß ich ihr ein gehöriges Licht aufgesteckt habe. Sie wird an den Rentmeister Schnabel denken! Ich lasse mir kein X für ein U machen. Als nun die Nachricht von der Scheidung hierherkam, war die Freude darüber in der ganzen Nachbarschaft größer, als die Freude über die Hochzeit gewesen war. Der Graf nahm die Sache nicht so leicht, denn seit seiner Rückkehr lebt er auf seinem Gute wie ein Einsiedler, arbeitet von früh bis spät, meidet alle Gesellschaften und ist gar nicht wiederzuerkennen. Ich komme wohl hin und wieder zu ihm und er empfängt mich dann so freundlich und herzlich wie immer, aber die alte Munterkeit ist fort. Sie sehen also, daß es die baare Verleumdung ist, wenn man Ihnen erzählt hat, daß er ein unstetes Leben führe und schon wieder Jagd auf eine andere Frau mache, obwohl es ein Segen für ihn und für die ganze Gegend sein würde, wenn er eine Frau fände, die wirklich für ihn paßte, ich meine eine richtige deutsche Frau, die ihm eine glückliche Häuslichkeit zu schaffen und sich auch in die ländlichen Verhältnisse zu schicken wüßte."

„Nach meiner früheren Bekanntschaft mit dem Grafen glaube ich, daß Sie recht haben," sagte der Fremde, „und ich bin Ihnen sehr dankbar für die mir gegebenen

Aufklärungen. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder."

Sehr befriedigt von seinem Aufenthalt schied der Fremde am folgenden Morgen aus Fliegenberg in besserer Stimmung, als er gekommen war.

Es hatte in der Nacht gefroren; der Himmel war heiter und im hellen Sonnenschein machte die wald- und hügelreiche Landschaft, durch welche der Weg führte, trotz der Winteröde einen sehr freundlichen Eindruck.

Bei der alten Karlsburg machte der Fremde Halt, um den Rest des Wegs zu Fuß zurückzulegen; der Kutscher erhielt die Weisung, im Dorfwirthshause auszuspannen und dort weitere Befehle abzuwarten.

Ein alter Bauer, der des Weges ging, zeigte dem Fremden das Herrenhaus und sagte, er möge nur unten auf dem Flur rechts an die erste Thür klopfen, da sei die Gesindestube. Auf sein Klopfen erschien ein junger freundlicher Diener, der ihn, ohne nach seinem Namen und dem Zweck seines Besuches zu fragen, eine Treppe hinauf zum Arbeitszimmer des Grafen führte, der gerade eine Conferenz mit seinem Rentmeister hatte. Er erkannte den Fremden auf der Stelle und schien auch sofort den Zweck seines Kommens zu errathen, denn in seinem Gesichte drückte sich eine freudige Ueberraschung aus, die eindringlicher redete, als Worte vermögen.

„Herr von Bornhof! Seien Sie tausendmal willkommen!" Das war Alles, was er im ersten Augenblick hervorzubringen vermochte.

„Entschuldigen Sie, lieber Karlsburg, daß ich Ihnen so unangemeldet ins Haus falle. Ich hab' es eben auf gut Glück gewagt, weil ich nicht als Gast, sondern als Bote komme, um Sie zu bitten, die Weihnachtstage in meiner Familie zuzubringen, denn ich weiß aus alter Erfahrung, daß man gerade am heiligen Christabend am wenigsten gern allein ist. Ich hoffe deshalb, Sie schlagen mir meine Bitte nicht ab, die ich im Auftrage der ganzen Familie ausrichte."

Statt aller Antwort fiel ihm der Graf um den Hals. Seine Freude war so groß, daß ihm das Wort darüber versagte. Darum wollen wir auch nicht viel Worte darüber machen, sondern kurz berichten, daß Herr v. Bornhof nur wenige Tage blieb, gerade lange genug, um einen prüfenden und höchst befriedigenden Blick auf die Güter des Grafen Karlsburg zu werfen, und daß er dann diesen gleich mit auf die Reise nahm, da das Weihnachtsfest vor der Thür stand.

Herr v. Bornhof hatte dem Grafen von seinem Abenteuer in Fliegenberg erzählt und die Beiden waren übereingekommen, auf der Durchreise dort ein Frühstück einzunehmen und den Rentmeister Schnabel dazu einzuladen, der auch wieder seine beste Laune entwickelte und sich mit ihnen den bewährten Rauenthaler des Wirths von der goldenen Gans trefflich munden ließ. Obgleich nun von dem Zweck der Reise nichts verrathen wurde, so zog doch der Rentmeister aus dem auffallenden Stimmungsumschwung des Grafen, der den Sommer so ernst und einsam verlebt und jetzt plötzlich wieder seine alte Heiterkeit offenbarte, seine eigenen Schlüsse.

„Geben Sie Acht," sagte er zum Wirth von der goldenen Gans, als der Reisewagen fortgerollt war, „diese Reise mitten im Winter hat etwas Besonderes zu bedeuten. Der Graf muß eine Ahnung haben, daß das Christkind ihm etwas Gutes bescheeren wird; sonst würde er nicht in so guter Laune sein. Denken Sie an Schnabel, aber verrathen Sie nichts, denn man hat uns gewissermaßen ins Vertrauen gezogen, weil der Graf weiß, daß wir's gut mit ihm meinen. Also reinen Mund gehalten, Herr Nachbar!"

„Auf mich können Sie zählen," sagte der Wirth, während Rentmeister Schnabel in rosigster Laune zur Thür hinausschwankte.

Er hatte recht prophezeit: den Weihnachtstagen, welche Arthur ebenfalls in Bornhof zubrachte, folgte die Verlobung Karlsburg's mit Elise gleich auf dem Fuße. Es hatte sich dabei Alles wie von selbst gemacht, ohne viele Worte und ohne jede Erwähnung Eugeniens. Kein Schatten der Vergangenheit wurde heraufbeschworen bei der Knüpfung des neuen Bundes, der, nach dem Gefühl aller Betheiligten, die Gewähr seines Glückes in sich selbst trug.

Ein so schönes, echt deutsches Familienleben, wie er es in Bornhof fand, hatte Karlsburg noch nie gesehen, und Jeder merkte es ihm auf den ersten Blick an, wie wohl er sich in diesem Kreise fühlte, in

welchem ernste Thätigkeit mit heiterm Lebensgenuß erquicklich abwechselte. Herr v. Bornhof leitete die Verwaltung seiner Güter selbst und seine Töchter standen unter Leitung der Mutter dem Haushalte vor, in dessen Führung sie sich wochenweise ablösten. Die ältere, Emma, hatte ein hervorragendes Talent für Musik, während Elise sich nicht gerade durch künstlerische Begabung auszeichnete, überhaupt nichts Blendendes hatte, aber unendlich viel Anziehendes. Bei großer Munterkeit des Geistes war ihr ein feines Gefühl für das Schickliche eigen, so daß sie eine Gesellschaft zugleich zu beleben und in den gehörigen Schranken zu halten wußte. Obgleich sie sich bei ihrer gediegenen Bildung mit anmuthiger Leichtigkeit auszudrücken verstand, fand sie doch weit mehr Freude daran, einem interessanten Gespräche zuzuhören, als selbst zu sprechen. Sie war weder eitel noch vordringlich, wußte aber ihren Platz in der Gesellschaft mit Würde auszufüllen und durch ihre Nähe immer wohlthuend und anregend zu wirken. Sie war nicht geschaffen, durch stürmische Leidenschaft hinzureißen, sondern durch ruhiges, freundliches Walten zu beglücken. Im Zusammenleben mit Eugenie hatte Karlsburg oft Sehnsucht nach Elise gefühlt; bei Elise hingegen fühlte er nie Sehnsucht nach Eugenie.

Die auf Bornhof gefeierte Hochzeit folgte der Verlobung schon nach wenigen Monaten und die Kastanien standen noch in voller Blüthe, als Graf Karlsburg seine Gemahlin heimführte in das Herrenhaus im Eschenwalde, das sie bestimmt war, zu einer Stätte des Glücks und poetischer Gastfreundschaft zu machen, die Jeden, der einmal unter ihrem Dache geweilt, mit schönen und dankbaren Erinnerungen erfüllte.

Arthur hatte seine Emma ebenfalls heimgeführt und auf ihren Wunsch Paris zum Ziel der Hochzeitsreise erkoren, um ihr die Stätten zu zeigen, an welche sich für ihn und ihren Vater denkwürdige Erinnerungen knüpften aus der Zeit, da die Beiden unter der glorreichen Führung Blücher's nach der Hauptstadt Frankreichs gezogen waren.

Die Eltern fühlten sich einsam auf Bornhof und folgten gern der Einladung Karlsburg's, die Sommermonate auf seinem Gute zuzubringen, wo sich auf der Rückkehr von Paris auch Arthur mit seiner jungen Gemahlin einfand und dem heitern Leben dort solchen Geschmack abgewann, daß er versprach, im folgenden Sommer wiederzukommen.

Es kam Allen vor, als ob sie eine so lange Reihe ungetrübt glücklicher Tage, wie sie in dieser Waldeinsamkeit fanden, noch nie erlebt hatten. Nur für Karlsburg flog ein kurzer Schatten darüber hin, als Arthur ihn eines Tages unter vier Augen fragte:

„Hast du nie wieder etwas von Eugenien gehört?"

„Niemals," antwortete er; „doch wie kommst du zu der Frage?"

„Ich habe Eugenie in Paris gesehen, im Théatre français, aber obgleich sie mich so scharf und lange fixirte, daß es selbst Emma auffiel, stellte ich mich, als ob ich sie nicht wiedererkannt hätte. Allein am folgenden Tage erfuhr ich durch meinen Vetter, der Secretär bei unserer Gesandtschaft in Paris ist, daß eine Gräfin Karlsburg sich sehr angelegentlich nach mir erkundigt habe."

„Sie führt also immer noch meinen Namen?" fragte der Graf. „Ich glaubte, daß sie längst mit ihrem abenteuerlichen Russen verheirathet sei."

„An ernste Absichten des Fürsten auf Eugenie habe ich nie geglaubt," erwiederte Arthur. „So viel ich in Paris über ihn erfahren konnte, ist er ein geheimer Agent der russischen Regierung und ein Mann von höchst anrüchigem Charakter. Früher trieb er sich viel auf deutschen Universitäten umher und seine Berichte über das akademische Leben in Deutschland sollen nicht wenig zu den gehässigen Maßregeln unserer Regierung, die leider sehr unter russischem Einflusse stand, gegen die Studentenverbindungen beigetragen haben. Uebrigens soll er ein feiger Gesell sein, der den Duellen, die ihm zu verschiedenen Malen droheten, immer auf eine geschickte Art auszuweichen wußte. Sein Vermögen hat er schon in jungen Jahren an der Spielbank und mit galanten Damen durchgebracht und lebt seitdem von den Erträgnissen seiner geheimen Dienste, die ihn in den letzten Jahren hauptsächlich an Rom fesselten, wo seine Aufgabe darin bestand, große Sympathien für das Papstthum zur Schau zu tragen und die Mittel und Wege

der stark auf Rußland wirkenden römischen Propaganda an der Quelle zu studiren. Doch genug von ihm! Ich sehe, daß meine Mittheilung dich verstimmt, und ich bin nicht gekommen, dir trübe Stunden zu bereiten. Vergiß, was vergangen und nicht mehr zu ändern ist, und lebe ganz Deiner glücklichen Gegenwart. Ueber Eugenie brauchst du dir keine Sorge zu machen: die Trennung von dir hat ihr so wenig das Herz gebrochen wie die Trennung von Mussin, der Paris längst wieder verlassen hat, wo sie in der großen Welt als vielgefeierte Dame lebt und nicht aussieht, als ob sie sich unglücklich dabei fühlte."

Berühmte Liebespaare.

Neue Folge.

Von

F. von Hohenhausen.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Bundesgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

V.

Rachel Felix und Graf Walewski.

In einem unbekannten Dorfe an der Schweizer Grenze, aber noch auf französischem Boden, wurde am 28. Februar 1821 in einer armen herumziehenden Elsasser Judenfamilie ein Kind geboren, dem die Kronen des Ruhmes zufallen sollten. Der Geist, dessen Glanz und Kraft die Welt der Kunst umgestalteten, war nur ein schwaches Fünkchen, als er ins Leben trat. Die kleine Rachel Felix lag mehrere Tage fast bewußtlos in ihrer Wiege und die Eltern weinten schon über ihren Tod. Doch glimmte dies Fünkchen weiter und bewies die Unrichtigkeit der Theorien jener Kraft- und Stoffgelehrten, die aus der Materie den Geist entwickeln wollen. In bitterer Armuth, ohne stärkende Nahrung, ohne Pflege, entfaltete sich die Menschenknospe zur vollsten schönsten Blüthe.

Rachel Felix hatte viele Geschwister, die sie liebten wie ein Spielzeug; ihre Wiege war eigentlich ein kleiner Wagen, den sie als geduldige Gespanne auf der Landstraße zogen. Auf diese Weise gelangte Rachel nach Paris mit ihrer Familie; als sie einige Jahre alt war, mußte sie auf den Straßen singen und Almosen einsammeln, wie ihre übrigen Geschwister. Einst fiel ihr die Ballade vom ewigen Juden in die Hände; sie konnte eben erst lesen, aber sie begann sie herzusagen und alle Umstehenden geriethen in Erstaunen über den tragischen Ausdruck in der Stimme des Kindes. In den Kaffeehäusern niedern Ranges wurde die kleine Rachel förmlich Mode wegen ihres declamatorischen Talentes, man nannte sie nur die kleine Schauspielerin und überhäufte sie mit Lobeserhebungen. Von Natur träumerisch und traurig, wurde die Kleine davon doch erheitert und angeregt. Ein Lächeln der Freude umschwebte den kleinen Mund und ein Blick des Stolzes blitzte aus den großen Augen, wenn ihre Leistungen Beifall errungen hatten; man vergaß, daß sie häßlich war, wenn ihr mageres, blasses Gesichtchen auf diese Weise sich belebte.

An einem kalten Januartage ging Choron, ein berühmter Kirchensänger, gerade vorüber, als Rachel versuchte, ihr Publicum zu erwärmen und die erste kleine Münze zu verdienen; sie war ganz blau von Kälte und sah erbärmlich aus. Ihr Stimmton schlug an das feine Ohr des vorübergehenden Musikers; erstaunt blieb er stehen und fragte sie, wo sie die Lieder gelernt hätte. „Gelernt?" sagte sie, „nun, wo anders als auf der Straße, wenn Jemand singt, passe ich auf und wiederhole es, so gut es gehen will."

„Dich friert wohl sehr?" fragte der mitleidige Musiker.

„Mich hungert noch mehr," flüsterte die Kleine und schlug die Augen nieder, weil sie nicht um Brot bitten mochte.

„Möchtest du ordentlich singen lernen?"

„Oh, wie gern!" rief sie freudig und ergriff die Hand des menschenfreundlichen Künstlers, der ihr Schicksal repräsentirte. Wäre er nicht an jenem winterlichen Sonntagmorgen ihr begegnet, so hätte sie wahrscheinlich nie den Weg auf die Höhen des Lebens gefunden, sie wäre gewiß verkümmert und verkommen.

Choron nahm sie mitleidig bei sich auf, nachdem er ihre Eltern aufgesucht und um Erlaubniß gefragt hatte; er gewährte ihr die Wohlthat einer guten Erziehung und unterrichtete sie selbst in der Musik. Sie war glückselig, daß sie lernen konnte, sie

genoß es wie ein Vergnügen; sie überraschte ihre Lehrer immer von neuem, durch ihren Eifer, ihre Sanftmuth und ihre Ausdauer. Choron sagte oft: „Ihr werdet sehen, daß meine kleine Jüdin es noch einmal weit bringen und mir Ehre machen wird."

Er irrte sich nicht in seiner geliebten Schülerin, aber er sollte es nicht erleben, daß seine Prophezeiung in Erfüllung ging. Er starb plötzlich und seine Musikschule wurde aufgelöst; Rachel war in Verzweiflung, sie legte eine ihrer Haarlocken in den Sarg ihres Lehrers und weinte unaufhörlich. Das feinfühlende Kind begriff nur zu rasch das Trostlose seiner Lage. Die Rückkehr ins elterliche Haus war furchtbar. Verwöhnt und gebildet durch die Sorgfalt ihres Wohlthäters, paßte Rachel allerdings noch weniger wie früher in dasselbe.

Die erste Noth ihrer Kindheit, der Broterwerb, wurde ihr jetzt noch drückender gemacht; sie konnte nicht mehr auf der Straße singen und war zu gebildet, um Dienstmädchen zu werden. Auch ihr Aeußeres bot Gefahren dar, an die sie jedoch in ihrer Unschuld nicht dachte; sie reifte zur Jungfrau heran. Ihre schlanke Gestalt entwickelte bereits eine Anmuth und Biegsamkeit, wie sie nur der begabten Weiblichkeit eigen ist, ihr bleiches Gesicht hatte einen Ausdruck von hinreißender Schönheit, ohne irgend schön zu sein, namentlich waren es ihre Augen, die in reizendem wechselvollen Glanz leuchteten, wenn sie aufgeregt oder traurig schien.

Peinlich bewegt von der Ungewißheit ihrer Lage, von ihren Eltern zum Gelderwerb dringend aufgefordert, weigerte sie sich eines Sonntags, dieselben auf ihren Ausgängen zu begleiten, und blieb allein zu Hause. In einer benachbarten Trödelbude wohnte ein alter freundlicher Mann, der ihr zuweilen Bücher borgte. Diesmal gab er ihr einen vereinzelten Band von Racine's Werken; „das dumme Zeug wird dich nicht unterhalten," sagte er.

Aber ein überirdisches Licht ging ihr auf bei dieser Lectüre; die Gestalt der Hermione, später eine ihrer Hauptrollen, begeisterte sie so, daß sie mit lauter Stimme die Verse hersagte, welche Racine dieser poetischsten seiner Schöpfungen in den Mund legte.

Als die Eltern zurückkehrten, kam ihnen Rachel mit hochrothen Wangen und thränenden Augen entgegen, sie schien gewachsen zu sein, ihre Haltung war voll Stolz, ihre Bewegungen voll Anmuth und Würde.

„Jetzt weiß ich, womit ich mein Brot verdienen kann, ich will Schauspielerin werden," rief sie. Ein Bekannter ihres verehrten Musiklehrers war beim Theater als Lehrer angestellt gewesen, zu ihm eilte sie und lernte mit glühendem Eifer. Seine Unterrichtsstunden wirkten bei einer solchen Schülerin vortrefflich, aber er bewunderte ihr Talent so sehr, daß er sich in sie verliebte und sie heirathen wollte. Erschrocken verließ Rachel seine Lectionen und wählte einen anderen Lehrer, der talentvoller und achtungswerther als der vorige war, einen Herren Saint-Aulaire. Die Fortschritte, welche sie in kurzer Zeit machte, brachten ihr schon einen gewissen Ruf ein; sie erhielt eine Aufforderung, in dem Hotel Castellane mitzuspielen. Die beste Gesellschaft des stolzen Faubourg St. Germain, das der erste Napoleon die Schule der feinen Sitte genannt hatte, wurde für sie eine unersetzliche Lehrmeisterin in den Formen der vornehmen Welt. Rachel, das arme Judenmädchen, lernte dort mit überraschender Schnelligkeit, wie sie reden, hören und schweigen, aber besonders auch wie sie sich bewegen und kleiden mußte, um die Gesetze des guten Geschmacks zu erfüllen. Sie begriff, daß es sich nicht um theatralisches Nachahmen, sondern um Reproduciren der feinen Sitten handle. Sie verwarf es, Theaterprinzessin zu sein, und bestrebte sich, eine Fürstin der Weltbühne zu werden.

Doch mußte sie vorher noch manche schwere Schularbeit durchmachen; ihr Lehrer, stolz auf ihr Talent, unterwarf sie der Prüfung des Conservatoires und sie erlebte den Schmerz, daß man ihre Declamation zu dreist, zu abweichend vom hergebrachten Ton fand und ihr zumuthete, die Rolle der Soubretten in Molière's Stücken zu spielen, während ihre ganze Seele danach schmachtete, die Heroinen Corneille's und Racine's darzustellen. Dies hohe Ziel sich zu stecken, war nicht allein von ihr selbst ausgegangen, hatte ihr doch einst im Hotel Castellane die Herzogin von Abrantes das prophetische Wort gesagt: „Wer so spielt wie Sie, liebes Kind, ist berufen, das französische Theater zu rege-

neriren.“ Es hatte Anfangs wenig Anschein, daß dies sich erfüllen sollte. Weinend und gedemüthigt, mußte sich Rachel entschließen, auf ihre hohen Pläne zu verzichten und einen Contract am Theater Gymnase zu unterzeichnen, denn sie brauchte zu nothwendig Geld zum Leben und Gelegenheit, sich in ihrer Kunst zu üben. Am 24. April 1839 trat sie zum ersten Male öffentlich auf in der Vendeerin, einem Melodrama, nach einem Romane Walter Scott's bearbeitet. Sie war erst sechzehn Jahr, hatte noch rothe Hände und große Füße, eine kleine engbrüstige Gestalt und sah beinah auffallend häßlich aus. Der Kopf war zu groß, der Teint zu bleich oder vielmehr zu kränklich, denn wie schön man sein kann, wenn man bleich ist, hat Rachel ja später bewiesen! Die Augen lagen zu tief und die Nase schien zu groß zu sein. Dennoch besaß sie schon den Zauber, das Publicum rühren zu können; man weinte und klatschte um die Wette. Der Erfolg war entschieden. Der Director des Theaters benutzte ihn eine Zeit lang allerdings zu seinem Vortheil, aber er war ein edler, uneigennütziger Charakter, dieser Poirson, dessen Name verdient, auf die Nachwelt zu kommen; er erklärte der jungen Künstlerin selbst, daß sie zu gut für ein Vaudevilletheater sei, und gab ihr den Rath, sich für die classische Bühne des Theaters français auszubilden. Rachel hatte den Muth dazu verloren, nachdem ihre Prüfung am Conservatoire so ungünstig ausgefallen war. Poirson aber ließ nicht nach sie zu bereden und führte sie selbst zu Samson, dessen Urtheil entscheidend gewesen war. Als dieser sie nochmals geprüft hatte, umarmte er sie mit Thränen in den Augen und bat ihr das Unrecht ab, sie für eine Soubrette gehalten zu haben; er versprach ihr, sie noch eine Zeit lang zu unterrichten und dann als Heroine auf die classische Bühne zu bringen. Rachel war überglücklich, sie studirte Tag und Nacht mit dem Fleiß des Genies, der goldene Früchte bringt. Nach Jahresfrist schon wurde ihr gestattet, die Andromache zu geben.

Zur ungünstigsten Jahreszeit, in den heißen Augusttagen 1838, wo das ganze glückliche Paris von damals in die Sommerfrische entflohen war, nur hin und wieder einige Habitués, Gewohnheitsmenschen der Kunst im leeren Hause saßen, die Theaterlampen trübe brannten, die Schauspieler sogar sich langweilten, trat sie zuerst auf. Man sah sie kaum an, man gähnte und klatschte aus Mitleid, weil man wußte, es war eine Debutantin, eine der vielen Schülerinnen des Conservatoire, die alljährlich wie Irrsterne über die Bühne gingen, um später im Vaudeville oder gar im Circus mit ihren forcirten Talenten zu glänzen. Nur ein Augenpaar war auf Rachel gerichtet, das sie auf den ersten Blick als eine Theatergröße ersten Ranges erkannte. Es war Jules Janin; ganz zufällig war er an jenem Abend nach Paris gekommen, ermüdet von einer Badereise und gewohnheitsmäßig ins Theater gegangen, ohne irgend etwas zu erwarten als classische Langeweile, die mehr als jemals über dem Parterre zu lasten schien und nach seiner humoristischen Schilderung sogar den Brummbaß und die Violinen im Orchester erfaßt hatte. Aber schon die ersten Schritte, die Rachel machte, dieses lebensvolle, natürliche Gehen, wo sonst nur der Kothurn und Stelzenschritt ertönten, weckten ihn aus seinem gleichgültigen Zustande. Er horchte auf, wie vom Blitz berührt, als der Ton ihrer Stimme ihn traf, dieser Stimme, die wie ein Gesang der Seele, alle Claviaturen der Leidenschaften durchlief. Und nun ihre Haltung, ihr Spiel! Aus dem kleinen mageren Mädchen wurde eine Königin, eine Göttertochter!

Der Feuilletonartikel, den Jules Janin am anderen Morgen im Journal des Debats abdrucken ließ, war der Trompetenstoß des Ruhms für Rachel. Er theilte den Franzosen mit, die eine andächtige Verehrung für ihre Classiker hegen, wenn sie sich auch im Geheimen von ihnen gelangweilt fühlen, daß Racine, Corneille und Voltaire neu belebt wären von dem Künstlerhauch einer siebzehnjährigen Debutantin. Nach der eigenen Schätzung des Autors würde ein jedes Journal nur von fünfzig Intelligenzen gelesen, aber diese reichten aus, um, wie mit geistigen Telegraphen, den Losungsworten der Kritik überall Eingang zu verschaffen. Das Theater füllte sich, wurde aber nur eine Arena des Kampfes zwischen den verschiedenen literarischen Parteien. Es war die Zeit des Streites zwischen Classicität und Romantik damals. Victor Hugo's Dramen und Eugene Sue's Romane hatten den Anlaß dazu

gegeben. Es gab eine mächtige Partei von Intelligenzen, die es mit allen Mitteln verhindern wollten, daß die Classiker wieder interessant würden.

Trotz aller Bemühungen ihres geistreichen Kritikers blieb Rachel noch im Dunkeln und ihre Vorstellungen brachten wenig ein. Sie erzählte selbst einmal in spätern glänzenden Zeiten, daß sie nur eine sehr geringe Einnahme gehabt und zuweilen Freibillets zu untergeordneten Plätzen geschenkt erhalten hätte. Einmal wollte sie mit ihrer Mutter dieselben benutzen und putzte sich dazu mit einem von dieser selbst verfertigten Hut von scharlachrothem Sammet mit einer gelben Rose geziert. Sie fand sich sehr distinguirt darin und ihre kleinen Geschwister hatten sie darin bewundert. Aber welche Demüthigung harrte ihrer! Der Logenschließer verweigerte ihr den Eintritt, „so angezogen könne sie nur ins Paradies hinaufsteigen," sagte er, „wo die Säulen ihren abscheulichen Hut verdecken würden." Als sie gekränkt sich zum Weggehen umwendete, trat ein alter Herr auf sie zu und sagte respectvoll: „Diesen verachteten Hut wird man später mit einer Ruhmeskrone schmücken und diese gelbe Rose im Knopfloch tragen zu können, würde mein höchstes Glück sein." Erstaunt sah ihn die junge Künstlerin an, aber sie war noch zu unschuldig, um diesen Huldigungseifer auszubeuten, und schämte sich ihrer gelben Rose mit Thränen in den Augen. Kaum zehn Jahre später war indessen die Prophezeiung des alten Herrn eingetroffen; Rachel war berühmt, reich, glücklich und — schön geworden. Sie besaß ein Landhaus im Thale von Montmorency und hatte die Freude, ihren Eltern nebst ihren Geschwistern ein glänzendes Loos zu bieten, nachdem sie mit ihnen im Elend geschmachtet. Ungefähr um diese Zeit haben wir im leuchtenden Aufgang ihres Ruhmes sie in Paris gesehen und zwar in einer Hauptrolle, der Phädra von Racine. Sie trat auf, ein bleiches Marmorbild voll stummen, schweren Leidens; das düstere, nicht große Auge blickte matt, halb erloschen, doch fieberhaft brennend unter den Wimpern hervor, um den Mund spielte ein schmerzliches Zucken, ihr Schritt wankte. Ihre Züge — man wollte sie nicht schön finden, doch wird Niemand leugnen können, daß die Linien ihres Gesichts in edelster Harmonie erschienen — hielten den Blick unablässig gefesselt. Es ergoß sich im wechselnden Spiel ein Zug des Schmerzes, der tiefsten Trauer darüber, der so wenig äußere Mittel in Anspruch nahm, daß es mehr der Wirkung einer verschiedenen Beleuchtung eines Bildes, als einer Veränderung in der Form glich. Ihr Mund redete die lebendigste Sprache ohne Laut, nächstdem ihr Auge, doch nicht in demselben Grade eigenthümlich und mannigfaltig, endlich die Nase, obwohl das fast komisch klingen könnte, und zwar nicht in der Gegend der Nasenwurzel zwischen den Augenbrauen, wohin Iffland bekanntlich den Haupthebel des tragischen Mienenspiels legte, sondern in der untern Partie, deren Bewegung so einzig und neu erschien, daß man keine Bezeichnung dafür hatte. Die Stirn dagegen blieb völlig regungslos und glatt, nicht einmal eine Bewegung der Augenbrauen bemerkte man. Diese reine Ruhe der Stirn behielt die Künstlerin in den Augenblicken der wildesten, völlig entfesselten Leidenschaft, nicht daß sie etwas Starres, Todtes dadurch erzeugte oder man sonst irgend einen Mangel empfand, im Gegentheil, es lag etwas Edles, eine Art milder Beruhigung darin. Die Stirn, die Wohnung des Geistes, blieb ein unangetastetes Heiligthum, während die Organe der Empfindung in kämpfender Leidenschaft aufgährten. Ein Durchblick reinen Himmels, einer festen klaren Sonne auf das zerrissene Gewölk, das gehobene Meer der von irdischen Stürmen wogenden Menschenbrust.

Die Grazie ist nicht zu lehren. Ebenso wenig die Erhabenheit, die edle Schönheit der Bewegungen; sie sind ein Geschenk des Himmels, das Rachel im reichsten Maße empfangen hatte. Keine ihrer Stellungen erschien gesucht, keine gewaltsam; doch immer waren sie bedeutungsvoll, erhaben, immer schön. Wenn sie sich wendete, wenn sie ging, den Arm hob oder sinken ließ, immer war es ein Bild edelster Schönheit. Arme und Nacken blendeten durch marmorähnliche Weiße, ohne etwas Todtes zu haben. Es schien, als sei dieser Körper ebenso aus den feinsten und edelsten Stoffen gebildet, wie ihm die edelsten Formen und Bewegungen eigen waren.

Ein anderer deutscher Bewunderer schilderte uns Rachel in ihrem damaligen Privatleben. „Ich fand Rachel in Gesellschaft

ihrer Mutter und einer älteren Schwester, die weich und gutmüthig, ganz in Freude an Rachel aufzugehen schien. Rachel ist schlank und zierlich gewachsen, sie trug ein schwarzes Kleid von schillerndem Stoffe, goldene Halskette und Armbänder. Sie sieht überaus jung aus, fast unreif, als käme sie eben aus der Pension, aber sie zeigt doch etwas Fertiges, auf sich Bestehendes, eine selbstische Geschlossenheit des Wesens, ein Bewußtsein von Sicherheit und Uebergewicht. Ihr Gesicht hat für den ersten Augenblick nichts Frappantes, aber man braucht es nur minutenlang anzusehen, um von seiner Besonderheit gefesselt zu werden. Stirn, Nase, Kinn, Alles ist rund, weich, kindlich in der Form, dennoch haben ihre Züge etwas sehr Scharfes, Bestimmtes. Das hellbraune Auge, von einem fast unheimlichen Glanze, scheint in seinem die Leute messenden Aufschlage sagen zu wollen: „Warte nur, ich werde dir schon einmal Eins versetzen." Derselbe Verehrer erzählte auch, daß Rachel neben dem Ruhm auch das Geld liebte und sich eifrig bestrebte, reich zu werden. Zugleich bestätigt er, daß ihre Eltern elsassische Juden waren und noch ziemlich geläufig deutsch redeten. Der Vater soll sich eingebildet haben, seine berühmte Tochter hätte das Talent und die Bildung von ihm erhalten. Er gab sehr mangelhaften Unterricht in der deutschen Sprache. Rachel galt bis zum zwanzigsten Jahre für eine Vestalin, die sich nur um das heilige Feuer der Kunst bekümmerte; ihr Marmorherz zu gewinnen, bemühten sich alle Enthusiasten und alle Skeptiker. Die vornehmsten, reichsten und geistvollsten Männer huldigten ihr; die Prinzen des damaligen Königshauses, die Orleans wurden unter ihre eifrigsten Verehrer gezählt. Der kluge Louis Philipp ließ sie sich vorstellen, bei welcher Gelegenheit folgende hübsche Anekdote erzählt wurde: Der König sagte ihr einige schmeichelhafte Worte und sie antwortete naiv: „Mein Herr, Sie sind zu gütig für mich!" Als man sie aufmerksam machte, daß man den König immer „Majestät" anreden müsse, sagte sie lachend: „Ach was, ich verstehe nur mit Theaterkönigen umzugehen." Später lernte sie es sehr gut, sich vor Souveränen zu bewegen. In London, in Petersburg und besonders in Berlin wurde sie mit Auszeichnungen überhäuft.

„Feuer in den Augen und kein Blut in den Adern," sagte man von ihr und drängte sich, um sie in der Nähe zu sehen, denn sie war nicht nur berühmt, sie war auch wirklich schön geworden; ihr Teint glich einer Alabastervase, in der ein Licht brannte, wenn sie aufgeregt und durchglüht von ihrer Geistesflamme war. Ihre Gestalt hatte an Kraft und Fülle gewonnen, obwol sie eigentlich nie von Fleisch und Bein wie gewöhnliche Menschen zu sein schien. Die reiche und geschmackvolle Art sich zu kleiden, gab ihrem Aeußern den Glanz, den ein kostbarer Rahmen einem schönen Gemälde verleiht. Sie besaß oder eigentlich sie erlernte einen hohen Grad von Coketterie; so wußte sie die blendende Weiße ihrer Zähne in das günstigste Licht zu setzen, indem sie rothe Früchte, Erdbeeren oder auch Krebse langsam damit zermalmte und sich dabei ihren Verehrern zeigte.

Zuerst brachte ein Duell zwischen dem Herzog von Noailles und einem polnischen Grafen Gurowski sie ins Gerede; letzterer wurde ihr in auffallender Weise abspenstig gemacht durch eine spanische Infantin, die nicht eher ruhte, bis er sie entführte und heirathete. Jules Janin, Soulié und Granier de Cassagnac wurden ihre enthusiastischen Recensenten, aber auch glühende Verehrer ihrer persönlichen Reize. Durch Letztern lernte sie den Mann kennen, der den entschiedensten Einfluß auf ihr Herz gewinnen sollte.

Es war der Graf Napoleon Walewski, ein geistreicher Abenteurer, der sich trotz seiner Bonaparte'schen Abstammung unter dem Bürgerkönig Reichthum und Rang zu erwerben gewußt hatte. Er war ein Sohn des Kaisers Napoleon, aus einem Liebesverhältniß mit einer schönen Polin, das in die Zwischenzeit seiner Ehescheidung von Josephine und seiner Vermählung mit Marie Louise fiel, nämlich im September 1809 angeknüpft wurde, so daß eine eigentliche Untreue gegen seine beiden Frauen nicht stattfand. Der Graf Walewski ist am 4. Mai 1810 geboren, mehr als ein volles Jahr früher wie der König von Rom. Er glich seinem berühmten Vater viel mehr als dieser, wie auch unser beigefügtes Porträt beweisen kann. Seine auffallende Schönheit und der romantische Nimbus seines Ursprungs, sowie sein Reichthum und seine weltmännischen Gewohnheiten waren

wohl geeignet, ein Frauenherz zu gewinnen, wenn es sich auch noch so sehr vor der Liebe scheute; Rachel hatte sich lange gegen sie gesträubt, sie glaubte sich und ihr Leben der Kunst schuldig zu sein, aber sie war doch mehr Weib als Künstlerin und folgte dem Schmeichelwort des geliebten Mannes. Sie war ihm noch sogar dankbar dafür, daß er ihr Gelegenheit gab, ihr Herz zu offenbaren; sie bewies der Welt, daß sie zubringen — schon mit neunzehn Jahren conspirirte er in London für polnische Erhebungen — allerdings endlich eine hohe Stellung errungen; noch bevor sein kaiserlicher Vetter Napoleon III. ans Ruder kam, wurde Graf Walewski zu diplomatischen Missionen in Paris benutzt. Guizot sowohl wie Thiers schenkten ihm ihr Vertrauen. Unter dem neuen Kaiserreich gelangte er rasch auf den Gipfel des



Graf Walewski.

nicht blos Feuer in den Augen, sondern auch in den Adern hatte. Sie war eine kurze Zeit schrankenlos glücklich. Ein Sohn, dem sie das Leben gab, schien den Bund der Liebenden zu befestigen. Doch blieb die Sanction desselben durch die Ehe aus und damit jede Garantie der Dauerhaftigkeit. Der Graf Walewski war zu stolz, um das berühmte Judenmädchen zu heirathen, obwol er selbst durchaus nicht von fleckenloser Herkunft war, wie wir oben erzählt haben. Er hatte nach einem abenteuernden Leben, voll Versuche, sich empor- Glücks. Er wurde allmächtiger Minister und Vertrauter des Kaisers; er vermählte sich mit einer geistreichen Italienerin, die angeblich großen Einfluß auf den Kaiser besaß, obwohl sie nur klug, durchaus nicht schön war. Sie gestattete ihrem Gemahl, seinen Sohn aus dem Verhältniß mit Rachel anzuerkennen und ihm den Grafentitel geben zu lassen. Der junge Mann ist in der diplomatischen Laufbahn und erregt stets das größte Interesse, wo er erscheint, weil Jeder in seinen schönen edlen, marmorbleichen Zügen den doppelt genialen

Ursprung von Vater- und Mutterseite betrachten und herausfinden möchte.

Graf Walewski ist 1869 gestorben, seine Wittwe lebt gegenwärtig in Brüssel und hält einen der wichtigsten Salons für die Rückkehr der Bonapartes nach Frankreich.

In Rachel keimte seit dem Liebesverhältniß mit Walewski die Todeskrankheit, der sie am 4. Januar 1858 unterlag. Ein Brustleiden stellte sich bei ihr ein, das sich als Nebenbuhlerin auf das Welttheater und Rachel konnte nicht ohne die tiefsten Gemüthsbewegungen ihre Erfolge mitansehen. Gleichzeitig wurde ihr Herz auch noch durch eine neue Leidenschaft erschüttert, so daß ihre ohnehin zarte Körperlichkeit den Stürmen nicht gewachsen war. Sie starb umgeben von Eltern und Geschwistern und unter den Gesängen des jüdischen Klerus wie eine Prophetin gefeiert und ge-



Rachel Felix.

als gefährliches Geheimniß ihrer Künstlerlaufbahn erwies. Jede ihrer Leistungen kostete ihr einen Theil ihrer Lebenskraft. Sie suchte Heilung in den deutschen Bädern, namentlich in Ems, wo wir sie persönlich näher kennen lernten und von ihrer wahrhaft vornehmen schönen Erscheinung bezaubert waren. Später ging sie nach Aegypten, aber die erlangte Minderung ihrer Leiden war nicht von Dauer. Ein äußerer Umstand trug dazu bei, dieselben sogar noch zu steigern; die schöne jugendliche Adelaide Ristori trat plötzlich siegreich liebt. In Voraussehung ihres Todes hatte sie absichtlich eine große Wohnung gemiethet, damit ihre zahlreichen Freunde nicht im „Gedränge des Leichengefolges" leiden sollten, wie sie sagte. Sie hatte Recht, das ganze intelligente Paris von damals stellte sich dazu ein und betrauerte in ihr die Muse der französischen Tragödie. Aber Graf Walewski und sein Sohn erschienen nicht am Sarge der einst so geliebten Frau; französische Liebe kennt die Treue nicht.

Der Notar von Metz.

Von

Karl Braun.

(Fortsetzung.)

III.

Die Reformirten von Metz.

In der Stadt Metz bestand eine protestantische Gemeinde schon seit 1525, wo sie fünfhundert Seelen zählte. Sie wurde von der Stadt geschützt. Allein der Cardinal von Lothringen und der Bischof von Metz suchten sie nach Kräften zu schädigen. Ein ehemaliger Augustinermönch, welcher damals in Metz das Evangelium predigte und großen Zulauf hatte, wurde bei Nacht und Nebel von den Leuten des Cardinals von Lothringen ergriffen und nach Vic geschleppt, wo ihn der Herr Bischof lebendig verbrennen ließ. Obgleich solche Fälle im Laufe der Zeit noch öfter vorkamen, vielleicht auch gerade deswegen, wuchs die Gemeinde immer mehr. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte sie schon eine ansehnliche Größe. Unter ihren hervorragenden Mitgliedern finden wir auch solche mit deutschen Namen, wie die Herren von Esch und die Herren von Ingenheim oder Ingelheim, beides bekannte ober- und mittelrheinische Adelsgeschlechter. Auch ein Herr Rindsfuß ist darunter, wird aber bereits „Rensfouse“ geschrieben.

Die geistige Nahrung für die Gemeinde floß gleichmäßig aus Frankreich wie auch aus Deutschland. In Betreff der Lehre, der Verfassung und der Kirchenzucht schloß sie sich der französischen reformirten Kirche an, allein formell ist sie niemals deren Verband beigetreten, hat vielmehr als „église de Metz“ ihre Autonomie gewahrt. Sie mochte sich von Deutschland nicht trennen, schon deshalb nicht, weil damals Metz noch formell zum deutschen Reiche gehörte und in Deutschland die kirchlichen Rechte durch Verträge völkerrechtlich garantirt waren. Indessen enthielt auch schon das Edict von Nantes einen auf Metz bezüglichen Passus (Act IX. des geheimen Vertrages).

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war die reformirte Gemeinde von Metz schon eine der bedeutendsten in Frankreich. Sie zählte zehntausend Seelen und erstreckte sich auch über die ganze Umgebung der Stadt. Ihre Anhänger zählten zu den reichsten und angesehensten Leuten. Wir finden unter ihnen Parlamentsgerichtsräthe, Amtsgerichtsräthe, Greffiers, Huissiers, Advocaten, Notare, Procuratoren, sowohl Parlaments- als Amtsprocuratoren, Münzmeister, Einnehmer, Hospitalvorsteher, Senatoren und Schöffen, Doctoren, Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Buchhändler, und selbst eine ansehnliche Zahl höherer Offiziere. Der deutschen Namen unter ihnen, — wie Bey, Streiff, Löwenstein, — sind jedoch nur sehr wenige.

Die Gemeinde hat drei Kirchen, eine in Metz selbst, die andere in der Vorstadt Le Sablon, und die dritte in dem benachbarten Courcelles-Chaussy. Von den fünf Pastoren wohnen vier in der Stadt und einer in Courcelles. Die oberste Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten führt das Metzer Consistorium. Die Armenpflege für den Kreis der Glaubensgenossen gehört auch dazu. Die Mittel fließen sehr reichlich, aber nur aus freiwilligen Beiträgen, weder aus Steuern noch aus sonstigen Umlagen oder Abgaben. Daß diese Religionsgesellschaft aus reichen und vornehmen Leuten bestand, beweist der Umstand, daß einst die katholische Geistlichkeit verlangte, es solle den Reformirten verboten werden, in die Kirche zu fahren, denn ihre Carrossen störten die Sonntagsruhe.

Nicht nur durch sich selbst, sondern im Grunde genommen von Jedermann, auch von den Katholiken, werden diese Reformirten „Ceux de la Religion“ (die von der Religion) oder „Les religionnaires“ (die Religiösen) genannt, — was fast so klingt, als seien sie die Einzigen, welche überhaupt noch Religion haben.

Die Metzer Gemeinde blieb ziemlich unangefochten, so lange die Stadt, wenn auch factisch unter französischer Hoheit, als noch zum deutschen Reiche gehörig betrachtet und behandelt wurde. Je mehr sie aber in Verfassung und Verwaltung, in öffentlichem und privatem Rechte französirt wurde, desto mehr treten auch auf religiösem Gebiete die Krallen des Absolutismus und der Nivellirungswuth aus den bisherigen Sammetpfoten des Wohlwollens hervor.

Es bewährte sich auch hier jener Zug, welchen noch neuerdings ein französischer Schriftsteller (A. Vinet, Mélanges. Paris, 1869. pag. 230 — 231) als nothwendiges Product der historischen Entwickelung des französischen Geistes darstellt, welches Product zusammenhängt mit der Stärke und Strenge des Jahrhunderte lang von oben nach unten ohne alle wesentliche Gegenwirkung ausgeübten Druckes der vereinigten königlichen und geistlichen Zucht. Es ist die Erscheinung, daß der französische Geist jeder sich geltend machenden berechtigten oder unberechtigten Eigenthümlichkeit, jedem ausgeprägten Individualismus, jedem gegliederten Corporationswesen, kurz Allem, was der Engländer, im bewußtesten Gegensatze zur „Liberty," Freedom nennt, widerstrebt und auf das feindlichste entgegentritt, so daß er auch die bürgerliche Gesellschaft, in nichtpolitischen Dingen so gut wie in politischen, zu uniformiren und zu nivelliren, und alle Originale, welche der einheitlichen Ordnung der „idées convenues" widerstreben, zu unterjochen und dieser Ordnung zu unterwerfen bestrebt ist.

Dieser französische Geist war auch stärker als das Wort eines großmächtigen Königs, welcher behauptete, der ganze französische Staat sei in allerhöchst seiner Person verkörpert. Ludwig XIV. hatte in einem eigenhändigen Briefe dem großen Kurfürsten von Brandenburg sein königliches Ehrenwort dafür verpfändet, er werde das Edict von Nantes niemals verletzen, geschweige denn je widerrufen. Gleichwohl verging kein Tag, an dem es nicht verletzt, und es kam bald die Zeit, in der es widerrufen wurde.

Von den Vexationen, welche dem Widerruf vorausgingen und denselben ankündigten, will ich nur folgende, speciell die Gemeinde in Metz treffende, beispielsweise erwähnen:

Der katholische Klerus, welcher schon früher den Reformirten das Kutschenfahren verbieten wollte, bestand 1654 darauf, daß die reformirten Pastoren nicht mehr in die städtischen Hospitäler und Lazarethe kommen dürften, um die Kranken zu trösten. Drei Jahre später ließ man auf offenem Markte ein sogenanntes „huguenottisches Lied" durch Henkershand verbrennen, welches dieses Schicksal wohl wegen Geschmack-, aber nicht wegen Gottlosigkeit verdient hatte. Es begann: „Weich' zurück, Papist — Komm zu Jesu Christ — Laß' den Antichrist" u. s. w. Eine Verfügung vom 5. October 1660 ging dahin, daß im Falle der Verhinderung des Schöffenmeisters, maître échevin, nur ein katholischer, aber nicht ein reformirter Schöffe den Vorsitz zu führen befugt sei.

Im Jahre 1662 wurde eine förmliche Anklage gegen die Metzer Kirche bei dem Könige erhoben. Es hieß darin unter Anderem: „Die reformirten Pastoren lassen zu ihrem Abendmahl auch Katholiken zu; die von der Religion sind darauf aus, die Zahl ihrer Pastoren über das herkömmliche Maximum von fünf hinaus zu vermehren; sie halten die Sitzungen ihres Consistoriums in der Stadt; sie halten nicht die katholischen Feiertage und erweisen der Monstranz nicht die gebührende Ehrfurcht; sie haben zweiundzwanzig Lehrer angestellt; sie nehmen von ihren Häusern die seit Alters daran befindlichen Heiligenbilder und Statuen weg; sie halten eine ketzerische Buchhandlung und Druckerei; aus zwei früher katholischen Dörfern haben sie ein kleines Genf gemacht; sie nehmen eine große Zahl öffentlicher Aemter ein; ihre Notare nehmen Schenkungen für den reformirten Armenfonds zu Protocoll; einer ihrer Geistlichen nennt das Sacrament den katholischen Abgott u. s. w." Die Schrift führt den Titel: „Die ungesühnten und straflosen Verbrechen Derer von der sogenannten protestantisch-reformirten Religion in der Stadt Metz." Es ergingen darauf auch mehrere einschränkende Verfügungen des Königs. Ein Bürger Namens Petitjean, welcher an seinem Hause eine Muttergottesstatue entfernt und die Nische, worin sie gestanden, durch ein Brett geschlossen hatte, worauf sich sein eigenes Bild befand, wurde gezwungen, den früheren Zustand wieder herzustellen. Viele wurden verurtheilt, weil sie der katholischen Kirche nicht die nöthige Ehrfurcht erwiesen und vor dem Priester mit dem Leibe des Herrn nicht das Haupt entblößt hatten, oder vor ihm nicht vom Pferde gestiegen waren. Der Eine wurde verurtheilt, weil er in seinem Hause einen Psalm gesungen, und der Andere, weil seine katholische Dienstmagd nicht die Sterbesacramente genommen hatte. Das Versprechen, die Kinder reformirt werden lassen zu wollen, wurde für null und nichtig erklärt und den Notaren verboten, es in

die Ehepacten aufzunehmen. Eines Sonntags Morgens wurden während der Predigt zwei Schüsse in ein Fenster des protestantischen Tempels abgefeuert, ohne daß etwas Weiteres erfolgte. Ein Kupferstecher wurde gestraft, weil er ein Bild des Pastors Ferry herausgegeben mit der Bezeichnung in der Unterschrift „ministre de la religion réformée," während es hätte heißen müssen, „de la prétendue religion réformée."

Frau Christian, Anna geborene von Ingenheim (eine Familie, die heute noch in Mainz florirt), hatte am 11. October 1675 den protestantischen Glauben in die Hände des Pfarrers von Sanct Marcellus abgeschworen, war darauf aber zur „Religion" wieder zurückgekehrt. Zur Strafe dieses „Rückfalls" wurde ihr ein ansehnlicher Theil ihres Vermögens confiscirt, und zwar zu Gunsten der Bekehrungsanstalten. Etwas später erließ das Parlamentsgericht in Metz eine Verfügung, die reformirten Schuster dürften am Sanct Crispinustag nicht mehr arbeiten, sondern müßten ihre Boutiken geschlossen halten. Der heilige Crispinus ist der kirchliche Patron der ehrsamen Schusterzunft. Er soll bei Lebzeiten den Armen Schuhe gemacht haben, und zwar nicht bloß gratis, sondern auch aus gestohlenem Leder.

Im Jahre 1679 wurden „Die von der Religion" von dem Amte eines Richters und dem eines Zunftmeisters ausgeschlossen. Kurz danach wurde den Standes- und Grundherrn in dem Metzer Lande (pays messin) verboten, Beamte reformirten Glaubens anzustellen. Endlich am 8. April 1680 wurde im Metzer Parlamentsgerichtshofe eine Ordonnanz des Königs registrirt, welche Denen von der Religion die Ausübung aller Hebammen- und sonstigen geburtshelferischen Künste verbietet. Um dieselbe Zeit wurden die Eheleute Morgille zu einer ansehnlichen Geldstrafe, und zwar zu Gunsten der Bekehrungsanstalt, verurtheilt, weil sie einem katholischen Priester den Zutritt zu dem Krankenbette ihres reformirten Vaters verweigert hatten. Am 11. Januar 1683 erging eine Verfügung, welche fernerhin der reformirten Gemeinde nicht mehr als eine einzige Schule, und den reformirten Pastoren nicht mehr als je zwei Zöglinge gestattete, den Lehrern aber die Aufnahme von Pensionären schlechtweg verbot.

Man könnte dieses Verzeichniß verzehnfachen. Alles das war schon schlimm. Aber es war doch nur der Schatten, welchen die kommenden Ereignisse vorauswarfen. Das Maß wurde erst voll durch den Widerruf des Edictes von Nantes, worüber oben bereits Einiges gesagt ist.

Betrachten wir seine speciellen Folgen für die Stadt Metz und die dortige reformirte Gemeinde.

* * *

Wir haben oben schon gesehen, daß und warum Metz, das als deutsche freie Reichsstadt sich der größten Blüthe erfreute, unter französischer Herrschaft zurückging. Der Widerruf des Edictes von Nantes warf es ganz zu Boden. Von da an bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts führte es nur ein sieches und elendes Dasein. Seitdem hat es sich wieder etwas gehoben. Einmal deutsch geworden, wird es die Blüthe unserer rheinischen Städte theilen.

Auf der Bibliothek zu Metz befinden sich die Berichte, welche die Beamten des Königs über die Wirkungen der Verfolgung der reformirten Kirche nach Paris erstattet haben. Im Jahre 1699 schreibt Turgot, der Intendant der Generalität zu Metz:

„Wenn auch die reformirte Religion hier noch nicht mit der Wurzel ausgerottet ist, so ist sie wenigstens gründlich niedergeschlagen. Sie hat ihren Cultus und jede Hoffnung verloren. Die Zahl Derer von der Religion, welche früher endlos war, ist in der Stadt reducirt auf siebzehnhundert Seelen, was etwa ein Zehntel der ganzen Bevölkerung ausmacht. Diese Leute sind innerlich immer noch sehr eifrig, aber äußerlich halten sie sich zurück. Sie beherrschen aber den Handel und sind die reichsten unter den Einwohnern. Es bedarf ihnen gegenüber immer noch eines großen Aufwandes von Wachsamkeit, Geduld und Festigkeit seitens der Behörden.

„Unter den hundertundachtzig Dörfern, woraus sich das Metzer Land (le pays messin) zusammensetzt, sind nur noch fünfundzwanzig, wo's deren giebt. Man findet sie besonders noch unter den Weinbauern. Sie hängen sehr ihren Grundherren in der Stadt an und sind von deren Schicksal abhängig, so daß sich eine Interessen-

gemeinschaft unter ihnen gebildet hat. Man hat die Dragonaden dort angewandt bei Allen, welche sich nicht in die Religion ihres Königs einreihen wollten. In Folge dessen sind Viele gegangen. Andere fügten sich und blieben. Aber auch die Gebliebenen tragen noch das Gift heimlich im Herzen. Sie sind unter einander einig und sehr eifrig. Nur die Autorität hält sie in Schranken."

In einem andern Berichte heißt es:

„Man ist mit furchtbarer Strenge gegen sie verfahren und man kann sich jener Zeit nicht ohne Betrübniß erinnern. Nur Wenige sind wirklich zum wahren Glauben zurückgekehrt. Die Andern haben die Stadt verlassen und sich in alle Welt zerstreut. Daher kommt's, daß auch die, welche geblieben, Vater, Mutter, Kinder, Geschwister, oder gar ihre Frauen in Holland, Hessen und Brandenburg, namentlich in Berlin, haben, mit welchen sie noch ihre geheimen Verbindungen unterhalten. Wer durch seinen Besitz gefesselt war, unterwarf sich und blieb. Aber die Gebliebenen halten noch immer fest zu einander, haben auch Reste ihrer alten Selbstverwaltung und geheimen Polizei aufrechterhalten. Gottesdienst halten sie natürlich nicht mehr, aber innerlich sind sie voll Eifer und im Zustand der Empörung; und trotz der Verbote, wandern immer noch Viele heimlich aus. Durch diese Auswanderung hat der Handel außerordentlich gelitten. Wäre erstere auf einmal erfolgt, so würde die Abnahme noch bemerkbarer sein. Aber auch so, wo sich die Entvölkerung nach und nach vollzieht und wo Katholiken aus dem Innern Frankreichs an die Stelle der Ausgewanderten einrücken, ist dieser Ersatz doch nur höchst nothdürftig. Denn unsere Stadt hat ihren Haupthandel nach der Fremde; und der Credit, welchen die Ausgewanderten dort hatten, läßt sich nicht ersetzen. Die Auswanderung dieser Leute ist und bleibt ein Unglück für uns, sowohl die, welche bereits stattgehabt hat, als auch die, welche uns noch bevorsteht. Aber ich weiß kein Mittel dagegen und bezweifle, daß es möglich ist, sie zu verhindern."

Ein weiterer actenmäßiger Beleg für den Rückgang der Stadt findet sich in dem Gesuche des Erbbeständers der städtischen Wage, auf welcher alle dort gehandelte Leinwand und Tücher gewogen werden mußten. Der Mann war auf den Bezug der Gebühren fürs Wiegen angewiesen und zahlte dafür ein jährliches Erbpachtsgeld, einen Kanon. Er bittet in einer Eingabe vom Jahre 1689 um Nachlaß von drei Viertel seines Kanon. „Denn," sagt er, „ich habe in dem verflossenen Jahre (1688) nicht den vierten Theil von dem, was mir bisher die Wagegebühren durchschnittlich das Jahr hindurch eintrugen, eingenommen, und das kommt daher, daß so viele Leinwand- und Tuchmachermeister fort sind, und daß die, welche geblieben, nicht mehr ein Viertel so viel weben wie früher; auch sind die Preise gesunken und es wird überhaupt in Metz in diesem Artikel nicht viel mehr gehandelt. Früher war auch viel Zufuhr von außen, allein die geht jetzt nach Lüttich und anderen Orten; denn hier ist kein Markt mehr." Die Verwaltung erkannte seine Beschwerde als wenigstens theilweise begründet an, indem sie ihm ein Achtel des Kanon nachließ.

Das sind doch wohl unverdächtige Zeugen, dieser Wagemeister und die Intendanten und sonstigen Beamten des Königs. Nach ihren Zeugnissen stellt sich denn doch die „Geschichte des Zeitalters Ludwig's XIV." weniger glänzend dar, als sie uns der große Voltaire geschrieben.

Handel und Industrie gingen zurück und der Werth des Grundeigenthums sank um die Hälfte. Viele Häuser standen ganz leer und der König verfügte über dieselben auf dem Wege der „Gnade." Aber die Begnadigten wollten sie nicht einmal geschenkt. Es wuchs nichts mehr an der Stelle, wohin der sterile Absolutismus seinen harten Fuß gesetzt hatte. Die, welche gingen, waren die Besten. Die, welche blieben, waren genöthigt, ihren Glauben abzuschwören und sich äußerlich den Gebräuchen und dem Gottesdienste einer Kirche anzuschließen, welche sie im tiefsten Grunde des Herzens verwünschten. Eine solche Heuchelei macht die Menschen schlecht. Außerdem wandte die Regierung noch eine Reihe besonderer Corruptionsmittel an. Die, welche sich bekehrten, entband sie von der Verpflichtung, ihre Schulden zu bezahlen an die, welche sich nicht bekehrten. Die Besitzungen der Entflohenen wurden denjenigen geschenkt, welche sich „getreulich in die Religion ihres Kö-

nigs und Herrn wieder eingereiht hatten." Dazu kam denn noch das Auseinanderreißen der Familien und namentlich das zwangsweise Erziehen der Kinder in einer Religion, welche von ihnen verlangte, an die Verdammniß ihrer Eltern zu glauben.

Alles das hinderte jedoch den Bischof von Metz nicht, als der verfolgungswüthige König starb, in einem Hirtenbriefe vom 29. November 1715, worin er Gebete für dessen Seelenheil anordnete, weil er die Ketzerei ausgerottet habe, zu sagen: „Er war ein christlicher Heros; jeder seiner Tage strotzte von guten Werken; er hat das Beispiel der größten Milde und einer Sittenreinheit und Tugend ohne Gleichen hinterlassen!" So log doch selbst nicht einmal Voltaire!

Wenden wir uns von den Reformirten, welche in Metz blieben, zu denjenigen, welche auswanderten. Sie ließen sich vorzugsweise in Holland, in Hessen und in der Mark Brandenburg nieder. Namentlich war es Berlin, welches durch diese Einwanderung ein höchst wichtiges Culturelement empfing, das in der Geschichte dieser Stadt und des preußischen Staats überhaupt eine große Rolle spielt. Allein aus Metz ließen sich unmittelbar nach 1687 in Berlin etwa viertausend Réfugiés nieder. Wir finden darunter die Namen: Ancillon, Ferry, Flavigny, Savigny, Humbert, Remi, Etienne, Achard ꝛc. Die Träger dieser Namen sind zugleich die Träger einer Menge nützlicher Kenntnisse und Geschicklichkeiten, eiserner Willenskraft und einer seltenen Geschäftstüchtigkeit, Sparsamkeit und Arbeitslust. Sie verlangen vom Staate nichts als religiöse Freiheit. Alle Lasten, auch die der Armenpflege, bestreiten sie selber, wie sie es von Metz her gewohnt waren. Ihre Hauptgewerbszweige, welche sie von Metz mitbrachten und in Berlin ansiedelten, waren Bijouterie, Gerberei und Messerschmiedkunst, Fabrication von Kerzen, Hüten, Perrücken, Handschuhen, ferner: Zinngießerei, Seifensiederei, Tuchmanufactur, Destillation ꝛc. Auch war es ein Metzer Hugenotte, Namens Hazard, welcher Ende des 17. Jahrhunderts in Berlin das erste moderne Hôtel mit einem feinen Restaurant etablirte, welcher letztere sich namentlich durch gute Confitüren auszeichnete. Bis dahin hatten in Berlin die Apotheker allein das Monopol, dergleichen zu machen. Das Publicum aber verschmähte die Consiserie der Pharmaceuten, weil sie „nach der Apotheke schmeckte." Auch die Gartenkunst des älteren Berlin verdankt ihre Entstehung den Emigranten, welche in den Umgebungen von Metz die Blumen- und Obstzucht zu einer hohen Blüthe gebracht hatten. Beiläufig bemerkt, findet man heute noch um Metz herum sehr feines Obst, namentlich auch Zwerg- und Spalierbäume. Der berühmteste Metzer Gärtner in Berlin war der in der jetzigen Potsdamer Straße wohnhafte David Ruzé. Seine Kunst war so groß, daß man ihn im Verdacht der Zauberei hatte.

Was die in Metz zurückgebliebenen Reformirten anbelangt, so erfreuten sie sich allmälig einiger Ruhe, die sie jedoch theuer erkauft hatten, nämlich durch Heuchelei, indem sie sich äußerlich zu einem Glauben bekannten, den sie im Innern verwarfen. Einige ergaben sich in ihr Schicksal und wurden wirklich aufrichtige Katholiken. Andere aber betrachteten die Unterzeichnung des Abschwörungsactes als eine bloße erzwungene Formalität und beharrten insgeheim bei ihrer reformirten Religion.

Die officiellen Berichte sprechen im Jahre 1699 von 286 Familien, welche, obgleich Convertiten, dennoch „ihre Schuldigkeit nicht thaten." Noch im Jahre 1714 wurde ein Mann Namens Bery aus Courcelles zum Feuertod verurtheilt, weil er überführt sei, aus reformirter Bosheit den Leib des Herrn (die Hostie) zerrissen und mit Füßen getreten zu haben. Es gelang ihm zu entkommen, und so wurde er denn nur in effigie verbrannt. Ein Anderer, um ähnlicher Ursache willen zum Tode verurtheilt, ein armer Kranker aus dem Nikolaus-Hospital, war weniger glücklich. Er wurde am 28. December 1729 aus besonderer Gnade zuerst gehenkt und dann erst verbrannt. Das Einsperren „Hartnäckiger" in die Klöster und die Bestrafung solcher, welche sich in das Ausland begeben wollten und unterwegs ergriffen wurden, dauerte fort bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Wer heirathen wollte, mußte entweder die Abschwörung leisten, oder ins Ausland gehen. Wie die Hochzeit, so hielt man auch die Communion in Deutschland, in Ludweiler, in Zweibrücken, in Saarbrücken u. s. w.

Erst die Revolution von 1789 machte dieser Bedrückung ein Ende. Im Jahre 1790 wagte es der deutsche Pastor Holzach von Ludweiler nach Courcelles herüberzukommen und sich dort als Diener der reformirten Religion niederzulassen. Im Jahre 1802 erhielten die wenigen Reformirten, die es überhaupt im Pays Messin noch gab, die Erlaubniß, sich wieder einen bescheidenen Tempel in Metz zu errichten und einen Pfarrer anzustellen. Ihre Religionsübung rangirt indeß nur unter dem „Privatcultus." Die Gemeinde ist seitdem gewachsen, namentlich auch durch Zuzug aus Deutschland. Die im Jahre 1804 vollendete reformirte Kirche (le temple protestant) steht in der Rue des Trinitaires. Sie ruht (sehr bezeichnend!) mit ihren Fundamenten auf den Trümmern der alten Saalburg der weiland deutschen Könige des ostfränkischen, austrasischen Reiches.

IV.

Der Notar Olry und seine Erzählung.

Hören wir nun die Erzählung des Notars Olry. Jean Olry ist „Einer von der Religion," d. h. Mitglied der protestantisch-reformirten Gemeinde in Metz, Advocat am Königlichen Palamentsgerichtshofe und Königlicher Notar daselbst. Seine Notarsschreibstube hat er — wie dies heute noch Sitte in Frankreich — im Jahre 1654 von seinem Vorgänger Bourgeois, ebenfalls einem Reformirten, gekauft. Er ist verheirathet, Vater von fünf Kindern und beim Beginn der Erzählung schon ein Sechziger. Also, Herr Olry hat das Wort:

„Am 20. October des Jahres 1685 gegen fünf Uhr Nachmittags begab sich der Generalprocurator des Parlaments von Metz in Gemäßheit der Befehle, die er von diesem hohen Gerichtshofe erhalten, nach unserm Tempel, den uns erst vor einigen Jahren der König ausdrücklich gestattet hatte, und verschloß dessen Thüren sowohl, als auch alle Behälter, worin die kirchlichen Gewänder und Geräthschaften aufbewahrt wurden, mit Vorhängeschlössern. Der Sacristan gab davon sofort Nachricht, an die Geistlichen, welche mit den Kirchenältesten und den angesehensten Familienhäuptern bei dem Aeltesten der Diener des Wortes zusammentraten, um dort zu vernehmen, in welchen bedauerlichen Zustand unsere Metzer Kirche plötzlich versetzt war. Es wurde beschlossen, eine Deputation an den König zu schicken, und die dafür gewählten Kirchenältesten reisten am andern Morgen, einem Sonntage, ab, während man die Nacht benutzt hatte, um die Gläubigen zu benachrichtigen und zu bedeuten, daß sie nicht zur Kirche gingen, sondern ein Jeglicher zu Hause zum Herrn beteten, daß es gelingen möge, den Schlag abzuwenden.

„Allein die Deputation hatte keinen wesentlichen Erfolg; und da sich das Gerücht hiervon in der Stadt verbreitete, so gab es Seufzen und Wehklagen auf der einen, Spott und Uebermuth auf der andern Seite; und einige Gläubige, welche die Leiden, so da kommen würden, voraussahen, verwertheten, was zu verwerthen war, um die Stadt zu verlassen und ihr Gewissen in Sicherheit zu bringen an einem Orte, wo die Flamme des wahren Evangeliums noch unbehindert leuchten durfte. Sie schlichen sich aus der Stadt und mietheten Wagen auf den nächsten Dörfern und überließen sich dann der weisen Führung der göttlichen Vorsehung, welche sie zu fremden Fürsten an sichere Orte führte, da sie Unterkunft fanden.

„Am 22. des genannten Monats, Morgens um neun Uhr, wurde in öffentlicher Sitzung des Metzer Parlaments der Cabinetsbefehl des Königs vom 17. October, welcher die Edicte von Nantes und von Nimes widerruft, alle früher der reformirten Kirche bewilligten Rechte zurücknimmt, die Zerstörung aller Tempel und die Unterdrückung der Religion befiehlt, verkündigt und nach Antrag des Generalprocurators registrirt. Dann gab der Gerichtshof den Befehl, unsern Tempel zu zerstören nebst allen Gebäuden, welche dazu gehören; und sofort machte sich ein großer Volkshaufen daran, das gottlose Werk auszuführen. Sie kamen mit Hämmern, mit Hacken, mit Keilhauen, mit Aexten, mit Beilen und andern Instrumenten, rissen das Dach nieder und die Mauern und schlugen Alles in Stücke. Nur die Bänke, Stühle und Damensitze, die trugen sie in die Kirchen unserer Verfolger, um sich von nun an dort derselben zu bedienen. Am Abend desselbigen Tages

war schon keine Spur des Tempels mehr übrig.

„Während einige von uns diesem Schauspiel mit Thränen in den Augen zusahen, packten Andere, was sie Werthvolles hatten, zusammen und machten sich mit ihren Frauen und Kindern unter dem Beistande des heiligen Geistes auf den Weg nach Deutschland, und Gott gab, daß sie das Ziel erreichten und dort ein Asyl fanden, dessen sie sich noch heute erfreuen.

„Aber schon am folgenden Tage hatte man, auf Betreiben des Klerus, überall Wachen ausgestellt, damit unsere armen Brüder nicht mehr fernerhin die Stadt verlassen könnten, und hatte man ringsum auf den Dörfern die Bauern beordert, über Weg und Steg zu wachen, alle Leute, welche versuchen sollten, nach fremden Ländern zu ziehen, festzunehmen und gefänglich nach der Stadt zurückzuführen. Auch kam einige Tage danach ein Befehl des Königs, wenn Jemand ergriffen werde in Ausführung der Absicht, das Königreich zu verlassen, der solle zu den Galeeren verurtheilt, den Frauen und Kindern aber sollte erst das Haupt kahl geschoren und dann sollten sie in ein Kloster gesteckt werden.

„Aber alles das half nichts, sondern verstärkte nur die Absicht, sich der Glaubensverfolgung zu entziehen. Die Verwirklichung derselben ist Einigen gelungen; Andere aber wurden ergriffen und erleiden noch heute die angedrohten Strafen mit der Standhaftigkeit und Festigkeit, welche ihnen der Herr in Gnaden verliehen.

„Während dieser ganzen Schreckenszeit wimmelten die Straßen von Metz von übermüthigen Soldaten, welche sich laut berühmten, es werde nicht lange dauern, dann erhielten sie die Erlaubniß, unsere Häuser zu plündern und uns selbst abzuschlachten, wenn wir nicht römisch-katholisch würden und zur Messe gingen. Dann wurden unsere Prediger aus der Stadt vertrieben. Als die Stunde ihrer Abreise kam, umarmten wir zum letzten Mal die Männer Gottes, sie aber segneten uns und ermahnten uns, daß wir standhaft aushielten im Glauben.

„Unsere übrigen Mitbürger aber, welche uns vormals wohlgeneigt zu sein schienen, beleidigten uns auf das unverschämteste überall, wo sie uns begegneten, sei es auf der Straße oder auf öffentlichen Plätzen und tractirten uns als „verdammte Ketzer," „Sectirer," „Schismatiker," „Calvinisten" und „Rebellen, die dem Könige den Gehorsam weigerten." Wir schwiegen zu Allem und flehten still im Herzen Gott um Beistand an in den Leiden, welche er gut befunden, über uns zu verhängen.

„Auch litt es Gott, daß sich um dieselbe Zeit in der Stadt das Gerücht verbreitete, die von dem reformirten Glauben wollten Feuer anlegen in ihren Häusern und dann sich im Tumulte durchschlagen. Das gab nun groß' Geschrei und Aufruhr bei den Papisten; und die ganze Stadt gerieth darob in Verwirrung. Die ganze Garnison wurde alarmirt und überall lagen Wachen, besonders aber in den Abteien, in den Klöstern und in den Häusern des Klerus. Das veranlaßte den Intendanten des Königs, mehrere Mitglieder unserer Gemeinde zu sich zu entbieten, vor welchen er Beschwerde führte von wegen der Drohung mit dem Feuer und versicherte, der König meine es gut auch mit seinen protestantischen Unterthanen und er schenke ihnen sein ganz besonderes Wohlwollen. Mit solch honigsüßen Worten und andern trügerischen Versprechungen und Schmeichelreden schläferte er unsere armen Brüder ein und hinderte sie, bei Zeiten auf ihre Flucht bedacht zu sein. Sie schenkten leider Gehör diesen gefährlichen Sirenengesängen, welche sie später in ein ganzes Meer von Unglück und Elend stürzten."

Wir müssen hier einen Augenblick die Aufzeichnung des weiland Notars und Advocaten an dem Parlamentsgerichtshofe der Stadt Metz unterbrechen, um Folgendes einzuschalten: Factisch gehörte, wie wir wissen, Metz schon seit 1552 zu Frankreich, rechtlich wurde es ihm aber erst durch den westfälischen Frieden, 1648, zugesprochen. In dem Friedensinstrument war u. A. auch bestimmt, daß, was die Religion anbelange, Alles auf dem Fuße verbleiben solle, auf welchem es sich 1624 befunden. Ohne Zweifel war es diese Vorschrift und die Nähe Deutschlands, welche anfangs ein gewisses Zögern im Vorgehen gegen die Metzer reformirte Gemeinde veranlaßte, das man aber aufgab, sobald es sich zeigte, daß Deutschland nicht die Kraft, ja nicht einmal den Willen hatte, gegen den Vertragsbruch zu reagiren. Die von Olry

oben erwähnte Metzer Deputation, welche im October 1685 in Paris erschien, hat dort allerdings allerlei Vertröstungen erhalten. Man versprach ihr, man werde ihnen keinerlei Gewalt anthun, wenn sie sich strenge an die Schranken des Revocations-Edictes hielten. Louvois schrieb auch in diesem Sinne an Charruel, den Königlichen Intendanten der drei Bisthümer (Metz, Toul und Verdun); und letzterer las den Brief den Häuptern der Reformirten vor. So berichtet Pastor Otto Cuvier; und es ist dies wahrscheinlich dieselbe Unterredung, von welcher Sieur Johann Olry hier spricht. Letzterer also fährt in seinen Denkwürdigkeiten weiter fort wie folgt:

„Gleichwohl faßte um jene Zeit doch eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern der Gemeinde den Entschluß, sich nach der deutschen Seite durchzuschlagen; und ein großer Haufe von Frauen und Jungfrauen, Müttern und Kindern, schloß sich ihnen an. Sie wollten lieber Besitz, Reichthum und Behagen opfern, als länger die geistige Nahrung entbehren, welche man ihnen entzogen hatte; und sie achteten Schimpf und Elend geringer, als daß sie länger in diesem Geistes-Aegypten bleiben sollten, um dessen Fleischtöpfe zu genießen. Sechzig Personen zählend machten sie sich auf den Weg. Sie legten mehrere Stunden glücklich zurück; da entdeckte sie ein Dorfschulze und machte dem Commandanten der Saarprovinz Anzeige. Der Commandant setzte die Garnison in Bewegung und befahl insbesondere seinen Dragonern, sich in Hinterhalt zu legen in einem Holze auf dem Wege nach Kaiserslautern, welches Holz die Flüchtigen nothwendig passiren mußten. Dann ließ er alle seine Offiziere zu Pferde steigen und griff mit diesen die Unsrigen auf der Straße an. Sie vertheidigten sich tapfer; als aber plötzlich die Dragoner mit großem Geräusch aus dem Hinterhalt brachen, da glaubten sie sich verloren. Sie schrien: „Sauve qui peut!“ (dafür giebt es kein deutsches Wort), und der Schreck und das Durcheinander waren groß. Die Einen retteten sich durch die Schnelligkeit ihrer Pferde; die Andern warfen sich in das Gehölz und in die Hohlwege, wurden aber da gefangen und nach Homburg geführt, wo ein Theil von ihnen ihren Leiden unterlag.

„Am ersten Tage des Monats November 1685 ließ mich der Gerichtspräsident Colberg auf ein Uhr Mittags zu sich bestellen, und als ich mich hinbegeben hatte, eröffnete er mir, er habe Befehl von dem Gerichtshof, mir die fernere Ausübung der Verrichtungen meines Amts als Notar zu untersagen, auf so lange, bis der König es anders befinde. Dasselbe Verbot erging an dem nämlichen Tage auch an alle übrigen Procuratoren, Advocaten und Notare, und man hatte wohl gehofft, selbiges werde einige der Beamten bestimmen, zur römischen Kirche überzugehen und die Messe zu besuchen. Allein man sah sich getäuscht. Einige Tage darauf begab sich der Procurator des Königs mit Gerichtsschreibern und Gerichtsboten in unsere Schreibstuben, wo sie alle unsere Register, unsere Concepte und Acten unter Siegel legten, und uns heftig vermahnten, wir möchten uns dem Willen des Königs unterwerfen, der absolut verlange, daß wir römisch-katholisch würden. Allein auch das hatte keinen Erfolg. Man mußte also zu einem andern Gewaltact übergehen, und ließ unsere Schreibstuben öffentlich versteigern zu guten Preisen, die man aber, statt sie an uns auszuliefern, unterschlug.

„Dann aber stellte man an einem jeden Thor der Stadt Wächter auf, mit dem Auftrag, keinen Protestanten hinauszulassen, der nicht einen Passierschein des Platzmajors habe, und man quartierte bei den Mitgliedern unserer Gemeinde Offiziere und Soldaten ein, welche in dem Ruf standen, streitsüchtig und unverschämt zu sein. Auch ich bekam eine Probe davon. Es erschien bei mir mit dem Einquartierungsbillet ein Hauptmann von sehr schlechter Laune, welcher in Gemeinschaft mit seinen Dienern solche Unverschämtheiten beging, daß ich öfters in Versuchung war, mich an ihm zu vergreifen. Einmal gerieth einer dieser Leute in eine solche Wuth, daß er meine Tochter erfaßte und mit aller Gewalt versuchte, sie in den Ziehbrunnen im Hofe zu stürzen, was ihm auch gelungen wäre, wenn meine Frau sie ihm nicht wieder entrissen hätte. Wenn ich mich mit Beschwerden an ihre Vorgesetzten wandte, so erwiederte man mir einfach: ich besitze ja ein Mittel gegen alle diese Leiden, nämlich, daß ich katholisch würde,

wie der König es wünsche. Alle diese Tage hindurch strotzten sämmtliche Straßenecken von Placaten und Bekanntmachungen, die unter dem Schall von Trommeln und Trompeten angeheftet wurden und Drohungen gegen uns enthielten, oder uns die früher bewilligten Privilegien und Freiheiten entzogen. Damit aber nicht genug, erließ man eine Bekanntmachung, welche verfügte: „„In Erwägung, daß die in Ketzerei verfallenen Eltern nur einen schlechten Gebrauch machen können von der Gewalt, welche ihnen über ihre Kinder zusteht, befiehlt der König, daß deren Kinder im Alter von fünf bis sechzehn Jahren auf Kosten der Eltern katholischen Anstalten zur Erziehung anvertraut werden, und macht die Väter und die Mütter verantwortlich für etwaige Flucht ihrer Kinder."" Alle diejenigen, welche, wenn ein Priester mit einem klingelnden Meßknaben über die Straße ging, nicht das Knie beugten, oder nicht Zeit hatten, sich zu entfernen, warf man in die Gefängnisse. Und in diesen Gefängnissen erschienen der Procurator des Königs und andere vornehme Personen, um die Gefangenen in Versuchung zu führen, sei es durch Schmeichelei, sei es durch Drohungen. Wenn das aber nichts half, so begaben sie sich zu den Frauen der Verhafteten und versicherten ihnen, ihre Männer würden nie wieder aus der Gefangenschaft entlassen werden, wenn sie nicht den reformirten Glauben abschwören wollten. In der Hoffnung, daß diese Drohungen die armen Frauen einschüchtern würden, erlaubte man ihnen, ihre Männer in den Gefängnissen zu besuchen, während man ihnen früher diese Befugniß verweigert hatte, so sehr sie auch darum baten. Was mich anlangt, so wurde ich damals noch nicht in das Gefängniß geworfen, vielmehr war es mir vorbehalten, erst später die Verfolgung zu erleiden. Sie begann damit, daß man mich anklagte, ich halte religiöse Conventikel bei mir und gehe in der Stadt von Haus zu Haus, um meine Glaubensgenossen zur Standhaftigkeit zu ermahnen und sie abzuhalten, pflichtschuldigst den Willen des Königs zu thun. Ich erfuhr dies durch einige katholische Freunde, welche mich warnten, ich möge mich gegenüber solchen Verdächtigungen in Acht nehmen. Unter diesen Umständen hielt ich Berathungen mit meiner Frau und meiner ältern Tochter; und wir gelangten zu dem Ergebniß: es sei Zeit, an unsern Rückzug zu denken, und dadurch den Leiden aus dem Wege zu gehen, welche uns drohten. Von diesem Augenblick an waren wir bemüht, die Mittel zusammenzubringen, um die Reise und den ersten Aufenthalt in der Fremde zu bestreiten. Wir begannen damit, alles entbehrliche Mobiliar zu veräußern, und erlitten dabei große Verluste; denn man hatte verboten, von den Mitgliedern unserer Gemeinde etwas zu kaufen, und so erhielten wir kaum ein Viertel von dem, was die Sachen werth waren. Und wenn wir überlegten, wieviel erforderlich sei, um uns an einen sichern Ort zu bringen, wo unser Gewissen nicht mehr beunruhigt werde, so verzweifelten wir beinahe daran, unsere Entschließung ausführen zu können. Der Kummer hierüber war so groß, daß ich in ein heftiges Fieber verfiel, welches beinahe einen Monat dauerte und meiner Familie viele Sorgen machte. Unterdessen passirten die schrecklichsten Dinge. Ein Schuster, Namens Robin, protestantischer Bürger von Metz, war heftig erkrankt. Der katholische Geistliche des betreffenden Stadtviertels besuchte ihn und drang auf ihn ein, er möge seinen Glauben abschwören. Allein der treue Mann leistete einen solchen energischen Widerstand, daß ihn der Geistliche verließ mit dem Vorbehalt, ein ander Mal wiederzukommen, wo er ihn vielleicht kränker und in Folge dessen willfähriger finden würde. Aber Gott, der seinen Knecht treu erfunden hatte, ließ nicht zu, daß er zum zweiten Mal in Versuchung geführt werde, sondern gab ihm schon desselbigen Abends die ewige Ruhe. Als nun der Geistliche am andern Tage wiederkam, war er erstaunt, dies zu erfahren; und aus Verdruß veranlaßte er einen Proceß gegen den Körper des Verstorbenen, welchen man förmlich verurtheilte, in Begleitung des Henkers durch die Straßen geschleift zu werden. Dies geschah denn auch, und zum Schluß warf man die Leiche auf den Schindanger, wo sie vollständig nackt unter dem Aas der Thiere lag. Dieser Schandthat folgte eine zweite, welche verübt wurde an einem Manne von hervorragender Stellung und großen Verdiensten, der ein Leben ohne Makel und

voll Mildthätigkeit hinter sich hatte. Es war einer der ältesten Räthe des Parlaments von Metz, ein Mann von achtzig Jahren, welchen der Kummer über die Leiden, die Gott gegen uns zuließ, auf das Krankenlager warf. Er hatte in die Hände des Erzbischofs eine Abschwörungsurkunde hinterlegt; allein auf seinem Todtenbette widerrief er dieselbe, und es erging nunmehr gegen seinen Leichnam dieselbe Procedur wie gegen den des Schusters Robin. Auch dieser edle Leib wurde in Folge dessen verurtheilt, in nacktem Zustand auf einer Schleife durch die ganze Stadt gefahren zu werden, neben sich einen kleinen Sack, welcher die Eingeweide enthielt. Schließlich fand diese Leiche ihren Platz ebenfalls auf dem Schindanger neben der jenes armen Schusters, von dem ich bereits gesprochen. Selbst die katholische Bevölkerung schauderte vor Entsetzen über die schreckliche Art, deren man sich bediente, um die Andersgläubigen zu ihrer Religion zu bekehren. Damit aber nicht genug, verübte man dieselben Gräuel auch an einer Frau, Namens Susanne Gentilhomme, eheliches Weib des Sieur Jean Baudesson, Kaufmanns und Bürgers der Stadt Metz. Im Alter von bereits fünfundsechzig Jahren wurde diese Frau, die ein musterhaftes und frommes Leben geführt, von einer schweren Krankheit befallen. Sie versammelte ihre Kinder um ihr Bett und ermahnte sie, dem Herrn treu zu dienen und den Versuchungen standhaften Widerstand zu leisten, welche Gott zulasse, um die Seinigen zu prüfen. Während dieser Vermahnungen erschien bei ihr der katholische Geistliche des Stadtviertels und redete ihr zu, als gute Katholikin zu sterben und von den Segnungen der Kirche Gebrauch zu machen. Sie erwiederte ihm darauf mit großer Gelassenheit, sie sei im Begriff, zu Gott zu gehen, und ihre Absicht und ihr letzter Wille sei dahin gerichtet, zu sterben in dem Glauben, in welchem sie geboren und getauft sei, und den sie bekennen werde bis zum letzten Seufzer ihres Lebens. Vergeblich stellte ihr der Geistliche die Nachtheile vor, welche ihrem Vermögen, und die Beschimpfung, welche ihrer Leiche drohe. Sie drückte ihm ihren Widerwillen so deutlich aus, daß er genöthigt war, sich zurückzuziehen; worauf sie ruhig verstarb. Als nun der Geistliche von diesem Vorfall den Gerichten Anzeige gemacht hatte, wurde ihr Leichnam in das Gefängniß transportirt, und dort, nur mit einem Hemd bekleidet, auf einer Schleife ausgestellt; dann aber in diesem Zustande auf den Schindanger gefahren, wo bereits zwei ihrer Glaubensbrüder lagen. Es war ein schreckliches Schauspiel, wie der Leichnam der Frau mit bloßem Haupt durch die Straßen geschleift wurde, und ihre schneeweißen Haare von dem Schmutz des Straßenpflasters befleckt wurden. Diesen Zug begleitete eine große Menge Volks, die Einen weinend und klagend, die Anderen diesen schrecklichen Act mit Verwünschungen gegen dessen Urheber begleitend; und man hörte in allen Straßen, durch welche die Leiche geschleppt wurde, ein dumpfes Murren, das Schlimmes versprach. In Folge dessen stand man ab von ferneren Scheußlichkeiten dieser Art. Unsere Gemeinde holte die drei Leichen heimlich von dem Schindanger weg und begrub sie in einem benachbarten Garten, wo sie ruhen so lange, bis sie die Posaune des jüngsten Gerichts auferweckt, auf daß sie ihre hochmüthigen Feinde verklagen vor dem Richterstuhl des obersten Richters."

Diese Vorgänge, welche Sieur Jean Olry erzählt, sind so entsetzlich, daß man versucht sein könnte, Uebertreibungen darin zu erblicken. Dies würde jedoch ein Irrthum sein. Eine Declaration des Königs Ludwig XIV., datirt vom 29. April und zu den Acten des Parlaments von Metz registrirt am 25. Juni, befiehlt, daß, wenn Reformirte während ihrer Krankheit sich weigern, die katholischen Sterbesacramente zu nehmen, sie verurtheilt werden sollen, wie folgt: Im Falle der Wiedergenesung die Männer zu ewiger Galeerenstrafe, die Weiber zur Einsperrung im Kloster und Beide zur Confiscation ihres Vermögens; im Falle des Todes solle dem Leichnam der Proceß gemacht und derselbe verurtheilt werden, auf einer Schleife durch die ganze Stadt geschleppt und auf den Schindanger zu dem Aas geworfen zu werden.

(Schluß folgt.)



Das Meer- und Fluß-Eis.

Von

Dr. Berger.

I.

Das Meer-Eis.

Grönland, d. h. grünes Land, bei seiner Entdeckung mit diesem Namen belegt, war dereinst ein blühendes Land. Die Südostgrönländische Colonie, von Norwegen und Dänemark her gegründet, bestand im Jahre 1406 n. Chr. aus 190 Dörfern; und der kräftige Menschenschlag, welcher sie bewohnte, führte einen lebhaften Handel mit dem Mutterlande. Im Jahre 1408 wollte der neugewählte Bischof Andreas von diesem aus seinen Stuhl in Besitz nehmen. Aber er fand das üppige Land weit und breit von Eismassen eingeschlossen und konnte nicht landen. Seitdem war die Colonie abgeschlossen von allem Verkehr; und die Existenz des alten Grönland wurde allmälig in das Reich der Fabeln verwiesen. So vergingen vier Jahrhunderte. Im Jahr 1816 jedoch bemerkten Walfischfänger, daß ein großer Theil der Eisfläche verschwunden war. Sie schifften weiter westwärts und fanden das alte Grönland. Ein ungewöhnlicher Eisgang scheint sich sehr weit nach Norden erstreckt und ungeheure Eismassen nach Süden geführt zu haben. Denn im Herbst desselben Jahres begegneten Schiffer in der Nähe des nördlichen Wendekreises großen Eisinseln, welche von der Strömung dorthin geführt worden und welche trotz des weiten Weges durch warme Gegenden noch nicht geschmolzen waren. Im Jahre 1822 fand Scoresby die Küsten wieder ganz eisfrei und sah menschenleere Wohnungen mit Jagd- und Hausgeräth als Zeichen dahingeschwundener Herrlichkeit.

Die westgrönländische Colonie war ebenfalls blühend. Die Einwohner der südlichen Fjorden waren reich an Rindern und Schafen. Sie gingen zu Grunde, nachdem der Verkehr mit dem Mutterlande abgeschnitten war. Ihre Wohnungen standen leer. Unter den später eingewanderten Eskimos hat sich die Sage erhalten, man habe früher von dem Icefjord nach Osten schiffen können.

Ein plötzlich und unerwartet eingetretenes Ereigniß hat hier ein üppiges Land für Jahrhunderte der Verödung preisgegeben und einen kräftigen, thätigen Menschenstamm vernichtet.

Im Jahre 829 bedurfte es eines ungewöhnlich harten Winters, damit der Nil zufror; und als dieser Winter vorüber war, waren auch seine Wirkungen spurlos verschwunden. Höchstens machte sich der Verlust einiger Pflanzen fühlbar. Aehnlich war es, als im Jahre 399 v. Chr. die

Tiber, 1709 n. Chr. das Adriatische Meer bei Venedig, das Mittelländische bei Genua, Marseille und Cette zufror, als ferner im Winter 1657 auf 58 der Belt von einer so festen Eisdecke überzogen war, daß die schwedische Armee mit Artillerie und Bagage darübermarschieren konnte: große, lang anhaltende Kälte, geringe, kurze Nachwirkung! Was mag wohl nun die unmittelbare Ursache des so plötzlich eingetretenen, so lange anhaltenden traurigen Schicksals der südgrönländischen Colonien gewesen sein, denen so mancher frühere kalte Winter nicht geschadet hatte? Vielleicht war es nur der Ruderschlag eines friedlich und harmlos dahineilenden Schiffers.

Das Schicksal wissenschaftlicher Wahrheiten ist oft eigenthümlich. Wie schwer hält es ihnen oft heute noch, in das Volk überzugehen und sein Gemeingut zu werden, wenn sie nicht unmittelbar in sein Interesse eingreifen oder wenn sie gar seinen Gewohnheiten und Neigungen entgegentreten! Aber soll man sich darüber wundern? Sind sie doch umgekehrt oft ebenso lange und länger dem gemeinen Manne bekannt, ehe sie Gemeingut der Wissenschaft werden! Wie lange war beispielsweise das Dove'sche Drehungsgesetz den englischen Schiffern in einem Sprichwort geläufig, ehe es von der Wissenschaft erfaßt und zur Grundlage der Meteorologie gemacht wurde! Ebenso verhält es sich mit dem Gegenstande, welchen wir zu besprechen gedenken. Lange schon haben Schiffer und Fischer Wahrnehmungen über das Gefrieren des Meerwassers gemacht, welche der Beachtung der Wissenschaft würdig gewesen wären; und doch sind sie erst in der neuesten Zeit in ihr Bereich gezogen worden.

Ein Fischer von Aland war in das vollkommen eisfreie Meer hinausgefahren. Als er wieder zurückfahren wollte, blieb sein Boot in einer breiartigen Eismasse stecken, die so dicht war, daß er, obgleich nur noch etwa 1000 Fuß vom Lande entfernt, so lange in derselben bleiben mußte, bis er endlich auf dem festgefrorenen Eise das Ufer zu Fuß erreichen konnte.

Ein Prediger von dort erzählte, daß er einst, als das Meer ganz frei von Eis war, über eine gewisse Stelle segeln wollte, aber schnell wieder umkehren mußte, da plötzlich eine solche Menge Eisbrei emporzusteigen begann, daß sein Boot nur mit Mühe die Küste zu erreichen vermochte. Er behauptete, daß fast jede Eisdecke, auf welcher man nach kurzer Zeit mit Pferden passiren kann, durch in der Tiefe entstehendes Eis gebildet ist, welches in breiartiger Masse emporsteigt.

Man hat solchen Eisbrei schon bei mildem Wetter, wo die Lufttemperatur über dem Gefrierpunkte lag, emporsteigen sehen. Nach der Aussage mancher Fischer soll die Eisbildung bisweilen in bedeutenden Tiefen ihren Anfang nehmen. So hat man Eisstücke aus der Tiefe von 120 bis 180 Fuß kommen sehen, die von Seetang und andern Spuren des Meergrundes gekennzeichnet waren; und Netze, die 120 Fuß tief lagen, wurden von dem Eisbrei bis an die Oberfläche emporgehoben. Gewöhnlich aber kommt es aus der Tiefe von fünf bis zehn, seltener schon aus der von 40 bis 70 Fuß. Nicht selten bringt es neben Meerpflanzen und Theilen des Meergrundes auch todte Fische mit empor.

Dieses Eis besteht gewöhnlich aus dünnen Plättchen von mehreren Linien bis zu mehreren Zollen, ja bis zu mehreren Fußen Durchmesser. Oefter auch erscheint es in Form von Sandkörnern. Die Plättchen und Fladen steigen mit ihren scharfen Kanten rasch empor bis über die Oberfläche des Wassers, fallen dann um und gefrieren in der Regel zusammen. Dieses Emporsteigen geschieht so rasch, daß man es mit einem Schneefall verglichen hat und daß in Verlauf von einer Stunde das Meer oft bis sechs und mehr Fuß tief mit Eis bedeckt ist.

Die emporgestiegenen und rasch zusammengefrorenen Eismassen bilden eine feste Decke. Durch den Sturm werden die Fladen oft so übereinander getrieben, daß sie häuserhohe Klumpen bilden.

Diese Art der Eisbildung scheint nach den Erkundigungen, welche Edlund aus den verschiedensten Theilen der Nord- und Ostsee eingezogen hat, auf offenem Meere die gewöhnliche zu sein, und zwar um so gewöhnlicher, je salzhaltiger das Wasser ist. Die Bildung von der Oberfläche aus, wie wir sie zu sehen gewohnt sind und wie sie auch dort in der Nähe des Landes vorkommt, tritt, soweit man bis jetzt beobachtet, auf offenem Meere mehr ausnahmsweise, etwa nach Schneefällen auf. Doch werden

wir später noch auf eine andere höchst wahrscheinliche Bildungsweise zurückkommen.

Die Beschreibungen, welche die Reisenden von ähnlichen Eisformen liefern, die sich in den Polarmeeren bilden, deuten darauf hin, daß sie sich auf dieselbe Weise bilden, wie es oben von der Nord- und Ostsee nachgewiesen wurde, oder aber auf die Art, wie wir sie in dem folgenden Kapitel schildern werden. Das Eis bildet nach diesen Beschreibungen eine Art Schlamm, der die Oberfläche beruhigt, ähnlich wie Oel. Dieser Schlamm vereinigt sich zu Schollen von größerem, oft mehrere Klafter langem Umfang und beträchtlicher Dicke. Durch den Wellenschlag reiben sich dieselben an einander, runden sich ab und erhalten einen aufstehenden scharfen Rand. Die Matrosen haben dieser Form den Namen „Pfannkuchen“ gegeben. Solche Massen kommen häufig als „Treibeis“ nach südlichen Breiten. Wenn sehr viele solcher Stücke mit einander fließen, erhalten sie auch den Namen „Packeis.“ — Merkwürdig ist übrigens, daß die Nordpolfahrer so wenig über die inneren Vorgänge bei der Bildung des Eises überhaupt und insbesondere über das Ueberkalten berichten, welches letztere von Edlund in so zahlreichen Beispielen nachgewiesen wurde.

Man nennt solches Eis, welches sich nicht unmittelbar auf der Oberfläche in einer ausgedehnten gleichförmigen Scheibe anlegt, sondern aus der Tiefe des Wassers emporsteigt, G r u n d e i s. Wir haben in demselben eine Erscheinung, welche dem, was wir bis jetzt über die Vorgänge in Seen und Teichen kennen, geradezu widerspricht.

Der Grund dieses Widerspruchs liegt darin, daß sich das salzhaltige Meerwasser in mancher Beziehung ganz anders verhält als das Süßwasser. Man hat Meerwasser aus verschiedenen Gegenden untersucht und gefunden, daß sein Gefrierpunkt immer, sogar bis mehr als 2 Grad unter 0 Grad liegt, daß es also viel weniger leicht gefriert als das Süßwasser. Man hat ferner gefunden, daß dieses Wasser viel leichter überkaltet als das Süßwasser. Während es immer besonderer Vorsichtsmaßregeln bedarf, um letzteres zum Ueberkalten zu bringen, und dieser Vorgang immer eine Ausnahme ist, ist es bei dem Salzwasser ein ganz gewöhnlicher, — auch bei heftiger Bewegung gewöhnlich — wenn nur die Lage der Theile gegen einander nicht geändert oder vielmehr, nach der von uns früher entwickelten Ansicht, keine ungleichmäßige Wärmeabgabe bewirkt wird. So mag also ein Sturm, der Wellen aufwirft, dem Ueberkalten im Meere keinen Eintrag thun, während man das in einem Flusse ruhig dahinfließende Wasser noch nie überkalten sah. Aber es gefriert ebenso leicht wie Süßwasser, wenn es mit einem Eiskrystall in Berührung kommt oder wenn die eben erwähnten, noch nicht genau erforschten Umstände eintreten, wie dies z. B. durch einen Ruderschlag, durch die Kiemenbewegung der Fische, die Brandung u. s. w. geschehen kann.

Es ist außerdem leicht ersichtlich, daß auf offenem Meere solche Veranlassungen seltener vorkommen, namentlich wenn man bedenkt, daß die Fische dieses überkalte Wasser fliehen sollen.

Ein weiterer sehr bemerkenswerther Unterschied zwischen dem Süß- und Meerwasser besteht darin, daß letzteres das Maximum seiner Dichtigkeit nicht bei + 4 Grad hat wie jenes, sondern daß dieses Dichtigkeitsmaximum u n t e r dem Gefrierpunkt liegt. So hat z. B. Marcet ein Meerwasser untersucht, dessen Gefrierpunkt bei — 2,2 Grad, dessen größte Dichtigkeit aber bei — 5,5 Grad lag.

Wenn daher Seewasser von oben erkaltet, so werden die kälteren Molecüle fortwährend hinabsinken, die wärmeren dafür aufsteigen, auch dann noch, wenn die Abkühlung unter den Gefrierpunkt hinabgegangen ist. Das überkalte Wasser wird sich also in der Tiefe anlegen, während das wärmere darüber zu stehen kommt.

Es kann jetzt milde Witterung kommen und die Oberfläche sich wieder erwärmen, während die Tiefe immer auf ihrer überkalten Temperatur verharrt. Wird nun durch irgend eine Veranlassung — durch einen kräftigen Ruderschlag, durch einen Haufen in das überkalte Wasser sich verirrender Fische, durch heftige Sturmwirbel — auch nur ein einziges Eiskrystallchen gebildet, so gefriert plötzlich die ganze überkalte Wassermasse, so weit sie auch ausgedehnt sein mag, das gebildete Eis steigt vermöge seiner specifischen Leichtigkeit rasch zur Oberfläche empor und nimmt Alles mit, was mit ihm in engere Berührung kommt: Theile des Bodens oder der Pflanzen, an

denen es angefror, Fische, denen das Wasser in Mund und Kiemen erstarrte, welche dann an der Oberfläche ersticken, wenn dies durch das Eis noch nicht bewerkstelligt wurde. Daß durch so mächtige Eismassen kleinere Fahrzeuge an der Weiterbewegung vollständig behindert werden, ist selbstverständlich.

Wenn das überkalte Wasser bis zur Oberfläche reicht, so kann ein einziger vom Himmel herabfallender Schneekrystall die Katastrophe einleiten; und in kurzer Zeit kann, wenn die niedrige Temperatur von oben weiter einwirkt, die ganze Oberfläche bis zu bedeutender Tiefe festgefroren sein, so daß Heere und Kriegsmaterial darüber hingeführt werden können.

Hat sich nun im hohen Norden auf diese Weise eine so mächtige Eisschicht gebildet, daß die folgenden kurzen Sommer sie nicht wieder aufzulösen vermögen — was schon leicht möglich — so kann ein an und für sich geringfügiger Vorgang über das Schicksal eines Landes auf Jahrhunderte entscheiden.

Wenn während der Abkühlung Schnee fällt oder starke wirbelnde Winde wehen — oder wenn schon Eisstücke vorhanden sind, so wird ein Ueberkalten nicht möglich sein; das Wasser wird alsbald von der Oberfläche aus gefrieren und eine zusammenhängende Eismasse bilden, welche dem darunter befindlichen Wasser Schutz gegen das weitere Vordringen der Kälte gewährt.

Ebenso wird in der Nähe des schon gebildeten Eises, oder des Landes, wo das Wasser in der Regel weniger salzhaltig ist, wo die Flüsse immer neues Süßwasser einführen, wo das Meer in ungleichmäßigere Bewegung versetzt wird und sich das Wasser an den die Wärme besser leitenden Boden anlegt, das Ueberkalten nicht leicht möglich sein und das Gefrieren von der Oberfläche aus eingeleitet werden.

Auf diese letztere Art mögen vorzugsweise die mächtigen Eisfelder in den Polarmeeren, z. B. an den Küsten von Norwegen und Spitzbergen, entstehen; sie haben oft eine Oberfläche von 300 bis 400 Quadratmeilen, ragen vier bis fünf Fuß über die Oberfläche des Wassers empor und haben eine Dicke von 20 bis 25 Fuß. Die erst neuerdings zurückgekehrte „Germania" der zweiten deutschen Nordpolexpedition fand die Ostseite der Shannoninsel bis auf vier Seemeilen von solchem Landeis umsäumt; und dieses ragte sogar bis 40 Fuß über die Oberfläche des Meeres empor, bis zu welcher Höhe es jedenfalls durch die gewaltige Macht des auf dem offenen Meere daherschwimmenden Treibeises emporgedrängt wurde.

Oft befinden sich auf demselben bedeutende Erhöhungen, entstanden durch übereinander geschobene Eisstücke oder durch von dem Sturm zusammengewehten Schnee. Die Nordpolexpedition bemerkte von einem 1500 Fuß hohen Berge unter 77,1 Grad nördl. Breite und 18 Grad 50 Minuten westl. Länge ganz gewaltige solcher Höcker auf dem unübersehbaren, nach Norden hingedehnten Eisfelde.

Von diesen Eisfeldern werden sich zum Theil die großen Treibeistafeln ablösen, welche durch die Strömung häufig nach Süden getrieben werden und dort während der wärmeren Jahreszeit allmälig zusammenschmelzen. Das holländische Schiff „Wilhelmina" war im Jahre 1777 mit neun anderen Schiffen von solchem Treibeis, das zwischen Grönland und Island sich bewegte, 108 Tage lang eingeschlossen und legte während dieser Zeit mit demselben 1300 Seemeilen zurück.

Ehe sie aber in die wärmeren Gegenden kommen, vergrößern sich diese Tafeln häufig zu außerordentlichem Umfang. Diese Vergrößerung kann hauptsächlich auf zweierlei Weise stattfinden, entweder dadurch, daß Schnee und Regen auffallen und festgefrieren, oder aber dadurch, daß sie auf überkaltes Wasser stoßen und dieses nun rasch von unten und an den Seiten angefriert. Nur so kann man sich die mächtige Zunahme ihrer Dicke erklären.

Wenn solche gewaltige Eismassen aufeinander stoßen, so entsteht ein mächtiges Getöse, die kleineren Stücke werden zermalmt; Schiffe, welche diesem Zusammenstoß ausgesetzt sind, sind rettungslos verloren.

Weit großartiger und schreckenerregender als dieses Treibeis sind die Eisberge, welche häufig im Grönländischen Meere, besonders groß in der Baffinsbai vorkommen. Ihre Gesammthöhe unter und über der Wasseroberfläche beträgt 300 bis 600, ja 1000 Fuß. In der Davisstraße hat Scoresby Eisberge gesehen von 12,000

Fuß Länge und 4000 Fuß Breite, deren Gewicht auf 40,000 Centner geschätzt wurde. Hörner ragten an denselben empor von 100 Fuß Höhe. Roß zählte in der Baffinsbai 700 solcher Berge. Rink fand nicht selten Eisberge von 800 Millionen Kubikfuß im Meere an den Küsten von Grönland. Im Sibirischen Meere schwimmen die sogenannten Torossen, Eisberge, die bis 80 Fuß über die Oberfläche des Wassers emporragen und etwa eine fünfmal so große Höhe unter dem Wasser bergen.

Diese kolossalen Eismassen sollen sich dadurch anhäufen, daß Trümmer von Eisfeldern sich bei dem Wellenschlag übereinander schieben, während mächtige Schneefälle, theilweise geschmolzen und wieder gefroren, zwischen den einzelnen Schichten lagern, und überkaltes Wasser angefriert.

Die Eisberge im Grönländischen Meere mögen ihren Ursprung auf die zahlreichen und mächtigen Gletscher zurückführen, deren unsere Nordpolexpedition einzelne von drei, sieben, ja zehn Quadratmeilen Flächenraum im Innern Nordgrönlands angetroffen hat, und welche kolossale Eisblöcke auf den abschüssigen Ufern der westgrönländischen Buchten in das Meer hinabschieben. Solche Eisblöcke führen dann Theile des Gletscherbodens und der Wände, welche sie abgeschliffen haben, Felsstücke, welche auf sie herabgefallen sind, u. s. w. mit sich.

Nach übereinstimmenden Schilderungen ist die Farbenpracht dieser Berge außerordentlich. Die festen und in der mannigfaltigsten Weise übereinander gelagerten Eismassen schillern in allen Regenbogenfarben, während die zwischenliegenden lockeren Gebilde sich wie glänzende Silberstreifen darauf abzeichnen und einen lebhaften Contrast mit den hier und da eingeschlossenen dunkleren Fels- und Bodenstücken bilden. Der Eindruck, welchen diese Farbenpracht ausübt, wird noch erhöht durch die wundersamen Gestalten, die sich dem erstaunten Blicke darbieten: Hörner und Zacken, Ueberhänge und Vorsprünge, Schluchten und Höhlen wechseln im buntesten Gewirre mit einander ab und geben Zeugniß von der Entstehung dieser riesigen Massen. Im Sommer sammelt sich das Schmelzwasser in mächtigen Strömen, welche in das Meer herabstürzen. In den Löchern sammelt sich dieses Süßwasser oft an und wird von den Seefahrern zum Trinken gebraucht.

Diese Massen hängen so lose zusammen, daß sie oft durch einen einzigen Axthieb in Stücke zerlegt werden können, welche mit unbeschreiblichem Krachen und Getöse in das Meer hineinstürzen und dasselbe weithin in mächtige Bewegung versetzen.

In der Umgebung einer solchen Masse hat Couthouy bei sonst ruhigem und heiterem Wetter heftige Winde bemerkt, so daß man sich denselben nicht nähern konnte. Dabei war der Berg in einer fortwährenden langsamen Drehung um eine Verticalachse begriffen. Ein anderer von ihm im großen Ocean beobachteter Eisberg, dessen Höhe mindestens 280 Fuß, dessen größter Durchmesser zwei Drittel englische Meilen betrug und an dem sich die Wogen mit großer Heftigkeit brachen, drehte sich so schnell um seine Achse, daß sein Aussehen wechselte wie die Bilder in einem Kaleidoskop.

Interessant sind die Schilderungen von solchen Eisbergen, welche auf den seichten Meeresgrund gerathen sind. Couthouy fuhr im August 1827 an einem bei 80 bis 90 Faden Meerestiefe gestrandeten Berge vorüber. Derselbe oscillirte oder drehte sich halb um sich selbst mit einem hart reibenden Geräusch und zuweilen mit so lautem Krachen, daß man es auf zehn und zwölf engl. Meilen Entfernung hörte. Eine Viertelmeile im Umkreis war die See getrübt. Plötzlich stürzte er auf die Seite mit wahrhaft fürchterlichem Krachen und mitten in einen Wirbel von Schaum.

Erfüllt uns die Großartigkeit all dieser Erscheinungen schon mit Staunen und Bewunderung, so werden wir noch mehr überrascht, wenn wir einen Blick auf die Rolle werfen, welche sie im großen Haushalt der Natur spielen. Können sie doch zunächst einen wesentlichen Einfluß auf das Klima ganzer Länderstriche ausüben. Auf ihrem Wege nach Süden werden sie besonders gegen die Ostküste von Amerika hingetrieben, wo sie oft bis zum 40. und 36. Breitengrad gelangen und den Neufoundländern Eisbären und Walrosse zuführen, auf welche in den Breiten des mittleren Deutschland Jagd gemacht wird. Die Luft streicht über diese Massen hin und giebt an sie ihre Wärme ab, um sie aufzuthauen. Dieser Wärmeverlust macht sich nun auf dem Con-

tinente in empfindlicher Weise fühlbar, und die Ostküste Amerika's hat ihre niedrige Temperatur zum Theil diesem Umstande zu danken. Wenn zur Zeit, wo ein solcher Besuch stattfindet, Westwinde wehen, welche uns die kalte Luft zuführen, so haben wir Veranlassung, mitten im Sommer uns nach warmen Kleidern umzusehen, wie dies z. B. im Juni 1862 und auch wohl in diesem Jahr der Fall war. Häufig aber gerathen diese Eiskolosse in den warmen Golfstrom und schmelzen dann mit rasender Schnelligkeit zusammen. Eben dieser Golfstrom, welcher Nordeuropa mit einem warmen Gürtel umgiebt, bewahrt uns in der Regel vor der Annäherung dieser Massen an unsern Continent.

Je näher solche Eismassen an das Land heranrücken, desto empfindlicher ist natürlich ihre Wirkung. „Man bemerkt," sagt Lyell, „alle vier bis fünf Jahre ungeheure Eisfelder, welche von Grönland her an die Westküste von Island sich anlegen. So wie die unglücklichen Bewohner dieser traurigen Küste sie ankommen sehen, geben sie ihre Ernte verloren; denn sie wissen, daß diese den Nebeln nicht widerstehen kann, welche die Eisfelder stets begleiten."

Fällt auf diese Weise ein guter Theil des Lebensunterhaltes der gegenwärtigen Generation dem arktischen Eis als Opfer anheim, so verdankt andrerseits ein großer Theil dieser Generation demselben seine Wohnstätten, und das vermöge einer anscheinend wenig bedeutenden Eigenschaft desselben. Felsstücke und Theile des Gletscherbodens, welche die Eisblöcke mit sich führen, lassen dieselben beim Schmelzen fallen, der Meeresboden wird ganz allmälig an jenen Stellen erhöht. Nach Tausenden, nach Millionen von Jahren kommt diese Thätigkeit zum Abschluß. Wir werden die Resultate derselben muthmaßlich zu übersehen nur dadurch in den Stand gesetzt, daß wir ähnliche Vorgänge aus früheren Zeiten, die jetzt schon zum Abschluß gekommen sind, in Betracht ziehen.

Das ganze nordeuropäische Tiefland von den Quellen der Dwina bis an den Kanal von Calais, ebenso Canada und die nördlichen Theile von Nordamerika waren bekanntlich ehedem vom Meere bedeckt. Das heutige Skandinavien war zu der Zeit von riesigen Gletschern bedeckt, deren Spuren sich an den glatt geschliffenen und eigenthümlich gereiften Felsen noch deutlich erkennen lassen. Diese Gletscher schoben sich in das Meer hinab und wurden von diesem nach jenem Tiefland hingetragen; dort schmolzen sie und ließen die mitgeführten Erd- und Felsmassen fallen. Die zahllosen Granitblöcke, welche in den nordeuropäischen Tiefebenen als sogenannte erratische Blöcke zerstreut umherliegen, hat man mit aller Bestimmtheit als Kinder Skandinaviens nachgewiesen, die früheren Bildungsperioden des Tieflandes enthalten gar keine derartigen Gesteine und die Granitblöcke der letzten Periode reichen nur etwa so weit, als das Meer reichte. Gewisse Flechten und Moose wuchern auf ihnen fort, welche außerdem nur an bestimmten Orten Skandinaviens vorkommen und von den Gletschern mitgebracht wurden. Selbst ein schwedischer Strauch, Cornus suedica, ist auf diese Weise an den nordeuropäischen Küsten eingebürgert worden; kurz: das Mineral- und das Pflanzenreich geben in stummer, aber überzeugender Sprache die Geschichte einer langen und lang entschwundenen Zeitperiode, und sie können uns all die Kämpfe und gewaltigen Ereignisse vergegenwärtigen, welche die Uebergangsbrücke von der Erstarrung zum Leben bildete und über welchen jetzt die Ruhe der Vergangenheit schwebt.

In ähnlicher Weise wie die nordeuropäische Tiefebene, sind auch die weiten Ebenen Patagoniens von erratischen Blöcken als Zeugen früherer Gletscherwanderung übersäet. — Auch die Eisberge, welche in der jetzigen Zeitperiode aus den südlichen Polarmeeren kommen, schwimmen mitunter bis zur Breite der La-Plata-Mündung.

Welcher kolossaler Anstrengungen hätte es bedurft, um dem weiten, mitunter dicht bevölkerten Tiefland die Bausteine zuzuführen, die seine Bewohner für ihre zahlreichen Bauten nothwendig haben! Die Natur hat zu jener Zeit, als diese Bewohner noch nicht existirten, ihnen die Wohnstätten durch ihre Eismassen gleichsam zum Voraus bereitet.

Es schmolzen jedoch nicht alle jene Eismassen, welche die nordischen Meere herübertrugen. Manche derselben legten sich in höheren Breiten an — ohne zu schmelzen. In ihnen findet man heutzutage Ueberreste des organischen Lebens einer früheren Erdperiode, die in dem Eis besser

erhalten blieben, als die Gräber Aegyptens ihre Mumien aufzubewahren und zu erhalten vermochten. In dem sibirischen Eise ist eine so große Anzahl von Mammuthen eingeschlossen, daß das Elfenbein ihrer Zähne einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Man findet diese kolossalen vorweltlichen Thiere noch vollständig wohl erhalten. Die unverdaute Nahrung, das Fleisch und die Haut haben das Aussehen, als ob die Thiere erst vor Kurzem gestorben wären; so daß nicht allein die Eisbären an denselben Leckerbissen finden, sondern auch Naturforscher sich versucht fühlen, einen solchen vieltausendjährigen Braten zu kosten.

Wie uns aber die Natur heute die vor Jahrtausenden eingeeisten Thiere überliefert, so eist sie auch in unsrer Zeitperiode noch solche ein: auf einer der Südshetlandsinseln befindet sich eine Eisklippe von 800 Fuß Höhe. Von dieser löste sich vor Jahren ein Eisberg von 100 Fuß Dicke und gegen 2000 Fuß Länge ab, welcher den Kopf und die Vordertheile eines Walfisches enthielt, dessen Hintertheile in einer Höhe von 250 Fuß über dem Meere im zurückgebliebenen Eise stecken geblieben waren. Wann wird wohl ein Eisbär, der heute in eine Eiskluft fällt, oder ein Nordpolfahrer, der im Eise stecken geblieben, sich dem erstaunten Blicke der — möglicherweise ganz anders gearteten — Nachwelt wieder darbieten?

II.

Das Fluß-Eis.

Wir leiten diesen Abschnitt mit folgendem in seinen Resultaten höchst interessanten Versuch ein. Zwei in jeder Beziehung möglichst gleiche Sauerwasserkrüge mit möglichst glatten Böden wurden von oben bis etwa in die Hälfte mit rauhen Stricken so umwickelt, daß sie möglichst viele Unebenheiten darboten. Der eine derselben wurde mit kochendem, der andere mit ganz kaltem Wasser gefüllt und beide etwa $1^1/_2$ Fuß tief in die Wieseck bei Gießen hinabgelassen. Diese, ein schwaches Bächlein, war durch das nach starker Kälte plötzlich eingetretene Thauwetter hoch angeschwollen; das Wasser strömte heftig auf dem abschüssigen Bette hinab, war sehr schmutzig und führte auf seiner Oberfläche ebenfalls schmutzige und lockere Eisschollen. Ein hineingehaltenes Thermometer zeigte überall, sowohl an der Oberfläche als auch in der Tiefe 0 Grad. Es war an einem vollständig heiteren Frühlingsnachmittag; die Sonne schien warm. Nach 35 Minuten wurden die Krüge wieder hervorgezogen. Da zeigten sich nun folgende Erscheinungen. An den Stricken, mit welchen beide umwickelt waren, hatte sich, besonders an der der Strömung zugekehrten Seite, Eis angesetzt, das offenbar von der Beschaffenheit der oben schwimmenden Schollen war: locker zusammenhängende Nadeln und Splitter, durchnäßtem Schnee nicht unähnlich.

An den Böden aber — welche also von der Strömung abgekehrt waren — hatte sich Eis von ganz anderer Beschaffenheit angelegt. Es waren zarte, vollständig klare, auf ihrer Oberfläche glatte elliptische Plättchen, an den Rändern zum Theil sanft und zierlich gezähnelt, auf die Bodenfläche leicht aufgefroren, und zwar so, daß ihre Rückseite die Form der betreffenden Stelle des Bodens vollständig angenommen hatte. An der Rückseite der Stricke, an welchen die Krüge hingen, hatte sich ähnliches Eis angesetzt.

Merkwürdiger Weise aber waren diese Plättchen an dem mit kaltem Wasser gefüllten Kruge sehr spärlich vorhanden, während der Boden des heiß eingetauchten Kruges über und über davon bedeckt war.

Ehe man an die Bildung des Grundeises im Meere gedacht, hatte man schon lange solche Gebilde wie die eben beschriebenen in der Tiefe von strömenden Gewässern beobachtet. Man hatte auch versucht, ihre Entstehung zu erklären; und in dem Maße, als die Erklärungsversuche mißlangen, zog man die Zuverlässigkeit der Beobachtungen in Zweifel und leugnete die Existenz des Grundeises wieder ab. Neigung und Fähigkeit des menschlichen Geistes, nicht erklärbare Thatsachen abzuleugnen, sind bekanntlich nicht gerade sehr gering; aber bezüglich unseres Gegenstandes häufte sich das Beobachtungsmaterial nach und nach so an und wurden so mancherlei bestätigende Versuche ausgeführt, daß die Zweifel eingestellt werden mußten, und man eben nur noch an die Erklärung denken konnte. Theorien wurden aufgestellt, durch prüfende Versuche

aber wieder als unhaltbar bewiesen und durch andere ersetzt. Der oben beschriebene Versuch ist geeignet, uns über die Bildung dieses Grundeises oder vielmehr dieser beiden Arten von Grundeis in Flüssen klaren Aufschluß zu geben.

Zunächst fragen wir: wie kommt es, daß das Wasser der Wieseck überall, oben und unten, 0 Grad hatte, da wir doch nach dem früher Gesagten voraussetzen durften, daß das Thermometer, wenn es oben 0 Grad zeigte, in dem weiter unten befindlichen schwereren Wasser, 1, 2 bis 4 Grad zeigen würde? Die leicht zu ersehende Ursache ist die Bewegung: indem das Wasser sich über ein unebenes Bett dahinwälzt, mischen sich seine Theile, die oberen leichteren werden hinab gerissen, die unteren steigen empor, so daß das Wasser der Bäche und Flüsse in all seinen Theilen gleiche Temperatur hat.

Gerade so aber, wie das leichtere Wasser von der Strömung hinabgerissen wird — auch dann, wenn letztere nicht sehr stark ist — gerade so können die noch leichteren obenauf schwimmenden Eisnadeln hinabgerissen werden, wenn die Strömung stärker ist. Sind auf dem Boden Steine gelagert, welche einerseits das Wasser sehr lebhaft durcheinander wirbeln, andererseits durch die gebildeten Vorsprünge Anhaltepunkte bieten, an welchen das hinabgerissene Eis haften kann; so werden die Eisnadeln sich an denselben anlagern, und man wird — selbstverständlich an den der Strömung zugekehrten Seiten der Vorsprünge — lockere Massen finden, welche, wenn die Temperatur der Atmosphäre unter 0 Grad herabgeht und dem Wasser hinlänglich Wärme entzogen wird, fest an dieselben angefrieren und mit ihnen ein Ganzes bilden können.

Da nun das Eis specifisch leichter ist als das Wasser, die Steine und der Boden; so wird dieses Ganze um so leichter, je mehr Eis sich anlagert. So kann es kommen, daß es leichter wird als das Wasser, und indem es sich von der Verbindung mit den übrigen Theilen des Bodens losreißt, an die Oberfläche emporsteigt. Es erscheinen dann jene lockeren, oft schmutzigen Eismassen mit anhängenden Erd- und Steinstücken, welche man auf den Flüssen schwimmen zu sehen oft Gelegenheit hat. Ursprünglich in Form vereinzelter Nadeln und Splittern auf der Oberfläche gebildet, ballen sie sich in der Tiefe zu großen Klumpen zusammen und schwimmen nun, als solche der Laune der Strömung weniger unterworfen, auf der Oberfläche einher.

Aber wie entstehen jene ersten Nadeln auf der Oberfläche des bewegten Wassers? Ein einfacher Versuch kann uns Aufschluß darüber geben. Befreien wir bei stärkerer Kälte die Oberfläche des Wassers in einem Gefäß sorgfältig von allem Eis. Schöpfen wir nun von diesem Wasser heraus und lassen es aus einiger Höhe wieder herabfallen auf die Oberfläche: es bildet sich an der betreffenden Stelle ein starker Schaum. Unter diesem Schaum finden wir zahlreiche derartige Nadeln.

Die Schaumblasen enthalten neben Luft offenbar auch Wasserdampf; und dieser hat, um sich zu bilden, das Wasser von 0 Grad zum Gefrieren gebracht.

Daß dieser Versuch weiter nichts ist als eine Nachahmung dessen, was in strömendem Wasser in anderer Weise vor sich geht, brauchen wir nicht erst besonders zu erwähnen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Art von Eisbildung auch auf dem heftig bewegten Meere — namentlich in der Nähe der Küsten und Eisfelder — stattfindet, und es bedürfte zu dieser Art der Bildung weder des Ueberkaltens, noch eines Schneefalls, noch sonst einer Ursache außer der Bewegung und der hinreichend niedrigen Temperatur.

Zur Bildung dieses Grundeises in Flüssen aber ist, um diese Bewegung zu erzeugen, wie aus Obigem hervorgeht, ein möglichst unebenes, abschüssiges Bett nothwendig. Je unebener, je abschüssiger es ist, desto bedeutender kann die Tiefe sein, in welcher sich dasselbe an den vorhandenen Gegenständen ansetzt.

Es ist aber dies nicht die einzige Art von Grundeisgebilden. Wir haben oben gesehen, daß sich an dem der Strömung abgekehrten Boden der Krüge jene zarten Plättchen ansetzten, welche wesentlich verschieden sind von den locker zusammenhängenden Nadeln an der der Strömung zugekehrten Seite. Wie entstehen diese Gebilde? Stellen wir diese Frage an die Natur wieder in Form eines Versuches. Halten wir einen dicken Stab in stark

strömendes Wasser. Dieses strömt an demselben vorüber, läßt hinter ihm einen leeren Raum; und die beiden Wände dieses Raumes vereinigen sich erst wieder in einiger Entfernung hinter dem Stabe. Sehen wir aber genau zu, so bemerken wir, daß sich an seiner Rückwand eine ganz dünne Wasserschicht angelegt hat. Da bietet sich nun die Erklärung jener Plättchenbildung von selbst an. Der leere Raum wird sich selbstverständlich mit Wasserdampf ausfüllen; dieser wird von der Umgebung, von den Wasserwänden und der dünnen Schicht am Stabe geliefert, braucht aber zu seiner Bildung eine beträchtliche Wärmemenge; diese wird dem Wasser selbst entzogen werden müssen. Ist dieses aber, wie hier der Fall, schon auf die Gefriertemperatur abgekühlt, so wird der weitere Wärmeverlust das Gefrieren zur Folge haben; und so bilden sich denn jene Plättchen an der Rückwand des Stabes und der Krüge.

Nun wird es auch nicht schwer halten, uns eine Ansicht darüber zu verschaffen, warum an dem heißen Kruge sich mehr Eis befand als an dem kalt eingelassenen. So lange nämlich ersterer noch warm war, bildete sich der Dampf für den leeren Raum sehr rasch an der dünnen Wasserschicht feines Bodens, dieser warme Dampf wurde aber nicht allein durch die Strömung mechanisch fortgerissen; er condensirte sich auch sehr rasch an den kalten Wasserwänden. Der leere Raum wurde also sehr rasch wieder von neuem mit Dampf ausgefüllt, aber eben so rasch wieder davon befreit; kurz es wurde die Dampfbildung wesentlich beschleunigt. Diese Beschleunigung währte fort, bis der Krug auf 0 Grad erkaltet war, was jedenfalls sehr rasch geschah. In diesem Augenblick mußte der leere Raum wieder rasch mit Dampf angefüllt werden, und das Wasser mußte rasch und in größeren Mengen gefrieren, als dies an dem kalten Krug geschah, an welchem eine solche Beschleunigung nicht statthatte.

Es ist übrigens nicht zweifelhaft, daß sich auch an den andern Wänden des leeren Raumes solche Plättchen bilden können, die dann von der Strömung fortgerissen werden; ebenso wenig, daß diese Plättchen später wieder hinabgerissen und das Schicksal der auf der Oberfläche gebildeten Eisnadeln theilen können; daher kommt es, daß man in jenen auf Flüssen schwimmenden Eisschollen bei näherer Untersuchung diese beiden Arten von Gebilden findet.

Die Schollen der Flüsse haben bis zu einem gewissen Grad dasselbe Schicksal wie die auf dem Meere schwimmenden. Auch sie ballen sich zu größeren Massen zusammen, stoßen an einander an, runden sich ab, ihre Ränder stauen sich auf; bei andauernder stärkerer Kälte bilden sie ein zusammenhängendes Feld, der Fluß gefriert zu, „stellt sich.“

Wohl muß bemerkt werden, daß jene Nadeln, welche sich auf der Oberfläche bilden, also kein eigentliches Grundeis — am Grunde gebildetes Eis — im strengen Sinn des Wortes sind, nicht gerade immer erst auf den Grund hinab gerissen werden müssen. Sie können auch auf der Oberfläche bleiben und sich in ähnlicher Weise zu Ballen und Scheiben vereinigen, wie dies z. B. auf dem Wasser schwimmende Holz- und Strohtheilchen thun. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß die größere Anzahl der Eisschollen auf diese Weise sich sammelt und zusammengefriert.

Während in offenem Meere sich vorzugsweise jene Plättchen zu bilden scheinen, scheinen auf den Flüssen die Nadeln mehr vorzuherrschen; während dort die günstigste Vorbedingung zur Bildung der Plättchen die Ruhe ist, ist es hier die Bewegung. Zur Bildung des nadelförmigen Eises dagegen bedarf es auf dem Meere ebenso der Bewegung wie auf den Flüssen.

Ein anderer Vorgang, als inmitten der Flüsse und Meere, findet beim Gefrieren vom Ufer aus statt. Da setzen sich auf der Oberfläche des ruhigen Wassers in der Regel Eisnadeln, vereinzelt oder in dicht gedrängten Reihen an und schießen rasch in horizontaler Richtung vor. Zu gleicher Zeit zweigen sich im ersteren Falle von diesen wieder andere Nadeln ab, und indem diese Abzweigung sich immer und immer wiederholt, überzieht sich die ganze Oberfläche mit solchen Nadeln; die Zwischenräume, welche die einzelnen Systeme bei ihrem Aneinanderstoßen lassen, bleiben oft noch längere Zeit flüssig, ehe sich die Eisdecke vollständig schließt. Es ist dies der Vorgang, wie wir ihn zu sehen gewohnt sind und welcher trotzdem bei genauerer

Beobachtung viel des Interessanten darbietet.

In Seen und Teichen, in welchen keine Grundeisbildung, weil keine genügende Bewegung stattfindet, wird die Eisdecke ausschließlich auf diese Weise gebildet. Sie ist glatt und wird von den Schlittschuhläufern aufgesucht. Auf Flüssen finden sie selten eine so glatte Bahn.

Fragt man nun, bei welcher Temperatur etwa ein Fluß sich stelle, so läßt sich nur insofern eine bestimmte Antwort geben, als diese Temperatur längere Zeit niedriger als 0 Grad sein muß. Im Uebrigen hängt dieses Zugefrieren aber noch von andern Umständen als der Temperatur allein ab. Zunächst spielt hierbei der Wasserstand eine wesentliche Rolle. Je höher derselbe ist, desto rascher ist die Strömung, desto schwieriger werden die daherschwimmenden Eisschollen sich zu einer zusammenhängenden Schicht vereinigen.

Ein anderer Umstand scheint aber nach den Untersuchungen Arago's von sehr wesentlichem Einfluß zu sein, nämlich die Beschaffenheit der Witterung. Es hat sich nämlich gezeigt, daß bei einer verhältnißmäßig hohen Wintertemperatur und klarem Wetter die Eisdecke sich über den Flüssen schloß, während bei etwa gleichem Wasserstand, einer viel niedrigern Wintertemperatur, aber trübem Wetter dieselben offen blieben. So war beispielsweise die Seine im December 1762 gänzlich zugefroren in Folge eines sechstägigen Frostes, bei welchem die Temperatur nicht unter — 9,7 Grad C. herabging, im Mittel aber nicht weniger als — 3,9 Grad C. betrug; dagegen blieb sie im Winter 1709, einem der kältesten, den man seit dem Gebrauch des Thermometers zu Paris beobachtet, in welchem die Temperatur bis 23 Grad C. unter den Gefrierpunkt herabging, offen, und die Eisschollen bewegten sich frei auf derselben. Im ersten Falle herrschte klares, im letzten trübes Wetter.

Es scheint darnach eine heitere Witterung, bei welcher die Oberfläche des Wassers ihre Wärme kräftig ausstrahlen kann, eine vorzügliche Bedingung des Schließens der Eisdecke auf Flüssen zu sein.

Brasilische Fische.

Liebhaber der Jagd und des Fischfangs können in den Wäldern des großen südamerikanischen Kaiserreichs ihre beiden Leidenschaften gleichzeitig befriedigen. Die

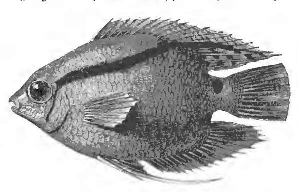


Carapo. — Nadelfisch.

Büchse und die Angel bekommen reichlich zu thun und an vielen Stellen kann man, wenn man die eine aus der Hand gelegt hat, gleich zu der andern greifen. Der Wald wimmelt von Wild, der Fluß von Fischen. Eine besonders bevorzugte Oertlichkeit ist der Punkt am Tapajos, wo der Strom aufhört, schiffbar zu sein. Der

Tapajos strömt hier zwischen wahren Mauern von Wäldern, über denen die Assai-Palme ihre schöne Krone auf dem hohen und schlanken Stamme wiegt. Ein Wasserfall erhöht die Schönheit der Landschaft, die besonders kurz nach Sonnenaufgang hervortritt, wenn der Nebel sich wie ein Gazeschleier vom Walde hebt und das prächtige Blätterwerk im vollen Strahl der Morgensonne, vom Thau glänzend, sichtbar werden läßt. Unter dem Wasserfall liegt ein kleiner natürlicher Hafen, auf zwei Seiten von Felsen eingeschlossen und gegen den Wald hin durch eine sanft abfallende Sandfläche leicht zugänglich gemacht. Diese Bucht hegt eine Unzahl von Fischen, deren Bewegungen in dem tiefen und hellen Wasser gut beobachtet werden gleichzeitig in die Höhe, als wenn ein elektrischer Schlag sie getroffen hätte. Zuweilen nähert sich ein größerer Fisch und dann ist der Schwarm der Piranhas plötzlich verschwunden.

Zu diesen gewöhnlichen Bewohnern des Wassers kommen fast täglich fremde Gäste. Heute zeigt sich ein kleiner Schwarm hübscher Fische mit einem schwarzen Bande, die von den Eingebornen Araras genannt werden. Sie gleiten langsam durch das Wasser und bieten einen wahrhaft reizenden Anblick dar. Ein anderes Mal erscheinen kleine Gesellschaften von Nadelfischen, aalähnliche Thiere mit einem außerordentlich langen und dünnen Maul. Wenn sie durch das Wasser schießen, fliehen die kleineren Fische vor Schrecken vor ihnen her. Ihnen



Piranhas.

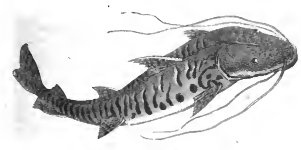
können. Die zahlreichsten sind die Piranhas. Eine Art derselben, deren Größe, je nach dem Alter, zwischen zwei und sechs Zoll wechselt, läßt sich an einem schwarzen Punkte an der Wurzel des Schwanzes erkennen. Sie ist die schnellste, wenn es eine Beute zu erhaschen giebt. Zeigt sich im Augenblicke kein Fraß, so sieht man bloß ein paar Piranhas hier und da zerstreut, die alle den Kopf erwartend nach einer gewissen Richtung wenden. Sobald aber etwas aus irgend einem Kahn über Bord fällt, verdunkelt sich das Wasser durch ganze Schwärme dieser Fische, welche augenblicklich der Stelle zueilen. Diejenigen, welche nichts erhascht haben, kämpfen mit denen, welche glücklicher gewesen sind, und reißen diesen häufig die Nahrung vom Maule weg. Wenn eine Biene oder Fliege dicht über dem Wasser wegfliegt, so springen alle folgt immer ein eigenthümlich geformter Fisch, Sarapo genannt, der eine langsame und schlängelnde Bewegung hat. Mit der Angel, an die man Bananen als Köder befestigt, läßt sich ein höchst feinschmeckender Fisch fangen, den auch die Indianer zu schätzen wissen. Dieser Fisch zieht die Mitte des Stromes vor, wo das Wasser am lebhaftesten strömt.

Wie reich das thierische Leben des Waldes ist, hört man an jedem Abend nach Sonnenuntergang. Heulende Affen und Papageien beginnen dann ein Concert, das aus lauter Dissonanzen besteht. Eine sonderbare Grille größter Art, die hoch oben in den Bäumen sitzt, mischt ihre Stimme mit ein. Sie beginnt mit dem üblichen zirpenden Ton ihres Geschlechts, läßt ihn aber immer schriller werden und endet mit einem langen und starken Laut, welcher der

Dampfpfeife einer Locomotive gleicht. Ein halbes Dutzend dieser Musikanten bringen durch das geräuschvollste Abendconcert durch. Am längsten hält der Baumfrosch aus, dessen melancholisches Quaken und Trommeln bis gegen den Morgen hin zu hören ist.

Versetzen wir uns von diesem Punkte zu einem andern brasilischen Strom, dem Jazura, so gelangen wir in eine Gegend, die für die Fischerei mit dem Netze kaum günstiger gedacht werden kann. An Sandbänken zieht man oft, wenn man dreimal auswirft, so viel Fische heraus, wie der Kahn nur zu fassen vermag. Man findet freilich nicht mehr als zwei Arten, von denen die beste Sucubim genannt wird. Es ist ein schöner Fisch von vier Fuß Länge mit einem flachen Kopfe, Punkten und Streifen auf der Haut. Sie werden bis zu achtzehn Zoll lang und sind sehr fett. In der Schale geröstet geben sie ein wohlschmeckendes Gericht. Das Fleisch der Männchen, die man an ihrer runden Schale erkennt, gilt für ungesund.

In den trockenen Betten von Waldbächen sieht man zuweilen runde Löcher, die mit einem schlammigen Wasser gefüllt sind. Sie folgen sich in Zwischenräumen von wenigen Schritten und sehen aus, als wären sie von Menschenhand gemacht. Die kleinsten haben zwei, die größten sieben bis acht Fuß im Durchmesser. Kommt man ihnen nahe, so fährt man vielleicht zurück, denn plötzlich schnellen einige große schlangenartige Köpfe empor. Es sind keine Schlangen, sondern elektrische Aale, die sich diese runden Löcher gemacht haben, und zwar durch eine fortgesetzte rundförmige Bewegung in dem schlammigen Boden. Die Tiefe der Löcher beträgt zuweilen acht Fuß und erklärt die Erscheinung, daß an diesen Stellen Wasser zurückbleibt, während der übrige Bach austrocknet. Die elektrischen Aale verschaffen sich also die Möglichkeit, ihre gewöhnlichen Wohnplätze auch in der trockenen Jahreszeit beizubehalten, während die Alligatoren und Schildkröten nach den Lachen im Walde auswandern müssen. Wirft man die Aale mit Stangen aus ihrem Loch heraus, so verlieren sie ihre elektrische Kraft schon nach der dritten Aeußerung derselben. Sie bewohnen ihre Höhlen übrigens nicht allein, denn mit ihnen zieht ein kleiner Fisch ein, dessen ganzer Körper mit einer knochenartigen Haut überzogen ist.



Sucubim.

Hat man einen guten Führer, so kann man in Lachen des Waldes junge Schildkröten fangen. Erfahrene Jäger kennen die richtigen Stellen, die immer versteckt im Walde liegen und aus seichtem Wasser mit sumpfigen Ufern bestehen. Die Weißen fischen in diesen Lachen mit dem Schleppnetz, die Indianer ziehen Bogen und Pfeil vor. Wendet man das Netz an, so schickt man Leute ins Wasser, die eine Art von Treiben veranstalten, mit Pfählen auf das Wasser schlagen und die Schildkröten vor sich her scheuchen. Die Arbeit ist eine unangenehme, da in den Lachen große rothe Blutegel leben, von denen sich immer einige den Menschen an die Beine hängen. Wie die Eingebornen versichern, verlassen die jungen Schildkröten in den ersten Jahren die Lachen beim Fallen des Wassers nicht und nähren sich von Pflanzenstoffen, namentlich von abgefallenen Früchten.

An der
mexikanischen Nordgrenze.

Sonora ist eines der nördlichen Gebiete des alten Reiches der Azteken, welche den Vereinigten Staaten im natürlichen Laufe der Dinge, ohne Krieg und ohne einen besonderen Aufwand diplomatischer Geschicklichkeit, zufallen müssen. Das politische Leben der Republik pulsirt in der Hauptstadt, um sich dort in Parteiumtrieben, persönlichen Intriguen und unfruchtbaren Congreßbeschlüssen zu erschöpfen. Die entfernteren Provinzen überläßt man sich selbst, namentlich wenn sie, wie Sonora, statt der Centralregierung Geldsummen zu überschicken, Hülfe fordern. Dem Verfall, in dem diese unglückliche Provinz sich befindet, ist nur von der Union abzuhelfen. Ihr Uebergang von mexikanischer Herrschaft unter nordamerikanische wird sich von selbst machen, wenn die große Pacific-Bahn Seitenarme nach dieser Richtung hin ausstreckt. Dann werden auch Nordamerikaner einwandern, während jetzt noch Sonora durch Auswanderung nach Californien sich leert.

Arispa, bis 1828 die Hauptstadt des Staates, kann als Beleg dienen, wie rasch es in Sonora abwärts geht. Vor vierzig Jahren hatte es noch fünftausend Einwohner, die seitdem, in Folge der bürgerlichen Unruhen und der Einfälle der Indianer auf fünfzehnhundert zusammengeschmolzen sind. Die Gebäude des Ortes stammen aus seiner Blüthezeit und sind schöner, als man sie in Mexiko gewöhnlich sieht. Viele sind von Stein aufgeführt und zeugen mit ihrer reichen Ornamentik für den früheren Reichthum und den guten Geschmack der Bewohner. Man wird von einem trüben Gefühl beschlichen, wenn man durch die menschenleeren Straßen geht und die abbröckelnden Mauern, die stillen Höfe, die zugeschlossenen Gewölbe sieht. Selbst die Kirche, das stattlichste aller Gebäude, ist im verfallenen Zustande. Ihr Inneres hat ungefällige Verhältnisse, da es für seine Länge zu schmal ist. Diesen Fehler bemerkt man übrigens an allen Bauten an der Grenze, da man die Decken aus Balken bildet und keine langen Stämme besitzt. An den Wänden hängen mehr als hundert Gemälde, unter denen einige schöne sind. Alle sind von gut geschnitzten und reich vergoldeten Rahmen umgeben, aber sowohl die Bilder als die Rahmen leiden durch Vernachlässigung. Der Altar ist mit massiven Silberplatten von getriebener Arbeit überzogen, und aus demselben kostbaren Material bestehen die Blumenvasen, Weihrauchfässer und Leuchter. Besucht wird der Gottesdienst fast ausschließlich von Frauen, und die Musik, unter der die Clarinetten vorherrschen, spielt die weltlichsten Sachen, sogar Negerlieder.

Die wenigen Kaufmannsläden der Stadt, die noch offen stehen, sind ärmlich versorgt und handeln hauptsächlich mit Ausschnittwaaren, die für den mexikanischen Markt passen. Der Hauptvorzug des Ortes liegt in seinen Gärten, die aus seinen glücklichsten Tagen stammen und zum Theil in guter Ordnung gehalten werden. Hohe Palmen erheben ihre fächerartigen Wipfel über Gruppen von Granatbäumen, Orangen und Citronen. Die übrigen Fruchtbäume bestehen hauptsächlich in Aepfeln, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen und Quitten. Die letztere Frucht gilt für die beste in der Welt und läßt sich essen, ohne daß sie zuvor gekocht wird. Gemüse werden in Ueberfluß gebaut, Korn und Fleisch sind theuer. Das Wasser wird in rohen Häuten durch die Straßen getragen. Jeder Schlauch hat unten ein Loch, in das ein Horn eingefügt ist, welches als Hahn dient.

Das Land ringsum ist größtentheils Wildniß und mit vielen pittoresken Reizen geschmückt. Der Reisende, der Vorräthe mit sich zu führen gezwungen ist, wird im Naturgenuß freilich oft gestört werden. Wege existiren nicht und Brücken sind unbekannt. Auf einer Strecke von nicht ganz vier deutschen Meilen muß man einundfünfzig Mal durch den Sonora-Fluß fahren, der allerdings in der guten Jahreszeit so gut wie trocken ist. Schlimm hat es der Reisende in den tief eingeschnittenen Schluchten des Landes, am schlimmsten in dem Guadelupe-Paß, der im Cavagar-Gebirge liegt, und durch den viel Kupfer aus den nahen Bergwerken geht. Weil hier der Weg eine Menge scharfer Krümmungen macht, so kann man nicht mehr als vier Maulthiere vor den Wagen spannen, welche nicht im Stande sind, eine große Last den Berg hinaufzuziehen. Man muß sich also dadurch helfen, daß man vor dem

Berge halb abladet und den zurückgelassenen Theil der Waaren nachholt.

Die Eingebornen verstehen, sich in diesen Einöden Speisen und Getränke zu verschaffen. Der Maguey (mexikanische Agave) nun eine angenehm süßschmeckende Speise. Sie muß auch nahrhaft sein, da ein großer Theil der Bevölkerung sechs Monate im Jahr ausschließlich von ihr lebt. Am Gila ist sie die allgemeine Speise der Indianer



Guadeloupe-Paß. Sonora. (Mexiko.)

wird in dem südlicheren Theil des Landes hauptsächlich zur Gewinnung des Pulque, eines Lieblingsgetränks der Bevölkerung, benutzt. In Sonora macht man von der Pflanze den mannigfaltigsten Gebrauch. Man legt ihre Zwiebeln oder Wurzeln in heiße Asche, zieht die Schale ab und hat und Mexikaner, die beide zu faul sind, um den Boden zu bestellen und Mais oder Korn zu säen. Will man von den Wurzeln dieser Pflanze Branntwein gewinnen, der stärker als der beste amerikanische Whisky ist, so wird man zu einem etwas umständlichen Verfahren gezwungen. Man

gräbt in die Erde ein Loch, das zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser hat, etwa drei Fuß tief ist und mit Steinen eingefaßt wird. Darin macht man Feuer und unterhält es so lange, bis die Steine durchglüht sind. Nun wirft man auf die Steine eine Lage feuchten Grases und bringt auf diese die Wurzeln, die wie große Zwiebeln aussehen. Man bedeckt sie mit einer dickern Lage Gras und läßt sie so lange unberührt, bis sie vollständig gebacken sind. Dann legt man sie in große lederne Schläuche und gießt Wasser auf sie, damit eine Gährung entstehe. Nach einer Woche läßt man die Flüssigkeit auslaufen und braucht sie bloß noch zu destilliren, um einen vortrefflichen Branntwein zu bekommen. Die Agave dient übrigens noch anderen Zwecken. Aus den Fibern der alten Blätter, die sechs Fuß lang und zwei Zoll dick werden, gewinnt man starke Fäden, die man zu Seilen dreht, oder aus denen man Säcke macht. Die zarteren Blätter rollt man zusammen, zerstampft sie und hat nun eine Masse, die als Seife benutzt wird. Diese jüngeren Blätter geben auch ein ausgezeichnetes Viehfutter.

Das Kupfer, das durch den Guadeloupe-Paß geschafft wird, kommt aus dem Bezirk von Santa Rita del Cobre. Größtentheils sind die Bergwerke verlassen und namentlich der Hauptort der Gegend, der seinen Namen auf diese übertragen hat, steht öde und leer. Die Indianer, vor denen man selbst in Arispa zittert, haben die Mexikaner zur Flucht gezwungen. Ein Fort, das zum Schutz der früheren Bewohner errichtet wurde, ließe sich ohne große Mühe wiederherstellen. Die verlassenen Gärten sind noch zu erkennen und die Pfirsichbäume tragen ihre Früchte fort.

Als diese Bergwerke noch bearbeitet wurden, soll auch Gold gefunden worden sein. In der Umgegend erzählt man viele Geschichten von Schätzen, welche die Flüchtenden vergruben, als die Indianer sich zeigten. Ein tiefer Schacht, in den eine Ochsenhaut mit fünf Tausend Piastern in Gold geworfen sein soll, wurde von Nordamerikanern untersucht. Die Leute brauchten Wochen, ehe sie das verschüttete Loch gereinigt hatten, und fanden endlich goldhaltiges Erz, das aber nicht bauwürdig war. Bartlitt sah schöne Proben von Blei- und auch Silbererz, konnte aber die Fundorte nicht besuchen. Die Mexikaner, welche die Gegend früher bewohnt hatten, versicherten einstimmig, daß die Existenz von Silber allgemein bekannt gewesen sei, doch habe man in die reichsten Gegenden nicht gelangen können, weil sie mitten im Lande der Apalachen lägen.

Der größte Werth des Gebietes der Kupferwerke, das sich vom Gila östlich elf deutsche Meilen weit gegen den Rio Grande erstreckt, liegt in seinen schönen Wäldern. Die hauptsächlich vorkommenden Bäume sind zwei Arten immergrüner Eichen, zwei Cedern, von denen die eine der nordamerikanischen rothen Ceder gleicht, die andere eine viel größere Beere trägt, und verschiedene Fichten, unter ihnen die Pinon-Fichte. Diese trägt eine eßbare Nuß, eine Lieblingsspeise der Indianer, die gut schmeckt, aber klein ist und sich nur mühsam essen läßt. Zwischen dem Mississippi-Thal und dem Stillen Meer giebt es nur in den Gebirgsgegenden von Californien so große Wälder, wie sie hier vorkommen. Sollte in der Gegend südlich vom Gila eine Eisenbahn gebaut werden, so müßte sie ihre Schwellen aus dieser Gegend beziehen.

Die Berge und Thäler wimmeln von wilden Thieren verschiedener Art. Der Hirsch mit schwarzer Blume und der gewöhnliche Hirsch kommen sehr häufig vor. In den Ebenen unter dem Guadeloupe-Paß weiden Antilopen, Bären streifen in der ganzen Gegend umher. Man findet sowohl den grauen, als den schwarzen und braunen Bär, und Liebhaber von Bärenschinken können ihre Tafel jeden Tag mit dieser Speise versorgen. Der graue und braune Bär sind von ungeheurer Größe und erreichen ein Gewicht von sieben- bis achthundert Pfund. Beide sind sehr gefährliche Thiere, so daß es nicht rathsam ist, sie anzugreifen, wenn nicht einige gute Schützen vereinigt sind. Selbst in diesem Falle ist es gut, einen Zufluchtsort zu haben, zu dem man im Fall der Noth eilen kann. Man erzählt, daß ein grauer Bär zwölf Kugeln bekommen hat, ehe er gestürzt ist. Zuweilen tödtet ihn auch ein einziger wohlgezielter Schuß. Die wilden Truthähne werden in dieser Gegend merkwürdig groß und Wachteln lassen sich in den Thälern und Ebenen in Menge schießen. Die Flüsse hegen schöne Forellen, aber Gemüse fehlen seit der Flucht der Einwohner

gänzlich, so daß der Jäger, der sich vom Scorbut bedroht sieht, nur den wildwachsenden Spargel dieses Gebietes als Heilmittel benutzen kann.

Ueber den Geschmack.

Von

Rudolf Schirmer.

Nur durch Vermittlung unserer Sinne erhalten wir Kunde von der uns umgebenden Außenwelt und lernen in derselben uns selbst kennen. Unsere Sinne allein verschaffen uns die Nahrung für unser geistiges Leben, und ohne sie wäre eine Geistesentwicklung unmöglich. Sollen nun die schlummernden Sinne in Thätigkeit versetzt werden, eine Nothwendigkeit, welcher sich dieselben, sobald sie gesund sind, gar nicht entziehen können, so müssen die erregenden Einflüsse eine Bewegnng ausüben, welche sich bis zu den Sinnesorganen erstreckt.

An die Organe der beiden höheren Sinne, des Sehens und des Hörens, brauchen die Bewegung erregenden Körper nicht selbst heranzutreten, vielmehr theilen sie diese Bewegung einem Medium mit, welches dann den Boten zu dem Auge und dem Ohre abgiebt. Gesichtsempfindungen werden hervorgerufen durch die Schwingungen der Aetherwellen, ausgehend von einem selbstleuchtenden, oder reflectirt von einem beleuchteten Körper. So wird das Licht in einer von nichts übertroffenen Geschwindigkeit fortgepflanzt und kommt aus unermeßner Ferne, von flammenden Gestirnen zu uns. Kein andrer Sinn der Menschen beherrscht ein so weites Gebiet von der nächsten Nähe bis zur fernsten Ferne; er ist der einzige, welcher über unsere Erde hinausreicht und uns Kunde von andern Welten und deren Beschaffenheit giebt. Daher ist der Gesichtssinn auch der edelste und höchste; ihm verdanken die Menschen den allergrößten Theil ihrer Bildung.

Für die sich in Schwingungen befindenden, tönenden Körper ist vornehmlich die atmosphärische Luft das Medium, welches die Schallwellen bis an unser Ohr fortleitet, aber nur aus einer beschränkten Entfernung von wenigen Meilen. Sprache und Musik, nur durch den Gehörssinn vernehmbar, machen diesen demnach zu einem wichtigen und hohen.

Wohl berechtigt erscheint hiernach ein Ausspruch von Oken: „Durch das Auge spricht die Gottheit, durch das Ohr spricht der Mensch zum Menschen." Anders verhält es sich mit den sogenannten niederen Sinnen; an die Organe derselben müssen die erregenden riechbaren, schmeckbaren und tastbaren Körper selbst herantreten, falls sie empfunden werden sollen, und zwar im Allgemeinen in den drei verschiedenen Aggregatzuständen, so daß für den Geruchssinn sich die gasförmigen, für den Geschmack die tropfbar flüssigen, für den Tastsinn die festen Körper vornehmlich eignen. Dienen die höheren Sinne zumeist der Menschheit und der geistigen Entwicklung der Gesammtheit, so sind die niederen speciell nutzbar dem einzelnen Individuum. Freilich ist auch der Tast- oder Gefühlssinn eine Quelle, aus welcher unsre Seele eine Anzahl der wichtigsten Vorstellungen schöpft, und wird aus diesem Grunde vielfach zu den höhern Sinnen gerechnet.

Der Geschmackssinn kommt dann erst in Thätigkeit, wenn unserm Körper Nahrungsmittel, Speisen und Getränke zugeführt werden; er hat längere Zeiten der Ruhe, als die andern Sinne. Hunger und Durst treiben zur Einführung von Nahrung; der Geschmack aber macht diese Naturpflicht der Erhaltung des Individuums zu einer angenehmen und lieblichen und weist bei unverdorbenem Instinct die schädlichen und giftigen Stoffe zurück. Von der Wissenschaft ist dem Geschmack erst in den letzten Jahrzehnten mehr Aufmerksamkeit zugewendet worden, so daß längere Zeit hindurch fragliche Punkte jetzt zum Austrag gekommen sind, und nun auch eine abgerundete wissenschaftliche Darstellung der Geschmackslehre, welche in einiger Hinsicht empirisch einem Jeden bekannt ist, gegeben werden kann.

Daß sich die Sinne behufs Erkenntniß gegenseitig unterstützen, ist eine Erfahrung, welche einem aufmerksar en Beobachter nicht entgehen kann, am auffälligsten ist dies aber beim Geschmack, wo Ge,chmack, Geruch und Tast- oder Gefühlssinn in inniger Harmo-

nie mit einander wirken. Denn was man im gewöhnlichen Leben Geschmack nennt, die Summe aller Empfindungen beim Genuß von Nahrungsmitteln, ist wissenschaftlich in Geschmacks-, Geruchs- und Gefühlsempfindungen zu zerlegen, und wahrlich spielen die beiden letztern dabei keine geringe Rolle. Nur mit Unterstützung dieser beiden Sinne kann der Geschmack seine Aufgabe, ein Wächter der Ernährung zu sein, ganz erfüllen. Man sieht also, ganz klar, daß

„Beim Essen und Trinken frei
Eins, zwei, drei dazu nöthig sei."

Eine dem Mund genäherte Substanz kommt zuvörderst in die unmittelbare Nähe der prüfenden Nase und wird bei widerlichem Duft, wie er so vielen Pflanzengiften eigen ist, zurückgewiesen, ehe sie den Mund berührt; hat die Substanz diese erste Prüfung bestanden, und wird sie in den Mund gebracht, so empfindet die Schleimhaut des Mundes, vornehmlich die Zunge, sogleich eine etwas ätzende, schmerzverursachende Eigenschaft des Genußmittels, worauf dieses durch die Zunge sofort wieder entfernt wird, oder die tastende Zunge findet beim Zerkauen des Nahrungsmittels spitzige, verletzende Körper, wie Knochensplitter und Gräten, welchen dann der Durchtritt durch den Schlund verwehrt wird. Hat aber Geruch und Gefühl auch nichts gegen die zu genießende Substanz einzuwenden, so kann der beleidigte Geschmack dieselbe doch noch zurückweisen, ehe sie hinuntergeschluckt wird.

Die allermeisten Nahrungsmittel werden von den drei erwähnten Sinnen zugleich empfunden, und wir urtheilen über den Geschmack jeder einzelnen Substanz gewöhnlich aus der Gesammtheit der Empfindungen beim Essen. Ist hingegen uns Geruch oder Geschmack zeitweise verloren gegangen, so meinen wir, gar nicht schmecken zu können, weil wir den gewohnten Genuß von den Speisen nicht haben, ja viele Speisen können wir mit einem jener drei Sinne nicht erkennen und unterscheiden. Wir wissen alle, wie wenig Freude man auch am ausgesuchtesten Mahle hat, wenn man von starkem Schnupfen geplagt ist, und daß ein Kranker mit dickem Zungenbelage klagt, wie ihm Alles nüchtern und pappig schmecke. Dies gründet sich also auf den mangelnden Geruch und im zweiten Fall auf den Ausschluß des Geschmackssinnes. Weniger bekannt sind die Fälle, wo das Gefühl in der Mundhöhle aufgehoben ist.

Vorzüglich ist es der Geruch, welcher den Menschen die lieblichsten Tafelfreuden bereitet. Nicht bloß, bevor die Speisen in den Mund geführt werden, berührt uns der Duft angenehm, sondern ganz besonders, wenn die Speisen sich in der Mundhöhle befinden; dann bringt jede Exspiration den duftenden, im Munde erwärmten Luftstrom recht concentrirt durch die Choanen, die hinteren Nasenöffnungen, an die nahe gelegenen Riechorgane. Bei der Inspiration, oder beim Anhalten des Athems fehlt dann diese Empfindung, ein Beweis, daß dieselbe kein wahrer Geschmack ist. Daß wir durch den Geruch allein eine große Anzahl von Speisen erkennen, lehrt die tägliche Erfahrung: die aufstehende Küchenthür, durch welche uns der Speisendampf entgegenströmt, meldet uns wenigstens einen Theil des Speisezettels, und ebenso hält auch noch längere Zeit nach der Mahlzeit das Speisezimmer den Eßgeruch zurück; der Athem eines Andern verräth uns oft die vor Kurzem genossene Speise und wird zum Ankläger nach dem Genuß von Spirituosen, endlich läßt uns aus dem Magen aufsteigende Luft erkennen, welchen Speisen wir verhältnißmäßig zu viel zugesprochen haben.

Hiernach wird es uns gar nicht sehr auffallen, daß wir beim Essen viele Nahrungsmittel nur durch den Geruch zu erkennen und zu unterscheiden vermögen. Das leicht anzustellende Experiment lehrt uns, daß bei geschlossener Nase die Zunge durchaus nicht die verschiedenen Birnen- und Apfelsorten, eingemachte Früchte, die verschiedenen Weinsorten, die Bratenarten, Gemüse, feine und schlechte Butter, Kaffee- und Theesorten und unzählige andre Substanzen von einander unterscheiden kann. Nicht wenige Stoffe, welche beim Genusse unangenehme und widrige Empfindungen verursachen, werden von der Nase wahrgenommen. Eine Mutter weiß sehr wohl, daß die üble Medicin dem Kinde bei verschlossener Nase viel leichter beizubringen ist als ohne dies; aus gleichem Grunde nehmen wir bei starkem Schnupfen nicht wahr, daß eine Suppe angebrannt oder räucherig wurde, und bemerken dann dies Küchenmißgeschick nicht.

Wenn wir also von würzigem, aromatischem, duftigem, weinigem Geschmacke reden, so sind dies nicht wahre Geschmacks- sondern Geruchsempfindungen.

Sprechen wir andrerseits von einem mehligen, sandigen, körnigen, fettigen, schleimigen, wässrigen, saftigen, herben, strengen, zusammenziehenden, beißenden, stechenden, scharfen, die Zähne stumpfmachenden Geschmack, so kann dies der Physiolog nicht als eine Geschmacksempfindung anerkennen, sondern nur als eine Tast- oder Gefühlsempfindung, welche gerade durch die Zunge auf das feinste vermittelt wird. Schon die angeführten Bezeichnungen der Geschmacksarten lassen die Richtigkeit der obigen Behauptungen erkennen; ein Beweis hierfür wird aber in jenen Fällen gefunden, wo Lähmung der Gefühlsnerven der Zunge diese Tast- und Gefühlsempfindungen der Zunge aufhebt, obschon der eigentliche Geschmack noch bestehen kann.

Die Physiologie kennt nur eine kleine Anzahl verschiedener Geschmackseindrücke, nach meinem Dafürhalten nur vier Hauptgruppen, nämlich sauer, süß, salzig und bitter. Den sogenannten alkalischen Geschmack muß ich als solchen streichen, da ich durch entschieden alkalische Substanzen, wie Lösungen von kohlensaurem Kali, nur eine ätzende oder beißende Gefühlsempfindung und einen widerlichen, Ekel erregenden ammoniakalischen Geruch, aber keinen Geschmack erhalte. Jede dieser Geschmacksarten kann in ihrer Intensität recht verschieden und auch mit andern gemischt sein. Die so zu erzielende Geschmacksmannigfaltigkeit ist jedoch verschwindend klein gegen diejenige, welche durch Combination von Geschmacks- und Geruchsempfindungen, wie wir sie eben bei der Nahrung kennen, erreicht wird; denn die verschiedenen Gerüche sind kaum zählbar und lassen sich keineswegs, wie die Geschmäcke, in vier Kategorien unterbringen.

Geben wir genau auf alle die Empfindungen Acht, welche wir durch eine in den Mund genommene schmeckbare Substanz erhalten, so erkennen wir, daß es nur sehr wenige solcher Stoffe giebt, welche nicht auf Geschmack, Geruch und Gefühl zugleich wirken. Diejenige Empfindung, welche bei verschlossener Nase ein still auf der Zungenspitze liegender Tropfen schmeckbarer Flüssigkeit gleichsam ätzend hervoruft, wird durch das Gefühl vermittelt, die neue Empfindung, welche darauf beim leichten Bewegen dieses Tropfens auftritt, ist eine wahre Geschmacksempfindung, und endlich dem Geruch allein ist die sich erst dann zeigende Empfindung zuzuschreiben, welche bei der Exspiration durch die vom Verschluß befreite Nase entsteht und mit der Exspiration auch aufhört. Des Beispiels halber sei mir gestattet, die Sinneseindrücke, welche mir vier Substanzen machen, mit denen ich besonders viel experimentirt habe, mitzutheilen. Zuckerlösung hat außer dem süßen Geschmack auch etwas sanft Stechendes oder Prickelndes und einen eigenthümlichen süßlichen Geruch; Kochsalzlösung außer dem salzigen Geschmack etwas Beißendes, aber keinen besonderen Geruch; Essig außer dem sauren Geschmack etwas Scharfes und einen bestimmten säuerlichen Geruch; Chininlösung außer dem intensiv bittern Geschmack etwas Zusammenziehendes und einen den bittern Mandeln ähnlichen Geruch. Es ist demnach auch wissenschaftlich durchaus zu billigen, wenn man von einem süßlichen und sauren Geruch spricht.

Daß die Substanzen, Gase einbegriffen, um geschmeckt zu werden, zuvor in der Mundflüssigkeit oder in irgend einer andern Flüssigkeit gelöst sein müssen, erwähnte ich schon.

Welche sind nun aber die geschmacksvermittelnden Stellen unserer Mundhöhle? Diese Frage ist lange Zeit sehr verschieden beantwortet worden; einige behaupteten, alle Theile der Mundhöhle, die Zähne nicht ausgeschlossen, könnten schmecken; andre meinten sogar, damit habe es noch nicht sein Bewenden, auch der Schlund, die Speiseröhre, der Magen, selbst die Luftröhre seien für Geschmackseindrücke empfänglich; noch Andre hingegen versicherten, nur die hintere Partie der Zunge enthalte die Geschmacksorgane. Dieser Streit ist nun geschlichtet durch sorgfältiges Experimentiren. Theils machte man wässerige Lösungen von schmeckbaren Substanzen, befeuchtete hiermit kleine Tuschpinsel und bestrich so vorsichtig die verschiedenen Stellen der Mundhöhle und des Schlundes; theils suchte man durch Elektricität auf den genannten Stellen eine Geschmacksempfindung zu erregen. Auf beiden Wegen ist man nun zu gleichen Resultaten gelangt. Und so sind als Geschmacksträger festge-

stellt: 1) die Zungenspitze, 2) die seitlichen Zungenränder, 3) der hintere Theil der Zungenoberfläche, 4) der weiche Gaumen in seiner vorderen Partie mit Ausschluß des Zäpfchens und des hintersten Gaumentheils, 5) die vorderen Gaumenbögen, besonders nahe der Zunge. Alle anderen Theile, also auch die Zungenoberfläche auf ihrem vorderen Bereiche, entbehren der Geschmacksfähigkeit.

Mit einem in schmeckbare Flüssigkeit getauchten Pinsel können wir bei vorsichtigem Betupfen auf den vorderen zwei Dritttheilen der Zungenoberfläche, oder auf der unteren Zungenfläche, oder auf dem harten Gaumen oder auf der hinteren Wand des Schlundes ebensowenig wie auf der Hand eine Empfindung von süß, salzig, sauer oder bitter hervorrufen. Bringt man einem Menschen eine Schlundsonde in die Speiseröhre ein und führt auf diesem Wege dem Magen flüssige Nahrung zu, wie es in einzelnen Krankheitszuständen geschehen muß, so wird dabei die Mundhöhle nirgends von der Nahrung berührt, sondern nur der Magen und auch die Speiseröhre. Solche Patienten haben aber von den eingeführten Flüssigkeiten nicht den geringsten Geschmack, ein Beweis, daß Speiseröhre und Magen für Geschmackseindrücke nicht empfänglich sind. Es wäre auch wahrlich etwas Widersinniges, wenn die zuletzt genannten Theile von der Natur mit Geschmacksempfänglichkeit ausgestattet wären, da Speiseröhre und Magen nichts mit der Wahl und Prüfung von Nahrungsmitteln zu thun haben. Vermöchten wir mittelst des Magens noch zu schmecken, würden wir nach einer köstlichen Mahlzeit nicht das bekannte Wohlbehagen spüren, sondern ein Durcheinander von verschiedenen Geschmackseindrücken müßte uns plagen, herrührend von allen eben genossenen Speisen, welche wir des Geschmackes halber auf unsern Tellern auseinander zu halten bestrebt waren.

Diese fünf vorhin genannten Geschmacksträger sind für alle Geschmacksarten gleichmäßig zugänglich, so daß nicht etwa einzelne Stoffe nur mit der Zunge, andre nur mit dem Gaumen geschmeckt werden. In der Intensität der Geschmacksempfindung bestehen allerdings einige Unterschiede; die im hintern Bereich der Mundhöhle gelegenen Geschmacksträger nämlich veranlassen eine stärkere Empfindung als die Zungenspitze und die Zungenränder, aber in der Feinheit des Geschmackes steht die Zungenspitze keineswegs den andern Stellen nach. Daß wir gerade beim Hinunterschlucken der Nahrungsmittel die deutlichsten und entschiedensten Geschmackswahrnehmungen haben, ist dadurch leicht erklärlich, daß die Speisen hierbei durch den von den hinteren Geschmacksträgern, nämlich der Zungenwurzel, den vorderen Gaumenbögen und dem weichen Gaumen gebildeten Kranz hindurchgeschoben und von ihnen geradezu umfaßt werden. Ferner wird bei diesem Durchgang auch der Speisedust am leichtesten zu den Geruchsorganen hinziehen können. Daher empfinden wir auch gerade beim Hinunterschlucken der Speisen die größte Annehmlichkeit und besonderes Wohlbehagen, oder entgegengesetzten Falls Widerwillen und Ekel.

Auch in der Beurtheilung des Geschmackes auf den verschiedenen Stellen findet keine Disharmonie statt; was uns auf der Zungenspitze süß, sauer, salzig oder bitter erscheint, bewirkt dieselbe Empfindung auch auf der Zungenbasis und am weichen Gaumen. Ist in dieser Beziehung ein Widerstreit der Geschmacksempfindungen behauptet, so ist dies nach meinem Dafürhalten nur einer Unsicherheit in der Beurtheilung zuzuschreiben. Wir sind nämlich gewohnt, über einen Geschmack nach den Eindrücken auf alle Geschmacksträger zusammengenommen zu urtheilen, und zwar hat jede Speise, ehe sie zur Zungenwurzel gelangt, schon die Zungenspitze und die Zungenränder, vielleicht auch den weichen Gaumen passirt, aber nie wird beim Essen zuerst und allein der hintere Zungentheil von den Speisen berührt, die Zungenspitze jedoch öfter, welche zuerst ihr Urtheil darüber abgiebt, ob die Substanz behagt und weiter passiren kann, oder nicht. Sollen wir nun mit der Zungenwurzel allein, und gerade dabei erhält man die schwankenden Resultate, über eine Geschmacksart urtheilen, so irren wir leicht aus mangelnder Uebung.

Eine Differenz zeigt sich an den fünf Geschmacksstellen allenfalls darin, daß am vorderen Gaumenbogen, nahe der Zungenwurzel bei gemischten, verschieden schmeckenden Substanzen, welche im Wasser gelöst sind, die Geschmacksempfindungen gleichzeitig wahrge-

nommen werden, während an den anderen Stellen sich eine bestimmte Zeitfolge in den Empfindungen der vier Geschmacksarten constatiren läßt. Es wird nämlich, unabhängig von der etwaigen Präoalenz eines schmeckenden Stoffes, zuerst das Salzige, dann das Süße, hierauf das Saure und zuletzt das Bittre wahrgenommen. Am besten läßt sich dies mit der Zungenspitze erkennen, weniger deutlich mit Gaumen oder Zungenwurzel. Hiermit in Einklang steht die Erfahrung, daß bei einzelnen Speisen zuerst nur das Salzige oder Süße, allenfalls auch das Saure geschmeckt wird, und dann als sogenannter Nachgeschmack auch das Bittre gespürt wird, welches alsdann den vorhergehenden Geschmack verdrängt und längere Zeit noch allein, vorzüglich auf den hinteren Geschmacksstellen wahrgenommen wird, ja oft noch längere Zeit hernach durch Schluckbewegung wieder neu angefacht werden kann. So haftet besonders lange der Chiningeschmack.

Kennen wir sonach auch die geschmacksfähigen Stellen genau, so ist doch unsere Kenntniß über die eigentlichen Geschmacksorgane noch nicht ganz sicher. Fest steht, daß nicht die drei verschiedenen Arten der Zungenwärzchen oder Papillen als solche Organe anzusehen sind; denn dieselben befinden sich auch auf der vorderen Zungenhälfte, wo nicht geschmeckt wird, und fehlen am weichen Gaumen und am Gaumenbogen, welche für Geschmackseindrücke empfänglich sind. Nur das ist noch nicht erforscht, ob nicht die auf der Zungenwurzel befindlichen Papillen, die sogenannten Wallpapillen, eine Rolle beim Geschmack spielen. Jetzt hat man sich ziemlich allgemein der Ansicht angeschlossen, daß in der Schleimhaut der schmeckenden Stellen Geschmackszellen eingebettet sind, an welche die feinsten Ausläufer der Geschmacksnerven herantreten. Von einem einzigen Geschmacksnerven, wie wir einen Sehnerv und Hörnerv kennen, welcher isolirt sich vom Gehirn zu seinen Organen hinzieht, dürfen wir nicht mehr sprechen; denn wie Beobachtungen bei Erkrankungen einzelner Gehirnnerven der Menschen und Experimente an lebendigen Thieren gezeigt haben, laufen die Geschmacksnervenfasern, welche die verschiedenen Geschmacksträger versorgen, in den Bahnen von drei getrennten Gehirnnerven, dem Zungenschlundkopfnerven, dem dreigetheilten Nerven und höchstwahrscheinlich auch dem Antlitznerven. Nichtsdestoweniger ist doch zu vermuthen, daß alle diese gesondert verlaufenden Geschmacksnervenfasern im Gehirn ein gemeinsames Centrum haben.

Hätten wir somit die Hauptlehren aus der Physiologie des Geschmackes hingestellt, und ich habe nichts mitgetheilt, was meiner eigenen Prüfung entbehrte, so dürfte es wohl passend erscheinen, schließlich auch noch der Kochkunst zu gedenken. Dieselbe entwickelte sich mit der Cultur der Völker, als die Menschen sich nicht mehr mit den Nahrungsmitteln begnügten, welche ihnen die Natur fertig und wohlgenießbar darbot.

Soll die Kochkunst eine rationelle sein und wirklich des Menschen Herz erfreuen, muß sie nicht allein darauf Bedacht haben, die Zunge zu laben und den Gaumen zu kitzeln, sondern muß sich auch stets davor hüten, den Wächter der Ernährung zu bethören und etwas darzubieten, was wohl beim Genuß angenehme Empfindungen hervorrufen kann, aber der Ernährung nicht zuträglich ist. Ist der Geschmack nicht verderbt, darf die Kochkunst mit der Nahrungsmittellehre nie in Widerspruch stehen; sie hat für die sorgsame Wahl und gesündeste und schmackhafteste Zubereitung, sowie für zweckmäßige Aufeinanderfolge der Speisen zu sorgen. Die Grundsätze der Kochkunst sind zumeist auf empirischem Wege gewonnen, müssen aber der Geschmackslehre, und hierauf kommt es uns hier gerade an, nicht widerstreiten.

Berg- und Gletscherfahrten.*

Saussure's Ersteigung des Montblanc hat einen mächtigen Anstoß gegeben. Sie ist für unsere Kenntniß der Steine, der Pflanzen und der Luft ungemein fruchtbar gewesen. Die berühmtesten Naturforscher haben auf den Höhen der Gebirge Entdeckungen gemacht, oder dort die Richtigkeit

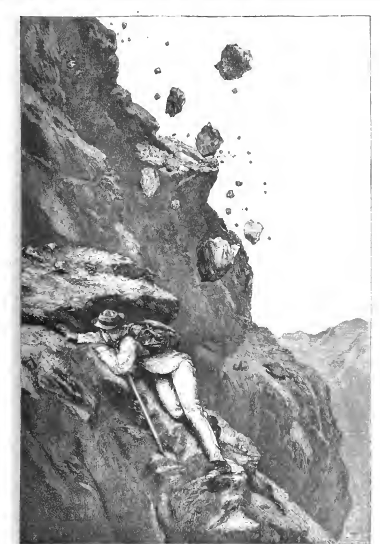
* Edward Whymper's Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen in den Jahren 1860 bis 1869. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Fr. Steger. Braunschweig, Verlag von G. Westermann.

früherer Beobachtungen geprüft. Für die Geologie sind die Alpengipfel noch wichtiger geworden als die Bergwerke. In den Eingeweiden der Erde hat der Forscher immer nur die einzelnen Gesteinsschichten vor Augen, die er bei dem trüben Licht der Bergmannslampe betrachtet, oben auf den luftigen Alpenhöhen umfaßt er mit dem Blicke ein ganzes System von Rücken und Graten, Klippen und Nadeln, Kegeln und Domen, das ihm die verschiedensten Formen nebeneinander zeigt und auch, da die Kuppen und Wände meistens nackt sind, die einzelnen Gesteinsarten erkennen läßt. Die Verbreitung der Thiere und Pflanzen nach oben ist auf den Bergen ermittelt



Das Matterhorn vom Riffelberg aus.

worden, über Licht und Schall hat man Untersuchungen anstellen können, die in der Ebene sich verboten, und endlich ist man durch das Studium der Gletscher zu Ent-



Ein Steinsturz auf dem Matterhorn. (1862.)

deckungen gelangt, die sich in geologischer Beziehung äußerst fruchtbar erwiesen haben.

Es begreift sich daher, daß Männer wie Alexander von Humboldt und Leopold von Buch auf Bergersteigungen das größte Gewicht gelegt und ihre Kräfte an den Riesen der Erde selbst versucht haben. Mit leicht verzeihlicher Eitelkeit ist Humboldt noch im höchsten Alter gern darauf zurückgekommen, daß er den Chimborazo bis zu 5909 Metern bestiegen und damit die bedeutendste Höhe erreicht hatte, bis zu der damals ein Mensch je emporgekommen war. Dieser berühmtesten aller Bergersteigungen schließen sich verschiedene andere an, die theils wegen

ihres wissenschaftlichen Nutzens, theils wegen der Schwierigkeiten des Unternehmens unsere volle Aufmerksamkeit beanspruchen. Wir erinnern an die Ersteigung des Ararat (über 16,000 Fuß) durch Friedrich Parrot, des Sumeru Parbut, eines der Himalaya-Riesen und etwa 18,000 Fuß hoch, durch Robertson, des Hood (18,361 Fuß) in den Seealpen von Oregon durch Lake, des mexikanischen Orizaba (13,373 Fuß) durch Reynolds und Mayrard, endlich des Monte Rosa (14,284 Fuß) durch die Brüder Schlagintweit. Neben diesen kühnen Bergsteigern müssen wir der Männer gedenken, die zu Gletscherbeobachtungen auf Höhen verweilt haben, wo keine Spur von thierischem Leben mehr vorhanden ist. Wochenlang hat Agassiz mit mehreren Gefährten seinen Wohnsitz auf dem Eis des Aargletschers aufgeschlagen. Durch kühne Forschungsreisen auf den Gletschern und firnbedeckten Gipfeln des berner Oberlandes ist Hugi berühmt geworden und Forbes hat selbst die Gletscher Norwegens in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen.

Die ungemeine Anziehungskraft des Hochgebirges und insbesondere der Anreiz, der erste Besteiger eines noch jungfräulichen Gipfels zu sein, haben zusammen dahin gewirkt, die Alpen- und Gletscherfahrten zu einem beliebten Sport zu machen. Man braucht nur einen Blick in die Jahrbücher und Zeitschriften der deutschen, österreichischen, schweizerischen und englischen Alpenvereine zu thun, um sich zu überzeugen, wie fruchtbringend dieser modernste Sport für unsere Kenntniß des Hochgebirges geworden ist. Die Alpen der Schweiz sind aus naheliegenden Gründen der hauptsächlichste Tummelplatz der bergersteigenden Touristen geworden. Einer ihrer Hochgipfel nach dem andern ist besiegt worden, die Jungfrau, der Tödi, das Wetterhorn und zuletzt sogar das Matterhorn.

Unser Bild wird es erklärlich machen, daß dieser letztgenannte Gipfel für unersteiglich galt. Die kühnsten, geübtesten Bergsteiger und selbst Führer, die sonst vor keiner Schwierigkeit zurückschreckten, theilten diesen allgemeinen Glauben. Die Wenigen, die sich an den Berg wagten, scheiterten mit allen ihren Anstrengungen. Glaubten sie gesiegt zu haben, so wurden sie noch in der Nähe der höchsten Spitze durch eine unersteigliche Felswand oder einen tiefen Abgrund zurückgeschlagen. Auch Whymper, dem schließlich der Ruhm der ersten Besteigung zufiel, machte vorher sieben vergebliche Versuche. Bei einem derselben war er dem Tode sehr nahe und wurde wie durch ein Wunder gerettet. Am oberen Rande eines steilen Schneefeldes ausgleitend, rutschte, stürzte und flog er wohl zweihundert Fuß tief hinab und blieb hart am Rande eines Abgrundes mit den Kleidern an einem Felsen hängen. Als er ein paar Jahre später den Lohn seiner Anstrengungen fand und die höchste Spitze glücklich erreichte, fanden beim Hinabsteigen seine drei Gefährten Hudson, Hadow und Lord Douglas nebst dem Führer Croz den Tod. Diese Rache nahm der böse Geist, den das Volk als den Herrn des Matterhorns kennt und fürchtet, an seinen Besiegern.

Eine Schilderung der Berg- und Gletscherfahrten Whymper's hat vor Kurzem die englische Presse verlassen und eine autorisirte deutsche Ausgabe wird vorbereitet. Whymper, ein Bruder des Alaska-Reisenden, bereiste die Alpen jahrelang und machte sich besonders mit den interessanten und doch wenig bekannten Gebirgsgruppen bekannt, die im Dauphiné und in dem Grenzgebiet liegen, wo Frankreich, Italien und die Schweiz an einander stoßen. Als Maler hat er diese merkwürdige Welt mit den Augen des Künstlers gesehen, und seine botanischen und geologischen Kenntnisse haben ihn in den Stand gesetzt, über die Pflanzen und Steine der Alpen manche sinnige und überraschende Mittheilung zu machen. Was er über die Gletscherbewegung sagt, ist so lichtvoll, daß es selbst den Laien über eine der schwierigsten wissenschaftlichen Fragen ins Klare setzt. Die Erzählung seiner Bergbesteigungen und Abenteuer verwebt sich mit seinen Schilderungen von den erhabenen Wundern des Hochgebirges, seinen Mittheilungen über die Fell'sche Eisenbahn und den großen Mont-Cenis-Tunnel zu einem Ganzen, das stets fesselt und die Gedanken noch lange beschäftigt, nachdem man das Buch weggelegt hat.

Das Matterhorn bildet den Mittelpunkt des ganzen Werkes. Jahre lang schien es, als ob der böse Geist auf seinem Gipfel wirklich existire und keinem Menschen gestatten wolle, den Fuß auf sein Gebiet zu

setzen. Den ersten Versuchen Whymper's stellte sich immer ein Hinderniß entgegen, das er nicht zu besiegen vermochte. Einmal verlor der Führer den Muth, als er den Schornstein erklimmen sollte. So nennt Whymper eine allerdings böse Stelle, wo ein mit Schnee bedeckter glatter Felsen in starker Neigung zwischen zwei Wänden niedergeht. Da unmittelbar unter dem Schornstein, nur durch eine Felsenleiste von ihm getrennt, ein furchtbarer Abgrund gähnt, so würde ein Ausgleiten auf dem steilen Schneehange höchst gefährlich sein. Bei einem zweiten Versuche trieb ihn ein Sturm zurück, bei einem dritten ein starker Nebel, wie er auf dem Matterhorn häufig eintritt. Die leichten Dünste der Luft, die das Auge nicht wahrnimmt, verdichten sich plötzlich, ein starker Schnee fällt, und indem dieser die wärmeren Felsen berührt, erzeugt er Glatteis.

Bei allen seinen Besteigungen war Whymper über den höchsten Punkt, den Andere vor ihm erreicht hatten, nicht weit hinausgekommen. Eins war ihm gelungen, nämlich die Ueberwindung des großen Thurms, einer ungeheuren Klippe, die auf dem zum höchsten Gipfel führenden Grat emporragt. Von fern gesehen scheint sie eine unbedeutende Nadel zu sein, steht man aber davor, so erkennt man in ihr ein furchtbares Bollwerk, das die Matterhornspitze dem Menschen entgegenschiebt, um ihm Halt zu gebieten. Schreckliche Abgründe umgeben den großen Thurm zu beiden Seiten und er läßt sich nicht anders umgehen, als indem man sich schmalen Felsleisten anvertraut und sich mit den Händen an Vorsprüngen des Gesteins festhält. Jenseits nimmt der Grat den seltsamsten Charakter an, so daß man sich auf einem Kirchhof von Riesen zu befinden glaubt. Ungeheure Felsstücke, wie Grabsteine geformt, ragen auf und wechseln mit Pfeilern, die man mit der Hand bewegen kann und die doch nicht fallen, weil sie genau im Gleichgewicht stehen. „Ich habe in den Alpen auffallendere Formen und mächtigere Felsnadeln gesehen,“ sagt Whymper, „aber nie zeigten sich mir die Wirkungen, die durch den Frost und die jahrhundertelange Thätigkeit unscheinbarer Kräfte entstehen, eindringlicher als hier auf diesem verwitterten, zerstörten, in Trümmern liegenden Grat.“

Bei einer der nächsten Besteigungen des Matterhorns, die ihn ebenfalls noch nicht auf die höchste Spitze führte, gerieth Whymper in eine neue Gefahr. Er hörte über sich ein Geräusch und gewahrte aufblickend einen Stein von mindestens einem Cubikfuß in Umfang, der schnurgerade gegen ihn heranflog. Schnell suchte er hinter einem Felsen Schutz und ließ den Stein bei sich vorbeisausen. Derselbe war der Vorbote eines wahren Sturmes von Steinen, die mit entsetzlichem Klappern vom Berge herunterpolterten und eine Staubwolke hinter sich zurückließen. Professor Tyndall, der zu derselben Zeit eine Besteigung des Matterhorns erfolglos versuchte, sah denselben Stein, durch den Whymper bedroht wurde, von einer Klippe abspringen und wie eine Kanonenkugel heranfliegen. Als er unten aufschlug, zersprang er in tausend Trümmer, die sich wie Spreu verbreiteten. Die durch Steine entstehende Gefahr erklärt Whymper für die einzige, welcher der geübte Bergsteiger nicht ausweichen kann. Daß diese Gefahr nicht bloß im Hochgebirge zu fürchten ist, beweist der unglückliche Fall des Professors Gerlach, der zu Anfang dieses Herbstes, mit Aufnahmen für die große Dufour'sche Karte der Schweiz beschäftigt, seinen Tod fand. Ein nur faustgroßer Stein, den eine über ihm weidende Ziege losgetreten hatte, traf ihn in die Schläfe.

Vom Z'Muttgletscher aus gesehen, bietet das Matterhorn den wildesten Anblick dar. „Man hält den Athem an,“ sagt Whymper, „wenn man diese fürchterlichen Klippen betrachtet. Die größte von allen ist die ungeheuere Nordklippe, die über dem Z'Muttgletscher hängt. Steine, die über diese Riesenmauer hinwegstürzen, fallen fünfzehnhundert Fuß tief, ehe sie etwas berühren. Oft lösen sich Steinmassen los und schlagen unten mit einem Krachen auf, das stärker als der Donner des schwersten Geschützes ist und vom Ebihorn drüben als Echo zurückkommt. Auch der Matterhorngletscher sendet Geschosse aus, als wollte er mit den Felsen hinter ihm wetteifern. Statt wie die meisten anderen Gletscher in einen allmäligen Abhang auszulaufen, endet er plötzlich an einem senkrechten Felsenrand, und selten vergeht eine Stunde, ohne daß ein gewaltiges Eisstück losbricht und mit schrecklichem Gepolter unten zerschellt.“

Auf dieser Seite des Matterhornes ereignete sich die Katastrophe, die auf die endliche glückliche Ersteigung der höchsten Spitze folgte und Whymper's Freude über den durch jahrelange Anstrengungen erfochtenen Sieg in tiefe Trauer verwandelte. Am 13. Juli 1865 brachen die Bergsteiger, lauter Engländer, Charles Hudson, Pfarrer zu Skillington in der Grafschaft Lincoln, Hadow, ein junger Mann von neunzehn Jahren, Lord Francis Douglas und Whymper, mit vier Führern von Zermatt auf. Einer der Letztern kehrte um und bei den Touristen blieben nur noch drei, Michel Croz aus Chamouny und Peter Taugwalder mit seinem Sohn. Hadow war als Fußgänger berühmt, aber die Alpen hatte er in diesem Jahre zuerst kennen gelernt. Die Uebrigen waren im Bergsteigen bereits geübt. In einer Höhe von elftausend Fuß wurde übernachtet und am anderen Morgen beim ersten Tagesgrauen der Weg fortgesetzt. Bald kam man zu einer schlimmen Stelle, wo ein überhängender Fels zu umgehen war und wenig anderer Halt für Füße und Hände sich bot, als aus dem Schnee hervorstehende und mit Eis überzogene Steine. Als man diesen Punkt und noch eine zweite Ecke glücklich überwunden hatte, kam man zu einem Schneefelde, das bequem zu begehen war, und stand bald auf dem höchsten Gipfel. „Um ein Uhr vierzig Minuten Nachmittags," schreibt Whymper, „lag die Welt zu unseren Füßen, das Matterhorn war besiegt."

Der Tag war so schön und ruhig, wie er nur gewünscht werden konnte. Nicht ein einziges Wölkchen und nicht eine Spur von Dunst verdunkelte die Luft. Die fernsten Berge zeichneten sich klar am Himmel ab und ihre Klippen und Schluchten waren deutlich zu erkennen. Der Montblanc, der Simplon und die Gotthardsgruppe, die Alpen des Berner Oberlandes, vom Finsteraarhorn überragt, die Orteles-Spitze und der Monteviso zeigten sich nicht deutlicher, als die fernen Seealpen. Zehntausend Fuß unter den Touristen entfalteten sich die grünen Felder von Zermatt, aus dessen Häusern blaue Rauchwolken aufstiegen, und auf der andern Seite, achttausend Fuß tief unten, zeigten sich die Matten von Breil. Düstere Wälder und sonnige Weiden, lebhafte Wasserfälle und stille Bergseen, fruchtbare Felder und Einöden waren mit einem Blick zu umfassen. Die Berge stellten ihre wildesten und ihre anmuthigsten Formen, senkrechte Klippen und in Bodenwellen sanft niedergleitende Abhänge, nackte Kuppen und Gletscher, Wände, Thürme, Nadeln, Kegel, Pyramiden und Dome zur Schau.

Eine Stunde wurde auf der Spitze verweilt und dann begann das Niedersteigen. Die Gesellschaft war mit Seilen in Ueberfluß versehen, so daß sich nicht blos Einer an den Andern binden, sondern auch durch Schlingen, die man an Felsen hing, eine größere Sicherheit erreicht werden konnte. Diese letztere Vorsicht wurde besprochen, kam aber nicht zur Anwendung. An das Seil banden sich Alle, doch hatte man unglücklicherweise das schwächste Seil dazu gewählt. Beim Hinuntersteigen ging der Führer Michel Croz voran, Hadow, Hudson und Lord Douglas folgten in der Reihe, wie sie hier genannt werden, dann kam Peter Taugwalder, hinter ihm Whymper und als Letzter der junge Taugwalder. Man bog eben um einen Felsen und Whymper sah, daß Croz sein Beil weglegte und sich bückte, um Hadow's Füße an sichere Stellen zu setzen, als Hadow plötzlich ausglitt, gegen Croz stürzte und ihn umwarf. Im nächsten Augenblicke waren Hudson und Lord Douglas umgerissen. Peter Taugwalder und Whymper hörten Croz aufschreien und stemmten sich fest gegen den Boden. Zwischen ihnen war das Seil so stark angespannt, daß der Ruck sie wie einen einzigen Mann traf. Sie blieben fest stehen, aber zwischen Peter Taugwalder und Lord Douglas riß das Seil. Einige Secunden lang sahen die Geretteten ihre unglücklichen Gefährten auf dem Rücken niedergleiten und die Arme weit ausbreiten, um einen Halt zu finden. Dann verschwand Einer nach dem Anderen und stürzte von Klippe zu Klippe bis zum Matterhorngletscher, der viertausend Fuß tiefer unten liegt.

Eine halbe Stunde blieben Whymper und die beiden Taugwalder auf der Unglücksstelle und konnten keinen Schritt thun. Die beiden Führer weinten wie Kinder und zitterten so heftig, daß ihnen dasselbe Schicksal zu drohen schien. Endlich wurde ein Seil um den Felsen geschlungen und nun wagten die Führer den Gang. „Zwei

Stunden lang," erzählt Whymper, „glaubte ich fast immer, daß der nächste Augenblick mein letzter sein werde. Die Taugwalder waren so muthlos geworden, daß sie mir nicht bloß keinen Beistand zu gewähren vermochten, sondern daß sie auch leicht ausgleiten und stürzen konnten. Selbst als wir Seile um die Felsen geschlungen hatten, die von Strecke zu Strecke abgeschnitten und zurückgelassen wurden, fürchteten sich diese Männer noch, weiterzugehen, und mehrmals drehte sich der alte Peter mit aschgrauem Gesicht und schlotternden Gliedern um und sagte mit furchtbarem Nachdruck: Ich kann nicht."

Um sechs Uhr Abends endlich stand Whymper auf dem Schnee des nach Zermatt herunterführenden Grates, und alle Gefahr war nun vorüber. Häufig sah er sich nach Spuren seiner verunglückten Gefährten um, bog sich über eine Felsenwand und rief laut; nie kam eine Antwort. Die Nacht verbrachte er schlaflos am Matterhorn auf einer Felsplatte, die kaum groß genug für drei Menschen war. Am nächsten Morgen war er in Zermatt und ließ natürlich seine erste Sorge sein, Männer aufzutreiben, die nach den Verunglückten suchten. Die Dorfbewohner weigerten sich sämmtlich, denn es war Sonntag und ihr Geistlicher würde sie excommunicirt haben, wenn sie bei der Messe gefehlt hätten. Englische Reisende erboten sich zu dem Liebeswerke. Sie fanden die Leichen von Hadow, Hudson und Croz auf dem Gletscher in der Reihe, wie die drei auf dem Berge gegangen waren. Croz lag am weitesten vorn, neben ihm Hadow und hinter diesem Hudson. Lord Douglas wurde weder jetzt noch später gefunden.

Der Kirchhof von Zermatt hat die Leichen der Verunglückten aufgenommen. Auch Peter Taugwalder kann als Opfer der Besteigung des Matterhorns betrachtet werden. Er hat den Gebrauch seiner Verstandeskräfte fast eingebüßt und ist in Armuth versunken. Man beschuldigt ihn fortwährend, das Seil zwischen sich und Lord Douglas durchgeschnitten zu haben. Darüber ist der unglückliche Mann dem Elende verfallen; er hat die geistige Klarheit verloren und ist arbeitsunfähig geworden.

Die Farbenharmonie.

Von

Paul Reis.

Wohl Mancher hat sich schon die Frage gestellt, warum unsere Zeit so wenig den lebhaften Farben zugethan sei, warum die Farblosigkeit, Weiß oder Schwarz, oder die matten Farben, das Clairobscur, oder die lichtschwachen Farben, die sogenannten Grau's oder gebrochenen Farben, die Herrschaft über die entschiedenen oder gesättigten Farben davongetragen haben. Dieses Zurücktreten der lebhaften Farben ist in unserm Jahrzehnt fast bis zum Verschwinden derselben übertrieben worden. Wohl war schon in der ersten Hälfte unseres Säculums das bunte Spiel der glänzenden Farben, das uns aus den Trachten der vergangenen Jahrhunderte entgegenleuchtet, stark verwelkt, verdunkelt und verblichen; allein man sah doch vor dem Jahre 1848 in der Männerkleidung noch helle Röcke von verschiedenen Farben, lebhaft gefärbte grüne und blaue, ja bunte Beinkleider, und in den Westen und Halstüchern blinkte uns das mannigfaltigste Farbenspiel entgegen, während die Damenkleidung damals noch dem bunten Zitz der guten alten Zeit nahe stand, und brennendes Roth, strahlendes Gelb, himmelndes Blau die Straßen und Zimmer erleuchtete. Dagegen sehen wir in den fünfziger Jahren die Herren sich allmälig auf Schwarz und Weiß beschränken und in den Damenkleidungen, so wie in den Ausschmückungen der Zimmer die matten Farben zur Oberherrschaft gelangen. Man könnte vielleicht zur Erklärung auf die Idee kommen, daß die Menschheit, des wilden Treibens der Revolutionen satt, zu bescheidener Innerlichkeit zurückgekehrt sei, und daß sie dieser Selbstbescheidung, diesem Aufgeben der kühnen That unbewußt einen äußeren Ausdruck in dem Tragen bescheidener Farben gegeben habe.

Allein diese Erklärung würde keinesfalls für die Jetztzeit genügen; denn die Zeiten der Reaction sind gewichen, ein neues, nicht revolutionsmüdes Geschlecht ist herangewachsen, große, gewaltige Tha-

ten haben die alte Schlaffheit verdrängt, der Fortschritt hat überall gesiegt, sogar in Schwaben und Baiern. Jedoch die wieder aufgestandene Thatkraft hat die Farben nicht aus ihrem Grabe mitgebracht; im Gegentheile verschwinden die letzten lebhaften Reste der Herrenkleider, die weißen Westen aus den Ballsälen, die bunten Halsbinden müssen kaum sichtbaren, schwarzen Streifchen weichen, und eine Dame mit lebhaft farbigen Kleidern ist in Gefahr, leise spottend hinter sich zu hören: „Du wirst roth, Louise!" oder: „Wie hoffnungsgrün!" oder: „Na so blau!" Und doch hat unsere Zeit durch die genialen Entdeckungen Hofmann's in dem ekelhaften Product der Gasfabriken, in dem übelriechenden und schmutzigen Steinkohlentheer eine Quelle der brillantesten ächten Farben, der sogenannten Anilinfarben, eröffnet, welche unberührt bleiben von Luft, Licht und Lauge, den drei nothwendigen und unvermeidlichen Gefährten, aber auch Erzfeinden vieler der alten Mineralfarben.

Wenn wir demnach dieses Vermeiden der lebhaften, entschiedenen oder gesättigten Farben nicht dem Zeitgeiste zur Last legen können, und wenn demnach auch nicht die Mode, da sie ja ein Product des Zeitgeistes ist, der vernichtende Tyrann über die glühenden Farben sein kann, so müssen wir den Grund unserer Farblosigkeit in anderen Zuständen suchen. Zu diesen Umständen gehört gewiß der Mangel einer allgemein angenommenen, auf physikalischen Grundsätzen beruhenden Farbenharmonielehre, der Mangel an festen, einfachen Gesetzen für die Zusammenstellung der Farben, während unser nervöses Zeitalter durch falsche Farbenverbindungen auf das unangenehmste berührt wird. In den älteren Zeiten war die Zahl der producirten Farbstoffe gering, — und wie diese wenigen Farben mit einander harmoniren konnten oder nicht, das mochte deshalb leicht Jedem bekannt sein oder bald geläufig werden. Jetzt aber ist die Zahl der lebhaften Farbenstufen durch die unendlichen Fortschritte der chemischen Industrie und gar noch durch die Entdeckung der Anilinfarben sehr groß geworden. Wie diese zahlreichen verschiedenen Farben vortheilhaft zu verbinden seien, wie unharmonische Verbindungen zu vermeiden sein möchten, darüber bestehen keine bestimmten Regeln, während unser Geschmack, der durch lebhafte Beschäftigung mit allen Kunstzweigen einen höheren Grad der Ausbildung erreicht hat, eben durch diese Verfeinerung äußerst empfindlich gegen unharmonische Zusammenstellungen lebhafter Farben geworden ist, und sich daher ganz aus dem Bereiche derselben in Schwarz und Weiß, in Clairobscur und Grau zurückgezogen hat.

Es kann nicht etwa eingewendet werden, daß die lebhaften gesättigten Farben an Schönheit gegen die matten und grauen zurückstehen müßten; dieser Einwand würde zerstreut werden durch einen Blick auf die Welt der Farbenkunst, auf die Malerei; dort begegnen uns überwiegend die gesättigten Farben. Die klassischen alten Schulen erglänzen fast ausschließlich in denselben, die neufranzösische, die neubelgische, wie auch die jungdeutsche Schule sind denselben wieder ganz zugewandt, da das Verwerfungsurtheil über die matten Farben der Nazarener und der Düsseldorfer Schule, bei gleichzeitiger Anerkennung der Formvollendung und der Wahrheit des Inhaltsausdrucks, nachgerade ein allgemeines geworden ist. Ebenso sind auch in der Natur die satten, vollen Farben vorherrschend; wenn auch der Sonnenbrand des Sommers das Grün verdunkelt, eine rechte Freude gewährt uns nur das saftige Grün frischer Wiesen und das junge Frühlingsgrün, und die Pracht der Blüthen in ihren vollen, frischen Farben bewegt das Herz. Man hat zwar auch hier gekünstelt und besonders den Azaleen vielfach matte Farben künstlich aufgezwungen, aber ohne besonderen Beifall damit zu ernten. Kurz, sowohl die Kunst als auch die Natur freuen sich des Besitzes der gesättigten, lebhaften, glühenden Farben; sie sind die schönsten, weil sie die reinsten sind. Aber der Mensch benutzt sie nicht, nicht in der Kleidung, nicht zum Schmucke seiner Wohnräume, sein ganzes Leben ist Grau in Grau, oder zerfällt in die Bestandtheile des Grau, in Schwarz und Weiß. Gewiß hauptsächlich darum, weil es an einer Lehre von der Farbenharmonie fehlt, an einfachen, leicht greifbaren Gesetzen für die Zusammenstellung der Farben, an Regeln, wie man wohlthuende Farbenverbindungen gewinnt und wie man schlechte Farbengruppen erkennt und vermeidet. Wie es in der Mu-

sik eine Harmonielehre giebt, welche die Verbindung der Töne zu Accorden lehrt, und die Lehre vom Generalbaß, welche die Verbindung der Accorde zu einem gesetzmäßigen Ganzen ermöglicht, so müßte auch eine Farbenharmonielehre erschaffen werden, welche Jedem leicht zugänglich wäre und es Jedem ermöglichte, unrichtige, unangenehme Farbenverbindungen zu vermeiden und in jedem Falle die beste Verbindung zu treffen. Man könnte zwar behaupten, daß das Wohlgefallen an einer guten, das Mißfallen einer schlechten Verbindung, also der Geschmack, der richtige Maßstab sei; allein dieses Maß ist bei der Unklarheit über die Grundursachen ein sehr verschiedenes und wechselndes; bei dem Einen ist der Geschmack sehr empfindlich, bei vielen Anderen kaum entwickelt, bei Vielen durch Künstelei verdorben, so daß auf Wohl- und Mißfallen gar nicht zu bauen ist. Hier kann nur eine Farbenharmonielehre helfen, die freilich zur Entdeckung eines vielumfassenden Geistes, eines Aristoteles, Leonardo da Vinci, Goethe oder Humboldt bedarf. Eine Farbengeneralbaßlehre wäre vor der Hand weniger nöthig, weil die Uebergänge aus einer Farbenverbindung in eine andere weniger wichtig sind als in der Musik. Ein Accord bleibt im Ohr, der folgende muß daher mit ihm in gesetzmäßigem Zusammenhange stehen; eine Farbenverbindung dagegen, die wir nicht mehr ansehen, hat keinen Einfluß mehr auf uns, wenn wir eine folgende erblicken.

An Versuchen zu Harmonielehren der Farben hat es in den letzten Jahrzehnten nicht gefehlt, aber ohne daß dieselben das erwähnte Ziel zu erreichen vermochten; ja sogar im vorigen Jahrhundert, als Newton die Regenbogenfarben als eine Tonleiter auffaßte, wurde schon ein solcher Versuch gemacht. Der Jesuitenpater Castel hat 1730 ein Farbenclavier erbaut, auf welchem bei dem Anschlagen wohlklingender Accorde auch harmonische Farbenverbindungen und bei dem Greifen von Dissonanzen schlechte Farbenzusammenstellungen zum Vorschein kommen sollten; allein dieser Versuch ist ebenso wenig gelungen als eine neuere Verbesserung desselben von Ruete in Leipzig, so wie von Unger in Wien, der auf seiner chromharmonischen Scheibe zwölf Farbentöne zusammenstellte, die den zwölf halben Tönen der chromatischen Tonleiter entsprechen sollten. Man erhält auf dieser Scheibe die angenehmen Farbenverbindungen, wenn man diejenigen Farben derselben zusammenstellt, deren Nummer in der Reihe mit solchen Tönen zusammenfällt, die miteinander gute Accorde geben. So bilden z. B. der erste, fünfte und achte Ton einer chromatischen Tonleiter den vollkommensten, nämlich den Dur-Dreiklang, wie z. B. c e g; ebenso bilden in Unger's chromharmonischer Scheibe die erste, fünfte und achte Farbe die vollkommenste Farbenharmonie, Roth, Grün und Violett, die sich auf den Bildern der altitalienischen Maler am häufigsten findet. Allein die ganze Uebereinstimmung von Farbe und Ton hat etwas Erzwungenes, und außerdem ergiebt sie weder alle angenehmen Verbindungen, noch auch sind die den Dissonanzen entsprechenden Gruppen unter allen Umständen unangenehm. — Diesen Künsteleien sind zwar die Versuche überlegen, welche statt der Analogie mit den Tönen optische Erscheinungen, Wirkungen auf das Auge zu Grunde legen, wie Chevreul's Farbenharmonien, Adam's Farbenharmonie und Brücke's Physiologie der Farben. Allein auch in diesen Werken kommt es nicht zur Entdeckung von neuen einfachen Grundregeln. Das letzte Werk von Brücke gesteht offen zu, daß ein alle Erscheinungen beherrschendes Gesetz noch nicht gefunden sei, und begnügt sich damit, die Farbenverbindungen aufzuzählen, welche nach den Regeln der Optik übereinstimmend mit den Bildern großer Maler und den Angaben geschmackvoller Kunstkenner als gute oder nicht gute anzusehen seien.

Wenn es demnach an einer allgemein giltigen Farbenharmonielehre noch fehlt, so sind doch mehrere optische Erscheinungen aufgefunden, welche zur Begründung dieser Lehre dienen werden, und welche es schon jetzt ermöglichen, zu beurtheilen, warum allgemein anerkannte gute Verbindungen diese Eigenschaft haben, warum sie gut sind, sowie warum allgemein als falsch anerkannte Farbengruppen unangenehm auf uns wirken. Diese optischen Grunderscheinungen in Kürze vorzuführen und einige Anwendungen derselben zu zeigen, ist das Ziel, das ich mit meinen geneigten Lesern erreichen möchte. Wie wichtig diese Farben-

Grunderklärungen sind, mögen folgende Beispiele aus Chevreul's Farbenharmonie beweisen. Chevreul wurde als Vorsteher der Farbenbereitungsanstalten unter Louis Philippe's Regierung sehr häufig als Experte zu Processen zugezogen, in denen es sich um Farbenstreitigkeiten handelte. Ein Modehändler klagte gegen eine Druckerei, daß dieselbe nicht, wie bestellt, schwarze Muster auf einfarbigen Stoffen gefertigt habe, sondern farbige; die schwarz sein sollenden Zeichnungen waren auf rothem Grunde grünlich, auf violettem grüngelb, auf blauem orangefarbig, aber nicht schwarz, während der Drucker behauptete, tadelloses Schwarz angebracht zu haben. Chevreul deckte den farbigen Grund mit weißem Papier zu — und siehe da, die Zeichnungen, welche dazwischen sichtbar blieben, waren wirklich tadellos schwarz. — In einer Kattundruckerei that man sich viel zu gut mit einem Recept für grüne Druckmuster; plötzlich schien der Stoff umgeschlagen, denn auf blauem Grunde erschien eine grüngelbe statt einer grünen Zeichnung. Ein Arbeiter, der Chevreul's Vorträge gehört hatte, erklärte den Mißton als eine Folge des schwachblauen Grundes und rieth, zur Abhilfe die Intensität desselben zu verstärken, worauf das Grün in seiner alten Reinheit wieder auftrat. — Eine Dame tritt in einen Laden und läßt sich eine Reihe rother Stoffe vorlegen, die sie nach und nach prüfend betrachtet. Sie erklärt, daß die fünf bis sechs ersten Stoffe eine viel lebhaftere Farbe zeigen, als die sechs anderen, während der Kaufmann in ergebenster Entschiedenheit behauptet, daß die Färbung aller Stoffe genau die nämliche sei. Ein zufällig anwesender Physiker läßt der Dame einen grünen Stoff reichen und bittet sie, denselben eine Zeit lang anzusehen und dann die übrigen Stoffe zu betrachten; nachdem das geschehen war, erklärte sie sofort, daß dieselben allerdings die Farbe der sechs ersten in demselben Glanze besäßen. — Ein ander Mal betrachtete eine Käuferin längere Zeit einen gelben Stoff und wendete sich dann zu einem orangefarbigen, der ihr von dem Kaufmann als besonders schön gerühmt wurde; sie erklärte aber, derselbe sei gar nicht orange, sondern amaranthfarbig und verließ entrüstet den Laden. Als sie nach einigen Minuten wiederkehrte und der Stoff noch dalag, brach sie verwundernd in die Aeußerung aus, daß derselbe doch orangefarbig sei.

Die Identität von Farbe und Licht.

Um solche und andere Erscheinungen des Lebens zu begreifen, muß man das Wesen und die Entstehung der Farben, so wie besonders die Empfindung der Farben, die Art der Farbenperception im Auge zu verstehen suchen.

Was sind die Farben, diese Boten des Frühlings, diese Zeichen der Jugend, diese Flüchtlinge vor dem Tode, vor dem Verwelken, vor dem Alter, diese belebenden Elemente in der Natur, in der Kunst, dieser Schmuck der Schönheit, diese glühenden Zierden des ganzen Daseins? Haben sie eine selbständige Existenz, bestehen sie für sich oder sind sie nur flüchtige Producte anderer Kräfte? Leider verdanken sie ihre Schönheit ihrer Vergänglichkeit! Denn sie sind nur, wo Licht und Körper sind, sie schwinden mit dem Lichte, sie wechseln mit der Art des Lichtes; sie sind Kinder des Lichtes, wie der Dichter sagt, aber ohne die selbständige Existenz von Kindern zu haben, mit dem Absterben des Vaters ist auch ihr Dasein erloschen. Der Volksmund, wenn auch seine Aussprüche oft durch Derbheit verletzen, spricht häufig in einfachen alten Sprichwörtern von der Seele der ganzen Menschheit geahnte Wahrheiten aus, die oft erst spät vollkommen begriffen werden. „In der Nacht sind alle Kühe schwarz," dieser alte Volksspruch enthält die Wahrheit, daß es ohne Licht keine Farbe giebt, daß die Farbe nicht dem Körper eigenthümlich ist, sondern erst durch die Einwirkung des Lichtes auf den Stoff des Körpers hervorgerufen wird. Giebt nicht die altbekannte Thatsache, daß gelbe Handschuhe bei Kerzen- oder Gaslicht den weißen gleichen, daß bei Abendbeleuchtung Grün und Blau einander gleich sind, einen weiteren Beweis dafür, daß die Farben vom Lichte abhängen? Wenn im Freien bei Abendfesten das Rothfeuer erstrahlt, so erglänzt in der Farbe des Lebens jedes Antlitz in höherem Feuer, aber die ganze Pflanzenwelt zieht das Trauergewand an, alles Grüne erscheint schwarz; und wenn Grünfeuer

abgebrannt wird, da strahlt die Pflanzenwelt in höherem Glanze, dagegen die schönsten rothen Lippen und Wangen sind nur schwarze Flecken auf fahlem Grunde. Und beleuchtet man gar eine Gesellschaft mit einer Flamme von Spiritus,* die Kochsalz gelöst enthält, so bedeckt sich die ganze Gesellschaft mit Todesbleiche, auf welcher die schwarzen Lippen und Wangen um so abschreckender hervortreten. Solcher Nachweise, daß die Farben nur mit dem Lichte auftreten und mit dem Lichte wechseln und verschwinden, bieten sich im gewöhnlichen Leben noch genug. — Die Physik geht aber noch weiter, sie sagt nicht nur: die Farben sind Erzeugnisse des Lichtes, sondern die Farben sind Licht, Farbe und Licht sind identisch, Farbe ist nur eine bestimmte Sorte von Licht. Die Farben sind ebenso wenig den Körpern eigenthümlich, wie ein Ton dem Instrumente, auf dem er hervorgerufen wird; wie das beliebte hohe C im Troubadour nur eine Art von Ton ist, so ist das Roth nur eine Art von Licht, das ein Körper ausstrahlt, wenn die Wellen des Lichtes sich über ihn ergießen. Wie ein Horn bei stärkerem Anblasen einen anderen Ton ergiebt, so nimmt ein und derselbe Körper eine andere Farbe an, wenn er in anderes Licht getaucht wird. Mit dieser Behauptung, daß die Farbe nicht den Körpern angehöre, daß der Körper an sich keine Farbe habe, hebt sich vor unserem inneren Auge ein Theil von dem Schleier über dem Bilde zu Sais; die Natur zeigt sich uns an sich farblos, glanzlos, sie verliert in dem kalten Lichte der inneren Wahrheit scheinbar einen Theil ihres Reizes, ihrer Schönheit. Das ist eine der Ursachen, welche manche Künstler und Philosophen, an ihrer Spitze Goethe und Schopenhauer, bewogen haben, die physikalische Farbentheorie zu verwerfen; sie können dem holden Wahne nicht entsagen, daß der schöne Schein Wirklichkeit sei, während doch gerade die Maler an jedem Baume viele Farben sehen und an jedem gemalten Baume viele Farben anbringen, die für das gewöhnliche Menschenauge gar nicht vorhanden sind. Sie flüchten sich, um den schönen Schein zu retten, in die alte Aristotelische Ansicht, die Farben entständen durch Vermählung des äußeren Lichtes mit der Finsterniß der Körper, wie uns Schiller es besingt:

> Wir stammen, unser sechs Geschwister,
> Von einem wundersamen Paar,
> Die Mutter ewig ernst und düster,
> Der Vater fröhlich immerdar.
> Von Beiden erben wir die Tugend,
> Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
> So dreh'n wir uns in ew'ger Jugend
> Um dich herum im Zirkeltanz.

Die sechs Geschwister sind die sechs Hauptfarben: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett, der Vater ist der Tag, die Mutter ist die Nacht, das Urelternpaar, das im Anbeginn aller Zeiten seine Vermählung feierte und gleichzeitig den sechs Kindern das Dasein gab.

Der Hauptvertreter dieser Ansicht ist Goethe. Dem großen Werthe gegenüber, den der Dichter auf seine Farbenlehre legte, ziemt es sich nicht, dieselbe ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Er gründet sie auf sein sogenanntes „Urphänomen,“ die Erscheinung nämlich, daß trübe Medien, d. i. halb durchsichtige, aber beleuchtete Stoffe vor vollkommener Dunkelheit blau, vor vollkommener Helligkeit roth erscheinen. So sehen wir den Himmel blau, weil wir durch die Luft in den dunkeln, tief schwarzen, absolut finstern Weltraum schauen. Die wenigstens zwölf Meilen dicke Luftschicht, durch welche wir in das Dunkel hineinsehen, ist wegen ihrer großen Dicke ein trübes, aber durch das Sonnenlicht beleuchtetes Medium und erscheint uns deshalb blau. Wir wissen jetzt durch Brücke, daß diese blaue Farbe eine Interferenzfarbe ist, und werden später die geistreiche Erklärung Brücke's kennen lernen, aus welcher hervorgeht, daß jedes an sich farblose, durchscheinende oder trübe Medium, das beleuchtet zwischen uns und einem dunkeln Raume schwebt, Blau erzeugt. Es ist dieselbe Erscheinung, durch welche uns die Iris, die Regenbogenhaut solcher Augen, welche nicht von schwarzem Pigment durchsetzt ist, blau erscheint, so daß das Blau der Augen und das Blau des Himmels dieselbe Grundursache haben, welche auch ferne Berge mit einem blauen Schimmer überhaucht, eine Uebereinstimmung, welche die Poeten in dem Himmel schöner blauer Augen längst entdeckt haben. Ebenso wie dieses Blau hinreichend durch Interferenz erklärt ist, so ist es auch mit dem Roth und Rothorange, das ein trübes Medium zeigt, wenn man weißes Licht durch dasselbe betrachtet. Steht hinter einem Topfe, in

welchem Wasser kocht, ein helles Licht und betrachtet man dasselbe durch den Schwaden, der bei plötzlichem Oeffnen des Deckels aufsteigt, so erscheint es roth wie die Sonne, wenn man sie durch den dunsterfüllten Rauch ansieht, der aus dem Locomotivenkamin strömt. Es ist dies dieselbe Erscheinung, der wir das Morgen- und Abendroth und an den feuchten Herbstabenden den glühenden Sonnenuntergang zu verdanken haben. Zu Goethe's Zeiten war die jetzt sehr einfache Erklärung dieser Erscheinungen noch unbekannt; er hielt sie für eine Grunderscheinung, ein Urphänomen, er glaubte, Blau sei nichts Anderes als Dunkel durch ein beleuchtetes Trübes betrachtet, Blau sei Finsterniß durch Licht gesehen, und Roth sei nichts Anderes als Licht durch ein unbeleuchtetes Trübes betrachtet, Roth sei Licht, das durch Finsterniß scheine. Es braucht nicht weiter aus einander gesetzt zu werden, daß eine Farbenlehre keinen wissenschaftlichen Werth hat, die sich auf unerklärten Grundphänomenen erbaut.

Es möge darum dem Dichter mit dieser kurzen Erwähnung die gebührende Ehre erwiesen sein, um dann sogleich zu der Farbenlehre der heutigen Physik überzugehen, für welche, wie schon erwähnt, Farbe und Licht identisch sind. Man kann nach dieser Theorie sagen, daß jede Farbe Licht ist, und zwar jede andere Farbe eine andere Art von Licht, in ähnlicher Weise, wie jeder Ton Musik und jeder andere Ton eine andere Art von Musik ist. Wie Musik der allgemeine Begriff ist für alle Töne und alle Tonverbindungen, so ist Licht der allgemeine Begriff für alle Farben und alle Farbenmischungen. Musik besteht aus Tönen, Licht besteht aus Farben.

Diese Analogie zwischen Licht und Musik ist aber nicht blos äußerlich, sondern sie ist auch im innern Wesen beider begründet. Wie der Ton durch Schwingungen erfolgt, deren Zahl zwischen 30 und 30,000 liegt, und die sich durch Luftwellen fortpflanzen bis in unser Ohr, so besteht das Licht aus Schwingungen von 400—800 Billionen in einer Secunde und pflanzt sich durch Aetherwellen in unser Auge fort. Das Dasein des Aethers kann allerdings nicht mit der Wage erwiesen, aber doch mit eben der Sicherheit erschlossen werden, mit welcher man auf einen Dieb schließt, wenn etwas gestohlen worden ist. Jede schwingende Bewegung zwischen 400—800 Billionen per Secunde und jede Mischung dieser schwingenden Bewegungen, welche sich durch Wellen des Aethers fortpflanzt, ist Licht, und jede andere Schwingungszahl, jede Mischung von Schwingungszahlen ist eine bestimmte Art von Licht, ist eine bestimmte Farbe. 400 Billionen Schwingungen per Secunde sind so gut Licht, wie 600 und 800 Billionen Schwingungen; das erste Licht von 400 Billionen Schwingungen ist aber von rother Farbe, das mit 600 Billionen von grüner Farbe, das mit 800 Billionen Schwingungen von violetter Farbe. Auch wenn mehrere Schwingungszahlen mit einander combinirt, mit einander gemischt auftreten, so ist dies ebenfalls Licht von bestimmter Farbe. Licht, welches nur aus einer Schwingungszahl besteht, nennt man homogenes Licht oder eine homogene Farbe. Solch homogenes Licht ist außerordentlich selten; nahezu homogen ist das von glühenden Natriumdämpfen ausgestrahlte gelbe und das von glühenden Lithiumdämpfen ausgesendete pfirsichblüthrothe Licht. Meistens muß man das homogene Licht künstlich erzeugen, wozu wir die Methoden später betrachten werden. Das meiste natürliche Licht besteht aus sehr vielen Schwingungszahlen oder Farben; das weiße Sonnenlicht besteht aus Strahlen von 400—750 Billionen Schwingungen und demnach eigentlich aus 350 Billionen verschiedener Strahlen oder Farben. Da aber die nahe beisammen liegenden Schwingungszahlen nahezu denselben Eindruck auf das Auge machen, so entstehen eigentlich nur fünf Hauptfarben: Roth, Gelb, Grün, Blau und Violett. Daß wirklich das Sonnenlicht, sowie das Licht jedes weiß glühenden Körpers diese Hauptfarben enthält, beweist man durch das Prisma; ein durch das Prisma gegangener weißer Strahl wird in seine Farbenbestandtheile zerlegt, weil die verschiedenen Farben eine verschiedene Brechung in dem Prisma erfahren. Fängt man den durch das Prisma gegangenen Strahl auf einem Schirm auf, so entsteht nicht ein heller, weißer Fleck, wie er von dem ungebrochenen Strahl erzeugt wird, sondern ein länglicher Streifen, in welchem die genannten fünf Hauptfarben wie in dem Regenbogen allmälig in einander übergehen.

Man nennt dieses Farbenbild Spectrum und die darin beobachteten Farben Spectral- oder Regenbogenfarben, da sie mit diesen sowohl in der Zahl, wie auch in der Reihenfolge, in den Uebergängen, hauptsächlich aber in der Entstehung vollkommen übereinstimmen. Newton, der diesen Versuch zuerst mit Verständniß anstellte, sprach als Resultat desselben den Satz aus: daß das weiße Licht aus den Regenbogenfarben, aus Farben verschiedener Brechbarkeit zusammengesetzt sei. Er nahm zu den genannten fünf noch Orange, welches allerdings als Uebergangsfarbe zwischen Roth und Gelb zu bemerken ist, und Dunkelblau oder Indig, das zwischen Blau und Violett den Uebergang bildet; diese zwei Farben fügte er den fünf von jedem Unbefangenen am Regenbogen wahrnehmbaren hinzu, damit die Zahl der Farben übereinstimmend sei mit der Zahl der Töne in einer Octave, eine Uebereinstimmung, mit der er ahnungsvoll spielte, ohne die innere Uebereinstimmung, die Wellentheorie des Lichtes anzuerkennen. Helmholtz machte in neuerer Zeit darauf aufmerksam, daß man mit gleichem Rechte zwischen Orange und Gelb ein Goldgelb, zwischen Gelb und Grün ein Gelbgrün und zwischen Grün und Blau ein Blaugrün annehmen müsse; Helmholtz erhebt daher die Zahl der Regenbogenfarben auf zehn. Allerdings fällt dadurch die Uebereinstimmung mit der mystischen Zahl sieben, mit den sieben Tönen der Octave, mit den sieben Sternen auf Apollo's Diadem, mit dem siebentheiligen indischen Gott Krischna, mit dem siebenstrahligen Gott der Chaldäer, mit welchen Siebenzahlen man sämmtlich die sieben Hauptfarben verknüpfen wollte; allein Helmholtz sagt die Wahrheit, und diese steht höher als alle Mysticismen.

Die Ansicht, daß das weiße Licht eine Mischung der sieben Spectralfarben sei, und daß die Farben demnach als Bestandtheile des Lichtes mit dem Lichte identisch, nichts anderes als Licht selber seien, nennt man Newton's Farbentheorie. Sie wurde von den Gegnern, insbesondere von Goethe lebhaft angegriffen; es wurde ihr als besonders widersinnig entgegengehalten, daß Weiß, das farbloseste und neutralste von allem Lichte, am reichsten an Farben sein sollte; den Newton'schen Versuch erklärte man für unzureichend, denn der weiße Lichtstrahl könne in dem Prisma eine Veränderung erlitten haben; die Farben seien nicht in dem weißen Strahle enthalten, sondern seien in dem Prisma dadurch entstanden, daß das Licht an dem einen Rande sich über Dunkel schiebe und an dem anderen durch Dunkel bedeckt werde, wodurch die farbigen Ränder entständen. Diese Einwendung wurde schlagend durch zahlreiche Versuche widerlegt, mittels deren man die sieben Farben zu Weiß vereinigte und damit überzeugend darlegte, daß in dem Weiß die Spectralfarben enthalten seien. Man ließ das Bündel der Spectralfarben durch eine Sammellinse gehen und dann auf einen Schirm fallen; statt des farbigen Spectrums entstand wieder der weiße Fleck. Man ließ das brechende und zerlegende Prisma lebhaft oscilliren, so daß auch das Spectrum sich sehr rasch auf einer Stelle hin und her bewegte; hierdurch kamen in jedem Augenblicke auf alle Stellen des Spectrums alle sieben Farben, auf allen Stellen fand eine Vereinigung aller Spectralfarben statt — und siehe da, das farbige Spectrum verschwand und machte einem farblosen, hellen Streifen Platz. — Man ließ das Bündel der Spectralfarben auf einen parabolischen Hohlspiegel fallen, welcher dieselben in einen Punkt vereinigte, — und abermals entstand statt des bunten Streifens ein weißer Fleck. Man ließ jede einzelne der sieben Farben auf einen anderen ebenen Spiegel fallen; die sieben Spiegel hatten eine solche Richtung, daß jeder seine Strahlen auf denselben Punkt einer Wand reflectirte; es wurden also abermals die sieben Spectralfarben auf einer Stelle vereinigt und es entstand wiederum ein weißes Bild. Alle diese Versuche haben eine so stark beweisende Kraft, daß jeder Unbefangene nach ihrer Kenntnißnahme nicht mehr an der Wahrheit von Newton's Farbentheorie zweifelt. So mochte auch Schiller überzeugt worden sein, als er sang:

Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund die Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück.

Die sieben, oder besser gesagt die zehn Regenbogenfarben sind im wahrsten Sinne

des Wortes homogene Farben, sie sind unzerlegbar. Blendet man alle Farben bis auf eine ab und läßt diese eine dann durch ein Prisma gehen, so wird dieselbe durchaus nicht verändert, also auch nicht weiter zerlegt. Aber zusammensetzen, mit einander vermischen, und zwar nach den Methoden, die soeben für die Mischung aller Spectralfarben zu Weiß angegeben wurden, kann man die Spectralfarben zu zwei, zu drei u. s. w. und man erhält auf diese Weise allein und ausschließlich die reinen und wahren Mischfarben; denn bei der Mischung von Farbstoffen mit einander entstehen Nebeneinflüsse auf das Farbengemisch, die wir noch näher betrachten werden, und welche die reine Mischung der Farben wesentlich verändern und dadurch ganz andere Resultate erzeugen, als wenn man die Spectralfarben ohne Stoffe mischt. So entsteht bekanntlich durch Mischen eines blauen und eines gelben Farbstoffs Grün, während das spectrale Indigblau und das spectrale Gelb mit einander Weiß geben. Weiß entsteht nämlich nicht bloß durch Mischung aller zehn Spectralfarben, sondern auch durch mehrere andere Mischungsweisen. Mischt man nämlich alle Spectralfarben mit Ausnahme einer einzigen, z. B. des Blaugrün, so entsteht Roth. Dieses Roth nun giebt in Verbindung mit jenem Blaugrün weiß, weil alsdann alle Spectralfarben zusammengebracht sind. Aber es ist durchaus nicht nöthig, mit diesem Blaugrün jenes zusammengesetzte Roth zu mischen; man kann statt dessen auch das homogene Spectralroth wählen. Dasselbe giebt in Verbindung mit dem spectralen Blaugrün ebenfalls Weiß. Also das Weiß entsteht nicht bloß durch Mischung aller Spectralfarben, sondern auch durch Mischung von je zwei derselben. Solche Farbenpaare, welche zusammen Weiß geben, nennt man complementäre oder Ergänzungsfarben; so sind Violett und Grüngelb, Indig und Gelb, Cyanblau und Orange, Blaugrün und Roth complementäre Farbenpaare. Hiermit sind aber die Bildungsarten von Weiß durch Mischung noch nicht erschöpft; dasselbe entsteht auch durch Mischung von Roth, Grün und Violett; ja sogar eine einzige Farbe bei sehr heftig gesteigerter Intensität erscheint uns weiß.

Diese neuen Erscheinungen erklären sich nach Helmholtz höchst einfach durch die Young'sche Farbenperceptionstheorie, welche uns außerdem eine ganze Reihe von für unseren Zweck wichtigen Thatsachen zu leichter Klarheit erheben wird, und die wir deshalb kurz anführen wollen.

Die Young-Helmholtz'sche Farbenperceptionstheorie.

Wie bekannt dringt die Lichtbewegung durch die Hornhaut und die Pupille ins Auge und wird von der Linse auf der Netzhaut concentrirt, der innersten Augenhaut, in welcher sich die Fasern des Sehnerves verzweigen, welche den Lichtreiz aufnehmen und ins Gehirn leiten. Nach der Young-Helmholtz'schen Theorie spaltet sich nun jeder Nervenfaden der Netzhaut an seinem Ende in drei Fasern; die Reizung der einen bringt den Eindruck Roth, die der zweiten den Eindruck Grün und die der dritten den Eindruck Violett hervor. Ebenso erregt rothes Licht vorzugsweise die erste, die rothe Faser (s. v. v.), grünes Licht vorzugsweise die zweite, die grüne Faser, und violettes Licht vorzugsweise die dritte, violette Faser. Indessen giebt es doch kein Licht, welches ausschließlich nur eine Faser anreizt; z. B. Violett erregt nicht bloß die violette, sondern auch, aber sehr schwach, die beiden anderen Fasern, Roth nicht bloß die rothe, sondern, sehr schwach, auch die beiden anderen Fasern. Gelb erregt mäßig stark die rothe und die grüne Faser, und diese Verbindung bringt den Eindruck Gelb hervor, wie ja auch durch Mischung von Roth und Grün ein weißliches Gelb entsteht. Blau erregt mäßig stark die grüne und die violette Faser, wodurch der Eindruck von Blau entsteht, da ja bekanntlich durch Mischung des spectralen Grün und Violett Blau erzeugt wird. Weiß ist der Eindruck des gleichmäßig starken Reizes aller drei Fasern. Hieraus erklären sich alle Farbenwirkungen, z. B. die Verbindung der complementären Farbenpaare zu Weiß. Roth und Blaugrün z. B. erregen die rothen, grünen und violetten Fasern, geben daher Weiß; von Gelb und Indig erregt das erste die rothen und grünen, das zweite die grünen und violetten Fasern, wodurch wieder weiß entsteht mit etwas Ueberschuß von Grün. Roth, Grün und Violett reizen alle drei Fasern, geben

daher zusammen Weiß. Alle Spectralfarben zusammen können nicht mehr thun, als ebenfalls alle Fasern reizen, und müssen daher ebenfalls Weiß geben. Eine Farbe für sich erregt eine Faser stark und die anderen zwei schwach. Ist aber die Farbe zur höchsten Intensität gesteigert, so werden auch die zwei anderen Fasern stark gereizt, während der Reiz der ersten Faser nicht über eine gewisse Stärke hinausgehen kann. Es sind daher die drei Fasern nahezu gleichmäßig erregt, der Eindruck ist Weiß mit einer Hinneigung zu der ersten Farbe.

Wie diese Farbenperceptionstheorie die Mischung von Farben zu Weiß sehr anschaulich macht, so folgt auch aus derselben die Theorie der Mischfarben überhaupt; der Reiz, welcher auf die drei Fasern ausgeübt wird, pflanzt sich auf einen und denselben Nervenfaden fort, wird also zu einem einheitlichen Eindrucke auf das Gehirn. Daraus erklärt es sich, daß das Auge in einer Mischfarbe die Bestandtheile nicht erfassen kann, während das Ohr bekanntlich ein Tongemisch in seine Partialtöne zerlegt. Noch deutlicher wird dies durch die neuen Entdeckungen von Max Schultze in Bonn über die Ringe der Zapfen, worauf wir noch zurückkommen werden.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung von John Tyndall. Deutsch von Helmholtz und Wiedemann. Zweite Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1871.

Der hervorragende Werth dieses Werkes ist nun auch in Deutschland ganz allgemein erkannt, und die hier vorliegende zweite Auflage, welche sich der in England bereits erschienenen vierten genau anschließt, zeichnet sich durch gründliche Verbesserungen und vielseitige Vermehrungen so vortheilhaft aus, daß es gewiß nicht fehlen wird, die Zahl der Verehrer und Freunde bedeutend zu vergrößern. Die populäre Grundlage hat durchaus keine Aenderung erfahren, auch ist dabei den wissenschaftlichen Fortschritten überall gewissenhaft Rechnung getragen. Wenn in den vorhergehenden Auflagen die Beziehungen der gasförmigen Stoffe zu den längeren Wellen des Spectrums gehörig ins Licht gestellt worden sind, so werden in der vorliegenden auch die Wirkungen der kürzeren Wellen untersucht und auf dem Wege populärer Versuche zur Anschauung gebracht. Ueberall hat sich hier der innige Zusammenhang in der Hypothese der thermischen Molecularbewegung ergeben. Das Blau des Himmels und die Polarisation des Lichtes auf seinen Wegen durch unsere Atmosphäre, diese beiden bisher noch ungelösten Probleme der Meteorologie erhalten hier eine auf große Wahrscheinlichkeit gestützte ganz neue Erklärung. Die Entdeckung der aktinischen Wolken Tyndall's, worauf schon Schellen in der ersten Ausgabe seiner berühmten Spectralanalyse als eine bedeutungsvolle neue Grundlage der Kometenbildung aufmerksam gemacht hat, erhält hier eine eingehende selbständige Besprechung, welche unstreitig mit zu den interessantesten Punkten des Buches gehört. — Um Raum für die Darstellung der neuesten Fortschritte zu gewinnen, sind einige Anhänge der ersten Ausgabe weggelassen, dafür hat sich das Werk aber um zwei ganze Kapitel vermehrt. Besonders sind das elfte und fünfzehnte Kapitel als ganz neue Zugaben zu betrachten. Die Vermehrung von beinahe hundert Seiten hat es nothwendig gemacht, die neueste Ausgabe in zwei Abtheilungen auftreten zu lassen. Daß diese deutsche Bearbeitung auch alle vier Vorreden der englischen Auflagen mitgegeben hat, ist sehr dankbar anzuerkennen, und es wird besonders die dritte ein lebhaftes pädagogisches Interesse erwecken. Der Verfasser hat nämlich als amtlich angestellter Examinator der Universität zu London und der königlichen Militärinstitute sehr oft Gelegenheit gehabt, sich von der Mangelhaftigkeit der physikalischen Bildung der zu prüfenden jungen Männer zu überzeugen. An einer freien Selbständigkeit im Denken und Wissen habe es hier gänzlich gefehlt. Da hält es nun Tyndall für dringend nothwendig, die Männer der Wissenschaft, welche das englische Erziehungswesen zu leiten und zu überwachen haben, aufzufordern, den traurigen Punkt zu verbessern. Seine beiden Werke über Wärme und Schall hoffe er gerade dem genannten Zweck entsprechend abgefaßt zu haben. Es ist nun bekannt, daß Grove, Tyndall's Freund und Amtsgenosse, dieselbe Erfahrung gemacht und in seinem berühmten Werke über die Verwandtschaft der Naturkräfte ebenso freimüthig als energisch ausgesprochen hat. Hat man nun auch in Deutschland diesen Klagepunkt weniger zu betonen, so ist er doch noch lange nicht ganz beseitigt; es muß und kann auch hier noch Vieles zur Verbesserung geschehen. Wir halten es daher für unsere Pflicht, die Sache nicht unerwähnt zu lassen.



Ein versunkenes Grab.

Novelle

von

Bernd von Guseck.*

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Bundesgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Der Abend eines unfreundlichen Tages brach ein. Es war im April, der Frühling hatte sich schon angemeldet, aber er säumte noch immer, sein Antlitz in unverhüllter Lieblichkeit zu zeigen, wenn sich auch in den Gärten die Crocus bereits in dichten gelben, blauen und weißen Büscheln aus der dunkeln Erde gedrängt hatten, rothe und blaue Leberblümchen ihre Kelche öffneten und an geschützten Stellen eine Welt von Veilchen blühte. Innerhalb der großen Stadt, deren Häusermassen sich stundenweit hinaus erstrecken, sah man nur in einzelnen bevorzugten Gegenden, wo freie Plätze von der Gartenkunst mit Anlagen geschmückt sind, von dem erwachenden Frühlinge die ersten Lebenszeichen; in den langen, geschlossenen Straßen und den engen, krummen Nebengassen der älteren Stadttheile waltete noch mit Sturm und Regen, der in der letzten Zeit angehalten hatte, die ganze Unerquicklichkeit des Nachwinters.

Abend war es und die Dämmerung frühzeitig eingebrochen. Die Gaslaternen brannten trüb und verbreiteten selbst in den Hauptstraßen der Weltstadt, wie sie sich etwas voreilig zu sein brüstet, eine zweifelhafte Helle, während in den Nebenstraßen und kleineren Gassen, wo Laternen nur sparsam zu finden sind, ein unheimliches Dunkel herrschte. In eine solche bog von einer breiten Straße eine Droschke so plötzlich ein, daß sie einen Mann, welcher ihr entgegenkam und sich dessen nicht versah, zu Boden warf.

„Halt!“ rief aus dem Wagen eine starke Stimme, und als der Kutscher, der rasch weiterfahren wollte, um der Verantwortung und möglichen Strafe zu entgehen, nicht gleich gehorchte, wurde die Wagenthür von innen aufgestoßen und der Fahrgast sprang heraus, um sich zu überzeugen, ob der Mann, welcher übergefahren worden, Schaden genommen habe.

Das schien nicht der Fall zu sein, denn er hatte sich schon aufgerafft und suchte nur noch nach seinem Hute, der ihm entfallen und eine Strecke weiter gerollt war. Der Herr aus dem Wagen hob ihn auf und brachte ihn dem Manne, dessen Gesicht von der nahen Straßenlaterne, die an der Ecke

* Letzte Arbeit des leider kürzlich verstorbenen geschätzten Verfassers.

der Gasse stand, genugsam erhellt wurde, um einen dunkeln rothen Fleck an der Backe zu bemerken. „Sie haben sich wohl arg beschädigt?" fragte der Herr mit bedauerndem Tone.

Gleichsam überrascht hob der Mann den Kopf und starrte den Mitleidigen an. „Ich sehe an Ihrer Backe einen blutigen Fleck —" sagte dieser. „Kann ich Ihnen etwas helfen?"

„O nein! Den Fleck habe ich immer, es ist ein Feuermal," erwiederte der Mann, der seinen Hut noch immer nicht aufgesetzt hatte. „Habe ich nicht die Ehre, den Herrn Baron Bruno von Rhyn auf Lissen zu sehen?"

„Das ist mein Vater!" antwortete der Andere. „Kennen Sie meinen Vater?"

„So, so! Der Herr Vater! Nach der Stimme hätte ich darauf geschworen, den Herrn Baron selbst vor mir zu haben. Verzeihen Sie nur!" Er bückte sich tief, kehrte sich rasch um und ging weiter, indem er jetzt erst den Hut auf seinen ziemlich kahlen Kopf setzte.

„Wollen Sie mir nicht Ihren Namen sagen?" rief ihm der jüngere Mann nach. Der Alte hörte jedoch nicht darauf, sondern beschleunigte seinen Schritt. Ihn aufzuhalten, hatte Herr von Rhyn kein Recht, wie gern er auch gewußt hätte, wer dieser Bekannte seines Vaters war. Den höheren Ständen schien er nicht anzugehören, das zeigte sein ganzes, an Unterwürfigkeit streifendes Benehmen. Vielleicht errieth ihn der Vater: das Feuermal mußte ja dazu helfen.

Rhyn sah sich nun nach seiner Droschke um, der Kutscher hatte aber aus Furcht vor der ihm drohenden Polizeistrafe sein Fahrgeld im Stich gelassen und war davongefahren, sehr froh, keine Marke abgegeben zu haben, nach deren Nummer er hätte belangt werden können. Die Flucht seines Gefährts war dem jungen Freiherrn lächerlich, überdies hatte er nur noch eine kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen, er machte sich rasch auf den Weg.

Die Gasse endigte auf einem ehemaligen Kirchhofe, der um eine hohe alterthümliche Kirche lag, von welcher jetzt nur die Umrisse ihrer schwarzen, zum Nachthimmel aufragenden Masse zu erkennen waren. Niedrige und ärmliche kleine Häuser, wie man sie in der prächtigen Residenz nicht mehr vermuthet hätte, schlossen den Kirchplatz ein, nur hier und da war noch Licht in einem Dachstübchen oder durch einen geschlossenen Fensterladen im Erdgeschoß zu bemerken.

Rhyn blieb vor einem Hause stehen, das sich, besser gebaut, vor den übrigen auszeichnete. Er blickte sich noch einmal um, ob er auch das rechte getroffen, dann klopfte er an den Fensterladen und horchte, das Ohr an dessen Spalte gelegt. Ein Stuhl wurde im Inneren der Stube hastig zurückgeschoben, bald darauf hörte er eine unfreundliche Stimme: „Was wollen Sie denn noch?"

Ihm galt das nicht, am wenigsten die Unfreundlichkeit! Er näherte seinen Mund dem Laden und rief hinein: „Ich bin's! Max Rhyn!"

Da ließ sich ein Ausruf des Erstaunens drinnen vernehmen, gleich darauf wurde eine Thür geöffnet und die Pforte nach dem Kirchplatz aufgeschlossen. Mit der Lampe in der Hand stand im Hausflur eine ältere Frau vor ihm, die ihn mit liebevollen, aber verwunderten Blicken betrachtete: sie war vor fünfundzwanzig Jahren seine Amme gewesen, damals die Frau des Verwalters in Lissen, dem Gute seines Vaters, und jetzt in zweiter Ehe mit dem Küster an der Kirche drüben verheirathet. „Sie sind's?" rief sie.

„Ich bin's leibhaftig, Suschen!" sagte der junge Freiherr. „Schaue mich nicht an, als sähest du einen Geist! Darf ich einen Augenblick hereinkommen?"

Sie bat ihn, näher zu treten, und leuchtete ihm in eine geräumige Stube, deren Nettigkeit und Sauberkeit ihm gleich beim Eintritt auffiel, hier lud sie ihn ein, sich auf das einfache Sopha zu setzen, und sah ihn nun erwartungsvoll an.

„Wo ist dein Mann?" fragte er.

„Der Herr Prediger hat ihn noch rufen lassen," antwortete die Küsterin. „Er wird aber gleich wiederkommen. Sie wünschen ihn zu sprechen?"

„Ihn nicht, sondern dich, Susanne. Du nimmst mir's doch nicht übel, daß ich dich noch immer Susanne und nicht Frau Lindemann nenne, und gar, daß ich mich nicht an das Sie gewöhnen kann, wenn ich dich wiedersehe?"

„O nein, bleiben Sie nur bei dem alten Namen, den ich gern von Ihnen höre.

Sie nehmen es mir ja auch nicht übel, wenn ich manchmal in der Uebereilung Junker Maxel sage statt Herr Baron oder Herr Lieutenant."

„Nun, den Lieutenant laß mir nur ganz aus!" versetzte er lachend. „Du weißt, ich bin nur im Kriege Soldat gewesen und hoffe, es in meinem Leben nicht aus gleichem Anlaß wieder zu sein! Aber du willst wissen, warum ich bei Nacht und Nebel zu dir gekommen bin und nicht, wie es sich geziemt, am hellen Tage. Ich bin jedoch erst heut Abend dazu veranlaßt worden, und da die Eltern mit Ida in Gesellschaft sind, trieb es mich noch her, um mir eine Frage von dir beantworten zu lassen. Willst du es thun? Versprich es mir."

„Wenn ich es kann und darf, recht gern," erwiederte sie.

„Du verclausulirst dich wieder, wie damals — du weißt schon! Ich lasse mir noch heut nicht ableugnen, daß du mir hättest Auskunft geben können. Wir wollen aber den „Waldfrieden" ruhen lassen. Ich habe heut eine andere Frage. Wer war Gabriele?"

Bei diesem Namen zuckte es über Susannens Gesicht, das einen ernsten, fast traurigen Ausdruck annahm. Sie war sichtlich betroffen und entgegnete erst nach einer kleinen Pause:

„Wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Weiche mir nicht aus!" bat er, indem er seine dunkeln Augen fest auf sie richtete. „Gieb mir eine gerade ehrliche Antwort, ich sehe dir's an, daß du sie mir geben kannst. Wer war Gabriele? Mein Vater besitzt ein kleines Porträt von ihr."

„Ein Porträt?" entgegnete sie überrascht. „Davon weiß ich nichts."

„O, du weißt Alles, was unsere Familie betrifft! Du bist in unserem Hause, wie die Mutter oft erzählt hat, erzogen worden, und wenn du auch nachher den Verwalter geheirathet hast, bist du doch meine Amme gewesen und hast Alles mit erlebt, was bei uns geschehen ist, von deiner Kindheit an bis zu deiner zweiten Verheirathung, wo du von Lissen fortgezogen bist."

„Ich bin meiner gnädigen Herrschaft viel Dank schuldig," erwiederte die Küsterin. „Ihr Großvater hat mich als eine arme Waise in sein Haus genommen und christlich erziehen lassen, ich wurde, wie ich erwachsen war, gar nicht wie eine Dienerin behandelt. Ihre Mama, als die nach Lissen heirathete, hat mir viel anvertraut, sogar ihr Kind, als ich geheirathet und mir der liebe Gott das meinige genommen hatte. Ich werde zeitlebens nicht vergessen, was die Herrschaft an mir gethan hat —"

„Nun wohl!" unterbrach sie Rhyn etwas ungeduldig. „Du bist von Allem unterrichtet, was sich bei uns zugetragen hat, und kannst mir also sagen, wer Gabriele gewesen ist!"

„Ein Porträt, sagten Sie," entgegnete Susanne. „Ich weiß davon wahrhaftig nichts. Hat Ihnen der Papa das Bild gezeigt, oder wie sind Sie sonst dazu gekommen?"

„Das will ich dir sagen. Heut ist bei uns am hellen Tage eingebrochen worden —" Frau Lindemann ließ einen Ausruf des Schreckens und Unwillens hören. „Am hellen Tage," wiederholte der junge Freiherr. „Mein Vater war ausgegangen, die Mutter mit Ida zur Blumenausstellung gefahren, ich saß in meinem Zimmer, das nach dem Garten hinausliegt, die ganze vordere Seite unserer Wohnung war menschenleer; wenn auch natürlich verschlossen. Das ist aber bekanntlich für unsere Diebe kein Hinderniß mehr; sie wissen jedes Schloß, selbst wenn der Schlüssel darin steckt, zu öffnen, Riegel und Sicherheitsketten halten sie nicht mehr ab. Nichts ahnend saß ich in meiner Stube, da stürzte die Jungfer meiner Mutter herein und meldete mir, daß vorn eingebrochen und Alles ausgeräumt sei. So schlimm war es nicht, indessen fand ich doch meines Vaters Bureau erbrochen und viele Sachen, welche die Diebe nicht hatten mitnehmen wollen oder können, auf dem Fußboden umhergestreut: Wäsche, Papiere und andere Dinge. Unter ihnen lag auch ein kleines Porträt, das ich noch nie gesehen hatte. Ich hob es auf, es war das Miniaturbild eines jungen Mädchens in einen schön geschnitzten Elfenbeinrahmen gefaßt, der oben ein wappenartiges Medaillon mit dem eingeschnittenen Namen Gabriele hatte."

„Mein Gott!" rief die Küsterin unwillkürlich, ihr Ton klang wehmüthig.

„Siehst du, Susanne, du weißt von ihr! Sag' es mir denn!"

„Beschreiben Sie mir das Bild," bat Susanne.

„Ein junges, schönes Mädchen, mit blondem, über der Stirn in viele kleine Löckchen gelegtem Haar — dies und der ganze Anzug, in dem sie gemalt war, ließ auf eine längst vergangene Zeit schließen — du nickst mit dem Kopfe! Sprich!"

„Haben Sie den Herrn Vater nicht danach gefragt?"

„Du weißt, mein Vater läßt sich nicht gern fragen. Er kam früher nach Hause als die Mutter und die Schwester, war sehr aufgebracht über den frechen Diebstahl und untersuchte gleich, was ihm fehlte —"

„War es viel?" warf die Küsterin dazwischen.

„Weniger doch, als er gefürchtet hatte, genau habe ich es nicht erfahren: einiges Geld, das im Bureau gewesen, seine Orden, sonst wohl noch Manches von Werth, aber zum Glück keine Werthpapiere, nach denen die Diebe Alles durchwühlt zu haben schienen, diese hat der Vater anderswo sicher aufbewahrt. Du siehst, ich befriedige deine Neugier so viel ich kann, laß also meine Frage auch nicht länger unbeantwortet. Das Bild hatte ich mit den Sachen, welche auf der Erde verstreut gewesen, in den mittleren freien Raum gelegt, der Vater bemerkte es gleich, warf mir einen raschen Blick zu und steckte es unter die Papiere. Ich fragte natürlich, wen das Bild vorstelle. „Eine Längstverstorbene!" erhielt ich kurz zur Antwort. Auch von der Mutter, welche bald darauf mit Ida nach Hause kam, war kein anderer Bescheid zu erlangen, als ich sie, natürlich nicht in Gegenwart des Vaters, danach fragte, sie sagte nur, daß es eine Verwandte von uns gewesen, der Name könne mich nicht interessiren, und als ich sie dennoch darum bat, lehnte sie die Antwort in ihrer sanften, aber bestimmten Weise ab."

„Sie sehen also, Herr von Rhyn," sprach jetzt die Küsterin, „daß Ihre Eltern nicht davon sprechen wollen, und können nun doch unmöglich von mir, auch wenn ich Alles wüßte, was ich nicht weiß, verlangen, daß ich gegen den Willen Ihrer Eltern —"

„Du bist erstaunlich gewissenhaft, Susanne!" unterbrach sie Max. „Es ist also ein gefährliches Geheimniß! Wahrscheinlich eine verstorbene Verwandte, deren wir uns zu schämen haben!"

„Sie thun der Armen bitteres Unrecht!" sagte die Küsterin.

„So sind die Gründe, welche meinen Vater einst bewogen haben, den Namen Gabriele auf ewig der Vergessenheit zu übergeben, vielleicht für ihn selbst oder unsere Familie nachtheilig?"

„Versündigen Sie sich nicht, Herr von Rhyn!" erwiederte Susanne vorwurfsvoll.

„Du hast Recht! Ich will dich auch nicht weiter quälen. Wenn ich aber Gabrielens Namen errathen hätte, willst du mir's aufrichtig eingestehen?"

„Wie sollten Sie ihn errathen haben?" entgegnete Susanne etwas beunruhigt.

„Das ist meine Sache! War er nicht Frauenstein?"

Sie sah ihn verwundert an. „Frauenstein? Ich habe den Namen in meinem Leben nicht gehört."

An der Wahrheit ihrer Worte konnte er nicht zweifeln. „So ist es eine Täuschung gewesen, eine eingebildete Aehnlichkeit ..." sagte er, indem er einen Moment vor sich hinblickte. Dann sah er rasch auf und sprach: „Ich glaubte nämlich eine Aehnlichkeit in dem Bilde mit einer jungen Dame gefunden zu haben, die ich im vorigen Sommer kennen gelernt — möglich wäre es gewesen, daß sie derselben Familie angehört hätte, gewisse Züge vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht —"

„Und die junge Dame war ein Fräulein von Frauenstein?" fragte Susanne. „Auch aus einer schlesischen Familie?"

„Aus einer österreichischen," antwortete Max flüchtig. „Es war aber gewiß nur Einbildung von mir, daß ich eine Aehnlichkeit fand, weniger in den Gesichtszügen als in den Augen, und besonders in dem Blicke derselben." Er mochte die Gedanken errathen, welche in seiner ehemaligen Amme von diesen Worten angeregt wurden und ein gutmüthiges Lächeln auf ihre Lippen riefen, denn er ergriff seinen Hut und brach plötzlich auf. — „Sei nicht böse, daß ich dich mit meinen Fragen beunruhigt habe," sagte er, der Küsterin die Hand reichend. „Ich hätte mir denken können, daß es eine vergebliche Mühe sein würde."

„Ihr Herr Vater wird Ihnen schon einmal Alles sagen," erwiederte Susanne.

Draußen klopfte es wieder an die Hausthür. „Das ist mein Mann!" sagte die Küsterin und eilte ihm zu öffnen. Lindemann kannte den jungen Freiherrn, seine Frau verständigte ihn mit einigen Worten

noch im Hausflur über den Anlaß des Besuchs und er begrüßte Max sehr freundlich, der mit ihm noch eine Weile über naheliegende Dinge sprach und sich dann verabschiedete.

„Es ist noch Jemand bei mir gewesen, Lindemann," sagte die Küsterin, als sie mit ihrem Manne allein war. „Natto aus Wildheim, ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich sein rothes Feuermal vor mir erblickte."

„Was wollte er denn?" fragte der Küster ganz erstaunt.

„Er that, als ob er mich nur besuchen, mit mir von alten Zeiten sprechen wollte, fragte nach Wildheim, wer das jetzt hätte, nach Lissen, wann ich zuletzt dort gewesen und ob die Herrschaft jetzt dort sei, ob von den Kindern eines schon verheirathet sei, er hat aber von mir wenig gehört und da ich überhaupt nicht sehr freundlich gegen ihn war, so ging er bald wieder fort."

„Ist er denn nicht mehr im Dienst?"

„Ich habe ihn nicht danach gefragt. Er sah etwas heruntergekommen aus; ich meine in seiner Person, denn angezogen war er ganz ordentlich."

„Nun, Susanne, alt werden wir alle. Es ist beinahe dreißig Jahre her, seit du ihn zuletzt gesehen hast."

„Freilich! Er hat mich wohl auch sehr alt gefunden. Warum er eigentlich hergekommen ist, weiß ich nicht recht. Er schien besonders wissen zu wollen, ob die Herrschaft den ganzen Sommer in Lissen zubringen wird und wann sie hingeht."

„Weißt du's?"

„Der alte Herr sagte mir neulich, als ich ihm begegnete, daß er es in der Stadt nicht mehr lange aushalten werde, seine Familie ging aber wieder ins Bad, der Max könne die Nachwehen seiner Wunde noch immer nicht los werden."

„Der Arme! Wie Viele müssen noch daran leiden! Und wenn man gar erst an das Unglück und den Gram denkt, den der Krieg über so viele Familien gebracht hat!"

II.

Max fand, als er nach Hause kam, zu seiner Verwunderung den Vater schon aus der Gesellschaft zurückgekehrt, er wurde sogleich zu ihm beschieden.

Der alte Freiherr saß vor seinem Bureau und schien noch mit Ordnen seiner Papiere beschäftigt, welche die Diebe wohl arg durcheinander geworfen haben mochten. Beim Eintritt des Sohnes wandte er sich um und stand auf. „Dein Kopfweh ist schnell vorübergegangen," sagte er.

„Es war nicht so schlimm," erwiederte Max lächelnd. „Man muß sich doch aber entschuldigen lassen, wenn man nicht kommen will. Du weißt, ich habe immer einige Scheu vor Eisenberg's Gesellschaften, in denen die Langeweile als Hausgenius herrscht."

„Wo hast du dir denn Entschädigung gesucht? Dich kann eine solche väterliche Frage nicht, wie manchen andern der heutigen Herren Söhne, in Verlegenheit setzen."

„Nein, lieber Vater, und ich danke dir für dein gutes Zutrauen. Ich war bei der Susanne."

Der Freiherr blickte verwundert auf und schien eine Erklärung zu erwarten. Da Max einen Moment damit zögerte, sagte der Vater: „Du hast dir eine sonderbare Tageszeit zu deinem Besuch gewählt — bist wohl deswegen aus der Gesellschaft zurückgeblieben?"

„Ja, Vater. Ich wollte Susanne nach etwas fragen, das mir sonst nicht beantwortet wird. Laß mich, wie immer, offen gegen dich sein: nach dem Bilde mit dem Namen Gabriele."

Der Freiherr zog seine starken, schwarzen Augenbrauen zusammen. „Hat sie dir die gewünschte Auskunft gegeben?" fragte er.

„Nein," antwortete Max. „Sie leugnete zwar nicht gerade, daß sie mir Aufschluß geben könne, aber sie ließ sich auf nichts ein."

„Daran hat sie sehr wohl gethan," sagte der Vater. „Ich habe es auch nicht anders erwartet. Du hättest dir den Gang ersparen können. Wie kommt es aber, daß du ein so großes Interesse an einem Porträt nimmst, dessen Urbild du nicht gekannt hast? Du glaubst, es könnten mich Gründe, die nicht gerade ehrenvoll wären, bestimmen, darüber zu schweigen. Gieb der Wahrheit die Ehre!"

„Solche Gründe kannst du niemals haben!" erwiederte der Sohn. „Indessen wäre es doch möglich, daß jener Gabriele irgend ein Unrecht geschehen und daß du deshalb nicht davon sprechen wolltest, oder daß wir

uns der Verwandtschaft mit ihr schämen müßten. Ich will dir gestehen, daß ich diese Möglichkeit gegen Susanne geäußert habe, sie stellte sie aber entschieden in Abrede und sagte mir, ich solle mich nicht versündigen."

„Sagte sie das?" versetzte der Freiherr. „Ja, sie ist eine treue, redliche Frau. Wenn hier eine Verschuldung begangen worden ist, so habe ich wenigstens keinen Theil daran. Du wolltest dir also darüber Beruhigung holen, dich trieb nicht bloße Neugier —?"

„Es war noch ein anderes Interesse — wenn ich ganz wahr sein soll," erwiederte Max. „Mir war in dem Bilde eine Aehnlichkeit aufgefallen, eine flüchtige Aehnlichkeit zwar nur —"

„Mit wem?" fragte der Vater erwartungsvoll, da der Sohn inne hielt.

„Mit Fräulein von Frauenstein —" sagte Max, es schien ihm einige Ueberwindung zu kosten.

„Das kann nur eine sehr zufällige Aehnlichkeit sein," erwiederte der Vater. „Vielleicht findet ihr die Familie wieder in Ischl und du kannst ja dann selbst vergleichen. — Mir fehlen einige Briefe," fuhr er, von dem Gegenstande abbrechend, fort. „Hast du alle, die auf dem Fußboden gelegen, zusammen aufgehoben und hier verwahrt?"

„Alle!" versicherte Max. „Ich habe sie im ganzen Zimmer zusammengesucht und weiß bestimmt, daß ich keinen habe liegen lassen!"

„Vor dir war das Mädchen hier — Frauenzimmer sind neugierig, sie wird sich doch nicht Lectüre mitgenommen haben?"

„Das glaube ich nicht," sagte Max. „Sie ist gewiß über den Anblick, der sich ihr bot, so erschrocken gewesen, daß sie gleich, ohne sich aufzuhalten, zu mir geeilt ist, um mich herbeizurufen."

„Ich will Alles noch einmal genau durchsuchen," äußerte der Freiherr, indem er sich wieder nach dem Bureau wandte. „Dann komme ich herüber, unsere Salondamen können ja nicht mehr lange ausbleiben."

Max verließ das Zimmer und sein Vater fing wieder an, seine Papiere zu ordnen. Alle fanden sich, nur ein kleines Packet zusammengebundener Briefe, auf das er besondern Werth legte, war nicht mehr vorhanden. Rhyn besann sich eine Weile. Hatte er sie denn auch wirklich aus Lissen mitgenommen? Er erinnerte sich, daß er zweifelhaft gewesen sei, ob er es noch immer thun solle, da es ja kein Unglück war, wenn sie bei einer etwa ausbrechenden Feuersbrunst verbrannten. Sie enthielten doch nur traurige Erinnerungen, und er hatte das schwarze Band, mit welchem er sie einst zusammengebunden, seit langen Jahren nicht gelöst. Indessen glaubte er, daß er sie dennoch aus alter Gewohnheit mit seinen übrigen Papieren, die er während seiner mehrmonatlichen Abwesenheit nicht in Lissen zurücklassen wollte, mitgenommen habe, und nun waren sie in fremden Händen, wie er nicht mehr zweifeln konnte. Was aber mochte die Diebe bewogen haben, sie mitzunehmen? Hatten sie etwa, weil das Packet sorgfältig zugebunden war, gehofft, noch etwas Werthvolles darin zu finden? Hoffentlich hatten sie die Briefe, nachdem sie darüber enttäuscht worden, vernichtet und wenn sie aus Neugier auch einen oder den andern gelesen hatten, der Inhalt mußte ihnen ja doch unverständlich geblieben sein!

Im Wohnzimmer, wo er seinen Sohn fand, sprachen Beide noch viel über den Einbruch, der zwar keinen großen Verlust herbeigeführt hatte, doch aber in dem Gedanken, daß fremde Fäuste Alles durchwühlt und, wie es schien, auch Briefe mitgenommen, eine widerwärtige Erinnerung bleiben mußte. „Die Untersuchung wird natürlich zu nichts führen," sagte der Vater. „Es fehlt jeder Anhalt, jeder bestimmte Verdacht, die Gegenstände von Werth sind gewiß längst bei einem Hehler untergebracht und das Silber zum Schmelzen zusammengeschlagen. Wenn ich dadurch nur nicht länger hier aufgehalten werde, ich wollte eigentlich schon in nächster Woche nach Lissen vorausgehen, wenn es euch noch zu früh in der Jahreszeit wäre."

„Wie kannst du das glauben!" erwiederte Max lebhaft. „Uns hält hier auch nichts mehr."

Sie unterhielten sich noch lange in der herzlichen Weise, die zwischen Vater und Sohn herrschte, und weder der Autorität des alten Herrn, noch der Selbständigkeit des Sohnes, dem schon sein eigenes Gut übergeben war, Eintrag that. Spät wurde es, ehe sie den Wagen vorfahren hörten, welcher Frau von Rhyn mit ihrer Tochter

aus der Gesellschaft zurückbrachte. Der erste Blick der Mutter fiel beim Eintreten besorgt auf ihren Sohn, sie machte ihm einen liebevollen Vorwurf, daß er auf sie gewartet und sich nicht zur Ruhe begeben habe. Ida, seine Vertraute, war besser unterrichtet. „Du armer Max!“ sagte sie ironisch, und er gestand dann der Mutter, daß er sich nur mit Kopfschmerz habe entschuldigen lassen, um der geistigen Chloroformirung in der Soiree zu entgehen. Die Mutter schalt ihn lächelnd, daß er ihr dadurch auch Besorgniß erregt habe. Ida richtete verstohlen einen fragenden Blick auf ihn, er gab ihr ein verneinendes Zeichen und sie zuckte die Achseln, sie hatte ihm ja vorhergesagt, daß er von der Küsterin nichts erfahren werde. Die Familie trennte sich bald, heut war zwischen den Geschwistern kein Aussprechen mehr möglich.

Auf den Wunsch ihres Gemahls fragte Frau von Rhyn noch ihre Jungfer, welche nach dem Einbruch zuerst in das Zimmer des Freiherrn gekommen war, ob sie sich vielleicht erinnere, unter den auf der Erde liegenden Papieren ein kleines, über Kreuz mit breitem schwarzseidenem Bande zugebundenes Packet bemerkt zu haben, das Mädchen wußte aber nichts und war in Allem so zuverlässig, daß ihre Herrin keine Ursache hatte, an ihrer Aussage zu zweifeln.

„Hast du die Briefe auch wirklich von Lissen mitgenommen?“ fragte die Baronin nachher ihren Mann. Er behauptete das ganz sicher zu wissen.

„Was denkst du nun darüber? Wie sind die Diebe, welche doch viele andere Dinge, die sie hätten verwerthen können, liegen gelassen haben, dazu gekommen, gerade diese Briefe mitzunehmen? Ich weiß nicht, Rhyn, mir drängt sich immer der Gedanke auf, daß irgend ein Interesse daran sie bewogen haben muß ...“

„Was meinst du, Erdmuthe?“ fragte der Freiherr aufmerksam. „Du denkst doch nicht gar an Adalbert?“

„Ich kann es nicht leugnen, daß mir ein solcher Gedanke durch die Seele ging — obgleich er durch nichts gerechtfertigt ist. Wir wissen ja nicht, wo er gegenwärtig ist, nicht einmal, ob er noch lebt.“

„Du steckst mich an, Erdmuthe!“ sagte Rhyn. „Max ist heut dem Ratto begegnet —“

„Ratto?“ rief sie erstaunt. „Kennt ihn Max denn? Ich wüßte doch nicht —“

Der Freiherr erzählte ihr das Zusammentreffen ihres Sohnes mit dem Fremden in der kleinen Gasse, der nach dem Feuermal und seiner Frage nach Herrn von Rhyn, welchen er an der Stimme zu erkennen geglaubt, kein Anderer sein konnte als Ratto.

„Wie kommt er hierher? Was hat das zu bedeuten?“ rief sie, von der Mittheilung aufgeregt. „Das macht mir große Unruhe! Gerade heut! Das muß im Zusammenhange stehen!“

„Warum denn? Ich ließ mich einen Moment thörichterweise von dir auch auf den wunderlichen Gedanken bringen, aber bedenken wir doch, Erdmuthe, hier liegt ein ganz gemeiner Diebstahl vor! Hältst du Ratto für fähig, ihn begangen zu haben?“

„Wir wissen nicht, was seit dreißig Jahren aus ihm geworden sein kann,“ erwiederte Frau von Rhyn.

„Nun wohl!“ sagte der Freiherr. „Er kann längst nicht mehr bei seinem damaligen Herrn, kann später ins Elend gekommen und von Stufe zu Stufe bis zum gemeinen Diebe gesunken sein. Dann aber hat Adalbert — um auf den argen Gedanken noch einmal zurückzukommen — die Hand nicht im Spiele gehabt, das wirst du mir zugeben.“

„Gewiß!“ erwiederte sie. „Die Briefe könnte Ratto aber an der Handschrift erkannt und mitgenommen haben, um durch sie vielleicht noch irgend einen Vortheil zu erzielen.“

„Du bist in deinen Combinationen sehr scharfsinnig!“ versetzte Rhyn. „Ich dächte aber, wir ließen die Sachen, die wir doch nicht enträthseln können, einstweilen auf sich beruhen und störten uns die Nacht nicht damit. Aufschluß erhalten wir vielleicht nie.“

Die Geschwister beschäftigten sich weniger mit dem Räthsel des Einbruchs als mit dem ihnen viel wichtigeren, welches das auf Elfenbein gemalte Bild der Unbekannten betraf. In ihrer ganzen Bekanntschaft gab es keine Gabriele, sie hatten den Namen von den Eltern niemals nennen hören. Ida war in ihrer Nachfrage bei der Mutter nicht glücklicher gewesen als Max bei dem Vater, obgleich sie we-

niger kurz abgefertigt worden war: die Mutter handelte nie gegen die Wünsche des Vaters. Daß aber Susanne, welche in die früheren Verhältnisse der Familie vielleicht mehr eingeweiht war als die Mutter, den Fragen und Bitten ihres lieben Junker Maxel widerstanden hatte, sah Ida für einen Beweis an, daß es sich um ein schlimmes Geheimniß handle. Nicht daß sie an ihrem edlen Vater, in welchem sie das Bild aller Lauterkeit verehrte, irre geworden wäre, aber die Schicksale der Menschen kreuzen sich oft wunderbar und so konnte auch er in fremde verworrene Angelegenheiten verwickelt worden sein, über welche er aus Gründen ein tiefes Schweigen bewahren mußte. So sprach er denn auch von dem Bilde nicht mehr und Niemand erwähnte dasselbe in seiner Gegenwart. Nach einigen Tagen kam Frau Lindemann, um sich zu erkundigen, ob die Polizei noch nichts über den Diebstahl ermittelt habe, Max war nicht zu Hause, die Mutter sprach aber mit der Küsterin in Ida's Gegenwart, wie immer sehr freundlich und von vielen Dingen, aber nicht einmal andeutungsweise kam der Besuch, den sie von Max empfangen, und sein Zweck zur Sprache. Einen Moment fühlte sich Ida versucht, Susannen, wenn sie fortgehen würde, draußen unter vier Augen durch eine überraschende Frage aus ihrer Zurückhaltung zu locken, indessen verwarf sie diesen Gedanken sogleich — was Max nicht gelungen war, konnte ihr nicht glücken. Die Küsterin wurde auch bald zu dem Freiherrn gerufen, er hatte gehört, daß sie gekommen war, und wünschte sie zu sprechen, die Mutter begleitete sie.

„Wir sind ausgeschlossen, Max!" sagte Ida zu ihrem Bruder, als dieser gleich darauf nach Hause kam. „Es ist jedenfalls ein gefährliches Staatsgeheimniß mit dieser mystischen Gabriele — wir müssen am Ende froh sein, wenn uns die Mitwissenschaft erspart wird." Sie ließ ihrer Laune, wie sie gern that, noch eine Weile den Zügel schießen. Max hörte sie schweigend an und wurde dadurch nur noch ernsthafter.

Die Geschwister waren in jeder Beziehung sehr ungleich. Schon äußerlich. Max hatte die hohe Gestalt und die imposante Haltung des Vaters, auch dasselbe kräftige und wohlklingende Organ der Sprache, so daß es allerdings, wie schon oft und kürzlich wieder geschehen, möglich war, Beider Stimmen zu verwechseln. Im Schnitt und in den Zügen des Gesichts war aber Max eher seiner Mutter ähnlich. Ida dagegen hatte mit ihren beiden Eltern nicht die geringste Aehnlichkeit, nur ihre feine, schön gewachsene Gestalt war der ihrer Mutter gleich. Sie war acht Jahre älter als ihr Bruder, näherte sich also der Mitte der Dreißiger, hatte sich aber so jugendlich erhalten, im Aeußeren sowohl als in geistiger Frische, daß sie oft für zehn Jahre jünger gehalten wurde, als sie in Wirklichkeit war. Sie besaß ein heiteres Gemüth, einen scharfen Verstand und einen gewissen Hang zur Ironie, was sie bei all ihrer Liebenswürdigkeit in der Gesellschaft, besonders unter den flachen jungen Leuten, die ihre geistige Ueberlegenheit fühlten, etwas gefürchtet machte, aber doch nicht vor deren ihr oft lästigen Aufmerksamkeiten schützte: sie waren wie die Motten, welche die Kerze, an der sie sich verbrannt, doch immer wieder umschwärmen müssen. Mehr als ein, im Sinne der großen Welt, vortheilhafter Antrag war ihr gemacht worden, sie hatte sich aber bis jetzt nicht entschließen können, ihre Hand zu vergeben. „Der Rechte ist noch nicht gekommen!" hatte sie einmal zu Max scherzend gesagt, als dieser eine darauf bezügliche Aeußerung gethan hatte. „Es scheint mir zu gehen wie dem auf immer Besseres harrenden Storch in der Fabel, nur daß ich zuletzt nicht mit einem Frosch vorlieb nehmen, sondern der Welt das Ideal einer gemüthsheitern alten Jungfer ohne Marotten und Brauthaß geben werde!"

Solchem Humor war Max nicht immer zugänglich, er hatte überhaupt eine ernste Anschauung des Lebens, wenn er auch in seinen Jahren noch keine bittern Erfahrungen gemacht hatte. Schon als Knabe war er den Ausgelassenheiten anderer Kinder immer fern geblieben und hatte sich gern vor lärmenden Spielen in die Einsamkeit zurückgezogen. Die Liebe zur Einsamkeit hatte ihn zur Hochschule begleitet und war mit den Jahren gewachsen, besonders als er das Forstfach zu seinem Beruf gewählt und eine Lernzeit in einem stillen Forsthause verlebt hatte. Später schien der Krieg, in den ihn seine Pflicht rief, eine Veränderung in ihm hervorgebracht, ihn der Geselligkeit zugeführt zu haben, und die schöne Hoff-

nung, die im vorigen Sommer sein Herz erfüllt hatte, der Anfang eines neuen Lebens für ihn zu sein, aber das Morgenroth war, noch ehe die Sonne aufgegangen, von Wolken verhüllt worden und Max wieder in seinen ruhigen Lebensernst zurückgekehrt, aus welchem ihn die Schwester so gern zu einem freudigeren, hoffnungsreichen Dasein hätte erwachen sehen. War ihm denn aber die Hoffnung auf immer vernichtet oder vielleicht nur vorübergehend durch irgend einen räthselhaften Eindruck getrübt?

III.

Der Freiherr ließ sich in der Residenz nicht mehr lange festhalten. Wenn die Untersuchung, welche die Criminalpolizei über den gewaltsamen Diebstahl in seinem Hause eifrig betrieb, von ihm noch andere Auslassungen erheischte, als die er bereits eingereicht hatte, so konnte er sie von Lissen aus ebenso gut geben als hier. Man hatte ihm überdem gesagt, daß in ähnlichen Fällen, wo nur baares Geld und Gegenstände von edlem Metall entwendet sind, nur höchst selten etwas ermittelt werde, wenn sich der Verdacht nicht auf bestimmte Personen richte. Rhyn beschloß also, seine Abreise nicht länger zu verschieben. Er brachte gewöhnlich mit seiner Familie ein paar Wintermonate in der Residenz zu, wo er viele Verbindungen hatte; das großartige Leben der Hauptstadt, die höhern Interessen, welche hier gepflegt werden, die geistigen und künstlerischen Genüsse und auch die Geselligkeit in den Kreisen befreundeter Familien ließen diese Zeit stets angenehm vergehen. Wenn aber der Frühling kam, zog es Alle wieder in die Heimath, in das liebe Schlesien, zu den Freuden des Landlebens, welche sie viel höher stellten als den Glanz und die Pracht der Hoffeste und vornehmsten Salons.

Herr von Rhyn hatte bereits vor zwei Jahren seinem Sohn eins seiner Güter zum freien Eigenthum übergeben. Wie er selbst von seinem Vater, obgleich dieser durch seinen reichen Grundbesitz ein ganz unabhängiger Mann war, in den Staatsdienst gebracht worden, um diesem, bis er in sein Erbe treten würde, seine Kraft zu weihen, so hatte er es auch mit Max im Sinne gehabt. Sein Vater hatte ihn bei der unabsehbaren Friedenszeit, welche den Befreiungskriegen folgte, nicht Soldat, sondern Forstmann werden lassen, weil er sich davon praktischen Nutzen für seine Zukunft versprach. Das Gut Lissen, das er einst mit erben sollte, hatte bedeutende Waldungen, deren Cultur sehr vernachlässigt worden war, und die Hoffnung des alten Herrn ging auch in Erfüllung, denn sein Sohn, als er die Güter übernommen, hatte die forstwirthschaftlichen Kenntnisse, die er sich erworben, auf seinem eigenen Grund und Boden zur Geltung und seine Wälder mit der Zeit in den besten Stand gebracht; er war noch heut ein echter Forstmann, der sich am wohlsten unter seinen Eichen und Buchen fühlte.

Max hatte dieselbe Laufbahn beschreiten sollen. Reich begabt, hatte er ungewöhnlich früh die Hochschule besucht und während er studirte, seiner Wehrpflicht genügt, dann war er in das Forstfach eingetreten. Der Ausbruch des Dänischen Krieges hatte ihn jedoch, da er der Landwehr als Offizier gehörte, unter die Waffen gerufen, er war verwundet und durch die Zeit, deren er zu seiner Heilung und Schonung bedurfte, verhindert worden, seine unterbrochene Laufbahn wieder aufzunehmen; kaum aber war er wieder zu seinem erwählten Berufe zurückgekehrt, als er ihm abermals entzogen wurde. Ein zweiter, viel gefährlicherer Krieg brach aus, zu welchem die ganze Wehrkraft des Volkes aufgeboten werden mußte, weil es sich jetzt um die ganze Existenz des Staates handelte. Auch Max von Rhyn war wieder in das Heer getreten und hatte tapfer in Böhmen gekämpft. In der Entscheidungsschlacht war er zum zweiten Male verwundet worden, gefährlicher als zwei Jahre zuvor in Schleswig, und nur die Pflege seiner Mutter, welche auf die Kunde zu ihm in das kleine böhmische Städtchen geeilt war, wo er im Lazareth lag, hatte ihn am Leben erhalten. Nach seiner Heimkehr und Genesung, welche freilich noch immer keine vollständige war, hatte sich die Frage geltend gemacht, ob er nun doch nach zweimaliger Unterbrechung seinen forstmännischen Beruf wieder einschlagen, oder nachdem er dem Vaterlande seine Pflicht mit seinem Blute abgetragen, sich damit begnügen solle. Der Vater war unbedingt für das Letztere gewesen und seine Ansicht hatte entschieden. Dann hatte

er Max eins seiner Güter, Haindorf, und dadurch eine selbständige Stellung, gegeben. Beide Güter lagen nur zwei Stunden von einander entfernt, so daß Max nicht allein mit den Seinigen in enger Verbindung blieb, sondern auch jederzeit den Rath seines Vaters in Fragen der Landwirthschaft, deren er sich mit großem Eifer befleißigte, einholen konnte. Seine Gesundheit war aber noch immer nicht befestigt, schon im vorigen Jahre hatte er auf Anrathen des Arztes seine Mutter, welche in Ischl die Soolbäder gebrauchen sollte, in die Alpen begleitet und auch in diesem Jahre bestand der Arzt darauf. An Ischl knüpfte sich für ihn die seligste, aber zugleich traurigste Erinnerung seines Lebens und das Wort, das neulich sein Vater in Bezug auf das Bild der Unbekannten gesprochen, hatte in Max eine Hoffnung, die er immer leise gehegt, mächtig angeregt, die Hoffnung auf ein Wiedersehen, das ihm die Wandlung erklären solle, welche plötzlich, nach flüchtigen Tagen eines unaussprechlichen Glückes eingetreten, ihm alle Lebensfreudigkeit getrübt hatte, bis es seiner männlichen Kraft gelungen war — er wähnte es wenigstens — sich zu ruhiger Fassung zu erheben.

Die Familie kehrte diesmal früher nach Lissen zurück als sonst, der Freiherr hatte sich nicht angemeldet, er wollte seinen Leuten, wie er sich ausdrückte, einmal auf den Zahn fühlen, doch hatte er die Genugthuung, daß seine unerwartete Ankunft nicht Schrecken, sondern Freude erregte. Er fand Alles in der besten Ordnung und konnte loben, statt zu schelten und zu strafen. Max blieb nur einen Tag bei den Seinigen, dann fuhr er nach seinem eigenen Gute, von welchem der Verwalter schon hier gewesen war, um ihm Bericht abzustatten.

Sobald Max fortgefahren, ließ sich der Freiherr sein Pferd satteln. Er war ein Sechziger, doch ritt er noch mit ausgezeichneter Sicherheit und seine Frau hatte gar keine Besorgniß, wenn er, wie seine Gewohnheit war, ohne Begleitung eines Reitknechts ausritt und oft stundenlang weg blieb. Nicht einmal, wie doch sonst alte Herren zu thun pflegen, hielt er sich des bequemern Aufsitzens wegen kleine oder wenigstens fromme Pferde, die ihrem Reiter nichts zu schaffen machen. Er verwies immer auf das Beispiel des Königs, der noch mehrere Jahre älter war als er, und doch zu Pferde oft junge Reiter beschämte.

Auch heut ritt Herr von Rhyn allein aus. Ida sah ihm von dem Gitter am Schlosse nach, wie er im langen, ruhigen Galopp über den Hof ritt, am Thore wandte er sich noch einmal im Sattel um und grüßte seine Tochter mit der Hand, dann bog er gleich von der großen Lindenallee, welche in gerader Richtung eine Strecke hinausführte, rechts ab und verschwand.

„Ich dachte mir's schon," sagte Ida zu ihrer hinzutretenden Mutter, „daß der Vater nach dem Walde und nicht auf die Felder reiten würde. Der Wald liegt ihm zumeist am Herzen."

„Du hast Recht," erwiederte die Mutter lächelnd. „Er sagt oft, daß ihm dort das Herz aufginge und er zuweilen stundenlang ohne eigentliches Ziel im Walde umherirrte. Er kennt jeden Pfad, jedes Dickicht, verirren kann er sich nicht."

Das war auch wirklich der Fall. Rhyn verschmähte darum oft die gebahnten Wege, selbst die Fußsteige, welche von Holzlesern, oder Kindern, nach Waldbeeren und Pilzen suchend, getreten waren und ritt, nach den Merkzeichen, die er kannte, in die Tiefe des Waldes, der sich stundenweit hinzog. Heut schien er jedoch auf dem Fahrwege bleiben zu wollen, der sich in vielen Krümmungen hindurchschlängelte, er ließ dem Pferde die Zügel, nachdem er eine Weile die Bäume und Schonungen, an denen er vorüberkam, gemustert hatte, sein Blick wurde zerstreut, er versank immer mehr in tiefe Gedanken. Auf einmal wurde er aus diesen durch ein plötzliches Stutzen seines Pferdes geweckt, das die Ohren spitzte und mit aufgerissenen Nüstern seitwärts nach einem Dickicht witterte. Rhyn glaubte die Zweige des jungen Tannengesträuchs rauschen zu hören. War es ein Wild, das vor ihm entfloh, oder ein Mensch mit schlechtem Gewissen, ein Holzdieb oder Raubschütz? Gleichviel, er hatte keine Lust, ihm nachzusetzen, obgleich er als pensionirter Forstmann sehr streng über solche Gesetzwidrigkeiten dachte. Er trieb sein Pferd zu rascherer Gangart an und wandte es wenige Schritte von dem Punkte, wo es gestutzt hatte, in einen Waldpfad, der sich auf der andern Seite abzweigte. Hätte er sich, wie am Hofthore von Lissen, noch

einmal rasch umgeblickt, so würde er vielleicht einen Kopf bemerkt haben, welcher sich vorsichtig aus dem Tannengesträuch hervorwagte, um ihm nachzuschauen. Er ritt aber sofort in die gegenüberliegende Schonung, deren Zweige sich bald hinter ihm schlossen. Nach einiger Zeit gelangte er in einen Hochwald prächtiger Eichen, die sein Stolz und seine Freude waren. Alle seine Nachbarn beneideten ihn um diese „Schatzkammer“ und tadelten ihn nur, daß er solche Capitalien von ungeschätztem Werthe todt liegen oder vielmehr stehen lasse. Er antwortete ihnen jedoch immer, es sei ein Fideicommiß, das er nicht angreifen dürfe und wolle — für einen rationellen Forstwirth und Grundbesitzer in heutiger Zeit gewiß eine sonderbare Ansicht! Quer durch den Eichenwald, dessen Kronen noch unbelaubt waren, der Sonne entgegen ging sein Ritt, er hatte heut ein bestimmtes Ziel. Die mächtigen Bäume standen zuletzt nur vereinzelt, der Boden wurde uneben und senkte sich mit kleinen Vertiefungen, endlich hemmte ein Bach, zu breit zum Ueberspringen und zu tief eingeschnitten, um ihn leicht zu durchsetzen, den Ritt des Gutsherrn. Er hielt sein Pferd an und suchte sich zu orientiren. Lag ihm das Brücklein, auf das er hier gerade zu stoßen geglaubt, zur rechten oder linken Hand? Er war in vielen, vielen Jahren nicht hier gewesen — wie lange war es her, daß er gebeten worden war, den abgeschlossenen Waldraum, der den Namen „Waldfrieden“ führt, in ungestörter Einsamkeit zu lassen? Als ein Mann in der Fülle der Kraft hatte er die Stätte zum letzten Male betreten, heut nahte er ihr mit gebleichtem Haar, an der Schwelle des Greisenalters stehend — kein Wunder, daß er die Brücke verfehlt hatte! Er besann sich aber nun auf sein Wahrzeichen, die Blutbuche, er erkannte sie, deren dunkles Gezweig auch noch blätterlos war, an dem jenseitigen Rande der Niederung, welche von dem breiten, tief eingeschnittenen Bache durchflossen, sich vor ihm weithin erstreckte, und ritt jetzt, den trägen Wellen folgend, am Ufer entlang, bis er die gemauerte Brücke sah, die ihn hinüberführte. Ein fester Dammweg durchschnitt von hier aus die moorige Niederung, Rhyn verfolgte ihn im Trabe und kam bald zu der Blutbuche — wie mächtig war sie gewachsen, seit er sie nicht gesehen hatte! So viel er auch seitdem seine Forsten in allen Richtungen durchkreuzt, diesen Abschnitt, dessen Wächter gleichsam der düstere Baum war, der im Sommer durch sein dunkelgrünes, blutroth geripptes Laub einen unheimlichen Eindruck machte, hatte der Freiherr nicht wieder betreten. Heut aber, als er in das Revier einritt, fand er sich ganz so wieder zurecht, als in der früheren Zeit, wo er mit besonderer Vorliebe und fast immer in Begleitung seiner jungen Frau hier verweilt hatte. Den Namen „Waldfrieden“ hatte sie diesem Reviere gegeben, in welchem die Poesie einer unentweihten Wildniß nach einer gewaltsamen Katastrophe wieder eingezogen war. Zu Lebzeiten des vorigen Herrn auf Lissen, des Vaters des jetzigen, hatte nämlich ein Sturm diesen Theil des Waldes verheert, der Windbruch war abgeräumt, und das ganze Revier gleichzeitig abgeholzt worden, um neu angesäet oder angepflanzt zu werden, was jedoch bei der saumseligen Wirthschaft des alten Herrn unterblieben war. Die Winde und die Vögel hatten dann das Geschäft durch angeflogenen oder zugetragenen Samen übernommen, der Wald hatte sich dadurch wieder verjüngt und wie sich der aufgesprossene Baumwuchs immer dichter gestaltete und die Einsamkeit nicht durch Menschen gestört wurde, war der Waldraum zu einer Freistatt des Wildes geworden, das hier zahlreich sein Lager suchte, von hier aus seine Streifzüge zur Aesung unternahm und vor Verfolgung wieder hierherflüchtete. In diesem Zustande hatte der jetzige Gutsherr, als er zur Erbschaft kam, die Wildniß übernommen und da sie auf ihn einen fremdartig schönen Eindruck gemacht, beschlossen, ihr den Charakter, den sie angenommen hatte, zu lassen. Den Forstleuten wurde sie zur Jagd verboten, sie durften das Wild nur abschießen, wenn es zu andern Revieren wechselte oder auf die Felder hinaustrat. Als sich der Freiherr verheirathet und seine junge Frau zum ersten Male hierher geführt hatte, war diese von der eigenthümlichen Waldnatur ganz entzückt gewesen, so daß er hier an einer besonders anmuthigen Stelle zu längerm Verweilen einen Pavillon hatte bauen lassen, den Frau Erdmuthe mit ihm dann öfter besucht hatte. Vor dem kleinen, halb im Gebüsch ver-

steckten Waldhaufe breitete sich eine lichte Wiese aus, bewässert von einem klaren Geriesel, das nicht weit davon auf einer höher gelegenen Freiung entsprang. Einzelne Baumgruppen, wie sie die englische Gartenkunst nicht malerischer hätte gestalten können, waren hier und da auf der Wiese aufgeschossen und damit auch der Gegensatz des Ernsten zum Lieblichen, des tiefen Schattens zum Licht nicht fehle, standen auf der erwähnten Bodenerhebung, durch einen weiten Zwischenraum von den andern Bäumen getrennt, fünf dunkle Fichten, deren spitze Wipfel die laublosen Kronen der umherstehenden Birken weit überragten, während ihre tiefsten, mit kurzen Nadeln dicht besetzten Zweige den Boden berührten.

Der Freiherr erreichte die Waldwiese, welche im üppigsten Grün prangte, wenn sie auch von dem reichen Blumenschmuck, der sie im Sommer zierte, nur die ersten bescheidenen Frühlingskinder zeigte, er trieb sein Pferd zum Sprunge über das kleine Gewässer, sein Auge hing an der dunkeln Fichtengruppe, die mit unbewegten Zweigen stand: das Herz klopfte ihm in der Erinnerung an sein letztes Hiersein, als er auf Erdmuthens Wunsch mit ihr das geheimnißvolle Grab besucht, um dessen Entstehung im Waldfrieden nur wenige Menschen gewußt hatten. Erdmuthe hatte ihn innig gebeten, sie hinzuführen, damit sie an dem einsamen Hügel für die Arme, welche unter demselben ruhte, ein stilles Gebet zu Gott schicken könne. — Der Gemahl hatte ihren Wunsch erfüllt, dann war die Stätte in ihrer Einsamkeit ungestört geblieben bis auf den heutigen Tag. Langsam ritt der Freiherr die sanfte Höhe zu den Fichten hinan; jetzt erblickte er das Grab, dort lag es in sich selbst eingesunken!

Plötzlich zuckte es dem Freiherrn über das ernste Gesicht vor einem Anblick, der sich ihm bot, er gab seinem Pferde die Sporen, ein Paar schnelle Galoppsprünge trugen ihn an das versunkene Grab: ein Kranz von bleichen Immortellen lag auf demselben! Rhyn sah umher, als spähe er nach demjenigen, der das Liebeszeichen auf den niedrigen Hügel gelegt hatte: wessen Hand konnte es gewesen sein? Durch die Seele des alten Mannes flutheten wechselnde Gedanken, wie die Wellen in aufgeregter See. Nur eine Person fiel ihm ein, welche die Todte, deren längst zerfallene Hülle dieser Hügel barg, im Leben gekannt und ihr wohl dies Liebeszeichen hätte weihen können, aber sie war fern von hier, die treue Susanne! Der alte Förster, welcher damals auf Geheiß seines Herrn von fremden Arbeitern dies Grab hatte bereiten und nachdem es geschlossen worden, mit Rasen bekleiden lassen, war längst gestorben, sein Nachfolger wußte von nichts; im Dorfe lebten zwar noch mehrere Leute aus jener Zeit, wo das im Walde entstandene Grab, dessen Ursprung Niemand erfahren, großes Gerede in der Gegend gemacht hatte, aber von diesen, welche wohl kaum noch eine klare Erinnerung davon hatten, war doch Keiner, der einen Anlaß gehabt hätte, den Kranz in den Wald zu tragen. Die letzte Möglichkeit endlich, über die der Freiherr nachdachte, lag so außer dem Bereiche des Wahrscheinlichen, daß er sich davon losriß. Er war vom Pferde gestiegen, hatte den Kranz aufgenommen und lange sinnend betrachtet. Still hing er ihn an das schwarze hölzerne Kreuz ohne Inschrift, das an dem Hügel gestanden, nun aber schief eingesunken und so vermorscht war, daß es selbst die leichten Immortellen kaum noch zu tragen im Stande schien. Welcher Tag war heute? Hatte er irgend eine besondere Wichtigkeit für die Verstorbene gehabt, daß man ihn gerade gewählt hatte, ihr den Kranz auf das Grab zu legen? War es ihr Geburtstag, ihr Hochzeits- oder Sterbetag gewesen? Der Freiherr konnte sich dessen nicht mehr erinnern. Er führte sein Pferd ein paar Schritte seitwärts, saß wieder auf und ritt des Weges zurück, den er gekommen war. Im Eichwalde schlug er jedoch eine andere Richtung ein, er mußte seinen Förster sprechen. Dieser war zu Hause, er hatte bereits gestern dem heimgekehrten Gutsherrn auf dem Schlosse seine Meldungen abgestattet und war sehr verwundert, als er ihn plötzlich vor seiner Thür halten sah. Rasch eilte er hinaus, begrüßte ihn und griff schon nach dem Backenstück am Hauptgestell des Pferdes und dem Steigbügel, um dem Freiherrn beim Absitzen dienstfertig zu sein, dieser lehnte es jedoch ab und fragte ihn: ob er kürzlich im „Waldfrieden" gewesen sei. „Erst gestern," war die Antwort. Ob er an dem Grabhügel bei den Fichten etwas Besonderes bemerkt habe? Der Förster verneinte es und sagte:

„Grausam verfallen sieht das Grab schon lange aus und das Kreuz ist halb umgefallen. Ich habe schon gedacht, ob man's nicht reputirlich wieder aufhöhen und frisch mit Rasen bekleiden sollte, auch ein neues Kreuz könnte gesetzt werden, wenn es der Herr Baron erlauben. Der Pastor mit dem ich darüber sprach, verwies mich an Sie und meinte, wenn man nur wüßte, wer dort mitten im Walde statt auf dem Gottesacker begraben sei. Ich konnte ihm natürlich auch keinen Bescheid geben, denn ich weiß es nicht und Niemand weiß es."

„Man braucht sich darüber auch nicht den Kopf zu zerbrechen!" versetzte der Freiherr mit gerunzelter Stirn. „Sie können den Grabhügel im Waldfrieden wieder in Ordnung bringen und mit frischem Rasen belegen lassen, über das Kreuz werde ich noch bestimmen." Freundlicher, als er bisher gesprochen, fragte er den Förster dann nach Frau und Kindern, ließ sie herauskommen und sprach mit Jedem in seiner väterlichen Weise, die ihm überall die Zuneigung der Menschen gewann. Hierauf ritt er nach Hause, wo diesmal sein ungewöhnlich langes Ausbleiben doch einige Besorgniß erregt hatte, besonders da er seiner Frau nichts von seinem Vorhaben, den Waldfrieden zu besuchen, gesagt.

Als er nach Tische mit ihr allein war, erzählte er ihr, wo er gewesen war. Sie sah ihn verwundert an. „Doch noch?" fragte sie mit dem Tone eines leisen Vorwurfes.

„Mich zog es förmlich dorthin, seit das Bild, das ich gleichsam auf Nimmerwiedersehen eingepackt und versiegelt hatte, mir herausgerissen wieder vor Augen gekommen ist."

„Aber du hattest doch versprochen —"

„Adalbert schrieb an mich und trug mir den letzten Wunsch Gabrielens vor, ich habe ihm aber darauf kein Versprechen geleistet, hätte es auch nicht geben, überhaupt ihm nicht auf seinen Abschiedsbrief antworten können, da ich gar nicht wußte, wohin er gegangen war und wo er seinen künftigen Aufenthalt nehmen würde."

„Stillschweigend hattest du aber doch den Vorsatz gehabt, den Wunsch einer Sterbenden zu ehren."

„Ich habe ein Menschenalter hindurch, dreißig Jahre meinen schönen Waldfrieden und ihr Grab nicht besucht — jetzt aber hat mich ihr Bild förmlich dazu aufgefordert und es war Zeit, daß ich endlich hinkam, ihr Grab sieht wüst und schauerlich aus. Höre nur, was ich sonst noch dort gefunden habe." Er erzählte ihr von dem Kranze und sie gerieth dadurch in eine große Aufregung:

„Das ist Adalbert gewesen!" rief sie. „Wer könnte es anders gewesen sein! Er ist hier, er wird zu uns kommen!"

„Wenn du Recht hast, soll er mir willkommen sein," erwiederte Rhyn. „Ich habe auch schon daran gedacht, es aber sehr unwahrscheinlich gefunden. Würde er nicht gleich zu mir gekommen sein? Indessen wollen wir abwarten, ob er nicht doch noch erscheint."

IV.

Acht Tage vergingen, mehrfacher Besuch aus der Nachbarschaft kam nach Lissen, aber der Mann nicht, dessen Erscheinen wenigstens für möglich gehalten worden war. Auch Max, den seine Wirthschaft ganz in Anspruch nahm, kam erst in der folgenden Woche von seinem Gute herüber, wie er schon im Voraus erklärt hatte. Die Mutter fand ihn nicht so wohl aussehend wie in der letzten Zeit und schalt ihn, daß er sich zu sehr angestrengt habe, was er jedoch nicht zugeben wollte.

„Macht, daß ihr bald fortkommt in eure Berge!" sagte der Vater. „Der Frühling ist wunderbar schnell gekommen, verschiebt also eure Reise nicht länger, als durchaus nothwendig ist."

„In den Alpen ist gewiß für uns Norddeutsche noch keine passende Jahreszeit," entgegnete Max. — „Wirst du unsern vereinten Bitten, uns zu begleiten, auch diesmal nicht nachgeben, lieber Vater?"

„Mich laßt aus, wie sie dort sagen!" erwiederte der Freiherr lächelnd. „Was soll ich euch helfen? Ich wäre nur ein Ballast, der euch jungem Volk — dich rechne ich auch noch dazu, Erdmuthe! — die Bergpartien erschwerte. Ueberdem bin ich durch die Mutter verwöhnt und ein schlechter Tourist, da ich an meiner Hausordnung und Bequemlichkeit hänge. Laßt mich also zu Hause!"

„Dann bleibe ich bei dir, Papa!" erklärte Ida. „Die Mama kann Max, ich werde dich pflegen — wir wollen beide

wetteifern, wer mit seinem Pflegbefohlenen die meiste Ehre einlegt."

„Sehr edel von dir, ich weiß auch, daß es dein Ernst ist," erwiederte der Vater. „Aber ich nehme dein Opfer nicht an. Still! Ich will keine Betheurungen hören. Du siehst es für kein Opfer an, ich glaube das, aber thatsächlich bleibt es doch ein solches. Du reisest gern, hast einen frischen offenen Sinn für die Natur, interessirst dich für Alles, was du unterwegs kennen lernst, verschmähst auch die Geselligkeit nicht. Es ist mein Wille, daß du mitgehst; daß ihr zusammen bleibt, — verstanden, Herrschaften? Wenn ihr mir recht gute Nachrichten gebt —" er blickte seine Frau dabei bedeutungsvoll an und diese verstand ihn — „so komme ich vielleicht in eurer letzten Woche nach und helfe die Wiederherstellung glücklicher Zustände feiern."

Die Aussicht, die er ihnen noch nicht eröffnet hatte, wurde von Allen freudig begrüßt und Ida erbat sich schon jetzt ein bestimmtes Versprechen, was der Vater jedoch verweigerte.

„Die Politik der freien Hand, wie sie jetzt die hohen Cabinette sich bei jeder brennenden Frage wahren, ist auch in Privatverhältnissen nicht übel," erwiederte er. „Strebt nur, entsprechend der Devise eures kaiserlichen Villenbesitzers in Ischl, „viribus unitis" danach, daß dem jungen Manne da die Backen wieder roth, das Auge hell und der Gesichtsausdruck glücklich wird, dann —"

„Kommen wir dir bis Gmunden entgegen!" unterbrach ihn Ida lebhaft.

„Ich meinte: Dann wollen wir sehen!" berichtigte der Vater lächelnd. „Nun, Max, wie steht es in Haindorf? Laß hören."

Max berichtete Einiges von seinen wirthschaftlichen Angelegenheiten und sagte dann: „Bei meiner Einfahrt in Haindorf habe ich einen alten Bekannten wiedergesehen, den Mann mit dem Feuermal aus der Nicolaigasse!"

Die Eltern wechselten einen raschen Blick. „Du hast dich wohl geirrt," entgegnete der Vater. „Wie sollte der hierher kommen?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Max, „geirrt kann ich mich aber nicht haben, das Feuermal, obgleich ich es doch nur bei Laternenlicht in der Winkelgasse gesehen, fiel mir gleich auf, als ich vor dem Wirthshause einen Mann sah, der seinen Hut eben aufsetzte und auf einen Wagen steigen wollte. Zum Ueberfluß schien mich der Mann ebenfalls zu erkennen, denn er grüßte mich, als ich bei ihm vorbeifuhr. Ich ging noch an demselben Nachmittage in das Dorf, um den Wirth nach ihm zu fragen, der sagte mir, daß es ein Holzhändler sei, der gestern angekommen, bei ihm übernachtet habe und dann in aller Morgenfrühe ausgegangen sei, um auf den nächsten Gütern Holzgeschäfte zu machen. Ob ihm das gelungen, darüber hatte er sich nicht ausgelassen, sondern war bald nach seiner Rückkehr wieder fortgefahren, sein Geschirr, das der Wirth kannte, war aus der Stadt, dort war der Fremde, wie sein Kutscher gesagt, mit der Eisenbahn angekommen. So löst sich denn das Räthsel, daß er mich der Stimme nach für dich gehalten, einfach auf, er hat wohl in frühern Zeiten auch mit dir einen Holzhandel gemacht und du hast ihn nur, trotz seines Feuermals, vergessen."

„Wohl möglich!" sagte der Vater und führte das Gespräch wieder auf die ökonomischen Verhältnisse in Haindorf, über welche er noch lange mit seinem Sohne sprach, nachdem Frau von Rhyn und ihre Tochter sich zurückgezogen hatten. Als er dann mit seiner Frau wieder zusammentraf, fragte diese: „Nun, Rhyn, was denkst du zu dieser Begegnung mit Ratto? Gerade an demselben Tage, wo du im Waldfrieden gewesen bist und auf Gabrielens Grabe den Kranz gefunden hast! Kann ihn ein Anderer hingelegt haben als Ratto?"

„Es hat allerdings eine große Wahrscheinlichkeit für sich," erwiederte Rhyn. „Wenn es keine Lüge gewesen ist, was Ratto dem Wirthe gesagt, so kann ich es für möglich halten, daß er, da er einmal in der Gegend war, sich der alten Zeiten erinnert und der Verstorbenen, an der er doch auch Manches verschuldet, an ihrem Geburtstage den Kranz gebracht hat. Lassen wir es auf sich beruhen."

Im Hause wurden nun Anstalten zur Reise getroffen, die so früh als möglich angetreten werden sollte. Der Vater hatte, da es noch nicht möglich schien, in die Alpen zu gehen, ein paar Zwischenstationen vorgeschlagen. Max schrieb aber schon jetzt an den Besitzer des kleinen Hauses in Ischl, welches die Familie im vergangenen Sommer bewohnt hatte. Es lag oben an der Straße nach Lauffen in der Nähe des Cal-

varienberges, war zwar keine im modernen Stil gebaute Villa, und wie die Wirthin oft wiederholt hatte, nur bürgerlich eingerichtet, aber sehr bequem und wohnlich und vor Allem äußerst reinlich, worauf Frau von Rhyn einen großen Werth legte. Ob die Wohnung bei dem großen Zudrange von Curgästen und „Sommerfrischlern" nicht bereits vermiethet war, blieb freilich die Frage, deren Beantwortung ziemlich lange auf sich warten ließ.

„Ihr hättet der Frau Wirthin, die euch nach eurer Behauptung sehr ins Herz geschlossen hatte, Hoffnung auf eure Wiederkunft machen sollen," sagte der Freiherr. „Dann hätte sie vielleicht die Wohnung für Euch offen gehalten."

„Sie sprach davon," erwiederte Frau von Rhyn, „aber damals glaubten wir selbst nicht, daß wir noch einmal nach Ischl kommen würden —"

„Ich kann es mir nach seiner so ganz veränderten Physiognomie, seit es das Modebad der österreichischen Aristokratie geworden ist, nicht mehr so gemüthlich in Ischl denken wie in der Zeit seiner Ursprünglichkeit, wo ich es zuerst besucht habe. Dazu kommt der schlecht verhehlte Groll gegen uns — du hast ja auch darin Erfahrungen gemacht, Max."

„Freilich, lieber Vater," erwiederte Max. „Es war eine Thorheit, daß ich mich zu einem offenen Entgegenkommen bei der Begegnung mit österreichischen Kameraden verleiten ließ. Ich glaubte, daß wir nach dem Kriege, in den wir ohne Haß gegen unsere tapfern Feinde gegangen waren, um ihn als ehrliche Soldaten auszukämpfen, auch wieder gute Kameraden sein könnten, eingedenk der Waffenbrüderschaft in Schleswig."

„Recht schön!" versetzte der Vater. „Aber euch, denen das Kriegsglück günstig gewesen, ist dies Gefühl der Versöhnung leichter als euren Gegnern, welche noch auf eine Wiedervergeltung hoffen mögen. Es ist viel verlangt, daß sie, nachdem der Degen kaum eingesteckt ist, gleich ganz vergnügt, als wäre gar nichts vorgefallen, mit euch fraternisiren sollen."

„Denke doch, wie die Russen nach einem viel erbitterteren Kampfe in der Krim sofort mit den Franzosen kameradschaftlich umgegangen sind."

„Das klingt sehr schön und erinnert an die Courtoisie der Ritterzeiten, näher besehen möchte dies Schauspiel in der Krim wohl an Glanz verlieren. Ehrlich gemeint ist es gewiß nicht immer gewesen. Da lege ich auf die Versöhnung, von welcher du manche ergreifende Scene erzählt hast, einen höhern Werth, ich meine nicht die bei schäumenden Bechern, sondern auf dem Krankenlager in den Lazarethen. Doch wir kommen zu tief in den Ernst. Ich rathe dir, dein offenes Herz diesmal nicht gleich da entgegenzutragen, wo du nicht weißt, ob du eine verletzende Zurückweisung zu befürchten hast."

Der Freiherr hatte keinen Nebengedanken bei diesen Worten, er bemerkte auch nicht, daß sie eine flüchtige Röthe auf die jetzt bleichen Wangen seines Sohnes riefen, dem Auge der Mutter entging es jedoch nicht und es that ihr weh.

(Schluß folgt.)

Aus alten Tröstern.

Collectaneen

von

Gotthelf Lederer.

Das wäre denn schließlich Alles, was uns von dem lustigen, kräftig derben Leben unserer guten Vorvoreltern übrig geblieben, die es miterlebten, wie zu Wittenberg eine „formula concordiae" aufgerichtet wurde, um die Eintracht der evangelischen Christenheit zu begründen, und die doch ihre Zwietracht erst recht verewigte; die es mit ansahen, wie die Hochschulen von Wittenberg und Jena sich ob der religiösen Irrungen weidlich in den Haaren lagen; die in losen Flugblättern, auf ein Stück schmutziggraues Papier gedruckt, das wichtige Factum zu lesen bekamen, daß im fernen Böhmerlande ein paar kaiserliche Hofräthe aus dem Prager Rathhausfenster „schier dreißig Fuß hinab" geworfen, „defenestrirt" worden seien, wie man's nannte, aber ohne Schaden an ihrem Leibe zu nehmen, da sie sanft auf einen Misthaufen niederkamen; die in der Lage waren, sich die erste

deutsche Zeitung, den Frankfurter Reichspostreuter von der ersten Nummer ab halten zu können, und sich's gefallen ließen, wenn ein Winkelpamphletist ihnen ein wenig schmeichelhaftes Bild ihrer selbst vorhielt, den „teutschen Asinus ohne Herz und Ohren," sie, die „teutschen Dappel und Dilldappel, die Esel und Eselsgesellen," weidlich herunterkanzelnd. In den verstaubten Mappen der Kunstsammler die Kunstblätter von Johann Aldegrever, Merian und ein paar anderen zum Theil recht obscuren Malern, Kupferstechern und Holzschneidern, die die damalige Welt und die Menschen in ihr abconterfeiten mehr wahr als idealistisch; dazu neben den damaligen Dichterlingen und Literaten, für deren Kunstideal wir wenig Verständniß mehr haben, in den versteckten Regalen einer und der anderen Bibliothek ein paar in Schweinsleder zusammengebundene Drucke, Gelegenheitsgedichte, Briefsteller, Complimentirbücher und all die andern Utensilien, um sich zum angenehmen Gesellschafter zu machen: das wäre denn schließlich Alles, oder doch die Hauptsache von alle dem, was uns von den Sitten und Gewohnheiten jener kräftig-derben Zeit der Landsknechte, jener Tage der Reformation und des dreißigjährigen Krieges erzählt!

Ja, derb und kräftig genug ging es dazumal zu, da das Pulver zwar schon erfunden war und die Kunst des Bücherdrucks, aber der sanfte Strahl der Humanität die Sitten noch nicht veredelt und noch nicht dem Leben seine ungestörte Beschaulichkeit gegeben hatte. In Ernst und Scherz war es noch das altgermanische urkräftige Behagen, das sich in seiner gesunden Naturwüchsigkeit bis zur Rohheit verstieg, noch unangekränkelt von der Blässe des Gedankens. Da war noch „die faule Liese," war „der gespickte Hase", waren all die schauerlichen Marterwerkzeuge noch im Schwange, die heute der harmlose Speculant den Neugierigen vorführt, wie van Aken die wilden Bestien hinter den Gittern seiner Menageriekäfige ohne Gefahr für das verehrungswürdige und schaulustige Publicum. Da gab noch der Staupbesen „die erste Weihe zum Galgen," und der „Meister Auweh" oder „Knüpfauf" oder „Schnürhänselein" oder „Kurzab," und wie die unzähligen Namen des Nachrichters lauteten, hatte noch alle Hände voll zu thun, um „den Wicht etliche Spannen höher zu bringen" und ihn „mit einer Pfennigsemmel aus einem Seilerladen an der Herberge zu den drei Säulen als Vierzeichen auszuhängen."

Bedarf es einer besonderen Rechtfertigung, die alten schweinsledernen Bände einmal aus den Repositorien, in denen sie Jahrhunderte lang unbeachtet ruhten, herabzuholen und den Staub von ihnen abzukehren?

Ich, ein kurfürstlich winkelkram'scher Bibliotheksaccessist, der ich die kurfürstlich winkelkram'sche Bibliothek, Abtheilung deutsche Geschichte, Unterabtheilung 16. und 17. Jahrhundert, zu ordnen Auftrag erhielt, hatte all dies Schweinsleder durch meine Hände gehen zu lassen. Ich schlug so manchen der ungastlichen Einbanddecken auseinander und las mit köstlichem Behagen, länger als ein kurfürstlich winkelkram'scher Bibliotheksbeamter in den Arbeitsstunden darf, den ergötzlichen Inhalt. Freilich ist, was ich da zusammengelesen, nicht genug, um ein vollständiges „Culturbild" jener Zeit zu geben. Wer auch will immer den bis an die Erde reichenden Zopf der Vollständigkeit! Aber genug ist's immer, um in die Stimmung jener Zeit zu versetzen. Krause Locken sind es, die um das verwetterte und gebräunte Antlitz des dreißigjährigen Kriegszeitalters spielen. Ganz freilich kann ich den Bibliothekar nicht an den Nagel hängen. Die losen, aus vielen einzelnen Schriften zusammengelesenen Stellen drängt es meinen Ordnungssinn, zu einer Art von Ganzem zu gruppiren, bei dem der Leser gebeten wird, stets zu bedenken, daß dieses Ganze ein sehr lockeres bunt zusammengesetztes Mosaik ist.

* * *

Wir sind in der Universitätsstadt, auf der Luther vordem sein Katheder aufgeschlagen gehabt; der ersten deutschen Hochschule ihrer Zeit: zu Wittenberg, deren ganze vergangene Gelehrtenherrlichkeit heute zu einem Predigerseminar und einer Bronzestatue für Philipp Schwarzerd, d. i. Melanchthon eingeschrumpft ist.

Ein tolles Treiben, die Studentenwirthschaft in dem Elb-Athen. Wie sollt' es auch anders sein! Hatte doch der berühmte Magister weiland selber ein böses Beispiel

gegeben, da er an der Spitze seiner Zuhörer vors Elsterthor zog und dort ein Feuer anzündete von einer solchen Gluth und einem so weitleuchtenden Schein, wie niemals später in der Neujahrsnacht auf dem Marktplatz beim „Gaudeamus“ zusammengeworfene Fackelreste der „Bursen“ leuchteten und glühten. Hatten doch selbst viele der Herren Professoren sich diesem „gottvergessenen und heillosen“ Zuge angeschlossen; hatten sie doch später selber eifrig mitgemacht, als es an den Spectakel der Bilderstürmerei ging.

Es war ein Leben, toll genug, dieses Wittenbergische Studentenleben, mit seinem Raufen und Saufen, seinen Karten und Quarten, seiner Liebelei und „Löffelei.“

Wie das Selbstbekenntniß eines Bruder Studio aus der Mitte des 17. Jahrhunderts lautet: „Ich verbracht meine Zeit nach gewöhnlicher Pennalweise, ohne Gott, ohne Gebet in lauter wüstem, heidnischem Geschrei. Zwar was sag' ich heidnisch? Wo ist bei Heiden ein solch verteufelt Leben jemals geführt worden? Fressen, saufen, gassaten gehen, sich mit den Steinen balgen, Fenster einwerfen, Häuser stürmen, ehrliche Leute durchhecheln, neue Ankömmlinge vexiren, beschmausen und recht räuberischer Weise ihrer armen Eltern Schweiß und Blut helfen durch die Gurgel jagen, das war meine tägliche Arbeit; um das Studiren bekümmerte ich mich nicht, ich hatte genug andere Possen zu thun. Daneben aber wurde des Buhlens keineswegs vergessen, denn weil die Pennäle unverschämt waren und keine großen Complimente gebrauchten, sondern fein gleich zugingen, waren sie bei den leichtfertigen Weibspersonen desto angenehmer und hatten viel freieren Zutritt und Paß bei ihnen als Andere.“

Das Bild ist wenig schmeichelhaft, aber treffend.

Da sitzen die Musensöhne beim Bier. Jene Stunde, die in der verblaßten modernen Zeit auf der akademischen Uhr mit dem ehernen Basse des Pedell „Feierabend“ schlägt, lief jenen Glücklichen ohne zu schlagen vorüber. Es ist schon spät in der Nacht; doch „saufen sie noch, fein hurtig und vom Frischen,“ springen mit Geschrei auf Tisch und Bänke:

„Und trinken eins herum auf gute Brüderschaft,
Ha ha! das Zerbster Bier, das giebet neue Kraft!
Herr Bruder, dieses hier, das sollst du mir bescheiden
Auf alles Wohlergehn, und zwar nur unser Beiden;
Die Liebste schließ' ich ein!“

Endlich brechen sie, „vom vielen Trinken müde,“ auf, ziehen

„Die Gassen auf und ab mit einem Jubelliede,
Der ruft und Jener schreit, Der jauchzt und Jener singt,
Daß in der ganzen Stadt in allen Gassen klingt
Das Haderlump pum pum, und das von jenem Pfaffen,
Den dort der Olemann mit Prügeln jagte schlafen;
Und solcher Lieder mehr mit muthigem Geschrei
Sa, hey ta, hey ta, hey, Sa sa, juch hop hop hey!“

Mit dem Degen „fegen sie die Fenster, Wände, Thüren und auch die Erde,“ und wenn ein Philister, aus dem Schlafe aufgeschreckt, das Fenster öffnet, um auf die nächtlichen Gesellen herunterzuschimpfen, fliegen Steine in die Scheiben und scheuchen die Zipfelmütze in das Dunkel des Zimmers zurück.

Kurz, es ist ein Heidenspectakel.

Manch einer aber flieht der Brüder wilden Reih'n, nicht freilich wie der Schiller'sche „Knabe,“ um erröthend ihren Spuren zu folgen u. s. w., sondern wie ein ungebundener Gesell voll leichten Sinns, um der „freien Löffelei“ obzuliegen. Damit meinte man damals etwa jene niedere Gattung des Courmachens, die heute den nicht salonfähigen Namen des Poussirens hat. Nur daß die Löffelei etwas derber war und es nicht eben für eine Erzsünde hielt, mit den Grenzen des Anstandes zu spielen. Spielte doch mit diesen Grenzen die damalige Sitte von A bis Z nur allzusehr.

Der Löffler winkt seinem Fuchs, dem „Pennal,“ beide verlassen die Kneipe; der Pennal hat sein „Flötchen“ mitgenommen, denn es gilt ein Ständchen. Da wird denn „berauscht und sinnenlos etwas hergepfiffen,“ bis die Liebliche sich zeigte, ruhig engelmild, und herunterruft:

„... ach mein Schatz,
Die Thür ist nunmehr zu, kommt morgen auf den Platz!“

Es war also nichts.

Der Bursch nimmt sich's zur Lehre und kommt ein anderes Mal allein, geht die Gasse auf und ab,

„Zu sehen, ob nicht wo sein Lieb am Fenster sei.“

Ist diese Fensterparade von Erfolg gekrönt und erscheint die Holde am Fenster, so

„Schmatzt er seine eigne Hand zu vierundzwanzig Malen
Und wirft die Küsse hin gleich denen Eierschalen."

Kommt sie dann gar vor die Hausthür herab,

„Da ist er alsobald beflissen sie zu küssen,
(Weil Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie endlich küssen müssen).
Da gehts: Ach schönstes Kind, mein liebstes Schwesterlein,
Wie wohl, wie wohl ist mir, wenn ich kann bei ihr sein!
So große Qual, als ich in ihrem Absein habe,
So sehr in Gegenwart ich mich hinwiederum labe,
Wenn ich sie sprechen kann! Nun meine Kron' und Sonn',
O du mein Aufenthalt, mein' Freud' und meine Wonn',
Sie bleibe mir geneigt!"

Allein die Dirne sieht sich vor. Trotz all dieser süßen Redensarten und der unverwelklichen Liebesreime von Wonne und Sonne, trotz des „großen Registers von seiner Schönsten Titel," das er aus dem Aermel schüttelt, kurz, trotz alles Süßholzes, das er raspelt, antwortet sie schnippisch:

„... Ach Herr Magister,
Er wird von Hohnstädt sein, weil ihm der Spott behagt,
Ich bin ihm viel zu schlecht, was soll ihm eine Magd?
Mir ist zwar wohl bewußt, wie sonst die Junggesellen
Sich bloß aus falscher Noth in Tod verliebet stellen,
Doch trau ich keinem nicht, er ist gewißlich voll;
Ich bitt', er laß mich sein; er geh' und schlafe wohl!"

Es war also wieder nichts.

Auch heißt's wohl, wenn der Bursch ihr ein wenig zu nahe rückt: „Schämt Euch doch vor den Leuten; denkt doch, wenn's Jemand sieht; mit dem Gedahl, o geht!" Und wenn er, darauf nicht hörend, von seinem Angriff nicht abläßt: „Geht doch nur von mir weg mit Euren Narrenspossen; ... hört, hört, die Mutter ruft, ich muß flugs geh'n; sie winkt!" Er will sie halten, da reißt sie sich los: „Ei, laßt mich ungeschoren mit dem Genarre!" Und weg ist sie.

So rasch aber giebt der Bursch die Hoffnung nicht auf; er denkt, jenes alles sei nur „der Jungfern höflichs Wehren." Er versuchts mit Präsenten: er „spendirt ihr was."

Die Jungfer denkt:

„... Harre Du!
Kommt's daraus! Ich weiß schon, was ich will machen nu!"

Sie läßt sich die Geschenke gefallen, benimmt sich freundlicher gegen ihn, gewährt ihm auch wohl ein Stelldichein; aber wenn es dann zur „Gute Nacht!" kommt, und er „nur den Rücken wend't, so wird er steif verlacht."

Anders ist es freilich, wenn „der rechte Knecht" kommt. Seht nur, wie da die Jungfer, wenn er neben ihr sitzt, „den Tünschel spitzt!" Was nicht alles kann der Glückliche sich herausnehmen!

„Er darf sein klopfen sie und streicheln ihre Hand,
Ein Liebesblick ist auch nicht übel angewandt.
Er kann zu Zeiten auch wohl ihr ein Mäulchen geben,
Es kann nicht schaden, denn es thut ihr wohl im Leben.
Wenn sie sich gleich was wehrt, so sag' ich doch bei Glimpf,
Ihr Ernst ist nicht dabei, es ist nur bloßer Schimpf."

Es ist, wie das Volk spricht, nur „auswendig," daß sie sich so gar züchtig stellt, im Herzen denkt sie, während sie sich der Küsse erwehrt: „Ach, wenn er herzte doch!" Noch sträubt sie sich und wehrt seine Liebesschwüre, seine ehrliche Bewerbung verwirrten Sinnes ab:

„Ach, was soll ich Hochzeit machen,
Herr, ich will ins Kloster zieh'n.
Sagt mir nicht von solchen Sachen,
Männer, Männer will ich flieh'n."

Das arme Rothkehlchen, es ist gefangen in den Sprenkeln Cupido's, oder wie der damalige Calembourg corrigirt: „Ochsenpido's." Mit dem Sträuben ist's vorbei. Sie ist ganz Hingebung, hat nur noch Worte des überströmenden Herzens, „so süß als Honigseim." Sie „klebet fest an ihm als wie ein Vögelein."

Nun heißt's hinüber und herüber: „O du mein Lämmchen, du Engelsbildchen du! O du mein Hühnchen! Wo du nicht mein wirst, so sterb ich doch noch gar. Nun helfe Gott, daß wir bald werden beid' ein Paar."

Der Bursch verläßt den studentischen „Kurzweilorden," weil er „Bräutigam worden." Er giebt den bisherigen Lebenswandel auf, „zähmt fleißig die Natur," „schämt sich aller Laster," mit einem Wort,

er wird solide. Er befleißigt sich der Cavalierskünste, geht auf Reisen, lernt

„... Fechten, Tanzen, Reiten,
Und sonst andre Höflichkeiten."

Mit immer neuem Entzücken entdeckt er immer neue Vorzüge an der Geliebten: er „lernt sie aus." Sie ist aber auch kein „Rennthier," das „bald da, bald hier" ist.

Tag und Nacht folgt ihm das Bild der Geliebten, sie ist sein einziger Gedanke. Sein ganzes Leben ist nur ein Gefühl: Liebe. Mag er gleich der prosaischste Mensch von der Welt sein, ihn drängt's doch, auch seinen Liebestribut in der Gestalt der unvermeidlichen lyrischen Ergüsse auf den Altar der Charitinnen niederzulegen. Er singt sein Lied von der Würde der Frauen und betitelt es: „Der tugendreichen Jungfer Lob." Die Weiber, so singt er, sind das „künstlichste Meisterstück" Gottes.

„Wann dann nun so ein Geschöpfe
Ganz vollkommen vor uns steht,
Dann sind wir nicht saure Tröpfe,
Sondern Jeder bald empfäht
Eine sondre Lust im Herzen
Mit dem edlen Thier zu scherzen."

„Jungfern," ruft er aus,

„Jungfern machen unsre Sinnen
Wacker zur Beständigkeit!"

Und wieder:

„Jungfern sind all unsre Lust!
Sind sie reich, alsdann sie machen
Uns zu Herren ihres Guts;
Sind sie arm, ihr freundlich Lachen
Macht uns gleichwohl gutes Muths;
Diese thut's mit schöner Jugend,
Jene mit der Ehr und Tugend."

Verse, mehr gut gemeint, als von überwältigender poetischer Schönheit. Aber der Liebende schließt auch bescheidentlich sein Poem mit den Worten:

„Wie manch Lied hab ich geblasen
Vor der Zeit zu ihrer Ehr':
Meine Stimm' auch hören lassen,
Jetzund kann ich ja nicht mehr.
Wind und Stimme, Kraft und Stärke
Sind zu schwach zu diesem Werke."

In einem andern Liebespoem wird aus der Ars amandi das wichtige Kapitel „Wie man eine Jungfer küssen soll" * mit einer Gründlichkeit abgehandelt, als handelte es sich um eine hochernste Lebensfrage:

„Nirgend hin als auf den Mund,
Da sinkt's in des Herzens Grund,
Nicht zu frech, nicht zu gezwungen,
Nicht zu närrisch, zu gedrungen,
Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beides wird sonst Kinderspiel.
Nicht zu laut, auch nicht zu leise,
Beider Maß ist rechte Weise.
Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Dies macht Kummer, jenes Leid.
Nicht zu trocken, nicht zu feuchte,
Wie Adonis Venus reichte.
Nicht zu hart und nicht zu weich,
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
Nicht ohn' Unterschied der Stelle,
Nicht ohn' Unterschied der Zeiten,
Mehr allein denn bei den Leuten.
Küsse nun ein Jedermann,
Wie er weiß, will, soll und kann.
Ich nur und die Liebste wissen,
Wie wir uns recht sollen küssen."

Freilich geht's ihm wie allen Verliebten. Die verlassenen Freunde verfolgen ihn mit Spott und Neckereien, und glimpflich genug kommt er davon, wenn's nur bei kurzweiligen Parodien seiner langweiligen Liebeslieder bleibt. Zum Beispiel bei dieser Parodie: *

„Lisettchen, Baumöl meiner Schmerzen,
Du Brustlatz aller kalten Herzen,
Du Kober aller Zier,
Des Trauerns Löschpapier,
Der Seufzer Blasebalg, Streubüchse meiner Zähren,
Der Poesie Klystier,
Der Sinnen Zerbster Bier;
Du Ofengabel du des eifrigen Begehren,
Der Liebe Feuerzeug, Handbüchlein der Gedanken,
Nachtstückchen meiner Ruh,
Der Complimenten Sitz, du Andachtsfächer du,
Herzpulver, Marzipan, Laktozensaft der Kranken,
Du Abgrund tausend guter Morgen,
Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,
Du Speise meiner Lust und Fröhlichkeit,
Lichtputzer meiner Noth und Flederwisch der Sorgen,
Floretto, der sich deiner Macht ergiebt,
Der hatte dich, da du noch nicht geboren,
Zu seiner Liebsten auserkohren
Und schon im Mutterleibe dich geliebt."

u. s. w., denn die Brüder des Kurzweilordens gerathen auf ihrem Pegasus in ein Feld, auf das es nicht wohl ohne Erröthen zu folgen erlaubt ist.

Einen köstlichen Liebesbrief aus jenen Zeiten ** hat der Zufall auf uns kommen lassen. Er lautet folgendermaßen:

„Meinen freundlichen Gruß mit Wünschung alles Gutes zuvor. Insonders günstige, herzliebste Jungfer Grethen, ich

* Aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

* Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

** Ende des 16. Jahrhunderts.

wünsche Euch sammt Eurem Vater und Mutter viel Gutes, denn ich hätte bei dieser kalten Winterszeit, freundliches liebes Herzlein, mein Schätzlein, mein hunderttausend Dinglein, Euch vorlängst gerne geschrieben, aber ich habe keine Gelegenheit gehabt denn jetzund, und bitte Euch, mein Herzlein, mein Schätzlein, mein hunderttausend Dinglein und herzverguldetes Gretchen, wenn Ihr den Brief gelesen habt, wollt ihn alsobald zerreißen, daß er nicht unter die Leute komme und sie mich vexiren. Aber ich frage nichts danach und kann sie wohl über die Schnautz holen. Der Henker hole sie ... Ich habe Euch aus Grund meines Herzens lieb, und wenn ich Euch nicht sehe, weiß ich nicht, was ich anfangen soll, denn ich ohne Unterlaß an Euch gedenke. Potz Slapperment Gretchen, ich habe Euch lieb, wenn ich Euch aber sehe oder von Euch höre reden, — glaubt's mir, mein Herzlein, mein Schätzlein, mein hunderttausend Dingelein und herzvergüldetes Gretchen, oder ich will mein Leben lang ein loser Schelm sein, — so springt mir das Herz vor Freude immer auf. Ich hab Euch in Kretschen einst recht ins Gesicht können sehen. Potz Slapperment, das verdreusst mich noch, auch habe ich keine lieber in der ganzen Welt denn Euch, und daß Ihr mich auch ein wenig lieb habt, das weiß ich auch gar wohl. Gränzel der Narr gönnt es mir nicht. Ich will bei Euch zu Bier kommen und will Hans Jürgen mit der Lauten mitbringen und mit Euch tanzen; ich will mit Keiner lieber tanzen als mit Euch, und wenn es schon ein Haase wäre, frage ich doch nichts danach. Mein allerliebstes Herzlein, Ihr wollet mir wiederum schreiben, wie es Eurem Vater und Mutter gefallen hat, da ich Euch am Nächsten den Kranz schickte, denn es hat mir überaus wohl gefallen, daß Ihr ihn meinetwegen getragen habt. Mein liebes Herzlein, Ihr dürft Euch nicht ärgern oder verwundern, daß ich noch keinen Bart habe, denn wenn mir der Bart anfängt zu wachsen, werde ich noch einen viel schönern Bart bekommen als mein Vetter Elias.* Ich habe drei Tage über diesen Brief geschrieben in meiner Kammer, und es war sehr kalt, da ich diesen Brief schrieb. Potz Slapperment Gretchen, wie fror mich damals. Vale.

P. S. Ich hoffe, mein Herzlein, mein Schätzlein, mein hunderttausend Dinglein, mein herzvergüldetes Gretchen und vielgeliebtes Venuslieb, Du wirst mich wohl nicht verlassen nach Deinem Versprechen. Zu tausend gute Nacht! Dies hab ich in der Eil gemacht. Potz Slapperment Gretchen, ich hab Euch noch sehr lieb!

Adieu. Verbleibe unterdessen

Hans Sommeroth."

Die Brautzeit naht ihrem Ende, die Hochzeit steht vor der Thür. Die „Hochzeitbitter" werden, mit Bändern und Schleifen geschmückt, bei der Freundschaft und Gevatterschaft herumgeschickt, um einzuladen.

Sie treten in das Haus der zu Ladenden und sprechen wie folgt: *

„Demnach wir ab- und ausgesandte Boten sind, erstlich von Gott dem Allmächtigen, der ein Stifter ist der heiligen Ehe und aller guten Werke, zum Andern von dem ehrbaren N. N. Junggesellen; derselbe läßt Euch und Eure vielgeliebte Hauswirthin und alle den Eurigen gar einen glückseligen guten Tag wünschen und vermelden, wenn es Euch und Eurer vielgeliebten Hauswirthin und all den Eurigen wohl ginge, das wäre ihm gar eine herzliche Freude zu hören und zu erfahren. Weiter und ferner läßt er bitten, daß Ihr wollet auf nächstkünftigem Dienstag und Mittwoch zu ihnen erscheinen zu seiner hochzeitlichen Ehre und Freude.

„Weiter wollet Ihr das christliche Werk helfen anfangen; nicht allein helfen anfangen, sondern auch mitteln und vollenden, daß es möchte kommen zu einem glücklichen Ort und Ende.

„Weiter und ferner läßt er Euch bitten, daß Ihr wollet mit ihm ziehen nach seiner Liebhabenden, die er sich von Gott hat ersehen und auserkoren.

„Darnach so wollet Ihr auch weiter mit ihm zur christlichen Kirche ziehen, wollet mit ihm ein gläubiges und andächtiges Vater Unser beten helfen, damit es ihm möchte wohl ergehen in seinem Ehestande.

„Weiter und ferner läßt er Euch bitten, daß Ihr wieder mit ihm wollet ziehen von

* Das ist freilich etwas stark in der Tonart von Junker Christoph von Bleichenwang.

* Die nachfolgende Formel ist einem um das Jahr 1600 erschienenen Druck entlehnt.

der christlichen Kirche nach Hause, und wollet mit ihm zu Tisch sitzen, essen und trinken, neben andern eingeladenen Gästen, und was Gott der Allmächtige ihm durch seinen reichen milden Segen gegeben und bescheeret hat, wollet Ihr vor lieb und gut mit ihm nehmen und dabei seine Armuth nicht verachten noch verschmähen. Dasselbige stehet wieder um Euch oder die Eurigen zu verdienen und zu verschulden, wenn der treue liebe Gott sie in den heiligen christlichen Ehestand verordnen oder versetzen möchte, und also Gott zu Lobe, dem heiligen Ehestande zu Ehren, welchen Gott der Herr selbst gestiftet, verordnet und eingesetzt hat in dem freudenreichen Paradiese.

„Weiter und ferner läßt er Euch bitten, daß Ihr wollet mitbringen, wer Euch lieb sein möchte, dieselben sollen ihnen auf ihren hochzeitlichen Ehren und Freuden auch lieb und angenehm sein.

„Also mein ehrbarer und besonders freundlicher, großgünstiger Herr Schwager, ich bitte, Ihr wollet meine einfältigen Worte und Bitte viel besser verstanden haben, als ich Euch hätte können vorbringen, oder vorgebracht haben. Bitte Dero um einen guten Bescheid und Antwort, daß ich den Meinigen werde wissen wiederum Bescheid und Antwort von mir zu geben, die mich aus- und abgesandt haben."

„Kurz und bescheidentlich" bedankt sich der Geladene bei dem Boten, bei Bräutigam und Braut, wünscht ihnen zu ihrem christlichen Vorhaben Glück und nimmt die Einladung an.

Unter mancherlei kurzweiligen und sinnreichen Gebräuchen, dem Poltern vor dem Hause der Braut, allerlei Verkleidung und mehr oder minder anzüglichen Späßen, Kranzbinden u. s. w. naht der festliche Tag heran.

Das Binden des „Jungfernkränzleins" namentlich war eine weit verbreitete und eifrig geübte Sitte. Da gab's artige Reime darüber, „wie man das Kränzlein ausbieten soll," und über „das Versprechen der Jungfern um das Kränzlein," mit deren Absingen man das ganze heitere Spiel begleitete: Vorbilder des bekannten Liedes aus der Weber'schen Oper: „Wir winden dir den Jungfernkranz."

Der Tag der Hochzeit ist da. Wir wollen das Brautpaar nicht mit zur Kirche begleiten, sondern uns erst zum Hochzeitsschmaus einstellen. Da wird denn aufgetischt, was Küche und Keller hergiebt; es wird wacker gegessen und nicht minder wacker getrunken, und daß die Stimmung sich desto mehr erheitere, erhebt sich bald der Eine der Gäste, um einen lustigen Toast auszubringen; „Brautsuppe" nannte man das dazumal.

Es existiren solcher Brautsuppen noch eine nicht geringe Anzahl, denn sie wurden meist nicht blos gesprochen, sondern auch gedruckt und unter die verehrten Anwesenden vertheilt. Eine betitelt sich: „Cupido wird als ein Jungfernkrämer aufgeführt; Gedicht zur Feier der Hochzeit von Hauptmann Ludwig Moßbach mit Jungfer Marien G. Heydenreich; 1635." Eine andere: „Cupidinis Relation seines zu sonderer List auf wenige Zeit geführten Bauerndienstes, so dann des Buchhandels. Gedicht zur Hochzeit von Herrn Heinrich Nerlichens und Jungfer Barbaren Sabinen Buchnerin, Leipzig 15. November 1636." Ein Anderer trat mit einem bombastischen Gedicht auf, das behandelte „des großen Königs von Zimbalia erste Missiv und Sathra an das anmuthige, an dem Elbstrom wohnende Frauenzimmer."

Meist waren diese Brautsuppen sehr kräftig, für unsere zarten Mägen völlig unverdaulich. Das non plus ultra leistet in der Beziehung, wie man schon aus dem Titel ahnt, eine Brautsuppe unter der Ueberschrift: „Rotulus Testium, oder summarisches Zeugniß der beiden Brautmägde wider die Jungfer Braut in puncto diffidirter Jungfrauschaft; über Tafel bei der Rudloff-Niednerischen Brautsuppe, in Halle den 1. October 1679 publiciret." Es handelt sich um ein höchst unpassendes Zeugenverhör der „Grietha Filzhuthin von Schierstedt" und der „Brigitta Lochtaubin aus Unter-Laußnitz."

Für Diejenigen, die das Bedürfniß fühlten oder die Verpflichtung hatten, mit einer solchen Tischrede aufzutreten, ohne die Gabe, sie selbst zu verfertigen, gab es bequeme Sammlungen nach Art der heutigen „angenehmen Schwerenöther auf Polterabenden" und „unverwüstlichen Gesellschafter bei festlichen Gelegenheiten." So eine Sammlung erschien 1667 unter dem Titel: „Etzliche bei unterschiedenen Hochzeiten überschickte, nunmehro wiederum aufge-

legte und unter einander gerührte Scherzgedichte."

Als Beispiel dieser Festreden mag folgende dienen: *

„Prosit die Mahlzeit!

„Ei, ei, ei! Was soll ich heute wohl anfangen? Haben mir doch die gestern allzuwohl eingeschenkten Gläser fast alle lustige Weisheit aus meinem anschlägischen Köpfchen geschwemmet, daß ich schier nicht weiß, womit ich Euch lieben Leutchen die Zeit anjetzo vertreiben werde. Sperre ich gleich die fünf Kapsenster meiner menschlichen Sinnen auf, so bleibet es doch auf dem Oberboden meines Gehirnes noch ziemlich finster, daß ich nichts als grobgeschriebene Avisen in der abgebrauchten Schreibtafel meines Gedächtnisses erkennen kann. Wollte ich aber den sechsten Sinn, welcher in dem Mittelgeschosse meines Leibes logirt, zu Ihren Diensten darstellen, so möchte er in solcher ansehnlichen Versammlung wohl keiner Einzigen können zu statten kommen. Was also zu thun? Wider alle Raison ist es, Zeitungen bei Frauenzimmern an den Mann zu bringen, wie solches schon vorlängst von den Complimentisten dieser Zeit angemerket worden, welche jenen vortrefflichen Statisten erbärmlich auslachen, daß er bei seiner Jungfer von dem Zustande Frankreichs, Hollands und anderer Orten zu discurriren angefangen. Wiewohl meiner einfältigen und unvorgreiflichen Meinung nach, dächte ich, der gute Kerl könnte noch wohl entschuldigt werden, weil manche Jungfern, absonderlich bei jetzigen schweren Zeiten so gar lüstern und neubegierig sind, daß sie nichts liebers als von den Kriegen in den vereinigten Niederlanden hören und fleißig darauf Acht haben, wenn man von den Friedenstractaten zwischen Holland und den Franzosen redet. So ich anders in meiner Hoffnung nicht schlägele, wird man es mir noch weniger vor übel halten, wenn ich für diesmal den sämmtlichen hier anwohnenden hochtugendbelobten Frauenzimmern avisire, was vergangene Nacht Braut und Bräutigam im Schlafe vorkommen, und was sie für Discourse mit einander geführet. Ob ihnen solche Relation anständig und ergötzlich sein werde, weiß ich nicht; genug ist es, daß ich dadurch meinem aufgetragenen Amte ein Genügen thue; sintemal demnach und dieweil ich jüngsthin, doch ohne großes Spendiren in der geheimen Jungfernkanzlei ein ehrwürdiger Correspondenzsecretarius worden, wiewohl etzliche gemeine, einfältige Zofen mich auf ihre teutsche Frau-Muttersprache nur schlechtweg den Zeitungsschreiber betiteln. Doch halte ich ihnen ihren Unverstand gern zu gute, weil es noch Niemand in sie gebracht hat, daß heut zu Tage die Titel mit der brabantischen Elle angemessen werden, und man auch wohl die geringsten Schreiberchen mit dem Namen eines Secretarii beleget. Aber zur Sache:

„Kaum hatte der mit seinem großen Nachthorn wohlausstaffirte Mops in dieser Katerstraße zum fünften Mal sein Höret ihr Herren gesungen, als unsere Verliebten in geschwinder Eil den Tanzplatz verließen . . ."

Und nun folgt eine Erzählung, die des höheren Schwunges wegen bald in Verse übergeht, aber selbst für moderne Ohren, in denen der reichgenossene Reben- oder Gerstensaft braust, allzu toll klingt. Damals hörten's die Männer mit lautem Beifall und das zarte Geschlecht mit stillem Behagen an, und die ungebundene Lust ward durch solche Dinge, die das Gebiet der Zweideutigkeit weit hinter sich ließen, nur erhöht.

So gings in dulci jubilo bis in die Nacht hinein, um am andern Tage neu zu beginnen. Denn da kam man zu einem Frühimbiß zusammen, für den die Studentensprache den technischen Ausdruck von der männlichen Katze entlehnt.

An die Küche wurden große Anforderungen gestellt, denn dieses Frühstück durfte bei Leibe nicht über das Knie gebrochen werden.

Der Koch spricht: *

„Ein' gute Chocolat, aufs beste zugericht',
Die stärkt des Menschen Milz und färbt das Angesicht;
Darauf so sollen dann die weichen Eier kommen,
Als welch' insonderheit ermüdten Kräften frommen.
Lunge mit Leber, Herz, Pipen mit Sack,
Nebenst des andern Geschlinkes Gepack;

* Der Titel lautet: „Auf der Seel- und Kleinauischen Brautsuppe wollte dem hochtugendbelobten Frauenzimmer die Zeit verkürzen dessen aufwartsamer Correspondenz-Secretarius."

* Aus einem gedruckten „Gespräch zwischen dem Koch und Kellermeister vor dem Frühstück über die Jungfer Braut," der Mitte des 17. Jahrhunderts angehörig.

Austern mit Safte von süßen Citronen,
Stachliche Nüsse sammt guten Maronen,
Köstliche Würste mit sauerem Kraut,
Welche den Hungrigen stopfen die Haut.
Kann ich noch etwas von Krebsen bekommen,
Sollen sie werden zum Fischen genommen,
Unterdeß sollen die Schnecken und Aal
Nebenst den Vögeln ersetzen die Zahl."

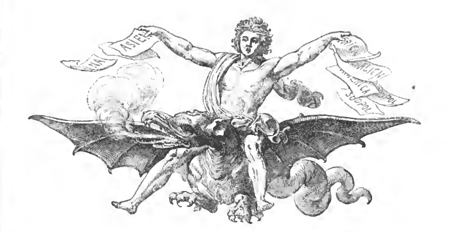
Natürlich, daß der Kellermeister für einen entsprechenden „Becher Wein" sorgte.

Literarisches.

Es ist erfreulich, wie die Verlagshandlungen sich bemühen, die Erinnerung an den großen deutschen Krieg würdig festzuhalten und in rühmlicher Concurrenz dem Publicum immer bessere und schöner ausgestattete Gedenkschriften zu bieten. Gegenwärtig erscheint bei Eduard Hallberger in Stuttgart eine **„Geschichte des deutsch-französischen Krieges,"** deren erste Lieferungen schon erkennen lassen, daß es sich um ein Werk handelt, welches für Haus- und Familienbibliotheken besonders geeignet sein wird. Der Text von Wilhelm Müller bietet die Garantie, daß die Vorgänge in umfassender und nach allen Richtungen zuverlässiger Weise geschildert werden, daneben verspricht die Verlagshandlung, auch für die strategische Seite eine gediegene besondere Bearbeitung, wobei Karten und Pläne eingefügt werden sollen. Was die Illustrationen betrifft, so ist die Reichhaltigkeit derselben und die geschmackvolle Anordnung zu rühmen, und man hat sofort bei Durchsicht dieser ersten Lieferungen das Gefühl, daß dieses Buch so recht auf den Familientisch gehört, wo es für Alt und Jung eine Quelle der Unterhaltung und Belehrung abgeben kann.

Es wird so häufig darüber geklagt, daß der Geschmack des bücherlesenden und -kaufenden Publicums nicht immer der beste ist, und man führt dann Beispiele an, wo oberflächliche und unbedeutende, ja sogar verwerfliche Erscheinungen Glück gemacht, während gediegene Sachen unbeachtet blieben. Um gerecht zu sein, muß nun auch besonders gerühmt werden, wenn gute Bücher Anklang finden, ohne daß dieser Erfolg auf Rechnung rein äußerlicher, bestechender Eigenschaften kommt. Ein solcher Fall ist die neue, bei Cotta in Stuttgart erschienene Auflage des liebenswürdigen Buches: **„Drei Sommer in Tirol,"** von Ludwig Steub. Weit davon entfernt, ein Touristenleitfaden zu sein, zählt dies dreibändige Werk zu der gediegenen Reiseliteratur. Es giebt ebensowohl Auskunft über die landschaftlichen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, wie es über alles das, was ein gebildeter Reisender mit Interesse erfahren oder beobachten mag, die besten Mittheilungen bietet. Und dabei hat man es mit einer wirklichen Persönlichkeit zu thun, die ihre bestimmte Meinung hat und deren Ansichten nicht nur der Sache wegen, sondern auch um der charakteristischen Auffassung willen interessiren. Es hat allerdings lange gedauert, bis diese zweite Auflage nöthig wurde, aber man sieht doch, daß ein Publicum besteht, welches das Bedürfniß hat, nicht blos zu sehen, sondern auch Gedanken zu entwickeln, und sich darum einen Reisebegleiter wählt, der die Natur in reiner Stimmung zu genießen und überall in das Leben und Treiben der Menschen tiefe Blicke zu werfen versteht. Uebrigens ist diese neue Auflage bedeutend erweitert und sorgfältig durchgearbeitet, so daß sie den Anschauungen und Bedürfnissen der Gegenwart in jeder Beziehung genügt und als neues Werk gelten könnte.

Wiederholt hat Herr Wilhelm von Janko in Wien mit unermüdlichem Fleiße aus den Schätzen der österreichischen Archive den Stoff zu Charakterbildern entnommen, die den Geschichtsforschern als Beiträge und Quellen, namentlich aus der Zeit Karl's V., willkommen waren. Neuerdings ist in der Verlagshandlung von W. Braumüller die Charakterschilderung des obersten Feldhauptmannes und Rathes Kaiser Maximilian's II., **„Lazarus von Schwendi,"** erschienen, die Herr von Janko nach Originalacten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, der Archive der Ministerien und aus den vorhandenen gedruckten Quellen zusammengestellt hat. Der Freiherr von Schwendi diente unter Karl V. und Maximilian II.; er war nicht nur ein tapferer Kriegsmann, sondern auch Politiker und Schriftsteller, ja sogar Dichter, wie die poetischen Proben beweisen, die dem Buche eingefügt sind. Er war mit vor Magdeburg und Metz, focht bei St. Quentin und Gravelingen und zog gegen die Türken; dabei sprach er stets seine Ansichten offen gegen seinen Monarchen aus, dem er alle seine Kräfte in treuem Dienste zu Krieg und Frieden widmete. Obgleich die Behandlung sich darauf beschränkt, möglichst getreu nach den vorhandenen Quellen zu berichten, dürfte dies kernhafte Bild eines deutschen Kriegsmannes aus der Zeit religiöser Verwirrung und schwerer Kämpfe, allen Freunden der Geschichtsforschung willkommen sein.



Neuestes aus der Ferne.

Ein offenes Polarmeer.

Im Juni ging eine Expedition aus, um zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlia durch zum Nordpol vorzudringen. Der hochverdiente Oberlieutenant Julius Payer, mit dem tüchtigen Seelieutenant Weyprecht, einem geborenen Badenser, aus dem Städtchen König im Odenwald, waren die Führer.

Gegenüber der letzten, von Koldewey geführten Expedition hätte man dem Muthe und dem echten wissenschaftlichen Sinne dieser Männer die Anerkennung nicht versagen dürfen, selbst wenn sie weniger erfolgreich gewesen wären, dafür, daß sie mit den kärglichen Mitteln und bloß mit einem kleinen, gemietheten norwegischen Segelschiff ausgingen, während Koldewey mit zwei prächtigen, „wahrhaft opulent und luxuriös" ausgerüsteten Schiffen ausfuhr. Letzterer drang mit dem Dampfer in zwei Sommern bloß bis 75 Grad 31 Minuten nördlicher Breite vor, nur $1/3$ Grad weiter als Clavering einst vor 47 Jahren, in Schlitten noch bis 77 Grad 1 Minute nördlicher Breite, während Payer und Weyprecht mit dem kleinen Segelschiff in jenem gefürchteten Meere bis 79 Grad nördlicher Breite segelten, eine Distanz gegen ihre Vorgänger in jenem Gebiet, die diejenige bei Koldewey mindestens um das Zehnfache überragt.

Das Telegramm, welches die Rückkehr von Payer und Weyprecht aus dem hohen Norden nach Tromsö am 3. October meldet, lautet wörtlich: „September offenes Meer von 42 bis 60 Grad östlicher Länge von Greenwich über 78 Grad nördlicher Breite verfolgt. Größte Breite 75 Grad nördlicher Breite auf 43 Grad östlicher Länge, hier günstigste Eiszustände gegen Nord, wahrscheinliche Verbindung mit Polynia gegen Ost, wahrscheinlich günstigster Nordpolweg." — Der letzte Theil des Telegramms ist unverständlich, man hat aber Grund, ihn dahin zu verstehen, daß das von Graf Zeil und Theodor von Heuglin entdeckte König-Karl-Land im Süden bis 77 Grad 12 Min. nördlicher Breite reicht. Für diese Entdeckung und ihre Arbeiten in Ost-Spitzbergen überhaupt haben Graf Zeil und Herr von Heuglin ganz besonders auch von der königlichen geographischen Gesellschaft von London und ihrem Präsidenten Sir Roderich Murchison die größte Anerkennung geerntet.

Es ist anzunehmen, daß Payer und Weyprecht wahrscheinlich einen Gürtel von Treibeis zu durchsegeln hatten, ehe sie in jenes 18 Längengrade gedehnte offene Polarmeer gelangten, und daß sie daher zum ersten Male den nordpolaren Eisgürtel moralisch und factisch gebrochen, in ähnlicher Weise, wie Roß und Weddell wiederholt am Südpol gethan hatten.

Noch in der von Petermann im Juni 1870 publicirten Karte über den Golfstrom hatte er nach den Bessel'schen Beobachtungen auf Rosenthal's Dampfer „Albert" vom Jahre 1869 zwischen 75 und 76 Grad den Golfstrom gezeichnet, der dort noch 4 Grad Reaumur und darüber an der Mee-

resoberfläche zeigt, eine hohe Temperatur, wie sie noch nirgends anderswo in gleicher Breite in der nördlichen und südlichen Hemisphäre beobachtet worden war. Der Name „Golfstrom“ und „Pfeil“ auf dieser Karte weisen ganz genau auf die Stelle in 79 Grad nördlicher Breite, 43 Grad östlicher Länge von Gr., die der ebenso tüchtige und wissenschaftliche als besonnene Seeoffizier Weyprecht in seinem Telegramm als diejenige der „günstigsten Eiszustände gegen Nord, der wahrscheinlichen Verbindungen mit der Polynia gegen Ost, den wahrscheinlich günstigsten Nordpolweg“ bezeichnet.

Auch von anderen diesjährigen Nordpolar-Expeditionen sind viele interessante Nachrichten, werthvolle Berichte und bereits ein vollständiges Journal eingetroffen, von denen Einiges nebst einer sehr interessanten Originalkarte bereits im nächsten Heft der „Geographischen Mittheilungen“ publicirt wird.

Von der russischen Grenze.

Das Chanat Kuldscha hat zu existiren aufgehört. Die russische Regierung erklärt die Herrschaft der eingeborenen Fürsten für erloschen, und vereinigt das betreffende Land für „ewige Zeiten“ mit dem Mutterlande. Der Chan von Kuldscha wird in Orel wohnen, sein Land heißt bereits „Priilinsker“ Generalgouvernement. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß die Eroberer auch die Segnungen der Civilisation in die barbarischen Länder bringen. So hat der General Kolpanowsky gleich nach der Besetzung des Hauptortes der neuen Provinz die Sklaverei daselbst für aufgehoben und jeden bisherigen Sklaven für frei erklärt. Dadurch sind 75,000 Menschen einer menschenwürdigen Existenz zurückgegeben worden. Um so erbitterter sind natürlich die Großen, die Reichen des Chanats. Ueberhaupt kommen jetzt beunruhigende Nachrichten aus Mittelasien. Die verschiedenen Völkerschaften hegen gegen die Eroberer einen größern Haß als je, und bei Taschkent ist bereits eine Art Aufstand erfolgt. Es tauchte plötzlich in jener Gegend eine wohl bewaffnete Schaar Eingeborener auf, welche einer Sotnie (Hunderterabtheilung) Kosaken ein regelrechtes Gefecht lieferte. Der commandirende Offizier ist sammt vierzig Mann gefallen. Die „Rächer“ entkamen nach unzugänglichen Orten, aus welchen sie ohne Zweifel bald wieder hervorbrechen werden.

Versteinerter Wald in Californien.

Etwa 10 engl. Meilen südlich vom Gipfel des alten Vulcans St. Helena in der californischen Grafschaft Napa, 5 engl. Meilen südwestlich von den Heißen Quellen von Calistoga, fand im Juli 1870 ein Mr. Charles Denison aus San Francisco auf einem 2000 Fuß hohen Bergrücken des Küstengebirges mehrere versteinerte Baumstämme. Als Prof. O. C. Marsh auf einer geologischen Reise durch den Westen im October desselben Jahres jene Gegenden besuchte, wurde er von Denison an den Fundort geführt und erkannte alsbald, daß dort ein ausgedehnter Wald mächtiger, zum Genus Sequoia gehörender, also den noch jetzt lebenden californischen Riesenbäumen verwandter Coniferen unter vulcanischem Tuff begraben liegt.

Die Stelle wurde erst vor kurzem durch einen Waldbrand zugänglich und auf Meilen weit findet man nun die verkieselten Baumstämme aus dem Tuff auswitternd zu Tage liegen. Der bloßgelegte Theil eines Stammes maß 63 Fuß in der Länge und an dem oberen Ende über 7 Fuß im Durchmesser. Bei anderen ließ sich erkennen, daß der Durchmesser nicht weniger als 12 Fuß betragen haben konnte.

Sämmtliche Bäume liegen darnieder, meist in der Richtung von Nord nach Süd, manche haben noch Theile von Wurzeln und Zweigen, auch die Rinde ist hie und da erhalten. Wahrscheinlich ist dieser Wald bei einem Ausbruch des St. Helena begraben worden.

Erfolge der Walfänger.

Den von der „Hansa“ mitgetheilten Berichten aus dem Nordmeere zufolge, sind die schottischen Walfänger aus dem Jones und Smithsund mit unerhörten Erfolgen, nämlich mit einem Segen bis zu 46,000 Pf. St. im Schiff, zurückgekehrt. Lamont konnte wegen des dichten Eisstromes die Ostküste Grönlands nicht erreichen. Sechs nach Hammerfest zurückgekehrte norwegische Walroß- und Robbenfänger haben im Ganzen nur eine Ausbeute von 5222 Speciesthaler gebracht. Das Eis lag im Karischen

Meere so zusammengepackt, daß man mit Böten nicht hereinkonnte. Das Fahrwasser im Karischen Haff war längs der sibirischen Küste offen und eines von den zurückgekehrten Schiffen soll bis auf vier Meilen an die weiße Insel herangekommen sein. Ein anderes Fahrzeug, welches noch nicht zurück ist, soll seinen Kurs ostwärts an obiger Insel vorbei genommen haben. An der Ostseite von Nowaja Semlä war viel Packeis.

Aus den Polarregionen.

Das zehnte Heft der Petermann'schen geographischen Mittheilungen bringt einen Beitrag zur Geographie und Erforschung in den Polarregionen, nämlich: das Innere von Grönland, von Dr. Robert Brown. Es ist eine anziehende Darstellung der Versuche, von der Westseite ins Innere von Grönland zu dringen, nämlich: 1) des gänzlich fehlgeschlagenen Versuchs Oscar's und Landroff's, im Jahre 1728, welche die thörichte Idee hatten, Grönland zu Pferde durchreiten zu wollen. 2) Dalager's Reise, 1747. 3) Kielsen's Unternehmung, 1830. 4) Haye's Reise, 1860. Rae's Reiseversuch in demselben Jahre. 5) Edward Whynger's und des Verfassers Versuch, von Jacobshavn ins Innere vorzudringen. Bekanntlich glückte keine dieser Unternehmungen und der Verfasser führt in dem interessanten Aufsatze aus, daß er es unter vielen Mühseligkeiten und bei einem glücklichen Zusammentreffen günstiger Umstände für möglich halte, durch das von ihm für eine ununterbrochene Eismasse gehaltene Land bis zur Ostküste zu dringen, allein es sei unmöglich, von der unwirthlichen und unbewohnten Ostküste den Weg wieder zurückzumachen.

Nachrichten von Dr. Nachtigall.

Die letzten Nachrichten des Dr. Nachtigall aus Kuka klagen über die Schwierigkeiten, welche ihm entgegenstehen. „Als ich die Regenzeit hier in Kuka überstanden hatte," fagt er, „waren meine Leute fast alle durch Fieber auf einen Zustand reducirt, der augenblickliches Abreisen unmöglich machte. Dazu beabsichtigte der Scheich Omar eine großartige Ghazia gegen den übermüthigen Sultan von Zinder (Dimagerim), seinen Vasallen, der den Sultan von Munio (Munioma) ganz unerwartet überfallen, gelödtet und das Land Munio seinem eigenen einverleibt hatte.

„Sultan Tanemon von Zinder ist von Jahr zu Jahr übermüthiger geworden, hat ansehnliche Streitkräfte in Kanonen und Flinten aufgehäuft, ist durch in großartigem Maße betriebenen Sklavenhandel reich geworden und droht mit der Zeit eine für die Bornu-Herrscher nicht gleichgültige Macht zu entfalten. Dies weiß Jedermann, und da überdies der Herr von Munio der treueste Vasall des Scheichs Omar war, so zweifelt Niemand an der energischen Züchtigung des rücksichtslosen Tanemon durch den Scheich. Dies wurde um so wahrscheinlicher, als jener noch übermüthige, trotzige Briefe an seinen Lehnsherrn richtete und nicht einmal den Schein der Reue und des Bedauerns wahrte. Schon begann der Scheich Waffen anzukaufen und Pferde zu vertheilen (von denen mir zwei zufallen sollten), als sich der Rhamadhan näherte und ihm dies ein erwünschter Grund war, die Ghazia um einen weiteren Monat hinauszuschieben. Mittlerweile hatten einflußreiche Freunde Tanemon's in der Umgebung des Scheichs jenen bestimmt, eine Art reumüthigen Geständnisses mit der Bitte um Verzeihung zu machen und so eine Ghazia zu vermeiden, die eigentlich Niemand wünschte. So schickte denn der Uebelthäter nach Ablauf des Rhamadhan einen Abgesandten mit zehn Kamelen für den Landesherrn (der Inhalt der Ladungen ist nicht weiter bekannt geworden) und dem Auftrage, sein Bedauern über die Affaire Munio auszusprechen und den Scheich zu bitten, ihm dafür irgend welche Strafe aufzuerlegen. Der Bote entledigte sich seines Auftrages, streute Sand auf sein Haupt und der aufathmende Scheich (mit dem großen Rathe) legte seinem Herrn 1500 Sklaven auf. — Sklaven verschafft sich Herr Tanemon sehr leicht und sicher, indem er seine Landeskinder verkauft und zu Sklaven macht. Die ganze Angelegenheit ist also auf diese Weise im Sande verronnen.

„Mir fiel dieser Aufenthalt damals nicht so schwer, da ich die ausgezeichnetste Gelegenheit, Forschungen über Wadai anzustellen, ausbeuten wollte; dieselbe beschäftigte mich mit andern Erkundigungen hinlänglich.

„Unmittelbar nach Ablauf des Rhamadhan sollte ich abreisen, so war mir ver-

sprochen. Doch siehe, da thürmte sich ein anderes ernstliches Hinderniß auf."

Durch Reisende aus Wadai erfuhr Nachtigall von Rüstungen des Sultans Ali und die Aussicht, in kriegerische Ereignisse verwickelt zu werden, hinderte abermals seine Reise. Der Schluß seines trostlosen Berichtes lautet:

„So sitze ich denn da und warte, denn andere kostspielige Excursionen kann ich mit vierzig Thalern, die ich mein eigen nenne (und man muß bedenken, daß ich weder Waaren noch Geschenke bei mir führe), nicht machen. Borgen kann ich auch nicht, da der bekannte Mohammed es Sfaksi, der schon Barth und Rohlfs aus der Verlegenheit half, todtkrank in Gummel liegt, und den Scheich anzugehen, scheint mir nach Beurmann und Rohlfs mehr als schamhaft.

„Hoffentlich bringt mir der nächste Monat eine entscheidende Hülfsquelle, damit ich nicht fast resultatlos zurückkehre und umsonst mehr als zwei Jahre geopfert habe. Jedenfalls haben mir Scheich und Lamino für diesen neuen Aufschub versprochen, für meine vollständige Rundreise um den Tsade sorgen zu wollen. Auf dieser ist nur der Khalifa Wadais in Mao zu fürchten, der ja auch Beurmann's Ermordung nicht fremd gewesen zu sein scheint.

„Dann nach Adamaua und — wo mein Schicksal mich hinführen wird."

Columbus' erster Landungsplatz in Amerika.

Im Jahre 1793 kam Munoz zu der Ueberzeugung, daß die von Columbus zuerst entdeckte und San Salvador benannte Insel die jetzt Watling-Insel genannte sei. Navarrete meinte 1825, es sei die Turk-Insel gewesen; Washington Irving, unterstützt von Humboldt, hielt 1828 Cat Island dafür, die fast 200 Jahre lang irrthümlicherweise den Namen San Salvador getragen hat; 1864 und 1869 endlich erklärte sich Sennor Varnhagen auf das Entschiedenste für die Insel Mayaguana als den wahren Landungsort. Im Jahre 1856 hatten die Ansprüche der Watling-Insel jedoch einen neuen Vertheidiger an Kapitän Belcher gefunden und der gelehrte Bibliothekar am Britischen Museum, R. H. Major, dem die Geschichte der Geographie so viel verdankt, glaubt durch seine Untersuchungen außer allen Zweifel gestellt zu haben, daß diese Ansprüche begründet sind. Er kam zu dieser Ueberzeugung durch Vergleichung von Herrera's Karte der Bahama-Inseln mit den jetzigen Karten dieser Gruppe, doch weicht er von Kapitän Belcher hinsichtlich des Ankerplatzes und der Bewegungen des Columbus bei der Watling-Insel ab, indem er findet, daß der große Seefahrer zum ersten Male in der Neuen Welt den Anker vor der Südost-Spitze der Watling-Insel auswarf.

Aus China und Japan.

Neuesten Nachrichten zufolge ist die Unruhe in Canton in der Abnahme begriffen und wurden in letzterer Zeit keine Demonstrationen gegen Fremde gemacht. Der Gesandte der Vereinigten Staaten für China, Herr Low, befindet sich in Yokohama. Der durch den amerikanischen Gesandten Delong zwischen Hawaii und Japan abgeschlossene Vertrag wurde ratificirt und die Ratificationen ausgetauscht. Der Abschluß eines Vertrages zwischen China und Japan wird von einer Commission vorbereitet. Alle fremden Gesandten, mit Ausnahme des amerikanischen, sind von ihren resp. Regierungen nach Hause berufen worden, um Berathungen in Bezug auf die Verträge mit China und Japan beizuwohnen. In den Regierungskreisen Japans bereiten sich große Veränderungen vor und erhält Prinz Satzuma allmälig die Oberhand.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 87 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 183.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1871.



Weit in der Fremde.

Eine Geschichte

von

Emil M. Vacano.

I.

Das grüne Eiland.

„Erin, mein Land, obwohl du betrübt und verlassen und verfolgt bist, mein Sinn wird doch immer an deinen, von den Wellen umrauschten Ufern haften; in meinen Träumen werde ich sie wiedersehen. Und wenn ich dann im fremden Lande unter Fremden erwache, werde ich nach den Freunden seufzen, die ich nimmer, nimmer, nimmer wiedersehen soll —!"

So lautet beiläufig der Sinn einer Strophe der irischen Poesie. Und diese Strophe recitirte und variirte in Gedanken ein junges Mädchen, welches zum Hafen von Belfastlyne schritt.

Irland ist mit tausend kleinen Ueberfuhren versehen, an denen fast nie ein großes Schiff anlegt. Es gilt ja nur die Ueberfahrt nach der Mutterinsel überhaupt und nach Schottland insbesondere. Kleine Schooner und Extrapostfrachtschiffchen nehmen willig zwei, drei Passagiere auf.

Das Ufer von Belfastlyne glich jedem anderen Ufer Irlands nach dieser traurigsten Seite seiner Lage hin. Gegen Island und das weite Meer zu hat Irland einen hellen Himmel, welcher seine armen Wiesen wirklich so grün erscheinen läßt, wie es das Beiwort des Landes bedingt. Gegen die Mutterinsel hin aber dampfen graue Nebel über dunklen Uferrissen. Wie von dem Riesenhammer des nordischen Naturgottes zerschlagen, liegen da die steinigen Buchten.

Ein kleines Postfahrzeug rüstete sich in allerfrühester Morgenstunde zur Abreise.

Grace O'Kerr wanderte mit einem kleinen Bündelchen in der Hand dem Wasser zu durch die dicken Morgennebel. Ihr Koffer war schon an Ort und Stelle und vorangeführt von einem Kartoffelfuhrmann aus Sherdic bei Down-Patrick. Grace O'Kerr hatte in dem kleinsten Wirthshause von Down-Patrick übernachtet, denn ihr Reisegeld war knapp bestimmt bis an weitentlegene Ziele. Sie war zwanzig Jahre alt, und man würde sie auf der Bühne, wo das Gesicht nie den eigensten Gedanken ausdrücken darf, unschön genannt haben. Sie war aber eine jener Schönheiten, welche die seltsam farbenspielende Seele über das offene Gesicht legen.

Sie hatte ein echt irisches Gesicht: die Nasenflügel ein wenig gehoben, das Näschen kurz, aber elegant gezeichnet, die Lippen voll, die Augen von der Farbe des grauglänzenden Heimathshimmels, von goldenen Wimpern überschattet, das Haar seidenweich, wie eine tiefgebräunte Aehre, die sich dem Herbstwinde anschmiegt. Sie trug ein einfaches graues Reisekleid, den Hut trug sie mit dem Bündelchen in der Hand, als wollte sie ihre Stirn dem keuschen Kusse des rauhen Heimathssturmes preisgeben.

Sie weinte nicht, nur ihr Auge schloß sich halb matt und halb sehnend unter den Thränen des kindlichen Herzens.

Grace O'Kerr war die Tochter eines verarmten Grundbesitzers. Ihr Vater war immer tiefer in jene entsetzliche Armuth gerathen, welche dennoch gezwungen ein anständiges Herrenhaus führen muß: man sagte, er sei durch Mißernten und falsche Freunde so weit gekommen. Grace war sein Liebling gewesen und auch der Liebling der alten Tante Ketty, welche das Gutshaus verwaltete. Grace hatte ihr eigenes braunes Pferdchen gehabt und ihren eigenen Garten für ihre Phantasieblumen. Sie hatte von jeher eine Schwäche, fremde, seltsame, exotische Pflanzen großziehen zu wollen. Der Gärtner des Gutes hatte sie oft darüber ausgelacht, und er hatte Recht gehabt: sie waren nie über die grüne, frostzitternde Knospe hinausgekommen, sondern abgestorben.

Eines Tages, nachdem das Gut Elle für Elle bis auf das Wohnhaus verkauft worden war, wußte der Vater der blonden Grace nichts Anderes zu thun, als daß er sich hinlegte und starb. In der ganzen Gegend behauptete man zwar, er habe Gift genommen. Aber das war nur ein Geklatsch. Denn der alte Mann hatte fünf Minuten vor dem Tode noch gesagt: Der liebe Gott ruft mich noch zu früh, — zu früh für dich, „Lieblich-Grace." Lieblich-Grace hatte er sein Kind stets genannt.

Nun, als das Leichenbegängniß vorüber war, da wurde denn Alles verkauft. Die alte Tante fand einen finsteren Gnadenwinkel bei einer Jugendfreundin. Und Grace mußte nun in der großen, weiten Welt ihr Brot verdienen. Sie hatte Französisch und Deutsch gelernt der politischen Zeitungen und Schiller's wegen. Und sie hatte es zu großer Fertigkeit gebracht auf dem Piano wegen Beethoven. Sie war also naturgemäß zur Gouvernante fertig. Die wenigen Reste ihres wie Schnee in der Maisonne zerflossenen väterlichen Vermögens trug sie nun mit sich nach London, dem Paradiese aller Derer, welche ihr Leben von neuem anfangen wollen und von der Wunderstadt Wunder erwarten.

Wie das kleine Schiff, welches außer der Bemannung, dem Leiter und den Postballen nur drei Passagiere mit sich trug, träge und sich erst ans Vorwärtskommen gewöhnend, durch die gründurchspiegelten Wellen pustete, heftete das Mädchen ihr Auge zum letzten Mal auf die nebelumzogenen, aber sommerlich lächelnden Ufer ihrer Heimath. Sie saß auf einer Bank des Verdeckes allein. Sie sah, wie der Steuermann sich am Rade bewegte, sie hörte in der Kajüte ein lautes Gespräch, sie erblickte die Berge fast deutlicher im leicht bewegten Wasser als in der Höhe. Sie hielt die Hände auf dem Schoße gefaltet und der feuchte Wind der Wasserfläche lüftete ihr das Haar. Ihr Auge folgte den Wolkengebilden, welche weiß und naßtriefend die Ufer des heimathlichen Eilands zu verschleiern anfingen, wie ein dünner weißer Florstoff das Antlitz eines geliebten todten Vaters verdeckt, ehe die Schollen des Grabes rollen. War es Phantasie, Ahnung oder Hallucination im ersten Morgendämmern? — Aber Grace O'Kerr sah plötzlich, wie diese riesigen Nebel ein Antlitz bildeten, und dieses geisterhafte Riesenantlitz hatte sogar einen Blick: war es dro-

hend oder rief es ein schützendes Wort des Wiedersehens, ein heimathliches Segenswort, oder einen Fluch, wie ihn das grüne Erin so gern seinen Kindern mittheilt? — Zuerst verschwand das Ufer, dann der Nebel; dann verschwand das Denken in dem müden, obdachlosen Köpfchen der armen Grace. Und nur die Thräne auf den Wimpern blieb noch lange haften — bis zum Erwachen.

In London fand Grace O'Kerr eine gute Gouvernanten-Agentin, an welche sie durch eine freundliche alte Generalin empfohlen war. Die Gouvernanten-Agentinnen sind gemeiniglich zornig gestimmt gegen ihre dienstsuchenden Clientinnen. Aber Madame Dane war eine Ausnahme von der Regel. Sie wollte der lieblichen Grace O'Kerr, ihrer Landsmännin, keinen Bonnen-Platz in England anweisen, indem sie sagte: „In England kann nie eine Großbritannierin als Governeß floriren. Hier verlangt man nur Deutsche und Französinnen, während in Frankreich und Deutschland nur Engländerinnen begehrt und bezahlt werden. Gehen Sie nun in Gottesnamen auf einige Tage als eine Art Salon-Bonne zu Lady de Vere, bis ich Ihnen einen oder den anderen guten Platz auf dem Continent sicher gestellt habe. Die Briefe gehen langsam. Warum weinen Sie denn nur, was? Weil ich gut bin, sagen Sie? Aber ich bin ja ein Drache, eine Wuchersfrau — warten Sie nur auf meine Rechnung!"

Grace O'Kerr kam denn wirklich von der geizigen Lady de Vere, die sich mit einer landsmännischen Bonne-Gouvernante begnügte, durch die Sorge der guten alten Mrs. Dane nach Deutschland zu einer alten Fürstin Marsowic in Mainz als Gesellschaftsdame. Aber diese gute greise Dame wurde vom Schlagflusse getroffen, als Grace kaum erst ihr Lächeln wiedergefunden hatte, und die arme kleine Gouvernante kam nun als Erzieherin von zwei Kindern auf ein Schloß an der Donau, in die Familie eines österreichischen Grafen von Beeringen. Die Familie bestand aus dem Grafen, seiner Gattin, dem Sohne der ersten Ehe und zwei Kindern. Das Schloß lag auf einem prächtigen Waldhügel und seine Vorderfronte war frisch restaurirt. Es war ein trüber Novembertag, als Miß Grace in einem unbarmherzig holpernden Stellwagen in dem Dorfe, welches zu den Füßen des Schlosses lag, ankam.

II.

Einheimeln.

Man stellt sich einer Familie, welche zugleich Herrschaft ist, nicht gut vor mit dem Staube und der Uebermüdung der Reise. Fräulein Grace übernachtete also in dem einzigen Gasthofe des Ortes, in welchem sie um 8 Uhr ankam. Sie fand die Wirthin, welche ihr kleines Abendbrot dirigirte, sehr gesprächig. Ohne auszufragen, erkundigte sie sich nach dem Schlosse so en passant. Die kleine Wirthin war nun aber losgelassen wie ein Wasserfall. Sie nahm auf der Bank Platz, die neben Grace an der Stubenwand hinlief, sie strich sich mit den fetten Händen die weiße reine Schürze glatt, und sie erzählte. Den Anfang ihrer Schilderung bildete natürlich die Dienerschaft des Schlosses, welche nach den Aussagen der Frau Weghuberin (so hieß die Wirthin) aus den liebenswürdigsten, gebildetsten und schönsten Exemplaren bestand: Der Kammerdiener war ein Ideal, der Kutscher der witzigste Mensch von der Welt, der Stallbursche glich einem Prinzen — kurz, es war eine wahre Göttergesellschaft auf dem Schlosse. Sogar die Köchin war die Busenfreundin der Wirthin, die Stallmägde waren recht liebe Geschöpfe, — nur das Stubenmädchen, das war ein Scheusal, häßlich, dumm, hochmüthig, kurz ein wahrer Abscheu; sie paßte ganz zur Herrschaft. Denn Frau Weghuberin wurde ganz erbost, wenn sie von der Herrschaft anfing. Der alte Herr zwar war ein armer Wicht... „Er ist gelähmt, wissen Sie," fuhr sie fort; „man sieht ihn nie, er ist immer in Watte eingewickelt und lebt von Thee. Dafür aber ist der Sohn ein Teufel — ein Satan, sage ich Ihnen! Der junge Graf Beeringen, welcher das ganze Wesen verwaltet, ist ärger wie der Blaubart und schrecklicher wie der Mann des alten Weibchens im Lebkuchen-Häuschen; die Frau Gräfin wird von ihm tyrannisirt, die kleinen Kinder, seine Stiefgeschwister, mißhandelt er, gegen die Bauern ist er ein Teufel, und er ist allgemein verhaßt. Die Frau Gräfin, — na, von der ist nicht viel zu sagen, nur daß sie sehr hochfahrend ist

und boshaft. Die zwei kleinen Kinder sind schlimme Rangen, aber wie kann das auch anders sein unter der herzlosen Erziehung eines solchen Teufels, wie der junge Graf Karl ist? Jetzt soll eine Gouvernante kommen — zum Glück. Das arme Geschöpf! Sie wird zum mindesten zu Tode geärgert; denn man wirft einander die Teller des Mittags und die Vasen des Nachmittags an den Kopf, im Schlosse oben."

Miß Grace fand das Beefsteak ausgezeichnet, aber sie hatte Kopfschmerz von der Reise und konnte es also wirklich nicht verzehren. Sie begab sich lieber zur Ruhe. Sie schlief in dieser Nacht wenig, und ihr kurzer Schlaf war krankhaft traumgestört. Am nächsten Morgen ließ sie ihr Gepäck in dem gemietheten Gasthofzimmer und begab sich zur passenden Stunde auf den Weg nach dem Schlosse.

Sie ging so langsam — das Schloß schaute weiß, neu und gleichsam streng aus dem Dunkelgrün seines Hügels heraus. Es wies sie gleichsam mit einem kalten, forschenden Blick zurück. O, wie zagte und verzagte da ihr Herz! Ihre Seele wanderte zurück in die weite Ferne, nach dem grünen Eiland; sie sah deutlich ein Blatt am Ahornbaume vor ihrem Heimhause, und sie hörte deutlich die Stimme des jungen Jägerburschen vom Patrick-Forst; sie sah die ziehenden Nebel der heimathlichen Ufer, und sie fühlte die hellen Sonnenblicke des heimathlichen Wiesengrundes.

Und so kam es, daß Grace plötzlich die Augen öffnete aus den Träumen heraus und das Schloß nicht mehr sah. Sie stand in einer Wirrniß von Büschen und überhängenden Steinen da. Eine Hütte athmete engbrüstig, zwischen zwei Steine gequetscht, schmutzige Rauchwolken aus. Ein Bube vor der Hütte neckte sich mit einer Eidechse, die er im Grase entdeckt und zwischen einer Mauer von Steinen gefangen hatte. Sie fragte ihn nach einem Fußsteige zum Schlosse hinauf.

„Ja, da sind Sie ja unrecht gegangen!" sagte der Bursche im Dialekte des Landes und schaute mit seinen großen blauen Augen empor.

„Wie denn, kann man sich denn vom Dorfe bis ins Schloß hinauf verirren? Es ist ja mit der Hand zu erreichen!" sagte Grace und schaute um sich.

„Ach, aber das ist ja ein wilder Weg!" sagte der Bube altklug. „Und da müssen Sie wieder zurück bis zur großen Tanne."

„Willst Du mich führen?" fragte Grace.

„Ins Schloß? Nein!" sagte der Bursche fast lachend über das Begehren. „Sie gehen doch nicht ins Schloß?" setzte er dreist hinzu mit der herzlichen Dreistigkeit der Landkinder Niederösterreichs.

„Warum denn nicht?" sagte Grace. Sie war bei dem Knaben stehen geblieben, wie müde oder wie zögernd, ihren dunklen, irren Weg in dieses fremde, feindliche Schloß fortzusetzen.

„Aber fürchten Sie sich denn nicht vor dem Herrn Grafen Karl?"

„Vor wem?"

„Nun, vor dem jungen Herrn Grafen; der bringt ja Alle um!"

„Sagt man das von ihm?" meinte Grace tiefathmend. Es giebt Augenblicke der Müdigkeit, wo man die Höhle eines Ogers mit der Resignation der Todessehnsucht betritt. Und ein solcher Augenblick lastete an diesem lichtlosen, unfreundlichen Tage auf dem Herzen der fremden Miß Grace.

Sie bestach den Knaben mit einer kleinen Münze, die Furcht vor dem Menschenfresser wenigstens bis zur Biegung des Weges zu überwinden, und so schritt sie weiter den Weg nach dem Schlosse zu. Sie hob ihr graues dünnes Seidenkleid in die Höhe, um es vor ihren neuen Herren nicht bestaubt erscheinen zu lassen. Sie strich sich auch über das lichte Haar, sobald sie das Schloß vor sich erblickte: grau, uralt und doch ängstlich restaurirt an den steilen Stellen. Dichtes Grünginster rankte sich rechts vom Schlosse in einen tiefen Bergabfall hinab. Das Thor war offen, wie ein Rachen, um seine Beute zu empfangen. Der Bube war an der Wegbiegung schon zurückgesprungen. Miß Grace blieb einen Augenblick stehen, ehe sie die Brücke des Schlosses betrat. Sie dachte daran, daß man ihr hatte einen Bedienten in das Dorf entgegenschicken wollen, wenn sie zu rechter Zeit einträfe; sie kam aber um einen Tag früher. Vielleicht rechnete man ihr das schon als einen Fehler an... Sie schaute hülflos über die Gegend und den Himmel zurück: Die Gesträuche waren verdorrt, staubig, dornenreich, der Himmel war voll grauer, dichter, grellrändiger Wolken, das Schloß war stierblickend aus

schielenden, kleinen, ungleichen Fenstern, und nur die überquellenden frischgrünen Parkgebüsche glänzten wie ein Lächeln in dieses feindselige Drohen.

III.

Der erste Eindruck.

Miß Grace O'Kerr wurde der Herrschaft gemeldet. Sie sandte nebst ihrer Karte den Beglaubigungsbrief der Mrs. Dane ins Zimmer durch das gutmüthigschauende, aber neugierig lebhafte Dienstmädchen. Und man ließ aus dem Herrschaftszimmer zurückantworten, daß Miß Grace sich gedulden möge. Und Miß Grace geduldete sich. Das Stubenmädchen Hanni führte sie in ihr eigenes Zimmer, eilte dann fort, um irgend eine „dringende" leichte Robe ihrer Herrin zu plätten, erschien aber jeden Augenblick wieder, um zu erzählen, die Miß möge sich ja nichts daraus machen; denn das stehe in den Regeln des Schlosses, daß Jedermann warten müsse. Und sie that sonst noch so zuthunlich zur neuen Gouvernante, daß Miß Grace fast herzenssicher wurde und sie fragte: „Ist die Herrschaft gut?"

Mamsell Hanni wollte darauf nicht gleich antworten. Sie sagte nämlich nur Ja! und eilte wieder zur Thür. Dort aber wandte sie sich halb zögernd um und sagte hastig: „Nur der junge Herr Graf ist ein Teufel! Der alte Herr ist ganz gelähmt und kann nur im Bette liegen. Aber sonst ist Alles gut ... wirklich. Die Frau Gräfin ist so heftig und die kleinen Kinder ... oh mein Gott!"

* * *

Endlich wurde Miß Grace durch einen hochmüthigblickenden und dabei lauernden Diener ins Empfangzimmer des Schlosses geführt. Es war roth tapeziert, mit Rotholzmöbeln eingerichtet und auf einer rothseidenen Causeuse saß die Gräfin von Beeringen, die zweite Gattin ihres Mannes. Neben ihr standen ihre beiden kleinen Kinder. Sie war in grüne Hausseide gekleidet und trug ein ehrbares, aber dabei entsetzlich schiefgerücktes Häubchen auf dem schwarzumlockten, braungesichtigen, reizendschönen jugendlichen Köpfchen. Die beiden kleinen Mädchen, in Phantasieseide eingebauscht, mit kindlich welligen offenen Goldhaaren um boshafte, böse und stupide aber hübschgeschnittene Gesichter — gleichsam die Prophezeiungen ihrer Mama — drängten sich an die Dame. Mit geballten Fäustchen, welche der Mutter imponirten, die nie an ein Muttersein dachte.

„Frau Gräfin, ich bin Grace O'Kerr, die Ihnen von Mrs. Dane durch Frau Bries angemeldet und anempfohlen wurde," sagte die Gouvernante und faltete langsam die Hände über ihrem einsamen, armen irischen Herzen vor dem Auge der Frau, welches beleidigte, und vor dem Auge der Kinder, welches empörte. Es war ein liebliches rosiges Halbdunkel im Zimmer durch die dunkelrothen Vorhänge, trotz des graugedämpften Sonnenkampfes draußen.

„Ja," sagte die Gräfin. „Sie sind mir angemeldet und anempfohlen, aber erst für morgen." — Dabei hob sie ihr Lorgnon zum Auge, albern-hochmüthig vielleicht, aber dabei doch mit der Geberde eines Dienstboten, welches die Herrschaft spielen will. Sie warf dabei sogar einen raschen Blick nach der Thür, wie eine Kammerfrau, welche nur hinter dem Rücken der Herrin ihre Rolle spielen will.

Miß Grace dachte einen Augenblick bei sich: Ist dies vielleicht eine Dienerin des Schlosses? Aber die Geberden der ganzen Gruppe bestätigten ihr, daß sie es mit der Gebieterin zu thun habe.

— „Ich habe mich verfrüht," — sagte Miß Grace mit versöhnendem Lächeln und suchte dafür momentan vergebens ein Echo in diesem blutrothen Zimmer — ohne Schatten. „Ich hatte mich verrechnet, wie ich den Postkalender durchlas, und hätte im schlimmsten Falle um zwei Tage später eintreffen müssen, um die Frist nicht zu weit zu überschreiten." Und dabei schaute sie wie hülfesuchend in jeden lebendigen Schatten des Zimmers, um irgend einen Schutz zu erkennen.

„Mama!" schrie jetzt das erste Kind, „diese da schick' fort — sie hat zu wäss'rige Haare!"

„Ja," setzte das ältere Kind hinzu, das Kleid der Fremden mit dem Finger bestreifend, — „und das ist keine Seide, das ist Pou-de-Soie!"

„Sie sehen also, daß ich schon im Anfang Ursache habe, mit Ihnen unzufrie-

den zu sein wegen Unregelmäßigkeit," — sagte die hübsche junge Gräfin mit häßlichen, gefährlich gehobenen Nüstern; sie blähte sich dabei gleichsam auf, als sei es ihr eine Wollust, endlich boshaft sein zu können gegen irgend Jemand. Aber in demselben Augenblicke sank sie auch in ihr Fauteuil zurück, mit einem womöglich noch boshafteren Ausdrucke, aber auch mit einem wo möglich noch blöderen Blicke. Sie schien entschlossen, ihre festgeschlossenen Lippen so lange als möglich nicht mehr zu öffnen. Die Gouvernante trat einen Schritt zurück vor dieser neuen feindlichen Metamorphose. Sie wandte sich unwillkürlich um und sah einen lebhaften, großen, blondhaarigen Menschen hinter sich stehen.

„Ist das die Gouvernante?" — fragte er die Gräfin kurzweg in einem Tone, der wie in Dur gestimmt war.

Die Gräfin sagte nicht ja, sie zeigte nur ihre weißen Zähne auf bejahende Weise, und dabei zogen sich zwei tiefe Falten von ihren Nasenwinkeln bis zu ihrem Kinn herab.

Der junge Mann wandte sich mit seiner vollen Größe zur Gräfin. „Nun," sagte er, ohne Miß Grace zu beachten — „was denken Sie von ihr?" — Die Gräfin zuckte mit demselben scharfen häßlich-lächelnden Ausdrucke demüthig die Achseln.

Jetzt wandte sich der Stiefsohn der Gräfin — denn es war Graf Karl, der sich im Werktagsanzuge eines Verwalters so rasch präsentirte, endlich an die Gouvernante selber mit seinen großen braunen Augen. Er musterte das ruhige blonde Mädchen, welches in diesem Augenblicke ein Zittern der Empörung fühlte, mit einem langen und dann jählings versiegenden Blicke. Seine Stimme klang krächzend häßlich, wie jede aus Gewohnheit zornige Stimme, als er sagte, während er sich in ein Fauteuil niederließ und die stehende Gouvernante finster anstarrte. „Sie sind um einen Tag zu früh gekommen; das ist Zudringlichkeit. Indessen, wir können Sie nicht so schnell ersetzen. Ihre Zeugnisse sind echt?"

Miß Grace antwortete nichts. Sie schaute nur langsam auf die Gräfin, welche mit zitternden, bösen Mienen ihrem Blick auswich und sich mit einer höhnisch-demüthigen Geberde an ihren Stiefsohn wandte. Dieser sagte: „Gut, ich will es glauben. Sie dürfen also hier bleiben. Hier diese beiden Kinder sind Ihrer Obhut anvertraut; es sind wilde, bösartige Rangen. Sie haben volles Recht, dieselben zu züchtigen, sobald sie in Lehrgegenständen faul, oder im Benehmen brutal sind gegen irgend wen ..."

„Graf Karl!" rief hier halblaut und doch wüthend die junge Stiefmutter-Gräfin, indem sie sich schüchtern-zornig gegen ihn erhob.

„Nun?" machte er mit einem souveränen Blicke, und wandte sich dann ruhig wieder an die neue Gouvernante. „Sie werden an unserem Tische speisen. Mein Vater, Graf Erms Beeringen, wird nicht am Tische erscheinen, da er unheilbar krank in seinen Zimmern verweilt," — setzte er, gleichsam einen Abwesenden ihr vorstellend, hinzu — dies that er aber mit einer unbeschreiblichen Nüance des Stolzes in seinem sonst nur brutal finsteren Gesichte. „Wo haben Sie Ihr Gepäck?"

„Im Dorfe unten," sagte die neue Gouvernante, ihren empörten Blick vergebens nach dem boshaften Gesichte der Gräfin und den trotzigen Gesichtern der Kinder flüchtend.

„Gut, Jacques wird es holen. Ueber die Bedingungen sind wir durch die Agentin einig."

Der schöne, blonde, heftige Mann erhob sich mit einem finsteren Blick, der von der Gouvernante für eine Secunde auf seine Stiefmutter wanderte.

„Aber Sie sind ja fast zum Umfallen müde, Mademoiselle. Ersuchen Sie doch die Gräfin, daß sie Ihnen gestattet, Platz zu nehmen."

Und die Frau Gräfin neigte darauf ihr Haupt und sagte mit einem sehr scharfen Blicke halb gegen den Stiefsohn gewendet: „In der That: Mille excuses, Mademoiselle, haben Sie die Güte, hier an meiner Seite Platz zu nehmen. Graf Karl, Sie verstellen ja der Dame den Weg zu mir, an meine Seite, seien Sie doch galanter."

„Mama, sage der Mademoiselle, daß ich nicht Piano lernen will!" sagte die ältere Comtesse, „sonst soll sie sich packen!"

„Ja!" rief die kleinere Comtesse äffisch nach.

Und neben der Herrin des Schlosses, Gräfin Louison Beeringen, und neben dem Tyrannen des Schlosses, Graf Karl, und

neben den zwei boshaften Kindern saß Miß Grace, die Hände in einander gelegt, und lächelte dabei. Haß war da überall! Von Jedem gegen Jeden.

Das war die erste Stunde von Miß Grace in ihrem neuesten Heim.

IV.

Das fremde Heim.

Miß Grace, oder Mademoiselle Grace, wie sie in diesem österreichischen Schlosse genannt wurde, erhielt ihr Zimmer angewiesen und richtete sich noch an diesem Tage dort ein, indem sie ihre kleine Habe aus dem kleinen Koffer, den man aus dem Marktflecken heraufgeholt hatte, auspackte. Das Stubenmädchen Hanni leistete ihr da momentan Gesellschaft, um mit ihr vertrauliche Augenzwinkereien zu machen. „Nicht wahr, sie ist eine böse Dame? Und erst der junge Graf! Der beißt förmlich... was? Und die kleinen Comteßchen — Gott im Himmel! Na diese Engel werden Sie bald genug kennen lernen!" Und das gutmüthige Mädchen rauschte wieder ab mit den frischgesteiften Röcken. Grace fand ihre bescheidene Garderobe entsetzlich verknittert und ging in die Küche hinab, um ein Plätteisen zu holen. Im Corridor begegnete sie zwei Frauen in dunklen einfachen Kleidern. Die ältere Frau war corpulent, die jüngere war schmächtig — aber beide hatten schon den Zenith des Lebens weit überschritten. Die schmächtige alte Frau trug eine weiße Haube. Die dicke Dame hielt Grace im Gange an und sagte höflich, aber klar: „Sie sind die neue Gouvernante, Mademoiselle?"

„Ja."

„Und ich bin die Wirthschafterin hier im Hause, Frau Nordin. Man muß einander doch kennen lernen. Hier das ist Mamsell Kutt, die Wärterin des alten gnädigen Herrn."

Grace sagte einige Worte der Begrüßung, die von der alten Dame würdevoll angehört wurden.

Die dürre Wärterin, Mamsell Kutt, musterte dabei angelegentlich die Gouvernante und hatte einen sehr steifen Knix gemacht.

Frau Nordin sagte der Fremden noch in ihrer trockenen Weise, daß dieselbe sich an sie zu wenden habe, sobald sie im Hause etwas wünsche — eine Verbesserung oder Aenderung in ihrem Zimmer, oder so etwas. Dann rauschten die zwei dunkelgekleideten steifen Gestalten wieder den Gang hinab.

Beim Diner hatte Grace das eigenthümliche Gefühl, als ob sie an einem Leichenmahle theilnehme. Es war eben nichts allzu Ungemüthliches oder allzu Ungewöhnliches an dem Mahle — und dennoch war es fast unerträglich. Die Gräfin sprach das pour-parler-Gerede über die Güte oder die Miserabilität der Speisen, und Graf Karl secundirte oder widersprach ihr darin, wie es eben kam. Die kleinen Comteßchen waren unausstehlich, und Graf Karl wandte sich an Mademoiselle mit dem scharfen Spruche: „Wenn Sie diesen Kindern solche Unarten gleich am ersten Tage hingehen lassen, Mademoiselle, dann weiß ich kaum, wie Sie sich bei ihnen in Respect setzen wollen — und weshalb Sie überhaupt hier sind!"

Grace erröthete mit jenem raschen, schnellverschwindenden Erröthen, welches um die Augen herumläuft wie eine verirrte Thräne. Dabei schaute sie auf die Mutter der Kinder.

„Oh, Mademoiselle!" sagte diese mit unverkennbarem Hohn in dem schöngeschnittenen jugendlichen Gesicht, „lassen Sie sich durch mich nicht stören darin, Ihre Zöglinge in den Bock zu spannen... Graf Karl giebt hier den Ton an, und Sie haben nur ihm zu gehorchen."

Grace wandte sich, noch immer mit der herumirrenden Röthe auf den Wangen, halb an die Gräfin. „Ich bitte Sie, Frau Gräfin und den Herrn Grafen" — dies sagte sie, ohne sich nach dem derben Menschen hinzuwenden — „um Verzeihung. Aber ich habe meine eigenen Gedanken über die Erziehungsmethode mitgebracht und halte es für unvortheilhaft, das Kind vor Gästen oder vor den Eltern zurechtzuweisen. Das Erstere, meine ich, würde ihnen das Ehrgefühl, das Letztere würde mir ihr Vertrauen rauben."

Die Gräfin blickte triumphirend ihren Stiefsohn an, als wollte sie sagen: „Sie sind geschlagen!" — Dann blickte sie aber mit winzig kleinen, boshaften Augen auf die Gouvernante.

Graf Karl zertheilte seine Mayonnaise und sagte trocken und hart: „Thun Sie, was Sie wollen, Mademoiselle. Wenn Sie unseren Intentionen nicht entsprechen, werden wir uns ja verständigen."

V.

Wetterleuchten.

In diesem Tone ging das Leben auf Schloß Beeringen fort. Grace konnte da nicht heimisch werden. Es hatte Alles sein aristokratisches air, das Französische, die scharfen Pointen, die Methode des Salon- und des Parklebens, aber es war nicht die echte französische aisance damit verbunden, die sich selbst dort, wo nicht Alles in der Ordnung ist, behauptet.

Und auf dem Schlosse war nicht Alles in der Ordnung. Grace fühlte und athmete das. Nur hatte dieser fast greifbare Mangel an Geschmeidigkeit des Lebens keine sichtbare Gestalt. Das Leben auf Beeringen glich einem über holpriges, steiniges Erdreich hinzürnenden Bache, dessen Flußbett mit seinen Stacheln und Zacken man aber nicht sieht.

Es giebt wohl viele Adelshäuser, in denen das Leben schwül und erdrückend berührt; aber man findet da stets das letzte Wort des Räthsels bald heraus: bald sind es mißliche Vermögensverhältnisse, bald wiederum irgend ein Skelett in irgend einem Winkel. Hier auf Beeringen aber war das Geheimniß der tiefen Schatten undurchdringlich. Nur Eins war klar — eine unauslöschliche Abneigung schied alle Glieder dieser kleinen Familie von einander. Die Gräfin haßte ihren Stiefsohn und dieser sie. Das gleiche Verhältniß fand zwischen den trotzigen, eigenwilligen Kindern und ihrem Stiefbruder statt. — Und dabei behielt Grace das unabweisbare Gefühl, daß sowohl diese hochmüthige, bissige und gelangweilte junge Gräfin wie ihre boshaft gemachten Kinder sich vor dem bösen Manne, den sie haßten, fürchteten. Grace fühlte dies, aber sie begriff es nicht.

Graf Karl war wirklich ein böser Mensch. Rauh, kurz und unbeugsam gegen Alle: gegen seine Stiefmutter, gegen die Kinder, bei denen er jedes vorlaute Wort und jeden Fehltritt unnachsichtlich bestrafte; despotisch gegen die Domestiken, barsch und tadelnd gegen Grace. Gegen allenfallsige Zufallsgäste kalt gastfrei, dabei aber so rasch vorgehend, daß Grace überzeugt war, er sei ein Menschenfeind. Also ein böser, zorniger, tyrannischer, liebloser Mensch gegen die ganze Welt!

Grace hatte von Jugend auf gegen nichts so tiefen Widerwillen empfinden können als gegen die Bosheit, die Selbstsucht und den Hochmuth; und hier fand sie in diesem starken, frischen jungen Manne alle diese drei allerhäßlichsten Eigenschaften vereinigt: denn was sind der Zorn und der Groll und die Unfreundlichkeit gegen alle Menschen anders als Bosheit, auch wenn sie sich nicht in decidirten boshaften Fallstricken äußern? Und was für eine andere Eigenschaft als der Hochmuth und die Selbstsucht konnten den jungen Grafen dahin bringen, in dieser imperatorischen, rücksichtslosen Weise sich gegen seine ganze Umgebung zu überheben? Es war also die größte, die unbeschreiblichste Abneigung gegen den Grafen Karl, die sich der Mademoiselle Grace bemächtigte; diese Abneigung steigerte sich endlich bis zum Abscheu: aber Furcht, Furcht empfand Grace nicht vor diesem Despoten des Hauses; bei ihr hatte die Abneigung stets den größten Trotz zur Folge, und der Trotz hat immer einen Gran Verachtung im Herzen.

Grace kam sich zu Zeiten in diesem Leben vor wie vergiftet. Es gab Augenblicke, wo sie zu ersticken meinte in dieser drückenden Atmosphäre und vergebens nach Athem rang. Ihr eigenes Herz fühlte sich zornig und böse werden unter diesen bösen Leuten, zwischen denen die Abneigung wie das Blinken einer Klinge hin und her züngelte.

Den alten Grafen sah Grace täglich im Garten; sie war ihm erst einige Tage nach ihrer Ankunft vorgestellt worden — so zufällig. Er erschien nicht beim Speisen und nie beim Thee. Er bewohnte zwei comfortable, freundliche Zimmer gegen den Park hinaus; seine Bedienung bestand aus Mamsell Kutt, der Wärterin, und aus einem französischen alten mürrischen Kammerdiener. Er lächelte fast immer und wußte noch Phrasen zu sagen wie: „Bonsoir" und „Le temps fait beau." Im Garten hatte er seine eigene Laube,

ja, man möchte sagen, seine eigenen Wege. Kam zufällig ein Bekannter des Weges ins Schloß, so blieb der alte Graf in seinem Zimmer. Die Welt wußte, daß er gelähmt sei. Aber Grace sah nichts von dieser Gelähmtheit — denn der alte Herr rührte zitternd jedes Glied; sie sah nur, daß er geführt wurde wie ein neunzigjähriger Greis, obwohl er erst sechzig Jahre alt war, und daß er vollständig blödsinnig sei.

Die beiden kleinen Comtessen, Kori und Miria * waren unschöne, magere Kinder mit verdorbenen Magen und eßgierigen Augen mit thierisch-grellen Blicken. Sie waren ausgelassen; aber von jener heimlichen Ausgelassenheit, welche nie die Kleider beschmutzt oder zerreißt, sondern welche den jungen Katzen die Augen aussticht und die Blumen des Gewächshauses zerstört, um den Gärtner fortgejagt zu sehen. Gegen ihre Mama waren die beiden Mädchen keck und eigenwillig; aber sie hinterbrachten ihr Alles, nur weil sie wußten, daß es dann Zank für die Anderen setze. Gegen die Gouvernante waren sie zuerst despotisch aufgetreten. Grace hatte es mit Milde versucht, dann mit einer Vorstellung gegen die Gräfin. Da kam sie aber schön an. Zum Glück aber kam Graf Karl eben dazu, als die Gräfin ihre melodische Stimme zu quiekenden Scharfheiten erhob, und machte der Sache dadurch ein Ende, daß er den beiden Kindern befahl, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen sammt Mademoiselle. Dort brachte er die Kinder durch seinen Zorn und seine Drohungen zum Weinen. Sie versprachen unter Thränen grinsend, Mademoiselle Grace zu gehorchen. Zu Mademoiselle Grace gewendet, fügte dann der junge Graf mit gedämpfter Stimme und gerunzelter Stirn hinzu: „Ich fürchte, Mademoiselle, Sie haben kein Talent zur Gouvernante. Wie kann man sich für eine Stelle anbieten, für welche man nicht das gehörige Zeug hat? Was?" —

Wie häßlich erschien dieser Mann Grace in diesem Augenblick. Es war ihr, als sehe sie einen knurrenden Hund vor sich aufspringen. Und sie that, was sie dem wüthenden Thiere gegenüber gethan haben würde: sie schaute ihn mit einem plötzlich regungslosen Gesichte an.

* Corisandre und Miriame.

„Nun, haben Sie mich verstanden?" sagte er derb, ungeduldig.

„Nein," sagte sie leise; „soll das heißen, daß ich hier überflüssig geworden bin?"

Er wurde zornig. „Oh! die Empfindlichkeit ist das größte Laster einer Gouvernante, merken Sie sich das! Und wenn Sie aus jedem Tadel eine Beleidigung herausfinden wollen, so werden Sie in Ihrer Stellung ziemlich die unglücklichste Person von der Welt sein, das sage ich Ihnen. Was übrigens Ihr Verbleiben oder Verlassen der Stellung hier im Schlosse anlangt, so würde ich mich vorkommenden Falles sicher deutlich erklären," fügte er finster hinzu. Dann wandte er sich an die Kinder. „Und wenn Mademoiselle Grace jemals wieder zu klagen haben sollte über die geringste Mißachtung ihrer Verordnungen im Unterricht, dann wehe Euch! — Und jetzt können Sie gehn," sagte er barsch und ging auf seinen Schreibtisch zu. „Und klagen Sie so wenig als möglich, Mademoiselle, das raubt mir Zeit und bringt mich in Galle."

Grace hatte sich zum Gehen gewendet. Bei diesen Worten aber blieb sie an der Thür stehen und sagte zu den Kindern: „Kori und Miria, gehet in den Garten hinab spielen, ihr sollt jetzt frei haben; aber seid artig, tretet dem Gärtner nicht in die Beete und vor allem kratzet einander nicht."

Dann wandte sie sich ins Zimmer zurück, trat an den Schreibtisch des jungen Grafen, welcher ungeduldig erstaunt ihr Dableiben bemerkte, und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Graf, wenn ich Sie noch länger belästige. Aber ich möchte mir erlauben, Ihnen ein wichtiges Wort zu sagen über das, was Sie meine „Klagen" nennen. Im Interesse des allgemeinen Verhältnisses, im Interesse der Kinder selbst und ..."

„Und in Ihrem eigenen Interesse ... ich verstehe," sagte Graf Karl höhnisch und ärgerlich zugleich und erhob sich groß und hoch. „Sprechen Sie also, Mademoiselle, und da die Sache augenscheinlich lang wird, so bitte ich Sie, hier Platz zu nehmen." Und er deutete auf ein Lederfauteuil neben dem Schreibtische.

Aber Grace setzte sich nicht. „Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte sie hastig, leise,

athemlos vor Erregung, Trotz und Stolz. „Ich werde kurz sein. Ich wollte nur erwähnen, daß ich meine, Sie dürften vielleicht die Wichtigkeit einer Erziehung in kein Verhältniß setzen zu dem, was eine Gouvernante im häuslichen Leben vorzustellen pflegt. Wenn das Kind nicht lernen will, dann muß und soll der Lehrer mit Strenge auftreten — denn ein Kind läßt selten freiwillig das Spielzeug; und beredet man es dann mit Schmeicheleien, so fordert es später für jede unterlassene Ausgelassenheit seinen Lohn wie ein Wucherer. Mit Strenge auftreten aber darf die Erzieherin nur dort, wo den Eltern diese Strenge einleuchtet und wo sie ihr Kind dem Erzieher anheimgeben für einen charaktervollen, individuellen Erziehungsplan. In Fällen nun, wo das Kind den vollkommensten Abscheu hat vor jeder Art von Studium, aus Trotz, aus Widerspruchsgeist, da muß die Erzieherin die Eltern zu Hülfe nehmen, da sie dem Kinde gegenüber nicht die Eltern vertreten darf, wenn sie nicht will, daß man ihr nach einem Jahre sagen könne: Sie waren eine schlechte Lehrerin, Sie haben uns betrogen und bestohlen. Und wenn auch manche Eltern indolent genug sein mögen über die geistigen Fortschritte des Kindes, für die Erzieherin von Ehre und Gewissen ist die Sache von höchster Wichtigkeit — in allerletzter Instanz vor sich selber. Kommt nun aber zur Abneigung gegen das Lernen auch die Ueberhebung des Kindes hinzu, dem man schon allzuzeitig die Wahrheit gelehrt hat, daß eine Gouvernante doch nur zu den Domestiken zählt, dann ist der letzte Halt der Erziehung gebrochen und die Lehrerin steht waffenlos, hülflos und unnütz da im Hause, wo sie für ihre übernommene Pflicht eine Aufnahme fand. Das wollte ich Ihnen sagen, Herr Graf. Ich bin fertig. Entschuldigen Sie die Belästigung, und der Himmel gebe, daß ich nichts mehr zu klagen habe in meinem Berufe."

Damit verbeugte sich Mademoiselle Grace und verließ das Zimmer ruhig, nicht zu schnell und nicht zu langsam. Durch das offene Fenster strich zwischen den Rebengeländen hindurch ein lauer, würziger Wind herein, der hatte das blonde Haar aus den Scheiteln in die Stirn herein gekräuselt. Sie wandte sich nicht mehr um auf dem Wege zur Thür. Ihr Herz war ihr so leicht, daß es zitterte.

VI.

Besuch.

Eines Morgens befand sich Grace im Salon, wo sie den kleinen Comtessen die Pianostunden gab. Die beiden Mädchen hatten ihre Lection eben beendet und waren in den Garten hinabgestürmt gleich wilden Hummeln, die zum geöffneten Fenster hinaus der Gefangenschaft entfliehen. In den vielen Wochen ihres Hierseins hatte es Grace noch nicht vermocht, ihren Zöglingen Liebe zur Musik oder auch nur Verständniß für dieselbe zu erwecken. Es giebt Kinderseelen, die stets nur nach abwärts drängen wie schmutzige Regentropfen. Grace schichtete, suchte und ordnete in dem Notenbehältnisse, als die Gräfin eintrat, im Gespräche mit Frau Nordin, der Wirthschafterin. Die Gräfin trug im Hause stets helle und grelle Shawls oder Schleifen über ihrem Seidenkleide, was ihr das Aussehen einer Choristin gab und ihr hübsches scharfes Gesicht gleichsam entadelte. Sie hatte die Gewohnheit, beim Sprechen mit den Lippen und den Nasenflügeln nach abwärts zu zucken, mit den Augen von oben herabzublinzeln und in steter Ungeduld zu sein: mit der Fußspitze auf dem Teppich zu hämmern oder mit den Fingern auf dem Tisch. Die dicke Frau Nordin ging neben ihr her in ihrer stillen, verschlossenen, sicheren Weise, die schleeblüthenweiße Haube auf den grauen Scheiteln und den schleeblüthenweißen Kragen auf den breiten Achseln. Die beiden schritten durch das mitten in der Enfilade gelegene Zimmer.

„Nehmen Sie also heute das Silbergeschirr, Frau Nordin," sagte die Gräfin, „fünf Personen. Hören Sie. Das Gouter um fünf Uhr, das Souper spätestens acht Uhr. Und dreierlei Braten dazu."

Frau Nordin neigte das Gesicht ein wenig. „Gut, Frau Gräfin. Die Herrschaften werden nicht übernachten?"

„Nein, sie werden noch Abends nach Nesthausen zurückfahren. Uebrigens ist den Damen die Toilette im grünen Salon zu richten. Nach einer Fahrt von drei Stunden werden sie sich rafraichiren wollen."

Frau Nordin entfernte sich. Die Gräfin, welche gegen den Balcon gehen wollte, bemerkte jetzt erst Grace am Piano.

„Oh, Mademoiselle, Sie hier? Ist die Stunde schon zu Ende?" — sagte sie in einer rascheren, freundlicheren Weise als sonst. Sie schien heute überhaupt sehr erregt und erwartungsvoll zu sein. „Ist die Stunde schon zu Ende? Nachmittags geben Sie die Comtessen frei. Es kommen Gäste. Sie haben ebenfalls Freiheit für den Nachmittag, können auf ihrem Zimmer bleiben, oder was Sie sonst für sich unternehmen wollen."

Grace verneigte sich und ging rasch der Gräfin auf die Balconglasthür zu voran, um ihr dieselbe zu öffnen. Die Gräfin hielt einen französischen Romanband in der Hand. Sie liebte es, in den Morgenstunden auf dem von Schlinggewächsen beschatteten Balcon zu lesen. Es war ein herrlicher Frühherbsttag draußen, warm, klar, blumenbunt.

Grace wollte das Piano schließen, aber die Gräfin sagte ihr vom Balcone herein in ihrer scharfen, brüsken Manier: „Haben Sie die Güte, etwas zu spielen, Mademoiselle, irgend einen Walzer. Ich inclinire heute für Musik."

Grace wählte unter den Noten einen Walzer von Godefrey. Während des Spieles begann die Gräfin auf dem Balcon über das Geländer hinüber ein Gespräch in den Garten hinab. Grace warf einen raschen Blick hin: sie sah die Gräfin, welche mit übergeschlagenen Beinen auf ihrem Schaukelstuhle saß, sie sah die ausgespannte leinwandene Marquise über dem Balcon im leichten Winde flattern, und sie sah die Sonne durch die Wipfel der steifen Pappeln leuchten. Aber den Mann, welcher heraufsprach, sah Grace nicht. Sie hielt nicht inne im Spielen, aber sie dämpfte vielleicht ein Fortissimo zum Piano in dem schnellen, hüpfenden Laufe des Walzers. Sie horchte dabei auf das Gespräch und sie erkannte die Männerstimme im Garten unten nicht gleich. Es war eine häßliche, scharfe, schneidende Stimme, die gleichsam ein boshaftes Gesicht hatte; eine Stimme, welche ihr das Herz empörte und erschreckte. Aber jetzt, aus dem Worte „Mama" erst erkannte sie, daß es der Graf Karl sei, der es liebte, Vormittags in den Gartenbeeten zu arbeiten, die er sich zu seinen Lieblingen auserkoren hatte. Denn Graf Karl hatte drei Lieblingsbeete. Er ging bei dieser Gartenarbeit in Hemdärmeln und trug einen großen, groben Strohhut.

Grace wußte, wie er da unten stand, hinaufsprechend, den Spaten in der Hand, erhitzt, den Strohhut in den Nacken zurückschiebend. Aber sie entsetzte sich noch immer über diese Stimme, die nicht mehr rauh und zänkisch klang, sondern scharf, grell, wie ein Stilet in eine Wunde zischt und wieder zurückfährt. Der Walzer war zu Ende, aber sie wiederholte ihn.

„Ja," sagte die Gräfin über das Gitter in den Garten hinab, und aus ihrer Stimme zuckte die vibrirende Bewegung der Mundwinkel und Nasenflügel nach abwärts. „Ja. Wir haben Gesellschaft heute, Graf. Sie hassen ja die Menschen. Sie möchten dieses Schloß gern absperren gegen alle Welt. Die Jagdzeit ist schon da. Ich melde es Ihnen, wenn Sie vielleicht dem ausweichen wollten. Bitte, besuchen Sie Nachmittags irgend ein Nachbarschloß. Es wird sicher für alle Theile nutzbringend sein."

Grace hörte diese scharfe, boshafte Stimme vom Garten herauf antworten. „Sie wissen, daß unser Schloß in den jetzigen Verhältnissen nicht zu standesgemäßen Gesellschaften geeignet ist: haben Sie die Einladung gemacht?" —

Die Gräfin blätterte rauschend in dem Buche, als wollte sie Phisharmonika spielen. Sie lachte dabei. Sie war heute bedicirt lustig. „Ach Gott, nein!" rief sie hinab. „Wie können Sie dies glauben? Ich weiß ja, daß ich eine Nonne sein muß. Aber die Generalin Gräfin Flühen aus Nesthausen, hat ihren Neffen hier zu Besuch und will ihm unsern Park zeigen. Sie schrieb mir heute früh ein Billet, welches ihr Diener überbrachte. Sie bringt nebst dem Neffen noch die Noden und Lassen mit, vielleicht auch irgend ein Sommergänschen aus der Residenz. Sie sehen also, Graf Karl, daß Sie sterben würden heute Nachmittag, nachdem Sie mir zugestehen müssen, daß ich diesen Besuch unbedingt zu empfangen habe — also?"

Grace spielte ihren Walzer mit prächtiger Verve zum zweiten Mal durch und verlängerte sein Finale. Sie fühlte ja, daß sie hier nur eine seelenlose Maschine war.

„Ist Graf Flühen nicht Oberlieutenant

bei den Dragonern?" fragte Graf Karl herauf.

„Oui — et puis après?"

Nun hörte Grace nichts mehr, nur eine unverständliche Stimme. Bald darauf trat Graf Karl in das Zimmer — ohne Spaten, den Strohhut in der Hand. Er beantwortete kurz ihren Gruß und trat auf den Balcon zu seiner Stiefmutter. Grace hörte zu spielen auf. Sie schloß das Piano und ordnete die Noten. Dabei hörte sie, wie Graf Karl sagte: „Sie haben doch Alles vorbereitet, Mama, daß unsere lieben Gäste hier ihren Comfort finden und im schlimmsten Falle auch hier übernachten können?"

„Gewiß," sagte die Gräfin. „Unsere Gäste werden aber nicht hier übernachten, sondern im Mondschein ihren Weg zurücknehmen. Es geht nichts über eine solche Fahrt. Und nicht wahr, Graf Karl, Sie beschuldigen mich doch nicht, in diesem Schlosse hier unnöthigen Lärm zu verursachen? Die Gäste kündigten sich selber an. Und man kann sie nicht abweisen. Nicht wahr? Rittmeister Manderschatt kutschirt den ersten Wagen."

„Ah! Rittmeister Manderschatt ist auch dabei?" sagte Graf Karl und zerrupfte einige Epheublätter. „Der blonde Husarenoffizier, der ein weitläufiger Vetter von Ihnen ist? Oh, dann werde ich daheim bleiben. Einem Manne müssen stets von einem Manne die Honneurs gemacht werden. Er würde sich allzu berauscht fühlen unter diesen Damen. So viele Damen um so wenig Herren — in Uniform noch dazu! — sind gefährlich."

Die Gräfin schaute mit einer reizenden Katzenmiene auf ihren Stiefsohn. „Ja. Nicht wahr, das schadet der Gesundheit, wenn ein Mann nur Damen als Entourage hat? Ein Beispiel davon ist mein Gemahl, Ihr Vater. — Wie?"

Graf Karl lachte wirklich über diesen infamen Witz und sagte weiterlachend: „Nun, das fürchte ich in diesem Falle eben nicht. Aber den Damen könnte es schädlich sein, so wenige Opfer zu haben. Es könnte zerkratzte Wangen geben."

„Meinen Sie?" machte die Gräfin höhnisch und beängstigend artig. „Aber Sie sollten uns nicht nach den Studien beurtheilen, die Sie in den Domestikenzimmern machten, Graf Karl."

Graf Karl lachte wie ein Echo, so rasch und so verhallend. Er stellte dabei den einen Fuß in den Pianosaal zurück. Grace war eben im Begriff, die Klinke der Thür zu ergreifen.

„Und Sie, Mademoiselle, werden die Güte haben, die Gräfinnen Kori und Miria heute Nachmittags unseren Gästen zu präsentiren. Sie werden diese ihre Schülerinnen irgend ein leichtes vierhändiges Stück produciren lassen . . . wenn es auch falsch geht! . . . und werden mit den Kindern überhaupt der Gesellschaft beiwohnen."

Die Gräfin wurde brennendroth auf den Wangen und schaute von Mademoiselle Grace auf Graf Karl mit zuckenden Lippen, welche von ihren Perlenzähnen gekniffen wurden.

Grace verneigte sich leicht. Sie stand an der Thür des Salons und ließ die Klinke los, um zu antworten. Sie trug ihr ewiges graues Seidenkleid mit dem weißen Krägelchen, und sie mußte sehr laut sprechen bis zum Balcon hin.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Herr Graf," sagte sie mit ihrem leichten fremdländischen Accent. „Aber die Frau Gräfin hat mir den heutigen Nachmittag freigegeben, da sie es für besser hält, mich und die Gräfinnen Kori und Miria nicht bei der Gesellschaft erscheinen zu lassen."

Grace sagte das ruhig und bestimmt, und ihr helles Auge war dabei klar auf den jungen Grafen gerichtet. Aber ihr Herz erbebte voller Haß und Abneigung gegen den Mann. Sie fand es unverzeihlich und unverschämt von ihm, einem directen Befehl der Gräfin vorzugreifen in Bezug auf die kleinen Gräfinnen und die Gouvernante. Sie setzte also seiner Arroganz den stricten Wunsch der Gräfin entgegen. Wenn er es wagte, auch **hier** den Despoten zu spielen, dann begriff Grace die Welt nicht mehr. Aber nein. So weit vergaß Graf Karl die gute Sitte nicht. Er wandte sich nur langsam an die Gräfin und fragte: „Ist es wahr, Mama, daß Sie Kori und Miria den Gästen nicht gönnen wollen? Ich dächte . . ." Da geschah etwas Unerhörtes. Das Gesicht der Gräfin war fast verzerrt vor Wuth und Aerger; aus dem reizenden Modejournalgesichtchen war fast eine häßliche Fratze geworden. Und sie zerknitterte die Blätter des französischen

Romans zwischen ihren Fingern und neigte leicht das Haupt, und sagte häßlich süß: „In der That, Mademoiselle Grace, ich meine, es wird besser sein, wenn Sie mit den Gräfinnen Kori und Miria der Gesellschaft anwohnen.“ — Dann schwieg sie und grinste, und trat auf den Balcon zurück. Grace wurde todtenbleich und starrte ihr mit einem souveränen Ausdruck der Verachtung nach. „Mich sollte dieser Tyrann nicht so bezwingen!“ dachte sie. Und dabei bewegte sie in ihrem erstaunten Herzen die Macht dieses rücksichtslosen, brutalen Menschen über Gemüther, die ihn augenscheinlich ebenso tief verabscheuten wie sie selber. Denn Grace verabscheute den Grafen. Das fühlte sie in der Empörung, die ihr in jeder Fiber zuckte.

„Sie sehen also?“ — sagte Graf Karl, und nahm seinen Strohhut vom Balconschemel auf. Dann sagte er seiner Mama Adieu und schritt wieder hinaus, in den Garten hinab zur Arbeit.

Die Gräfin saß auf dem Balcon, das Antlitz den grünen Büschen zugewendet, mit den Fingern auf der Balustrade hämmernd.

Grace mußte in diesem Augenblick ihr Gesicht sehen und kostete es, was es wolle. Sie konnte an eine solche Servilität einer solchen hochmüthigen und eigenwilligen Frau nicht glauben. Sie trat daher rasch auf die Schwelle des Salons und sagte leise, hastig, mit vibrirender aber gedämpfter Stimme: „Frau Gräfin, ich bitte Sie um Verzeihung, aber soll ich Ihrem früheren Befehle folgen, oder dem des Herrn Grafen Karl?“

Die Gräfin wandte sich jählings um. Grace sah, daß Wuth und Zorn in ihr getobt hatten, wie sie so abgewendet dagesessen. Jetzt aber kämpften diese beiden Gefühle mit einem dritten, für welches Grace in ihrem Herzen keinen Namen fand: es war ein gemeines, ein unadeliges Gefühl, welches ihr hier auf diesem Antlitze entgegenschimmerte. Weiberherz versteht das Weiberherz im Nu, auch da, wo die Charaktere himmelweit aus einander liegen. Und die Gräfin hatte in der Frage und in dem Tone der Mademoiselle Grace einen nicht zu bewältigenden Groll gegen ihren Stiefsohn erkannt. Und sie erhob sich und lächelte freundlich auf die Gouvernante, mit jener schrecklichen Vertraulichkeit, welche eine Herrin ebensosehr erniedrigt wie der Hochmuth. „Sie hassen ihn auch?“ fragte sie, überwältigt von ihrem Gefühle, und lächelte noch vertraulicher und faßte Grace an beiden Händen. Grace konnte kaum athmen. Ein häßliches Licht beleidigte da ihre Augen. „Wen?“ sagte sie langsam, schwer.

„Nun ihn, den Grafen Karl!“ fuhr die Gräfin fort, und ihr Herz schien auszutoben wie ein Katarakt. „Er ist ja auch gegen Sie ein Despot, ein arroganter, alberner, tyrannischer, sich selber vergötternder Mensch! Sie hassen ihn auch, nicht wahr? Und Sie empören sich auch über die Anmaßungen dieses Mannes? O, Mademoiselle, von heute an sind wir Freundinnen, Bundesgenossinnen. Sie werden auf meiner Seite sein, immer, nicht wahr? Wir werden uns gegen ihn verbinden? Sie sollen es nicht bereuen. Ihre Hand her, so. Sie werden mir helfen und ich werde ihre echte Freundin sein. Ich dachte bisher, Sie könnten nichts fühlen. Aeußerlich bleibt Alles beim Alten. Und Sie gehorchen vorderhand ihm, damit er nichts merkt. Sie kommen heute zur Gesellschaft. Est-ce dit? Mit vereinten Kräften, Mademoiselle! O, wenn Sie wüßten, wie lange ich schon eine Bundesgenossin suche! Werden Sie mir ergeben sein?“

Grace antwortete, wie mechanisch, einige bescheidene, höfliche Worte. Sie war wie in einem Traum befangen. Ihr Haß gegen den „Satan“ erschrak vor dieser Bundesgenossin.

Die Gräfin ließ ihre Hände rasch los, wie Frau Nordin eintrat, um von der Frau Gräfin die näheren Details des Toilettenzimmers zu erfragen. Die Gräfin nickte Grace leicht zu, aber mit einem brennenden Blick, wie sie mit der Wirthschafterin das Zimmer verließ.

Grace blieb allein auf dem Balcon, stehend, die Hände ineinandergelegt, eine anscheinend ruhige Gestalt, die in einem prachtvollen Daheim ruhig auf einen prachtvollen Tag hinausschaut.

Die Sonne floß in reinen, weißen Strahlen über die hellen Blätter der Pappeln, über das Dunkel der Tannengruppen und über den farbensatten Flor des Gartens. Dort ragten die granatfarbenen, violetten und schwefelgelben Georginen stolz in die Höhe, so schlank und flammend wie Kerzen.

Dort wieder wucherte der Rittersporn in allen Nuancen einer Damascenerklinge. Hier breiteten sich die vollen, mattfarbigen, duftlosen Asternsterne über weite Beete hinab, in vielen glanzlosen Farbentönen, Leichenblumen der Zeit. Auf dem Rasen um die Bassins sproßte die Herbstzeitlose in ihrer sanften, traurigen Taubenfarbe gleich kleinen Thränenkrüglein oder gleich Aschenurnen der verstummten Sänger des Sommers. Ein frischer Hauch spielte mit den Sonnenstrahlen und Blumenfarben, die er gleichsam in einander webte.

Grace ließ ihre Augen auf all dieser süßen Pracht ruhen, aber ihr Herz versenkte sich nicht in dieselbe. Dieses Herz fühlte es klar und heftig, daß es versinke im dunkeln Strom des Lebens, daß es schlechter werde hier in dieser unreinen Atmosphäre, welche alle Freude, alle Herzlichkeit und alle Zuneigung erstickte. Sie sah sich jetzt als Gefährtin, als Freundin ihrer Herrin, die ihr in dieser neuen wilden Gestalt seltsamerweise noch unheimlicher erschien wie im Hochmuth und in der Schroffheit. Einem braven, stillen Herzen thut nichts so weh wie die Abneigung. Und das Herz der armen Grace schmerzte in diesem Augenblick bis zu Thränen. War es der Haß gegen den „Satan," war es der Abscheu gegen die Frau, die ihn fürchtete und anfeindete? War es die Angst vor einem nahen Unglück, oder war es die Sehnsucht hinaus, hinaus ins Freie, ins Reine, ins ferne, ferne Heim, in ein Asyl, wo man Liebe fand und Liebe geben konnte?! Es war dem armen Mädchen, als könnte und müßte sie davoneilen, flüchten, jetzt gleich, aus diesem Hause, aus diesem Lande, weit fort, wo immer hin, nur fort von hier in ein Asyl! Und doch, doch hatte sie wieder ein unerklärliches Gefühl ohne Namen im Herzen, welches sich gegen diesen Fluchtgedanken sträubte. Sie wollte diesem Gefühle vergebens eine Gestalt geben in ihrer wirbelnden Seele, welche ermattet die Schwingen regte über dem Sonnengolde des Gartens vor ihr. — Umsonst! Sie wußte nur, daß sie hierhergebannt sei wie durch einen Zauber, mit allem ihrem Fühlen und Denken wie durch den Blick einer Schlange — durch einen lichten, gebietenden, liebeleeren, kalten Blick.

VII.

Skizzen von Menschen.

Nachmittags kamen die Gäste. Die Gräfin Flühen, die Baronin Lassen, die Gräfin Roden, der Neffe der Flühen, und Graf Manderschatt, der Husarenrittmeister. Sie kamen in zwei reizenden, dünngeschweiften Wägelchen, von wahrhaft englischer Eleganz.

Die Gräfin Flühen war vor sechzig Jahren geboren und zwanzig Jahre alt. Rosig und hüpfend, kurz geschürzt in kindisch aufgebauschte Seide, mit grauen Locken, einem Turban und einem kindlichen Lächeln, welches aus hundertundzweiunddreißig Falten bestand. Ihr Blick war reine Liebe und sie schien nur Rosenblätter zu essen. Sie faßte oft an ihre Taille, um sie noch dünner zu reguliren, und hatte stets ein Füßchen in der Luft. Ihr Neffe, war blond, wunderbar schön und von vollkommenster Liebenswürdigkeit. Die Baronin Lassen war dick, lustig und lachte immer vor Freude über weiß Gott was. Gräfin Roden war ihre Mündel, schön, eine zehnfache Millionärin und geistvoll wie eine blitzende Klinge, die im Nachtdunkel selbst Strahlen wirft.

Es war ein entsetzlicher Lärm im Park. Die Bedienten des stillen Schlosses schienen plötzlich Ameisen in den Adern zu haben, denn sie beeilten sich mit den Erfrischungen.

Die Gräfin war überall. Sie war ganz in granatfarbene, durch Spitzenfalbalas geränderte Seide gekleidet.

Aber auch Graf Karl war überall. Er schloß sich wirklich herzlich an den Husarenoffizier an. Mademoiselle Grace erkannte ihn beinahe nicht wieder. Er schien diesem freundlichen, dummen Kerl wirklich zugethan, er redete fast singend mit ihm und er grinste jede einzelne Dame aufs liebenswürdigste an!

Die Gräfin kam endlich an ihre beiden Comtessen heran, die von allen Gartentischen eingelegte Herbstfrüchte naschten, und sagte zu Grace mit einem verständnißinnigen Blicke: „Und nun werden sich Kori und Miria produciren. Graf Karl!" wandte sie sich an ihren Stiefsohn, „Sie werden die Production überwachen! Und ich muß mich der Gesellschaft für einen Moment entfremden, um für unseren Theetisch zu sorgen. Ah, Graf Manderschatt — reichen Sie mir den Arm!"

Es war schon fast dunkel geworden. Der Abendwind im lichten Garten rauschte schon durch die trotziger werdenden Blätter.

Die Gräfin verschwand in ihrer Hausfrauenpflicht am Arme des Offiziers. Graf Karl hatte fast den ganzen Nachmittag über mit der jungen und schönen Millionengräfin Roden gelacht, geplaudert und gescherzt. Grace hatte es wohl gemerkt. Sie fand es verächtlich von einem so kräftigen Manne, daß er sich so bog und wand und geberdete. Jetzt ließ sie rasch, so rasch als möglich, ihre beiden kleinen Comtessen in die Georginenlichtung vortreten und ihre Gedichte declamiren. Die Kleinen fuhren gleich wahnsinnigen Maschinen los. Die Gesellschaft stand der Production zugewendet. Grace mußte souffliren. Sie konnte in der dunkelnden Georginenbeet-Lichtung nicht Alle im Auge behalten. Wie Comtesse Kori ein drittes Gedicht losschießen wollte, bemerkte Grace, daß ihr ganzes Publicum aus den Damen Flühen und Lassen bestand. Graf Karl und Gräfin Roden hatten sich ebenfalls entfernt. Die beiden alten Damen plapperten eifrigst miteinander. Comtesse Kori brüllte ihr Gedicht heftig herab. Mitten drin hielt sie inne und wandte sich boshaft an die Gouvernante: „Mademoiselle, die beiden alten Frauen hören nicht zu! Ich werde Mama sagen, daß ich hier zum Narren gehalten worden bin!"

„Still!" machte Grace mit leiser, vibrirender Stimme. „Declamiren Sie weiter, Graf Karl hört Sie an. Er ist sicher irgendwo in der Nähe . . ."

„Der?" machte das häßliche, magere Kind altklug. „O, der ist ja mit seiner Braut fort, mit der Gräfin Roden . . . Und Mama mit ihrem —"

„Mit ihrem —?!"

Das Kind schaute Grace mit einem häßlichen Blicke an. „Mit ihrem Onkel, mit unserem Onkel, dem Husaren. Und ich will nicht mehr weiter declamiren. Glauben Sie denn, ich weiß nicht Alles von diesen beiden alten Frauen da? O, ich habe Alles gehört, ehe Sie noch da waren!" — Und nun begann Comtesse Kori ein entsetzliches, ihr selber noch unverständliches Sündenregister der Damen Flühen und Lassen zu recitiren, wie sie es in den Theestunden erlauscht hatte. Comtesse Miria beschäftigte sich unterdessen damit, alle Georginen zu entwurzeln, die sie erreichen konnte, „damit der kecke Gärtner sich ärgere."

Die Sonne war untergesunken. Der Himmel war noch klar, aber schon glanzlos wie ein gebrochenes Auge. Die alte Gräfin Flühen erzählte mit ihrem geschminkten Gesicht der greisen Gräfin Lassen eine entsetzliche Verläumdung, die man über sie aussprenge.

Die Gartenluft wird sofort kalt in dieser Zeit, sobald die Sonne hinunter ist. Grace fühlte plötzlich einen schauernden Frost bis ins Herz hinein, wie sie in ihrem leichten grauen Seidenkleide so allein stand zwischen den dunkel farblos werdenden Georginenbeeten und den leergewordenen Steinbänken.

Sie sah, wie erwachend, nur noch die eifrig nickenden hexenhaften zwei Köpfe der alten Damen vor sich in dem Abenddunkel einer Blätternische. Sie erschrak fast. Was dachte sie? Daß Er mit seiner Braut fortgegangen sei, und daß sie ihre beiden Zöglinge suchen müsse im Garten. Die Bäume rauschten kalt über sie hin, wie sie von der Georginenlichtung in die Asternlichtung trat. Und das Auge des Himmels erlosch am Firmament und das Erlöschen spiegelte sich jäh in ihrem eigenen tiefsten Herzen.

VIII.

Gartenscenen.

Am andern Morgen, schon zeitlich früh, eilte Grace aus ihrem Bette, machte Morgentoilette und lief in den Garten hinab. Sie hatte in diesem Garten kein Lieblingsplätzchen und keine Lieblingspartie. Sie eilte zwischen den Blumenbeeten hin zum Gewächshause, an dessen Rande der Gärtner mit dem Winter- und Sommerstrohhute das Herbstgemüse ausnahm, das erdige krumme Messer in den groben, erdigen Händen.

Sie war in der Küche gewesen, um eine Aenderung der Frühstücksstunde für die kleinen Comtessen anzuordnen. Sie ging jetzt in den Garten heraus, um vom Gärtner Lawendel zu holen für die Weißwäsche und um nebenbei Luft zu schöpfen für die englische Lehrstunde. Sie hätte heute Lust gehabt, umherzueilen über Felder und Wiesen: der Morgen war windig und düster, einer jener feindlich rauhen Morgen, welche

die Blätter vergilben in wenigen Stunden und der Landschaft die Verwesungsflecken aufdrücken.

Wie sie mit dem Gärtner sprach, sah sie an dem Pavillonflügel, welchen der alte gelähmte Graf bewohnte, zwei bekannte Gestalten: den Grafen Karl, welcher eben seinen Vater verließ, und die Jungfer Kutt, die mürrische, stille Krankenwärterin, welche ihm das Geleit gab bis auf die Terrassenstufen. Sie sprach sehr eifrig mit ihm und er hörte ihr aufmerksam zu. Der Gärtner erzählte Grace eben die Schicksale einer verkümmerten Herbstrose, aber Grace hörte nicht mehr auf ihn. Sie schaute nur mit Erstaunen auf den jungen Grafen hin. Sie sah sein Gesicht deutlich: er war es, und doch wieder nicht er! Sein hübsches, frisches Gesicht hatte einen so ganz veränderten Ausdruck! Es war nicht mehr höhnisch, finster und brutal, sondern so schön, o, so schön in Güte und Freundlichkeit und sinnender Ruhe. O Gott, er konnte also so blicken?! Grace hatte das Gefühl, als breche die Sonne durch Wolken über ihrem Scheitel!

Sie sah zuletzt, wie Jungfer Kutt sich über seine Hand neigte und dieselbe küßte!.. Es gab also im Schlosse Jemanden, der ihn nicht verabscheute und sich nicht vor ihm fürchtete?

Grace unterbrach das Gespräch des Gärtners rasch, da der Graf Karl die Stufen des Pavillons herabstieg. „Es ist schon gut," sagte sie. „Legen Sie mir nur Lawendel und Salbei zusammen. Graf Karl kommt hierher."

„So?" sagte der alte Gärtner, indem er sich mit dem Gesichte umwandte, ohne seine gebückte Stellung zu verändern. „Ach, er kommt von dem alten Grafen, den er alle Tage dreimal besucht: um ihm guten Morgen zu sagen, guten Mittag und gute Nacht."

Grace entfernte sich nach dem Schlosse zu. Bei dem raschen Gehen streifte ihr Kleid den von weißem, glitzerndem Reif bedeckten Rasen. Sie dachte dabei: „Er kann also so gut blicken, es giebt Jemanden, der ihn nicht haßt und fürchtet, und er hat ein Herz für seinen Vater, den er täglich heimsucht zu jeder Tageszeit, während die Gräfin ihn nie aufsucht in seiner Krankenstube?"

Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen — von seiner Stimme. Sie hielt nicht an, sondern sie ging weiter; sie schürzte ihr Kleid ein wenig, um schneller gehen zu können am reifglitzernden Rasen hin. Da rief er sie nochmals. Jetzt blieb sie stehen und wandte sich um. Er war in ihrer Nähe, aber er ging nicht auf sie zu. Er hatte sein gewöhnliches böses Gesicht und rief sie zu sich.

„Kommen Sie, Mademoiselle Grace. Ich habe Ihnen etwas zu sagen." Dabei machte er zwei, drei Schritte. Aber sie mußte an ihn heran.

„Ich muß Ihnen bemerken, Mademoiselle," begann er in seiner hastigen, zänkischen, jähzornigen Weise, „daß mir Ihr Benehmen bei der gestrigen Gesellschaft unstatthaft vorkam. Ich hatte Sie doch ersucht, der Gesellschaft sammt Ihren Zöglingen beizuwohnen bis zum Schluß. Aber dennoch verließen sie dieselbe noch vor dem Thee. Oh, ich weiß schon, was Sie sagen wollen: Sie handelten nach einem Befehle der Gräfin? Aber lassen Sie sich's gesagt sein, ein- für allemal, daß dies keine Entschuldigung ist, da im Punkte des Arrangements des Lebens die Gräfin von jeher gütigst mir die Entscheidungen überlassen hat. Die Gräfin ist leidend, und ich bin daher genöthigt, die schwere Pflicht der Hausführung selber zu übernehmen. Werden Sie sich das merken?"

„Ich hätte es mir gemerkt, auch wenn Sie sich nicht so eindringlich ausgesprochen hätten, Herr Graf," antwortete Grace todtenbleich und mit einer unnatürlichen Ruhe in der Stimme. „Uebrigens erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich zwar de facto bemerke, wer das Hauswesen leitet, daß mir aber von der Frau Gräfin noch keine directe Andeutung darüber gemacht worden ist. Und so lange dies nicht der Fall ist, werde ich mir erlauben, die Frau Gräfin als meine nächste, meine einzige Herrin zu betrachten und vor Allem ihren Befehlen zu gehorchen, auch wenn sie ..."

„Auch wenn sie den meinigen entgegenlaufen sollten?" rief Graf Karl heftig, mit blitzenden Augen und jähzornig verzerrtem Gesicht.

O Gott, war es denn möglich, daß er so häßlich werden konnte! dachte das empörte, wildpochende Herz der Gouvernante. Jede Fiber in ihr erzitterte in Haß, Zorn und Leid. Es verursachte ihr ein unaus-

sprechliches Weh, daß er so freundlich und gut sein konnte gegen eine Wärterin, und dabei konnte er gegen alle Anderen, und vor allem gegen sie selber so böse und strenge und wüthend sein. Es berührte sie wie der tiefste Schmerz, den sie jemals im Leben empfunden, daß er ein Herz hatte für seinen kranken Vater, wie sie soeben entdeckt hatte, und doch keinen Funken von Gefühl für seine übrige Umgebung und am wenigsten für sie! für sie, die ihm niemals etwas zu leid gethan hatte, und die er so gehässig verfolgte! — Grace fühlte Thränen in ihren armen hellen Augen vor diesem finstern Gesichte: aber diese Thränen zeigten ihr plötzlich ein helles Bild. Ja, so waren die Wolken geformt gewesen, welche am Ufer ihren Auszug aus der Heimath begleiteten: dies war das feindliche, gehässige Gesicht, welches ihr auf der Reise nachgrinste. Von nun an glaubte sie fest an das „zweite Gesicht" ihres Vaterlandes, welches ihr hier als Erfüllung aus diesen strengen blauen Augen entgegenblickte!

Graf Karl wiederholte seine letzte Frage: „Auch wenn sie meinen Befehlen zuwiderlaufen sollten?"

Und Grace nickte kurz und rasch entschlossen und sagte: „Ja, gewiß, vor allem dann!"

Graf Karl empfahl sich bald darauf mit den Worten: „Mademoiselle Grace, Sie sind die unangenehmste Person, die ich jemals gesehen habe."

* * *

Mademoiselle Grace eilte aus dem Garten zur Gräfin. Die Gräfin empfing sie froh, aufgeregt, liebevoll lautsprechend wie eine Freundin. Sie war in hellrothe Seide gekleidet heute. Sie war lustiger, lachender als jemals früher und hatte ganz ihre verdrossene bitterböse Miene verloren. Sie eilte der Gouvernante entgegen und rief: „Ach, Sie müssen mir helfen, liebe Grace!"

Grace aber blieb eben vor dieser Freundlichkeit jäh stehen und sagte: „In was, gnädige Gräfin."?

Die Gräfin hat sichtlich ein allgemeines Ziel im Auge. Sie schien von einem freudigen Gedanken präoccupirt zu sein. „Ach, in der wichtigsten Sache meines Lebens, Grace, und Sie werden mir gern und gut helfen, denn es gilt dabei, den Grafen Karl, Ihren Feind und den meinigen, zu ärgern, zu hintergehen, zu dupiren!"

Das Herz der armen Grace war so gepreßt gewesen beim Eintritte, daß sie fast Thränen in den Augen hatte. Diese Thränen nun versiegten jetzt jählings. „Verzeihen Sie, Frau Gräfin," sagte sie fast heftig, „so sehr ich es auch wünschte, Ihnen in Allem und Jedem zu dienen, so wird mir doch kaum die Gelegenheit dazu geboten werden, indem ich Sie höflichst ersuche, mich baldmöglichst meiner Verpflichtungen in diesem Hause zu entheben und mich fortziehen zu lassen."

„Was ... wie, Mademoiselle ... aber was fällt Ihnen denn ein, Sie ..."

„Ich hielt es für meine Pflicht, vor allem Ihnen, Frau Gräfin, diesen meinen Entschluß bekannt zu geben, da ich Sie, und eben nur Sie als meine unmittelbare Herrschaft anerkenne. Ich werde dieses Haus verlassen, je eher, desto besser."

„Aber haben Sie denn einen besseren Platz, oder ..."

„Nein, ich habe noch keine Stelle, und ich gehe in die weite Welt zurück noch ohne Ziel. Aber ich halte es mit meinem Ehrgefühl unvereinbar, Frau Gräfin, noch länger diese rücksichtslosen Verfolgungen des Herrn Grafen Karl zu ertragen. Ich weiß es wohl, daß eine bezahlte Erzieherin im Range eben nur die höchste Stufe auf der Scala der Domestiken ist; nichtsdestoweniger aber ist da der Ton wohl zu unterscheiden. Ich habe wohl ein Recht, hier im Hause, schon um meiner Zöglinge willen, den Ton zu beanspruchen, den Cavaliere gegen Frauen, ohne Unterschied des Ranges, führen müssen. Sie sind ja auch ein Weib, Frau Gräfin, und Sie werden mich verstehen. Ich kann es nicht länger ertragen, von einem Manne, von einem Cavalier so behandelt zu werden, wie dies von Seite des Herrn Grafen Karl geschieht. Und deshalb ist es mein unwiderruflicher Entschluß, dieses Haus zu verlassen, so bald als möglich!"

Die Gräfin ergriff die Gouvernante an beiden Händen. Sie küßte sie wirklich. „Armes, liebes Kind! Meine goldene Mademoiselle Grace!" rief sie in den süßesten Tönen. „Ja, ich begreife das, aber ich lasse Sie nicht fort; nicht um die Welt

jetzt, wo wir anfangen, einander zu verstehen! Graf Karl ist ein Ungeheuer, darüber sind wir ja einig. Und wir wollen ihn mit einander bekämpfen. Sie sind ja jetzt meine Bundesgenossin, meine Vertraute, Sie theilen meine Gefühle. Sie dürfen nicht fort. Ich habe meinen großen Plan und Sie müssen mir dabei helfen. Kommen Sie her, setzen Sie sich zu mir, ich will Ihnen Alles sagen, liebe, gute Mademoiselle Grace . . ."

Sie wollte Grace auf das Sopha ziehen, aber die junge Gouvernante widerstand. In ihrem Herzen war während der Rede der Gräfin eine seltsame Veränderung vorgegangen. Diese Vertraulichkeit der Dame, diese süßliche, plötzliche Zuneigung erschien ihr verächtlicher, unheimlicher und entadelter als der frühere alberne Hochmuth und die Schroffheit derselben. Es war ihr, als sei ihr der ganze Haß und der ganze Zorn gegen ihren Feind plötzlich verschwunden und als müßte sie an seiner Seite stehen und ihn warnen vor dieser seiner Gegnerin.

Sie gab sich keine Rechenschaft von diesem seltsamen, blitzartigen Gefühl. Sie sagte nur rasch: „Frau Gräfin, ich bin unendlich dankbar für all Ihre Güte, aber ich kann nicht bleiben. Und noch weniger als Alles kann ich an einer Intrigue gegen Graf Karl theilnehmen. — Ich werde meine beiden Zöglinge bis zum letzten Moment meines Hierseins gewissenhaft beaufsichtigen und erziehen, so weit es in meine Macht gegeben ist. Das ist aber auch der ganze Rayon meiner Verpflichtung. Und somit, Frau Gräfin, bitte ich Sie nochmals um die Zusage, daß ich dieses Haus baldmöglichst verlassen kann."

In der Stimme des jungen Mädchens und in ihrer Miene lag ein so souveräner Grad von echtem, edlem Hochmuth und echter, edler Ehrlichkeit, wie die hohen Berge des Nordens sie zu erzeugen lieben, daß die Gräfin davor winzig klein wurde in ihrer verletzten Hoffahrt und Wuth. Ihre süße Miene blieb. Aber ihr Blick war langsam zu einem giftigen, kalten Pfeil geworden.

„Es ist gut," sagte sie, schaute auf ihre Nägel, machte kleine Augen und erhob ihre Nase über die eigene Frisur. „Sie können gehen, Mademoiselle, sobald ich einen Ersatz habe. Und — das wird bald genug geschehen sein."

* * *

Beim Dessert an diesem Tage, nach einem sehr schweigsamen Essen, wobei der Regen an die Fenster schlug und die Bestecke wie Folterwerkzeuge an das Porzellan klirrten, sagte Graf Karl plötzlich zu Grace: „Mama hat mir gesagt, daß Sie uns verlassen wollen, Mademoiselle."

Grace wurde sehr schwach im Herzen. Aber sie sagte laut: „Ja."

„Weshalb?"

„Ich habe meine Gründe der Frau Gräfin mitgetheilt. Uebrigens glaube ich hier in diesem Hause meine Dienste nicht zur Zufriedenheit geleistet zu haben und mein Wunsch kommt den Wünschen meiner Herrschaft vielleicht entgegen," sagte Grace. Und sie erschrak dabei selber über das, was sie sagte. Das brave Herz hat solche Augenblicke, wo es sprechen muß, was es denkt.

Graf Karl schaute sie nur so im Vorbeigehen rasch an. Aber er hatte dabei seine blauen Augen so vollauf geöffnet, daß Grace beinahe den Athem verlor vor Angst, daß plötzlich eine Seele aus diesen Augen hervorschimmern könne . . .

„Gut," sagte er dann mit seiner gewöhnlichen Stimme, „d'accord, mademoiselle. Ich habe heute schon nach Wien an das Filiale der Mrs. Bries geschrieben und sobald ein Ersatz da ist, sind Sie frei — vielleicht in achtundvierzig Stunden schon."

„De grâce, Karl!" sagte die Gräfin in ihrer seit zwei Tagen so auffallend lustigen, aber nicht minder boshaften Weise. „Lassen wir doch die Domestikengeschichten für jetzt, und schälen Sie mir diese Birne. Ja?"

„Mein Gott, was hat sie mit ihm vor?" dachte Grace. Und dann dachte sie weiter: „Er ist froh, daß ich fortgehe! Und ich habe ihm nie etwas zu Leid gethan! Er hat das schlechteste Herz von der Welt! Er haßt ohne Grund! . . ."

IX.

Der Grund, warum.

Man werfe meiner Geschichte nicht vor, daß sie so rasch zu Ende eile — die Wirklichkeit war in diesem Falle noch rascher.

Zwei Tage später reiste die Gräfin auf die Bahnstation, um einige Einkäufe zu machen. Sie hatte ein lichtgraues Seidenkleid an, welches sie an staubigen Tagen zu nehmen liebte. Sie hatte auch ihren großen grauen Staubschleier über dem Hute, obwohl ein kalter Regenwind über der Gegend zürnte. Sie nahm einen dichten Shawl auf den Schooß, einen zweiten dichten Shawl, um weicher in den Polstern zu lehnen, und eine Reisetasche voller „Muster" für ihre Einkäufe. Sie fuhr in dem leichten Brougham.

Gegen Mittag kam der Brougham in das Schloß zurück, und der Kutscher Busch erzählte den Bedienten, welche die Gräfin mit ihren Einkäufen aus dem Wagen holen wollten, und der Jungfer Hanni und der Frau Nordin, daß die Frau Gräfin in Nesthausen nicht in das Städtchen eingefahren, sondern auf die Bahnstation geeilt sei, dort habe sie der Herr Graf Husar von neulich erwartet, und sie sei davongefahren mit der Eisenbahn, sammt ihren Shawls und ihren Mustern, und er habe nur einen Brief an den Grafen Karl nach Hause gebracht.

Man kann sich vorstellen, wie das ganze Schloß bis zum alten vor Schwäche zitternden Gärtner hinab erschrak.

Der Kutscher wurde dem Grafen Karl, welcher sich eben in seiner Rent-Kanzlei befand, um Bücher zu revidiren, durch den Kammerdiener erstaunlich schnell gemeldet. Graf Karl empfing den Kutscher und seine Nachricht und das Billet vollkommen ruhig, hieß aber den Ueberbringer augenblicklich das Zimmer verlassen. „Denn er biß schon die Zähne so übereinander, wie immer, wenn er dann wild wird," sagte der Kutscher. Auch Grace hörte das alles durch die schnelle Telegraphenhast der Domestikenzimmer fast bis in ihre Lehrstube hinein. „Was hat sie ihm zu Leid gethan?" — fragte sie sich.

Bei der Mittagstafel erschien Graf Karl etwas später, und ersuchte Grace für die abwesende Gräfin die Honneurs zu machen. In einem Augenblicke, wo die Tafelbedienten im Saale waren, ließ er ohne triftigen Grund den Koch holen, um ihm über den Braten eine Gourmand-Lehre zu geben. Und dabei zog er den Brief der Gräfin aus der Tasche und erzählte der Mademoiselle sehr laut, daß seine Mama in Nesthausen eine telegraphische Depesche erhalten habe, welche sie zu ihrer schwer am Typhus erkrankten Schwester nach Wien rief. „Sie sehen, Mademoiselle Grace, Sie müssen jetzt die Herrin machen bis zur Wiederkunft von Mama." Er hatte dabei ein hübsches, etwas müdes Gesicht und seine Stimme war ganz anders als sonst.

* * *

Grace hatte eine Ahnung in sich, der sie keinen Namen zu geben wußte. Sie machte sich nur den Kern derselben klar: er konnte gut sein, wenn er wollte! ... Sie hielt an diesem und an den nächsten Tagen ihre zwei Schülerinnen zur fleißigsten Arbeit an. Die beiden kleinen Comtessen waren widerwilliger und barscher als jemals. Aber Grace konnte keine Ungeduld darüber fühlen. Wie durch ein Wunder war ihr Herz sanft und hell geworden, seit Graf Karl jene Worte mit einem freundlichen Lächeln zu ihr gesprochen hatte.

Am zweiten Tage verreiste Graf Karl von der Station Nesthausen aus. Er kam erst zwei Tage später zurück. Während dieser beiden Tage hatte Grace mit den kleinen Comtessen auf ihrem Zimmer gespeist. Das Leben des Schlosses war nach wie vor gegangen. Frau Nordin hatte das Hauswesen im sicheren Gange geleitet und Mamsell Kutt hatte den alten Grafen hinabgeführt während der Mittagshelle.

An dem Tage, wo Graf Karl von seiner Geschäftsreise zurückkam, saß Grace nach Tisch in ihrem freundlichen grüntapezierten Zimmer, in welches die herbstliche Nachmittagssonne weiße Lichter warf, wie Blüthenblätter von Frühlingsbäumen.

Die beiden kleinen Comtessen waren seit der Abwesenheit ihrer Mama sehr still und fast furchtsam geworden. Sonst ging Alles im Schlosse seinen regelmäßigen Gang. Auch der Herbst ging seinen Weg von Tag zu Tag. Die Alleen waren mit rasselndem, schwüldustendem, welkem Laubwerk bestreut und die Bäume übergoldeten sich rasch und grell, manche rötheten sich wie Blut. Die Georginen schlossen ihre Blätter wie fröstelnd, trotz der klaren Sonne. Die sanftfarbigen Pappeln neigten ihre Blüthenköpfe wie die Großmutter in ihrem Winkel der Hütte ihr welkes Haupt. Und in dieser hellen, aber zu transparenten Siestastunde trat Graf Karl in das Zimmer der Mademoiselle

Grace. Er trug noch seinen grauen Reiseanzug und seine Wangen waren leicht geröthet. Gesundheit und Kraft der Seele und des Körpers athmeten aus diesem prächtigen Männerbilde. Er schien gleichsam jedes Zimmer, in das er eintrat, zu verkleinern durch seine Größe. Sein Gesicht war ernst, aber jener fatale Zug, der so böse, zornige Gedanken erheuchelte, war daraus verschwunden. Grace erhob sich bei seinem Eintritt von ihrem Fenstersitze. Ihr Koffer in der Ecke des Zimmers war geöffnet und einige Kleidungsstücke und Hefte und Bücher lagen auf dem Stuhl daneben. Sie mußte schon begonnen haben, ihr Reisegepäck zu ordnen.

Sie war schrecklich verwirrt und erregt, wie sie den Grafen Karl in ihrem Zimmer erblickte. — Er kam zu ihr!... Und Alles war in Unordnung!... Und er — was wollte er ihr sagen? — Eine echt weibliche Angst vor einem gestaltlosen Etwas zitterte zum ersten Mal in diesem stummtrotzigen, resignirten Mädchenherzen.

„Bleiben Sie, Mademoiselle!" sagte er in seinem raschen Tone, der so voll und weich klang. „Bitte, bleiben Sie an Ihrem Platze. Und verzeihen Sie mir, daß ich Sie hier belästige. Aber ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu besprechen. Sie erlauben, daß ich mich zu Ihnen setze."

Wie anders sprach er als sonst! Grace war fast athemlos vor Erstaunen. Sie sagte nur einige höfliche Worte und deutete auf die Sitze. Und er sprach rasch weiter:

„Sie haben den festen Entschluß, uns zu verlassen, nicht wahr? Es ist gut. Sie werden Ihre Gründe dafür haben und man hat kein Recht, Sie aufzuhalten. Ich habe also gestern an Frau Vries nach der Stadt geschrieben um einen Ersatz für Sie und denke, daß in längstens sechs, acht Tagen die neue Gouvernante eintreffen wird. Bis dahin, hoffe ich, werden Sie noch freundlichst bleiben, da die Kinder nicht ohne standesgemäße Aufsicht sein können, vorzüglich in Abwesenheit meiner Mama, deren Abwesenheit sich auf unbestimmte Zeit verlängern kann. Wollen Sie das?"

Grace sagte: „Ja, das versteht sich von selber, Herr Graf." Und dabei erblühte gleichsam ihre Seele vor Erstaunen über seinen sonnigen Blick und ihr Herz zog dagegen furchtsam seine Fühlblätter ein, wie vor einer großen Angst oder vor einem großen Glück.

Denn er faßte nach ihrer Hand. Die Bewegung war ungewöhnlich, ohne Uebergang, aber sie ließ ihre Hand in der des jungen Mannes, welcher so fest und so sonnenhell blickte.

„Nun, Mademoiselle," sprach er weiter. „So muß ich Ihnen auch ein Geständniß machen — selbst für diese kurze Woche, welche Sie noch der Sorgfalt für die Comtessen widmen wollen. Es wäre nicht ehrlich von mir, wenn ich Ihnen einen Umstand verschweigen wollte, der vielleicht ihre Absicht ändern kann, wenn Ihr allzufeines Zartgefühl vielleicht noch über Ihrer Freundlichkeit steht. Ich ersuche Sie gar nicht, über das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, zu schweigen gegen alle Welt, denn ich weiß, daß Sie das auch ohnedem thun werden; ich habe ja Ihr Wesen in der Zeit, seit Sie bei uns sind, kennen gelernt — durch und durch."

War das Spott? Oder wollten seine Worte wirklich diesen lobenden, ehrenden Sinn haben? Und er sprach jetzt so gedrückt, so zögernd, daß sie vor Leid und Angst um ihn fast zitterte. „Ich werde nichts wiedersagen, Herr Graf," — antwortete sie. „Aber was werde ich hören?"

Er hielt ihre Hand noch immer in der seinigen. „Mademoiselle Grace!" — fuhr er jetzt hastig, leise und eindringlich fort. „Die Mutter Ihrer beiden Zöglinge wird gar nicht wiederkommen. Nein, fahren Sie nicht so auf, und sehen Sie mich nicht so erschreckt an. Sie ist nicht todt. Aber sie wird bald sterben — für uns und die Welt. Hören Sie. Ich ward im Cadettenhause von Wiener-Neustadt erzogen und kam als junger Offizier zum ersten Mal wieder in mein mir fremdgewordenes Vaterhaus, als mein Vater sich anschickte, eine Europareise zu machen, um seine geschwächte Gesundheit zu kräftigen durch die Veränderung der Luft. Meine Mutter hatte ich kaum gekannt. Sie war schon früh gestorben. Mein Vater hatte sich nie viel um mich gekümmert. Er war ein Lebemann im stärksten Sinne des Wortes gewesen. Er ging nun auf seine Reisen und ich in meine Garnison. Ich bekam regelmäßig meine Apanagen, aber selten einen Brief vom Vater. Eines Tages hörte ich, er sei krank — gelähmt oder irr, oder so etwas. Ich schrieb, ich wollte zu ihm eilen nach Triest, wo er sich eben damals

befand. Aber ein kurzer Brief von ihm sagte mir, ich solle nicht kommen, da er abreisen werde, und er sei ganz wohl. Wieder nach einer Zeit hörte ich, mein Vater sei Bräutigam. Und dann erhielt ich plötzlich aus Wiesbaden eine Anzeige, worin die Vermählung meines Vaters mit einer italienischen Gräfin Morbazzi angekündigt war. Ich nahm Urlaub und eilte nach Wiesbaden. Dort traf ich noch das junge Ehepaar in dem comfortabeln Logierhause der Madame Nebach außerhalb der Stadt.

„Meinen Vater traf ich so, wie Sie ihn kennen, als — Blödsinnigen. Und seine schöne, junge Gattin fand ich lachend, sich putzend und in den Gesellschaften Wiesbadens eine überlaute Rolle spielend. Sehen Sie, Mademoiselle Grace: ich war nie ein leichtsinniger, lebenslustiger Offizier gewesen: die Beschäftigung, das Studium, die Natur hatten für mich stets mehr Reiz gehabt als die Wettrennen und dergleichen. Von diesem Augenblick aber wurde ich in meinem Innersten aufgewühlt; mein bischen Jugendlust ging mir da verloren und ich wurde in ein, zwei Tagen ein ganz verbissener Mensch, der aber ein strictes Ziel vor Augen sah. Die Ehre und die Makellosigkeit eines Namens waren mir von jeher das Höchste gewesen. Und nun fand ich meinen Vater und meine Stiefmutter als die vielbewitzelten Komödienpersonen einer überfüllten Saison wieder. Mein Vater war in Triest durch einen vorübergehenden Schlaganfall zu dem geworden, was er jetzt ist. Es war eben zu der Zeit, wo die junge Gräfin Morbazzi die Gefeierte des dortigen Winters war. Sie war eine geschiedene, man sagte sogar eine davongejagte Frau. Sie war einst eine Schauspielerin gewesen, hatte einen jungen italienischen Edelmann bis zur Ehe gebracht, wurde aber von ihm getrennt, als ihm die Augen aufgingen über ihren mehr als abenteuerlichen Charakter. Seitdem lebte die Pseudo-Wittwe mit ihrer reichen Apanage in den verschiedenen Städten Italiens, ein glänzendes Haus führend, von allen Cavalieren und allen lebenstollen Damen acceptirt und umschwärmt. Nur die echtesten, die tonangebendsten Adelsdamen verschlossen der „geschiedenen Frau," die so viel Lärm machte, die Thür. Das war ein Fehler in ihrem Leben, es störte sie. Da fand sie meinen Vater, welcher sich in sie verliebte. Sie brachte ihn dazu, ihr Bräutigam zu werden. Als Gräfin Beeringen mußten sich ihr auch die strengsten Häuser öffnen. Noch vor der Vermählung aber wurde mein Vater vom Schlage gerührt. Das hielt aber die Braut nicht ab, ihn zu heirathen. Im Gegentheil, dieser Zufall war ihr sehr angenehm, ein halbblödsinniger Gatte, der ihr nur den Namen gab und sonst gar nicht im Wege stand, das war ja das Bequemste von der Welt für ihre frivole Lebenslust. Es wurde denn geheirathet und die Flitterwochen in Wiesbaden verlebt. Und wie verlebt! Die Gräfin Beeringen war die Tonangeberin aller Lustbarkeiten. Sie hatte bald einen Schwarm von Anbetern um sich; sie war bald bekannt und berühmt bis nach Paris hinüber. Schon begann man, ihr das Allerschlimmste nachzureden, als ich erschien. Ich hörte, daß die Gattin meines Vaters selber laut spottete im Ballsaale über ihren Gatten. Ich hörte, daß ihre eigenen schwärmerischsten Enthusiasten sie die „Schauspielerin" nannten, daß man über den kranken, „jungen Gatten" Witze machte, daß die Anekdoten aus dem ehemaligen Schauspielerleben der Gräfin von allen Seiten herbeicolportirt wurden, und ich — ich hatte mit einem Mal einen ernsten, strengen Lebenszweck vor mir. Die Ehre meines alten unglücklichen Vaters zu wahren und ihn vor dem Schrecklichsten zu schützen, was ein Kind über seine Eltern erfahren kann. Aber dazu brauchte ich eine Energie, von der selbst Sie, trotzige, energische Mademoiselle Grace, keine Idee haben. Ich mußte ein Satan werden: und ich ward es auch in der Verbitterung meines entsetzten Herzens. Ich hatte mit meiner Stiefmutter eine schreckliche Scene. Ich stellte ihr ihre ganze Niederträchtigkeit vor die Augen und schwur ihr, daß ich sie mit eigenen Händen erwürgen, oder als eine Betrügerin, welche meinen kranken Vater durch Benutzung des Momentes zu einer wahnsinnigen That verlockt hatte, anklagen würde. Alle diese Frauen sind feig, und sie entsetzte sich vor mir und kroch vor mir. Und so kamen wir hierher, und so lebten wir hier — mein Vater vor der Welt blos körperlich unwohl, und meine Stiefmutter in einer Art Betäubung der Wuth und des Hasses in ungewohnter Einsamkeit. Aber ich hielt sie mit eiserner Hand unter mir fest. Zuletzt bildete sich aus dem Ganzen

ein fixes Naturell für uns alle. Ich wurde Satan und Tyrann für Jeden, als Lenker des Hauses. Denn ich konnte doch nicht gegen meine Stiefmutter allein rauh und hart sein? Und so fand ich mich denn bald in die Rolle des Popanz. Denn alle Diener waren seit Jahren gewohnt, uns zu befehlen, und alle andern Menschen, uns als Puppen zu betrachten. In dieser langen, schweren Zeit führte die gute Frau Nordin die Häuslichkeit treu und fest, und die arme Jungfer Kutt war die pflichteifrige Pflegerin meines Vaters. Diese beiden schroffen Frauen waren mir Stütze und Licht auf meinem schweren Wege, die zerfallenden Güter wieder blühend zu machen, meine Stiefmutter in ihrer einsamen Hausmutterrolle fernzuhalten von den Augen der Welt, und dabei doch manchmal für meinen armen, kranken Vater ein Lächeln zu haben. Die Kinder der Gräfin, zwei boshafte, unwissende, hochmüthige und verstockte Kinder, waren anfangs ihre Waffe. Sie konnte ihre Wuth nur durch sie auslassen. Und sie sandte sie aus zu allem Bösen und Boshaften in diesem Hause. Sie hetzte sie gegen mich, gegen Alle. Diesen armen, schauerlich verwilderten Kindern gegenüber mußte ich nun der ärgste Despot werden — und Gott sei Dank, bald lernten sie mich hassen, aber dadurch auch fürchten. Und für diese armen Geschöpfe ist es am meisten ein Glück, daß ihre Mutter — nimmer wiederkehrt. Was ich lange ahnte, ist eingetroffen. Die Gräfin Beeringen, Mademoiselle Grace, hat die Ruhe des Hauses und selbst den Schein der Pflichterfüllung vor der Welt nicht ertragen können. Sie begab sich unter den Schutz eines halb schlechten, halb dummen Freundes, den Sie, Mademoiselle, neulich auch kennen lernten, und entfloh. Ich eilte ihr nach und fand sie —"

„Sie fanden sie, Herr Graf!" athmete Grace wie betäubt.

„Jawohl," sagte Graf Karl mit einem seltsamen Lächeln: „Und ich fand sie lachend, und fröhlich aufathmend in dieser Luft der Abenteuerlichkeit, welche gleichsam ihre Heimathsluft ist. Und wir hatten eine zweite Erklärung mit einander." Graf Karl schwieg. Dann fuhr er leicht, hastig, gleichsam lustig fort: „Nun, ich hatte wahrlich nicht den Muth, sie in ihr „Gefängniß" zurückzuschleppen. Wir accordirten. Die Gräfin Beeringen verlangt nichts weiter, als daß sie nicht mehr als Gräfin existire. Es wird also nach wenigen Wochen die Nachricht ihres Todes hier eintreffen, und — und Mademoiselle Grace, dieses Schloß wird seine Pforten wieder öffnen können — nicht der Freude, aber wenigstens der Lebensluft. Die Güter meines Vaters sind geordnet und seine Beamten regenerirt, und ich — ich werde nun freier und friedlicher athmen und fühlen können. Und vor Allem, die kleinen Comtessen werden vielleicht noch gute und offenherzige Mädchen werden. Und nun, Mademoiselle Grace, da Sie Alles wissen, vergeben Sie mir, daß ich auch gegen Sie ein Teufel sein mußte. Aber zwei Gouvernanten vor Ihnen machten mit der Gräfin und den Kindern gemeinschaftliche Sache gegen mich. Auch bei Ihnen mußte ich die Probe machen und gab Ihnen durch meine Unhöflichkeit reichliche Gelegenheit dazu. Aber so sehr Sie mich auch verabscheuten — o, bitte, ich merkte das! Und dann wollen Sie ja auch meinetwegen fort — so ließen Sie sich doch in keine Intrigue ein, und was Sie mit den Kindern verfügten oder beklagten, thaten Sie offen. — Ja, ja, Sie waren sogar ein wenig spitz und gallicht gegen mich in ihren Reden. Erinnern Sie sich an die Bibliothek? Aber Sie machten nicht Partei und, trotz der Kränkungen, hetzten Sie die armen verfälschten Kleinen nicht auf gegen ihren Tyrannen, der doch, weiß Gott! ihr guter Freund ist. Und das achte ich an Ihnen und danke Ihnen dafür."

„Woher . . . woher wissen Sie denn das, Herr Graf?"

„Aber mein Gott, am deutlichsten sah ich das in den letzten Tagen an der Wuth, welche die Gräfin Beeringen über Sie hatte, und dann an den Kindern, die jetzt wirklich sogar schon manchmal lachen — wie andere Kinder. Und nun, Mademoiselle Grace — wollen Sie hierbleiben, bis die neue Gouvernante kommt?" Grace erhob sich langsam von ihrem Stuhle. Ihr Herz war voller Sonnenschein, wie einst, wenn sie in ihrer Kindheit beim Erwachen des Morgens die Wiesen von Croßby sammt allen ihren über Nacht neu erblühten Blumen in der Sonne glänzen sah. Ihr Herz war ihr zum Zerspringen voll in dem süßen, blendenden, unglaublichen Gedanken:

„Er ist gut, er ist gut, und er achtet dich!" — Sie wußte kaum, was sie sprach

und wie sie sprach; aber sie machte einen ruhigscheinenden Knix und sagte mit zitternder Stimme: „Herr Graf, mit Ihrer Erlaubniß. Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, der Frau Bries in Wien Contre-Befehl zu geben, dann thun Sie es gefälligst. Denn ich habe eine große Bitte — die Bitte nämlich, daß ich hier bleiben darf bei den kleinen Gräfinnen, deren Mutter — sterben wird. Ich will eine treue und gewissenhafte Erzieherin sein, erlauben Sie mir, daß ich bleibe."

X.

Letztes Kapitel.

Das Leben auf dem Schlosse gestaltete sich unmerklich, aber sicher leichtathmender und fröhlicher binnen wenigen Wochen schon. Es schien gleichsam, als fühlten Alle, die Diener selbst, daß mit der Abreise der Gräfin ein Schatten von dem Hause gewichen sei.

Und als eines Tages die Nachricht eintraf, die Gräfin sei bei ihren Verwandten im Auslande — in La Chaux-de-Fonds oder in Trapani — gestorben an der ansteckenden Krankheit, welche zu pflegen sie geeilt hatte, da wurde wohl dem ganzen Schlosse dunkle Kleidung vorgeschrieben, aber das Leben verdüsterte sich wenig dadurch.

Der Winter verging, und der Frühling zerküßte das Eis.

Mademoiselle Grace ging eines schönen Morgens aus dem Pianozimmer, in welchem die kleinen Comtessen eifrig eine Salonpiece à quatre mains einübten, — sie hatten jetzt mehr Freude an der Musik, da ihnen dieselbe mehr Lob eintrug als früher jemals die Klatscherei — nach dem Pavillon des alten Grafen, dessen Pflege sie an Tagen, wo die gichtisch gewordene gute, dürre Jungfer Kutt zu sehr am Rheuma litt, selber überwachte.

Der Garten war fast noch blätterleer und die dürren Zweige waren bereift. Aber die Sonne war schon glänzend genug, um in den schwarzerdigen Beeten das Eis zu schmelzen und die harte Furche zu erweichen.

Der Terrassenweg lief in viele Zweigalleen aus. Und aus einer der Alleen, wo im Sommer Jasminbüsche unter Bienengesumme blühten, und wo jetzt der glitzernde Reif zu blitzenden Tropfen zerfloß, nahte sich Graf Karl der Gouvernante. Er hatte seine Morgentour gemacht im Garten, in seinem grauen Lodenrock und der Filzmütze auf dem blonden Haar, welches wie die reifste frischgeschälte Kastanie erglänzte. Die herrliche, noch scharfe Frühlingsluft hatte seine Wangen geröthet. Er lächelte, und seine weißen Zähne blitzten wie ungethauter Reif zwischen den Lippen hervor, als er Grace erblickte.

Grace blieb stehen. Es war ein gutes, freundliches Verhältniß zwischen ihnen eingetreten seit jenem Tage, wo er ihr Zimmer betreten hatte. Das Herz des verbannten Mädchens war aufgethaut in der Freundlichkeit, wie all die Frühlingstropfen ringsumher. Es hatte seine Spannkraft erhalten und Grace war die Seele des Hauses geworden. „Gott sei Dank!" sagte Frau Nordin. „Das Ganze war mir schon zu schwer." — Und die gute, dicke Dame, welche jetzt auch zuweilen lächelte, setzte sich manchmal behäbig in ihrem Kämmerlein in den Großvaterstuhl, um ein Schläfchen zu machen.

Grace trug ihr gewöhnliches graues Kleidchen und ihr hirschbraunes Mäntelchen, über das Graf Karl so oft lachte, welches sie aber auf ihren Touren zum Pavillon gern nahm, weil sie es noch von daheim hatte. „Wenn ich dieses hirschbraune Mäntelchen umhabe und gehe zum alten Herrn Grafen hinüber, um Mamsell Kutt abzulösen, dann meine ich immer, ich sei hier zu Hause und der Herr Graf sei mein Vater," hatte sie einst der Frau Nordin gesagt. Die gute, dicke Frau Nordin hatte darüber nasse Augen bekommen, hatte es wiedererzählt und hatte von dieser Stunde an ihren Schützling noch lieber als zuvor.

Wie Grace den Grafen Karl durch die Allee auf sich zukommen sah, blieb sie stehen, ebenfalls lächelnd, wie er selber. Die ganze Begegnung war einfach und kam oft vor. Aber heute war sie verlegen darüber, fast ärgerlich. Es war der Geburtstag des Grafen und sie hatte ihm zuerst, schmuck gekleidet, im Verein mit ihren beiden Zöglingen, glückwünschend begegnen wollen. Ihre Schülerinnen hatten für ihn kleine Arbeiten gefertigt unter ihrer Aufsicht. Und sie hatte sich einige herzliche Worte geordnet — in ihrem Herzen selber. Und nun sollte sie vorher mit ihm plaudern ...!

„Guten Morgen, Mademoiselle Grace!"

„Schönen guten Morgen, Herr Graf!" — Sie reichten einander die Hände. Er ließ aber die ihrige nicht los. Er hatte das erst ein einziges Mal gethan, seit sie sich kannten. Sie standen beide zwischen knospenden, reifglänzenden Büschen und beider Wangen waren geröthet vom Frühlingswinde, der wie ein liebenswürdiger Vampyr das Blut in das Gesicht ruft, welches er küßt.

„Sie gehen zum Vater, Grace?"

„Ja, Herr Graf. Und ich habe dann noch so viele Geschäfte, daß ich Sie nicht aufhalten will!"

„Das ist eine gute Art, um Einen fortzuschicken!" rief Graf Karl lachend. „Aber vor allen Dingen, Sie müssen doch gratulieren — wissen Sie nicht, daß heute mein Geburtstag ist?"

„Ja, ich weiß es wohl!" sagte sie halb ärgerlich, halb lachend. „Aber warten Sie nur noch. Die Comtessen studiren erst die musikalische Ueberraschung ein, und dann kommt erst die Toilette —"

„Ach, das ist ja prächtig!" rief Graf Karl aus voller Brust und mit so seltsam glänzendem Augenblitzen. „Aber Sie, Mademoiselle, was werden Sie mir geben?"

„Ich?" sagte sie verwirrt. „Mein Gott, Herr Graf — ich habe nichts."

„Nun, dann will ich mich selber beschenken. Aber Sie müssen mir dabei helfen, Grace. Wollen Sie? Das wird originell sein! Der Held eines Geburtsfestes, der sich selber beschenkt! . . Ich habe mir schon längst vorgenommen, mir zum Geburtstage eine Freude zu machen, wenn ich brav bin. Und — bin ich brav gewesen?"

„O, ja!" sagte sie lächelnd, aber nicht im Scherz.

„Nun also, hören Sie, Mademoiselle. Wissen Sie, daß ich einst ein recht brummiger, hochfahrender Mensch gewesen bin gegen Sie? Ach, das wissen Sie wohl noch!"

„Ach, nein."

„Ach, ja! Nun also. Ich that das, weil ich Sie von hier fort haben wollte. Vielleicht auch, weil ich Sie prüfen wollte, ob Sie falsch sein könnten gegen einen garstigen Tyrannen, oder ob Sie nur trotzig bleiben würden, und — Sie blieben echt. Sie wurden zuletzt sogar hochfahrend und stolz gegen mich. Aber dieser Stolz war nur jener Stolz, welcher echt weibliche, waffensuchende, hülflose Demuth ist. — Still! Sie schauen mich schon wieder an wie ein verscheuchter Vogel im Neste. Jetzt ist Alles anders geworden, seit Langem. Der Friede lächelt über uns allen und die Eintracht im Herzen. Die Wohlhabenheit ist gesichert, die Diener sind ehrlich, die Kinder lächeln wieder und der Frühling wird über diesem Schlosse noch niemals so lichtes Grün entknospet haben wie diesmal. Mein Vater fragt allmorgendlich, ob du wohl seist, Grace. Warum ziehen Sie Ihre Hand fort, Grace? Weil ich Sie dutzte? Aber ich muß es ja thun zu der Frage: Grace, ich bin jetzt ein freier Mann, der nur noch glücklich zu werden braucht und keine finstern Pflichten mehr hat, die ihm die Hände fesseln. Ich war hart gegen Sie, weil ich Sie liebte — liebte gegen meine eigene Seele und Vernunft. Und weil ich sah, daß Sie mich nur haßten, weil ich Sie kränkte. Und da wollte und mußte ich ja dieses arme, liebe, trotzige Mädchen hier abschrecken: denn ich hatte mir zugeschworen, in diesem Schlosse hier der Wächter der Ehre unseres Namens zu bleiben, und da durfte mich kein Glück weich machen. Und Sie, Grace, Sie wollte ich aus meinen Augen, aus meinem Unglück forttreiben. Denn ich liebte Sie! Jetzt ist Alles anders und gut. — Heute ist mein Geburtstag, Grace — ich möchte mich gern beschenken mit dem größten Schatz dieser Frühlingserde, mit dem Glück: aber du mußt mir dabei helfen. Grace, willst du mein Weib sein?"

Er schwieg, er hatte seinen Arm um die zarte Gestalt geschlungen. Grace antwortete nichts. Sie lächelte nicht und sie weinte nicht. Sie schaute ihn nur an klar, groß, wie ein Kind im Erwachen zu dem Gesicht emporblickt, welches sich über die Wiege neigt. Es lächelt erst, wenn es die Mutter erkennt. Dabei zitterte sie leicht, halb aus Angst, aber aus Angst vor dem Glücke, wie die Taube an der Brust des Jägers, der sie vor dem Geier bewahren will, aber dem Thierchen noch fremd ist.

„Nun, Grace, du willst nicht? Erinnerst du dich noch an die Scene in der Bibliothek, wo du zuerst deinem Groll gegen mich Ausdruck gabst? Zürnst du mir noch?"

Jetzt sprach Grace ganz leise, hastig, wie in lauten Gedanken, aber noch immer zitternd in seinen Armen: „Oh! deine Stimme war damals so heftig! Du darfst nie wie-

der so sprechen! Sie that mir weh, lange, lange weh! Bis heute fast!"

„Nein. Nie, niemals wieder, Geliebte meines Lebens!"

„Ist denn aber das alles wahr?"

„Ja, wenn du mein Weib sein willst! Willst du?"

„Du weißt es. Ach Gott, ich hasse dich ja nicht, siehst du, ich habe dich nie gehaßt. Es war nur, als sollte mein Herz erfrieren, wenn ihm die Sonne nicht kam, die Sonne, wie du jetzt mich anschaust!"

„Grace, mein geliebtes Weib!"

Grace barg ihr Gesicht in seine umschlingenden Arme herab und fing an bitterlich zu weinen. „O, Gott!" schluchzte sie hülflos vor Seligkeit: „So fern von daheim! So fern von daheim!"

„Du wirst deine Heimath wiedersehen."

„Ach nein, ach nein, ich will hier bleiben. Nur hier! Mir ist, als sei ich erst jetzt zu Hause. O, Karl! Wird es dich nicht stören, wenn ich in fremdartigem Tone deine Sprache rede?"

„Aber Grace, das ist es ja eben; das ist ja so schön, daß du mir vom ersten Augenblick an so fremd warst und doch so einzig herrlich; daß ich dich erkannte, wie aus dem Jenseits stammend, wie einen erfüllten Traum, wie eine Hoffnung, nach der ich die ganze Welt durchforscht hatte. Grace, ich liebe dich, und heut bin ich geboren. Weine nicht mehr. Sieh mich an und sage mir ein Wort: willst du, Grace?"

„Gott segne dich, Lieber!"

Der Notar von Metz.

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Bundesgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

V.

Fortsetzung der Erzählung des Notars.

„Als man nun erkannt hatte," fährt Olry fort, „daß solche Grausamkeiten nur dazu dienten, unsere Gemeinde in ihrem Glauben zu befestigen und ihre Abneigung gegen die römische Religion zu steigern, so gab man Nachricht nach Paris mit dem Rath, offene Gewalt zu gebrauchen. Dieser Rath wurde befolgt; und es erging der Befehl, daß nunmehr sich die Dragoner und andere Leute solchen Schlages sofort nach Metz in Bewegung setzen sollten, wo sie denn auch einige Tage später erschienen. Am Abend des Tages, an welchem sie eingerückt waren, ließ man die Thore der Stadt schließen; und es verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß man nun gegen die Anhänger der reformirten Religion gewaltsam vorgehen werde. Wir aber wollten immer noch nicht glauben, daß der König seinem Wort zuwiderhandeln werde, das er dem Intendanten der drei Bisthümer gegeben, und das dieser wiederholt den Häuptern unserer Familien bekräftigt hatte, damals, als er sie in sein Hotel rufen ließ und ihnen im Namen des Königs versprach, daß um ihrer Religion willen keinerlei Gewalt gegen sie werde verübt werden. Am Tage darauf, nachdem diese Lanzknechte ihren Triumpheinzug in Metz gehalten hatten, ließ man sie auf den öffentlichen Plätzen zusammentreten und mit Trommeln, Trompeten und Pauken durch die Straßen marschiren, so daß es einen Schrecken gab und die Kauf- und Gewerbsleute ihre Läden schlossen. Darauf aber ließ man alle Protestanten vorladen, den anderen Morgen um 9 Uhr in dem großen Saal des Stadthauses zu erscheinen, wo der Intendant der drei Bisthümer in Gegenwart des Grafen de Pissy und des Magistrats uns den Willen des Königs verkündigen werde. Unsere Brüder waren so niedergeschlagen von den schweren Leiden, die sie bereits erduldet hatten von dem Tage an, wo man ihren Tempel zerstörte, daß sie zu dieser traurigen Versammlung gingen, ohne vorher irgend eine Berathung gehalten oder eine Verabredung getroffen zu haben. Der Intendant erklärte nun den Anhängern der reformirten Religion: die Befehle des Königs, die ihm zu Theil geworden, lauteten dahin, daß der König wolle und verlange, daß sie eine Abschwörungsurkunde unterzeichneten und römisch-katholisch würden, wie es ihre übrigen Glaubensgenossen in ganz Frankreich, dem Willen des Königs gehorsam, bereits gethan hätten; daß man aber im Falle der Weigerung sie durch Dragonaden und sonstige Gewalt zwingen und in keiner Weise schonen werde. Einer von

uns stellte dem Intendanten vor, man glaube von der Gerechtigkeit Sr. Majestät Besseres hoffen zu dürfen, da Allerhöchst dieselben ja ausdrücklich versprochen hätten, Niemandem um seines Glaubens willen Gewalt anzuthun. Allein der Intendant erwiederte darauf: was er gesagt habe, sei der Wille des Königs, und der König sei souveräner Herr seiner Entschließungen und auch seines gegebenen Wortes.

„Und so kam es denn, daß Viele von uns ihrer menschlichen Schwäche unterlagen. Die Einen unterzeichneten noch an dem nämlichen Tage in Masse die Abschwörungsurkunden, und Andere folgten später nach, nachdem sie in ihren Wohnungen kürzere oder längere Zeit die Wuth und die Unbilden der Dragonaden erduldet hatten. Das sind traurige Beispiele unserer Schwäche, wodurch uns der Herr zu erkennen giebt, wie wenig der Mensch bedeutet, wenn er nur auf sich selber gestellt ist.

„Bei Denjenigen aber, welche nicht unterzeichnet hatten, wurden Dragoner eingelegt mit dem ausdrücklichen Befehl, die Hauswirthe zu vergewaltigen und zu plagen so lange, bis sie den Abschwörungsact unterzeichneten. Dem leisteten denn auch diese entmenschten Landsknechte pünktliche Folge; und was meine Person anlangt, so erduldete ich die äußersten Mißhandlungen von acht eingefleischten Teufeln dieser Art, welche man bei mir einquartiert hatte mit dem Auftrag, mich zu peinigen. Sie zwangen mich, in der Stadt Wein und Fleisch zu kaufen; und als ich damit in mein Haus zurückgekehrt war, sperrten sie sich mit mir, meiner Frau und meiner erwachsenen Tochter in einem Zimmer ein, woselbst sie uns zwangen, die Zuschauer ihrer Schlemmerei und die Zuhörer ihrer unanständigen und gotteslästerlichen Gespräche zu sein. Auch drohten sie uns mit noch schlimmeren Excessen für die bevorstehende Nacht. Allein Gott schickte uns Hülfe. Es kam ein Hauptmann, der früher bei uns gewohnt hatte, und nahm sich unserer an. Er wies die Unmenschen aus unserem Zimmer, und brachte sie in einem andern Theil unserer Wohnung unter, wohin ich ihnen Wein und Brot bringen ließ, so viel sie verlangten. Dort verfielen sie in Folge des Trunkes in einen so tiefen Schlaf, daß wir Zeit fanden, uns aus unserer Wohnung zu entfernen, wo wir auf gut Glück Alles zurückließen, was wir besaßen. Da wir aber nicht alle zusammen Unterkunft finden konnten, so waren wir genöthigt, uns zu trennen. Meine Frau und meine ältere Tochter gingen zusammen nach dem einen, meine kleine Tochter und die Magd nach dem andern Orte, und ich zog mich nach einem Freund zurück, der mich während dieser unglücklichen Nacht aufnahm. Am andern Morgen aber schon kam er in großer Aufregung zu mir und theilte mir mit, es sei soeben ein Befehl verkündigt worden, daß Niemand, bei Vermeidung schwerer Strafen, einen Anhänger der reformirten Religion bei sich aufnehmen dürfe, und bat mich, zu erwägen, in welche Ungelegenheiten ich ihn bringen könne; worauf ich ihm denn auch versprach, noch an dem selbigen Abend seine Wohnung zu verlassen. Als ich nun Abends auf den Straßen umherirrte, ohne zu wissen, welchen Entschluß ich fassen sollte, erfuhr ich von einem Bekannten, daß diese elenden Dragoner, welche ich in meiner Wohnung zurückgelassen hatte, nachdem sie aus ihrem Rausche erwacht, uns gesucht aber nicht gefunden hätten, daß sie darüber in große Wuth gerathen, und die einen von ihnen ausgegangen seien, um uns in der Stadt zu suchen und zu verhaften, während die andern in unserer Wohnung Alles zerstört und geplündert hätten, so daß dieselbe nunmehr wüst und leer dastehe. Man sagte mir ferner, es seien auch andere Leute beauftragt, meine Frau und meine Tochter zu suchen, um sie in ein Kloster zu bringen.

„Diese Unglücksbotschaft machte einen so entsetzlichen Eindruck auf mich, daß ich mich von einigen Freunden, welche bereits ihrer Schwäche zum Opfer gefallen waren, und den vorgeschriebenen Abschwörungsact unterzeichnet hatten, in der Absicht, ihre Flucht vorzubereiten, um im fremden Lande zu ihrem wahren Glauben wieder zurückzukehren, überreden ließ, ihrem Beispiel zu folgen. In diesem bedauerlichen Zustande führte man mich zu dem Erzbischof, wo ich in der Verwirrung, worin ich mich befand, eine Handlung vornahm, um derentwillen ich täglich bis zur Stunde meines Todes den Herrn um Vergebung bitten muß; worauf man mir eine Weisung zustellte, die mir und den Meinigen erlaubte, in unser Haus zurückzukehren und die Dragoner daraus zu

entfernen. Nach Hause zurückgekehrt, wurde ich ein Opfer der Verzweiflung. Allein da ich die aufrichtigste und lebhafteste Reue fühlte, so hoffte ich endlich doch, der Herr werde Erbarmen mit mir haben, und den Docht, der noch glimme, nicht gänzlich auslöschen. Was nun meine Frau und meine Tochter anlangt, so hatten sie sich, nachdem sie unser Haus verlassen, zu Leuten begeben, die sie für ihre Freunde hielten, und bei welchen sie diese traurige Nacht zuzubringen gedachten. Allein diese Leute waren voll Angst und verweigerten ihnen die Unterkunft, weil sie sich mißliebig zu machen fürchteten. So waren sie denn schließlich genöthigt, sich einem Juden, den sie kannten, anzuvertrauen, der edelmüthig genug war, sie in der Synagoge zu verstecken, wo sie diese Nacht zubrachten. Am andern Tage hatten sie vergeblich in der Stadt Unterkunft gesucht, und sich schließlich unter die Mauern der alten Citadelle zurückgezogen, wo sie in einem einsamen Winkel zwei Nächte zubrachten. Endlich, am vierten Tage, hatten sie, niedergedrückt von den Beängstigungen und Strapazen, bei einem wirklichen Freund Unterkunft gefunden, welcher mich davon benachrichtigte, und mich so von der Ungewißheit befreite, unter welcher ich litt. Angekommen in dem Zimmer, wo sie die letzte Nacht zugebracht hatten, fand ich sie in einem sehr elenden Zustande, und als wir von da in unser Haus zurückkehrten, erwartete uns dort die Nachricht, daß auch die Frauen den Abschwörungsact unterzeichnen müßten, widrigenfalls man sie von einander trennen und eine jede in ein Kloster bringen werde. Wir überlegten vergeblich, wie wir uns diesem Gewissensbedrang entziehen sollten, und wir mußten uns schließlich unterwerfen. Die Frauen begaben sich zu einem katholischen Geistlichen, der ihre Unterschriften in Empfang nahm, welche sie mit Thränen und Seufzern vollzogen. Der Geistliche aber war ein milder Mann und suchte sie auf jede mögliche Art zu beruhigen und zu trösten. So fanden wir uns denn in meinem Hause wieder zusammen, aber in welchem Zustand! Wir trugen das Malzeichen des Thiers an unserer Stirn, und durften nicht mehr hoffen, aufgenommen zu werden in das Reich des Herrn, dessen wir uns durch unsere Schwäche verlustig gemacht, weil wir nicht bis zu dem letzten Hauch Widerstand geleistet hatten, wie es unsere Pflicht forderte. Wir suchten Trost in den Verheißungen, welche uns Gott in den heiligen Schriften gegeben, und lasen sein Wort mit um so größerem Eifer. In Folge dessen entschlossen wir uns denn auch, weder die Messe zu besuchen noch den Predigten der römischen Priester beizuwohnen, noch irgend einer ihrer Ceremonien. Von da an waren wir notirt in dem schwarzen Buch.

„Doch ich muß in meiner Erzählung fortfahren. Man nahm nun die Siegel wieder ab, welche man in meiner Schreibstube angelegt hatte, und setzte mich wieder ein in das Amt eines königlichen Notars, welches ich jedoch nur voll Trauer und Schmerzen ausübte, indem ich mich zu jeder Stunde erinnerte an den traurigen Zustand, in welchen ich mich mit Frau und Kindern versetzt sah. Mein Gewissen warf mir in jedem Augenblick mein großes Vergehen vor, den Act unterzeichnet zu haben, und ließ meinem Geist keine Stunde Ruhe. Allein auch die Verfolgungen fingen wieder an.

„Da die Leute vom Lande gewohnt sind, Sonntags bei dem Notar zu erscheinen, um dort ihre Geschäfte zu besorgen, so war es sehr leicht, darin einen Vorwand zu finden, um mich anzuklagen, daß ich geheime religiöse Conventikel in meinem Hause halte. In Folge dessen erklärte man mich für einen gefährlichen und unruhigen Kopf, dessen man sich, sobald als irgend thunlich sei, entledigen müsse.

„Ich muß bemerken, daß inzwischen viele Gläubige versucht hatten, sich den Verfolgungen durch die Flucht zu entziehen. Einige von ihnen waren unterwegs wieder aufgegriffen, in die Gefängnisse der Stadt geworfen, verurtheilt und auf die Galeeren geschickt worden, halb erdrosselt durch die schweren eisernen Ketten, welche man ihnen anlegte. Andere von ihnen schmachteten heute noch in den Gefängnissen oder in den Klöstern, der Herr wolle ihnen gnädig sein und sich ihrer erbarmen.

„Es war im October 1687, als der grausame Boufflers, Oberster der Dragoner und General-Gouverneur der drei Bisthümer, in Metz erschien. Er schritt vor allen Dingen vor gegen alle Beamten und diejenigen, welche ihre Kinder in das Ausland geschickt hatten, um sie dem Gewissens-

zwang zu entziehen. Er zwang sie durch schwere Grausamkeiten, ihre Kinder von den Orten, wo sie solche verborgen hatten, wieder zurückzubringen und sie ihm auszuliefern; worauf er sie in verschiedene Klöster steckte, wo sie dermalen noch festgehalten werden, ohne daß man ihnen erlaubt, ihre Eltern wiederzusehen. Damit war der Tyrann noch nicht zufrieden. Sein Appetit wuchs mit dem Essen. Zurückgekehrt von einer Inspectionsreise, befahl er den Familienhäuptern, ihre Kinder in die Katechismuslehre zu schicken, welche er zwei Mal in der Woche angeordnet hatte; die eine wurde in der Kirche des heiligen Martin von einem Jesuiten, und die andere in der Kirche zum heiligen Kreuz von einem Ortspfarrer abgehalten. Die Eltern mußten ebendaselbst erscheinen, und man verfehlte nicht, ihnen so lange schwere Einquartierungen zu schicken, bis sie sich genöthigt sahen, zu gehorchen. In diesen Katechismusstunden erschien Sieur Boufflers, begleitet von seinen Leibgarden, und auch die Magistratsmitglieder fanden sich ein, aus Furcht, sich mißliebig zu machen. Allein alles das schien dem Tyrannen noch nicht genug. Er schrieb nach Paris, daß zwar die Reformirten in Metz die Abschwörungsurkunde unterzeichnet hätten, aber immer noch nicht alle diejenigen Verpflichtungen vollzögen, welche ihnen die römische Religion auferlege, und daß, um sie hierzu zu veranlassen, nichts zweckmäßiger wäre, als einige von ihnen, die für ihren alten Glauben besonders fanatisch seien, zu verbannen. In diesem Verzeichniß der Hartnäckigen war auch mein Name nicht vergessen und mit Bemerkungen begleitet, die hinreichten, um mich ihrer Wuth preiszugeben. Am 20. December 1687, einem Sonntag, erschien ein Lieutenant mit mehreren Soldaten in meiner Wohnung und kündigte meiner Tochter an, ich müsse sofort vor dem Commandanten Boufflers erscheinen. Die Meinigen geriethen darüber in den größten Schrecken; ich aber sagte meiner Frau, sie möge sich beruhigen; ich wisse mir nichts vorzuwerfen von Seiten der Menschen, und sei in meinem Gewissen sicher, daß Gott uns seinen Beistand zu jeder Zeit und an jedem Ort verleihen werde. Darauf überlieferte ich mich den Händen unserer Feinde, ohne nur einmal Zeit zu haben, mein Geld zu mir zu nehmen, das mir von großem Vortheil gewesen sein würde während der großen Reise, die mir bevorstand, und das später durch die Satelliten, die man gegen uns losließ, geraubt wurde. Ich wollte nun mit meiner Escorte den Weg nach dem Hohenstein, dem Palast des Gouverneurs (es ist das der jetzige Justizpalast in Metz) einschlagen, und war höchlichst erstaunt, als man mir befahl, nach der Citadelle zu marschieren (sie lag an dem Platz der jetzigen Metzer Esplanade). Auf der Citadelle führte man mich dem Marschall Béraut vor. Der Offizier, der mich aufgehoben hatte, flüsterte ihm etwas ins Ohr, und der Marschall fragte mich, was ich wohl gethan habe, um mich so mißliebig bei Hof zu machen. Ich antwortete ihm, ich kenne nicht die Ursache meiner Verhaftung. Der Marschall, ein Edelmann von großer Redlichkeit und hervorragenden Verdiensten, bezeugte mir in den aufrichtigsten Ausdrücken seine Theilnahme an meinem Unglück; während wir uns aber noch unterhielten, erschien Herr de Poeydaret, welcher ebenfalls gefangen vorgeführt wurde. Der Marschall befahl darauf einem Hauptmann der Citadelle, welcher mit einigen Musketiren erschien, uns beide in das Zimmer des Capitäns Mainvillier zu führen, der bereits etwa ein Jahr auf der Citadelle gefangen gehalten wurde, weil er, nachdem man seinen Landsitz vergeblich mit Dragonaden belegt hatte, immer noch sich weigerte, den Abschwörungsact zu unterzeichnen. Wir theilten uns gegenseitig unsere traurigen Erlebnisse mit und waren einig darüber, daß unsern Brüdern und uns selbst noch große Gewaltthaten bevorständen. Das bewahrheitete sich denn auch sofort. Am 21. December 1687 befahl Boufflers den Familienhäuptern der reformirten Gemeinde, sich zu seinem Lever in dem großen Saal des Hohensteins einzufinden. Dort eröffnete er ihnen, daß sie von nun an dreimal wöchentlich die Messe hören und den Anfang machen müßten mit der Christmesse, welche zur Weihnachtszeit um die Mitternachtsstunde abgehalten werde; und da Niemand ihm antwortete, so nahm er ihr Schweigen für Zustimmung. Nachdem sich aber die Versammelten verabschiedet hatten, blieb Herr Goffin, ein Advocat am Parlament und ein gottesfürch-

tiger Mann von guter Familie, zurück, weil er es nicht ertragen konnte, daß seine Brüder durch ihr Schweigen sich einem falschen Schein aussetzten. Er sagte dem Gouverneur Boufflers, er habe in Gegenwart der Andern seine Meinung nicht aussprechen wollen, damit man ihm nicht vorwerfe, er habe die Freiheit ihrer Entschließung beeinträchtigen wollen; was ihn selbst dagegen anlange, so verpflichte ihn sein Gewissen, gerade heraus zu erklären, daß er niemals die Messe besuchen werde. Der Gouverneur wurde durch diese Erklärung in die höchste Wuth versetzt und ließ Herrn Gossin sofort in das Gefängniß abführen, indem er ihm eröffnete, daß, wenn er diese Erklärung in Gegenwart der Versammlung gegeben hätte, er ihn sogleich würde haben hängen lassen. An diesem nämlichen verhängnißvollen Tag erfolgte auch die Hinrichtung des Bürgermeisters von Grossieux und seines Sohnes, eines jungen Mannes von fünfzehn Jahren. Beide hatten sich den Verfolgungen durch die Flucht entzogen, wurden aber unterwegs von einem Haufen Bauern angegriffen, welche sie gefangen nehmen und nach Metz zurückführen wollten. Sie hatten das Unglück gehabt, im Kampfe mit denselben einige zu tödten. Der Gouverneur Boufflers nun ließ auf eigene Faust den Bürgermeister und dessen Sohn nebst einem armen Mann und dessen Frau, welche sie auf der Flucht beherbergt hatten, aufhängen. Was mich anlangt, so wurde ich von meinen Mitgefangenen getrennt und in eine alte Küche eingesperrt, vor die man zwei Schildwachen stellte, die eine vor das Fenster und die andere vor die Thür, mit dem Befehl, außer dem Commandanten und dem Mann, der das Essen bringe, Niemand den Zutritt zu mir zu gestatten. Ich habe zwischenzeitig erfahren, daß meine Frau zum öfteren den Versuch machte, zu mir zu gelangen, daß sie aber allemal mit Drohungen zurückgescheucht wurde.

„Am 22. December 1687 eröffnete mir der Marschall de Béraut, ich müsse mit den übrigen Gefangenen zu Pferde steigen, um unter Escorte von fünfzig Reisigen, einem Capitän und einem Lieutenant, nach der Festung Verdun gebracht zu werden, wohin er uns abzuliefern habe. So ritten wir denn aus der Citadelle von Metz aus, an der Spitze einen Trompeter, der zum Ausmarsch blies, und jeder Gefangene einen Reisigen auf jeder Seite. So ritt ich als Gefangener in die weite Welt hinein auf einem elenden Miethklepper, ohne Gold oder Silber, ohne Wäsche und Kleider, und ohne zu wissen, was aus mir werden sollte. Manche traurige Gedanken bemächtigten sich meiner während dieses Ritts, namentlich wenn ich an die Tiefe des Elends dachte, in welchem ich meine Familie zurückgelassen, und an die Ungewißheit der Zukunft, die uns bevorstand. So kamen wir am Freitag um 3 Uhr an die Thore der Festung Verdun, wo man uns in getrennte Gefängnisse einsperrte. Kaum waren wir an diesem traurigen Ort untergebracht, so erwies uns der Commandant der Festung die Ehre, uns zu besuchen und uns zu bitten, bei ihm zu Nacht zu speisen. Wir wurden von ihm sehr gut behandelt, und er bezeugte uns seinen Verdruß und seinen Abscheu vor der Behandlung, die man uns zu Theil werden ließ. Dort erfuhr ich auch die grausame Behandlung, welcher man zwischenzeitig meine Frau und meine Kinder unterworfen hatte. Am Tage meiner Abreise hatte sie der Großprofoß verhaftet und in eine Kutsche gesetzt, in welcher man sie unter Escorte nach der Freigrafschaft transportirte, wo man sie von einander trennte und in verschiedene Klöster steckte.

„Ich war auf das tiefste niedergebeugt durch all dieses Unglück, aber ich muß bemerken, daß ich zu jeder Zeit die Quelle all dieses Elends in der unglückseligen Erklärung fand, die wir mit unserer Hand unterzeichnet hatten, und wofür denn nun die Hand des Herrn so schwer auf uns lastete. In diesem Zustande wäre mir der Beistand eines tüchtigen Gewissensrathes ein wahres Bedürfniß gewesen; allein er war nicht zu erlangen. In Ermangelung seiner versuchte ich Alles, um wenigstens einige gute, religiöse Schriften zu bekommen; allein man verweigerte sie mir, und ich hatte keine Zuflucht als die Barmherzigkeit Gottes. Am anderen Tag ließ man uns Gefangene mit Ketten an den Beinen auf zwei Karren steigen, und unter der Escorte eines Gehülfen des Großprofossen und seiner Leute nach St. Ménéhould führen, wo wir in der Nacht ankamen, am ganzen Leib zerschlagen von dem elenden Fuhrwerk und die Beine zerschunden von

den Ketten, die man uns angelegt, so daß wir kaum im Stande waren, uns aufrecht zu erhalten und nach unsern Gefängnissen zu schleppen. Das nächste Nachtquartier hatten wir in Chalons; und am andern Tag, einem Samstag, gegen 7 Uhr Abends, kamen wir nach Paris, wo wir den Sonntag über verweilten. Am Montag führte man uns Gefangene auf verschiedenen Wagen nach Orleans, dann nach Amboise und hierauf nach Poitiers, wo man uns ankündigte, wir würden eine Conferenz mit dem Bischof daselbst haben. Dort angekommen aber sagte uns unser spitzbübischer Führer, der Bischof sei nicht zu Hause, sondern nach La Rochelle gereist; wir müßten ihm also dahin folgen. Wir antworteten ihm darauf, daß er doch diese alberne Spiegelfechterei aufgeben möge; wir machten uns keine Täuschungen über seine Absichten und zweifelten nicht daran, daß uns der König als Gefangene nach der Insel Ré und vielleicht noch weiter führen lasse, und daß wir entschlossen wären, um unseres Glaubens willen bis ans Ende der Welt zu gehen, wenn es Noth thue. Auf unserm Gefangenentransport zeigte man uns überall die größten Sympathien und wir erfuhren, daß unsere Glaubensgenossen in St. Maixent, welche ebenfalls die Abschwörungs-Urkunde unterzeichnet hatten, durch unsere Erscheinung den vollen Muth ihres Glaubens wiedergewonnen, und sich am nächsten Sonntag zum Zweck des Gottesdienstes in einem benachbarten Wald versammelt hatten; daß aber der Intendant des Königs, hieroon benachrichtigt, Dragoner hinausgeschickt habe, welche Einige getödtet und die Andern versprengt hätten. Da der Tag der Erlösung von den Leiden noch nicht gekommen war, so ließ Gott seinen Getreuen in dieser Weise die Ehre der Märtyrerkrone zu Theil werden.

„Wir wurden nun in La Rochelle nach der Insel Ré eingeschifft, und fanden dort, nachdem wir gelandet, die ganze Garnison unter Waffen. Man sperrte uns in zwei ganz neue Gefängnisse, welche besonders zu dem Zweck eingerichtet waren, Leute unserer Art, welche man „die Hartnäckigen" nannte, aufzunehmen. Wir fanden in diesen Gefängnissen verschiedene Inschriften in den Steinen der Wände, welche uns den Beweis lieferten, daß vor uns unsere Glaubensbrüder in diesem Ort eingeschlossen gewesen waren, was uns zum Trost und zur Freude gereichte. Auch nahm man uns hier unsere Ketten ab, welche uns seit Verdun weder bei Tag noch bei Nacht verlassen hatten; und wir priesen uns glücklich, daß wir durch die Gnade Gottes uns an diesem Ort wieder zusammengefunden hatten, an welchem es uns erlaubt war, uns gemeinschaftlich in religiösen Betrachtungen, im Gebet und im Lesen guter Bücher zu ergehen. Drei Tage nach unserer Ankunft eröffnete uns der Major Morgens um 9 Uhr, daß wir uns wieder einschiffen müßten, um uns in dem Hafen von La Rochelle an Bord eines Schiffes zu begeben, dessen Kapitän beauftragt sei, uns nach den amerikanischen Inseln zu liefern. Diese Botschaft überraschte uns nicht. Wir schnürten unser Bündel, so gut wie es möglich war, und nachdem wir ein wenig Nahrung zu uns genommen hatten, erklärten wir dem Major, wir seien bereit, ihm zu folgen. Wir wurden nun in dem Hafen von La Rochelle dem genannten Kapitän abgeliefert, welchem der Major die Befehle des Königs übergab, die dahin lauteten, uns zu Händen des französischen Vicekönigs der genannten amerikanischen Inseln zu überliefern, welcher nach unserer Landung uns zu wissen thun werde, welches die Absichten Sr. Majestät des Königs seien in Betreff der Art, wie wir die Zeit unserer Verbannung zuzubringen hätten.

„Man ließ uns darauf in die Kajüte des Kapitäns eintreten, und wir waren überrascht, dort drei Damen aus der Stadt La Rochelle zu finden, welche sehr höflich waren und uns sagten, daß sie bereits seit drei Tagen warteten, um uns Liebesgaben unserer Glaubensbrüder in La Rochelle zuzustellen, welche, voll Mitgefühl mit unserm Unglück, uns bitten ließen, das anzunehmen, was die Damen beauftragt seien, uns zu überreichen. Es waren allerlei Nahrungsmittel, Leckereien, Weine, Früchte, Süßigkeiten, Leinwand, Taschentücher, Schuhe, Strümpfe, Bänder, Nadeln, Messer und Gabeln, kurz alles Mögliche, und daneben auch einiges Geld. Die Damen versicherten uns, unsere Brüder in La Rochelle würden nicht aufhören, Gott zu bitten, daß er seine Hand über uns halte, während einer so langen und ge-

fährlichen Reise. Wir empfingen diese Gaben mit großem Dank gegen den Herrn, welcher immer dafür sorgt, daß diejenigen, welche ihr Vertrauen auf ihn gesetzt haben, sich irgendwo und irgendwie zusammenfinden. Wir baten die verehrten Damen, als wir uns von ihnen verabschiedeten, allen diesen treuen Herzen die Gefühle der Dankbarkeit auszudrücken, welche wir für ihre Wohlthaten empfänden, und wie wir nicht daran zweifelten, daß Gott sie dafür belohnen werde, indem er ihnen seinen Segen gebe.

„Es war am ersten Tage des März 1688, als wir den Hafen von La Rochelle verließen. Wir fuhren ab Morgens um 6 Uhr, alle Maste beladen mit Segeln, die der Wind füllte. Wir nahmen unsere Fahrt in der Richtung nach Amerika und hatten anfangs guten und günstigen Wind, allein später wurde die Witterung sehr unangenehm und zugleich gefährlich. Einzelne Maste wurden durch die Stürme gebrochen und in Stücke zertrümmert. Wir sahen zuweilen hoch erhobene und schäumende Wogen, welche sich gegen unser Fahrzeug wälzten und es mit Unmassen von Wasser überschütteten, und oft befand sich das Schiff in so heftiger Bewegung, daß, wenn wir uns zur Ruhe legen wollten, von oben die Schüsseln und Teller herunterstürzten, und wir selbst, wenn wir aufstanden, Mühe hatten, uns auf unsern Beinen zu erhalten, und auch des Nachts stürzten die Betten und die Koffer und Tische, die sich in der Kajüte des Kapitäns befanden, durch- und übereinander. Einer unserer Gefährten, der von diesem Ungemach besonders angegriffen wurde, war während der ganzen Fahrt schwer krank und erholte sich erst auf dem Lande. Endlich erreichten wir das Meer von Amerika, dessen Wasser eine tief dunkelblaue Farbe hat. Wir fanden dort einen sanften und günstigen Wind, welcher uns fünf bis sechs Seemeilen weit geleitete. So weit hatten wir noch zur Insel Martinique; denn dort war der Ort unserer Verbannung, und da endete der Lauf einer so langen und gefährlichen Reise. Wir landeten glücklich und gesund auf dieser Insel, und die ganze Mannschaft war sehr vergnügt; wir Verbannten dagegen nicht, denn wir wußten nicht, was aus uns werden sollte, und ob man uns nicht isoliren und trennen werde, indem man uns auf verschiedene Inseln in die Gefängnisse werfe. Auch wußten wir, daß es auf der Insel Martinique ein Jesuitencolleg gebe; und das war genug, um zu fürchten, daß wir dort gequält und beunruhigt würden. Allein das Loos war über uns geworfen, und es war an uns, uns dem Willen der Vorsehung und dem Beschluß des Königs zu unterwerfen. Sobald wir uns den anderen Fahrzeugen näherten, welche in großer Anzahl in dem Hafen lagen, feuerten wir sechs Kanonenschüsse ab, welche durch eine gleiche Anzahl von Schüssen erwiedert wurden von den übrigen Schiffen, deren Kapitäne damit das unsrige begrüßten. Inzwischen begab sich der Kapitän unseres Schiffes, nachdem er vernommen, daß der Graf de Blénac, der Vicekönig der zu Frankreich gehörigen amerikanischen Inseln, sich zufällig nicht an dem Hafenort befand, wo wir gelandet waren, sondern in dem Fort Royal, welches an dem entgegengesetzten Ende der Insel liegt, mittelst eines Kahns dorthin, um in die Hände des Grafen die Befehle niederzulegen, die er in Betreff unserer erhalten hatte. Der Graf las dieselben und beauftragte unsern Kapitän, uns ans Land zu setzen und uns dem Herrn Ginoldan, Königslieutenant in Martinique, vorzuführen, der uns den Willen Sr. Majestät eröffnen werde. Von ihm vernahmen wir, daß der König befohlen habe, uns als Colonisten von Martinique aufzunehmen, und uns in dieser unserer Eigenschaft wüste Ländereien zum Anbau und zum Ausroden zu übergeben; davon sollten wir leben. In irgend einer andern Art waren Existenzmittel für uns nicht vorgesehen. Als wir dem Commandanten den Schmerz aussprachen, welchen wir wegen der Grausamkeit, mit der man uns behandelte, fühlten, zuckte er die Schultern und sagte uns, er habe alles Mitleid mit uns, und um uns ein Zeichen seiner Theilnahme zu geben, wolle er uns eine Wohnung anbieten, die ihm gehöre, und sich in der Nähe der seinigen befinde. Wir fanden denn auch zunächst dort Unterkunft, allein es waren nur die vier kahlen Wände. Indeß wir trösteten uns damit, daß man uns wenigstens zusammenließ, und daß wir die Freiheit hatten, die ganze Insel zu begehen, welche ungefähr dreißig Meilen lang ist. Am Tage nach unserer Ankunft empfingen

wir den Besuch mehrerer Einwohner, welche kamen, um uns zu trösten und uns ihre guten Dienste anzubieten; denn es waren vor uns schon eine große Anzahl von Reformirten nach dieser Insel verbannt und daselbst zu einer erträglichen Existenz gelangt. Uns wurde es schwer, uns dort einzubürgern, und im Anfang bestand meine ganze Beschäftigung darin, entlegene Orte aufzusuchen, um dort trüben Gedanken nachzuhängen über die Gefangenschaft meiner armen Frau und meiner unschuldigen Kinder, und über den geringen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß ich in dem hohen Alter, in dem ich mich befand — ich zählte nämlich 64 Jahre —, jemals nach Frankreich zurückkehren und die Meinigen wiedersehen werde. Das war meine Hauptklage; denn was den Verlust meines Amtes, meines Einkommens und meines Vermögens anlangt, so drückte das alles mich weit weniger."

VI.

Schluß der Erzählung des Notars.

In den Aufzeichnungen des Notars folgt nun eine ausführliche Beschreibung der Insel Martinique, ihrer klimatischen, wirthschaftlichen und sonstigen Verhältnisse, ihrer europäischen und nichteuropäischen Einwohner u. s. w., aus welcher wir nur eine Notiz über das bereits von ihm erwähnte Jesuitencollegium mittheilen wollen. Er sagt darüber:

„Die guten Väter von der Gesellschaft Jesu haben von dem schönsten Platz der ganzen Insel Besitz ergriffen. Sie wohnen dort vortrefflich und haben eine Quelle ausgezeichneten Wassers entdeckt, welche sich mitten in ihrem Hofe findet und auch von allen wohlhabenden Einwohnern der Insel ausschließlich als Trinkwasser benutzt wird, weil das Wasser des einzigen Flusses, den die Insel hat, zum Trinken zu warm ist. Das Jesuitencollegium ist umgeben mit frischen Bäumen und Sträuchern, welche ausgezeichnete und in Europa unbekannte Früchte tragen. Etwas abseits von demselben findet sich ein Negerdorf, bestehend aus einer Anzahl aus Schilfrohr erbauter Hütten, worin ungefähr dreihundert Negersklaven mit ihren Familien wohnen. Diese Unglücklichen sind den ganzen Tag über mit schwerer Arbeit beschäftigt, um die Einkünfte der Gesellschaft Jesu zu vermehren. Namentlich besorgen sie die Zuckerpflanzungen, welche das ganze Jahr hindurch einen hohen Aufwand von Kraft und Arbeit erfordern. Die Zahl der Neger auf der Insel ist viel größer als die der Franzosen und sonstigen Weißen; deshalb erlaubt man ihnen auch nicht, Waffen zu tragen, aus Furcht, es könnte ihnen der Gedanke kommen, sich von der Sklaverei zu befreien. Die Jesuiten haben in der Nähe ihres Collegiums auch sehr große und schöne Zuckerfabriken; und im Augenblick lassen sie dort eine Kirche bauen, für die sie die behauenen Steine und Hölzer weither haben kommen lassen. Ich bin diesen trefflichen Vätern oft auf dem Spaziergang begegnet in einer großen Allee von Orangen- und Citronenbäumen, welche an ihrem Collegium endigt, und sie haben uns zum öftern sehr höflich eingeladen, zu ihnen zu kommen. Allein es war noch gar nicht lange her, daß wir um ihretwillen von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt worden waren, und deshalb war uns ihre Einladung doch zu verdächtig, als daß wir nicht aufs höflichste hätten danken sollen.

„Zuweilen wurde ich von den heftigsten Gewissensqualen ergriffen, weil ich in jener Abschwörungs-Urkunde meinen Glauben verleugnet hatte. Ich verabscheute meine schwere Sünde und fühlte, daß sie mir die Züchtigung zugezogen hatte, welche ich gegenwärtig litt und die ich wohl verdient hatte. Allein ich flehte die Gnade und Barmherzigkeit Gottes an und begann wieder Trost und Hoffnung zu fassen. Und diese Hoffnung wurde nicht getäuscht; denn als ich eines Tages, vom Spaziergang zurückgekehrt, mich meiner Wohnung näherte, schickte Gott mir die Begegnung eines ehrenwerthen Greises, den ich schon öfters gesehen und gesprochen. Er wohnte schon seit einigen Jahren in Martinique und war dort Kaufmann. Er war zugleich ein aufrichtiger Protestant und zeigte mir eine große Theilnahme, in Folge deren wir uns bereits sehr einander genähert hatten. Bei dieser Begegnung sagte er mir, er bemerke seit einiger Zeit bei mir einen außergewöhnlichen Grad von Traurigkeit und bitte mich, ihm deren Ursache mitzutheilen, wenn ich keinen Grund habe, dieselbe zu verschwei-

gen. Ich erwiederte ihm: Körperlich befinde ich mich leidlich, aber was meinen Geist anlangt, so fühle ich mich sehr gedrückt, und den Grund zu errathen werde ihm nicht schwer sein. Inzwischen waren wir an meiner Wohnung angekommen, wo er sich verabschiedete und mir nicht ohne eine deutlich erkennbare lebhafte Bewegung sagte, er werde Weiteres von sich hören lassen. Er that mir denn auch kurz darauf durch meinen Schicksalsgefährten, den Herrn von Mainvillier, kund, daß, wenn dieser und ich die Absicht hätten, von der Insel zu fliehen und die Gefahren zu laufen, welche damit verbunden seien, so wolle er sich der Aufgabe unterziehen, uns dabei behülflich zu sein. Er habe uns zwei Plätze in einer Barke aufgehoben, welche in der zweiten Nacht von einem Ort, wohin er uns werde führen lassen, absegeln werde. Wir sollten in dieser Nacht unsere Sachen zusammenpacken und sie schon um 2 Uhr Morgens durch die Oeffnungen unserer Wohnung auf die Straße werfen, wo er dafür sorgen werde, daß sie von vertrauten Personen nach der Barke gebracht würden. Er meinte, seines Erachtens werde der Kapitän nicht mehr als eine Pistole pro Mann verlangen für den Transport bis zur Insel St. Christoph, wohin wir, wenn uns Gott einen guten Wind schicke, in drei Tagen gelangen würden.

„Wir griffen natürlich mit beiden Händen zu. Nun hatten wir aber in unserer Wohnung einen guten Kerl von einem Schuster, Namens Daniel Guerse, der mit uns nach Amerika verbannt worden war und um seines Glaubens willen bereits unsäglich viel gelitten hatte. Er merkte etwas von unserer Absicht und bat uns um Gottes willen, wir möchten ihm erlauben mitzugehen, und unser guter Kaufmann brachte es denn endlich fertig, auch für ihn noch einen Platz zu erhalten. Als wir uns nun zur verabredeten Stunde früh auf den Weg machten, bemerkten wir drei unserer Schicksalsgefährten, welche uns fragten, wohin wir so schnell zu dieser ungewöhnlichen Stunde gingen. Wir gestanden ihnen denn, daß wir daran seien, uns unsere Freiheit wiederzuerobern. Sie begehrten noch allerlei Auskunft; aber wir sagten ihnen kurzweg, wir könnten uns nicht aufhalten und seien genöthigt, unserem Führer zu folgen, der bereits vorausgegangen. Darauf erklärten sie sofort, daß sie unser Schicksal theilen wollten; denn wenn unsere Flucht bekannt werde, würden sie noch mehr eingeschränkt und beobachtet als bisher. Vergeblich versicherten wir, es seien nur drei Plätze reservirt; sie erwiederten: etwas Schlimmeres könne ihnen doch bei alle dem nicht passiren, als daß sie wieder zurück müßten; und das wollten sie riskiren. Sie folgten uns also und ließen alle ihre Habe in ihren Wohnungen zurück, obgleich dieselbe von einem nicht unerheblichen Werth war, wenigstens für arme Verbannte. Auf der Mitte des Weges aber besann sich Einer von ihnen anders; es sei ihm doch unangenehm, seine ganze Habe im Stich zu lassen, und er hoffe, Gott werde ihm eine andere Gelegenheit zur Flucht bieten, welche Hoffnung sich auch bewährt hat; denn wie ich höre, ist er kürzlich in England angekommen. Nach einem sehr mühseligen Marsch auf schlechten Wegen kamen wir nach zwei Stunden an dem Ort unserer Bestimmung an, ganz ermattet von Aufregung und Anstrengung. Als der Kapitän der Barke sah, daß wir fünf statt drei waren, zeigte er sich im Anfang etwas verdrießlich; aber wir beschworen ihn so eindringlich um Aufnahme Aller, daß er, sei es unter dem Eindruck unserer Bitten, sei es in Aussicht auf vermehrten Gewinn, uns schließlich alle aufnahm in einen kleinen Nachen, Canot genannt. Dieser führte uns nach der Barke, die weiter draußen im Meer lag. Auf derselben angelangt, wechselten wir die Wäsche und tranken zur Stillung unseres brennenden Durstes eine Menge Wasser, das uns sehr elend machte während des Restes der Nacht. Aber am anderen Morgen befanden wir uns wieder wohl. Der Wind war uns außerordentlich günstig, und unter Gottes Beistand legten wir im Laufe des Restes der Nacht eine gute Strecke zurück, und endlich erreichten wir am Anfang des zweiten Tages die Insel Dominique, genannt die „Insel der Wilden," wo wir eine Brigantine auf uns zukommen sahen, die uns im Anfang etwas verdächtig schien. Allein der Kapitän erkannte alsbald in derselben dasjenige Fahrzeug, an welches er die in Martinique aufgenommenen Waaren abzuliefern habe, und das uns demnächst weiter nach der Insel St. Christoph führen solle. Und so war es denn auch. Der Kapitän der Brigan-

tine, genannt La Saussage, aus Dieppe in der Normandie gebürtig, nahm uns sehr gut auf und versicherte uns, er werde uns für den Rest der Reise verköstigen, ohne irgend etwas dafür zu fordern. Wir gaben darauf dem Kapitän der Barke, welcher Jean Baptiste hieß und römisch-katholisch war, und seinen Matrosen ein Jeder eine Pistole. Wir sind ihm das Zeugniß schuldig, daß er und seine Leute uns sehr menschlich behandelt haben; und wir erkannten auch hierin die Barmherzigkeit Gottes, der die Seinen nicht verläßt. Nachdem nun die Brigantine sämmtliche Waaren der Barke geladen hatte, waren wir voll Freude, weil wir glaubten, wir könnten uns endlich entfernen von einem Ort, der uns immer noch die Furcht der Verfolgung durch unsere Feinde einflößte. Allein unsere Freude verwandelte sich in Mißvergnügen, als der Kapitän der Brigantine dem Barkenführer sagte, das sei kaum eine halbe Ladung und er müsse ihm wenigstens noch einmal so viel Waaren von Martinique herbeiholen. Er bezeichnete ihm einen Platz an der Küste der „Insel der Wilden" als Stelldichein, wo sie einander finden wollten. Uns aber bat der Kapitän, welcher ebenfalls unserer Kirche angehörte, um Entschuldigung wegen dieser Verspätung um einige Tage, indem er uns versicherte, er werde uns an einem sicheren Orte auf der Insel unterbringen und dort für uns sorgen. Letzteres geschah denn auch; und wir hatten Gelegenheit, elf Tage auf dieser Insel zuzubringen, während deren wir manches Interessante erfuhren. Die Barke, welche wir mit Ungeduld erwarteten, kam endlich am zwölften Tage Morgens um 5 Uhr wieder in Sicht. Wir kehrten zu unserer Brigantine zurück, welche die Ladung der Barke aufnahm. Wir erfuhren nun von dem Barkenführer, daß unsere Flucht in Martinique ein ungeheures Aufsehen gemacht hatte, und daß man bei dem Generalgouverneur darauf gedrungen habe, uns zu verfolgen. Er aber war wüthend geworden, hatte geschworen, er werde gar nichts thun, und ausgerufen: „Was, zum Teufel, läßt man mich nicht in Ruhe? Warum schickt man mir unschuldige Leute hierher, die hier im Schweiße ihres Angesichts Frohnarbeit verrichten sollen? Ob es denn nicht in Frankreich Gefängnisse genug gebe, daß man deren auch noch in Amerika machen müsse?" Er hatte sich darauf beschränkt, an die Kapitäne aller Fahrzeuge, die in dem Hafen vor Anker lagen, den Befehl zu erlassen, sie dürften bei Todesstrafe keine Passagiere mehr aufnehmen, welche nicht mit einem von ihm selbst ausgestellten Paß versehen seien. Nachdem wir uns von der Barke getrennt hatten, verloren wir keine Zeit mehr. Wir setzten alle Segel auf und setzten unsere Reise fort nach der Insel St. Christoph, welche wir am Beginn der Nacht des folgenden Tages erreichten. Wir warfen Anker in dem Hafen, der den Engländern gehört. Wir besuchten dort Herrn Papin, einen alten Ehrenmann unseres Glaubens, einen Mann von Reichthum und Wohlthätigkeitssinn, bei welchem alle seine Glaubensbrüder, die an dieser Insel landen, eine sichere Zuflucht finden. Er rieth uns, mit unserem Kapitän bis zu der Insel St. Eustachius zu gehen, dort würden wir ein großes holländisches Schiff finden, welches binnen wenigen Tagen nach Amsterdam absegele. Er werde uns dem Kapitän dieses Schiffes empfehlen, und wenn derselbe Schwierigkeiten mache, so werde er in Person kommen, um die Sache zu ordnen. Wir kehrten nun zu unserer Brigantine zurück und fuhren weiter nach der Insel St. Eustachius, wo wir Morgens um 4 Uhr landeten. Hier endlich hörten unsere Nöthe auf und wir befanden uns in Sicherheit vor unseren Feinden. Voll Dank gegen Gott setzten wir den Fuß ans Land und fanden hier zahlreiche Glaubensbrüder, Franzosen und Holländer, die uns voll Freude umarmten und sich mit uns unserer Befreiung freuten. Die Insel gehört den Holländern und wird verwaltet durch einen Gouverneur aus Seeland, einen sehr feinen, jungen Herrn von nur fünfundzwanzig Jahren. Sein Schloß liegt auf der Spitze des Berges. Er hat eine kleine Garnison und einige Stücke Geschütz. Wir wandten uns nun an den holländischen Kapitän mit der Bitte um Aufnahme in sein Fahrzeug. Allein er antwortete schnöde: er habe schon Leute genug und könne uns nicht mitnehmen. Wir erneuerten vergeblich unsere Bitten und Vorstellungen, und sahen uns endlich genöthigt, zu Herrn Papin unsere Zuflucht zu nehmen. Er erinnerte sich seiner Versprechun-

gen und erschien zwei oder drei Tage später auf unserer Insel. Allein auch er wurde im Anfang von dem Kapitän zurückgewiesen, der von sehr rauhem und mißgünstigem Charakter war. Herr Papin aber drohte ihm, er selbst werde ihm keine Ladung mehr liefern und auch seine Freunde zu einem gleichen Verfahren veranlassen. Dies wirkte, und der Kapitän entschloß sich denn endlich, uns aufzunehmen unter der Bedingung, daß Herr Papin die für uns erforderliche Kost lieferte. Während unseres Aufenthalts auf dieser Insel erschien dort Herr Marsal, ein Landsmann von uns, der als reformirter Geistlicher auf der Insel St. Thomas fungirte. Ich glaubte, Gott schicke mir diesen seinen Diener, um in seine Hände die Widerrufung des Abschwörungsactes niederzulegen und mich loszusagen von jener Unterschrift, die ich einem römischen Prälaten gegeben hatte in Folge des Zwanges und der Gewalt, welche die Dragonaden gegen mich ausgeübt hatten. Dieser Widerruf geschah denn auch daselbst von mir und mehreren Anderen, welche Gott die Ehre gaben, also daß in Gegenwart des Gouverneurs, des Magistrats und mehrerer angesehenen Fremden daselbst das Malzeichen des Thieres von unserer Stirn wieder entfernt ward; wir wurden darauf wieder aufgenommen in den Frieden und in die Gemeinschaft der Kirche. Nachdem ich von dieser Last befreit war, fühlte ich mich wieder befestigt in der Hoffnung, Europa wiederzusehen, und mich dort wieder zu vereinigen mit meiner armen Familie, die nach allen Winden zerstreut war. Als der Tag unserer Abfahrt gekommen war, nachdem wir drei Wochen auf dieser Insel verweilt hatten, verabschiedeten wir uns von dem Gouverneur, welcher unser Fahrzeug reichlich mit Kost befrachtet hatte. Er gab uns Empfehlungsbriefe an seine Freunde in den Hauptstädten von Holland und sagte uns zum Abschied noch viel Freundliches. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, fanden wir den Hafen dicht angefüllt von unsern Freunden, welche unserer Einschiffung beiwohnen wollten, und uns viel Glück auf die Reise wünschten. So schifften wir uns denn ein in das große holländische Fahrzeug. Während der ganzen Reise ging es uns ziemlich gut; aber Gott strafte unsern Kapitän für seinen Frevelmuth. Derselbe hatte nämlich, als er sich anfänglich weigerte, uns in sein Schiff aufzunehmen, gesagt: „uns alte Knasterbärte wolle er nicht; wären wir junge, schöne Mädchen, so würde er nicht die geringste Schwierigkeit machen." Zur Strafe dafür wurde er befallen von einem sehr bösartigen und anhaltenden Podagra, welches ihn nicht eher wieder verließ, als bei unserer Ankunft in Texel, welche erfolgte am 49. Tag unserer Fahrt. Dieses Beispiel einer wohlverdienten Züchtigung wird eine Lehre sein für die Ungläubigen und Freigeister, daß sie sich nicht erlauben, Betrübte und Unglückliche zu verspotten. Nach mancherlei Abenteuern unterwegs gab endlich Gott, daß wir glücklich in den Kanal einliefen, wo indessen unser Steuermann, der diese Fahrt noch nicht gemacht hatte, im Anfang keinen Bescheid wußte. Diese Unkenntniß hätte uns können verderblich sein, denn wir wären beinahe in Frankreich gelandet. Als wir aber unsern Irrthum erkannt hatten, schlugen wir eine andere Richtung ein, und kamen endlich vor Texel an, wo wir einen holländischen Steuermann aufnahmen, welcher uns glücklich durchlootste durch die gefährlichen Sandbänke, welche man dort in großer Anzahl findet. So landeten wir in Amsterdam eine Stunde nach Mitternacht. Diese große Stadt zeichnet sich aus durch die Menge von Lichtern, welche sie die ganze Nacht hindurch erleuchten. Wir waren von ihrem Anblick so gerührt, daß wir Thränen der Freude vergossen und Gott dankten für seine Gnade, mit der er uns während unserer Reise begleitet hatte, und die uns hoffen ließ, daß er das gute Werk, welches er mit uns begonnen, vollenden werde. Wir stiegen ab bei einem Wirth, der aus La Rochelle gebürtig war, und hörten vor allen Dingen eine reformirte Predigt. Von da begab ich mich nach Ytrecht und nach andern der bedeutenden holländischen Städte. Von Ytrecht aus schrieb ich an einige Verwandte, um zu hören, was aus meiner armen Familie geworden sei. Darauf erhielt ich von meiner ältern Tochter die Antwort, man habe sie aus dem Kloster der Propaganda entlassen, ihre jüngere Schwester aber darin zurückbehalten. Was ihre Mutter anlange, so sei sie in Betreff ihrer ohne bestimmte neuere Nachricht; sie vermuthe aber, sie werde noch zurück-

gehalten in einem Kloster zu Besançon in der Freigrafschaft. Sie habe aber dort, Gott sei Dank! allen Versuchungen der Papisten bis zur Stunde standhaften Widerpart geleistet. Ich gab nun auch meiner zweiten Tochter, welche in Hessen-Kassel lebte als Gattin des Herrn Jean Balthasar Klaute, gegenwärtig Ober-Kriegscommissär Se. Hoheit des Landgrafen daselbst, mit welchem sie sich im Jahre 1683 in Metz verheirathet hatte, Kunde von meiner glücklich bewerkstelligten Befreiung. Meine Tochter benachrichtigte ihren Gemahl, welcher damals auf der Rückkehr von Griechenland begriffen war mit den hessischen Truppen, welche Se. Hoheit der Landgraf dorthin geschickt hatte, um die Venetianer gegen die Türken zu unterstützen. Derselbe empfing den Brief in Venedig, von wo aus er mir schriftlich seine freudige Theilnahme an meinem Schicksal aussprach, und mich nach Kassel einlud, wo ich verweilen möge so lange, bis die göttliche Vorsehung mich in mein Vaterland zurückrufe und sich daselbst die Dinge zu Gunsten unserer Religion ändern würden. Diese edelmüthige Einladung kam zu sehr zu guter Stunde, um zurückgewiesen zu werden; und ich leistete ihr um so lieber Folge, als ich überzeugt war, daß ich in Kassel, der Hauptstadt von Hessen, einige meiner alten Freunde und Landsleute wiedersehen würde, welchen es bei Zeiten gelungen war, aus Frankreich zu entfliehen, und die dort unter der Aegide eines großen und edelmüthigen Fürsten Schutz gefunden hatten gegen die Gewaltthaten und Verfolgungen der Feinde der evangelischen Wahrheit. Nachdem ich mich noch zuvor in verschiedenen Städten Hollands umgesehen hatte, nahm ich endlich Extrapost, welche mich in neun Tagen nach Kassel führte, wo ich am zweiten Tage des Jahres 1689 eintraf. Ich wurde von meinem Schwiegersohn und meiner Tochter mit den aufrichtigsten Zeichen wahrer kindlicher Anhänglichkeit aufgenommen, welche sie mir seitdem bis jetzt treulichst bewiesen haben. Ich hatte die Freude, bei ihnen auch meinen Sohn anzutreffen, der sich ebenfalls der Verfolgung entzogen und bei seiner Schwester Unterkunft gefunden hatte, welche ihn sehr freundlich aufnahm und ihm so lange Unterhalt gewährte, bis er endlich, in Ermangelung einer sonstigen Beschäftigung, sich entschloß, sein Glück in Dänemark zu suchen, wo er sich anwerben ließ bei den Truppen Sr. dänischen Majestät, die sich damals nach Irland einschifften, um dort Wilhelm von Oranien Beistand zu leisten. Leider nahm diese Unternehmung einen sehr traurigen Ausgang, denn der Sturm jagte die Flotte auseinander, und das Schiff, worauf sich mein Sohn befand, wurde an die Küste von Frankreich verschlagen, wo er und die übrigen Soldaten gefangen genommen und nach Dünkirchen abgeführt wurden. Das war ein neuer Gegenstand des Kummers für mich; aber ich tröstete mich damit, daß der Herr über seine Geschöpfe verfügt, und daß er allmächtig ist, um uns zu befreien von unsern Leiden, sobald er dies für nöthig hält zu unserm Seelenheil. Es blieb mir jetzt nur noch übrig, für meine dritte Tochter zu sorgen, die ich im Alter von vierzehn Jahren im Beginn der Verfolgungen aus Metz gerettet und während der seitdem verflossenen vier Jahre einem Rath in Stuttgart anvertraut hatte, welcher sie sonst gut hielt, aber, da er sehr eingenommen war für das Lutherthum, versuchte, meine Tochter zu dieser Confession zu bekehren. Das war der Grund, warum ich an diesen Herrn schrieb und ihn bat, meine Tochter unverzüglich nach Kassel zu schicken, damit ich sie dort von neuem die Vorzüge ihres Glaubens erkennen lasse und ihr zeige, wie sie ihrem Gott dienen müsse, um von seiner Barmherzigkeit die Befreiung ihrer Mutter, ihres Bruders und ihrer Schwestern zu bewirken, damit sie erlöst würden aus den Klöstern und Gefängnissen, in welchen man sie festhielt. Der Herr wolle diese Gnade den zahlreichen anderen, die mir seine väterliche Milde bereits erwiesen, noch hinzufügen, worum ich ihn bitte im Namen und bei den Verdiensten seines vielgeliebten Sohnes, unsers göttlichen Erlösers, welcher in Gemeinschaft mit dem Vater und dem heiligen Geist gepriesen sei in Ewigkeit. Amen."

VII.

Die letzten Schicksale der Familie Olry.

So weit reichen die eigenen Aufzeichnungen des Notars von Metz. Dieselben sind datirt: Kassel in Hessen, den 2. Juni 1690,

und waren bestimmt zunächst für die Frau und Kinder des Märtyrers. Sie sind jedoch noch in demselben Jahre auch dem Publicum durch den Druck zugänglich gemacht worden. Der Drucker Samuel Ammon in Hanau, (wo sich ebenfalls eine zahlreiche hugenottische Colonie gesammelt hatte) gab sie heraus unter dem Titel: „Die Verfolgung der Gemeinde (église) von Metz, beschrieben durch Herrn Jean Olry, weiland Advocat am Parlamente und Königlichen Notar der genannten Stadt, gewidmet seiner Familie. Worinnen man zu gleicher Zeit mancherlei Curiositäten findet, so der Herr Verfasser aufgemerkt hat während seiner Verbannung in Amerika, sowohl hinsichtlich der Sitten und Gebräuche der dortigen Völkerschaften, als auch in Betreff der Früchte und anderweitiger Raritäten, so man in diesen entfernten Gegenden vorfindet.“ Dieser alte Druck ist 1859 in Paris (Librairie A. Frank, 67 Rue Richelieu) neu aufgelegt worden. Der Herausgeber Cuvier, gegenwärtig Pastor der reformirten Gemeinde in Metz, preist in der Vorrede die Vorsehung dafür, daß ein Herrscher und eine Zeit gekommen, wo es endlich der Gemeinde gestattet ist, im Frieden ihren Glauben zu bekennen und sich der Verfolgungen zu erinnern, welche ihre Vorfahren erlitten. Es scheint also erst durch den französisch-österreichischen Krieg von 1859 und dessen Folgen möglich geworden zu sein, jene Denkwürdigkeiten in Frankreich erscheinen zu lassen. Herr Cuvier hat seine Ausgabe mit Notizen aus den dortigen Archiven begleitet, welche Notizen wir bereits in Obigem benutzt haben und aus welchen wir noch Folgendes über die weiteren Schicksale der Familie Olry mittheilen, weil sich unsere Leser, wenn sie bis dahin gefolgt sind, vielleicht auch dafür interessiren.

Der Notar Olry hat seine Heimath nicht wieder betreten. Da er Deutsch verstand („Olry“ ist ist vielleicht ein französirtes „Ulrich“), so gab man ihm in Hessen eine Anstellung. Er ist in Kassel im Jahre 1707 im Alter von 84 Jahren als landgräflicher Gerichtsrath gestorben.

Seine Frau, deren Olry in seinen Aufzeichnungen so oft gedenkt, war von vornehmer Abkunft. Sie hieß Judith und war die Tochter eines Edeln du Portail, der in Metz als Königlicher Rath und Armee-Intendant für die damaligen drei Provinzen Luxemburg, Lothringen und Deutsch-Frankreich (Theile vom Elsaß und der bairischen Pfalz) fungirte. Frau Judith hatte 1654 geheirathet und ihrem Manne achtzehn Kinder geboren, wovon jedoch zur Zeit, mit welcher Olry seine Aufzeichnungen beginnt, nur noch fünf am Leben waren, nämlich ein Sohn und vier Töchter, zwei erwachsen und zwei noch unmündig.

Der Sohn Johann hatte, wie sein Vater, die Rechte studirt und befand sich gerade auf Reisen, als in Metz die Katastrophe zum Ausbruch kam. Wir haben aus den Denkwürdigkeiten seines Vaters vernommen, wie er in Folge eines Schiffbruchs in französische Gefangenschaft gerieth. Er schwur dort seinen Glauben ab und kehrte nach Metz zurück, wo er, ohne seinen Vater wiedergesehen zu haben, am 8. October 1715 als Notar starb.

Die älteste Tochter Judith wurde, wie wir wissen, am 22. December 1687 in das Kloster pro propaganda fide eingesperrt. Als es dort nicht gelang, ihren Widerstand zu brechen, sperrte man sie später bei den Benedictinerinnen in Besançon ein. Auch hier blieb sie lange standhaft. Wenigstens finden wir sie noch im Jahre 1694 dort in Gefangenschaft. Allein später, 1699, lebte sie wieder auf freiem Fuße in Metz, allwo sie „ledig und katholischen Glaubens“ verstorben.

Die zweite Tochter war mit dem landgräflich hessischen Ober-Kriegscommissär Klaute in Kassel verheirathet. In ihren und ihrer jüngeren Schwester Marie (Letztere war der Verfolgung entgangen) Armen ist der Vater gestorben.

Die jüngste Tochter Susanna, welche am 2. Juni 1679 geboren und also zur Zeit der Dragonaden noch nicht sieben Jahre alt war, wurde von ihrer Mutter getrennt und zu den Nonnen von „Mariä-Verkündigung“ in Vaucouleurs gebracht, um dort im alten Glauben unterrichtet zu werden. Wie sie geendet, ist unbekannt. Wir wissen nur, daß man sie 1698, also im Alter von neunzehn Jahren, noch immer in jenem Kloster eingesperrt hielt, und daß man ihr einen gewissen Thomas, Procurator am Amtsgerichte daselbst, zum Vormund bestellt hatte, weil ihrem Vater in Folge seiner „Hartnäckigkeit“ seine väterliche Gewalt aberkannt war.

Die Mutter endlich, Frau Judith Olry, geb. du Portail, Anfangs auch im Propaganda-Kloster, wurde später ebenfalls nach Besançon escortirt und dort in ein Kloster gesteckt, jedoch nicht zu den Benedictinerinnen, wo ihre älteste Tochter war, sondern zu den Ursulinerinnen. Diese Isolirung und Zerreißung der Familie bildete einen integrirenden Bestandtheil des vom König angeordneten Foltersystems. Im Jahre 1698 finden wir Frau Olry wieder in ihrer Vaterstadt Metz und katholischen Glaubens.

Der alte starre Rechtsgelehrte hat jemals weder seine Frau, noch seine Kinder Johann, Judith und Susanna wiedergesehen. Vielleicht wollte er sie auch nicht wieder erblicken, weil sie den Glauben gewechselt. Die Familie ist also 1687 aus einander gerissen und nie wieder vereinigt worden. Sie ist ein lebendiges Exempel, wie Frankreich sein Wort hielt, als es dem deutschen Metz die „Freiheit“ versprach.

Literarisches.

Von neueren belletristischen Erscheinungen sind uns einige zugegangen, die charakteristisch genug aus der Fluth der gewöhnlichen Productionen dieser Gattung hervorragen, um ein tieferes Interesse zu wecken. Der kleine Roman von Karl Heigel, „**Ohne Gewissen**,“ (Berlin, Gebrüder Paetel), ist eine reife Frucht vom Baume der Erkenntniß, den Arthur Schopenhauer, der Frankfurter Weise, neuerdings aus Indien nach Deutschland verpflanzt hat und der uns das verlorene Paradies ganz gewiß nicht wiederbringen wird. Wenn man diese meisterhaft geschriebene Erzählung liest, fragt man unwillkürlich, ob es denn nicht möglich war, einen weniger abstoßenden Stoff zu finden. Die Arbeit ist vortrefflich, aber der ganze Jammer des Lebens, die Erbärmlichkeit unserer Natur und als Trost Kant's Ausspruch: „Wir sind nicht da, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu thun“ — wo bleibt da das Erquickende, Erhebende und Wohlthuende der Kunst? Wenn wir nicht leben, um glücklich zu sein, so laßt uns wenigstens lesen, um uns zu erheitern, zu trösten, oder zu zerstreuen. Aber freilich, auch hier sind die Ansichten verschieden und man kann entgegnen, daß die Aufgabe der Dichtkunst nicht darin besteht, die grellen Dissonanzen der Wirklichkeit aufzulösen in versöhnende Harmonien, sondern wahr zu sein, also im vorliegenden Falle, die Misere des Daseins in ihrer ärgsten Gestalt zu zeigen.

Weit harmloser ist die Novelle „**Funken unter der Asche**“ von G. zu Puttlitz. (Aus demselben Verlag.) Zwei Menschen, die durch Mißverständnisse aus einander gerathen sind, glauben das Empfindungsleben in sich ausgebrannt; die Dame wird barmherzige Schwester, er ein tüchtiger Soldat, aber als sie sich finden, erwachen die Funken unter der Asche zur Gluth der alten Liebe. Um diesen Hauptstock der Ereignisse schlingen sich andere novellistische Ranken, die das Ganze mannigfaltiger und dadurch amüsanter machen. Die Geschichte ist frisch und routinirt geschrieben.

Ein liebenswürdiges Buch im besten Sinne sind die „**Novellen**“ von Marie von Olfers. (Berlin, W. Hertz.) Mit feinem Gefühl für die künstlerische Anordnung variirt darin das Thema, daß „man sich nicht aussuchen kann, wie man geliebt sein will, da es von der Liebe so viele Arten giebt, wie Sterne am Himmel oder Blumen auf der Erde.“ Eine rührende Neigung zum Idealismus charakterisirt die Richtung der Verfasserin: sie sieht die Menschen, wie sie sind, aber verklärt durch die eigene künstlerische Stimmung, die ihnen einen romantischen Heiligenschein verleiht. Da ist nichts Gemachtes, nichts Absichtliches, Alles aus der innersten Natur entsprungen und bis in die kleinsten Details richtig empfunden, aber nicht Viele werden das Leben so verstehen, wie es das Gemüth der Verfasserin begreift.

Mit Rücksicht darauf, daß es sich um ein Erstlingswerk handelt, erwähnen wir die Novelle „**Verflossene Stunden**“ von S. Junghans. (Leipzig, Günther.) Die Vorzüge einer energischen, zuweilen etwas schroffen oder willkürlichen Charakterzeichnung treten daraus hervor, aber in der herben Form verräth sich ein nicht gewöhnliches Talent.

Zum Schluß machen wir noch auf den satirischen Roman von Julius Grosse, „**Ideale und Carricaturen**“ (Braunschweig, Westermann), aufmerksam, worin Zustände und Personen der unmittelbaren Gegenwart so sprechend geschildert sind, daß man glaubt, wirklich Geschehenes zu lesen, ohne daß darum die originelle Erfindungsgabe des Verfassers, die überall in treffender Weise waltet, verborgen bliebe. Während in den vorher erwähnten Erscheinungen die innere Welt des menschlichen Herzens im Kampf mit subjectiven Leidenschaften uns entgegentritt, schildert Grosse die Kämpfe der Parteien, und die einzelnen Gestalten, die er vorführt, stehen fast alle im Dienst einer Tendenz, was sie jedoch nicht hindert, auch auf eigne Hand zu lieben, zu leiden und sich zu freuen nach altem menschlichen Brauch.



Mein
Weg durch die englische Provinz Spiti in Tibet.*

Von

Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.

Die Provinz Spiti besteht aus zwei Theilen. Der südliche, Spin oder Pin genannt, ist vom Flusse Laro-chu oder, nach der Provinz, „Pin-Fluß" durchzogen; die mittlere Richtung des Flusses ist Norden 27° Osten. Der nördliche Theil, der den Hauptnamen der Provinz führt, nämlich Spiti oder Piti, hat den Fluß Todi-chu, dessen Richtung von den Quellen bis 24 englische Meilen noch unterhalb der Einmündung des Laro-chu Süden 40° Osten ist; dann tritt er mit einer Wendung gegen Süden in das Satlej-Gebiet der Provinz Kanaur ein. Fast unmittelbar gegenüber der Zusammenflußstelle des Laro-chu und des Todi-chu mündet von der nördlichen Seite noch der Lingti-chu; nahe dieser hydrographisch central gelegenen Stelle der Provinz liegt Dangkhar, der Hauptort. Von hier nach abwärts hört man den Todi-chu meist Spiti- oder Piti-Fluß nennen.

Zur Zeit des Eindringens von Gulab Singh in Tibet, das er, noch als Vasall des Sikh-Herrschers, mit der Eroberung von Ladak, 1835, begann, hatte auch Spiti einen Theil des Königreichs Ladak gebildet; nur das große Kloster von Ki, im oberen Todi-Thale, blieb der Sitz eines Lamas mit administrativer Gewalt, dessen Gebiet als eine Dependenz von Lasa galt. Mit der Eroberung von Ladak fiel auch Spiti an Gulab Singh. Kurze Zeit früher war es noch ganz selbständig gewesen, wie so viele der kleinen Reiche, die im Anfange dieses Jahrhunderts im westlichen Tibet sich fanden.

Bei Kashmir aber verblieb Spiti nicht. Bei der Anstellung Gulab Singh's als Herrscher von Kashmir mit Einschluß des größten Theiles der tibetischen Eroberungen, 1846, hatten die Engländer von Tibet wenigstens Spiti beansprucht; es ist dies die erste ihrer Besitzungen, die in Tibet gelegen und von rein tibetischer Race bewohnt ist. Als Grund dieser Annexion wurde angegeben, „es solle dadurch verhindert sein, daß fremdes Gebiet zwischen Rampur und den Shawlwolledistricten liege, was die Industrie des nordwestlichen Indien gefähr-

* Allgemeine Bemerkungen. Transscription: Vocale und Diphthongen wie im Deutschen; von den Consonanten ch = tsch; j = dsch; sh = sch; z = weiches s; sonst wie im Deutschen. — Die Höhen sind angegeben in englischen Fuß; 1000 engl. Fuß = 304.8 Meter = 938.3 Par. Fuß. Die Entfernungen sind englische Meilen; 4.60 engl. M. = 1 geogr. Meile.

den könne.“ Gulab Singh natürlich konnte über Berechtigung dazu am wenigsten streiten.

Der Raja von Bisahir, der Erbschaftsansprüche in seiner Verbindung mit einer früheren Herrscherlinie gemacht hatte, gab dieselben 1849 gleichfalls auf.

Die Bewohner von Spiti haben keine Ursache, über die Herrschaft der Engländer zu klagen. Steuern haben sie jetzt so gut wie gar nicht zu zahlen, während selbst für so armes Land die finanzielle Verwaltung in den Händen eines Eingebornen als Herrscher stets drückend ist. Auch bietet sich den Bewohnern häufiger als sonst ein kleiner Gewinn durch den Besuch von Europäern, die des Sports wegen in diesen jetzt politisch zugänglichen Theil von Tibet von den benachbarten Himalayadistricten herüberkommen und dann meist einige Wochen sich aufhalten.

Der Verkehr der Eingebornen unter sich und mit den indischen Nachbarstaaten am Südabhange des Himalaya ist ein sehr beschränkter. Gewerbe werden hier fast keine getrieben, Ackerbau sehr wenig. Das Wichtigste des Handels ist der Austausch von Vieh und Salz gegen Getreide. Die Art des Transportes ist eine sehr einfache. Die Lastthiere sind meist Schafe; Yaks sieht man selten. Schafen genügt bei kleinen Märschen die Zeit zur Weide, und sie können sich ungefährdet sehr weit vom Lager entfernen. Solche Art zu reisen wäre für uns, bei den großen Strecken, die uns vorlagen, schon des Zeitverlustes wegen nicht auszuführen gewesen. Wo immer möglich, suchten wir Tibeter als Träger und Begleiter auch durch die unbewohnten Strecken zu erhalten; von Pferden hatten wir die treffliche tibetische Pony-Race als Reitpferde und, soweit unentbehrlich, einige auch als Lastpferde mit uns. Die Pferde wurden deshalb auf eine möglichst geringe Zahl beschränkt, weil nicht selten ihr voluminöses Futter für mehrere Tage hindurch mitgeführt werden mußte. Später jedoch, in Turkistan, sollten wir noch ungleich größere Schwierigkeiten kennen lernen.

Ich selbst kam nach Spiti von Simla her, aus dem Lager an der Vangtu-Brücke im Satlej-Thale, über den Tari-Ghat, den ich am 11. Juni 1856 passirte.* Für einen Paß über den Himalaya-Kamm ist die Höhe eine verhältnißmäßig geringe, 15,942 Fuß.*

Hier war es, wo zum ersten Mal tibetische Landschaft mir entgegentrat, und zwar, wie späterer Vergleich mir zeigte, in den reinsten Formen des Terrains, der Vegetation und des Klimas; die allgemeine bedeutende Höhe hat dabei großen Einfluß, während bei den etwas geringeren Höhen, wie sie westlicher, im Indusgebiete vorkommen, in den Thälern wenigstens die Vegetation schon weit üppiger sich zu entwickeln beginnt.

Auf der Paßhöhe kamen wir etwas nach 9 Uhr Morgens an, und ich hielt mich dort dort bis gegen 1 Uhr Nachmittags mit Messungen und Beobachtungen auf. Obwohl auf der indischen Seite schon die Regenzeit begonnen hatte, war doch hier die Luft nur leicht gegen Süden hin getrübt.

Mit der Nähe der Regenwolken im Süden und mit dem Wolkenschatten in der Umgebung des Passes hing auch eine für diese Jahreszeit ungewöhnlich niedere Temperatur zusammen. Das Thermometer stieg nicht über 0.7° C., was mit den gleichzeitigen Temperaturen zu Simla und Massuri verglichen, eine Höhendifferenz von wenig über 540 Fuß für 1° C. Temperaturabnahme ergiebt, während in dieser Jahreszeit (wie erläutert im IV. Bande der „Results“)** im Mittel 760 Fuß Hö-

---

* „Reisen in Indien und Hochasien.“ Band II, S. 332. Der III. Band, in welchem mit „Tibet und Turkistan“ die descriptiven Schilderungen schließen, wird zugleich die wichtigsten numerischen Daten: „Höhen, Temperaturstationen und Gestalt der Isothermen, Ethnographisch-statistisches u. s. w.“ im Anhange geben. Sein Erscheinen, bei Hermann Costenoble in Jena, ist im Beginn 1872 zu erwarten. Anmerkung der Redaction.

* Die mittleren Höhen der Päſſe, die wir für die drei Hauptketten Hochasiens erhalten haben, sind die folgenden:

Für den Himalaya 17,800 engl. Fuß,
„ „ Karakorum 18,700 „ „
„ „ Künlün 17,000 „ „

Die Höhe des Montblanc der Alpen ist 15,784 engl. F. = 14,810 Par. F.

** Die bis jetzt erschienenen Bände der „Results of a scientific Mission to India of High Asia, by Herm., Ad., and Rob. de Schlagintweit“ sind: I. Latitndes and Longitudes, and Magnetic observations, II. General Hypsometry, III. Routebook and Glossary, IV. Meteorology, I. part., mit Fol.-Atlas von 43 Tafeln, bestehend in Karten, landschaftlichen Ansichten und physikalischen Darstellungen; Band V. Meteorology, 2. part., im Druck. Zu folgen haben: Geology — Botany and Zoology — Ethnology — Geogra-

henunterschied der Temperaturabnahme von 1° C. entspricht.

Gründlich erwärmt durch das Ansteigen auf der steilen Himalayaseite und durch einen Plaid geschützt, fühlte ich wenigstens anfangs die niedere Temperatur nur erfrischend, nicht unangenehm, indem die Luft auch ganz ruhig war. Ich errinnerte mich sehr wohl, von Bergpartien in Europa sowie vom Schlittschuhlaufen, daß Kälte unter solchen Umständen auch nach **vorausgegangener** Bewegung eine Zeit lang nur wenig sich bemerkbar macht, ähnlich wie während der Bewegung selbst. Hier war es mir dessenungeachtet unerwartet, daß die Nachwirkung eine so lang andauernde war; ich hatte ja bisher seit meiner Abreise aus Europa im September 1854 keine niedrigere Temperatur als 5.1 C., auf Falut-Gipfel, gehabt.

Bei der Untersuchung der Schneegrenze fand ich auf der Südseite erst ganz in der Höhe des Passes etwas Firn und Eis; obige Flächen aber waren sehr klein, und der Firn hat keine Wahrscheinlichkeit, während des ganzen Sommers sich zu erhalten, was auch meine Kulis bestätigten. Die mittlere Höhe der Schneegrenze für diesen Theil des Himalaya auf der indischen Seite ist 16,200 Fuß.

Auf der tibetischen Seite des Himalaya zeigte sich überall die Schneegrenze sehr viel höher. Dies trat auch hier in den Umgebungen des Tari-Passes sogleich hervor. Der Höhenunterschied betrug selbst hier, unmittelbar an der Grenze beider Gebiete, an 2000 Fuß; weiter im Innern steigt die Schneegrenze noch höher, wie wir sehen werden. Als Ursache ergab sich aus der Untersuchung der Isothermen, sowie der Schnee- und Regenmengen in beiden Gebieten und aus ihrer Vergleichung mit anderen Gebirgsregionen, daß nicht die indische Seite des Himalaya das Exceptionelle ist, weil „zu niedrig," sondern die tibetische Region, weil „zu hoch." Bei der geringen Menge des Niederschlages hört der Schnee dort schon bei kälteren Isothermen auf, als den mittleren Verhältnissen in den Tropen sowohl als in den gemäßigten Zonen entspricht. („Results" IV, S. 566).

phical Aspects. — Atlas wird enthalten an 100 Tafeln. So erläutert in Einleitung des ersten Bandes und auch bis jetzt eingehalten. Anmerk. der Redaction.

Dem Butler, der mit den Leuten vorausgegangen war, hatte ich Auftrag gegeben, an der ersten gut gelegenen Stelle, die sich im Thale bieten würde, das Lager aufzuschlagen; Mud, der nächste permanent bewohnte Ort, wäre noch 14½ Meilen vom Passe entfernt gewesen. Ich erreichte meine Zelte drei Stunden nach dem Aufbruche vom Passe; sie standen auf Dera Tibel, einer hübschen flachen Thalstufe, die meist auch von den Karawanen als Haltestelle benutzt wird; Höhe 12,845 Fuß.

Grüne Flächen, groß genug, um in der Landschaft deutlich hervorzutreten, fehlten noch dem „Weideplatze" bei Tibel, nur vereinzelte Pflänzchen ließen sich im Vordergrunde sehen. Die Berge, die uns umgaben, reichten, ungeachtet ihrer breiten massigen Formen, doch nach jeder Richtung hin bis über die Schneegrenze empor.

Mud erreichte ich am andern Tage schon um 11½ Uhr des Morgens. Dessenungeachtet mußte ich mich den nächsten Tag hier noch verweilen, da nun für die folgende Strecke, das erste Mal hier, tibetische Kulis ausgewählt und gedungen werden mußten.

Die Höhe des Dorfes fand ich 12,421 Fuß.

Bei Mud ist wegen der Häufigkeit der Karawanen während des Sommers ein großer freier Platz als regelmäßige Haltestelle bestimmt. Er ist ganz gut ausgewählt; sowohl der Weg hinab zum Flusse, zum Tränken der Thiere, als auch die schöne ebene Fläche, frei von grobem Gestein, sind günstig; diese Stelle liegt auf der rechten Seite des Flusses, Mud selbst gegenüber. Ich sah häufig auch an anderen Stellen Halteplätze für die Karawanen mit Vorliebe den Orten **gegenüber**, wenn ein Bach sie trennen konnte, oder wenigstens in einiger **Entfernung** ausgewählt. Die Bewohner betrachten dies als eine Sicherung ihres Ortes gegen zu unerwartetes oder zu zahlreiches Eindringen von Fremden.

Von Mud führt der Weg auf der Sohle des Thales fort. Das Gefälle ist in diesem Gebiete für Hochgebirge ein recht geringes; dessenungeachtet mußte, der unregelmäßigen Ufergestaltung wegen mehrmals die Thalseite gewechselt und der Fluß durchschritten werden, was weniger wegen der

Tiefe als wegen der sehr niederen Temperatur belästigend war.

Nach zwei Tagemärschen erreichte ich die Vereinigungsstelle des Pin-Flusses mit dem eingangs erwähnten Todi-chu, dem Hauptstrome von Spiti.

Mein Lagerplatz jenen Abend war etwas weiter thalaufwärts noch als die Zusammenflußstelle, bei Dorf Chaprang, drei englische Meilen nördlich von dem Hauptorte Drangkhar. Meine Zeit erlaubte mir nicht, auch dorthin mich zu begeben; doch erhielt ich später noch detaillirte Angaben von Harkishen, der 1857 nochmals, von Lahol aus, Spiti besuchte und vom 11. bis 21. Juni in Drangkhar sich aufhalten mußte.* Auch Trebeck 1822 und Thomson 1847 hatten Drangkhar besucht; von Trebeck ist Ansicht in Moorcroft's „Reisen."

Das Fort, das sehr frei steht und hoch die Thalsohle überragt, liegt bei 12,774 Fuß; auf diese Stellung des Forts bezieht sich auch sein Name, bedeutend „die steile (wörtlich: die gerade) Feste."

Die oberen Theile des Felsens, auf dem die Feste steht, auch die Abhänge mit der Mehrzahl der Häuser unterhalb des Forts und seiner Nebengebäude, sind kahl und ganz uncultivirbar; selbst mit Wasser sind jene Theile der Stadt sehr schwer zu versehen. Aber gegen das Thal herab hat sich etwas Humus angesammelt, und dort beginnen auch sogleich sorgfältige terrassenförmige Culturen. Die Thalsohle selbst ist nicht ganz so günstig, da die Humusdecke dort, über eine große Fläche gleichmäßig verbreitet, eine ungemein dünne ist. Die Höhe des Spiti-Thales unterhalb Chaprang, an der Einmündungsstelle des Lingtichu, hatte ich 11,316 Fuß hoch gefunden.

Von meinem Lager bei Chaprang folgte ich während der beiden ersten Tage dem Todi- oder Spiti-Thale. So weit ich dabei den Himmel hier vom Thale aus überblicken konnte, war er mit Wolken bedeckt. Es ist solches auch in Tibet ziemlich häufig in der Himalaya-Regenzeit, aber Regen tritt selbst an solchen Tagen sehr selten ein. Ungeachtet der Bewölkung war die relative Feuchtigkeit um 7 Uhr des Morgens nur auf 48 Procent gestiegen. In der zur Höhenberechnung benutzten correspondirenden Station Simla betrug sie aber, ebenfalls ohne Regen diesen Morgen, 88 Procent. Gewöhnlich ist in Tibet an solch bewölkten Tagen der Wind vom Süden her sehr heftig; diesmal brach sich der Sturm an den Felsenwänden, daß das Rauschen gleich jenem eines mächtigen Stromes tönte. Wenigstens wirkte hier bei 12,000 Fuß Höhe und 19.3 Zoll Barometerstand solches Stürmen noch nicht krankhaft belästigend, aber bei 4000 bis 5000 Fuß größerer Höhe ist es lebhafter Wind, welcher für die Menschen, sowie für die Lastthiere den unangenehmen Effect des verminderten Luftdruckes vor Allem hervortreten macht und die Affectionen desselben bis zur Erkrankung steigert.

Daß die Bewölkung eine lange andauernde und allgemeine war, traf sich seit meinem Uebergange über den Tari-Paß das erste Mal hier im Todi-Thale. Und doch hatten schon die fünf Tage wolkenfreien Himmels so sehr an den angenehmen Eindruck desselben gewöhnt, daß die neue Bewölkung, auch später am Tage, als nur einzelne hell vom blauen Himmel sich abhebende Haufenwolken daraus wurden, mir selbst nicht weniger als meinen eingebornen tibetischen Begleitern einen trüben Eindruck machte. Man könnte glauben, auch die wechselnden Gestalten der Wolken beginne man etwa nach längerer Zeit zu vermissen; aber die Erfahrung lehrte mich, daß der angenehme Eindruck des Glanzes, den in solchen Höhen ungeachtet seines dunklen Blau der klare Himmel ausstrahlt, wenn er zugleich von festen Suspensionen ungetrübt ist, nie durch irgend eine Art der Bedeckung desselben erreicht wurde.

Auf den Effect des landschaftlichen Bildes dagegen ist der Einfluß der Bewölkung, ebenso wie jener der Trübung, sei es durch Staubtheile oder durch Nebelbläschen, ein etwas anderer; er ist abhängig nämlich von der Größe des Gegenstandes, der sich bietet. Bei sehr großer Durchsichtigkeit der Luft, sei sie hervorgebracht durch Verdünnung auf hohem Standpunkte oder durch jenen Grad atmosphärischer Feuchtigkeit, bei welchem, ungeachtet der Menge der-

* Harkishen, ein Hindu der Brahmankaste, war, ehe er in unsere Dienste kam, Spitalgehülfe („Native doctor") zu Almora. Er war vorzüglich der Begleiter meiner Brüder Adolph und Robert. Auf dieser Route hatte er damals versucht, meinem bald darauf (26. Aug.) zu Kashgar gefallenen Bruder Adolph sich wieder anzuschließen. Aber erfolglos; Harkishen gelang es nicht, nördlich von Tibet vorzudringen.

selben, noch keine Condensation zu Nebelbläschen vor sich gegangen ist, zeigen sich nur große, gewaltige Massen ganz befriedigend, solche, bei denen schon die Entfernung der einzelnen Theile unter sich bedeutend genug ist, um auch bei sehr begünstigter Durchsichtigkeit der Luft den Unterschied der Schärfe und Helligkeit zwischen den einzelnen Theilen recht deutlich erkennen zu lassen. Hier allerdings, und im ganzen Hochasien, bewirkt dies schon die riesige Größe der Bodengestaltung, wo immer ein guter Standpunkt gewählt ist. Auch im Khassia-Gebirge und bei uns in den Voralpen noch, lassen sich meist Standpunkte finden, die selbst bei mehr als mittlerer Durchsichtigkeit der Luft genügen. Bei kleineren Gebirgen aber, oder wenn die Entfernungen, die man überblickt, nur sehr geringe sind, wird der Effect durch eine gewisse Verminderung der Durchsichtigkeit der Luft gehoben. Was ich von den heimathlichen fränkischen Höhenzügen wußte, hat sich auch in der tropischen Beleuchtung in Bahar, in Central-Indien und in Ceylon in gleicher Weise wiederholt. Trübung, die nicht zu stark ist, bringt Distanz in solches Bild, und dann erst trennen sich feine einzelnen Theile in genügender Weise; selbst der allgemeine Eindruck mittlerer Gebirge wird dadurch, im Entgegentreten mannigfacher Entfernungsunterschiede wenigstens, jenem der größeren Gebirge etwas ähnlicher.

Auch Wolkenschatten können ähnlich wirken und in kleinen Gebirgen „zu Nahes" trennen, wenn die Schatten nicht sehr weit sich ausdehnen. Solche Beleuchtung macht, daß Stellen, die sonst nur sehr wenig sich unterscheiden, ihrer topographischen Gestaltung wegen nun als helle und als dunkle Flächen sich begrenzen, und sehr bestimmte, unter sich abstehende Profillinien zeigen.

In geringer Entfernung oberhalb Kazi beginnt das Todi-Thal stark zu steigen und sich zu verengen. Rangrig, nur $2^1/_2$ Meilen entfernt, auf der rechten Thalseite, ist schon 13,048 Fuß hoch. Bei Ki, zur Linken des Thales, findet sich wieder eines der größeren buddhistischen Klöster; wie meist, so ist auch hier das Kloster auf einem das Thal beherrschenden Felsen gebaut. Die „Stadt," wie Ki selbst genannt wird, ist nach Drangkhar die größte in Spiti, nach europäischen Begriffen aber kaum ein mittelgroßes Dorf. Im Hintergrunde von Ki, gegen Nordosten, erhebt sich ein sehr schöner Schneegipfel, der Ki-Peak, 20,690 Fuß hoch.

Zwei Meilen thalaufwärts von Ki trennen sich die Wege; der eine, der zunächst im Todi-Thale bleibt, führt über den nur 14,931 Fuß hohen Kunzum- oder Kulzum-Paß nach Kardong in Lahol, also wieder in das westlich und etwas nördlich gelegene Himalaya-Gebiet hinaus. Dessenungeachtet bietet diese Linie, die auch den später zu erwähnenden Bara-Lacha-Paß einschließt, den günstigsten Verkehrsweg für Kanaur und Umgegend in der Richtung gegen Le, die Hauptstadt des westlichen Tibet. Harkishen kam diese Route 1857.

Mein Weg nach dem Parang-Passe hatte mich direct nach Norden geführt.

Der letzte bewohnte Ort, den ich traf, war Kibar, ungeachtet der bedeutenden Höhe von 13,607 Fuß noch permanent bewohnt; ihm gegenüber liegt Kikim. Der Anblick allerdings (der mir auch in Zeichnung Gen. Nr. 344 noch vorliegt) ist bescheiden genug. Dreißig bis vierzig Häuser, so dicht an einander gedrängt und in einander gebaut, daß die Zahl nicht leicht präcise anzugeben, stehen hier auf einer Terrasse des Bergabhanges. Sie sind durch einen Seitenkamm gegen Norden geschützt, in geringer Entfernung davon erheben sich auch Gehänge mit großen Firnmassen. Wenigstens sind die Gebäude hier fest aus Steinen, mit dicken Wänden, aufgeführt, nicht wie sonst in Spiti meist, aus schwachen in der Sonne getrockneten Thonstücken. Kalk allerdings ist auch hier fast nirgend angewandt; es fehlt das Material zum Brennen; holzbildende Gewächse giebt es hier nur in sehr kleiner Strauchform. Getreide wird noch gebaut; Gerste ist es, die hier wie überall in Tibet am höchsten hinaufreicht.

Durch eine Ravine vom Dorfe Kibar getrennt, steht ein großer Chorten, ein buddhistisches religiöses Monument. Dieses ist ein Chorten von ungewöhnlicher cylindrischer Gestalt, der an 20 Fuß Durchmesser und 30 Fuß Höhe hat; er erhebt sich auf einer Felsgruppe an dem Platze, wo die über den Parang-Paß ziehenden Karawanen zu lagern haben; auch meine Zelte waren da aufgeschlagen. Schafzucht und mittelbare Förderung des Handels ist

es, womit die Bewohner sich nähren. Dem Handel ist es günstig, ungeachtet mancher Terrainschwierigkeiten dieser Route, daß sie die erste von Osten her ist, welche nach Tibet führt, ohne Gebiete zu durchziehen, welche von chinesischen Behörden beeinflußt sind. Selbst für die Unterhaltung des Weges wird etwas Sorge getragen, mehr als sonst in diesen Regionen zu erwarten ist. So fand sich, noch sechs Meilen oberhalb Kibar, ein ganz gut angebrachter, auch recht gut erhaltener Sankho, eine Holzbrücke. Sie führte über den Pakize-Bach, der in einer tief eingeschnittenen, engen Seitenravine auf der linken Thalseite sich herabzieht. Abgesehen von der Tiefe der Schlucht, wäre diese Stelle auch deshalb mehr als gewöhnlich schwierig, weil hier die Wände viel steiler und unregelmäßiger gestaltet sind. Das Treibeis und die Lawinenreste, die im Frühjahr bei der starken Neigung dieses Seitenthales mit großer Heftigkeit hier hinabgerissen werden, unterwühlen sehr stark die Gehänge; sowohl seitliche Aushöhlungen als Wände, durch Felsenbruch entstanden, zeigten sich an vielen Stellen.

Noch mußte ich einmal vor dem Passe lagern, obwohl die Entfernung von Kibar nicht groß war; doch mit belastetem Gefolge vermeidet man, wenn immer möglich, einen Tagemarsch so zu begrenzen, daß ein Paßübergang den Schluß desselben bildet; nicht nur die Anstrengung des Ansteigens soll nicht in die letzten Stunden des Tages fallen, auch die Veränderlichkeit des Weges, sobald er Firn- und Gletscherregionen zu durchziehen hat, ist sehr zu berücksichtigen. So geschieht es, daß auf allen Verkehrslinien hier, wenn sie über hohe Pässe führen, eine Haltestelle möglichst nahe am Passe auf jeder Seite desselben sich findet, wovon aber der Wanderer nur jene benutzt, in welche ihn der ansteigende Weg führt.

Unser Lagerplatz war 16,150 Fuß hoch; die Zelte waren noch in jenem Theile des Thales aufgeschlagen, der steil und eng ist, um durch die Felsen etwas gegen die Heftigkeit etwaigen kalten Nachtwindes geschützt zu sein. An fünfzig Fuß höher, aber noch durch eine ausgedehnte Thalfläche getrennt, enden zwei Gletscher, die sich vom Parang-Kamme herabziehen. Die Thalfläche ist dort mit einer dicken Lage von Schlamm und Sand bedeckt, in welche nun, nach Abfluß des einst diese Stelle bedeckenden kleinen Alpensees, der Gletscherbach in unzähligen Verzweigungen sich tief eingeschnitten hat, was den Marsch sehr erschwert. Nach den mittleren thermischen Verhältnissen für Tibet, wie ich sie im vierten Bande der „Results“ zusammenstellte, ergäbe sich für 16,150 Fuß Höhe ein Jahresmittel von + 1.2 C. In den Alpen entspräche solche Temperatur der Lage mittelhoher Alpenhütten. Hier aber ist die Temperatur entschieden durch die absteigenden kalten Luftströme aus den Firnmeeren niedriger, und es zeigen sich noch jetzt viele Reste von Wintereis in den etwas geschützten Lagen.

Am Morgen vor dem Aufbruche entwarf ich noch ein Bild dieser Gletscherregion als Aquarell. Der Höhenunterschied vom Lagerplatze zum Paßübergange beträgt nicht ganz 2500 Fuß, und es bieten sich auch nach den anderen Richtungen hin Dimensionen relativer Höhe, wie sie wiederholt in unseren centralen Alpengebieten vorkommen.

Das Gestein zeigt sich vorherrschend als graue Kalkschichten, die zum Theil mit etwas dunkleren thonigen Kalklagen abwechseln; Petrefacte, deren sich einige fanden, ließen das Gestein als zur älteren Juraformation gehörend erkennen. An mehreren Stellen sah ich große Kalkspathadern, die vielfach gekrümmt die Felsenmasse durchzogen.

Hier, auf der Südseite, sieht man nur das Streichen, in nahezu horizontalen Linien. Am Passe und jenseits desselben findet man deutliches Fallen, gegen Norden mit 40 bis 45° Neigung. In der Verwitterung zeigt sich ein Vorherrschen gerundeter Formen, was zusammenhängt mit den horizontal anstehenden Schichtenköpfen, sowie mit dem Zerfallen des Gesteines in ziemlich kleine Fragmente, wo immer der Thon etwas reichlich dem Kalke beigemengt ist.

Als die günstigste Stelle in der uns vorliegenden Parang-Kammlinie ließ sich eine Einsattlung, der Parang-Paß, benutzen, die ganz schneefrei war und zu welcher der Weg, ein wenig zur Seite des kleineren der Firnmeere, über schneefreie Gehänge emporführte.

Mit dem allmäligen Ansteigen hatten wir die Beschwerden der Luftverdünnung

zu fühlen begonnen, doch war dies bei ziemlich ruhiger Luft auch auf der Paßhöhe, 18,500 Fuß, nicht sehr schlimm geworden. Leider sollte ich hier die Höhe des Passes nicht selbst bestimmen können; was ich soeben angegeben, ist die von Cunningham erhaltene Höhe. Mein Siedethermometer hatte einer von jenen Kulis bei sich, die als erste Gruppe vorangegangen waren, und das schöne Heberbarometer von Greiner, das ich bis jetzt gewöhnlich benutzte, hatte die kürzere der beiden Röhren nicht lang genug, um vollkommen senkrecht gestellt zu werden, ohne sehr viel Quecksilber durch Ausfließen zu verlieren. Durch schiefes Aufstellen und Bestimmung der Neigung mit jenem Klinometer, das ich zum Messen der Neigung der Gesteinsschichten benutzte, ließ sich zwar der Barometerstand zu 15.3 Zoll annähernd erhalten; doch spätere directe Vergleiche zwischen verticalem und geneigtem Barometer zeigten, daß dieses Neigen, wie zu erwarten, nicht die genügende Schärfe bietet.

Der Parang-Kamm bildet hier die Grenze des englischen Gebietes. Was jenseits, auf der Nordseite, folgt, ist die Provinz Rupchu, ein Theil des Königreichs Ladak.

Auf der Nordseite des Passes waren die Abhänge nirgend schneefrei; Firnmeere, in einen großen Gletscher endend, waren zu überschreiten. Das Gletschereis zeigte sehr schön die Abwechslung blauen und weißen Eises in der Form von „Ogiven" oder von Bogen, die in den unteren Theilen des Gletschers stetig spitzer werden; er hatte keine Mittelmoränen, aber zwei Firnmoränen. Das Letztere sind Firnmassen, zwischen dem Eise eingeklemmt; in ihrer Lage und Richtung vertreten sie die Steinmoränen der Mitte, und zwar an solchen Stellen, wo die Bodenerhebungen, welche in der Tiefe einzelne Theile des Firnbeckens unter sich trennen, nicht hoch genug sind, um ganz aus der Firndecke emporzusehen. Eine solche Firnmoräne hatte ich zuerst mit Adolph zu beobachten Gelegenheit, als wir den Pasterzengletscher am Großglockner untersuchten. In den Gletschern Hochasiens, wo so häufig die Firnmulden sehr groß sind, ohne, an der Oberfläche wenigstens, secundäre Gliederung des Raumes zu zeigen, treten solche Firnmoränen um so öfter auf; fast immer weist ihre Richtung, wenn nach aufwärts verlängert gedacht, auf eine markirte Stelle im Kamme hin, mit welcher sehr wohl unter dem Firne Gliederung der Mulde durch verhältnißmäßig niedere, aus dem Firn nicht hervorragende Felsenkämme sich verbinden kann.

Neu aber war mir, was nun am unteren Ende des Gletschers hier folgte, nämlich eine an 20 Fuß dicke horizontale Eislage, welche in der Länge von nahezu einer Meile in solcher Mächtigkeit das Thälchen hier ausfüllte, daß man, wenigstens zur Zeit meines Ueberganges am 18. Juni, nirgend seitlich zwischen dem Eise und den Wänden der Thalgehänge hätte durchkommen können. Wasseranstauungen durch Lawinen, in ihrem Volumen vermehrt durch Zusammenwirbeln von Schnee in dieser beinahe rings eingeschlossenen Senkung, sind als die Ursache zu betrachten. In einzelnen Jahren mag sich die hier entstehende horizontale Eislage, oder wenigstens ein Theil ihres Volumens, von einem Winter zum andern als zusammenhängende Decke erhalten; dies schien mir auch für das vorliegende Jahr sehr wahrscheinlich. Jedenfalls bleiben selbst in warmen Jahren bis zum Wiedereintritt des Winters große Massen übrig, wenn auch unter sich durch freie Stellen getrennt.

Bis Norbu, einem Sommerdorfe bei 15,946 Fuß Höhe, das 25 engl. Meilen nordöstlich vom Pasang-Passe liegt, folgte auch meine Route dem Verkehrswege, wie er gewöhnlich genommen wird. Dieser führt von hier über einen östlich gelegenen Seitenkamm nach Hanle und von dort das Thal gleichen Namens hinab zum Indus.

Hanle ist ein buddhistisches Kloster mit zwanzig Lamas. Ungeachtet einer Höhe von 15,117 engl. Fuß während des ganzen Winters bewohnt — ist es der St. Bernhard* Hochasiens.

---

* Höhe des St. Bernhard 8114 engl. Fuß = 7613 Par. Fuß.

Als ein anderes unmittelbares Analogon in den tibetischen Verhältnissen mit jenen in Europa ist noch beizufügen, daß das Goldsuchen, so lange es Ertrag liefert, wiederholt Höhenaufenthalt — und zwar permanenten, den Winter einschließend — veranlaßt hat, der die absoluten Extreme bildet. Für Hochasien ist als ein solcher Punkt die in den letzten Jahren entstandene Aufenthaltsstelle Thok Jalung in den Goldfeldern von Central-Tibet zu nennen. Ungeachtet einer Höhe von 16,330 Fuß und einer Beschränkung der Wohnstätten auf Wollzelte aus den Haaren des tibetischen Yak (Bos

Die von mir einzuschlagende Richtung aber verließ bei Norbu schon diese Karawanenlinie. Ich wandte mich nämlich, meist durch Wüste ziehend, in die Region der Salzseen.

Australische Wilde.

Von Australien kann man mit demselben bildlichen Wort, das man auf Afrika angewendet hat, sagen: „Viele Fußstapfen führen in des Löwen Höhle hinein, wenige hinaus.“ Hunger, Durst, giftige Schlangen und tückische Eingeborne sind die schlimmsten der Feinde, die auf den Forscher lauern. An vielen Stellen des Innern vermehren sich die Qualen, denen der Wassermangel ihn aussetzt, sobald der Wind sich erhebt. Den Tag über hat die Sonne vom wolkenlosen Himmel gebrannt, der Abend hat keinen erquickenden Thau gebracht und nun kommt die Nacht, und wie von ihren Fittigen getragen stellt sich ein Wind ein, heiß wie aus einem Backofen und hält bis zum Morgen an. Hat eine Reisegesellschaft ein paar Tage kein Wasser gefunden, so wird dieser heiße Wüstenwind den Pferden sehr gefährlich. Welches Schicksal der Menschen harrt, die fern von Ansiedlungen ihre treuen Thiere einbüßen, brauchen wir nicht zu sagen. In der nordamerikanischen Wildniß, wo die Gefahr des Verhungerns und Verdurstens lange nicht so groß ist, wie in der australischen, wird der Pferdedieb dem Mörder gleich behandelt.

Niemand hat die Ansiedler und Entdeckungsreisenden gezählt, die von Eingebornen ermordet worden sind. Wahrscheinlich gehört auch unser unglücklicher Landsmann Ludwig Leichardt zu ihnen. Auf einer Reise, die er zur Auffindung eines Weges von Sydney quer durch den Continent zur Westküste gemacht hat, ist er spurlos verschwunden (1848). Er war ein zu erfahrener und zu praktischer „Buschmann,“ als daß sich annehmen ließe, er habe sich wie Sturt und andere Reisende in Wüsten verirrt und sei aus Mangel an Wasser und Nahrung umgekommen. Es liegt auch die Aussage einer Eingebornen vor, daß Leichardt mit seiner ganzen Gesellschaft an einem Bache, vierzig deutsche Meilen vom Condamine entfernt, von den Wilden umzingelt und erschlagen worden sei.

Unzweifelhaft ist die Ermordung Cunningham's, der mit Major Mitchell an einer der wichtigsten Forschungsreisen theilgenommen hat, durch die Eingebornen. Cunningham hatte allein eine Erkundung vorgenommen und kam nicht wieder. Nachdem man ihn lange vergebens gesucht hatte, entdeckte man nach und nach bei mehreren Wilden Sachen, die ihm unzweifelhaft gehört hatten. Ein Beamter der berittenen Polizei wurde nun mit Nachforschungen beauftragt. Zwei Mitglieder eines friedlichen Stammes verriethen ihm, daß ein Weißer erschlagen worden sei, und nannten die Namen der Mörder. Sie dienten dem Beamten als Führer, und dank ihrer Hülfe gelang es, vierzig Wilde am Ufer eines Sees so plötzlich zu überfallen, daß kein Widerstand geleistet werden konnte. Bei den Gefangenen fand man wieder Sachen Cunningham's und bekam drei der vier Mörder ausgeliefert. Nach dem Geständniß derselben war ein Weißer, während sie an einem Flusse lagerten, zu ihnen gekommen und hatte ihnen durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er Hunger habe. Sie hatten ihm von ihren Lebensmitteln gegeben und ihn in ihr Lager mitgenommen. In der Nacht, erzählten sie, war er mehrmals aufgestanden und ihnen dadurch verdächtig geworden. Nachdem sie seinen Tod beschlossen hatten, schlich sich Einer hinter Cunningham und schlug ihn mit seiner Keule auf den Kopf, worauf die Uebrigen hinzusprangen und ihn mit ihren Waffen vollends tödteten. Die Ueberreste des Ermordeten wurden aufgefunden und bestattet. Von den Mördern entsprangen noch zwei, so daß blos einer nach Sydney gebracht werden konnte, um dort seine Strafe zu empfangen.

Nicht viele sind der Wilden, welche Reisenden Vorschub geleistet haben. Eine ehrenvolle Erwähnung verdient Moyengully, der Häuptling eines Stammes, der von den

grunniens) ist Thok Jalung doch schon den dritten Winter jetzt bewohnt geblieben. Für Europa hatte ich schon früher anzuführen, daß die Hütten des Bergwerks „Goldzeche auf der Fleuß“ in Kärnthen, Höhe 9155 engl. Fuß = 8590 Par. Fuß, ebenfalls im Winter, aber nur in jenem des Jahres 1848/49, bewohnt waren. (Untersuchungen über die Alpen, I. S. 323.)

Engländern Nattai genannt wird, weil er in der wilden Gegend, welche die Quellen des Nattai enthält, seine Zufluchtsorte besitzt.

Als dieses Gebiet, das zu Neu-Süd-Wales gehört und an die Blauen Berge angrenzt, vermessen wurde, leistete Moyengully Dienste, ohne die jene Aufgabe wahrscheinlich nicht gelöst werden konnte. Denn diese ganze Gegend ist ein Gewirr von Schluchten, zwischen deren hohen und senkrechten Wänden sich zurechtzufinden blos einem Eingebornen gelingt. Jetzt bricht man in einem zu dieser Einöde gehörenden Steinbruch einen krystallinischen, mehrfar- als ihr Eigenthum. Man gewahrt dies, wenn man einen Führer in einen andern Theil des Landes mitnimmt. Vorsichtig vermeidet dieser jedes dichte Gebüsch und nähert sich Wasserstellen nur mit sichtbarer Aengstlichkeit. Er fühlt sich als Fremder und vermeidet eine Begegnung mit den Herren des Gebiets. Nicht selten stößt der Reisende, der eben einen friedlichen Stamm verlassen hat, wenige Schritte weiter auf einen feindlichen. Auf der andern Seite sind große Gegenden, zum Beispiel die Uferlandschaften des Darling, von Wilden bewohnt, die sich dem Fremden gefällig zeigen.



Talambé. (Australischer Knabe.)

bigen Marmor, der in Sydney zu Kamineinfassungen, Tischen und andern Gegenständen verwendet wird.

Da die Forschungsreisenden, der Sprache der Wilden meistens unkundig, die Stämme nach den Flüssen benannten, an denen sie denselben begegneten, so kann es sein, daß derselbe Stamm in einer und derselben Reisebeschreibung unter mehreren Namen vorkommt. Flüsse, die das ganze Jahr hindurch strömen, sind selten und der Wassermangel nöthigt die Eingebornen häufig, von einem zum andern zu wandern. Im allgemeinen halten sie sich aber in einer bestimmten Gegend auf und betrachten sie

Myalls, Wilde, werden die dem Europäer feindlichen Stämme von den Eingebornen genannt, mit denen sich ein Verkehr angeknüpft hat. In einzelnen Fällen greifen diese Myalls zu verzweifelten Mitteln, die Fremden von ihrem Gebiet zu verscheuchen. Als ein neuerer Schriftsteller in der Nähe des Lachlan-Flusses einen Bergrücken erstieg, hatte er einen überraschenden Anblick. „Von allen Gipfeln der Berge," erzählt er, „stieg Rauch empor, selbst von dem höchsten Theil der Masse, auf der ich stand. Eingeborne zeigten sich nicht und ich konnte nicht begreifen, was sie auf allen den Bergen, über denen

Rauchwolken schwebten, zu thun haben könnten, da sie sich am liebsten in Thälern und bei Wasserstellen aufhalten. Die Gegend, die ich überblickte, bot einen anmuthigen Wechsel von Bergen und Thälern dar, aber Wasser fehlte. Da von einer Fläche im Westen ebenfalls Rauch emporstieg, so vermuthete ich, daß wir dort eine Lache finden würden, doch war mir der Ritt dahin zu mußten wir dicht an den brennenden Wäldern vorbeireiten. An den vielen Punkten, von denen die Flammen sich verbreiteten, sahen wir, welche Mühe die Eingebornen sich gegeben hatten, uns in einen Feuerkreis einzuschließen. Mächtige Bäume stürzten jetzt mit einem Krachen so laut wie Donner zusammen, andere neigten sich bereits zum Falle. Fünf englische Meilen weit



Moyengully, König von Nattai.

weit. Ich kehrte nun zu der Gegend zurück, woher ich gekommen war, und sah auch über ihr dichte und ausgedehnte Rauchwolken. Wir ritten nun, bis die Nacht in einem ausgedehnten Casuarinen-Busch uns überraschte. In der Nacht sagte uns das Krachen fallender Bäume, daß das Feuer näher komme und Einer von uns wachte immer, während die Andern mit den Waffen neben sich schliefen. Am nächsten Morgen ritten wir durch Dampf und Feuer und mußten jeden Augenblick eines Ueberfalles gewärtig sein."

Die Wilden, welche dieses Mittel zur Vertreibung ihrer weißen Freunde angewendet hatten, lebten in einer sehr wasserarmen Gegend, wo sie der Bäume, welche sie gleichwohl zerstörten, dringend bedurften. In der dürren Jahreszeit graben sie nämlich die Wurzeln aus und stillen ihren

Durst mit dem Safte. Man trifft sie oft, wie sie Baumwurzeln in Stücke zerschneiden, zunächst die Rinde abschälen, um sie zu kauen, und dann die Wurzelstücke eines nach dem andern in den Mund nehmen und den Saft aussaugen. Der häufige Hunger, dem sie unterliegen, verräth sich in ihrer Magerkeit.

Es giebt indessen Männer von wahrhaft athletischen Formen unter ihnen und neben abstoßender Häßlichkeit zeigt sich zuweilen eine Art von Schönheit, soweit ausdrucksvolle und milde Gesichtszüge sie zu verleihen vermögen. Unter den Knaben namentlich sieht man manchen, von dem man meinen sollte, daß er in einem europäischen Hause, bei guter Erziehung und angemessener Nahrung, zu einem intelligenten und hübschen Jüngling ausgebildet werden könnte.

Ihre Knaben pflegen die Wilden ganz mit grünen Zweigen zu behängen, so daß blos der Kopf und die Beine unbedeckt bleiben, und ihnen Emu-Federn in das wildgelockte Haar zu stecken. Die Eltern sehen, wenn sie sich zum Schutz gegen Insecten mit nassem Thon bestreichen, wie graue Känguruhs aus.

Einer der früheren und in Entdeckungen glücklichsten Erforscher des Innern lernte am Bogan einen Stamm kennen, dessen Eigenthümlichkeiten selbst ihm, dem erfahrenen Reisenden, neu waren. Die ersten Wilden des Stammes, die er traf, waren ein Mann und ein Knabe. „Als ich mit einem grünen Zweig auf sie zuging," beginnt er seine Erzählung, „ergriff der Mann auch einen grünen Zweig, schwenkte ihn über dem Kopfe und winkte mir, mich zu ent-



Eingeborner von Bogan.

fernen. Er und der Knabe warfen Staub in die Höhe, den sie auf eine geschickte Weise mit den Zehen faßten. Diese Zeichen des Mißtrauens und der Feindseligkeit waren zu deutlich, um mißverstanden werden zu können. Als ich mich mit meinen Begleitern hundert Schritt von ihm auf den Boden setzte, ergriff er einen Speer. Endlich zog er sich langsam zurück, stimmte einen Kriegsgesang an und machte Zeichen, daß er seinen Stamm holen wolle.



Tanz der Wilden nach einem Schusse. (Australien.)

Sein Knabe fand seinen Stolz darin, fortwährend Staub gegen uns aufzuwerfen.

„Am Nachmittage zeigten sich die Männer des Stammes, alle mit grünen Zweigen, die bei ihnen aber nicht, wie bei allen andern Wilden, ein Zeichen des Friedens, sondern des Krieges waren. Sie schwangen dieselben mit drohenden Geberden und verlangten offenbar, daß wir uns entfernen sollten. Als ich auf sie zuging, wurden

ihre Geberden heftiger und sie würden wohl zu Feindseligkeiten geschritten sein, wenn nicht unser Schmied, der in einiger Entfernung an seinem Amboß arbeitete, ihre lebhafte Neugier erweckt hätte. Meine Leute unterstützten mich in meinen Bemühungen, die Eingebornen friedlich zu stimmen, aber diese fuhren fort, ihre Zweige zu schwingen und Staub gegen uns zu werfen. Ich schenkte nun dem Manne, der ihr Anführer zu sein schien, ein Beil, das er annahm und dessen Nutzen er kannte, da er ein Stück trockenes Holz damit spaltete. Zwei andere Wilde, kräftige, stämmige Bursche, griffen nun nach meinen Pistolen im Gürtel und ich zog eine heraus und schoß nach einem Baume. Ich that das, weil ich neugierig war, welche Wirkung der Schuß auf sie machen würde. Die Scene, die jetzt folgte, werde ich nie vergessen. Als ob sie schon früher geahnt hätten, daß wir Teufel wären und jetzt den vollständigen Beweis erhalten hätten, wiederholten sie ihre Herausforderungen mit zehnfacher Wuth und begleiteten sie mit Sprüngen und wildem Geschrei, indem sie ihre Speere schwangen und Staub in die Höhe warfen. Langsam zogen sie sich zurück und tanzten dabei, wie Macbeth's Hexen, im Kreise. Diese Manieren wichen von denen aller andern Wilden so ab, daß ich annahm, diese Eingebornen müßten mit allen andern Stämmen ringsum im Kriege leben und daher in Jedermann einen Feind sehen."

Am andern Tage kamen sie wieder und änderten ihr Betragen. An ihrer Spitze schritt ein alter Mann mit langem Bart und buschigem Haar, der um so mehr an die Druiden erinnerte, als er einen Mantel von Fellen um die Schultern geschlungen hatte und eine Art von Hymne sang. Zuweilen berührte er seine Augenbrauen, seine Nase und seine Brust mit den Fingerspitzen, deutete dann mit den Armen, seinen Gesang immer fortsetzend, gen Himmel und schlug sich mit den Händen auf die Brust. Nicht lange, und alle Wilden hatten sich um den Schmied versammelt, der auch an diesem Tage arbeitete. Sie stahlen ihm Alles, was ihnen unter die Hände oder Füße kam. Während der Eine mit einem Beile davonlief, griff der Andere nach einem Hammer, und sie setzten das so lange fort, bis der arme Schmied sein ganzes Handwerkszeug verloren hatte. Auf sein letztes Eigenthum, ein Beil, setzte ein Wilder den Fuß und schob es, rückwärts gehend, auf dem Sande mit sich fort. Der ehrwürdige Druide wurde dabei ertappt, wie er ein neues Hufeisen in einem hohlen Baum versteckte, um es sich bei gelegener Zeit zu holen.

So äußerst gering die Cultur der australischen Wilden ist, verstehen doch einige der am Darling wohnenden Stämme ihre Begräbnißplätze sinnig zu schmücken. Einer dieser „Milmeridien" ist schön wie ein europäischer Park. Die aus rother Erde gewölbten Grabhügel erheben sich unter der Akazienart mit hängenden Zweigen, die wohl der schönste Baum Australiens ist. Casuarinen mit dunklen Blättern sind in Gruppen vertheilt. Wege ziehen sich in anmuthigen Schlangenlinien durch das Ganze und verlieren sich jenseits des Kirchhofs im Walde. „Mit aller unserer Kunst können wir für unsere Todten nicht mehr thun, als diese armen Wilden," urtheilt jeder Europäer, welcher diesen Milmeridien sieht.

Gleich den Tausenden seiner Söhne, die in der Wildniß modern und deren Gräber Niemand kennt, wird das ganze Volk spurlos von der Erde verschwinden. Wie ließe sich die Geschichte eines Geschlechtes schreiben, das selbst keine Tradition hat und das bildungslos ist? Daß jemals ein Chateaubriand, Longfellow oder Cooper für diese Australier sich finden werde, möchten wir bezweifeln. Die Rothhäute Amerika's sind von der Poesie gefeiert worden, die rohen und schmutzigen Schwarzen Australiens können keinen Dichter begeistern.

Die Farbenharmonie.

Von

Paul Reis.

(Fortsetzung.)

Die Entstehung der Farben.

Wie der weiße Sonnenstrahl aus den Spectralfarben zusammengesetzt ist, so bestehen auch die Strahlen anderer weißglühenden Körper, wie des Knallgaslichtes,

des Magnesiumlichtes, des elektrischen Kohlenlichtes, eines weißglühenden Metalles aus denselben Farben. Ist die Hitze glühender Metalle nicht groß genug, so mangeln in ihrem Lichte die höchsten Schwingungszahlen, die blauen und violetten Bestandtheile. Das Licht erhält dadurch, weil jetzt die rothen und gelben Strahlen überwiegen, einen mehr gelben Schein, wie das Gas- und Lampenlicht. Bei noch geringerer Hitze verschwinden auch die grünen und gelben Strahlen und nur Rothgluth bleibt übrig. Doch giebt es auch Stoffe, wie Metalldämpfe und verdünnte Gase, welche nur wenige Schwingungszahlen, nahezu homogenes Licht ergeben. Man erfährt dies alles dadurch, daß man den Strahl irgend eines Lichtes durch das Prisma zerlegt oder das Licht mit dem wohlbekannten Spectralapparat betrachtet.

Wenn nun auch alle selbstleuchtenden Körper die Spectralfarben ausstrahlen, so sind dieselben doch im Leben und in der Natur nur selten rein, nämlich nur im Regenbogen zu beobachten. Und dennoch sind alle Farben sowohl im Leben als in der Natur aus diesen Spectralfarben gebildet; sie sind Combinationen derselben, entstehen durch sie, verändern sich und verschwinden mit ihnen. Um dieses zu beweisen, müssen wir die Entstehung der Farben des Lebens und der Natur ins Auge fassen. Wir betrachten zuerst

1) Die Körperfarben oder die Farben der Farbstoffe. Der Maler, der Färber, der Tüncher nennen die Stoffe Farben, mittels deren sie den Körpern ein farbiges Gewand verleihen. Wir nennen diese Stoffe nicht Farben, sondern Farbstoffe; sie sind nicht Farben an sich, sie sind nur Träger dieser Farben; sie tragen dieselben auch nicht durch sich, sondern durch das Licht, was auf sie fällt; ohne dieses Licht haben sie keine Farbe und ihre Farbe ändert sich mit dem Lichte. Die Farbstoffe erhalten nämlich ihre Farbe dadurch, daß sie von dem auf sie fallenden Lichte einen Theil der Farbenbestandtheile in sich aufnehmen, verschlucken oder absorbiren und sich dadurch, indem sie Aetherschwingungen in Körperschwingungen verwandeln, erwärmen, und daß sie nur den restirenden Theil zurückwerfen; es kann also auch nur dieser restirende Theil in das Auge gelangen und bringt dort den Eindruck hervor, als ob der Körper diesen Rest ausstrahle, der sich im Auge vermischt und daher dem Körper einen einheitlichen Farbenausdruck verleiht. Strahlt ein Körper von dem auffallenden weißen Lichte gar nichts zurück, sondern verschluckt er das ganze Licht, so nennen wir ihn schwarz. Absolut schwarze Körper giebt es nicht; sie reflectiren immer wenigstens noch eine Spur von Licht. Strahlt ein Körper dagegen alle Bestandtheile des auf ihn fallenden weißen Lichtes in gleichem Maße zurück, so nennen wir ihn weiß. Verschluckt ein Körper alle Strahlen bis auf die gelben, die er allein zurücksendet, so erscheint er homogen gelb; verschluckt er aber die blauen Strahlen und sendet alle übrigen, die sich bekanntlich zu dem complementären Gelb vereinigen, zurück, so erscheint er zwar ebenfalls gelb, aber das Gelb ist jetzt ein zusammengesetztes, das übrigens dem homogenen vollkommen gleich sein kann. Jetzt erklärt es sich leicht, warum bei Lampen- und Gaslicht Gelb und Weiß, sowie Blau und Grün einander gleichen. Lampen- und Gaslicht enthält nur wenig blaue Strahlen, hat daher eine gelbe Farbe. Fällt dieses gelbe Licht auf einen gelben Körper, so wird es von demselben vollständig zurückgeworfen, weil eben ein gelber Körper ein solcher ist, der das gelbe Licht reflectirt. Ein weißer Körper reflectirt bekanntlich alles Licht; da jetzt nur gelbes Licht auf ihn fällt, so kann er auch nur solches reflectiren; er reflectirt also dasselbe Licht, wie der gelbe Körper, sieht daher auch aus wie dieser. Da das gelbe Licht keine blauen und violetten Strahlen enthält, so kann ein blauer Körper auch solche nicht reflectiren; er reflectirt nur die übrigen; diese geben in ihrer Vereinigung Grün, daher sieht der blaue Körper grün aus. Diese Erscheinungen finden um so weniger statt, je weniger gelb das Licht ist, je weißer dasselbe glüht, je besser also das Gas und je vollständiger die Verbrennung ist; bei guter Gasbeleuchtung sind dieselben daher wenig merklich.

Wenn ein Körper von dem auf ihn fallenden weißen Lichte zwar alle Bestandtheile in gleichem Maße, aber in geringem Maße reflectirt, so ist er Grau. Da Weiß alles Licht und Schwarz gar kein Licht reflectirt, so muß eine Mischung von Weiß und Schwarz alle Lichtstrahlen in geringem

Maße zurückwerfen, also grau aussehen. Wirklich entsteht auch Grau durch Mischung von schwarzen und weißen Farbstoffen, durch Gewebe aus weißen und schwarzen Fäden, oder durch Verdünnung von Schwarz. Grau ist in unserer Zeit sehr wichtig geworden; man sieht kaum mehr Damenkleiderstoffe, und zwar von allen Farben, welche nicht einen Zusatz von Grau enthalten, der oft so stark ist, daß man die Farben kaum mehr erkennen kann. Und im letzten Sommer war die ganze männliche Jugend fast ganz Grau in Grau gemalt. Grau ist eigentlich die Signatur unserer Zeit, wozu es nicht wenig paßt, daß wir sogar vor der Zeit grau werden.

So wie einer Farbe grau zugemischt sein kann, so kann sie auch Weiß oder Schwarz enthalten. Eine Farbe, der weder Weiß noch Schwarz, also auch kein Grau zugemischt ist, welche demnach nichts Anderes enthält als ihre Farbe, welche so viel Farbe ist als nur möglich, wird gesättigte Farbe genannt. Die gesättigtesten Farben sind die reinen Spectralfarben, sie bieten Farbenpracht im wahrsten Sinne des Wortes. Jeder, der zum ersten Male ein Sonnenspectrum, ja nur das Spectrum eines weißglühenden Platindrahtes oder einer Gasflamme sieht, bricht unwillkürlich in Aeußerungen der Verwunderung über die Schönheit dieser Farben aus. Aber schon die Mischung von zwei Spectralfarben büßt an Sättigung ein; denn von zwei Farben werden alle drei Fasern des Sehnervenfadens gereizt, welcher Reiz vereinigt Weiß erzeugt, das sich der Mischfarbe zusetzt und dadurch den Ton derselben schwächt, ihre Sättigung herabstimmt. So viel aber die Farbe an Sättigung verliert, gewinnt sie an Helligkeit; sie wird durch Zumischung von weißem Lichte heller, lichtkräftiger, leuchtender. Die Maler machen davon Anwendung; sie setzen weiße Lichter auf, wo eine Farbe besonderen Glanz bieten soll. Auch die Körperfarben enthalten meist etwas Weiß beigemischt, erreichen daher an Sättigung die Spectralfarben nicht. Dies kommt daher, daß die Absorption, durch welche ja die Körperfarben entstehen, nicht an der äußeren Oberfläche der Körper stattfindet, sondern erst unter der Oberfläche in den äußersten Schichten der Körperatome. In diesen Schichten werden einzelne Farbenbestandtheile des auftreffenden Lichtes absorbirt, indem sie in Körperschwingungen oder Wärme verwandelt werden; die übrigen Farbenbestandtheile werden reflectirt, aber erst am Grunde dieser Schichten, nicht an der Oberfläche selbst. Nun wird aber auch an der Oberfläche selbst Licht zurückgeworfen, und zwar natürlich dasselbe Licht, das auf dieselbe fällt, also gewöhnlich das weiße Tageslicht. Das von den Körpern ausgehende Licht besteht demnach aus zwei Theilen, aus dem von den tieferen Schichten reflectirten farbigen Lichte, das die Körperfarbe bildet, und aus dem von der Oberfläche zurückgeworfenen weißen Lichte, das sich dem farbigen Lichte beimengt und daher die Farben weniger gesättigt, aber heller macht. Hieraus folgt, daß die meisten Körperfarben ungesättigt, daß sie weniger farbenkräftig, weniger farbenreich als die Spectralfarben sind, was bei der Vergleichung sofort in die Augen springt. Sie sind häufig durch Weiß geschwächt, ihre Farben nähern sich dem Helldunkel oder Clairobscür. Sehr häufig sind sie aber auch mit Dunkel gemischt, also, da sie dann Weiß und Schwarz enthalten, durch Grau geschwächt, sie sind gebrochene oder ternäre Farben oder Grau's. Daß die Farben Schwarz enthalten können, folgt einfach daraus, daß an vielen Stellen die in die obersten Schichten dringenden Lichtstrahlen ganz vernichtet, ganz in Wärme verwandelt werden; deshalb wird von vielen Stellen aus den tieferen Schichten kein Licht reflectirt, diese Stellen erscheinen dunkel. Dieses Dunkel mischt sich ebenso mit den reflectirten Farben wie das Weiß von der Oberfläche und bildet so das mit den Farben verbundene Grau. Besonders viel Schwarz entsteht bei dem Mischen von Farbstoffen, ganz im Gegentheil zur Mischung der Farben. Das Mischen der Farben ist ein Addiren von Licht, wodurch, wie schon erwähnt, nach Young's Theorie sich Weiß bildet. Das Mischen von Farbstoffen oder Pigmenten oder farbigen Flüssigkeiten dagegen ist ein Subtrahiren von Licht. Ein blaues Pigment z. B. verschluckt vorzugsweise die rothen und gelben, ein gelbes die blauen und violetten Strahlen. Wenn die beiden Pigmente gemischt sind, so wirft das blaue zwar die blauen, grünen und violetten Strahlen zurück; aber nun verzehrt das gelbe Pigment noch die

blauen und violetten Strahlen, so daß nur die grünen übrig bleiben. Dieses Grün aber ist sehr dunkel und schmutzig, weil eben zahlreiche Strahlen des auftreffenden Lichtes, die gelben, blauen, rothen und violetten absorbirt wurden und dadurch sehr viel Schwarz entstand. Mischt man ein rothes, grünes und violettes Pigment, so müssen sogar alle Farben verlöschen, weil die von dem einen Stoffe noch reflectirten Farben von dem anderen absorbirt werden; schwarz wird aber die Mischung nicht, weil die Oberfläche Weiß reflectirt, das sich mit dem Dunkel zu Grau verbindet. Dagegen erhält man vollkommene Dunkelheit, wenn man farbig durchsichtige Körper auf einander legt und durch dieselben sieht, weil dann von reflectirtem Lichte nicht mehr die Rede sein kann; z. B. ein rothes Glas läßt nur rothe und gelbe Strahlen durch, absorbirt also die grünen und blauen, während ein grünes Glas nur die grünen und blauen Strahlen durchläßt, also die rothen und gelben absorbirt; die rothen und gelben Strahlen also, die aus einem rothen Glase ausschließlich hervortreten, werden von dem grünen Glase verschluckt, wodurch fast absolute Dunkelheit beim Durchsehen entsteht und nur noch das allerintensivste Licht erblickt werden kann. Man benutzt daher solche Glasverbindungen zum Beobachten der Sonne und der partialen Sonnenfinsternisse. Schwarz entsteht auch im reflectirten Lichte, wenn auf einen Stoff nur solches Licht fällt, das er absorbirt, z. B. auf grüne Blätter das Licht von Rothfeuer, oder auf rothe Wangen das von Grünfeuer, woraus sich erklärt, daß dieselben bei jener Beleuchtung schwarz erscheinen.

2) Die Interferenzfarben. Nicht alle in der Industrie auftretenden Farben sind Absorptionsfarben, viele entstehen auch durch Interferenz, so die in Kleiderstoffen so häufigen Schillerfarben, wie auch die Nobili'schen Farben, die auf metallischen Gefäßen so beliebt sind. Dieselben haben die nämlichen Ursachen, wie die Farben der Seifenblasen, die metallisch schimmernden Farben mancher Federn, Tauben- und Pfauenfedern, die Farben der Metalle selbst, die Farben der kleinen Höfe um Sonne und Mond, so wie die Farben, die man erblickt, wenn man mit den Augen nach einem hellen Lichte zwinkert, oder wenn man durch Musselin, Flor, durch die Flügelfedern kleiner Vögel nach hellem Lichte sieht; auch die Farben trüber Medien, das Himmel- und Augenblau, das Morgen und Abendroth sind Interferenzfarben. Die Interferenz gehört zu den interessantesten, höchsten und schwierigsten Problemen der Physik, und es ist schwer, in allgemein verständlicher Sprache davon Rechenschaft zu geben. Uebrigens ist dies doch möglich, wenn man sich eine Analogie gefallen läßt, die vollkommen berechtigt ist, die Analogie nämlich der Wellenbewegung des Aethers, aus welcher das Licht bekanntlich besteht, mit der Wellenbewegung der Flüssigkeiten. Erzeugt man in einem mit Quecksilber gefüllten Gefäße an zwei Punkten durch Eintröpfeln von Quecksilber Wellen, die in immer weiteren Kreisen nach außen ziehen, so können die Wellensysteme der zwei Punkte einander durchkreuzen oder interferiren. Man kann sich dann durch den Augenschein überzeugen, daß an den Kreuzungspunkten zweier Wellenberge ein höherer Berg, an den Schnittpunkten zweier Thäler ein tieferes Thal und an den Stellen, wo Berg und Thal zusammentreffen, Ruhe und daher ebene Oberfläche entsteht. Ist nun eine lange schmale Rinne mit Flüssigkeit gefüllt und werden an dem einen Ende Wellen erregt, so werden in einiger Entfernung die größten Theile der Kreise an den Wänden zersplittern und es ziehen nur kleine Wellenberge und Thäler, so lang als die Rinne breit ist, in derselben hinab, in ähnlicher Weise, wie in den holländischen Kanälen den Trekschuiten eine Welle vorausgeht und deren Ankunft anzeigt. Werden nun an dem einen Ende einer Rinne in einer gewissen Entfernung von einander solche Wellen erzeugt, so werden dieselben hintereinander herziehen, und wenn die Erregung an beiden Stellen fortdauert, so werden die von beiden Punkten ausgehenden Wellensysteme aufeinander treffen oder interferiren. Wir setzen dabei voraus, daß in beiden Systemen der Abstand eines Berggipfels von dem folgenden, die sogenannte Wellenlänge, genau dieselbe sei. In welchen Fällen nun, das ist die Hauptfrage, treffen von den zwei Wellen Berg auf Berg und Thal auf Thal, und in welchen Fällen trifft der Berg der einen Welle immer mit einem Thal der anderen zusam-

men. Das erste ist offenbar der Fall, wenn ein Berg der zweiten Welle um eine ganze Wellenlänge von einem Berg der ersten entfernt ist, wenn also auch die zwei Ausgangspunkte der beiden Wellensysteme um 1, 2, 3 . . . . . Wellenlängen von einander entfernt sind. Ist aber ein Berg der zweiten Welle von einem solchen der ersten um $^1/_2$ Wellenlänge entfernt, so trifft immer ein Berg der zweiten auf ein Thal der ersten; das letztere findet also statt, wenn die Anfangspunkte der beiden Wellen um $^1/_2$, $^3/_2$, $^5/_2$ . . . . Wellenlängen von einander abstehen. Dann heben sich die Wellen vollständig einander auf, während sie im ersten Falle sich gegenseitig verstärken.

Faßt man nun ins Auge, daß auch längs der Lichtstrahlen sich Aetherwellen fortpflanzen, so muß man zugeben, daß zwei aufeinanderfallende, aus einerlei Licht bestehende Strahlen sich gegenseitig verstärken müssen, wenn ihre Ausgangspunkte um 1, 2, 3 . . . Wellenlängen von einander abstehen, sich dagegen aufheben müssen, wenn ihre Anfangspunkte um $^1/_2$. $^3/_2$, $^5/_2$ . . . . Wellenlängen von einander entfernt sind. Es muß aber einerlei Licht sein, weil die Wellen der verschiedenen Farben eine verschiedene Länge haben, Roth z. B. die längsten Wellen von 800 Milliontel Mm. Wellenlänge und Violett die kürzesten (400 Mill. Mm.) besitzt, und weil nur gleiche Berge und Thäler in der angeführten Weise aufeinander wirken können. Hieraus ist leicht ersichtlich, daß rothe Strahlen, weil ihre Wellenlänge nahezu die doppelte der violetten Strahlen ausmacht, da sich aufheben, wo violette sich verstärken und umgekehrt. Besteht nun eine reflectirende Oberfläche aus außerordentlich feinenRiefen und Rinnen, so wird schief reflectirtes Licht sowohl aus der Tiefe der Rinnen, wie auch von den Gipfeln der Riefen ausgehen, und es kann und muß der Fall eintreten, daß diese zweierlei Strahlen auf einander fallen. Ihre Ausgangspunkte, die Tiefe der Rinnen und die Gipfel der Riefen, haben außerordentlich kleine Abstände von einander, welche kleine Vielfache der genannten kleinen Wellen sein können. Ist das Licht weiß, so werden diejenigen Farbenbestandtheile desselben aufgehoben, für welche die Entfernung des Rinnengrundes von dem Riefengipfel $^1/_2$, $^3/_2$ . . . Wellenlängen beträgt. Wenn dies z. B. für das rothe Licht der Fall ist, wenn also das rothe Licht aufgehoben wird, so bleiben sämmtliche übrige Farben mehr oder weniger übrig, weil ihre Wellenlänge größer ist; der Gegenstand wird daher grün erscheinen. Wird der Gegenstand schiefer gehalten, so erhalten auch die reflectirten Strahlen eine andere Richtung; die aus der Rinne zum Gipfel kommenden Strahlen haben in diesem Zwischenraume eine andere Länge, sind daher jetzt gleich $^1/_2$ Wellenlänge einer anderen Farbe; daher wird eine andere Farbe aufgehoben und es bleibt daher auch eine andere Farbenmischung übrig. Es haben demnach fein geriefte Oberflächen nach verschiedenen Richtungen eine verschiedene Farbe, worin das Eigenthümliche der Schillerfarben, wie der Perlmutter u. s. w. liegt. — In ähnlicher Weise erklären sich die Farben der Metalle.

Bei den dünnen durchsichtigen Häutchen der Seifenblasen, der Ueberzüge des angelaufenen Stahles und der Nobili'schen Metallfarben u. s. w. sind die zwei Ausgangspunkte der zwei interferirenden Strahlen die obere und die untere Grenzfläche einer solchen dünnen Schichte, welche beide das auf sie fallende Licht reflectiren. Der Unterschied der beiden Ausgangspunkte ist die Dicke der Plättchen; es ändern sich daher die Farben mit der Dicke der Plättchen, wodurch man im Stande ist, die schönen Farbenspiele auf Metallbechern u. dgl. zu erzeugen und wodurch sich der Farbenwechsel der Seifenblasen erklärt. Zu bemerken ist hier noch, daß bei durchsichtigen Plättchen, die man von der Rückseite beobachten kann, die reflectirten Farben nicht durch das Plättchen gehen, während die nicht reflectirten dasselbe durchdringen. Hieraus folgt, daß der eine Theil der weißen Strahlen reflectirt, der andere durchgelassen wird, daß also die Farben des durchgelassenen Lichtes denen des reflectirten complementär sind. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den trüben Medien, d. i. durchsichtigen Stoffen, welche von unendlich kleinen Partikelchen anderer durchsichtigen Stoffe erfüllt sind. Hierbei kommt aber auch eine Besonderheit der Reflexion der Wellen zur Wirkung. Wenn nämlich Wasserwellen gegen eine feste Wand treffen, so wird ein Berg als Thal

und ein Thal als Berg zurückgeworfen, weil überhaupt bei dieser Reflexion jede Bewegung umgekehrt wird. Der Erfolg der Reflexion ist also eine Verschiebung der reflectirten Welle um eine halbe Wellenlänge. Dasselbe findet statt, wenn die Aetherwellen des Lichtes auf einem dichteren Medium ankommen, während bei der Reflexion durch ein dünneres Medium diese Umkehrung der Bewegung, diese Verschiebung um eine halbe Wellenlänge nicht stattfindet. Wären nun die kleinen durchsichtigen Partikelchen, die in einem trüben Medium schweben, z. B. die Dampftheilchen in der Luft, im wahren Sinne des Wortes unendlich klein, so würde durch Reflexion der Lichtstrahlen an diesen kleinen Theilchen das ganze Licht verlöscht, das ganze Medium dunkel erscheinen; denn die Lichtstrahlen würden zuerst an der Vorderwand des Wassertheilchens, d. i. an einem dichteren Stoffe, reflectirt und dadurch um eine halbe Wellenlänge verschoben; dann würden andere Strahlen an der mit der Vorderwand zusammenfallenden Hinterwand, d. i. an Luft, an einem dünneren Medium reflectirt, wodurch ihre Wellen ihre Lage nicht ändern. Da bei der unendlichen Kleinheit der Theilchen die Vorderwand eines solchen mit der Hinterwand desselben zusammenfallen würde, so würden die von beiden Wänden reflectirten Wellen ganz zusammenfallen und müßten sich daher ganz auslöschen, weil die eine gegen die andere um eine halbe Wellenlänge verschoben ist. Wären also die Theilchen wirklich unendlich klein, so müßte vollkommene Dunkelheit eintreten, der Himmel und alle Augen müßten schwarz sein. Da aber die Theilchen an diese unendliche Kleinheit nur grenzen, so werden die von der hinteren Wand reflectirten Wellen um mehr als $1/2$ Welle gegen die vorderen Wellen verschoben sein; für die kürzesten Lichtwellen, die violetten, blauen und grünen kann dieses zuerst eine ganze Welle ausmachen und dadurch eine Verstärkung derselben herbeiführen. Sind daher die trübenden Theilchen zwar nicht unendlich, aber doch außerordentlich klein, so wird das trübe Medium, der Himmel, blau erscheinen. Werden aber die Theilchen noch größer, so werden auch noch die rothen und gelben Strahlen verstärkt, es werden alle Strahlen reflectirt, das trübe Medium wird weißlich. So wird der Himmel weißlich, wenn sich seine Feuchtigkeit vermehrt, so wird der tief dunkelblaue Himmel des warmen, sonnigen Südens, der das Entzücken aller Reisenden bildet, nach dem kalten trüben Norden zu immer mehr bläulich weiß, milchig weiß und endlich nebelgrau.

Noch schwieriger mit Worten deutlich zu machen ist die Entstehung der Interferenzfarben des polarisirten Lichtes, d. i. solchen Lichtes, dessen Schwingungen einander parallel sind. Solches Licht entsteht durch doppelt brechende Krystalle oder Krystallblättchen, z. B. Gipsblättchen vom Montmartre bei Paris. Geht durch ein solches Blättchen ein Lichtstrahl, so wird er, weil der Aether nach verschiedenen Richtungen eine verschiedene Dichte besitzt, in zwei polarisirte Strahlen zerlegt, die sich mit verschiedener Geschwindigkeit durch das Plättchen fortpflanzen und daher auf der anderen Seite so austreten, daß der eine Strahl gegen den anderen um einen gewissen Bruchtheil oder ein Vielfaches einer Wellenlänge zurück ist. Werden nun die zwei Strahlen durch einen Spiegel, der sie beide reflectirt, wieder vereinigt, so werden diejenigen Farbenbestandtheile aufgehoben, für welche $1/2$ Wellenlänge gerade gleich der angegebenen Verzögerung ist. Es entstehen daher Mischfarben, aber ohne Zumischung von Weiß oder Schwarz, und daher von großer Reinheit und Zartheit. Sie sind je nach der Dicke der Gipsblättchen von großer Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit. Bewirkt man die Vereinigung der beiden Strahlen durch einen doppelt brechenden Krystall, so entstehen zwei farbige Bilder des Gipsblättchens. Und weil diese zwei Bilder durch Zerlegung eines Strahles entstehen, so müssen die in dem einen aufgehobenen Farben gerade in dem anderen auftreten; die beiden Bilder müssen complementäre Farben besitzen. Brücke in Wien, dem wir die geistreiche Erklärung des Goethe'schen Urphänomens verdanken, hat diese Eigenthümlichkeit benutzt zur Erbauung eines Apparates, um complementäre Farben durch die Natur selbst erzeugen zu lassen und dadurch bestimmt zu erfahren, ob dieselben unter allen Umständen mit einander harmoniren. Sein Apparat, Schistoskop genannt, besteht aus dem polarisirenden Doppelspath, dem Gips-

blättchen und dem wieder vereinigenden Krystall. Blickt man in denselben hinein, so sieht man immer die zwei Bilder des Gipsblättchens in complementären Farben, die je nach der Dicke des Blättchens variiren. Man kann sich kaum einen für das Auge wohlthuenderen Anblick denken, als zwei complementäre Farben nebeneinander, eine Thatsache, deren Erklärung uns noch beschäftigen wird.

3) Außer den angeführten Farben giebt es noch andere, die indessen in der Industrie noch wenig Anwendung gefunden haben. Am meisten ist dies noch der Fall mit den Fluorescenzfarben, die auch deshalb eine kurze Beachtung unsererseits verdienen, da sie die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben. In den Sonnenstrahlen sind nämlich nicht blos die leuchtenden Schwingungen von 400—750 Billionen enthalten, sondern auch noch die niedrigeren Schwingungszahlen von 60—400 Bill. und die höheren von 750 bis 1200 Bill. Diese bringen nur dann einen Eindruck auf das Auge hervor, wenn man die leuchtenden Spectralfarben abblendet; dann bemerkt man in dem prismatischen Spectrum vor dem Roth noch ein sehr dunkles, schwaches Roth und jenseits des Violett ein schwaches Lavendelgrau. Wenn also auch die Lichtwirkungen dieser Strahlen gering sind, so haben dieselben doch bedeutende Wichtigkeit; denn die ultrarothen Strahlen sind die wärmenden und die ultravioletten die chemischen, z. B. die photographischen Bestandtheile des Sonnenlichtes. So wie nun bei der Entstehung der Absorptionsfarben ein Theil der farbigen Strahlen in Schwingungen unter 400 Bill., d. i. in Wärmeschwingungen der Körpermolecüle verwandelt wird und somit eine Erniedrigung der Schwingungszahl erfährt, so ist doch auch der Fall denkbar, daß die hochzahligen, ultravioletten, chemischen Strahlen in ihren Schwingungszahlen erniedrigt und dadurch farbig sichtbar werden. Diese Erscheinung nennt man Fluorescenz und die Körper, welche diese Eigenschaft haben, fluorescirende Körper. Zu denselben gehören manche Steinölsorten, an denen man häufig sehen kann, daß der schwach gelbliche Schimmer derselben durch einen blauen Schein an der Oberfläche ersetzt wird. Am schönsten ist die Erscheinung am Uranglas, das beim Durchsehen nur schwach gelblich aussieht, bei auffallendem Tageslichte aber in einem herrlichen Grün schimmert, das ihm schon zu manchem Schmuck Anwendung verschafft hat.

(Schluß folgt.)

Die
Nilpferde unserer zoologischen Gärten.

Von

F. Schlegel.

Der britische Consul Murray saß eines Tages, es war im Jahre 1849, beim Vicekönig von Aegypten in Cairo zur Tafel. Man sprach von der englischen Metropole und deren Sehenswürdigkeiten. Auch vom zoologischen Garten und dessen Wunderthieren erzählte Murray Mancherlei. Der Pascha staunte nicht wenig. „Ja," ließ Murray einfließen, „eigentlich nur Nilpferde fehlen uns noch." — „Also ein Nilpferd ist es," hub der Pascha an, „was Euch mangelt?" — „Leider Ew. Hoheit." — „Und dürfte ein solches Thier für Eure Königin und für das Land eine annehmbare Gabe sein?" — „Ohne Frage," erwiederte der Consul, „es würde als die größte Rarität gelten, das Publicum sich drängen, dem Thiere seine Aufwartung zu machen und unsere Naturforscher würden es, so zu sagen, mit offenen Armen aufnehmen."

Abbas Pascha lächelte über diese Artigkeit des Consuls. „Gut," sagte er, „wir werden dafür sorgen." Und über seine Schulter hin, den Kopf halb gewendet, erging der Befehl: „Der Gouverneur von Nubien soll kommen!" Der Gouverneur von Nubien war aber nicht etwa in Cairo. Nein, der Gouverneur war einfach da, wo er seine Heimath hat, in Nubien nämlich, vielleicht anderthalb hundert Meilen von Cairo. Also flugs zu Dromedar bis zum Nil, dann zu Schiff, dann wieder einige Dromedare, ein zweites Boot und noch ein Dromedar. So wurde der gemessene Befehl des Despoten überbracht. Der Gouverneur zögert keinen Augenblick. Er

bricht also auf mit seinem ganzen Gefolge. Auf demselben Wege zu Schiff und zu Dromedar langt er in Cairo an. Er meldet sich beim Pascha, wird vorgelassen und macht seine Aufwartung. „Gouverneur," sagte der Pascha, „giebt es Nilpferde in Eurem Lande?" — „Zu Befehl, Hoheit!" Abbas Pascha besann sich einen Augenblick, dann befahl er: „Der Commandant der nubischen Armee soll kommen." Der Gouverneur verbeugte sich und machte sich unverzüglich auf die Rückreise nach Nubien. Kaum angekommen, bricht zur selben Stunde königlicher Ordre gemäß der Commandant der nubischen Armee mit seinem Generalstabe auf. Der Pascha vermochte auf den Tag zu bemessen — so verbürgt der englische Bericht — wann sein Commandant in Cairo ankommen konnte und folglich eintreffen mußte. Auf diesen Tag wird der Consul abermals zur fürstlichen Tafel geladen. Und richtig, pflichtgemäß und wie erwartet erscheint der Commandant, eben als man zum Nachtisch Mokka und Pfeife servirt. Er tritt ein und verbeugt sich, die Augen geschlossen, vor seinem schmauchenden Gebieter. „Commandant," sagte der Pascha in dichten Nebel gehüllt, „ich höre, in Eurem Lande giebt es Nilpferde!" — „Sehr wohl, Hoheit, aber —!" „Was aber, schaffe mir ein lebendes Nilpferd, ein junges, hörst du!" — Kein Wort weiter wurde gewechselt; der Commandant war abgefertigt, er hatte seine Ordre und es blieb ihm nur übrig, dem Befehle unweigerlich und unbedingt Folge zu leisten.

Indessen ein solcher Auftrag ist nicht so leicht auszuführen. Ein erwachsenes Hippopotamus zu bewältigen, lebend einzufangen und nach Europa zu transportiren, daran war ohnehin nicht zu denken. Das haben nur dereinst die riesigen Römer versucht und auch vollführt. Die Jungen aber folgen überall hin ihren Müttern. Es gilt also, die Mutter zu erlegen, bevor sie mitsammt dem Kindlein das Wasser erreicht. Alsdann bemächtigt man sich des Jungen nicht allzuschwer. Erfaßt wehrt es sich zwar nach Kräften und schreit dabei gellend, durchdringend; einmal überwunden ergiebt es sich in Ruhe und gewöhnt sich schließlich an seinen Häscher. Auch unseren Jägern sollte es glücken. Im Monat Juli landeten sie auf der Insel Obaysch im weißen Nil, viele hundert Meilen von Cairo. Hier erbeuteten sie ein junges Nilpferd, kaum einige Wochen alt, von der Größe eines neugeborenen Kalbes etwa. Einer der Jäger umklafterte den Säugling mit beiden Armen, um ihn ins Boot zu heben. So schleimig, schlüpfrig war das Thier, daß es, der Umarmung entgleitend, eben in den Fluthen zu verschwinden drohte, als der entschlossene Mann mit dem Haken seines Speeres den Flüchtigen zurückhielt und glücklich wiedergewann. Ein schweres Stück Arbeit war damit abgethan, freilich immer noch herzlich wenig. Jetzt galt es, das Thier zum Pascha zu transportiren. Das junge Hippopotamus schien ein verwöhntes Knäblein. Alles, alles verschmähend, wollte es nur Milch. Es bekam also Milch, aber wieviel man auch deren auf jeder Station beschaffte, ausreichend war sie nicht und mit sich führen konnte man keine; das Thermometer zeigte 100 Grad Fahrenheit. Ueberdies wollte das Thier nur frische Milch, ganz frisch. Was war zu thun? Man nahm eine Kuh an Bord, um den allzeit verlangenden Pflegling wenigstens von Station zu Station hinzufristen. Freilich waren das nur Zwischenmahlzeiten; wo das Schiff anlegte, da ward große Tafel gehalten.

Im November 1849 langte das Nilpferd in Begleitung der Jäger und eines Aufgebots Infanterie in Cairo an. Die Einwohner geriethen über das Wunderthier in Aufregung und die engen Straßen der Stadt stopften sich förmlich mit Schaulustigen. Man fand gerathen, das Thier in Aegypten zu überwintern. Im Hofraum des Consulats wurde dem Fremdling ein Gemach nebst Warmwasserbad angewiesen. Der Gast befand sich bei reichlicher Milchdiät ganz vortrefflich und lebte mit seinem ihm beigegebenen Kammerdiener auf vertraulichem Fuße, spielte mit ihm und folgte ihm allenthalben hin ganz wie ein Hund. Entfernte sich der Wärter auf länger als Minuten, sicher wurde er dann durch lautes Grunzen seines Pfleglings zur Rückkehr gemahnt. Auch schlafen mußte er bei ihm. Zu seinem Unterhalt gebrauchte das Thier einige dreißig Quart Milch Tag für Tag. Beim Beginn des Frühjahrs trat das Hippopotamus mitsammt seinem Wärter die Reise nach Europa an, zuerst mit dem Kanalboot nach Alexandria. Hier wartete der englische Dampfer Ripon,

das Kleinod dem heimischen zoologischen Garten zuzuführen. An 10,000 Menschen hatten sich bei der Einschiffung als Zuschauer eingefunden. Hier wurde ihm ein auf dem Deck erbautes Haus als Wohnung angewiesen; von da führten Stufen abwärts zu einem eisernen Bassin, dem Thiere zum Bad, ein improvisirter Nil gleichsam, zu dienen. Alle zwei Tage wurde das Wasser erneuert. Endlich am 25. Mai langte das sehnlichst erwartete Ungethüm in Southampton an. Ein Extrazug brachte es zur Stadt. Ihm voraus verbreitete sich die Kunde seiner Ankunft mit elektrischer Eile. An allen Stationen harrte die neugierige Menge, doch vergebens; zu sehen war nichts, nur der arabische Geleitsmann steckte dann und wann seinen Kopf durch eine Luke, um Luft zu schöpfen oder wohl auch in Verwundrung über den Aufruhr unter der Menge. Angelangt am zoologischen Garten, steigt Hamet Safi Cannana — so hieß der Araber — über die Schulter seinen Dattelsack gehängt, aus und ihm nach humpelt eine plumpe Ungestalt, sein Nilpferd. Bereits war es Abend, Beide gingen schlafen. Am nächsten Morgen stieg man ins Bad, das Hippopotamus nämlich. Unter den Besuchern einer der Ersten war der berühmte Owen. Er fand das Thier auf der Seite liegend, in Stroh gebettet, den Kopf gegen den Stuhl gestemmt, in welchem sein unzertrennlicher Genosse saß. Dann und wann grunzte es behaglich, lüftete wohl auch seine Augenlider, nach dem Mann im Sessel lugend, um sich über dessen Anwesenheit zu vergewissern. Jetzt richtete es den massiven Kopf empor, öffnete den gräulichen Rachen, seine Zähne an dem Stuhlbein erprobend, erhob sich endlich, schlenderte in seinem Gemach umher und machte in nicht besonders zarter Weise seine Stimme geltend, dem Wärter zu wissen zu thun, daß der Gast ein Bad zu nehmen wünsche. Der Araber verstand die Sprache des Hippopotamus. Die Thür zum Baderaum wurde geöffnet und voraus der Araber, ihm auf den Fersen das Nilpferd, schritt man zum Bade. Obaysch, so hatte man das Thier getauft, löschte zuvörderst seinen Durst, tauchte sodann den Kopf ein, ihm nach den ganzen Leib, schwamm und kugelte sich ringsum, hob von Zeit zu Zeit seinen grotesken Kopf, Luft zu schöpfen oder muthwillig in die hölzerne Umzäunung zu beißen. Neues Leben hatte sich über die eben noch schlaftrunkene Bestie ergossen und sämmtliche Beobachter waren darin einig, daß ein Nilpferd nur im Wasser, seinem Elemente, das ist, was es sein soll. Auf den Ruf des Arabers stieg das Thier ans Land, ging zum Schlafcabinet zurück und lagerte sich auf sein Strohbett, mit dem Kopf auf einem gestopften Sack ruhend. Beim Erwachen war sein erster Blick nach seinem Wärter gerichtet. Bei dessen Abwesenheit erhob es sich auf seine Hinterbeine und rüttelte mit solcher Macht an der Umzäunung, daß die Umstehenden erschreckt zurücktraten. Eiligst wurde der Araber herbeigeholt. Nach und nach entwöhnte sich das Kind der Säuglingsdiät. Als Uebergang reichte man ihm mit Maismehl eingedickte Milch.

Keines aller Thiere im zoologischen Garten hatte bei seinem Einzuge die öffentliche Neugier in solcher Weise in Anspruch genommen, selbst die Giraffe nicht. Die Zahl der Besucher des Gartens, im abgeschlossenen Jahre 168,000 etwa betragend, wuchs im Nilpferdjahre auf 360,000. Der Andrang des Publicums steigerte sich, zumal in den ersten Wochen und Monaten nach Ankunft des Wunderthieres, so riesig, daß die Direction sich genöthigt sah, ein Amphitheater rings um die Wasserwiege des Säuglings zu errichten. Da stand nun die verwunderte Menge, hatte sie nur erst einen Platz erkämpft, ohne sich satt sehen zu können, und Hunderten von Augen zugleich mit Waffen aller Art mußte der Nilgeborene zum Zielpunkt dienen. Natürlich die Presse beschäftigte sich sehr lebhaft mit dem Unhold und ganz vor Allem der „Punch" bearbeitete den ergiebigen Stoff mit Stift und Feder. In Statuetten verbreitete man des Thieres Bildniß und selbst Quadrillen à la Nilpferd wurden der verzückten Menge angemuthet, kurzum, das Hippopotamus war der Löwe des Tages. Das Thier gedieh vortrefflich, sein vollgestopfter Leib glich gar bald, wie die Engländer zu sagen belieben, einer monströsen Gummiflasche auf vier Beinen. Im Laufe der Zeit hat die dumm-harmlose Physiognomie des Thieres einen Ausdruck mürrischer Bestialität angenommen. Aus dem Püppchen ist ein Koloß von achtzig Centner geworden und kein Zeichen der Kindheit haftet ihm mehr an als die breit-

spurige Rumpfnarbe, die es dem Speerhaken jenes nubischen Jägers verdankt.

Es ist nicht gut, daß das Nilpferd allein sei, sagten die Engländer. Immer stürmischer wurde das Verlangen, dem dickhäutigen Herrn ein Weibchen beigesellt zu sehen. Nochmals zog man aus und wirklich bemächtigte man sich eines zweiten Hippopotamus im oberen Nil und zwar diesmal ohne alle Verwundung. Es wurde im Netze gefangen. In der früher schon erprobten Weise gelangte das Thier glücklich nach Cairo, um hier von demselben Dampfer aufgenommen und nach England übergeführt zu werden. Seine Nahrung war diesmal mit Mehl eingedickte Ziegenmilch, deren es täglich soviel zu sich nahm, wie achtundzwanzig Ziegen hergaben. Als das Weibchen in London ankam — im Jahre 1853 — war das Männchen bereits ein riesiger, unbändiger Koloß geworden und lange Zeit wagte man nicht, die beiden kostbaren Thiere zusammenzubringen, wenigstens schien es räthlich, das Weibchen erst mannbar werden zu lassen. Einstweilen gab man ihm als Schlafkameraden einen Wärter des Gartens bei, der sich mit dem Unhold so vortrefflich stehen lernte, daß des Mannes Leib dem Thiere oft als Kopfkissen dienen mußte. „Obaysch und Athela," so hat man das Pärchen getauft, waren durch ein eisernes Gitter von einander getrennt, hinreichend weit, um gegenseitige Bekanntschaft zu machen. Vorerst aber schienen sie kein Bedürfniß für Geselligkeit zu haben. Ihr Tagewerk war und blieb Fressen, Baden, Schlafen. Mit der Zeit jedoch entwickelte sich zwischen ihnen ein zärtliches Verhältniß. Doch hat man bis jetzt noch nichts von einer Frucht ihrer Liebe gehört.

Die Pariser Nilpferde wanderten im Jahre 1853 ein. Der Vicekönig von Aegypten ließ sie auf Anregung des französischen Consuls Delaporte im weißen Nil einfangen, um damit dem Kaiser der Franzosen ein Geschenk zu machen. Sie sind eine Hauptzierde der Menagerie des Pariser Pflanzengartens. Zweimal bis jetzt erlebten diese Nilpferde Elternfreude, beide Male aber verunglückten die Jungen kurz nach der Geburt. Das erste Kind, kaum geboren, wurde von der Mutter im Genick gepackt und zu dem üblichen Bade ins Bassin geschleppt, bei dem Unterricht aber und nach abgethaner Lection beim Aussteigen aus dem Wasser, was dem Thierchen schwer nur gelingen wollte, dermaßen tölpelhaft von der Mutter behandelt, daß der Säugling an den dabei erlittenen Quetschungen und Wunden verschied. Im letzten Kindbett scheint ein Anfall übler Laune sich ihrer bemächtigt zu haben, wenigstens fand man den Neugeborenen todt neben ihr und nur zu deutlich trug sein Leib die Spuren, welche die Zähne der Mutter hinterlassen, ja bis in die Lunge waren die Hauer eingedrungen.

Die zuletzt nach Europa gebrachten Nilpferde leben in Amsterdam. Im Jahre 1859 gelangten sie durch Casanova, einen Thierhändler und Importeur, man sagt im Auftrage der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn, nach Wien. Oesterreich, damals gerade in den italienischen Krieg verwickelt, überließ die Thiere Casanova zur Schaustellung. Dieser trat mit ihnen eine Wanderung durch Deutschland an. Der eigens für diesen Zweck gebaute Reisewagen war so eingerichtet, daß er den Thieren tagsüber als Schwimmbassin, des Nachts als Stallung diente. Gar bald aber wurden sie unhandlich nach Körper und Wesen; sie wuchsen riesenhaft und entschlugen sich nach und nach der kindlichen Gutmüthigkeit. Schließlich schien es unthunlich, geradezu unräthlich, mit solcher Gesellschaft zu reisen, und Casanova sah sich genöthigt, seine Pfleglinge in den sicheren Hafen eines zoologischen Gartens zu bringen. Amsterdam nahm die Gelegenheit wahr und kaufte die damals in Braunschweig stationirten Nilpferde für den Preis von 12000 Gulden. Im Jahre 1860 im April trafen sie in Amsterdam ein. „Hermann und Dorothea" hat sie der Volkswitz getauft. Sie haben sich seitdem zu Musterthieren entwickelt und das Interesse aller Zoologen und Thierfreunde mehr als die beiden Nilpferdpaare zu London und zu Paris in Anspruch genommen darum, weil sie es sind, von deren Kindern das Jüngstgeborene auch wirklich aufgebracht und großgezogen wurde.

Die Erstgeburt des Amsterdamer Paares ereignete sich im Jahre 1862. Nach wenigen Stunden schon humpelte der Neugeborene im Stalle herum und erfreute sich, so schien es — einer sorglichen Mutter. Das Männchen, seit einigen Tagen

bereits von der Kindbetterin getrennt, wurde immer unruhiger, so daß man für nöthig fand, die aus Eisenstäben bestehende Scheidewand durch Bohlen zu verstärken, um dem ungestümen Thiere den aufregenden Anblick seiner Gefährtin zu ersparen. Darob aber ergrimmte Hermann dermaßen, daß er von Stund ab alle Nahrung verschmähend wüthig einherschritt und an der sieben Fuß hohen Scheidewand emporstrebte. Die Angst der Mutter vor dem dräuenden Gatten steigerte sich sichtlich. Sobald das Junge der Wandung nahekam, ja sowie es nur Miene machte aufzustehen, wurde es hippopotamisch roh zur Seite geworfen. Da entschloß man sich, das Unglückskind zu entfernen und mit Kuhmilch aufzufüttern, doch es starb am zweiten Tage seines Lebens. Hermann's Wuth sowie Dorothea's Angst legten sich, sobald beide Eltern einander ohne Zwischenwand wieder begrüßen konnten. In Frieden und mit einer Gemüthsruhe, als wenn nichts vorgefallen wäre, verzehrten sie in Gemeinschaft das ihnen dargereichte Futter. Bei der Jahrs darauf erfolgenden zweiten Geburt wiederholte sich so ziemlich dieselbe Scene. Hermann schien eifersüchtig fast auf seinen Sprößling, der das auch in diesem Falle keineswegs beneidenswerthe Vorrecht hatte, die Gesellschaft seiner Dorothea zu genießen. Zwar wurde das Kindlein möglichst schnell der Mutter entrückt, der Versuch aber, den Säugling mit Kuhmilch aufzuziehen, wollte auch diesesmal nicht glücken. Am 31. Juli 1865 gebar Dorothea zum dritten Male. Schon im Voraus hatte man alle möglichen Vorkehrungen getroffen, das Junge sofort nach der Geburt von der Mutter zu trennen. Es gelang dies auch. Das Kind wurde in lauem Wasser gebadet, mit Kuhmilch und zwar aus der Ziehflasche genährt und in einem warm und weich mit Wolle ausgefütterten Behälter zur Ruhe gebracht. Doch alle Hoffnungen, die man an dieses erste in Europa erzogene Nilpferd geknüpft, sind durch den Brand im Krystallpalast zu London vereitelt worden. Dorthin wurde das Junge verkauft, mußte aber leider in den Flammen seinen Tod finden.

Im Ganzen also sechs Stück Nilpferde sind bis heute lebend nach Europa gebracht worden und leben heute noch, ein Paar in London, ein Paar in Paris, ein Paar in Amsterdam. Sie sämmtlich wurden nicht auf Privatkosten, sondern aus Staatsmitteln beschafft. Ein Marktpreis läßt sich also danach nicht abnehmen. Einer der Begleiter van der Decken's versicherte mich, daß von Zanzibar aus ein junges Thier für 1000 Thaler nach Hamburg zu liefern nicht allzuschwer sein würde, immer aber vorausgesetzt nämlich, daß ein Kapitän gefunden wird, der auf dergleichen nicht eben ganz bequeme Passagiere sich einzulassen geneigt ist. Allerdings ist von der Zanzibar gegenüberliegenden afrikanischen Küste aus der Transport leichter als von Alexandria, bis wohin ein mühsamer Weg aus dem Innern her zurückzulegen ist. In den vierziger Jahren soll ein amerikanischer Agent 5000 Pfund Sterling (?) für Herbeischaffung eines Nilpferdes geboten haben und angeblich fand sich Niemand, der den Preis verdienen mochte.

Das Nilpferd, man sagt der Behemoth der Bibel, ist schon seit uralten Zeiten bekannt, lebend aber wurde es zum ersten Mal nach Europa gebracht, und zwar nach Rom unter dem Aedilen Scaurus, im Jahre 58 v. Chr. Ein eigens dazu ausgegrabener Teich beherbergte das Thier. Hier hielt es sich gern an den schilfigen Teichufern auf und verwundete sich nicht selten, wie man berichtet, mit den schneidenden Blättern des Rohrs. Ein zweites Nilpferd paradirte in Rom beim Triumph des Augustus über Kleopatra, als Sinnbild des unterjochten Aegyptens. Später, als die Schlächtereien im Circus herrschender Geschmack geworden, sah man zu verschiedenen Malen mehr als ein Nilpferd und unter Kaiser Commodus deren sogar fünf hinsterben. Damit freilich scheint die eigentliche Kenntniß des merkwürdigen Thieres nur wenig gefördert worden zu sein. Man begnügte sich eben, den plumpen, klotzigen Koloß anzustaunen und wähnte wunderwelche Großthat verrichtet zu haben, wenn man deren möglichst viele zur Belustigung der großen Menge mordete. Doch die Abbildungen, welche von Künstlern des Alterthums auf uns gekommen, sind nicht so gar schlecht. Es vererben sich leider heut noch von so manchen, uns weniger fern stehenden Thieren ungleich fratzenhaftere Conterfeie von Buch zu Buch. In den altägyptischen Gräbern finden sich hier und da recht leidliche in Bronze gegossene Dar-

stellungen. Das Nilpferd galt neben dem Nilgott als Symbol des heiligen Flusses. An der Basis des kolossalen vaticanischen Nilus zu Rom sieht man neben Ibis und Lotus auch Nilpferde, und zwar im Kampf mit Krokodilen. Aehnliche Darstellungen finden sich auf Gemmen und Münzen aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Auf einer dieser Münzen sitzt Nilus auf der Sphinx, in der Linken das Füllhorn haltend, daneben Nilpferd und Krokodil im Wasser. Auffallend ist dabei, daß man beide Thiere so häufig im Kampfe darstellt, obschon keinerlei Erfahrungen über etwaige Feindschaft zwischen den beiden Nilanwohnern vorliegen.

Ende des zwölften Jahrhunderts lieferte ein arabischer Schriftsteller nach eigenen in Aegypten gemachten Beobachtungen eine ziemlich genügende Beschreibung des Thieres, und inmitten des sechzehnten Jahrhunderts will Belon beim türkischen Sultan zu Constantinopel ein lebendes Nilpferd gesehen haben. Ziemlich genau beschrieb der neapolitanische Arzt Zerenghi zwei Nilpferde, die er im Jahre 1600 bei Damiette am Nil in einer Grube gefangen und selbst erschossen hatte. Die Bälge dieser Thiere wurden eingesalzen — es bedurfte dazu nicht weniger als acht Centner Salz — mit Zuckerrohr ausgestopft und gelangten so nach Rom. Seiner 1603 veröffentlichten Beschreibung wurde auch die Abbildung des Weibchens beigefügt. Eine andere Abbildung, aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stammend, war nach einer Nilpferdmutter nebst Kind entworfen, welche der Reisende ausgestopft vor dem Palaste des Paschas von Aegypten sah. Im vorigen Jahrhundert endlich erweiterte sich unsere Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Thiere. An Stelle der immer noch ziemlich rohen Zerrbilder traten einigermaßen zutreffende Conterfeie und der Mythus klärte sich wenigstens etwas. In den Köpfen der großen Menge freilich und den ihr zu Gebot stehenden Quellen trieb sich der Spuk noch lange fort und ist zum Theil selbst heut nicht ganz verklungen. Und was Wunder: hat doch unser Welttheil ein Jahrtausend lang und ein halbes dazu kein Nilpferd beherbergt, kaum als elenden Balg, geschweige von Angesicht zu Angesicht gesehen, d. h. lebend, wie man eigentlich ein Thier nur sehen soll, nur sehen kann.

Ausgestopfte Nilpferde geben nur einen armseligen Begriff von dem lebenden Thiere. Und gewiß ein Geschöpf, das lebend schon den Eindruck fast eines Klumpens macht, aus einem gedörrten verrenkten Balge heraus zu neuem Dasein in unseren Museen wachzurufen, mag seine Schwierigkeit haben und für den Bildner keine besonders verlockende Aufgabe sein. Der walzige Leib, tonnenförmig in der Mitte verdickt, lastet auf plumpen Beinstümpfen. Der Kopf des Thieres, viereckig fast, mit aufgeschwollener breiter Schnauze, kurzen Stutzohren und kleinen hochstehenden Augen, nackt, bräunlichroth von Farbe, erinnert lebhaft an ein für die Fleischbank hergerichtetes Schlachtstück. Und öffnet sich gar erst die monströse Schnauze, den gähnenden Rachen mit seinen riesigen Zähnen zu zeigen, da schwanken wir unwillkürlich zwischen Staunen und Abscheu. In feinem Elemente kommt es von Zeit zu Zeit an die Oberfläche, um zu athmen, das Wasser in Dampfform vor sich herschnaubend. Des Thieres Stimme in Behaglichkeit ein Grunzen nur, steigert sich in Erregung zum Knarren und wird endlich zum ohrbetäubenden Gebrüll.

In die Gefangenschaft findet sich das Nilpferd auf heimathlichem Boden gar leicht und auch bei uns scheint es sich zu gefallen und verräth etwas mehr Intelligenz und Anhänglichkeit als das geistig stumpfe Rhinoceros. Es macht sich natürlich in unseren zoologischen Gärten für diese Thiere ein ganz besonderer Bau nothwendig — nicht zu klein; denn die Jungen wachsen unerwartet rasch — ferner sicher und fest; denn ihre Bewegungen sind ungestüm und ihre Kräfte riesig — überdies mit Wasserleitung und Wasserheizung. Die von dem Thiere beanspruchten Futtermengen sind nicht unbedeutend, doch ist es weniger wählerisch als der Elephant. Schilf und Gras genügen ihm, als Zukost verschmäht es aber Brot, Mais und Reis nicht. Wenn man von dem Pariser Hippopotamus erzählt, daß es ein vorwitziges Schooßhündchen aufgeschnappt und verschlungen habe, so ist das jedenfalls ein zu entschuldigendes Versehen.

Nilpferde sind mehr oder weniger ans Wasser, keineswegs aber an das Süßwasser gebunden; selbst ins Meer hinaus wagen sie sich, wenn auch nicht gar weit, da sie ihre Nahrung nur am Lande oder in pflanzenreichen Flüssen finden. Gleichwie viele

unserer Thiere, die eigentlich den vollen Tag lieben, aus Scheu vor dem Menschen nur früh am Morgen oder des späten Abends oder gar zur Nachtzeit thätig sind, scheinen auch die Nilpferde in bewohnten Gegenden erst in der Dunkelstunde aus ihrem schützenden Elemente aufs Land zu gehen, sich gewöhnt zu haben. Wehe der Pflanzung, die von solchen Ungethümen heimgesucht wird; viel, ungeheuer viel beansprucht ihr riesiger Magen, ungleich mehr aber vernichten die klotzigen Füße nebst dem über den Boden hinschleifenden Wanst. Das schon ist genug, um den Anwohner zum unerbittlichen Widersacher des Thieres zu machen. Tod und Verderben hat er ihm geschworen, Fallen, Gruben, Schlingen, strychninvergiftete Spitzkugeln zugedacht. Unser Nilpferd dagegen, sehr wohl wissend, wessen es sich bei Begegnung mit solchem Egoisten zu versehen hat, ist der eingeborene Feind menschlicher Cultur, auch noch ein Wüthrich gegen den Menschen selbst geworden.

Wanderungen in Epirus und Süd-Albanien

während der Jahre 1867 bis 1869.

Von

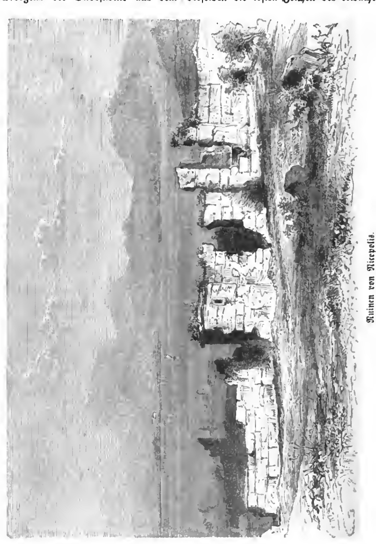
J. v. Z.

Wenig mehr als ein halbes Säculum ist verflossen, seit die Kunde von den Kämpfen Ali Pascha's von Janina mit dem suliotischen Bergvolke die Aufmerksamkeit der Cabinete West-Europa's nicht nur, sondern die der gebildeten Welt im Allgemeinen wieder einer Provinz des türkischen Reiches zulenkte, die trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Entfernung von den Brennpunkten der Civilisation unter der Herrschaft des Halbmondes von jeglicher Beziehung zu den westlichen Nachbarländern abgetrennt und in das Dunkel chaotischer Verwirrung versenkt worden war. Die Venetianer waren zwar bis zum Friedensschlusse von Campo Formio an der epirotischen Küste im Besitze einiger wichtiger Hafenplätze wie Prevesa, Butrinto und Parga geblieben, ihr Einfluß aber reichte nicht über das Weichbild dieser Städte hinaus und war kaum genügend, sie vor den Angriffen türkischer Thalherrn und Timarioten (Besitzer militärischer Lehen) zu schützen, welche, dem Sultan nur zum Schein unterthänig, unter einander in unausgesetzter Fehde um die factische Herrschaft im Lande lagen. So groß war die Unordnung und Unsicherheit, daß kein fremder Reisender es wagen konnte, in das Innere der Provinz vorzudringen. In Folge dessen blieb der Epirus für die gebildete Welt völlig unbekannt und als derselbe zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die kühnen Unternehmungen eines nach Unabhängigkeit von der Pforte strebenden Paschas zu plötzlicher Bedeutung gelangte, sah sich die englische und französische Regierung veranlaßt, Männer mit dem Auftrage dahin zu entsenden, die Zustände und Verhältnisse des Landes zu studiren und sie über dieselben aufzuklären. Diesem Umstande verdanken wir die werthvollen Reisewerke der Engländer Leake, Hughes, Hobhouse und Anderer, sowie des Franzosen Pouqueville. Sie alle veröffentlichten ihre Arbeiten noch vor dem Sturze Ali Pascha's, also vor dem Jahre 1822, und in neuerer Zeit brachte nur der vor kurzem verstorbene Ethnograph und Sprachforscher G. von Hahn in seinen „Albanesischen Studien“ Einiges von den auf seiner Reise von Janina nach Scutari in Albanien gemachten Beobachtungen in die Oeffentlichkeit. Da sein Hauptaugenmerk aber zunächst auf linguistische Forschungen gerichtet war und seine geographischen Skizzen sich nicht auf den eigentlichen Epirus, sondern nur auf Albanien beziehen, so giebt sein Werk nur ein unvollständiges Bild von dem von ihm bereisten Lande. Dieses Bild zu ergänzen und gleichzeitig die gegenwärtigen politischen, socialen und ökonomischen Verhältnisse des Epirus zu erforschen, hat sich der Schreiber dieser Zeilen während eines mehr als zweijährigen Aufenthaltes in jener Provinz (vom Februar 1867 bis zum Herbste 1869) zur Aufgabe gemacht. Mögen die nachstehenden Reiseskizzen Zeugniß davon geben.

I.

Von Prevesa über Zalongos nach Suli.

Wir waren im Monat Juni. Wenn des Morgens der Südostwind aus dem der Menschen, die da in den Mauern des gedachten befestigten Hafenplatzes durch Beruf oder Schicksal gebannt lebten, und in dumpfem Hinbrüten erwarteten die Meisten derselben die ersten Zeichen des erwachen-



Ruinen von Nicopolis.

Golfe von Arta über die schmale Wasserstraße, welche Actium von dem Fuße des Pantokrator trennt, gegen die niedrige Häuserreihe am Quai von Prevesa wehte und die gefährlichen Dünste der sumpfigen Ufer der Arta und des Luro mit sich brachte, da legte es sich wie Blei auf das Gehirn den Maestrale (Nordwestwind), welcher der unheimlichen Schwüle ein Ende machen sollte. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, wollte ich mein lange gehegtes Project eines Besuches der Berge von Suli noch zur Ausführung bringen, denn nur wenige Wochen mehr und die Sonne würde

jeden Versuch, ihren glühenden Strahlen, wenn auch nur wenige Stunden des Tages hindurch zu trotzen, mit versengendem Zorne bestraft haben. Die einheimischen Prevesaner zwar warnten vor der projectirten wie Suli zu besuchen, unter allen Umständen als sträfliche und unbegreifliche Neugierde erscheinen mußte, so ließ ich mich von den verschiedenen Warnungen um so weniger beirren, als der Zufall mir in dem



Ueberreste einer römischen Stadtmauer in Nikopolis.

Expedition, erklärten, die nach Suli führenden Pfade seien unwegsam und die Sommerhitze für jede Reise bei Tag höchst gefährlich. Da ich aber aus Erfahrung die Abneigung der Orientalen gegen alles Reisen kannte und wußte, daß denselben mein Verlangen, einen so entlegenen Ort Consularagent S... und Hauptmann B... zwei liebenswürdige Begleiter auf meiner Bergfahrt zugeführt hatte. Die Reisevorbereitungen waren bald getroffen und guten Muthes zogen wir am 13. Juni 1869 gegen drei Uhr Nachmittags durch das Festungsthor Mitika unserem Ziele zu. Der Weg

führte uns zuerst durch die dichten Olivenwaldungen, welche Prevesa von der Landseite her in der Ausdehnung von nahezu dreiviertel Meilen umgeben. Das Erträgniß dieser Waldungen ist die vorzüglichste Einkommensquelle der Bewohner der Stadt, denn durch das immer zunehmende Versanden der Hafeneinfahrt, welchem die Nachlässigkeit der türkischen Behörden in keiner Weise steuert, stehen der Schiffahrt große Hindernisse entgegen, die auf die Entwicklung des Ex- und Importes vielfach schädlich zurückwirken. Die Bevölkerungszahl von Prevesa wird auf beiläufig dreitausend Köpfe geschätzt, wovon zwei Drittheile der griechisch nicht unirten Religion angehören. Ackerbau und Handel sind hier ganz in den Händen der Christen. Sie bebauen und verwerthen den Boden, dessen Benutzung ihnen die türkischen Grundbesitzer gegen Bezahlung eines dreißigprocentigen Pachtschillings und Entrichtung aller Abgaben an die Regierung überlassen. Es ist natürlich, daß so drückende Bedingungen nicht zu besonders eifriger Thätigkeit anspornen, die nöthigen Arbeitskräfte mangeln, da viele der Eingeborenen ihr Glück lieber in fernen Ländern versuchen, und so erklärt es sich, daß man in einem von der Natur, was Ergiebigkeit des Bodens anbelangt, begünstigten Landstriche weite Strecken brach und unbenutzt liegen sieht. Während zwanzig Minuten verfolgten wir die von Prevesa nach Janina führende Hauptstraße, dann wandten wir uns westlich dem Meere zu. Immer noch umgab uns dichte Olivenwaldung und oft mußten wir uns mühsam zwischen den den Weg versperrenden Zweigen Bahn suchen. Allmälig aber lichtete sich der Hain, auf dem etwas morastigen Grunde wucherte allerhand Gestrüpp und üppig emporschießendes Farrenkraut, vor uns in blauer Ferne ward der sanft geformte Höhenzug von Zalongos sichtbar. Um vier Uhr langten wir bei einem von einer Baumgruppe umgebenen Brunnen an, der von den Einheimischen der Brunnen des Kapitän Dimo genannt wird. Eine Abtheilung Baschi-Bozuks (türkische irreguläre Infanterie) lagerte hier unter Zelten, ein vorgeschobener Wachtposten zum Schutze der in letzterer Zeit von Räubern unsicher gemachten Umgebung Prevesa's. Links vom Wege auf tausend Schritt Entfernung erblickten wir hart am Ufer des Meeres das kleine Dorf Mitika, von welchem die Bucht, die bei den Alten die Bucht von Cornarus hieß, jetzt ihren Namen hat. Zu unserer Rechten aber gegen Süden hin breiteten sich über den ganzen Isthmus, der hier die Bucht von Mitika von dem Golfe von Arta, das ist, dem ambracischen Meerbusen der Alten, trennt, die Ruinen der Stadt Nikopolis aus, die einst Kaiser Augustus zum Andenken seines bei Actium über Antonius und Kleopatra erfochtenen Seesieges hier erbaute. Die Ueberreste dieser Siegesstadt, welche sich trotz der Olympischen Spiele, die in ihrer Mitte alle fünf Jahre gefeiert wurden, nur einer sehr kurzen Glanzperiode zu erfreuen hatte, müssen, als sie der englische Reisende Major Leake im Anfange dieses Jahrhunderts besuchte, noch sehr wohl erhalten gewesen sein. Jetzt deutet die große Ausdehnung der Ruinen wohl noch auf die einstige Größe der Stadt hin, die einzelnen Baudenkmäler aber sind zerstört und verfallen und lassen ihre ursprüngliche Bestimmung kaum mehr erkennen. Umsonst späht der Wanderer jetzt nach den Säulen des Apollotempels, der einst hier gestanden, umsonst nach den Marmorhallen des kaiserlichen Palastes, umsonst nach der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hier gegründeten Metropolis. Nur die beiden Theater widerstanden dem Zahne der Zeit und, was noch ungleich schwieriger war, der Zerstörungssucht roher Barbaren; sie allein führen die Gedanken des Reisenden zurück in die Epoche, wo dieses Land noch eine Reihe volkreicher Städte schmückte und aus denselben die kunstliebende Menge hier zusammenströmte, um mit Gesang und Spiel Apollo den Musengott zu feiern. Jetzt ist die Stelle öde und menschenleer, nur zerstreute Schafe suchen zwischen dem vermodernden Gestein nach dem spärlich wachsenden Grase, während irgend ein griechischer Hirtenknabe im Schatten einer Thurmruine sein melancholisches Lied ertönen läßt. Ein ewiges Denkmal glaubte Augustus in den Bauten von Nikopolis seinem Ruhme zu errichten, Niemand aber kennt hier jetzt mehr seinen Namen, und die Kunstwerke, die er geschaffen, lieferten das Material zu den Befestigungen, mit welchen der jeweilige Beherrscher des Landes sich in seinem Besitze zu behaupten bemüht war.

Wir durften übrigens bei der Betrach-

tung der Ruinen, die ich schon bei früheren Ausflügen wiederholt besucht hatte, nicht lange verweilen. Unser Weg wandte sich von denselben ab, direct dem Meere zu, dessen Ufer wir nunmehr in nördlicher Richtung verfolgten. Zur Rechten begleitete uns eine Hügelkette, deren Kamm der Aquäduct von Nikopolis mit seinen wohl erhaltenen Pfeilern schmückte. An einigen Stellen, wo sich diese Hügel vom Ufer entfernten und einer Einbuchtung flachen Landes Platz machten, durchritten wir gut cultivirte, mit Mais und Gerste bebaute Felder, zumal dort, wo ein von der Höhe kommender Wasserriesel die Mittel zur Bewässerung darbot. Diese Culturansätze erschienen wie Oasen auf dem nackten, sandigen Meeresstrande. Erst als wir nach fünf Uhr diesem Lebewohl sagten und bei dem zwischen grünen Pappeln und Weidenbäumen niedlich gelegenen Orte Canali in ein Thal einbogen, das sich in nordöstlicher Richtung öffnete, nahm die Landschaft einen viel freundlicheren Charakter an. Schöner saftiger Rasen bedeckte die Thalsohle und hohe Eichenbäume, mit breitästigen Platanen untermischt, schmückten rechts und links die Hügel. Ungefähr eine halbe Stunde erfreuten wir uns dieser anmuthigen Umgebung, dann ward das Terrain schwieriger, wir überstiegen einen steinigen Bergrücken, der das Thal durchschnitt, und befanden uns dann der steilen Felswand von Zalongos gegenüber, an deren Fuß das Bergdorf Camarina gelegen ist. Nur mühsam konnten unsere Pferde den rauhen Pfad hinanklimmen und es war nahezu sieben Uhr Abends, als wir bei der großen Platane anlangten, welche in der Mitte des Dorfes bei einer munter fließenden Quelle steht. Aber wie reichlich sahen wir uns für unsere Mühe durch die herrliche Aussicht belohnt, welche sich uns von diesem Punkte aus darbot. Im Westen begrenzten die Berge von Sancta Maura und die blauen Wellen des jonischen Meeres den Horizont, im Süden die in scharfen Spitzen zum Himmel emporstrebenden Gebirge Akarnaniens und Aetoliens und der herrliche Wasserspiegel des Ambracischen Golfes, zu unseren Füßen von den beiden Meeren umrahmt, lag die von Hügeln und Thälern mannigfach accentuirte Erdzunge, deren äußerste Spitze die Wälle von Prevesa krönen. Die dem Untergange zueilende Sonne hüllte dieses großartige Bild in den Zaubermantel tausendfältiger Farbenpracht. Lange standen wir in den reizenden Anblick versunken. Nach und nach sammelten sich die Bewohner des Ortes, welche allabendlich unter dem breiten Blätterdache der Platane zu geselligem Verkehr zusammentreten, um uns. Camarina ist ein nur von Christen bewohnter Ort, der bei hundert Häuser zählt. Mehrere derselben, groß und stattlich aus Stein erbaut, lassen auf die Wohlhabenheit ihrer Besitzer schließen. Der Hauptreichthum der Bewohner Camarina's besteht in ihren Schaf- und Ziegenherden, welche sie den Sommer über im Gebirge halten, und im Winter in die nördlich von Prevesa gelegenen Niederungen des Districtes Fanari treiben. Von den Kapitänen des Dorfes sind einige die Söhne im griechischen Freiheitskampfe berühmt gewordener Väter. Auch Elenitza, die hochbetagte Schwester des Marco Bozaris, des Unübertroffenen, wie sie ihn nennt, schlug hier ihren bleibenden Wohnsitz auf. Ebenso stolz auf den Ruhm ihres Bruders als auf die eigenen Waffenthaten, die sie in ihrer Jugend bei der Vertheidigung ihres Vaterlandes vollbracht hat und deren Andenken in den Liedern des Volkes fortlebt, liebt sie es noch immer, sich in kriegerischem Schmucke zu zeigen. Die russische Regierung, stets bereit, die Sympathien der christlichen Bewohner der Türkei mit klingender Münze zu erkaufen, läßt ihr eine jährliche Subvention zukommen, die sie als einen dem Glanze ihres Namens schuldigen Tribut entgegenzunehmen, keinen Anstand nimmt. Ueberhaupt hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß die ältere griechische Generation, welche an den Befreiungskämpfen noch thätigen Antheil genommen hat, ebenso wie die jüngere, die nicht dieses Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, von der Meinung ausgeht, die Hellenen seien ein so hervorragendes hochbegabtes Volk, daß ganz Europa an seinem Gedeihen und seiner Machtzunahme nicht allein den innigsten Antheil nehmen müsse, sondern auch verpflichtet sei, die Hindernisse, welche der Realisirung der großgriechischen Idee entgegenstehen, auf eigene Gefahr und Unkosten aus dem Wege zu räumen. „Europa muß sein Werk vollenden, es muß uns von der Schmach der Türkenherrschaft vollkommen befreien," das ist die in den

türkisch-griechischen Grenzprovinzen allgemein verbreitete Ansicht; daß Griechenland aber zuerst für die politische Rolle, die es für sich in Anspruch nimmt, geistig und moralisch reif sein muß, das wird von den Wenigsten in Erwägung gezogen. — Nach kurzer Rast unter der Platane mußten wir trotz der freundlichen Einladung der Dorfbewohner, welche uns ihre Gastfreundschaft anboten, von der reizenden Stelle scheiden, da wir das Kloster Zalongos noch vor Einbruch der Nacht erreichen wollten. Dieses steht nahezu am Kamme des Höhenzuges, der den District von Prevesa von dem Jurothale trennt, ringsum von hohen Felsen eingeschlossen, eine schwer zugängliche natürliche Festung. Der schmale Hohlweg, der von dem Dorfe Camarina zum Kloster führt, ist so steil, daß auf demselben nur Maulthiere als Transportmittel benutzt werden können. Wir überließen daher unsere Pferde ihrem Schicksal und stiegen langsam aufwärts, oftmals auf das schöne Bild hinter uns zurückblickend. Dunkle Schatten senkten sich auf Berg und Thal, als wir am Zielpunkte unserer ersten Tagereise anlangten. Ein alter halb tauber Mönch begrüßte uns an der Schwelle der Klosterpforte und bat uns, Nachsicht zu haben, wenn die Armuth des Hauses uns nur eine sehr bescheidene Unterkunft bieten könne. Allerdings Wohlstand und Lebenscomfort, wie er in den Klosterhallen reicher katholischer Länder anzutreffen ist, war hier nicht zu erwarten. In Zeiten harter Verfolgung hatte der christliche Cultus in dieser Bergwildniß ein Asyl gesucht, die Mönche, die es bewachten, waren auf die frommen Spenden ihrer in den umliegenden Dörfern zerstreuten Glaubensgenossen angewiesen; wohl waren ihm in letzterer Zeit einige Felder und Weinberge als Legate zugefallen, doch ist der Ertrag ein unsicherer und es hatte das Kloster manchmal kaum Brot genug, um es mit den hierher sich verirrenden Wanderern zu theilen. Wir hatten diesen Fall vorausgesehen und den nöthigen Proviant mit uns gebracht. Da es schon zu spät war, um noch eine Besichtigung der Oertlichkeit vorzunehmen, so suchten wir es uns in dem Empfangssaale des Klosters, einem niedrigen dunklen Gemache mit von Rauch geschwärzten Wänden, so bequem als möglich zu machen, und luden unseren Hausherrn, den Papas Vasili, ein, an der rasch improvisirten Mahlzeit Theil zu nehmen. Schweigend saß er eine Zeit lang in unserer Mitte, aß nur wenig von den für ihn gewiß leckeren Speisen, doch sprach er dem Weine fleißig zu. Allmälig erheiterten sich seine Mienen, seine Zunge löste sich und er erzählte die blutigen Scenen, deren Schauplatz dieses Kloster einmal gewesen. Als nämlich die Bergfeste Suli theils durch Verrath, theils durch Gewalt dem Sohne Ali's Weli in die Hände gefallen war und dieser im Widerspruche zu der eingegangenen Verpflichtung die dem Meere zuziehenden Sulioten auf Befehl seines rachgierigen Vaters verfolgen ließ, da flüchtete sich ein Theil der unglücklichen Auswanderer hinter die Mauern von Zalongos und wehrte sich gegen den mit großer Uebermacht andringenden Feind mit dem Muthe der Verzweiflung. Auch die suliotischen Frauen nahmen Theil an der Vertheidigung und als längerer Widerstand unmöglich schien, da stürzten sich mehrere von ihnen sammt ihren Kindern von einem das Kloster überragenden Felsen, um nicht in die Hände der verhaßten Türken zu gerathen. Das Feuer, das Papa Vasili bei seinem Vortrage entwickelte, deutete darauf hin, daß er sein Leben nicht immer in klösterlicher Abgeschiedenheit zugebracht hatte. Ich erfuhr später, daß er während der griechischen Befreiungskämpfe als Klephtenführer sich in manchem Gefechte durch wilde Tapferkeit hervorgethan hatte. Unzufrieden mit dem Ausgange des Krieges, der seine Heimath von der Herrschaft des Halbmonds unbefreit ließ, setzte er den Widerstand gegen die neue staatliche Ordnung noch viele Jahre als Mitglied einer Räuberbande fort. Da raffte plötzlicher Tod das Weib hinweg, das ihn mit nie wankender Treue durch alle Gefahren begleitet hatte, und bald darauf streckte eine feindliche Kugel seinen einzigen Sohn zu seinen Füßen hin. Das brach den trotzigen Sinn des Mannes, er schwor den Waffen ab und beschloß, in dieser Bergeinöde Buße zu thun. Wie weit er es in seinem Anachoretenthume gebracht, ließ sich bei unserem flüchtigen Zusammentreffen nicht errathen, doch schien es mir fast, als müßte er dabei noch mit seinem heißen Klephtenblute noch manch harten Kampf zu bestehen haben.

Kaum graute der nächste Morgen, so weckte uns Papas Vasili, um uns, wie er

es am Vorabend versprochen hatte, zu den historisch merkwürdigen Punkten in der Nähe des Klosters zu führen. Dieses liegt, wie wir jetzt wahrnehmen konnten, zwischen zwei kegelförmigen Felserhebungen, an einer sattelartigen Einbiegung des bereits gestern beschriebenen Höhenzuges. Hohe Steinwälle umschließen den Hofraum, über welchen man zu der kleinen Kirche und den übrigen Baulichkeiten des Klosters gelangt. Ein paar Platanen beschatten diesen Hof, während rings auf den Höhen, die Zalongos umgeben, auch nicht eine Spur von Vegetation zu entdecken ist. Von Vasili geleitet besuchten wir zuerst die Felsspitze, auf welcher einstmals eine Kirche des heil. Michael gestanden und die den Suliotischen Frauen vor ihrem Sprung in den Abgrund als letzte Zufluchtsstätte gedient hatte. Dann erforschten wir die gegenüber gelegene Höhe, woselbst die Trümmerreste einer alten Stadt sich befinden, welche Leake als die Ruinen der alten Stadt Kassiope bezeichnen zu können glaubte. Wir entdeckten allerdings die Ueberreste einer Citadelle, auch hie und da die Spuren römischer Umwallung, aber nichts, was diese Ruinen in irgend einer Weise näher charakterisirt hätte. So lange es nicht gelingen wird, durch ausgedehnte, mit großen Mitteln und genügenden Kräften ausgeführte Nachgrabungen zu entscheidenden Funden aus dem Alterthume im Epirus zu gelangen, wird es kaum möglich sein, die Dunkelheit zu verscheuchen, welche gegenwärtig noch die alte Geographie jenes Landes bedeckt. Was bisher in dieser Richtung im Wege vereinzelter Anstrengungen versucht wurde, konnte wegen der Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel zu keinem Resultate führen. All die geistreichen Hypothesen, welche von gelehrten Reisenden bezüglich der muthmaßlichen Lage der in der alten Geschichte genannten vorchristlichen Städte des alten Epirus aufgestellt wurden, haben leider nur dazu gedient, die Verwirrung und Unsicherheit auf diesem Felde zu vermehren.

Um $6^1/_2$ Uhr Morgens verließen wir Zalongos. Wir hatten nahezu zwei Stunden herabzuklettern, bis wir über die Ostwand des Berges an dem kleinen aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe Scheschowa vorüber in das Thal des Juro gelangten. Um neun Uhr Vormittags erreichten wir den Hauptweg, der von dem Dorfe Juro nach Suli führt. Wir durchzogen nun wieder freundlichere Gegenden. Die Maisfelder versprachen reichliche Ernte und für die Bewässerung der Wiesen war durch wohlerhaltene Kanäle vorgesorgt. Die Dörfer von Ano- und Kato-Katzanopoulo ließen wir zur Rechten liegen, erfreuten uns an der reichen Baumvegetation, die das freundlich gelegene Kloster Strava umgiebt, und hielten um elf Uhr Vormittags bei dem Dorfe Milia, um die heißesten Mittagsstunden hier am Rande einer Quelle, im Schatten eines dichtbelaubten Kastanienbaumes, zuzubringen. Wir waren dem Suliotischen Berglabyrinthe bereits sehr nahe gerückt, der imposante Gipfel des Olytzika überragte die Höhen von Kunghi und Kiafa und die Citadelle von Suli selbst schien uns in wenigen Stunden erreichbar. Die einheimischen Troßknechte sowohl, die uns begleiteten, als auch die Baschi-Bozuks eines nahe gelegenen Wachtpostens, bei welchen wir Nachfrage hielten, versicherten uns, daß wir uns nicht zu beeilen brauchten, um noch vor Abend ans Ziel zu gelangen. Die Landschaft rings umher lag in lautloser Stille, der Brand der Mittagssonne hielt alles Lebende in seinem Banne gefangen, unbeweglich lagerten Schafe und Ziegen enge zusammengedrängt unter dem dürren Laubdache einzeln stehender Hürden, während der Hirte selbst unter einem nahen Olivenbaume schlummerte. Kein Vogel regte sich in den Zweigen, nur die weißen Schmetterlinge umflatterten die Grashalme am Rande der Quelle. Es wäre schwer gewesen, sich dem einschläfernden Einflusse dieser tiefen, allgemeinen Ruhe zu entziehen, bald verstummten auch wir. Da entkroch dem Stamme des Baumes, unter dem wir lagerten, ein Ameisenheer in dichten Haufen, mit plötzlichem Angriff fielen sie über uns her, die wimmelnden schwarzen Schaaren, so daß wir, aufgeschreckt aus dem kurzen Schlafe, in eiliger Flucht unsere Rettung suchten. Wir thaten es mit großem Unmuthe, doch sollten wir bald Gelegenheit bekommen, des Ueberfalls dankend zu gedenken, der uns verhindert hatte, kostbare Stunden träumend zu verlieren. Um ein Uhr Nachmittags saßen wir bereits wieder im Sattel, eine Stunde später bei dem Dorfe Gireni verließen wir das Juro-Thal und wandten uns in nördlicher Rich-

tung dem Gebirge zu. Der früher acht bis neun Schuh breite Weg endete plötzlich und zertheilte sich in mehrere schmale Fußpfade, vor welchen unser Führer unschlüssig stehen blieb, im Zweifel darüber, welchen er einschlagen sollte. Der Verkehr zwischen Prevesa und Suli ist nämlich ein höchst seltener, nur Artilleristen der Besatzung und die wenigen Maulthiertreiber, die derselben ihren Proviant zuführen, sind des Weges vollkommen kundig, und der Mann, der uns als Wegweiser mitgegeben worden war, traute seinem Gedächtnisse zu viel zu, wenn er hoffte, in diesem Berglabyrinth die Pfade wiederzuerkennen, die er seit einem Jahre nicht betreten hatte. Wir wählten also auf gut Glück, bestrebt möglichst genau die nördliche Richtung einzuhalten; gegen drei Uhr Nachmittags standen wir am Ufer des Suli-Flusses, wie die Eingeborenen jetzt den bei den Alten so berühmten Acheron nennen. Dieser tritt nämlich hier aus dem Thale von Deroitziana in das von den zwei großen Bergen von Suli und Tzokurates gebildete Défilé. Ein Hirte zeigte uns die Fuhrt, auf der wir an das rechte Ufer des Flusses gelangten. Nun ging der Weg die steile Felswand hinan, auf halber Höhe derselben erreichten wir wieder einen etwas breitern Pfad, der uns tiefer in die Suli-Schlucht hineinführte. Diese ist eine der wildesten und tiefsten Schluchten von ganz Griechenland. Zwischen den nahezu 3000 Fuß tief fast senkrecht abfallenden Bergwänden wälzt sich über Felsblöcke und die vom Sturme gefällten Stämme riesiger Bäume tobend und schäumend der Acheron hin. Ich hatte viel von der Wildniß Suli's gehört und gelesen, aber der finstere Ernst dieses Anblicks übertraf doch jede Erwartung. Selbst die in diesem Theile des Epirus so seltene Erscheinung üppigen Baumwuchses, welcher die Schluchtwände bedeckte, milderte den schauerlich imposanten Eindruck der hier riesenhaft mächtig zur Erscheinung kommenden Naturgewalt nicht, die mit ungebändigter Kraft die gigantischen Felsmassen gespalten und zwischen denselben dem rauschenden Strome Bahn gebrochen hat. Fürchterlich müssen Sturm und Schneelawinen hier im Winter noch immer hausen, dies bezeugen die entwurzelten Eichen, die hie und da den Pfad verlegen, die Felsblöcke, die hinabstrebend zur Schlucht von entgegenstehender Steinwand im halben Laufe festgebannt ruhen. Vier volle Stunden kletterten wir am Rande des Abgrundes den immer enger werdenden Saumpfad entlang, die Pferde, die ihrer Reiter ledig vorausschritten, blieben oft am ganzen Leibe zitternd wie Espenlaub stehen, denn ihre eisenbeschlagenen Hufe gleiteten an den harten Felsplatten ab und sie fürchteten die Nähe des Abgrundes, in den ein einziger Fehltritt sie stürzen konnte. Zu den Mühseligkeiten des Marsches gesellte sich noch quälender Durst, denn das Ziel viel näher wähnend, hatten wir versäumt, uns mit dem nöthigen Wasser zu versehen. Schon ging der Tag zur Neige, und noch umgab uns die Bergwildniß, wie froh waren wir jetzt, daß wir bei Milia nicht längere Mittagsrast gehalten hatten. Hätte uns die Nacht in dieser Schlucht überrascht, an eine Fortsetzung des Marsches wäre nicht zu denken gewesen und wir hätten dem Morgen in qualvoller Erschöpfung entgegenharren müssen. So aber war die Sonne noch nicht vollends untergegangen, als wir von der Acheron-Schlucht nach rechts abbiegend durch ein enges Felsenthor auf eine weite Berghalde traten, deren nördlicher Rand die Höhe von Suli gleich einem Riesenwall begrenzte. Hier hatte zu Ali Pascha's Zeiten Avarico, einer der vier Vororte der Suliotischen Republik, gestanden. Ein Trümmerhaufen bezeichnete jetzt die damals bewohnte Stätte; wir eilten daran vorüber über brach liegenden, von Unkraut und niedrigem Gestrüppe überwucherten Culturboden, bis wir am Ausgang der Halde nach mäßigem Aufsteigen zu einem geräumigen, rings von imposanten Berggipfeln überragten Bergplateau gelangten. Drei große Brunnen nahmen die Mitte des Plateaus ein, zahlreiche Heerden umdrängten dieselben, einige Hirten waren beschäftigt, aus großen Schöpfeimern Wasser in ausgehöhlte Baumstämme zu gießen, die in primitiver Einfachheit den durstigen Thieren als Trinktroge dienten. Wir wären beinahe versucht gewesen, in unserer Erschöpfung es den ungeduldigen Hämmeln gleich zu thun und uns gegenseitig die Eimer als Trinkgefäße streitig zu machen. Erquickt von dem köstlich frischen Trunke gönnten wir uns trotz des herannahenden Abends hier im Angesichte des Zieles kurze Rast. Nahe den Brun-

nen erblickten wir abermals Ruinen, die traurigen Ueberreste des Vorortes Kiafa, des Schauplatzes so vieler blutiger Kämpfe zur Zeit, als noch die vornehmsten Suliotischen Kapitäne hier ihren Wohnsitz hatten und ihn mit wilder Tapferkeit gegen die albanesischen Schaaren vertheidigten, die ihr Todfeind, Ali Pascha, immer von neuem gegen sie aussandte. Auf der steilsten der das Dorf schirmenden Höhen hatten sie eine Feste erbaut, einen Zufluchtsort für Greise, Frauen und Kinder, während die Männer den Sturm der Feinde abwehrten. Mehr als zehn Jahre vermochte so die kleine Bergrepublik die Unabhängigkeit ihrer Heimath gegen den übermächtigen Angreifer zu behaupten. Schließlich machte theils Verrath, theils Erschöpfung dem Kampfe ein Ende. Nahezu die Hälfte der Sulioten war auf dem Schlachtfelde geblieben, die Uebriggebliebenen zogen das Exil der Unterwerfung vor, sie schieden von der Heimath, in der sie ohnehin nur rauchende Trümmer zurückließen. Die Feste Suli wurde von Ali Pascha und seinen Nachfolgern im Amte wieder in Stand gesetzt und gilt auch heute noch als ein militärisch wichtiger Punkt, da sie wichtige Verbindungsstraßen zwischen dem Meere und dem Innern des Epirus beherrscht. Gegenwärtig besteht die Besatzung aus fünfzehn Mann Festungs-Artillerie und einer Compagnie irregulärer Fußtruppen. Der Kommandant, von unserer Ankunft benachrichtigt, kam selbst zu unserm Haltplatz herab, um uns einzuladen, die Nacht als seine Gäste in der Citadelle zuzubringen. Wir hatten auf diese Gastfreundschaft gerechnet, da es mißlich gewesen wäre, in dieser Wildniß ohne Obdach zu bleiben. Empfehlungsschreiben, die wir besaßen, sicherten uns für alle Fälle den Einlaß, nichtsdestoweniger freute es uns, von denselben nicht Gebrauch machen zu dürfen, sondern die herzlichste Aufnahme der spontanen Liebenswürdigkeit des jungen Mannes zu verdanken, den die rauhe Dienstpflicht in diese Wildniß verbannte. Von ihm geführt stiegen wir die steile Höhe hinan und betraten das Innere der Feste. Diese besteht aus einem gemauerten Viereck mit Bastionen in den vorspringenden Winkeln, neun Geschütze sind auf den Wällen vertheilt. Im Schein des aufgehenden Mondes betrachtete ich das Bergpanorama, das von hier aus zu überblicken ist! Malerisch geformte Felsgruppen, enge düstere Schluchten, waldbedeckte Bergrücken und über sie hinweg der Ausblick auf das Thal von Glykis, durch welches der Acheron, nachdem er das Gebirg durchbrochen, beruhigt und besänftigt dem Meere zufließt; Alles eingehüllt in tief ernste Stille, von Menschen verlassen, vereinsamt und verödet.

Nur ein Haus in der Nähe der Festung steht noch unversehrt, und der aus dem Schornsteine aufsteigende Rauch deutete darauf hin, daß es bewohnt sei. Eine alte Suliotische Familie hat daselbst ihre Zufluchtsstätte gefunden. Gleichsam als Wächter der Ruinen, die von der ruhmvollen Vergangenheit ihres Stammes zeugen, haftet sie fest an dem Boden ihrer Väter und fristet ihr Dasein mit dem spärlichen Ertrage einer kleinen Herde. Als im Winter 1868 die türkisch-griechischen Differenzen die Möglichkeit eines Kampfes zwischen den beiden Nachbarstaaten in Aussicht stellte, war es im Plane des revolutionären Comités von Korfu gelegen, sich der Feste Suli durch Ueberfall zu bemächtigen. Mit den griechischen Kapitänen der Chimarra und des östlich von Suli gelegenen Districtes Lakka wurden zu diesem Zwecke Verbindungen angeknüpft, führten aber zu keinem Resultate und die türkische Regierung, von dem Vorhaben unterrichtet, traf die nöthigen Maßregeln, um einen allfälligen Handstreich zu vereiteln. Die Besatzung des Forts wird theils von Prevesa, theils von Janina aus verproviantirt, hat aber besonders im Winter, wenn Stürme und Schneeverwehungen jede Communication selbst mit den nächstliegenden Ortschaften unmöglich machen, mit großen Entbehrungen zu kämpfen. Der Commandant erzählte uns beim Abendmale, bei dem natürlich das uns zu Ehren geschlachtete Lamm nicht fehlen durfte, von seinen Leiden und Drangsalen während der strengen Jahreszeit und wahrlich, wenn man an die langen Nächte denkt, die er bei schwachglimmendem Kohlenfeuer in einer feuchten Kammer ohne irgendwelche Zerstreuung hier durchwachen muß, während vor dem Thore der Festung hungrige Wölfe ihr Unwesen treiben, begreift man, daß der Mann Ursache zur Klage hatte. Wir trösteten ihn mit der Aussicht auf baldigen Garnisonswechsel, er aber meinte, daß, wenn wir nicht zufällig seine Vorgesetzten in Prevesa an seine Existenz erinnern würden,

er wohl in dieser Bergeinsamkeit noch sein Grab finden könne. Das Loos eines türkischen Offiziers ist eben ein besonders trauriges und aussichtsloses. Ein eigentliches Avancements-Gesetz besteht nicht in der türkischen Armee. Der Willkür und Protection ist freier Spielraum gelassen. Wir wagten nicht, von den Lagerstätten Gebrauch zu machen, die uns unser freundlicher Wirth in seiner eigenen Kammer hatte herrichten lassen, denn wir fürchteten zu sehr die Gesellschaft von Ratten, Mäusen und sonstigem Gethier. Im Hofe auf einigen Dielen hingestreckt, verbrachten wir halb sinnend, halb schlummernd die wenigen Stunden, die uns vom ersten Schimmer der Morgenröthe trennten. Ein leichter Nebelschleier bedeckte noch die höchsten Kuppen des Olytzika, den Bergrücken von Paramythia und des Jurogebietes, als wir am 15. Juni von der Festung schieden und in nordwestlicher Richtung wieder zur Acheron-Schlucht auf minder beschwerlichem Pfade hinabstiegen, um über Glykis und Riniassa, wo wir die letzte Nachtstation hielten, nach Prevesa zurückzukehren, das wir am 17. Mittags ungefährdet wieder erreichten.

Literarisches.

Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. Von Karl Ferd. Appun. Erster und zweiter Band. Jena, Hermann Costenoble.

Wenn man die Reisebeschreibungen aus früheren Jahrhunderten, wie sie sich als Curiosa in den Bibliotheken finden, durchblättert, so erstaunt man darüber, wie es möglich war, daß die Menschen oft so monströsen Uebertreibungen Glauben schenken und dem Verbreiter derselben noch den Titel eines Gelehrten beilegen konnten. Man war eben weniger wie heutzutage in der Lage, die Wahrheit von Irrthum und Trug zu unterscheiden, und die Erforscher fremder Gegenden waren größtentheils selbst die Opfer von Mißverständnissen und Täuschungen. Es ist daher natürlich, daß auch gegenwärtig noch bei der Mittheilung von Erlebnissen und Forschungen in unbekannten Ländern manches auf den ersten Blick Undenkbare mit unterläuft. Sei es nun, daß es sich um das Innere von Afrika mit seinen wunderbaren Affenarten, sei es, daß es sich um das offene Polarmeer, oder um die ungeheuren tropischen Wälder Süd-Amerika's handelt. Die Reisebeschreiber lieben es daher, sich auf irgend eine Autorität zu stützen, um die Glaubwürdigkeit ihrer Person zu erhöhen, und namentlich war es in den letzten Jahrzehnten vielfach in Gebrauch, sich durch Empfehlungsbriefe Alexander von Humboldt's zuerst in den fremden Gegenden selbst einzuführen und dann die Erlebnisse daselbst beim deutschen Publicum zu beglaubigen. Es ist aber längst bekannt, daß die unerschöpfliche Gutmüthigkeit Humboldt's ihn dahin brachte, daß er die Bitte um ein Empfehlungsschreiben für junge Reisende in fremde Zonen fast nie abschlug, und man wird es uns daher nicht verdenken, wenn wir auf den Umstand, daß Karl Ferd. Appun seine zwanzigjährigen Reisen im tropischen Süd-Amerika auf Anregung und Empfehlung Humboldt's unternahm, kein zu großes Gewicht legen. Dagegen spricht die Unmittelbarkeit und Frische der Naturschilderungen, die Mannigfaltigkeit und Sorgfalt seiner Beobachtungen an und für sich so günstig für sein Werk, daß man dadurch hinlänglich geneigt ist, seinen Mittheilungen überall, und auch da, wo sie Neues und Ungewöhnliches bieten, mit dem Gefühle der Sicherheit zu folgen, die uns ein Führer einflößt, der durch den langjährigen Verkehr mit dem Völkergemisch jener Länder nicht nur ihre Gebräuche und Sitten genau kennen gelernt hat, sondern durch sie auch besonders unterstützt war in seinen zoologischen und botanischen Untersuchungen. Ganz besonders ist es ihm denn auch gelungen, den wildromantischen Charakter jener üppigen Vegetation zu schildern und sein eigenes abenteuerliches Leben zwischen den Eingebornen fesselnd und anregend zu erzählen. Der erste Band giebt die Wanderungen in Venezuela, zunächst den Aufenthalt in La Guaira und Porto Cabello, dann Unternehmungen in das Innere des Landes, in die Umgebungen des Golfo triste, in die Küsten-Anden, in die Llanos des Baul, zum See von Maracaibo und zum Orinoco; der zweite Band behandelt Britisch Guyana, wobei namentlich die Kapitel aus dem Lande der Macuschis lebhaft interessiren. Vortreffliche, vom Verfasser selbst aufgenommene Vegetationsbilder erhöhen das Verständniß der Schilderungen. — Sehr zu bedauern ist, daß bei einem so splendid ausgestatteten Werke die Revision des Textes nicht immer mit der wünschenswerthen Vorsicht gehandhabt ist. So finden wir auf Seite 122 des ersten Bandes den grotesken Passus, daß man sich vor dem langen peitschenförmigen Schwanze der Iguana in Acht nehmen müsse, weil sie mit demselben „empfindliche Schläge austheilen und außerdem sehr heftig beißen."



Ein versunkenes Grab.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Schluß.)

Die Antwort aus Ischl blieb noch immer aus, der Brief an den Hausbesitzer schien verloren gegangen zu sein. Schon war die schöne Jahreszeit so weit vorgerückt, daß der Tag der Abreise festgesetzt worden war, deren erstes Ziel Wien sein sollte, als doch noch ein Brief ankam, welcher die Befürchtung, daß man sich zu spät gemeldet habe, bestätigte: die Wirthin schrieb im Auftrage ihres Mannes, der nur seinem bürgerlichen Geschäft nachging und ihr unbeschränkte Vollmacht zu möglichster Verwerthung des Hauses während der Saison gegeben hatte, daß die Wohnung, welche die Herrschaft im vorigen Sommer innegehabt, bereits im April für die ganze Zeit vermiethet und jetzt vor drei Tagen auch schon bezogen sei, von einer Familie aus Wien, die der gnädige Herr wohl kennen werde, von Frau von Frauenstein mit ihrer Tochter.

Als Max, welcher den Brief laut vorlas, den Namen sah, stockte er einen Moment. Mutter und Schwester — der Vater war nicht zugegen — bemerkten, wie sein Auge aufstrahlte und seine Wange sich höher färbte. Er las gleich weiter bis zu Ende, doch verrieth auch seine Stimme die innere Bewegung, welche ihn erfüllte. Zum Schluß hatte die Ischler Wirthin noch ein paar andere Wohnungen bezeichnet, die jetzt noch frei waren, die Herrschaft möge ihr nur schreiben, ob sie eine derselben miethen solle, sie werde das sehr gern übernehmen.

„Antworte ihr noch in dieser Stunde, Max!" bat Ida. „Bitte sie, eine zu nehmen, welche möglichst nah an ihrem Hause liegt. Mir gefällt die Gegend ganz besonders, man ist dort dem Stück Residenzleben entrückt, das sich aus der Kaiserstadt in die Berge verpflanzt und nur ein bischen ländlich maskirt hat, was ihm nicht einmal gut steht."

Max entfernte sich, um ungesäumt wieder nach Ischl zu schreiben. — „Wie freue ich mich, Muttel," sagte Ida mit dem schlesischen Lieblingswort, „daß wir Frauensteins wieder dort finden! Nun wird es sich doch aufklären, warum Elli, die sich Max erst zuzuneigen schien, auf einmal gegen ihn so ganz verändert war. Sie reisten zu schnell ab, um es damals noch zu ergründen, sonst würde es mir schon gelungen sein. Hast du gesehen, welchen Eindruck es auf Max machte, als er die Gewißheit des Wiedersehens las?"

„Er liebt das Mädchen doch sehr," erwiederte die Mutter. „Wenn es zu seinem Glücke ist, wünsche auch ich, daß der Schatten, der plötzlich zwischen Beide getreten ist, verschwinde und ihre Herzen sich verständigen. Ich glaube noch immer, daß sie sich von ihm abgewandt, als sie erfuhr, daß er gegen Oesterreich gekämpft hat: die Frauen nehmen darin viel entschiedener Partei als die Männer, oft sind gerade die jüngsten Mädchen von einem glühenden, an Fanatismus grenzenden Haß gegen die Feinde ihres Vaterlandes beseelt."

„O nein, Elli nicht. Ihre Mutter wußte es ja schon lange, daß wir Preußen sind und daß Max als Soldat mit in Böhmen gewesen ist. Es kann Elli also nicht verborgen geblieben sein — der Grund ihres veränderten Benehmens ist jedenfalls anderswo zu suchen, vielleicht in einer fremden Beeinflussung."

„Irgend eine Verleumdung vielleicht, eine Lüge, gegen die sich Niemand schützen kann," sagte die Mutter. „Du entsinnst dich, wo wir sie zuerst kennen lernten?"

„Auf dem Hallstädter See, bei unserm ersten unvergeßlichen Ausfluge. Sie fuhren in ihrem Boot an dem unsern vorüber und Max war von Elli's Schönheit beim ersten Anblick gefesselt. Dann trafen wir sie beim See-Ufer und aßen zusammen zu Mittag, wurden auch gleich bekannt. Ich weiß das alles noch ganz genau."

„Wir stellten uns damals gegenseitig nicht mit Namen vor," fuhr die Mutter fort. „Ganz ableugnen können wir Norddeutsche den Vorwurf nicht, etwas förmlich zu sein, wir ließen es an uns kommen, und Frau von Frauenstein, die so liebenswürdig gegen mich war, legte vielleicht keinen Werth auf den Namen einer flüchtigen Badebekanntschaft. Nachher begegneten wir uns in Ischl zwei-, dreimal, grüßten uns und sprachen auch mit einander, ohne unsere Namen zu nennen, das geschah erst später, als wir zufällig wieder auf einem Ausfluge zusammentrafen, Frau von Frauenstein scherzte darüber, daß wir uns nicht zu nennen wüßten, und stellte sich mir — weißt du noch? — mit einer komisch feierlichen Grandezza vor, ich nannte ihr dann unsern Namen und glaubte zu bemerken, daß er einen gewissen Eindruck auf sie machte."

„Ach!" rief Ida verwundert. „Davon habe ich nichts bemerkt. Ich höre es auch heut zum ersten Male, du hast noch nie davon gesprochen!"

„Weil ich es für eine Täuschung hielt —"

„Und jetzt?" fragte Ida. „Bist du anderer Meinung geworden? Wodurch?"

„Ich — weiß das eigentlich selbst nicht zu sagen. Mir hat sich aber, da wir so gar keinen Grund für Elli's Veränderung finden konnten, der Gedanke aufgedrängt, daß sich vielleicht an unsern Namen für sie unerfreuliche Erinnerungen knüpfen —"

„Wie wäre das möglich!" entgegnete Ida. „Du hast mir immer gesagt, daß es außer uns keine Rhyns mehr gäbe und wenn auch irgendwo noch ein unbekannter Namensvetter lebte, so scheint mir Elli doch zu jung für unerfreuliche Erinnerungen — überdem hat sie ja erst längere Zeit, nachdem sie unsern Namen wußte, kurz vor ihrer plötzlichen Abreise jene kalte ablehnende Weise angenommen, die uns allen so unbegreiflich war und Max so schmerzlich traf."

„Du zergliederst Alles scharf, ich kann dir nicht widersprechen," erwiederte die Mutter. „Indessen ist ihr vielleicht die Erinnerung, welche für sie mit unserem Namen zusammenhängt, nicht gleich zum Bewußtsein gekommen, ihr Herz war, so glaubten wir wenigstens, nicht gleichgültig gegen Max — in den Tagen, wo eine zarte Neigung erwacht, ist kein junges Mädchen mit Gedanken an die Vergangenheit beschäftigt — so könnte wohl erst später eine Mahnung an dieselbe ihr gemacht sein, wie ein eisiger Frost, der die Knospen tödtet."

„Glaubst Du, daß sie Max aufgegeben, weil irgend ein unwürdiger Mensch gleiches Namens, der uns gar nichts angeht, einmal ihren Lebenspfad gekreuzt hat?" fragte Ida. „Ich glaube eher, daß eine ehrlose Verläumdung, welche Max selbst durch einen eifersüchtigen Nebenbuhler um Elli's Gunst betroffen, sie erschreckt haben kann. Die Mutter hatte doch ihr Benehmen gegen dich bis zur letzten Stunde nicht verändert, es würde mir aufgefallen sein."

„Sie war freundlich bis zuletzt," sagte Frau von Rhyn — „doch konnte ich zuweilen eine gewisse Befangenheit nicht unbemerkt lassen, die sie zuweilen mitten in unserm Gespräch überfiel, ich schob sie aber auf das gestörte Verhältniß zwischen unsern

Kindern, über das wir uns als Mütter natürlich vorher wenigstens in Andeutungen gegenseitig gefreut hatten. Ich bin nun sehr erwartungsvoll auf unser Wiedersehen und wünsche, daß wir uns unterwegs nicht unnöthig aufhalten, um den Augenblick desselben nicht zu verzögern."

Darin theilten wohl ihre beiden Kinder dieselben Wünsche. Max hatte seinen Brief an die Frau in Ischl geschrieben und trug ihn zu seinem Vater, damit dieser ihn dem Reitknecht in die Posttasche mitgebe, welche er täglich verschlossen nach der Stadt brachte, wo der Postmeister dazu einen Schlüssel besaß und den Inhalt gegen die für Lissen eingegangenen Briefe und andern Sendungen vertauschte. Der Sohn fand die Mutter beim Vater, Beide saßen zusammen auf dem Sopha und schienen ein angelegentliches Gespräch geführt zu haben, das bei seinem Eintritt verstummte. Er gab seinen Brief ab und der Freiherr versprach, ihn zu besorgen: die Posttasche lag noch offen auf dem Tische und der Reitknecht wartete draußen auf die Abfertigung. „Ich habe noch eine Bitte an dich, lieber Vater," sagte Max.

„Ist sie so großartig, daß sie einer Vorrede bedarf?" entgegnete der Freiherr.

„Laß mich das schöne Bild der Gabriele noch einmal sehen."

Der Vater ging ohne ein Wort zu sagen an seinen Schreibschrank, öffnete ein Fach und nahm das Bild heraus, das er seinem Sohne reichte. Dieser betrachtete es lange, während die Augen seiner Mutter forschend auf ihm ruhten.

„Du willst die bewußte Aehnlichkeit noch einmal prüfen," sagte der Vater. „Ist sie wirklich vorhanden?"

„Ich bin jetzt wieder zweifelhaft — doch muß sie wohl da sein, sonst würde ich nicht beim ersten Anblicke daran gedacht haben. Könnte nicht eine Verwandtschaft die flüchtige Aehnlichkeit erklären?"

„Davon weiß ich nichts," versetzte der Freiherr kurz.

„Lieber Vater," fuhr Max mit unverkennbarer Verlegenheit fort, „würdest du mir das Bild, wenn ich dir mein heiliges Versprechen gebe, daß es Niemand bei mir sehen soll, auf einige Zeit anvertrauen? Es würde bei mir so sicher sein als bei dir."

„Du willst es mit auf Reisen nehmen!" antwortete der Vater überrascht. „Nein, Max, das geht nicht an. Gieb es nur wieder her." Max reichte ihm das Bild, auf welches er noch einen letzten Blick heftete, schweigend zurück. „Sei überzeugt, mein Sohn," sprach der Vater herzlich, „daß ich nicht aus Eigensinn oder Geheimnißkrämerei so zurückhaltend bin. Vielleicht kommt die Zeit, wo ich mit dir offen über das alles reden kann, und kommt sie nicht, so bedenke, wie viele Fragen über dunkle oder unverstandene Verhältnisse uns in unserm Leben ewig unbeantwortet bleiben."

Er verschloß das Bild wieder und die Mutter bestätigte seine Worte durch einen bittenden und innigen Blick auf den Sohn.

V.

Die Zeit der Abreise kam endlich heran. Ida hatte noch einmal versucht, den Vater zum Mitreisen zu bestimmen, von ihm jedoch dieselbe ablehnende Antwort erhalten, wie auf die frühern Bitten. Er verhieß nur bedingungsweise, die Seinigen abzuholen, wenn die Cur für die Beiden, welche auf Ischl Hoffnungen gesetzt hatten, nach Herzenswunsch ausgefallen sein würde. Zwischen den Eltern fand noch eine längere Besprechung statt, welche nicht blos die nächste Zukunft, sondern auch die Vergangenheit zum Gegenstande hatte. Der Freiherr beschäftigte sich noch immer mit dem Gedanken an den Kranz, den er auf dem Grabe im Walde gefunden hatte, und war zu der Ansicht gekommen, daß Ratto, der ihn aller Wahrscheinlichkeit nach hingelegt hatte, doch wohl nicht aus eigenem Antriebe gehandelt, sondern im Auftrage. Ein so zartes Gefühl, wie es sich in dem Gedanken an den Geburtstag und dem äußern Zeichen dieses Gedankens, kund gegeben, war ihm kaum zuzutrauen. Wenn aber Adalbert in der Nähe gewesen, warum war er nicht nach Lissen gekommen? Wollte auch er, wie es Gabrielens letzter Wunsch für sich gewesen, sein Dasein ewiger Vergessenheit übergeben? Rhyn hatte für das Grab ein Kreuz von schwarzem Marmor in einer der ersten Marmorfabriken der Provinz bestellt und war willens gewesen, dasselbe nicht namenlos zu lassen, seine Frau hatte ihm das jedoch im Hinweis auf die Bitte

der Sterbenden ausgeredet: warum wollte er auch der Gegend, in welcher das plötzlich entstandene Grab so viel Gerede, ja sogar eine amtliche Nachfrage verursacht hatte, neuen Grund dazu geben? Der Freiherr hatte seiner Frau nicht widersprechen können, das aber ließ er sich nicht ausreden, das Kreuz, wenn es endlich nach der unerhörten Verzögerung fertig sein würde, nicht bei Nacht und Nebel aufzustellen, sondern öffentlich und in würdiger Weise, er hoffte den Pfarrer, wenn er ihm mit seinem Worte heilig verbürgte, daß kein Verbrechen zu dem Grabe und der Todten, welche es barg, in Beziehung stehe, zu bewegen, bei der Aufrichtung des Kreuzes zugegen zu sein und dasselbe christlich einzusegnen. Frau von Rhyn theilte jedoch diese Hoffnung nicht.

Der Abschied der Reisenden wurde von dem zurückbleibenden Vater, der keiner Erweichung Raum geben wollte, mit herzhaften Worten abgekürzt, er versprach Max, auch in Haindorf zum Rechten zu sehen, wo übrigens wie in Lissen ein höchst zuverlässiger Verwalter die Wirthschaft bisher immer zur Zufriedenheit der Herrschaft während ihrer Abwesenheit geführt hatte. Eine Strecke begleitete der Freiherr noch zu Pferde den Reisewagen, am Ende der Allee aber machte er mit einem herzlichen „Lebe wohl!“ plötzlich kurz Kehrt und ritt auf die Felder. „Wir sehen ihn in Ischl wieder!“ sagte Ida. „Ich bin fest davon überzeugt!“ Ihre Augen richteten sich dabei auf den Bruder, welcher sinnend in die Gegend hinausblickte.

Die Reise wurde diesmal nicht, wie im vorigen Jahre, mit dem nächsten Schienenwege angetreten, um auf diesem zur oberschlesischen Bahn und dann mit der österreichischen Nordbahn nach Wien zu gelangen. Es wäre damit kein Zeitverlust verbunden gewesen und eine ermüdende Gebirgsfahrt vermieden worden. Max wünschte aber, den Weg durch Böhmen zu nehmen, wo er die beiden Schlachtfelder, auf denen er gekämpft, wiedersehen und dann der Richtung folgen wollte, welche damals seine Waffengefährten im siegreichen Heere genommen, während er selbst schwer verwundet im Lazareth zu Horsitz hatte zurückbleiben müssen. Die Mutter gab seinem Wunsche nach, auch für sie, welche einst an das Schmerzenslager ihres Sohnes geeilt war, knüpften sich ja viele Erinnerungen an die Stätten, die sie nun mit dankerfülltem Herzen wiedersehen sollte, und Ida hatte damals während der bangen Kriegswochen von all den Orten, an denen sie bald vorüberfahren würden, so viel gehört und gelesen, daß es für sie vom höchsten Interesse war, sie nun mit eigenen Augen zu erblicken.

In Pardubitz endlich entließen sie ihren Wagen, und reisten auf der Eisenbahn nach Wien. Diesmal verweilten sie hier nur einen Tag, auch in dem schönen Linz, das ihnen so gut gefallen hatte, hielten sie sich nicht auf, sondern setzten ihre Fahrt gleich fort. Durch eine der prächtigsten Pforten zur Alpenwelt gelangt der Reisende von Linz zunächst nach Gmunden am Traunsee. Als Rhyns hier ankamen, wäre es noch Zeit gewesen, mit dem Dampfschiff das entgegengesetzte Ende des Sees und dann zu Wagen in zweistündiger Fahrt Ischl zu erreichen. Da sie nun aber ihrem Ziele so nah waren, zogen sie es vor, an dieser wunderschönen Stätte bis zum andern Morgen zu bleiben. Es war kaum fünf Uhr, als sie in dem Hotel Bellevue an der Esplanade, wo sie auch im vorigen Jahre gewohnt hatten, ankamen, noch lag eine drückende Hitze auf dem See und seinen Ufern, aber hier verschwindet die Sonne hinter den Bergkolossen ja viel früher, als sie untergeht, und wenn die Schatten sich auf die Fluth legen, wird es bald erquickend kühl. So konnten die Reisenden noch auf einen genußreichen Abend hoffen, den sie mit einem Spaziergang am Seeufer oder mit einer Gondelfahrt zu füllen gedachten: der wolkenlose Himmel versprach sie zu begünstigen und es war Vollmond. Einstweilen richteten sie sich in dem Hotel, das seinem Namen Ehre macht, für den kurzen Aufenthalt ein und freuten sich auf dem glasbedeckten Balcon vor ihren Zimmern der prachvollen Aussicht über den See, auf das jenseitige Ufer mit seinen zerstreuten Villen und die Felsenmassen des hohen Traunsteins, die sich fast steilrecht aus den Fluthen erheben. An der Landungsstelle der Esplanade lagen viele Gondeln, welche der Abendfrische harrten, um bemannt und benutzt zu werden. Die Promenade war noch fast leer, sie sollte aber bald nur zu sehr belebt werden und zwar von all den Gestalten, die man in Welt-

städten und Weltbädern findet. Seit Gmunden von Wien aus so leicht zu erreichen und aller Comfort hier zu finden ist, hat es bei den Wienern den meisten andern Sommerfrischen den Rang abgelaufen; viele Reiche und Vornehme, auch fürstliche Personen, nicht blos aus Oesterreich, haben sich am Traunsee Villen erbaut und aus ganz Deutschland strömen Reisende hierher, die sich kürzere oder längere Zeit von dem Hauptorte des an Naturschönheiten unvergleichlich reichen Salzkammerguts fesseln lassen. Ob durch diese überladene Staffage die Natur hier und anderswo an Reiz gewinnt, ist allerdings eine Frage, deren Beantwortung dem Geschmacke überlassen bleibt, die Familie Rhyn vermochte sie nicht zu bejahen.

Als der Abend näher rückte, fing die Esplanade an, sich mit Spaziergängern zu füllen, man sah die elegantesten Frauentoiletten in aller Monstrosität und Extravaganz, wie sie die heutige Mode von ihren Jüngerinnen fordert, man hörte überall Geplauder und Gelächter, auch eine mittelmäßige Kapelle ließ sich mit ihren Musikstücken vernehmen. Auf dem See erschienen zahlreiche Gondeln mit bunten Flaggen, viele davon gehörten den glücklichen Besitzern der Landhäuser, andere waren gemiethet, auch schmucklose Kähne der Einwohner, die nur ihr Geschäft betrieben, durchschnitten die Fluth. Von Ebensee herkommend, das am Südende des Sees liegt, zeigte sich der letzte Dampfer mit seiner nachwehenden Rauchwolke jenseit des Seeschlosses Orth. Es war ein frisches belebtes Bild. Die schöne Welt und Halbwelt besonders füllte die Gondeln, hier und da sah man elegant gekleidete Damen eigenhändig die Ruder führen, sie warfen sich mit aller Wucht, die ihnen zu Gebote stand, auf die Stangen und holten sie kräftig zurück, nicht achtend, daß sie sich die feinen Glacéhandschuhe dabei zersprengten und die übermäßige Erhitzung ihrer Schönheit nicht eben zum Vortheil gereichte.

Frau von Rhyn und ihre Tochter hatten eine Bank leer gefunden und darauf Platz genommen, um das lebendige Treiben auf dem See zu betrachten; man hatte ihnen gesagt, daß dieser Wassercorso seine bestimmten Stunden, wie die Promenade der großen Welt im Wiener Prater oder Berliner Thiergarten inne halte und dann der See wie auf ein Signal plötzlich von allen Gondeln verlassen werde. Max stand neben seiner Schwester und sah einem solchen Fahrzeuge entgegen, in welchem ein Offizier die Ruder führte, es war dessen Uniform, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Gegen eine Truppe, welche diese Farben an Kragen und Aufschlägen trug, hatte er in der Schlacht seine letzte Attacke — überhaupt wohl die letzte seines Lebens! — gemacht; der Anblick dieser Uniform rief ihm jene anfregenden Momente so frisch in das Gedächtniß zurück, daß er sie nochmals durchlebte. Er sah seinen Obersten, welcher vorausgesprengt war, um von einem Hügel, welcher den Anmarsch verdeckte, einen Ueberblick des Schlachtfeldes zu gewinnen, auf welches die Cavallerie nach stundenlangem Ringen der Infanterie und Artillerie endlich gerufen war; er sah den Führer mit dem Säbel winkend die Richtung andeuten, die zu nehmen war — jetzt war der Hügel umgangen, in der Entfernung von einigen hundert Schritten stand feindliche Infanterie, welche sich schnell zum Carré formirte: die Trompeten schmetterten zum Angriff, näher und näher kommend erkannte man schon die Farbe der Abzeichen, jetzt die Gesichter in der feindlichen Masse, aus welcher auf ein klares Commando die Gewehrläufe in den Anschlag genommen wurden und Bajonettspitzen vom ersten Gliede entgegenstarrten. Da ließ der Oberst das letzte Signal geben und rief laut fein: „Marsch — Marsch!" in donnerndem Carrière stürmten die Reiter, alle Offiziere voran, auf das Viereck, das fest wie eine Mauer stand. Jetzt tönte ihnen von dort das Commando: „Feuer!" entgegen, die Salve krachte in mörderischer Nähe — was weiter geschehen, wußte Max nicht, eine österreichische Kugel hatte ihn in die Brust getroffen, er war bewußtlos vom Pferde gestürzt.

Das alles durchlebte er noch einmal im Geiste, als ihn aus seinem traumartigen Zustande die Augen seiner Mutter und Schwester, welche zu ihm aufschauten, wie mit magnetischer Kraft weckten.

„Was ist?" fragte er lächelnd. „Habt Ihr mit mir gesprochen? Ich war in Gedanken!"

Die Mutter verstand Ida's schnellen Blick und ging auf die Erklärung ein, welche Max von seiner Zerstreutheit ge-

geben. „Was beschäftigte dich denn, daß du Alles um dich her vergaßest und gar nicht hörtest, was wir sagten?" Sie hoffte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem sie ihn in ein Gespräch verwickelte, warum sollte er heut schon, wo er nicht darauf gefaßt war, die Gemüthsbewegung haben, da ihn morgen das Wiedersehen, das er hoffte, vorbereitet traf? Es war auch noch eine andere Besorgniß, welche die Mutter wünschen ließ, daß er die Personen in der Gondel, welche in geringer Entfernung vom Ufer vorüberfuhr, nicht gleich erkannte. Er mußte jedoch gerade von einer derselben, von dem Offizier, der seine Gedanken in die Vergangenheit geführt, sprechen und wie er schärfer nach der Gondel blickte, zuckte er plötzlich auf, wie von einem elektrischen Schlage getroffen.

„Frauensteins!" rief er. Seine Mutter und Schwester hatten sie längst erkannt und ebenfalls unwillkürlich zu ihm aufgesehen.

„Sie sind es!" bestätigte Ida. „Sie haben von Ischl eine Partie hierher gemacht."

„Oder sie sind schon auf der Heimkehr nach Wien begriffen!" erwiederte er. Ida erinnerte ihn daran, daß sie die Wohnung für den ganzen Sommer gemiethet hatten, er hörte kaum darauf.

Die Gondel hatte indessen ihre Richtung mehr nach der Mitte des Sees genommen, außer Frauensteins und dem rudernden Offizier saß noch ein älterer Herr darin, sie schienen in einer lebhaften Unterhaltung begriffen und schenkten der zahlreichen Gesellschaft auf der Esplanade kaum einen flüchtigen Blick; am Bord klang jetzt ein silberhelles Gelächter und das war Elli's Stimme! Sie schien so heiter und glücklich! Ahnte sie nicht, daß ganz in ihrer Nähe ein Herz von diesem fröhlichen Gelächter traurig wurde?

„Stechen wir auch in See?" fragte Ida, welcher die Stimmung ihres Bruders nicht entging. Sie mußte hier in ihrer Weise herzhaft eingreifen. „Wir machen als Caper auf die Gondel Jagd, entern sie, werfen über Bord, was uns nicht gefällt, und führen das Schifflein mit unsern Gefangenen, die ein hohes Lösegeld versprechen müssen, in unsern Hafen."

„Grüßtest du nicht hinüber, Mama?" wandte sich Max an die Mutter.

„Ich glaubte, Frau von Frauenstein sähe zu uns her. Sie hat meinen Gruß nicht bemerkt."

„Sie hat ihn nicht sehen wollen!" versetzte Max aufgeregt.

Die Mutter bestritt ihm das, Ida schlug nochmals vor, die Wasserfahrt, welche sie erst nach dem Aufgange des Mondes unternehmen wollten, jetzt gleich zu machen, um Frauensteins zu begrüßen, Max war aber nicht damit einverstanden. „Eine Begegnung in venetianischer Manier, Gondel an Gondel, wünsche ich nicht," sagte er. „Laßt uns lieber bis zur Abendtafel einen Spaziergang auf die Höhe machen, der Mond kommt erst später über die Berge."

Sein Wunsch wurde erfüllt. Als sie zurückkehrten, war der See von Gondeln bereits leer, nur einzelne Boote der Einheimischen durchkreuzten ihn noch. Im Speisesaal ihres Hotels war es dagegen sehr voll, Frauensteins, von denen Ida gehofft hatte, daß sie vielleicht auch in Bellevue wohnen würden, waren jedoch nicht zu sehen, und sie erfuhr auf ihre Frage von dem Oberkellner, daß keine Familie dieses Namens im Hause logire.

Unterdessen war der Vollmond über den Waldberg neben dem Traunstein heraufgekommen und goß sein zauberisches Licht über das abgeschlossene und doch erhabene Landschaftsbild, die Wellen im See glitzerten in ihrer leichten Bewegung und jetzt war es Zeit zur Wasserfahrt. Eine Gondel und ein Paar Schifferinnen waren schon bestellt, bald stießen sie mit ihren Fremden vom Ufer. Aber die Lust, welche sich diese von dieser „mondbeglänzten Zaubernacht" versprochen hatten, wurde selbst von Ida nicht rein und ungestört genossen, da sie ihren Bruder so schweigsam und in sich gekehrt sah. Sie fuhren ziemlich weit hinauf, die großartigen Ufer des Sees mit ihren aufsteigenden Schluchten boten im Wechsel von Licht und Schatten die mannigfachste entzückende Scenerie, aber der Sinn dafür war durch andere Gedanken gestört und die Schifferinnen wunderten sich, wie ihre Gäste gar so stumm bei all' der Herrlichkeit blieben, für welche die Gebirgsbewohner trotz täglichen Schauens nie abgestumpft werden. Endlich erhielten sie den Befehl zur Umkehr. In Gmunden suchten die Reisenden, ohne sich weiter auszusprechen, bald die Ruhe.

Das erste Dampfschiff nach Ebensee geht Morgens halb neun Uhr ab. Rhyns benutzten dasselbe. Als sie das Schiff betraten, fanden sie Ida's Annahme, daß Frau von Frauenstein nicht auf der Rückreise nach Wien begriffen sei, sondern nur einen Ausflug nach Gmunden gemacht habe, bestätigt. Dort saß sie neben dem ältlichen Herrn, der gestern mit ihr auf dem See gefahren war, ihre Tochter stand im Gespräch mit einigen anderen jungen Mädchen, und in dieser Gruppe zeigte sich auch der Offizier von gestern, ein schlanker, auffallend hübscher Mann, der eine lebhafte und heitere Unterhaltung mit den Damen führte. Er war wieder in Uniform, welche von den österreichischen Offizieren nach den erlassenen Vorschriften selbst in Bädern nicht mit der Civilkleidung vertauscht wird.

Heut bemerkte Frau von Frauenstein den Gruß, welchen die Baronin Rhyn, als sie auf das Schiff gekommen war, bei zufälliger Begegnung ihrer Blicke an sie richtete. Sie erwiederte ihn überrascht und freundlich und erhob sich sogar, um der eingestiegenen Dame entgegenzukommen. Gewiß, sie hatte sich in ihrem Benehmen nicht verändert. Ihre Tochter wandte sich um: welche Bekannte hatte ihre Mutter denn gefunden? Es zuckte plötzlich in ihrem Gesichte. „Kennen Sie die Leut'?“ fragte der Offizier, welchem ihre sichtliche Ueberraschung nicht entging. „Eine schlesische Familie,“ antwortete das Fräulein flüchtig, „wir haben sie im vorigen Jahre kennen gelernt.“ Sie ging nun auch hin, um Frau von Rhyn und ihre Tochter zu begrüßen, Max erhielt von ihr nur eine leichte Kopfneigung auf seine stumme Verbeugung, ihre Augen waren dabei tief gesenkt. Es konnte nur ein kurzes Gespräch zwischen den Damen geführt werden, in der Nähe der Frau von Frauenstein waren keine Plätze mehr leer, Rhyns fanden solche erst sehr weit von ihr entfernt.

Als die Frauenstein sich wieder neben dem ältlichen Herrn niederließ, richtete dieser eine gleiche Frage, wie der Offizier an ihre Tochter, an sie und erhielt auch dieselbe Antwort: „Eine schlesische Familie,“ ohne Nennung des Namens. Unter Schlesien versteht aber der Oesterreicher allemal Oesterreichisch-Schlesien, nicht die große preußische Provinz. Die Frager begnügten sich beide mit der Auskunft, welche sie erhalten hatten, der Name der ihnen fremden Familie interessirte sie nicht. Eine Annäherung fand während der Fahrt nicht weiter statt. Max beobachtete die Personen, in deren Gesellschaft sich Frau von Frauenstein befand, besonders den Offizier, welcher Elli eine große Aufmerksamkeit zu widmen schien. Es war ein schöner Mann, der gewiß auch für die Damen, welche an seiner Unterhaltung viel Geschmack fanden, ein interessanter Mann war. Von ihm wandte Max bald sein Auge ab und richtete es prüfend auf den ältlichen Herrn neben Elli's Mutter. Ein Physiognomiker würde an diesem Charakterkopf reichen Stoff zu Studien gefunden haben. Die mächtige Wölbung der Stirn war zwar zum Theil durch den weichen Reisehut verdeckt, den der Fremde etwas tief herabgezogen hatte, aber die stark hervortretenden Augenknochen, die senkrechte, zwischen den schwarzen wirren Brauen niedergehende Falte, die große, leicht gebogene Nase mit ihren weitgeöffneten Flügeln, der Mund, dessen Lippen sich beim Sprechen nur wenig trennten und zuweilen ein bittres, eigenthümliches Lächeln zeigten, und vor allem das dunkle Auge ließen auf einen ungewöhnlichen Geist schließen, welcher das Antlitz beseelte. Das Alter des Mannes war zweifelhaft. Unter seinem Hute zeigte sich gebleichtes Haar, es quoll aber noch in reicher Fülle hervor, ein starker krauser Bart, nach englischer Mode zu beiden Seiten des glattrasirten Kinnes herabhängend, war ebenfalls schon ergraut, und der Witz des Offiziers, welcher diesen Bart gegen die jungen Damen einen Astrachanpelz genannt, hatte vielen Beifall gefunden. Diesen Zeichen des Alters entsprach aber das Feuer der Augen und die Gesichtsfarbe nicht, welche den Eindruck größerer Jugend machte, doch konnte sie sich auch aus früherer Zeit unverwüstlich in spätere Lebensjahre gerettet haben. An der lebhaften Unterhaltung, die in seiner Nähe geführt wurde, nahm er keinen Antheil, nur an Frau von Frauenstein richtete er zuweilen ein Wort, auch die prachtvollen Ufer des Alpensees schien er keiner besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen, sie waren ihm vielleicht nicht neu. Nur der zu schwindelnder Höhe schroff aufragende Sonnenkogel zog seinen Blick an, Rhyn sah, wie

er das Auge bis zum Gipfel des Riesenpfeilers erhob, es war wie ein Blitz, der nach der Höhe emporschoß. Hatte sich dieser Mann hier erst zu der Gesellschaft gefunden oder gehörte er auch in Ischl zu derselben?

VI.

Die Landungsstelle bei Ebensee war erreicht, die Reisenden, welche das Dampfschiff hergeführt, eilten, Plätze in den zahlreich am Ufer haltenden Wagen aller Art zu finden. Max hatte schnell ein hübsches Gefährt erlangt und kam dabei dem Offizier zuvor, welcher mit den Fingern schnippend rasch umkehrte, ein anderes zu nehmen, und während die Damen einstiegen, einem Landmädchen einen Strauß Alpenrosen abkaufte. Wem er ihn gab, konnte Max nicht mehr sehen.

Rasch ging die Fahrt im anmuthigen Thale am Ufer der goldgrünen durchsichtigen Traun hinauf, in Ischl fanden Rhyns ein gutes Unterkommen in der Wohnung, welche ihre frühere Wirthin ihnen gemiethet hatte. Noch am Mittage befragte Frau von Rhyn ihren vorjährigen Arzt über ihre Cur, welche sie gewissenhaft brauchen wollte, auch Max gab er seine Verordnungen, nachdem er sich gründlich von seinem Zustande und der noch immer fühlbaren Nachwirkung seiner Verwundung überzeugt hatte. Ein paar Tage vergingen, ohne daß sich die beiden Familien, welche zum zweiten Male gleichzeitig in Ischl waren, begegneten, weder in den Anlagen der Esplanaden, wo zu gewissen Zeiten alle Welt zu finden ist, noch auf den nächsten vielbesuchten Punkten. War das ein absichtliches Vermeiden? Bei der Nähe ihrer Wohnungen bemerkte jedoch Ida bald, daß Frauensteins mit der Gesellschaft, der sie sich angeschlossen hatten, täglich Ausflüge unternahmen. Es war übrigens eine Annäherung und Wiederanknüpfung der früheren Bekanntschaft nicht von ihrer Seite zu verlangen, da sie schon länger hier waren. Frau von Rhyn hatte sie auch schon besuchen wollen, war aber durch ihre Unpäßlichkeit daran verhindert worden.

Max liebte es, in aller Morgenfrühe, wo die meisten Damen, wenn sie nicht die Cur dazu zwingt, noch nicht gern das Haus verlassen, die nächste Umgebung des Orts zu durchstreifen. Auf dem Calvarienberge weilte er immer besonders lange, der stille Frieden, der die heilige Stätte umweht, that ihm wohl, und die herrliche Aussicht erfreute ihn stets von Neuem. Eines Morgens, als er hier saß, hörte er ein munteres Liedchen hinter der Kapelle, das Einer, welcher vom Berge herabkam, vor sich hinsang, nicht beachtend, wie wenig das hier schicklich war. Max schaute sich um und erkannte den Offizier, den er immer in der Gesellschaft der Frau von Frauenstein gesehen hatte. Der Nahende grüßte ihn militärisch und blieb bei ihm stehen. „Ein prächtiger Morgen!“ redete er ihn ungezwungen und freundlich an. „Wir sind zusammen von Gmunden heraufgekommen.“

Max hatte aufstehend den Gruß höflich erwiedert und bejahte die Bemerkung.

„Sie sind ein Schlesier, hab' ich gehört,“ fuhr der Offizier fort. „Aus welcher Gegend, wenn ich fragen darf? Ich habe viele Bekannte in Schlesien.“

„Aus der Gegend von Frankenstein,“ erwiederte Max.

„Ach so! Sie sind ein Preuß' — ich hab' geglaubt, Sie wären in unserm Schlesien zu Haus. Aber es thut nix, wir sind darum doch Landsleute.“

Max verbeugte sich ein wenig. „Und wären kürzlich bald wieder unter Einen Hut oder vielmehr Eine Krone gekommen,“ sagte der Offizier lächelnd. „Es hat aber nicht sein sollen.“

„Nein!“ antwortete der Preuße etwas trocken. „Weder auf die eine noch die andere Weise.“

„Richtig!“ lachte der Oesterreicher. „Und weil Jeder von uns eine andere Weise im Sinn gehabt und es doch einmal nicht so ging, ist es besser, daß es beim Alten geblieben ist. Haben Sie den Krieg mitgemacht? Bei Ihnen ist ja Jedermann Soldat!“

„Wenn es gilt, ja!“ erwiederte Rhyn. „Nach meiner sonstigen Lebensstellung bin ich zwar nicht Soldat, aber den Krieg habe ich mitgemacht.“

„Bravo! Da können wir uns vielleicht, ohne es zu wissen, im Felde schon einmal begegnet sein.“

„Nach Ihrer Uniform glaube ich es fast,“ versetzte Rhyn, der bei dem offenen und

unleugbar liebenswürdigen Wesen des Offiziers aufzuthauen begann. „Entsinnen Sie sich vielleicht, ob Ihre Truppe ein Mal von braunen Husaren angegriffen worden ist?“

„Kaffeebraune Husaren mit gelben Schnüren, ganz richtig! Einmal, sagen Sie? Dreimal hinter einander! Sind Sie dabei gewesen?“

„Ich wurde bei dem ersten Angriff verwundet und blieb vor Ihrem Carré liegen. Nur daß der Angriff gleich von einer anderen Schwadron wiederholt wurde, rettete mich vor der Gefangenschaft, ich wurde dabei aufgehoben und fortgetragen. Man hat mir das später erzählt, damals war ich bewußtlos.“

„Ihre Leute meinten es ernsthaft!“ sagte der Offizier. — „Wir sind somit alte Bekannte, es freut mich, Sie von Ihrer Wunde hergestellt zu sehen. Unsere Feindschaft ist vorbei, denk' ich.“

Rhyn reichte ihm die Hand. „Lassen Sie uns hoffen, daß sie auf immer vorbei ist!“ erwiederte er aufrichtig.

„Gott geb's! Es ist keine Freud dabei, mit deutschen Landsleuten zu raufen, mit denen wir auf einer Front gestanden haben, einstmals gegen den alten Napoleon und in unserer Zeit gegen die Dänen. Aber lassen wir die Politik aus. Gefallt's Ihnen wieder recht in Ischl? Wir sind alle Tag' auswärts gewesen, drei Familien, die zusammenhalten, schon in Wien hießen sie nur die Verschworenen!“

„Sie kennen Frau von Frauenstein schon von Wien her?“ fragte Max.

„Freilich! Wir wohnen ja in einem Hause zusammen. Das ist eine Frau! Wer sie recht kennt, der verehrt sie wie eine Heilige! Gehen wir zusammen umher, Herr Kamerad? Oder wollen Sie noch in der Kapellen Ihre Sünden aus dem Krieg abbüßen?“

„Ich werde noch etwas weiter gehen,“ sagte Max.

„Eine Karten hab' ich nicht bei mir — wollen wir nicht unsere Namen austauschen?“

„Baron Rhyn,“ sagte Max sich verbeugend.

„Rose,“ erwiederte der Offizier, „Hauptmann Rose. Auf gute Kameradschaft!“

„Gewiß!“ sagte Rhyn. „Da wir einmal bei den Namen sind — gehört der ältere Herr, den ich in Ihrer Gesellschaft auf dem Traunsee gesehen habe, auch zu den Verschworenen aus Wien?“

„Ach, Sie meinen den Mann mit dem immensen Barankenpelz im Gesicht?“ lachte Rose. „Nein! Den haben wir erst in Brambach dazu bekommen. Die Frauenstein soll sich vor ihm in Acht nehmen, der schaut grad' aus wie ein Wittwenjäger!“

„Wissen Sie, wie er heißt?“ fragte Rhyn.

„Peregrinus hat er sich genannt. Nach seinen Reden ist er in der ganzen Welt herumgekommen, so eine Art von wanderndem Juden. Der Frauenstein, die gar so lieb ist, thut er leid, weil er so finstern Gemüths scheint und viel Trauriges erlebt haben mag, wie sie sagt, wir Andern können ihn aber alle nicht leiden mit seinem steinernen Gesicht, das uns immer stört, wenn wir recht lustig sind. Es ist auch schon unter den Verschworenen ein Anschlag im Werk, wie wir ihn los werden. Es wird aber schwer halten, denn er hat sich wie eine Klette angehängt.“

„Die Gesellschaft wird dem einsamen Manne besonders anziehend sein,“ bemerkte Rhyn.

„Oder die reiche Wittwe mit dem einzigen Kind, auf das er's vielleicht gar abgesehen hat. Ich glaube auch gar nicht, daß er Peregrinus heißt, er hört manchmal gar nicht drauf oder erwacht wie aus einem Traume, wenn er gerufen wird. Sie stehen aber auf dem Sprunge, weiterzuspazieren, ich will Sie nicht aufhalten. Wir wollen heut' nach St. Wolfgang — kommen Sie doch auch hin. Der See unterm Schafberg ist wunderschön.“

Rhyn gab eine unbestimmte Antwort und der Hauptmann, nachdem er ihm nochmals die Hand gereicht, ging mit rüstigen Schritten, seinen Spazierstock schwingend, der in Badeorten zur Uniform gestattet ist, nach der Stadt hinab.

Auf keinen Fall! dachte Max. Ich glaube doch, daß sie mit uns gebrochen haben, der räthselhafte Grund mag sein, welcher er will. Sie halten nur noch die Form aufrecht. Die lächerliche Figur eines abgewiesenen, hoffnungslos schmachtenden Liebhabers mag ich nicht spielen! — Wie sehr sich auch sein Herz zusammenpreßte, so kämpfte er doch männlich gegen die Schwachheit, wie er sein Gefühl nannte,

und glaubte sie überwunden zu haben, als er den Heimweg antrat.

Den Seinigen erzählte er, daß er heut' mit dem österreichischen Offizier Bekanntschaft gemacht und was derselbe über Frau von Frauenstein lobend geäußert hatte. Die Mutter lächelte. „Wenn ich sie auch nicht, wie dein Hauptmann, als eine Heilige verehre, wozu sie mir unserer schönen Erde und ihren Beziehungen nicht entfremdet genug scheint, so halte ich sie doch für eine gemüthvolle und treffliche Frau. Ihre wenigen Worte gegen mich waren so herzlich, daß ich an einen absichtlichen Bruch, wie du ihn annimmst, nicht glauben kann. Es wird sich schon aufklären, verlaß dich darauf."

„Aber Elli's Benehmen?" wandte Max ein.

„Das hast du vielleicht falsch verstanden," sagte Ida. „Du hast es an dem Uebermaß von Huldigungen fehlen lassen, an das schöne Wienerinnen gewöhnt zu sein pflegen, du bist gegen sie zu norddeutsch gewesen. Sie hat dir das bemerklich machen wollen, und du, empfindlich berührt, hast gleich alle deine Schneckenhörner eingezogen, dann kam ihre plötzliche Abreise, wahrscheinlich durch eine Nachricht aus der Heimath veranlaßt. Ich kann dir nicht verdenken, daß du dich ihr jetzt nicht gleich auf Gnade oder Ungnade zu Füßen wirfst — aber spiele nur nicht zu sehr den Don Cesar, sie würde die Rolle der Donna Diana nicht übernehmen."

„Ich spiele nie Komödie!" versetzte Max. „Dazu habe ich weder Lust noch Talent." Er erzählte noch, was Hauptmann Rose von dem alten Herrn gesagt hatte, der sich Peregrinus genannt, und Ida lachte laut über den „Wittwenjäger." „Dein Oesterreicher scheint ein Mann nach meinem Geschmacke zu sein," sagte sie. „Wie wär's, Mama, wenn wir auch nach St. Wolfgang führen?"

Die Mutter neigte sich jedoch der Meinung ihres Sohnes zu, der entschieden dagegen war.

„Rose wird erzählen, daß er dich dazu aufgefordert hat," sagte Ida. „Sie werden es ganz natürlich finden, daß wir kommen, sie werden uns erwarten."

„Ich habe ihm keine bestimmte Zusage gegeben," erwiederte Max.

„Wir bleiben ja mit ihnen noch lange Zeit hier zusammen," sprach die Mutter. „Gewiß werden wir uns bald zufällig begegnen und dann wieder in alter Art verkehren." Sie schlug für den Nachmittag einen Spaziergang in der Nähe vor, der denn auch nach der Rettenbacher Mühle beschlossen wurde.

Die Rettenbacher Mühle, noch mehr der Bach, der sie treibt, ist in neuerer Zeit überall bekannt geworden durch das Unglück, das hier eine vornehme russische Familie betroffen hat. Es war für Frau von Rhyn, welche damals die Nachricht mit großer Theilnahme gelesen hatte, von Interesse, die Stätte, die sie schon früher besucht, nach jener Katastrophe wiederzusehen, der Spaziergang wurde weiter fortgesetzt durch das Felsenthal, „die Wildniß" genannt, durch welche der Bach, der jetzt ein ganz harmloses Ansehen hatte, herabeilt. Auf dem engen Pfade kam ihnen ein hochgewachsener Mann entgegen: „Herr Peregrinus!" sagte Max. Sie erkannten den Fremden, welchen sie in der Gesellschaft der Frau von Frauenstein gesehen und Hauptmann Rose mit jenem Namen genannt hatte. Da er hart bei ihnen vorübermußte, so zog er grüßend den Hut.

„Ein interessantes Gesicht!" bemerkte Ida. „Er faßte mich ins Auge, als ob er mich mit seinen Blicken durchbohren wollte. Hält mich der Wittwenjäger vielleicht auch für ein Wild seiner Specialität? Meinen Jahren nach könnte ich es wohl sein."

„Er ist also nicht mit in St. Wolfgang," sagte Frau von Rhyn.

Max mußte an die Andeutung des Hauptmann's denken. Der Anschlag der jüngern „Verschworenen," den Mann mit dem steinernen Gesicht, der ihnen alle Freude verdarb, los zu werden, war vielleicht schon ins Werk gesetzt und geglückt. Ein freudloses Gesicht hatte dieser Peregrinus: etwas von dem Bilde des ewigen Juden konnte die Phantasie wohl darin finden.

Als sie später nach der Mühle zurückkamen, wo sich viel Gesellschaft eingefunden hatte, rief Ida: „Da ist er wieder! Er schläft!"

Wirklich bemerkten sie den Fremden, der, abgesondert von Allen, auf einer kleinen Bank im Schatten saß, die Arme über der Brust gekreuzt hatte, und trotz der lauten

und fröhlichen Gesellschaft, die in seiner Nähe ihr Wesen trieb, zu schlafen schien. Wenigstens hatte er die Augen geschlossen.

Ihm gegenüber, nicht weit entfernt, fand der junge schlesische Freiherr noch Plätze, und die Familie ließ sich nieder, um hier den Abend zuzubringen. Ihre Unterhaltung wurde ruhig und nicht so laut geführt, daß die in der Nähe Sitzenden sie verstehen konnten. Von der Heimath war die Rede, und Max mochte allmälig doch sein klangvolles Organ nicht mehr genugsam mäßigen, denn Herr Peregrinus fuhr plötzlich, die Augen öffnend, mit seinem gesenkten Haupte empor wie Einer, der schreckhaft aus dem Schlafe erwacht. Er starrte den Sprecher an, der nun, von Ida aufmerksam gemacht, seinen Ton wieder dämpfte, indem er einen flüchtigen Blick auf den ihm gegenübersitzenden Mann warf, den er im Schlummer gestört hatte.

„Du mußt für den Herrn Peregrinus eine besondere Anziehungskraft haben!" sagte Ida leise, nachdem sie das Gespräch mit ihrem Bruder eine Weile fortgesetzt hatte. „Er sieht immer wieder nach dir herüber und zwar mit so langen, prüfenden Blicken, als wolle er dein Signalement aufnehmen. Kannst du dich gar nicht erinnern, schon einmal mit ihm zusammengetroffen zu sein?"

„Ganz gewiß nicht," erwiederte Max ebenso leise. „Du wirst mir zugeben, daß man dies Gesicht, wenn man es einmal gesehen hat, nicht so leicht vergessen kann. Sein Anstarren wird aber nachgerade lästig, ich werde ihn nach dem Grunde fragen."

„Lieber Max, ich bitte dich!" entgegnete die Mutter. „Laß ihn doch hersehen, so viel er will!"

„Er dehnt seine Forschungen auch auf dich aus, Mama!" bemerkte Ida. „Sollte er von Frau von Frauenstein oder seit heut' früh vom Hauptmann Rose noch nicht unsern Namen gehört haben? Vielleicht ist er aber schon früher von den Verschworenen aus der Gesellschaft beseitigt!"

Herr Peregrinus, als habe er ihre leisen Worte verstanden, richtete jetzt auch auf sie einen seiner durchdringenden Blicke, der ihn aber nicht zu befriedigen schien, denn er wandte ihn schnell ab — vielleicht hatten ihm auch Ida's Augen, welche den seinigen mit einem zurückweisenden Ausdruck begegneten, zum Bewußtsein gebracht, daß er sich gegen die ihm unbekannte Familie unschicklich benehme. Er zog seine Uhr hervor, stand sogleich auf und entfernte sich in der Richtung nach der Stadt.

„Das ist ein unheimlicher Mensch," sagte die Mutter. „Ich wünsche, daß wir ihm nicht oft in solcher Nähe wie heut' begegnen."

„Ein Fra Diavolo in Ischl!" versetzte Ida lachend.

Der Wunsch der Mutter wurde nicht erfüllt, denn auf dem Rückwege, den sie in der Abendfrische ziemlich spät antraten, begegneten sie Herrn Peregrinus noch einmal und zwar in der Stadt schon, auf der Brücke über die Ischl, wo er stand, als ob er sie erwarte. Sie mußten dicht an ihm vorübergehen, er grüßte sie wieder. — „Der Mann nimmt schon das Recht einer Bekanntschaft in Anspruch," sagte Max unmuthig. Er hatte die größte Lust, ihn zur Rede zu stellen. „Willst du einen Scandal vom Zaun brechen?" rief Ida. „Frage ihn doch lieber gleich, wie er überhaupt dazu kommt, zu existiren."

Als sie in der Straße verschwunden waren, stand Herr Peregrinus noch eine Weile auf der Brücke, dann schlug er eine andere Richtung ein, um der vom Wolfgangsee heimkehrenden Gesellschaft entgegenzugehen.

In Ischl, wie viel schöne Spaziergänge es auch giebt, muß man sich doch, wenn man nicht täglich weitere Ausflüge unternimmt, bald begegnen, denn zwei von jenen Promenaden sind es, welche die Anwesenden immer wieder wählen: die Anlagen am Ufer der Traun und die hinter der kaiserlichen Villa mit der herrlichen Aussicht auf die Stadt zwischen den hohen Bergmassen, welche sie umgeben, und auf den fernen Dachstein mit seinem ewigen Eis und Schnee. Hier trafen sich die Familien Rhyn und Frauenstein zum ersten Male wieder. „Da kommt mein braver Kriegsfeind!" sagte Hauptmann Rose, der die Heraufsteigenden zuerst bemerkte. — „Wissen Sie, gnädige Frau, daß mich heut' früh, als ich eben aus dem Bett gestiegen war, der edle Peregrinus schon überfiel, um mich nach dem Namen der schlesischen Familie zu fragen?"

„Warum interessirt sie ihn?" entgegnete Frau von Frauenstein.

„Das hat er mir halt nicht vertraut!“ erwiederte Rose. „Ich fragte ihn auch darum — er gab mir aber zur Antwort, daß er's nur wissen möcht' und trat bald seinen Rückzug an.“

Frau von Frauenstein ging den Nahenden entgegen, ihre Tochter, die im lebhaften Gespräch mit andern Damen stand, schien sie noch gar nicht bemerkt zu haben. Ida beobachtete sie genau, während die Mutter mit Frau von Frauenstein sprach, welche auch Max freundlich begrüßte. Seit dem vorigen Jahre hatte sich Elli, welche damals kaum sechzehn Jahre alt gewesen, noch reizender entwickelt. Sie war sehr gewachsen, und hatte jetzt eine hohe Gestalt im reinsten Ebenmaß jugendlicher Formen, ihre lieblichen Züge hatten mehr Ausdruck gewonnen, das reiche, glänzend braune Haar war einfacher geordnet, als die herrschende Mode mit ihren unkleidsamen Wulsten und Verzottungen angab, darum kleidete es aber auch schöner und jungfräulicher — Elli's Augen konnte Ida nicht sehen, sie hatte dieselben früher stets bewundert und war nun sehr gespannt darauf, ob in ihnen sich eine Bestätigung dessen finden werde, was sie in Elli's Zügen wahrgenommen zu haben glaubte und was sie mit Hoffnungen für ihren Bruder füllte. Dem Scharfblick der Schwester war es nicht entgangen, daß Elli viel ernster geworden war, zu ernst für ihre siebzehn Jahre, daß selbst ihr Lächeln, wenn es durch den Frohsinn der andern Mädchen während der Fahrt auf dem Dampfschiff geweckt worden war, etwas Schwermüthiges gehabt hatte: war es aber nicht zu sanguinisch, aus dieser Veränderung, welche ganz andere Ursachen haben konnte, Hoffnungen für Max zu schöpfen?

Elli wandte sich jetzt um, vielleicht durch den Hauptmann Rose, welcher zu ihr getreten war, aufmerksam gemacht, sie sah, daß ihre Mutter mit Frau von Rhyn sprach, und hielt es daher jetzt wohl für nöthig, sich ihnen zu nähern. Mit ihrem leichten schwebenden Gange, welchen Ida sonst elfenhaft genannt, kam sie, die Gruppe der andern Damen verlassend, den Pfad herab und grüßte Frau von Rhyn und Ida in freundlicher Weise, für Max hatte sie nur eine stumme Verneigung, sie senkte ihr Auge nicht, als sei sie befangen, es streifte sein Gesicht aber nur mit einem kalten Blicke und um ihre Lippen konnte die scharfe Beobachterin einen strengen Zug bemerken, der jedoch gleich wieder verschwand.

Der österreichische Offizier war Elli gefolgt und reichte Max die Hand. — „Warum sind Sie gestern nicht nach St. Wolfgang gekommen?“ fragte er. „Es war himmlisch auf dem See, wir wären fast noch auf den Schafberg gestiegen! Wo waren Sie gestern? Stellen Sie mich aber erst Ihren Damen vor!“

Max that es und Rose machte auf sie in seiner angenehmen ungezwungenen Weise, wie sie in Süddeutschland vorherrscht, einen sehr günstigen Eindruck. „Wissen Sie, gnädige Frau,“ sagte er lächelnd zu Frau von Rhyn, „daß Ihr Herr Sohn und ich alte Bekannte sind? Vorgestellt waren wir einander nicht, aber wir kamen doch sehr nah zusammen. Nicht wahr, Herr Kamerad?“

„Mein Sohn hat es mir erzählt,“ erwiederte die Dame im gleichen Tone. „Der Himmel wird verhüten, daß die Bekanntschaft je wieder in der Art ihres Ursprungs fortgesetzt wird.“

Elli hatte unterdessen mit Ida ein paar freundliche Worte gewechselt. Frau von Frauenstein führte ihre schlesischen Bekannten der Gesellschaft zu, mit welcher sie hier näheren Umgang pflog, es waren ein paar befreundete Familien aus Wien. Der Spaziergang wurde nun in ziemlich zahlreicher Vereinigung durch die herrlichen Anlagen mit ihren Blumenpartien fortgesetzt.

„Ich sehe Herrn Peregrinus nicht mehr unter Ihnen,“ bemerkte Max, zu dem sich Rose gesellt hatte.

„Ja, der hat wohl Lunte gemerkt, daß gegen ihn ein Complot geschmiedet ist,“ erwiederte der Hauptmann. „Er ist schon gestern ausgeblieben wie's Röhrwasser, obgleich ihm die Parole St. Wolfgang gegeben worden war.“

„Wir trafen ihn in der Rettenbacher Wildniß,“ sagte Rhyn, und erzählte das Zusammentreffen mit ihm und daß seine Mutter und Schwester sein ganzes Wesen sehr unheimlich gefunden!

„Frau von Frauenstein sagt auch: er schaut aus, als ob er ein paar Menschen auf seinem Gewissen hätte,“ äußerte Rose. „Ich kann's nicht finden. Er sieht ver-

bissen aus und ist kein Menschenfreund, wer weiß aber, wie die Menschen ihm mitgespielt haben und was für Unglück er erlebt hat. Mir kann so'n armer Kerl, den zuletzt Keiner mehr mag, leid thun. Ich hab' auch dagegen gestimmt, daß er aus unserm Kreise, in den er doch einmal aufgenommen war, wegen purer Unliebenswürdigkeit ausgesprengt werden sollte — freilich that ich das auch aus Egoismus, damit ich nicht der einzige Mann darin bliebe. Zählen Sie einmal gefälligst, wie viel Damen es sind, ich komme mir vor, wie der Khedive oder Großsultan, es wird's doch keine gehört haben! Nun ist mir's lieb, daß ich Succurs an Ihnen bekomme."

„Ich werde Sie schlecht unterstützen!" erwiederte Max lächelnd. „Bin eine Art Waldmensch, unter Damen ziemlich tölpisch. — Herr Peregrinus wird sich schon wieder einstellen."

„Kennen Sie ihn vielleicht von früher?" fragte Rose.

„Ich wüßte nicht, wo ich ihn gesehen hätte," antwortete Rhyn. „Meine Schwester hat mir diese Frage gestern auch gestellt, da er mich in der Rettenbacher Mühle seiner besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen schien."

„Sehen Sie!" rief der Hauptmann. Heut früh stand er plötzlich in meiner Stube, als ob er durchs Schlüsselloch gekommen wäre, ich glaubte steif und fest, die Thüre zugesperrt zu haben! Er fand mich fast noch im Hemd —" wiederum sah sich der Offizier mit lachendem Munde um, ob nicht eine der jungen Damen das nicht salonfähige Wort gehört habe — „Halt! Werda?" rief ich ihn an und was sonst die Feldinstruction vorschreibt. Er bat um Verzeihung, er habe mich als einen Soldaten, nicht für einen Langschläfer gehalten, nun möge ich ihm nur eine einzige Frage beantworten, dann wolle er gleich wieder abmarschiren. Nun rathen Sie, was er mich gefragt hat?"

„Ich kenne den Sonderling nicht, wie soll ich das errathen!"

„Nach Ihnen hat er mich gefragt! Wie Sie hießen!"

„Nach mir?!" rief Max erstaunt.

„Ja! Nicht gerade expreß nach Ihnen, aber wie die schlesische Familie heiße, mit der Frau von Frauenstein bekannt sei. Ich hatte Ihren Namen gestern von Ihnen auf dem Calvarienberg gehört, ich sagte es ihm und wollte wissen, ob er Sie kenne oder warum er frage? Er ließ sich aber nicht aus, machte kurz auf dem Absatz Kehrt und zog ab."

„Sonderbar!" sagte Max. „Es scheint doch, daß er mich schon irgendwo gesehen hat, unter Umständen, die ihn zu dieser Frage nach uns veranlaßt haben. Ich selbst kann mich durchaus nicht auf ihn besinnen, und Sie geben zu, daß man diese Physiognomie nicht so leicht vergessen kann."

„Gabriele!" rief unmittelbar vor den beiden Männern, welche den Zug der Gesellschaft schlossen, eine der jungen Damen und Fräulein von Frauenstein, die ziemlich weit vorn ging, drehte sich um und wartete die ihr Nacheilende ab, die ihr wohl irgend einen kleinen Scherz mitzutheilen hatte, wenigstens deutete das heitere Gelächter der Andern darauf.

Gabriele — der Name traf Max wie eine plötzliche Mahnung. Hieß Elli mit ihrem eigentlichen Taufnamen Gabriele? Unbegreiflich, daß er noch nicht auf diesen Gedanken, der doch so nahe lag, gekommen war, da er doch eine Aehnlichkeit zwischen Elli und dem Bilde der unbekannten Gabriele gefunden haben wollte! Wie oft aber bleibt das Naheliegende unbeachtet! Vielleicht war hier der Grund dieses Uebersehens, daß er jetzt die Aehnlichkeit gar nicht mehr fand: diese hatte besonders in dem Ausdruck und heitern Blicke der Augen gelegen, und trat in der Gegenwart nur noch flüchtig hervor, wenn Elli im Gespräch mit den muntern jungen Mädchen ihrer Gesellschaft momentan fröhlich angeregt wurde, sie war gewöhnlich jetzt so still und ernst!

Max war zerstreut geworden, er hörte nur obenhin auf Rose's weitere Bemerkungen, die sich noch immer auf Herrn Peregrinus bezogen, und beantwortete ein paar an ihn gerichtete Fragen so ungehörig, daß der Hauptmann lachte.

„Ihnen hat's die schöne Elli angethan, Herr Kamerad! Leugnen Sie es nicht lange," sagte er mit gedämpfter Stimme, so daß es die beiden vor ihnen gehenden Mädchen, wie sehr sie auch nach dem bedeutungsvollen Lachen die Ohren spitzten, nicht hören konnten.

„Ich war in Gedanken, verzeihen Sie!" erwiederte Max. „Das Fräulein wurde

Gabriele gerufen und das weckte mir eine Erinnerung an meine Heimath. . . ."

„Ah! Das ist etwas Anderes! Doch eine angenehme Erinnerung, will ich hoffen? Auch an eine schöne Gabriele?"

„An eine Todte, die ich nicht gekannt und deren Bild ich nur gesehen habe," antwortete Max ernst.

„Ich habe Ihnen mit meinem Scherz wehe gethan!" sagte Rose, indem er ihm die Hand gab. „Aber ich wußte ja das nicht — und bin ein lustiger Kerl, seien Sie mir nicht böse!"

„Wie sollt' ich auf Sie böse sein!" entgegnete Max herzlich. „Heißt denn Fräulein von Frauenstein wirklich Gabriele?"

„Freilich! Gabriele — Ella oder Elli, wie sie die Mutter gewöhnlich ruft. Ein herziges Mädchen — aber grausam ernsthaft, als wär' sie ein Novizerl für den strengsten Nonnenorden!"

„War sie immer so?" fragte Max.

„Ich hab' sie nicht anders gekannt," erwiederte der Hauptmann. „Aber ich wohne erst seit dem März, wo ich nach Wien übersetzt wurde, in demselben Haus mit ihr, früher kann sie schon anders gewesen sein. Wär' sie nicht gar so jung und der Krieg nicht schon drei Jahr her, so hätt' ich geglaubt, daß ihr der Liebste von euch Preußen erschossen worden wäre. Man kann aber auch Einen, den man lieb hat, auf eine andere Weise verlieren als durch eine Kugel."

VII.

Bei der Rückkehr nach der Stadt trennte sich die Gesellschaft an der Traunbrücke. „Besuchen Sie mich nicht einmal in Ihrer alten Wohnung?" fragte Frau von Frauenstein freundlich zum Abschiede. „Ich wollte schon zu Ihnen kommen, aber ich weiß nicht, wo Sie hausen? Hätte ich gewußt, daß Sie wieder herkämen, so würde ich mit der Wohnung gern zurückgestanden haben — die Wirthin hatte Ihnen aber schon abgeschrieben, als sie es mir erzählte."

Das war noch immer der alte Ton, Frau von Rhyn hatte darin weder bei der vorjährigen Trennung, als die Frauenstein zu einer schleunigen Abreise veranlaßt wurde, noch bei dem jetzigen Wiedersehen eine Veränderung wahrgenommen. Sie dankte für die gütige Absicht und versprach ihren Besuch in nächster Zeit. — „Ich glaube, Elli, du hast mit ihm noch kein Wort gewechselt!" sagte Frau von Frauenstein, als auch die andere Gesellschaft sie verlassen hatte und sie mit ihrer Tochter allein nach ihrer Wohnung ging.

„Doch, Mama!" erwiederte Elli, indem ein flüchtiges Erbleichen bei dieser unerwarteten Frage ihre Wangen überflog. „Es wäre ja auffallend gewesen — was hätten sie glauben müssen!"

Die Mutter schwieg. In ihrem Zimmer angekommen, sagte sie mit einem innigen Blick auf ihr Kind: „Ich werde mit Frau von Rhyn von meiner Schwester reden!"

„Mama!" rief Ella erschreckend.

„Ich habe es schon bereut, daß ich im vorigen Sommer von ihr gegangen bin, ohne es zu thun," sagte die Mutter. „Aber es kam Alles so plötzlich über mich — auch dein Entsetzen, als du erfuhrst, mit wem —"

„Liebe Mama," unterbrach sie Elli, „überlege es dir — warum willst du die Unbefangenheit eures Umgangs stören?"

„Ich habe mir Alles reiflich überlegt," erwiederte die Mutter. „Ich glaube, daß ich durch ein offenes Geständniß mit Frau von Rhyn, welche keine Ahnung hat, wer ich in Bezug auf die traurige Geschichte bin, von der sie doch Kenntniß haben muß, die Unbefangenheit unseres Umgangs vielleicht für einen Moment störe, um sie desto dauernder zu befestigen. Es ist ja auch zu deinem Glücke, meine Elli!"

Sie zog ihr Kind an sich und Elli verbarg ihr erglühendes Antlitz an der Brust ihrer Mutter.

Es war auch Ida Rhyn aufgefallen, daß das Fräulein von Frauenstein von einer der jungen Damen Gabriele gerufen worden war, auch sie hatte ihren abgekürzten Namen nicht auf Gabriele, sondern eher auf Isabella oder Arabella bezogen, wenn sie sich überhaupt deshalb Gedanken gemacht hatte.

Nun aber sprach sie davon mit der Mutter und erinnerte diese wieder an die Aehnlichkeit, welche Max beim ersten Anblicke des unbekannten Bildes in Berlin gefunden hatte.

„Ich habe diese Aehnlichkeit immer nur für eine zufällige gehalten," sagte die Mutter. „Darum ist es mir auch nie einge-

fallen, daß Elli von Gabriele abgekürzt sei, und es überraschte mich, als ich es hörte. Wie sollte aber hier ein Zusammenhang stattfinden?"

Max hatte sich gleich in sein Zimmer zurückgezogen. Ihn beschäftigten die letzten Worte, die er von Rose gehört hatte: „Man kann Einen, den man lieb hat, auch auf eine andere Weise verlieren, als durch eine feindliche Kugel." Durfte er den Sinn dieser Worte auf sich beziehen? Hatte sie ihn lieb gehabt, wie er eine Zeit lang beseligt geglaubt hatte? Und wenn das der Fall, wodurch war sie denn gegen ihn erkaltet? Er war sich nichts bewußt, was ihn ihrer Zuneigung unwürdig gemacht haben könnte! Sie war seit jener Zeit ernst geworden und das fröhliche Gelächter, das er in der Gondel auf dem Traunsee vernommen und das ihn traurig gestimmt hatte, mochte wohl nur momentan durch irgend einen heitern Scherz oder Witz des harmlosen Rose hervorgerufen sein. Er mußte mit Rose mehr und ungestört sprechen, er mußte sich Gewißheit verschaffen, ob der Hausgenosse, der ihn an äußerer und vielleicht auch an innerer Liebenswürdigkeit weit übertraf, sich um Elli's Gunst bewarb, ob er Hoffnungen hatte —

Auf seinem Frühgange am andern Morgen traf er ihn, ihre Gedanken hatten sich begegnet.

„Schon Generalmarsch geschlagen?" rief ihm Rose entgegen. „Ich wollte Sie im Quartier überfallen und zur Promenade abholen, Sie sind aber schon alert! Kommen Sie!"

Er schlang ohne Umstände seinen Arm in den Rhyn's. „Schade, daß Sie nicht auch in Uniform sind!" sagte er. „Wir wollten all' den verbissenen Leuten von der Ringstraß' aus Wien, von denen hier genug umherlaufen, ein schönes Beispiel geben, wie Oesterreicher und Preuße nach ausgefochtner Sache wieder gut Freund sein können. Warum ziehen's nicht einmal Uniform an?"

„Ich bin nicht mehr im Dienst," erwiederte Max lächelnd.

„Ja so! Das hatt' ich ganz vergessen. Eigentlich müßte aber jeder Preuß' in Uniform gehen, ihr nennt ja eure Armee das Volk in Waffen. Nehmt's den Scherz nicht übel. Die Armeen sollen ja bald alle abgeschafft werden, habt's wohl auch gelesen, was die Herren Volksredner verlangen: keine Armee mehr bei uns, bei euch, in Frankreich und in Rußland! Wir warten aber halt wohl noch ein Weilchen damit, nicht wahr? Sind Ihre Damen auch schon ausgerückt?"

„Noch nicht. Sie wohnen wohl mit Frau von Frauenstein auch hier in demselben Hause?"

„O nein. Hier will man doch ein Bissel außer Controle sein. Eine Neuigkeit kann ich Ihnen melden: Herr Peregrinus ist Knall und Fall abgereist."

„Das kann wohl schon in seiner Absicht gelegen haben," erwiederte Rhyn. „Ich hätte ihn aber gern noch gesehen, um zu erfahren, ob wir uns wirklich schon begegnet sind."

„Ja, das ist gar keine Frage," versetzte der Hauptmann. „Es mag aber wohl für ihn nicht in der angenehmsten Weise geschehen sein, denn Sie haben ihn offenbar von hier verscheucht."

„Seine Abreise hat doch mit uns gewiß gar nichts zu thun," sagte Max.

„Er wollte aber den ganzen Sommer hier bleiben, das hat er mir und auch der Mama Frauenstein gesagt. Den Madeln wird's leid thun, sie hatten sich schon einen hübschen Spaß mit ihm ausgedacht."

„Auch Fräulein von Frauenstein?" fragte Max.

„Die hatte sich ausgeschlossen, die liebt gar kein' Spaß und wenn's der beste wäre!"

Max schwieg und Rose kam auf andere Dinge zu sprechen. Er wußte viel heitere Geschichten zu erzählen, die er nicht im Geschmacke eines Anekdotenjägers vortrug, sondern die immer aus dem allgemeinen Gange ihres Gesprächs bei treffenden Anklängen aufsprudelten. Bald fing er aber wieder von seinen Wiener Hausgenossen zu sprechen an und äußerte sich heut auch über Elli mit so lebhaftem Interesse, daß sich Max von seinem Gefühl zu einer Frage hinreißen ließ, die er im nächsten Moment bereute.

Rose blieb stehen, zog seinen Arm aus Rhyn's und lachte laut auf. „Sie sind mir ein schöner Kamerad!" rief er. „Halten's mich für einen Mormonen? Ich bin ja schon verheirathet, hab' mein kleines liebes Weibl mit einem herzigen Buben in Wien! Die Elli ist ihre Freundin, darum bin ich ihr auch gut."

„Ich wußte das nicht — verzeihen Sie ..." sagte Max, indem sich auf seinem Gesichte Verlegenheit und zugleich eine Befriedigung malte, welche einem größeren Menschenkenner, als der tapfere Hauptmann war, nicht unverständlich geblieben wäre.

„Weil ich so allein herumvagabondire, meinen Sie, ich könne nur ein Junggesell sein und müsse mich auch gleich in die hübsche Elli verliebt haben!" fuhr Rose munter fort und nahm im Weitergehen Rhyn's Arm wieder. „Ja, wissen Sie, ich bin hier auf Commando meiner Frau, sie konnte nicht mit wegen des Buben, der erst zwei Monat alt ist, und meinte, ich würde in der Kinderstube nicht aushalten und melancholisch werden. So commandirte sie mich, Frauensteins als Schirmvogt zu begleiten, sie denkt auch, es ist mir recht gut, wenn ich „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr" ein Paar Wochen unaufgezogen an der Wand hängen lasse. Was wollt' ich machen? Ich nahm Urlaub und ging mit." Er zog den Handschuh aus und hielt Max seinen Goldfinger mit dem Trauring hin. „Ein unsauberer Ehemann, wenn er den freien Gesellen spielen will, steckt diesen Talisman in die Tasche, damit er ihm die Weibsen nicht abschreckt. — Nun aber, Herr Kamerad, der Sie mich so scharf inquirirt haben, erlauben Sie mir auch eine Gegenfrage: Wie stehts mit Ihnen?"

Max suchte ihm durch eine scherzhafte Antwort auszuweichen, Rose hielt ihn aber fest und es bedurfte Rhyn's ganzer Geistesgegenwart, um sich nicht zu verrathen.

„Seid Ihr Norddeutsche aber zugeknöpft!" rief der Hauptmann. „Wollen's nicht ein einzig's kleines Knöpfl springen lassen? Ich mein's halt gut mit Ihnen und könnt' Ihnen vielleicht auch ein Bissel helfen. Wär's denn ein Malefiz, wenn Ihnen das herzige Kind so gefiele, daß Sie gleich vor sie hintreten und es ihr sagen möchten? Schauen's gefälligst dorthin, da kommt sie schon mit einem Rudel jungen Volks und ein paar alten Ehrendamen: ich sehe aber die Mutter nicht. Wollen wir uns anschließen?" Max konnte dagegen nichts einwenden.

Frau von Frauenstein war zu Hause geblieben. Sie erwartete den Besuch, der ihr gestern verheißen war, und sammelte sich, um die rechte Weise zu finden, wie sie das, was ihr auf dem Herzen lag, zu einem vertrauensvollen Aussprechen einleiten sollte. Nicht lange durfte sie warten, bis sie die Baronin Rhyn kommen sah. Sie kam ohne ihre Tochter, welche den Spaziergang der jungen, Elli befreundeten Mädchen, von dieser dazu aufgefordert, mitgemacht hatte. Bis an die Hausthür ging die Frauenstein der Kommenden entgegen und die beiden Frauen begrüßten sich mit der alten Herzlichkeit, welche zwischen ihnen fast vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an geherrscht hatte; sie waren einander gleich sympathisch gewesen. Als sie im Zimmer Platz genommen hatten, sprachen sie eine Weile von nahe liegenden Dingen, fragten und hörten von einander, wie es ihnen seit dem vorigen Jahre ergangen war, und konnten doch Beide nicht erwarten, diese conventionelle Unterhaltung zu verlassen. Frau von Rhyn fand zuerst den Weg dazu.

„Es freut mich, daß wir diesmal recht lange zusammenbleiben werden," sagte sie. „Hoffentlich wird Keiner von uns veranlaßt, früher abzureisen, als es bis jetzt in unserer Absicht liegt."

Die Frauenstein nahm die gebotene Andeutung auf.

„Es war ein trauriger Anlaß, der uns damals so plötzlich nach Wien zurückrief," erwiederte sie. „Mein Bruder war schwer erkrankt und wollte uns gern noch einmal sehen, er ist dann auch gestorben."

„Das habe ich geahnt!" sagte Frau von Rhyn im Tone wahrer Theilnahme. „Ich sah wohl, daß Ihnen etwas Trauriges begegnet war, aber ich konnte doch keine indiscrete Frage thun."

„Ach, es stürmte mit der Nachricht so viel auf mich ein, auf mich und meine Elli — an Gefahr dachte ich übrigens noch gar nicht, man hält ja an der Hoffnung fest, so lange man kann. Sein Brief hatte mich aber noch in anderer Beziehung beunruhigt, da er ... ein unglückliches Ereigniß berührte, das sich in unserer Familie zugetragen, noch ehe ich geboren war. So hatte ich davon, als ich erwachsen war, wohl gehört und mich darüber betrübt, den Zusammenhang kannte ich aber nicht. Mein Bruder, der zwölf Jahre älter ist als ich, hatte Alles mit erlebt." Sie hielt inne und Frau von Rhyn, von der Mittheilung, die sie als einen Beweis des Ver-

trauens ansah, ergriffen, wagte doch nicht, um nähern Aufschluß zu bitten, sie mußte es der tief bewegten Frau überlassen, ob sie ihr einen solchen geben werde.

„Sie sind aus der Gegend von Frankenstein in Preußisch-Schlesien?“ fragte diese plötzlich, als wolle sie von ihrem trüben Familienereigniß abbrechen.

Frau von Rhyn bejahte es und nannte den Namen ihres Gutes.

„Kennen Sie Wildheim?“ fragte die Frauenstein und richtete ihre Augen mit einem räthselhaften Blicke auf sie.

Unbefangen bejahte Frau von Rhyn auch diese Frage.

„Es hat vor langer Zeit einmal meinem Vater gehört,“ sagte die Frauenstein.

„Ihrem Herrn Vater? Darf ich fragen —?“

Frau von Frauenstein zögerte einen Moment, dann nannte sie den Namen Blankenau.

Er machte auf die Zuhörerin einen erschreckenden Eindruck, sie erbleichte und sah Frau von Frauenstein sprachlos und bestürzt an.

„Ich sehe, Sie sind von Allem unterrichtet, meine theure Freundin,“ sagte diese bewegt. „Wie sollte es auch anders denkbar sein!“

„Ein Blankenau aus Wildheim?“ rief Frau von Rhyn, ihre Hand ergreifend. „Und Gabriele —?“

„War meine unglückliche Schwester,“ erwiederte die Frauenstein.

„Großer Gott!“ sagte Frau von Rhyn, welche von der unerwarteten Kunde ganz außer Fassung gekommen war. „Daß uns das Schicksal zusammenführen mußte! Warum haben Sie mir das aber nicht längst gesagt? Wir hätten uns ausgesprochen . . .“

„Wußte ich denn selbst mehr, als nur, was geschehen war, ohne allen Zusammenhang? Nicht einmal den Namen, mit dem das Schicksal meiner Schwester verknüpft war, hat mir mein Vater genannt, als er zuerst mit mir von Gabriele sprach — meine Mutter hatte ich frühzeitig verloren, von ihr würde ich wohl Alles erfahren haben. Doch hat sich mir viel später eine Ahnung aufgedrängt, als ich vorm Jahre Ihren Namen zuerst hörte. Ich war einmal in das Zimmer meines Vaters gekommen, als er eben am Kamin beschäftigt war, Briefe und Papiere aus früherer Zeit, die keine Wichtigkeit mehr hatten, zu verbrennen. Ein Brief fiel zur Erde, ich hob ihn auf und mein Auge traf unwillkürlich auf seine klare, schöne Unterschrift — ich hatte den Namen nie gehört und wiederholte ihn fragend gegen den Vater, indem ich ihm den Brief gab. Sie errathen ihn?“

„O ja!“ erwiederte Frau von Rhyn schmerzlich.

„Der Vater entriß mir den Brief, knitterte ihn mit einem hastigen Griff zusammen, und warf ihn in die Flamme, ohne mir auf meine Frage eine Antwort zu geben. Als wir bekannt wurden, hatte ich diese längst vergangene Geschichte vergessen, doch war mir dunkel, als müsse ich Ihren Namen schon irgendwo gehört haben —“

„Er machte auf Sie einen befremdenden Eindruck, ich habe es wohl bemerkt!“ sagte die Rhyn.

„Da ich mich nicht besinnen konnte, wo ich ihn gehört hatte, schlug ich mir's aus dem Sinn und wir haben ja herzlich miteinander verkehrt. Erst der Brief meines erkrankten Bruders schreckte uns auf, ich hatte ihm geschrieben von unserer lieben Bekanntschaft, sehr ausführlich — da gab er mir mit einem kurzen Wort Aufschluß und warf noch eine Behauptung hin, welche besonders meine Elli entsetzte! Haben Sie meinen Bruder nicht als Knaben in Wildheim gekannt?“

„Nein, meine Freundin. Ihre Familie hatte Wildheim schon verlassen, als ich Rhyn heirathete und in die Gegend kam.“

„Meinen Eltern war es unmöglich, dort zu bleiben, wo sie ihr Kind verloren hatten. Sie zogen nach Sachsen, ich bin erst in Dresden geboren. Hier wuchs ich auf, meine Mutter starb, eine Verwandte übernahm unser Hauswesen, sie wußte von unsern Verhältnissen sehr wenig, auch mein Bruder, wenn er während seiner Studienjahre nach Hause kam, blieb gegen mich darüber verschlossen und erst viel später sprach der Vater in einer Stunde liebevollen Vertrauens mit mir von meiner Schwester und sagte mir, daß sie sich von den Ihrigen losgerissen habe, meine Fragen und Bitten, mehr davon zu erzählen, waren aber vergebens. So wies mich auch mein Bruder zurück, als ich beim nächsten

Wiedersehen ihn bat, mir von unserer Schwester mehr zu sagen. „Sie ist nun todt," antwortete er mir, „sie war es längst für uns, lassen wir sie ruhen." Erst auf meine Mittheilung von hier, daß wir an Ihnen und ihren Kindern so liebe Freunde gefunden, rief er mich an sein Krankenbett, um mir Alles zu erzählen und fügte, gewiß im fieberhaft aufgeregten Zustande, noch eine Annahme hinzu —"

Sie stockte und Frau von Rhyn bat sie, ihr nichts zu verschweigen.

„Es war nur eine Möglichkeit, die sich ihm aufgedrängt hatte und an die er im ersten Moment glaubte," fuhr die Frauenstein nicht ohne Ueberwindung fort. „Doch hat er sich bald selbst bei ruhiger Ueberlegung, wie er sich die Zeit berechnete, überzeugt, daß er sich geirrt hat und der Gedanke, der ihm gekommen war, ein durchaus falscher gewesen ist. Er glaubte, daß Gabrielen ein Kind aus ihrer unglücklichen Ehe überlebt habe und von den Verwandten ihres Mannes erzogen worden sei und daß es Niemand anders sein könne, als . . ."

Hier stockte die Sprecherin wieder, Frau von Rhyn hatte aber plötzlich errathen, es zuckte wie ein Blitz über ihr sanftes Antlitz und in ihre Wange stieg eine jähe Röthe.

„Max?!" rief sie in unaussprechlicher Aufregung unwillig.

„Mein Bruder hat sich selbst widerlegt, er wußte, sobald er ein Wort mit uns gesprochen hatte, daß seine Annahme falsch gewesen —"

„Aber Sie glaubten ihm doch einen Moment, Sie glaubten, daß mein Sohn, mein Max, Ihnen mit einer Unwahrheit genaht sei —"

„Theure Freundin, sprechen Sie doch nicht so!" bat Frau von Frauenstein, indem sie ihren Arm um die Aufgeregte schlang und sie sanft an ihr Herz zog. Es waren traurige Stunden für uns und wenn ich Ihnen sagen sollte, was auch mein Kind damals gelitten hat —"

Stimmen vor dem Hause unterbrachen das Gespräch, es war die Gesellschaft, welche von ihrem Spaziergange zurückkam und sich draußen trennte, die Meisten wohnten in dem nahen Hotel Bauer, das seiner prachtvollen Lage wegen immer stark besucht ist. Auch die Stimme des Hauptmanns Rose war zu hören und Frau von Rhyn wußte, daß ihre Kinder sie hier abholen würden.

„Wir wollen bald ruhiger Alles, was wir wissen, gegenseitig austauschen," sagte Frau von Frauenstein.

„Ich komme zu Ihnen."

Da öffnete Elli schon die Thür, mit ihr kam Ida Rhyn und hinter den beiden Mädchen erschienen Max und Rose.

„Ist es auch mir permittirt?" rief dieser. „Ich hab' die Ehre, gnädige Frau! Küß' die Hand, Frau Baronin."

Wie gern hätte Frau von Rhyn noch eine kurze Zeit gehabt, um sich mit Elli's Mutter zu verständigen, aber die Gelegenheit dazu mußte sich ja bald finden. In dem lebhaften Gespräch, das nun in Gang kam, beobachtete sie Elli: war es eine Täuschung, daß sie den ernsten Schatten, der seit einem gewissen Tage im vorigen Jahre bis heut die lieblichen Züge des jungen Mädchens umflort hatte, jetzt nicht zu bemerken glaubte? Durfte sie hoffen, daß sie den Brief an ihren Gemahl nach Lissen, der schon zur Absendung fertig war, noch mit einer glücklichen Nachricht schließen könnte?

VIII.

Der Freiherr von Rhyn wartete daheim schon lange auf Nachrichten aus Ischl, doch wußte er, daß Frauen auf Reisen immer Schwierigkeiten für ihre Correspondenz finden. Dagegen hatte er von der Polizeibehörde aus Berlin die Benachrichtigung erhalten, daß es wider alles Erwarten dennoch einem ausgezeichneten Beamten gelungen sei, den Thäter des Einbruchs im Rhyn'schen Hause zu ermitteln und zu verhaften, gerade in dem Moment, als er einem der schlausten Hehler, dem man bis jetzt noch nie etwas hatte anhaben können, einen silbernen Becher zum Verkauf angeboten hatte. Der Becher, mit einem Wappen verziert, war in dem Verzeichniß der entwendeten Sachen, welches der Freiherr eingereicht hatte, mit aufgeführt, er hatte dazu gedient, den Verhafteten, der ein Neuling auf der Bahn des Verbrechens war, zu einem Geständniß zu bringen. Von den übrigen Gegenständen hatte er nichts mehr besessen, seine Angaben konnten auch nicht dazu führen, sie wieder herbeizuschaffen,

der Freiherr mußte ihren Verlust verschmerzen. Wichtiger war ihm, daß er durch die Mittheilung auch von den vermißten Briefen, deren Verbleib ihn beunruhigte, eine Kunde erhielt. Der Dieb, auf Grund der Anzeige des Freiherrn danach befragt, hatte ausgesagt, daß er allerdings ein Päckchen, sorgfältig mit schwarzseidenem Bande zusammengebunden, in der Hoffnung, darin vielleicht Coupons oder andere Werthpapiere zu finden, mitgenommen habe, um es zu Hause in Ruhe zu untersuchen. Der Silbersachen habe er sich schon unterwegs bei einem Helfershelfer entledigt, „ohne Hehler keine Diebe!" ist ein Polizeisprichwort. Nur den Becher hatte des Wappens wegen der Mann nicht kaufen wollen, oder sich nur so gestellt, um ihn zu einem noch niedrigern Spottpreise als die übrigen Sachen zu bekommen, auf den Einwurf, daß er ihn ja gleich zusammenschlagen und schmelzen und somit das Merkzeichen des Wappens vernichten könne, hatte er gar nicht gehört — und der Dieb war endlich mit dem Becher erzürnt fortgelaufen. Er hatte nun aber Geld und war in eine Restauration gegangen, um sich eine Güte zu thun; hier, in einem der kleinen Zimmer ganz allein sitzend, hatte er der Versuchung nicht widerstehen können, doch einen Blick in das zusammengebundene Päckchen zu thun. Als er gerade aufgeknüpft, und die Briefe, die es nur enthalten, verdrießlich durchblättert, sei plötzlich ein anderer Gast eingetreten, der kaum einen Blick auf ihn und die Papiere geworfen, als er wie ein Raubvogel auf ihn gestürzt, die Hand darauf gelegt und ihn heftig gefragt habe, wie er zu diesen Papieren gekommen sei? Erschrocken habe er den Fremden angestarrt und sogleich einen alten Bekannten an ihm gefunden, einen gewissen Ratto, der mit ihm zusammen vor langen Jahren auf dem Schlosse zu Wildheim bei dem Herrn von Blankenau gedient habe, bis er, der Inquisit, seinen Dienst verloren und nach Berlin gegangen sei, um ein anderes Unterkommen zu suchen. Was aus Ratto nachher geworden, könne er nicht angeben; die Briefe aber, bei deren Durchsicht er ihn überrascht, habe er ihm gewaltsam weggenommen, da es Briefe von seinem spätern Herrn seien, dem er sie wieder zustellen wolle; er, der sie in Händen gehabt, könne froh sein, daß er nicht einen Schutzmann herbeiriefe, um ihn zur Verantwortung zu ziehen, wie er in ihren Besitz gekommen sei. Damit war er, ohne die alte Kameradschaft gelten zu lassen, ziemlich hochmüthig fortgegangen und ihm nie wieder begegnet.

Durch diese Aufklärung war der Gedanke, wenn auch in anderer Weise, bestätigt, welcher durch Ratto's Erscheinung in Berlin und Haindorf bei dem Freiherrn angeregt worden war, er fühlte sich nun aber einigermaßen beruhigt, wenn er Ratto's Worten, daß er die Briefe seinem Herrn wieder zustellen wolle, Glauben schenken konnte. Er schien also noch bei Adalbert in Dienst zu stehen — wo aber weilte Adalbert jetzt? Warum gab er, wenn er in sein Vaterland zurückgekehrt war, gar kein Lebenszeichen, oder war es ein solches, das auf dem versunkenen Grabe gefunden worden?

Für Gabrielens Hügel kam endlich das längst bestellte schwarze Marmorkreuz in Lissen an, und es sollte nun im Waldfrieden aufgestellt werden. Der Freiherr versuchte es, den Pfarrer zu bewegen, dasselbe bei seiner Aufrichtung einzusegnen, doch machte der geistliche Herr seine Zusage von der Erklärung abhängig, wer in dem schon seit dreißig Jahren auf geheimnißvolle Weise entstandenen Grabe ruhe, und Rhyn, obgleich er dem Pfarrer, welcher äußerte, daß der Herr Baron darüber wohl Gewißheit geben könne, das nicht ableugnete, ließ sich doch auf keine Erklärung ein. „Mein Ehrenwort, daß Sie keinem Unwürdigen oder gar einem Verbrecher das Kreuz einsegnen würden, kann Ihnen wohl genügen," sagte er.

Der Pfarrer aber antwortete mit dem Spruche, der neuerdings vom Vatican ausgegangen ist: „Non possumus! Wir können nicht!" Frau von Rhyn hatte ihn besser gekannt als ihr Gemahl.

Er fand sich also nicht auf dem Schlosse ein, als das Kreuz aufgeladen wurde, um nach dem Waldfrieden hinausgefahren und von den bestellten Werkleuten auf das Grab gesetzt zu werden. Doch konnte er sich nicht versagen, in seinem Alltagsrocke wenigstens an die Dorfecke zu gehen, wo der Zug vorüberkommen mußte; ein förmlicher Zug war es geworden, denn die Nachricht hatte sich im Dorfe verbreitet und der Freiherr auf eine Anfrage die Erlaubniß

gegeben, den Wagen zum Walde zu begleiten.

Der Pfarrer blickte streng, als er den Gutsherrn grüßte, der zu Pferde vom Schlosse herkam, lange vorher, ehe der Zug sich in Bewegung setzte. Keinen Moment bereute der Geistliche, daß er die Einsegnung abgelehnt hatte. Im Dorfe war schon seit vielen Jahren die Meinung verbreitet gewesen, und jetzt wieder aufgelebt, daß das Grab im Walde einem Ermordeten oder Selbstmörder gehöre, welcher dort verscharrt worden sei. Was der Freiherr damals auf die amtliche Anfrage geantwortet, hatte kein Mensch erfahren; es war nichts weiter darauf erfolgt, vornehmen Herren geht Vieles durch, das bei anderen Leuten strenger genommen wird. Als neuerdings die Aufmerksamkeit wieder auf das unbekannte Grab gerichtet worden, hatte der Pfarrer mit alten Leuten im Dorfe darüber gesprochen, ohne etwas Bestimmtes zu hören; nur eine hochbejahrte Frau hatte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre Meinung entdeckt, daß ein Bruder des Barons, der nach vielen schlechten Streichen in die weite Welt gegangen sei, bei seiner Heimkehr sich dort erschossen habe. Das erklärte auch, warum der Baron, der ihn jedenfalls hatte heimlich begraben lassen, sich so für das Grab interessirte.

Jetzt erschien der Wagen mit dem schönen Kreuze aus schwarzem geschliffenen Marmor, die Werkleute gingen zu beiden Seiten, dann folgten im bunten Durcheinander viele Menschen aus dem Dorfe: es fehlte blos, daß sie sich paarweise, wie zu einer Procession, geordnet hätten. Der Pfarrer wandte sich ab und ging langsam nach seinem Hause zurück. Da sah er einen Reisewagen durch das Dorf kommen, ein fremder Herr saß darin und rief den Geistlichen an: „Was bedeutet der Zug?“

Der kurze, halb abweisende Bescheid des Pfarrers befriedigte den Fremden nicht, er fuhr weiter, ließ aber den Wagen plötzlich halten, als er einen Landmann vor seinem Gehöfte stehen sah, und rief ihn heran. Von diesem bekam er bessere Auskunft, befahl seinem Diener, der neben dem Kutscher saß, nach dem Wirthshause fahren und ausspannen zu lassen, um seine Rückkehr zu erwarten. Dann ging er dem Zuge nach, dessen Letzte eben das Dorf verließen. Der Pfarrer hatte das alles von weitem bemerkt und schüttelte den Kopf: „Wie ist die Neugier doch groß in müßigen Menschen!“

Im Walde führte ein schmaler Weg nach dem abgeschlossenen Revier, das der Jagd entzogen war, und zu der verborgenen Hütte, wo der Freiherr in jüngeren Jahren mit seiner Frau oft und gern geweilt hatte. Seitdem war sie ganz mit Gras bewachsen und von tiefhängenden Zweigen fast verdeckt gewesen, kürzlich aber von dem Förster auf Befehl seines Herrn wieder freigelegt worden. Diesen Weg schlug der Zug ein, der Freiherr war schon vorausgeritten. Er stand, vom Pferde gestiegen, das der Reitknecht eine Strecke seitwärts hinweggeführt, unter der Fichtengruppe, um die Kommenden abzuwarten.

In ziemlicher Stille, nur leise unter sich sprechend, bildeten die Dorfleute, als die Stätte erreicht war, einen Halbkreis und die Arbeiter gingen rasch an ihr Werk. Rhyn sah ihnen ernst zu, wie sie die Erde aushoben und ein Fundament legten, in welches dann das Marmorkreuz eingemauert wurde. Darüber verging eine geraume Zeit. Der Freiherr verließ aber das Grab nicht eine Minute früher, als bis die Arbeit vollendet war und das Kreuz fest aufrecht stand. Dann nahm er den Hut von seinem Haupte und faltete die Hände; alle Anwesenden, als sie das sahen, entblößten ebenfalls ihre Häupter und sprachen ein kurzes Gebet für die arme Seele, deren sterbliche Hülle unter diesem Hügel wohl längst in Staub zerfallen war.

Nur eine kurze Strecke davon lag die Waldhütte, deren verschlossene Thür seit langen Jahren nicht mehr geöffnet worden, das üppig wuchernde Gesträuch hatte sie mit der Zeit so dicht umhüllt, daß sie fast gar nicht von außen zu sehen war. Hier weilte, schon seit die Arbeit begonnen hatte, ein einsamer Mann, welcher, den Hut tief in die Stirn gedrückt, im Gesträuch neben der Hütte verborgen stand und dem Werke unverwandten Blickes zuschaute. Als es vollendet war und am Grabe alle Häupter zum stillen Gebet sich entblößten, warf auch der Mann im Gebüsch seinen Hut auf die Erde, sank auf seine Kniee und neigte sein düsteres, in diesem Moment von furchtbaren Seelenleiden verzerrtes Antlitz tief in das Riedgras.

Auf der Wiese wurde es nun laut von Menschenstimmen. Der Freiherr war mit seinem Diener, nachdem er die versammelten Leute ernst gegrüßt, hinweggeritten. Diese traten ebenfalls den Rückweg an, die Arbeiter bestiegen sämmtlich den Wagen und auch der Förster ging. Endlich war die Stätte ganz leer. Noch lauschte der Mann im Gesträuch, bis die letzten Stimmen verhallt waren, dann trat er hervor, eilte zu dem Grabe und kniete an demselben nieder. Eine lange Weile lag er, den Kopf zwischen die auf dem Hügel gefalteten Hände gedrückt. Dann erhob er sich und schritt langsam von dannen, in derselben Richtung, aus welcher er pfadlos durch den Wald hierher gekommen, früher als der Wagen und der Zug, welche dem in mancher Krümmung sich hinziehenden Wege gefolgt waren. Der Fremde mußte doch der Gegend sehr kundig sein, um sich nicht zu verirren.

Als der Freiherr von Rhyn nach Hause kam, fand er endlich den erwarteten Brief aus Ischl. Er brachte ihm nur gute Nachrichten, wenn auch noch nicht die, auf welche er für Max hoffte, doch stellte sie die Mutter in nahe Aussicht. Mächtig überraschte ihn aber der Schluß des Briefes, welcher die Mittheilung enthielt, daß Frau von Frauenstein eine jüngere Schwester Gabrielens sei, von deren Grabe Rhyn eben zurückkam. Noch beschäftigte er sich mit dieser Kunde, als der Diener ihm meldete, daß ein fremder Herr ihn dringend zu sprechen wünsche, sich aber weder genannt noch eine Karte abgegeben, sondern nur gesagt habe, dessen bedürfe es nicht: der Herr Baron kenne ihn. Erwartungsvoll nahm der Freiherr den Besuch an.

Ein hochgewachsener Mann mit grauem Haar überschritt die Schwelle, er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht mit noch immer kräftigen Farben, über seinen schwarzen, wirr gewachsenen Augenbrauen erhob sich eine mächtige, gewölbte Stirn und ein starker krauser Bart, grau wie das Haupthaar, hing zu beiden Seiten des glatt rasirten Kinnes lang hernieder. Einen Blick voll tiefer Gemüthsbewegung richtete er auf den Freiherrn, welcher ihn betroffen anstarrte.

„Kennst Du mich nicht mehr?“ fragte er mit unklarer Stimme.

„Mein Bruder Adalbert!“ rief Rhyn und schloß ihn in seine Arme. Der einst Todtgeglaubte war endlich doch gekommen und gerade am heutigen Tage!

Zu derselben Stunde wurde in weiter Ferne Adalbert's Name auch genannt und seine dunkle Vergangenheit besprochen: zwischen den beiden Frauen, die nun eine ungestörte Stunde zur vollen Verständigung über Alles, was jeder noch in diesem Verhältniß unklar war, gefunden hatten, und auch an einer lieblichen Stätte trauter Einsamkeit zwischen Elli und Max. Sie waren auf einem Spaziergange zu einer Zeit, wo die Badegesellschaft noch nicht in allen Anlagen schwärmt, mit Ida und dem Hauptmann Rose dorthin gekommen, hatten sich zu längerm Verweilen niedergelassen und waren in dem Gespräche, das Beide ganz in Anspruch nahm, gar nicht gewahr worden, daß die Andern sich, wenn auch nicht weit, doch so, daß sie nicht Alles hören konnten, was zwischen den Liebenden gesprochen wurde, von ihnen entfernt hatten. Elli bemerkte es zuerst und erröthete, sie machte eine Bewegung, als wolle sie aufstehen und sich wieder zu ihnen, welche sich lebhaft und wie immer mit sprühendem Witze zu unterhalten schienen, gesellen. Max aber ergriff ihre Hand, die in der seinigen zitterte, und sagte leise und innig: „Der Moment kehrt vielleicht nicht wieder — darf ich eine Frage zu Ihrem Herzen thun?“

Sie wollte in äußerster Verwirrung dennoch aufstehen, sie wollte ihm antworten, aber sie vermochte es nicht, doch ließ sie ihre Hand in der seinigen und er nahm es entzückt für ein glückliches Zeichen. In diesem Moment hätten sie bemerken können, daß die Schwester und der Freund scheinbar ganz unbefangen weitergingen und das nächste Boskett sie ihren Augen verbarg, aber sie achteten nicht darauf.

„Elli,“ sagte Max tief bewegt, indem er ihre Hand an sein Herz drückte, „darf ich hoffen, daß Alles, was uns zu trennen drohte, verschwunden ist, daß meine treue Liebe Erwiederung findet? O wenden Sie sich nicht ab von mir, gönnen Sie mir einen Blick Ihres lieben Auges, der mir Antwort giebt!“

Ihre schönen Augen, deren lange dunkle Wimpern, von Thränen bethaut, bis auf die schamhaft erglühten Wangen gesenkt waren, erhoben sich nur einen flüchtigen

Moment zu ihm, aber dieser Blick genügte, um ihn mit unaussprechlicher Seligkeit zu füllen, denn er gab ihm die Gewißheit seines Glückes. Endlich, als er sie in liebevoller Innigkeit darum bat, fand auch ihre Lippe endlich das beglückende Wort und wäre in diesem Augenblick die kaiserliche Oberhofmeisterin mit einer Schar von Damen, gefolgt von baumlangen Lakaien, in unmittelbarer Nähe zwischen den Ziersträuchern erschienen, die Liebenden würden es kaum bemerkt haben. Die Außenwelt war für sie ohne alle Bedeutung.

Es kostete den offenherzigen Hauptmann viel Ueberwindung, als die beiden Paare sich kurz darauf wieder zusammenfanden, seiner Freude über das, was unleugbar endlich zu Stande gekommen war, keinen Ausdruck zu geben, doch hatte ihm Ida das feierliche Versprechen der Discretion abgenommen. Das hielt er ehrlich, nur seinen munteren Augen konnte er, als sie sich vor dem Hause der Frau von Frauenstein trennten, nicht verbieten, gegen Max den Glückwunsch auszusprechen, den sein Mund nicht äußern durfte.

„Ist das ein Madl!" sagte er zu sich selbst, als er fortging. „Die würde einen Löwenrachen mit einem Papagenoschloß sperren! Sehr dalket von dir, Freund Rose, daß du dir's gefallen ließest!"

In beiden Familien war Alles glücklich, und er sollte ausgeschlossen sein, der doch als Schirmvogt auch ein Wort mit zu reden hatte? Aber er durfte nicht lange harren, bis er mitsprechen durfte, die Verlobung wurde zwar nur im Stillen geschlossen und sollte erst bekannt gemacht werden, wenn die Antwort des Vaters oder, wie die Seinigen hofften, er selbst angekommen sein würde, aber dem treuen Freunde ihres Hauses theilte Frau von Frauenstein noch an demselben Tage Alles mit und er durfte sich denn keinen Zwang mehr anlegen, das Brautpaar zu beglückwünschen und unerbittlich zu necken.

IX.

Die Geschwister erfuhren nun von der Mutter, was ihnen bisher verschwiegen geblieben war. Es wäre unnatürlich gewesen, ihnen jetzt noch, wo sie doch Manches schon gehört, aus dem Zusammenhange ein Geheimniß zu machen: Frau von Rhyn wartete die Erlaubniß ihres Gemahls nicht ab, sondern machte ihren Kindern die Mittheilung auf ihre eigene Verantwortung, sie wußte, daß ihr Gatte damit einverstanden sein würde.

Das Schreckbild aus der Vergangenheit, das vor Gabrielens Schwester plötzlich aufgetaucht war und sie mit dem Namen erschreckt hatte, an welchen sich für ihre Familie ein Fluch heftete, war wohl geeignet gewesen, als schwarzer Schatten zwischen die Liebenden zu treten und sie möglicherweise auf immer zu trennen!

Adalbert von Rhyn war ein jüngerer Bruder des Gutsherrn von Lissen. Er hatte eine kurze Zeit in einem Gardecavallerieregiment gedient, dann aber die diplomatische Laufbahn ergriffen, die ihn nach verschiedenen Hauptstädten Europa's geführt hatte. Schon als Offizier war er mit einem großartigen Aufwand aufgetreten, als Gesandtschaftsattaché und Secretär war dieser noch gestiegen; sein Vater hatte ihn daher noch bei seinen Lebzeiten in Besitz seines Erbtheils vom mütterlichen Vermögen und auch von dem voraussichtlich auf ihn fallenden Kapital seines eigenen gesetzt und die Güter ungetheilt seinem älteren Sohne hinterlassen. Zwischen den Brüdern bestand wenig Verkehr, sie waren von zu verschiedener Denkungsart und hatten sich einander durch die lange Trennung entfremdet. Adalbert war ein schöner Mann und feiner Diplomat, er trug aber, was seinen persönlichen Charakter betraf, eine grenzenlose Verachtung der öffentlichen Meinung zur Schau und vernichtete selbst in den Augen der sonst nachsichtigen großen Welt seinen Ruf gründlich. In großen Residenzen wie St. Petersburg, Wien, Paris, that ihm das wenig Eintrag, aber er wurde zuletzt nach Dresden versetzt und hier, wo der streng sittliche Hof ein Beispiel gab, das in den höheren Kreisen wenn auch nicht immer befolgt, doch geachtet wurde, gab der elegante, geistreiche, aber höchst sittenlose Legationssecretär bald Anstoß und flößte besonders älteren Frauen eine wahre Scheu ein. Adalbert fand in Dresden selbst in einem seiner Familie befreundeten Hause nur eine kalte Aufnahme. Es war das des Herrn von Blankenau aus Wildheim, das nahe bei Lissen, dem Gute seines Vaters, lag; die beiden Fa-

milien hatten viel Umgang gepflogen und Adalbert als Knabe eine Spielgefährtin an Blankenau's kleiner Tochter Gabriele gehabt, die jetzt im Stifte zu Altenburg erzogen wurde. Ihre Eltern brachten den Winter gewöhnlich in Dresden zu, wo sie viele Verwandte hatten; sie erwarteten nun ihre Tochter aus Altenburg zurück und wollten sie hier in die Gesellschaft einführen. Adalbert sah Gabrielen denn wieder und staunte, wie sich das Kind zu einer blühenden Jungfrau, zu einer wahren Schönheit entwickelt hatte. Zum ersten Male regte sich ein Gefühl voller Lauterkeit in ihm, das bald zur heftigsten Leidenschaft stieg, als er in dem Benehmen der Eltern gegen ihn erkannte, daß die Huldigung, die er Gabrielen mit aller Rücksichtslosigkeit seines Charakters weihte, ihnen mißfallen hatte und daß ihm, wenn er auch die ernstlichsten, reellsten Absichten offenbaren wollte, fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg treten würden. Die Eltern Gabrielens thaten bald den ersten Schritt dazu. Sie bemerkten mit Besorgniß, daß das junge Herz ihres Kindes nicht gleichgültig gegen Adalbert blieb, und da sie in Dresden die großen Kreise, in denen sie mit Rhyn zusammentreffen mußten, nicht gut meiden konnten, so verließen sie die Residenz an der Elbe früher, als sie gewollt hatten — es war aber dennoch schon zu spät. Gabrielens, durch eine lebhafte Phantasie und leicht exaltirte Sinnesart beeinflußtes Gemüth hatte bereits eine zu tiefe Neigung zu Adalbert gefaßt, der ihr eine so glühende Liebe entgegengetragen hatte, als daß sie durch Trennung verlöscht werden konnte. Blankenau wußte, daß Adalbert mit seinem Bruder in Lissen auf keinem freundlichen Fuße stand und schwerlich zu ihm kommen werde, darin irrte er nicht, Adalbert vermied Lissen, er kam aber, nachdem er längern Urlaub genommen, zu einem sogenannten guten Freunde, der in der Gegend ein Gut hatte, und besuchte Blankenaus in Wildheim wiederholt, nicht achtend, daß ihm Gabrielens Eltern deutlich genug ihre Abneigung zeigten. Dem Vater blieb jetzt nichts weiter übrig, als sich gegen Rhyn, der seine Hoffnungen schon durchblicken ließ, offen auszusprechen, er glaubte denselben dadurch energisch ein Ende gemacht zu haben. Rhyn konnte nach einer solchen Eröffnung, die ihm jede Aussicht abschnitt, nicht wiederkommen und reiste auch wirklich bald, wie Blankenau erfuhr, nach Dresden zurück. Die Mutter hatte unterdessen mit Gabrielen gesprochen und ihr Alles vorgestellt; sie hatte zwar keinen Glauben gefunden und das junge Mädchen die Makel, die an ihrem Geliebten haften sollten, für schändliche Verleumdung erklärt, aber nach einer kurzen Zeit der Trostlosigkeit faßte sich Gabriele wunderbar schnell und gewann auch ihren natürlichen Frohsinn wieder. Die Eltern schlossen daraus, daß ihr Gefühl doch kein tieferes gewesen sei, und freuten sich der schnellen Wandlung, die sie ganz in ihrem Charakter begründet fanden; sie trugen ihr Kind seitdem wahrhaft auf Händen und erfüllten ihm jeden Wunsch, ließen ihm auch die möglichste Freiheit. Die Annahme, welche Beide ganz glücklich machte, war aber irrig, Gabrielens neu erwachte Lebenslust hatte einen ganz anderen Grund, vor welchem sich die Eltern, wenn Jemand sie gewarnt hätte, entsetzt haben würden. Ihre Verbindung mit Adalbert war nicht zerrissen!

Sie ritt sehr gern, ihr Vater kaufte ihr ein schönes, frommes Damenpferd und erlaubte ihr, wenn er sie nicht begleiten konnte, mit seinem Diener allein auszureiten. Dieser Mensch, welcher Ratto hieß, besaß das ganze Vertrauen seines Herrn, er selbst liebte das junge Fräulein zärtlich und dadurch war er wohl auch bewogen worden, eine Vermittlerrolle zwischen ihr und dem Herrn von Rhyn, an dem ja ihr ganzes Lebensglück hing, zu übernehmen. Adalbert mochte seinen Gewissensscrupeln, ob er auch recht handle, allerdings mit bedeutenden Geschenken ein Ende gemacht haben. Nicht blos einen Briefwechsel vermittelte Ratto zwischen den Liebenden, sondern auch Zusammenkünfte; denn Adalbert war, nachdem er seine Abreise nach Dresden öffentlich betrieben hatte, insgeheim wieder zu seinem Freunde zurückgekehrt und hielt sich verborgen in der Waldhütte auf seinem väterlichen Grund und Boden, wenn er hoffte, daß Gabriele allein ausreiten durfte. Herr v. Blankenau verreiste zuweilen, davon wurde Adalbert stets in Kenntniß gesetzt, dann waren die Zusammenkünfte in der Waldhütte gesichert. Die Eltern waren überhaupt gewöhnt, daß Gabriele ihre Ritte stunden-

lang ausdehnte; auch wenn der Vater sie begleitete, wußte sie die Heimkehr durch Bitten immer zu verschieben, sie konnte nicht satt werden, durch Feld und Flur zu streifen.

Eines Tages aber kehrte sie bis zum Abend nicht zurück; sie war mit Ratto geritten, dieser hätte doch, wenn das Ausbleiben auch durch irgend einen Unfall veranlaßt worden wäre, davon eine Meldung nach Wildheim gelangen lassen! Die geängstigten Eltern schickten vergebens Boten aus — endlich spät am Abend brachte ein Bauer aus der Nachbarschaft die beiden Pferde zurück und einen Brief von Gabrielen. Sie war mit Adalbert und ihrem Diener entflohen! Das Lebewohl, das sie ihren Eltern sagte, war in den leidenschaftlichsten Ausdrücken geschrieben, sie habe den Schritt aus Verzweiflung gethan, da sie wohl erfahren, daß man im Sinne gehabt, sie in die Mauern eines Klosters zu begraben, vom Leben, von ihrer Liebe und ihrem Glücke auf ewig getrennt! Der Vater erschrak, als er das las, er hatte diesen Gedanken wirklich einst gehabt, als er in seinem Zorn und seiner Rathlosigkeit kein Mittel sah, Gabrielen vor Rhyn's stürmischen Bewerbungen zu schützen: „Ehe ich sie dem Manne gebe, der sie unglücklich machen muß," hatte er zu seiner Gattin gesagt, „bringe ich sie nach Böhmen in ein Kloster und lasse sie im äußersten Falle als Nonne einkleiden, besser daß sie der Welt entsagt, als in ihr Verderben stürzt!" Wie hatte aber Gabriele das erfahren? Der Vater wußte nicht, daß Ratto in der Nähe war und die ziemlich laut gesprochenen Worte gehört hatte, durch ihn waren sie Adalbert hinterbracht worden, der nun in ihnen das wirksamste Mittel fand, Gabrielen, da sie gar keine Hoffnung hatten, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, zur Flucht mit ihm zu bewegen, um der Gefahr, welche das junge Mädchen erschreckt hatte, zu entgehen. Blankenau schickte sogleich zu Rhyn's Bruder nach Lissen und ließ ihn bitten, zu ihm zu kommen; er selbst war so erschüttert und gebrochen, daß er das Haus nicht verlassen konnte. Vielleicht wußte der Bruder ihm doch irgend einen Anhalt zu geben, wohin sich der Bruder gewendet haben könne, in welcher Richtung die Flüchtigen zu verfolgen seien. Der Freiherr kam ungesäumt, er fand die gebeugten Eltern in der trostlosesten Stimmung, Blankenau aber ermannte sich, als ein fremdes Auge auf ihn blickte, er wollte das Bild Gabrielens, das er in der Hand hielt und wehmüthig betrachtet hatte, zu Boden schmettern, um es zu vernichten: Rhyn aber verhinderte ihn daran, nahm das Bild, das er schon kannte — es war in Dresden von Meisterhand gemalt — an sich und behielt es, als Blankenau rief: er wolle es nie wieder vor Augen haben. So war das schöne Porträt nach Lissen gekommen. Irgend eine Auskunft konnte der Freiherr nicht geben, er hatte keine Ahnung von Allem gehabt, was sich in so naher Nachbarschaft und zuletzt gar in seinem eigenen Walde begeben hatte.

Alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Noch jetzt hatte Adalbert's Bruder nicht erfahren, wohin sich das Paar geflüchtet und wo es gelebt habe. An ihren Vater hatte Gabriele später zweimal geschrieben, und zwar aus der Schweiz, dieser jedoch, welcher unterdessen von Wildheim fortgezogen war, hatte die Briefe ungelesen verbrannt: die entartete Tochter war sein Kind nicht mehr. Seiner Frau hatte er nicht eher von dem Eingange eines Briefes gesagt, als bis er ihn vernichtet hatte; sie würde das sonst verhindert haben und war sehr unglücklich darüber gewesen.

Nach einigen Jahren erhielt aber der Freiherr in Lissen einen Brief von seinem Bruder aus Prag, der ihm kurz meldete, daß Gabriele, seine Gemahlin, gestorben sei und in ihrer letzten Stunde den Wunsch ausgesprochen habe, im „Waldfrieden" zu Lissen ganz in der Stille, ohne ein Gedächtnißmal begraben zu werden und ihr Gedächtniß unter den Menschen mit ihr, von denen Niemand wissen solle, wo sie ihre Ruhestatt gefunden. Adalbert bat um die Erlaubniß, die Leiche dorthinführen und bei Nacht, nur mit Hinzuziehung des Försters, der ihm von besseren Zeiten her zugethan war, im Waldfrieden begraben zu lassen. Der Bruder hatte diese Erlaubniß natürlich gegeben und Adalbert herzlich gebeten, zu ihm zu kommen und von Lissen aus Alles zu veranstalten, doch hatte er darauf keine Antwort erhalten und bald nachher von seinem Förster, den er mit Anweisung versehen, nur die Meldung, daß Alles geschehen sei.

So weit reichten die Erinnerungen,

welche die beiden Frauen in Zusammenhang gebracht hatten, um ihren Kindern Aufklärung über ein so trauriges Schicksal zu geben. Wie kurz Gabrielens Jugendtraum gewesen, wie grausam sie bald enttäuscht worden, als von dem Ideal ihrer Phantasie die Glorie, welche dasselbe in ihren Augen umstrahlt, allmälig erloschen war, was sie in ihrer Ehe gelitten hatte und wie endlich ihr Herz gebrochen war, das wußte die Schwester freilich nicht, und nur der Mann, der Gabrielen an sich gefesselt und namenlos unglücklich gemacht hatte, konnte darüber Rechenschaft geben und — hatte es in schmerzlicher Reue, welche längst über ihn gekommen war, gegen den Bruder auch schon gethan: er hatte Frieden und Versöhnung gesucht.

Der Freiherr von Rhyn wurde in Ischl täglich erwartet, umsomehr, da er auf den Brief seiner Frau, der ihm so Wichtiges gebracht, gar nicht geantwortet hatte. Die Seinigen schlossen sich, um seine Ankunft nicht zu versäumen, von manchem Ausfluge aus. Doch wußte es Rose durchzusetzen, daß sie endlich wieder einmal an einer Ausfahrt nach der Gosau und dem Hallstädter See, den sie besonders liebten, theilnahmen. Er betrieb nun den Aufbruch und fand Max, als er ihn daran zu mahnen kam, am Fenster.

„Sie schau'n ja ganz glücklich aus!" rief er. „Ist der Consens vom Herrn Vater eingegangen?"

„Den wird er selbst bringen!" erwiederte Max.

So war es auch. Noch ehe die Familien von ihrer Ausfahrt zurückgekommen waren, fuhr ein Wagen vor das Haus, in welchem Frau von Rhyn mit ihren Kindern wohnte. Der Freiherr hatte sich eine anstrengende Reise zugemuthet, um die Seinigen zu überraschen, und konnte zufrieden sein, wie gut er sie überstanden hatte. Die Wirthin war für den Fall seiner Ankunft schon mit Anweisung versehen, that Alles, um es ihm behaglich einzurichten und erzählte ihm, wie die Herrschaft ihn Tag für Tag erwartet habe und deshalb fast nicht aus dem Hause gekommen sei, und nun müsse er doch gerade heut eintreffen, wo sie endlich einmal wieder ausgefahren.

Der alte Herr beruhigte sie darüber, ließ sich einen Polstersessel an das Fenster setzen und freute sich der schönen Aussicht, die es bot. Er war sehr müde, seine Augen schlossen sich und er schlief so fest ein, daß er den vorfahrenden Wagen und die Stimmen, welche draußen laut wurden, gar nicht hörte, bis er durch einen freudigen Ausruf geweckt wurde. Seine Tochter stand vor ihm, hinter ihr erschien ein lieblich erröthendes Mädchen und auch Max. Rasch erhob sich der Vater.

„Seid gegrüßt, Kinder!" rief er, doch schien er nur Augen für die Braut seines Sohnes zu haben, sie mußte es ja doch sein! „Das ist meine liebe, neue Tochter!" Er reichte ihr die Hand, welche sie küssen wollte. „Warum nicht gar!" lachte er, „einem alten Vater kommt ein anderer Willkommen zu!" Elli weigerte ihm den Tochterkuß nicht. „Wo bleiben aber die Mütter?"

Der zweite Wagen fuhr eben vor, die Wirthin empfing die Frauen mit der frohen Nachricht, Hauptmann Rose, welcher sie begleitete, verabschiedete sich tactvoll, um das Wiedersehen nicht zu stören. Es war ein Moment tiefer Bewegung für Frau von Frauenstein, als sie von dem Bruder des Mannes begrüßt wurde, durch welchen ihre Schwester so unglücklich geworden war, doch sollte das Glück ihres Kindes dadurch nicht getrübt werden, ja es erschien ihr wie eine versöhnende Fügung des Himmels, daß ihre Elli mit einem Rhyn glücklich werden sollte.

Am anderen Morgen wanderte der Hauptmann Rose einsam, wie es seiner Natur ganz zuwider war, auf der Promenade am Ufer der Traun dahin, er kam sich vor wie ein Ausgestoßener und glaubte, daß jeder Bekannte, der ihn grüßte, ihn mit erstaunten und fragenden Blicken anschaue. Die beiden Familien waren bei der Frauenstein vereinigt, das wußte er. „Haben's denn gar so schreckliche Geheimniss' mit einander? Warum excludiren sie mich bei der Verlobung, als nähm' ich gar keinen Theil daran, und ich hab' doch einen wahren Jubelbrief an mein Weibl geschrieben! Macht der Herr Vater etwa noch Schwierigkeiten? Ein alter Preuß' ist manchmal ungemüthlich!"

Freilich hatten sie Geheimnisse, die auch einem Freunde ihrer Natur nach verschwiegen bleiben mußten. Der Vater hatte ihnen mitgetheilt, daß sein Bruder Adalbert endlich zu ihm gekommen, gerade an

dem Tage, wo auf dem Grabe Gabrielens das heilige Zeichen der Gnade und Versöhnung aufgerichtet worden war, er hatte ihnen ferner gesagt, daß sie selbst Adalbert noch vor Kurzem hier gesehen hatten: Peregrinus! Diese Nachricht machte auf Alle den tiefsten Eindruck, besonders Frau von Frauenstein rief sich zurück, wo sie zuerst seine Bekanntschaft gemacht, jede Stunde, die sie in seiner Gesellschaft zugebracht hatte, sein Benehmen, seine Aeußerungen. Der Antheil, den sie an ihm genommen hatte, weil er so unglücklich schien, trat jetzt, als sie es erfuhr, wer er war, zwar eine Weile zurück, aber er lebte bald wieder in ihrem edlen Herzen auf. Unglücklich war er ja doch um Gabrielens willen! Er hatte seinem Bruder gesagt, daß er sich nicht habe entschließen können, sich ihr zu entdecken; in Wien, wo er nach langem ruhelosen Umherschweifen endlich eine Weile Aufenthalt genommen, hatte er zufällig durch Fremde gehört, daß sie eine geborene Blankenau aus Dresden sei; er war ihr nachgereist und hatte sich in Lambach den Reisenden angeschlossen, mehrmals war er im Begriff gewesen, sich Gabrielens Schwester mit seinem wahren Namen zu nennen, wie er auch schon zweimal wieder hatte zu seinem Bruder kommen wollen: in Berlin, wo Max seinem Diener Ratto begegnet, der ihn nach der Stimme für den Bruder seines Herrn gehalten, und dann in Lissen, als er Gabrielens Grab im Waldfrieden aufgesucht, um es an ihrem Geburtstage mit einem Kranze von Immortellen zu schmücken. Doch hier sowohl, als später in Ischl, hatte er seinen Vorsatz als eine Schwäche wieder aufgegeben. Als ihn aber in der Rettenbacher Mühle der wunderbare, oft besprochene Gleichklang der Stimme des jungen Rhyn mit seinem Vater aufmerksam gemacht und er durch Frau von Frauenstein seinen Namen erfahren hatte, da war er unter dem ersten Eindrucke abgereist, um seinen Bruder in der Heimath endlich aufzusuchen, ihm sein ganzes Herz auszuschütten und dann auf immer zu scheiden.

Konnte Rose, wie sehr er auch dem Frauenstein'schen Hause befreundet war, in diese Familiengeschichten eingeweiht werden? Künftig mochte er sie vielleicht einmal erfahren, wenn Elli, welche mit seiner Frau innig befreundet war, dieser davon im Vertrauen Mittheilung machte. Aber ausgeschlossen aus dem Familienkreise war er darum nicht, er sollte an allem Freudigen, was sich in demselben ereignete, Theil nehmen. Als er von seinem einsamen Spaziergange zurückkam, fand er eine Einladung der Frau von Frauenstein vor, welche ihn bat, die Verlobung ihrer Tochter, die nun veröffentlicht werden sollte, mit zu feiern. Er wurde auch ganz wie ein Mitglied der Familie empfangen und dem alten Freiherrn als ein treuer Freund des Hauses und Gemahl der besten Freundin Elli's vorgestellt.

Die Familien waren spät Abends im Begriff sich zu trennen, als der Braut noch eine an sie gerichtete telegraphische Depesche aus Wien übergeben wurde.

„Von meinem kleinen Weibl!" rief Rose. „Ein Glückwunsch!"

Elli öffnete das Couvert in demselben Glauben: es enthielt einen Glückwunsch in kurzen gefühlvollen Worten, aber nicht Frau Rose unterzeichnet, sondern — Peregrinus.

„Er soll aber doch zu uns kommen, ich weiß ihn zu zwingen!" rief der Freiherr. „Zum nächsten Jahrestage von Gabrielens Geburt werde ich ihn einladen; dann soll das Grab im Waldfrieden den Namen auf das Kreuz und in unser Aller Beisein seine Weihe erhalten, die ihm, wenn ich mit seiner Einwilligung Alles klar mache, nicht länger versagt bleiben kann. Dazu wird Adalbert kommen, ich stehe dafür!"

Rose hörte diese Worte, die er nicht verstand, mit Verwunderung; er begriff sogleich, daß sie nicht für ihn bestimmt waren, auch ohne den raschen Blick, den Frau von Frauenstein auf ihn warf; aber der alte Herr, der nun einmal in seiner Gegenwart über das Verhältniß, welches ihm unbekannt war, gesprochen hatte, gab ihm unbedenklich die Erklärung, so schonend zwar als möglich für das Gefühl der Schwester Gabrielens, doch ausreichend zum vollen Verständniß. Rose dankte ihm herzlich dafür.

„Sie werden mit Ihrer Gemahlin bei uns in Lissen sein, wenn mein Bruder kommt," sagte Rhyn; „Sie werden den Peregrinus ihm nicht nachtragen!"

„Schaffen's ihn nur!" sagte Rose, indem er ihm die Hand darauf gab.

Ueber die

kunstgewerblichen Verhältnisse

in

Deutschland und Frankreich.

Von

Gustav Wittmer.

Die denkwürdige Thatsache, daß einer der rohesten Acte der Barbarei, den die Welt je erlebt, die Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland, durch die Maske der Civilisation beschönigt werden konnte und daß nahezu die gesammte außerdeutsche Mitwelt, wenn auch nur mit ihren Sympathien, für unsere Gegner in die Schranken trat, weil durch seine Niederlage die Civilisation gefährdet sei, legt es uns nahe, zu untersuchen, wie es möglich war, daß solches in unserer Zeit geschehen könne. Auch heute noch betrachten sich die Franzosen als die durch Barbarenhorden niedergeworfenen Träger der Cultur und ihre zahlreichen Freunde, die durch Verwandtschaft oder Lebensgewohnheit mit ihnen innigst verbundenen Nationen, theilen diesen Wahn. So dürfen wir uns denn nicht verwundern, wenn bei ihnen allen die Frage entsteht, ob Deutschland nach den kriegerischen Erfolgen auch im Stande sein werde, hinsichtlich seiner civilisatorischen Mission mit Frankreich zu rivalisiren? Uns Deutschen mag mit Recht diese Frage unnütz scheinen; nicht so jenen, welche Deutschland nicht kennen und die zugleich die französische Civilisation als ein unantastbares Evangelium verehren. Dazu kommt, daß der französisch-romanische Begriff der Civilisation keineswegs dasjenige erschöpft, was wir darunter zu verstehen gewohnt sind; denn, im Grunde genommen, erstreckt er sich nicht sowohl auf geistige und moralische Cultur, sondern hauptsächlich auf die Cultur der äußeren Formen des Daseins, sowie aller der Dinge, die dem feineren Bedürfniß unentbehrlich sind. In der That aber muß den so maßlos auftretenden civilisatorischen Ansprüchen der Franzosen eine Wahrheit, etwas Positives zu Grunde liegen und zwar heute noch; denn wir können sie nicht auf diejenigen Verdienste allein zurückführen, welche sich Frankreich in vergangener Zeit um die Civilisation erworben hat. Wenn aber die Franzosen selbst fort und fort nur auf die Vergangenheit hinweisen, wenn sie nicht müde werden, uns zu versichern, daß es ihnen nur um die Verbreitung der großen Ideen der Revolution zu thun sei, so beweist das nichts weiter, als daß sie nicht minder über ihre eigenen wie über die Zustände anderer Völker in einer haarsträubenden Unkenntniß befangen sind. Der Ruhm, den sich eine Nation vor hundert Jahren erwarb, kann unmöglich als genügend erachtet werden, auch heute noch als die reale Grundlage eines erhöhten Ansehens zu gelten. Es müssen sich vielmehr zur Erklärung dessen greifbare, unmittelbare Anhaltpunkte ergeben und diese haben wir im vorliegenden Fall vor allem darin zu erkennen, daß Frankreich bis auf den heutigen Tag den Weltmarkt in kunstgewerblichen Erzeugnissen, sowie in Mode- und Luxuswaaren aller Art beherrschte. Die Industrie ist die Königin dieses Jahrhunderts und bei welchem Volk sie ihren Thron aufschlägt, ein solches erhebt sie zum herrschenden. Wir verkennen nicht, daß auch die politische Machtstellung Frankreichs, sowie der Charakter seiner Sprache, als der internationalen Weltsprache, in Betracht zu ziehen sind, zumal, da sie wesentlich dazu beitrugen, die Weltherrschaft des französischen Geschmacks erst zu begründen; diesen selbst aber haben wir als den mächtigsten und unmittelbar wirkenden Factor der allgemeinen Sympathien für Frankreich zu betrachten. Le goût est pour la France le plus adroit de tous les commerces. Diese Worte Necker's gelten auch heute noch.

Nachdem die Franzosen seit nahezu drei Jahrhunderten in fast allen Gebieten des geistigen, politischen und socialen Lebens tonangebend gewesen waren und sich ihr Geist durch ungewöhnliche Anstrengungen hierin erschöpft hatte, ist ihnen nichts geblieben, als ein gewisses gefälliges Talent im Erfinden, beziehungsweise im Reproduciren von Formen des Costüms, im weitesten Sinne dieses Wortes. „Nous avons presque tous une fibre sensible aux belles choses. L'art est intimement mêlé à la vie moderne,“ sagt M. Daguzan in den von Eug. Lacroix herausgegebenen Archives de l'Industrie au XIX. Siècle,

und diese Worte enthalten in der That ein gut Theil des Geheimnisses der allgemeinen Sympathie der Völker für Frankreich. Seine Industrie und Modewaaren sind es einzig und allein, welche Frankreichs Ruhm in alle Welt tragen; das gefällige Talent hatte gleichsam die Erbschaft der alten gloire angetreten.

Oder fände sich heute noch Jemand, welcher die Versicherung der Pariser Civilisatoren, daß es ihnen nur um Verbreitung der Ideen der Revolution zu thun sei, den geringsten Glauben schenken möchte? Für uns Deutsche wenigstens bezeichnen sie einen längst überwundenen Standpunkt. Oder lebte irgendwo im heutigen Paris noch ein Funke jenes geistigen Feuers, wie es einst in seinen Salons loderte? Man bedürfte einer Diogeneslaterne, um diesen Funken zu suchen. Somit bleibt den Franzosen als reale Grundlage ihrer civilisatorischen Ansprüche nur die Industrie. Nicht die Ideen der Revolution waren es, welche die gebildeten und ungebildeten Völker aller Zonen in den Zauberkreis des modernen Paris festbannten, sondern die Talente seiner Industriellen und Schneider übten diese gewaltige Wirkung. Man fragte nicht mehr nach dem esprit des alten, wohl aber nach dem Decorationsgeschmack des modernsten Pariser Salons.

Den letzten Ausschlag in der allgemeinen Schätzung einer Nation seitens anderer giebt nicht zu allen Zeiten dasjenige, was sie an geistigen und moralischen Vorzügen besitzt, auch nicht die Machtstellung allein, sondern vor allem das, was sie an äußeren Werken producirt, und zumal an solchen Werken, die einem feineren Bedürfniß entgegenkommen und nach denen eine allgemeine Nachfrage ist. Wenn nun schon französischer Geschmack in Moden und Industrie mit so unwiderstehlicher Allgewalt bei uns einzudringen vermochte, so kann es uns gewiß nicht in Verwunderung setzen, wenn das gesammte Ausland, das zudem nicht zu dem Niveau unserer höheren Cultur hinanreicht, sich zu der rein äußerlichen Civilisation der Franzosen bekannte. Und wie glänzend trat diese noch bei der letzten großen Ausstellung zu Paris den Augen der gesammten Welt entgegen! Wie leuchtete nicht aus der französischen Abtheilung der civilisatorische Beruf der grande nation hervor! Die meisten ausländischen, insbesondere aber die Abtheilungen der deutschen Staaten erschienen nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner, jener gegenüber, wenn auch nicht arm an einzelnen hervorragenden Werken, so doch in hohem Grad ärmlich und unansehnlich. Es konnte nicht ausbleiben, daß jenes große, unter dem Banne des französischen Geschmacks stehende Publicum, das uns als Barbaren zu bezeichnen liebt, wenigstens bei jener Gelegenheit nicht zu einer anderen Ansicht bekehrt ward. Unharmonisch im Colorit, schwankend und tastend im Princip der Decoration gewährten die deutschen Industrieerzeugnisse einen wenig erfreulichen Anblick. Nur Oesterreich vermochte neben England die mächtige französische Concurrenz einigermaßen auszuhalten, Dank den großen Anstrengungen, welche beide Staaten im Verlauf der letzten zwanzig Jahre gemacht haben, ihre einheimische Industrie zu heben.

Und doch, wie alle Zustände im modernen Frankreich von der Lüge angefressen sind, so auch entbehrt seine vielgerühmte Kunstindustrie durchaus einer soliden Grundlage. Auch sie steht unter dem Einfluß der Mode, und die Routine, nicht der echte künstlerische Geschmack ist das, was sie auszeichnet. Die Franzosen wissen durch ihr glänzendes Talent der äußeren Darstellung das unkünstlerische Auge zu blenden, und mit derselben Virtuosität, mit welcher sie jede Barbarei als einen Act der Civilisation hinstellen, erheben sie in der künstlerischen Production nicht selten den Ungeschmack zum Geschmack. Sie wissen aus jeder Kunstform, die sie bei irgend einem Volk alter oder neuer Zeit finden, etwas pikantes Neues zu gestalten, worauf es ihnen allein ankommt. Das Gefällige und Neue ist die erste, wenn nicht die einzige Tendenz ihres Schaffens, und ganz besonders in Hinsicht auf die künstlerischen Gewerbe. Es ist von Interesse, hier den Ausspruch eines Franzosen anzuführen, welcher gerade jetzt um so mehr Beachtung verdient, als wir darin eine der wenigen Stimmen vernehmen, welche im heutigen Frankreich den Muth hatten, die Wahrheit zu sagen. Beulé, welchem man gewiß nicht vorwerfen kann, daß er darauf ausgehe, seine Nation ohne Grund herabzusetzen, sagt in seiner Schrift „de l'Union de l'Art et de l'Industrie“ (einer Besprechung des

gleichnamigen Werkes des M. de Laborde), bei Gelegenheit der Erwähnung künstlerischer Zustände im classischen Alterthum, wörtlich Folgendes: l'esprit moderne, l'esprit français en particulier, n'est point constitué de façon à pouvoir comprendre et surtout à pouvoir imiter tant de sagesse. La vanité est son fonds le plus riche et le désir d'être original est la manifestation la plus sotte de cette vanité! Ein starkes Wort, das aber leider nicht auf Frankreich allein Anwendung finden kann.

Wie aber war es möglich, daß sich die Welt, daß sich Deutschland insbesondere, die alte Heimathstätte künstlerischer Bildung, die unerhörte Täuschung so lange Zeit hindurch konnte gefallen lassen? Es ist das nur durch den Umstand zu erklären, daß der echte künstlerische Geschmack seit Jahrhunderten factisch ausgestorben zu sein schien. Wie sich Frankreichs politische Suprematie über Europa keineswegs auf reale Machtverhältnisse des eigenen Landes, sondern lediglich auf die Schwäche Deutschlands, des natürlichsten Hortes von Europa, gründete, so auch beruhte seine Vorherrschaft auf dem Gebiete der höheren Industrie nicht auf vorzüglichen künstlerischen Anlagen des Volkes, sondern lediglich auf der Barbarei, in welche die gesammte übrige Welt in Bezug auf Kunstsinn und Geschmack des großen Publicums versunken war. Das Verdienst der Franzosen ist demnach nur ein relatives. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie es möglich war, daß der wahre Kunstsinn so lange Zeit hindurch beinahe völlig erlöschen konnte; wir constatiren nur die Thatsache, um den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des französischen Geschmacks zu gewinnen.

Wollen wir die Leistungsfähigkeit der Franzosen auf dem Gebiete der Künste und Gewerbe, insofern die nationale Anlage im Ganzen und Großen dabei zu berücksichtigen, der unserer Nation zum Vergleiche gegenüberhalten, so genügt ein Blick auf die Vergangenheit, um sofort zu erkennen, daß die Entscheidung zu Gunsten Deutschlands ausfallen müsse. Allerdings stehen wir heute vor den Franzosen zurück; wir besitzen weder ihre erstaunliche Virtuosität im Erfinden neuer Formen, (und das wäre zu verschmerzen), noch ihr hohes coloristisches Talent, mit welchem sie ihre oft so unsoliden Machwerke meisterhaft herauszuputzen wissen, noch auch ihre eminenten technischen Fertigkeiten, — wir stehen in jeder Hinsicht noch an den ersten Anfängen eines nationalen Kunstgewerbes; — wie aber stellt sich das Verhältniß in jener Zeit, wo eine rege Kunstthätigkeit die Völker ergriffen hatte und sie zu einem Wettkampf im Hervorbringen schöner und origineller Werke trieb, zur Zeit der Renaissance? Wo finden wir in dieser wunderbaren Zeit höchsten Kunstschaffens die Herrschaft eines französischen Geschmacks? Wo finden wir französische Künstler der Industrie und Mode, wo ihre Muster in dem Maße tonangebend wie in unserer Zeit? Damals waren es nicht französische, sondern deutsche Kunst- und Industrie-Erzeugnisse, nach welchen überall die größte Nachfrage war. Nach glaubwürdigen Zeugen aus jener Zeit waren Handarbeiten deutscher Werkmeister und Künstler in Erz, Holz und anderem Material durch die ganze Welt hin berühmt und selbst das kunstgebildete Italien war erfüllt von Werken deutscher Kunstindustrie. Deutsche Künstler, Baumeister, Bildhauer, Bossirer und Handwerker aller Branchen des höheren Gewerbes waren in allen Ländern Europa's gesucht; deutsche Meister fertigten sogar Prachtrüstungen für die Könige von Frankreich! Eine solche wahrhaft erstaunliche Fülle künstlerischer Begabung, wie sie sich in früherer Zeit in unserem Volke zeigte, kann aber nicht allein auf einem besonders günstigen Zusammentreffen von Zeitumständen beruhen; vielmehr haben wir hier eine in der deutschen Volksnatur tief begründete Anlage zu erkennen, die nur der nöthigen Pflege bedarf, um auch heute wieder ins Leben zu treten. Die Ungunst späterer Zeiten konnte diese Anlage wohl auf ein Minimum ihrer Bethätigung herabdrücken, allein sie vermochte nicht, sie zu ersticken. Was einst war, das kann auch wieder kommen, ja wir haben bereits die Garantie dafür, daß auch in künstlerischer Hinsicht unsere Zukunft eine glänzende sein werde.

Wenn uns heute noch an nicht wenigen Orten des deutschen Vaterlandes in Bezug auf Kunst und Kunstsinn ein wahrer horror vacui überfällt, so ist das zwar zu beklagen, allein es kann uns kein Grund der Besorgniß für die Zukunft sein. Es ist besser,

wir schafften ein paar Jahrhunderte hindurch nichts, oder behalfen uns mit dem Nothdürftigen, als daß wir in eine, äußerlich zwar recht nette, innerlich aber völlig gehaltlose Kunstgaukelei verfielen wie die Franzosen, die inzwischen die Stile ihrer großen Ludwige entwickelten und heute noch nicht müde werden, diese Afterkunst aber- und abermals zu reproduciren. Ist es nicht sehr bemerkenswerth und bezeichnend für den Charakter der modernen Franzosen, daß sie, die so gern die Revolutionshelden spielen, nicht einmal, ausgenommen in der Malerei, im Stande waren, sich vom Banne der verknöcherten, frivolen Kunstformen ihres despotischen Königthums zu befreien?

Wollen wir uns eines Gleichnisses bedienen, so lag das Feld unserer höheren Industrie lange Zeit hindurch brach und sammelte neue Kräfte, bei unserem Nachbar dagegen wucherte es in blühendem Unkraut. Deutsche Forschung hat uns nahe gebracht, was vergangene Zeiten Mustergültiges schufen, sie hat uns auch die Gesetze des Schönen gründlicher gelehrt, als sie in Frankreich je erkannt wurden. Treten erst alle diese Kenntnisse in Verbindung mit der nationalen Kunstanlage, findet erst jedes Talent Mittel und Gelegenheit zu seiner vollen Ausbildung, so können wir mit Zuversicht einem neuen und bedeutenden Aufschwung nationaler Kunstthätigkeit entgegensehen. Mögen uns die Zustände in England zur Aufmunterung dienen. Auf der ersten großen Weltausstellung zu London hatte England im Gebiete der Kunstindustrie nichts aufzuweisen, was nur annähernd den Vergleich mit den Erzeugnissen Frankreichs auszuhalten vermochte. Diese dominirten völlig. Allein der praktische Sinn der Engländer erkannte sofort die ungeheure Tragweite dieses Verhältnisses und vor allem die m e r c a n t i l e B e d e u t u n g dieser Niederlage. Man raffte sich auf und mit einer bewundernswerthen Energie, allerdings auch mit entsprechenden finanziellen Opfern ward sogleich die künstlerische Seite des Volksunterrichtes in allseitige Pflege genommen. Museen und Kunstschulen wurden gegründet, und in umfassender Weise ward namentlich dafür gesorgt, daß jedem Handwerker die besten Musterbilder aus seinem Fach zur Anschauung kamen. Die Folge davon war, daß die englische Kunstindustrie einen rapiden Aufschwung nahm und auf der letzten großen Ausstellung zu Paris der französischen i n v i e l e n Z w e i g e n b e r e i t s e b e n b ü r t i g z u r S e i t e s t a n d. Wenn aber England, das uns doch hinsichtlich der künstlerischen Begabung so weit nachsteht, im Verlauf weniger Jahre, 1851—1867, so Außerordentliches leistete, sollte Deutschland, das außer den mercantilen doch noch höhere Fähigkeiten und Interessen hat, nicht mindestens dieselben Erfolge erzielen können? Dazu freilich ist es nöthig, daß wir Anstrengungen und Opfer nicht scheuen und vor allem, daß wir neben der ästhetischen auch die p r a k t i s c h e Seite der Frage ins Auge fassen. Ein weit verbreiteter verkehrter Begriff von dem, was praktisch sei, tritt leider bei uns derartigen Bestrebungen vielfach hemmend entgegen. Es giebt nicht Wenige, welche glauben, praktisch zu sein, wenn sie künstlerische Dinge in das Gebiet der Schöngeisterei und des zwar angenehmen, doch im Grunde entbehrlichen Luxus verweisen. Wie kurzsichtig aber eine solche Auffassung sei, mögen unsere Praktiker aus den Zahlen der Statistik lernen, welche nachweist, daß die Ausfuhr von Industrie-Erzeugnissen in demselben Grade zunimmt, als sich der künstlerische Werth derselben erhöht, und daß daher der Nationalwohlstand eines Volkes sehr wesentlich durch die Kunstbildung desselben bedingt ist. Sie können es auch aus der Geschichte lernen, wenn sie sich daran erinnern wollen, daß viele der berühmtesten Städte des Mittelalters ihre hohe Blüthe in erster Linie ihren kunstgewerblichen Leistungen zu verdanken hatten. Und hat nicht Frankreich selbst seinen unermeßlichen Reichthum in erster Linie dem Umstand zu danken, daß ihm die gesammte civilisirte Welt alljährlich den ungeheuren Tribut für seine „belles choses“ zahlte? Es dürfte daher im Gegentheil recht „praktisch“ gehandelt sein, die künstlerische Bildung der Handwerker auf alle Weise zu fördern. Kein Kapital kann reichlichere Zinsen tragen als das hierauf verwendete. — Wir brauchen nicht England allein zum Zeugen dessen aufzurufen, was auf diesem Gebiet geleistet werden könne, auch die österreichische Kunstindustrie hat im Laufe der letzten beiden Decennien einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen, zum Theil auch die

Süddeutschlands, und im Norden ist in dieser Richtung durch Gründung des deutschen Gewerbemuseums zu Berlin wenigstens ein vielversprechender Anfang gemacht worden.

Wir können um so zuversichtlicher auch auf diesem Gebiet den Wettkampf mit Frankreich aufnehmen, als die französische Industrie selbst, was sie an Vorzügen besitzt, nicht zum geringsten Theil deutscher Arbeit verdankt. Tausende von intelligenten deutschen Arbeitern waren in französischen Werkstätten und Fabriken thätig und zahlreiche deutsche Industrieerzeugnisse wanderten, wie bekannt, nach Frankreich, um erst in Paris den Stempel zu erhalten. Was den ersteren Punkt betrifft, so hat Frankreich durch die im Lauf des Krieges erfolgte Austreibung der Deutschen, und somit auch der deutschen Arbeiter, seiner Industrie einen erschütternden Stoß gegeben. Es war nicht nur Barbarei, es war die wahnwitzigste Verblendung, was zu einem solchen Schritt verleiten konnte. Frankreich lieferte uns in diesen mit allen technischen Kunstgriffen seiner Werkstätten vertrauten Arbeitern selbst die Waffen in die Hand, mit denen wir es auch auf diesem Feld bekämpfen sollen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß bei Gelegenheit der Verhandlungen, welche aus Anlaß der in Vorschlag gebrachten Austreibung unserer Landsleute im gesetzgebenden Körper zu Paris stattfanden, wenigstens eine Stimme den Muth hatte, sich gegen die Maßregel auszusprechen und das Bekenntniß abzulegen, daß die in Frankreich ansässigen Deutschen „durch ihre Geschicklichkeit und ihren treuen Fleiß nicht wenig zur Größe und zum Ruhm des Landes beigetragen hätten!" — Dazu kommt noch, daß sich die arbeitende Klasse in Frankreich sehr wesentlich aus dem Elsaß recrutirte. Elsässische Arbeiter waren in ganz Frankreich anzutreffen, und der Ruhm der französischen Arbeit beruht somit auch von dieser Seite nicht zum geringsten Theil auf deutschem Verdienst. Das für einen Franzosen sehr naive Bekenntniß Ernest Renan's, durch die Wegnahme der deutschen Provinzen werde Frankreich vernichtet, dürfte sich somit zum mindesten in Betreff vieler Zweige seiner Industriethätigkeit bewahrheiten.

Allein wenn es auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß unserer heimischen Industrie eine große Zukunft blüht, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß die Wege, welche uns zum Ziele führen sollen, sehr erschwert sind, einestheils durch örtliche Verhältnisse und die Eigenthümlichkeit unserer nationalen Zustände, andrerseits auch dadurch, daß uns noch vielfach das Gefühl und die Erkenntniß dessen mangelt, wie weit wir in dieser Hinsicht zurückgeblieben sind und wieviel noch nachzuholen sei. Die französische Industrie war günstiger gestellt. Sie besaß in der Metropole des Landes einen Sammel- und Brennpunkt der Talente wie der Bildungsmittel und einen Markt für ihre Leistungen, wie er nirgends besser zu finden war. Frankreich ward auch in dieser Hinsicht durch Paris repräsentirt. Hier konnte sich die künstlerische Production leicht zu jener bestechenden Uniformität — Stil kann man es nicht nennen — erheben, die wir bei uns noch völlig vermissen. Hier mußte das gefällige Talent einen Schliff, eine Routine erhalten, wie es ihm anderwärts kaum möglich war. Die bescheidenste Anlage mußte an einer solchen Empore kunstgewerblichen Verkehres und Schaffens allseitige Anregung und Förderung finden. Deutschland dagegen, the home of decentralisation, wie es Carey treffend nennt, entbehrt eines solchen Mittelpunktes. In hundert verschiedenen Brennpunkten vereinigen sich hier die Strahlen des nationalen Lebens: eine Quelle des Segens nicht minder als des Fluches, und was diesen betrifft, ganz besonders in Hinsicht auf unsere industriellen Verhältnisse. Das uns innewohnende Princip der Individualisation trägt nicht wenig dazu bei, die Organisation eines großen einheitlichen Systems zur Förderung der deutschen Kunstindustrie zu erschweren. Doch wird die Neugestaltung unserer politischen Verhältnisse ihre segensreichen Folgen auch auf diesem Gebiete mehr und mehr hervortreten lassen und es möglich machen, die Principien der künstlerischen Bildung nach dieser Seite hin — es ist dabei nicht minder die Geschmacksbildung des großen Publicums als die der Handwerker selbst ins Auge zu fassen — planmäßiger zur Anwendung zu bringen, als es bisher der Fall war. Neben mustergültigen Vorbildersammlungen für alle Zweige des Kunsthandwerks ist hierbei vor allem die gesetz-

liche Regelung der auf den Musterschutz bezüglichen Verhältnisse zu erstreben. Nur so kann man hoffen, der grenzenlosen Zerfahrenheit unserer industriellen Zustände ein Ende gemacht zu sehen. Wir verkennen nicht, daß die deutsche Kunstindustrie auch in neuerer Zeit in vielen Zweigen Ausgezeichnetes und Mustergültiges geschaffen hat, sei es unter eigenem, oder unter französischem Stempel, allein was in dieser Beziehung geleistet ward, ist durchaus das Verdienst Einzelner, beruht auf dem glücklichen Zusammentreffen von Umständen, welche die allseitige Ausbildung eines Talentes begünstigten. Uns fehlt aber noch der gemeinsame Besitz aller jener Kenntnisse, Anschauungen und Uebungen, ohne welche ein nationaler Kunststil unserer Gewerbe nicht denkbar ist, und das vor allem ist es, die Stilgemeinschaft, die man noch allzu sehr vermißt. Darum fehlt uns auch, trotz unserer Anlagen und trotz der Vortrefflichkeit einzelner Leistungen, die Anerkennung unserer civilisatorischen Befähigung (in Bezug auf äußere Werke) seitens anderer Nationen. Wie die Mehrzahl dieser die Bedingungen und Eigenthümlichkeiten unseres nationalen Lebens überhaupt verkennt, denn sie können sich nur schwer in das decentralisirte Wesen unserer Culturzustände finden, so sind sie auch im Ganzen über unsere Anlagen und Bestrebungen auf dem Gebiete praktischer Aesthetik noch wenig unterrichtet. Und können wir es ihnen zum Vorwurf machen, da wir ja selbst gestehen müssen, die Pflege dieses so lange Zeit hindurch völlig vernachlässigten Culturzweiges, der gleichwohl nicht minder Würde und Ansehen, als den Wohlstand einer Nation so wesentlich fördert, erst seit gestern wieder ernstlich ins Auge gefaßt zu haben? Angesichts der grauenhaften Demoralisation, welche Frankreich ergriffen hat, mag es sinnlos scheinen, wenn uns die Franzosen Barbaren nennen, wollen wir aber ehrlich sein, so müssen wir bekennen, daß wir in denjenigen Zweigen der Cultur, auf welche sich jener Titel vernünftigerweise einzig und allein beziehen kann, allerdings nicht auf der Höhe dessen stehen, was man von einer gebildeten Nation zu verlangen berechtigt ist. Es ist bei uns lediglich eine gewisse Armuth und Mangelhaftigkeit in den äußeren Formen des Daseins, was die Franzosen veranlassen konnte, uns zu den Barbaren zu werfen. So wenig sie aber würdig scheinen mögen, uns damit auf eine Wahrheit hinzuweisen (um so weniger würdig, als sie selbst in jener Richtung fehlgegangen sind), so bleibt es doch Wahrheit und diese muß allzeit eine Freistatt bei uns finden. Im ganzen genommen sind wir jetzt noch in demselben Grade unempfänglich für jenes „fibre sensible aux belles choses," als Jene allzu einseitig darin befangen waren. Hat sich aber diese Einseitigkeit bei ihnen empfindlich gerächt, so dürfen wir andrerseits auch überzeugt sein, daß wir uns ungestraft der Cultur der schönen Formen nicht entziehen können. Eine civilisatorische Nation verfehlt ihre Bahn, wenn sie nicht die rechte Mitte hält zwischen der Cultur ihres inneren und derjenigen ihres äußeren Lebens, wenn sie einseitig ihre sittlichen, oder ihre ästhetischen Anlagen auszubilden strebt.

Noch in einer anderen Hinsicht können wir vom Feinde lernen. Mag immerhin der Werth der großen Mehrzahl französischer Kunst- und Industrie-Erzeugnisse, vom streng künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, noch so zweifelhaft erscheinen; mögen sie das feinere Gefühl durch den Mangel stilvoller Schönheit oft unbefriedigt lassen, — selten entbehren sie, und zumal die feineren Industrieproducte, des großen Vorzugs, unter allen Umständen einen gefälligen Eindruck zu machen. Es giebt sich da oft eine Feinheit der Decoration, besonders in coloristischer Hinsicht, kund, die andere Mängel vergessen macht, so sehr man auch im Uebrigen des ewigen Rococo und der naturalistischen Blumistik in der Decoration oft überdrüssig wird. Man merkt es den Sachen an, daß die Arbeiter viele und gute Musterbilder gesehen hatten, daß ein gewisses Maß künstlerischer Anschauungen Allgemeingut unter ihnen sei. Hier nun ist die Liberalität anzuerkennen — und nur dieses wollten wir hier hervorheben — mit welcher man in Paris stets bestrebt war, den reichen Vorrath der heimischen Kunstschätze den Gewerbsleuten jeder Richtung möglichst zugänglich zu machen. Die dortige Regierung erkannte sehr wohl die weittragende Bedeutung des Prestige auf dem Gebiete der höheren Industrie und sie förderte diese daher auf alle Weise. Leider kann man nicht sagen, daß

die gleichen Erkenntnisse bei uns den kunstgewerblichen Bestrebungen allzeit aufmunternd entgegengekommen wären. Erst die zwingende Gewalt der Thatsachen, wie sie sich bei Gelegenheit der Weltausstellungen Jedermann aufdrängen mußte, bahnte bessere Zustände hierin an. Während man, um beispielsweise nur Eines anzuführen, in Paris den Zutritt zu den Kunstsammlungen im Sommer schon in den frühen Tagesstunden, und außerdem auch am Sonntag gewährte, — Beides, um gerade den Arbeitern Gelegenheit zur Bereicherung ihrer künstlerischen Anschauungen zu geben — war man bei uns vielfach noch in dem Wahne befangen, die Kunst sei Caviar fürs Volk, und sperrte sie demgemäß hermetisch vor ihm ab. Allerdings kann sich keine unserer Städte, was den Reichthum an klassischen Vorbildern betrifft, mit Paris vergleichen und jede auf Förderung des Kunstgewerbes gerichtete Bestrebung findet dort leichter einen Erfolg als anderswo. Angefüllt vom Kunstraub der Völker, bietet es jedem Streben seine Hülfsmittel. Allein auch ein schmälerer Kunstbesitz läßt sich zu Gunsten des Handwerkers fruchtbar verwerthen, und keinenfalls entschuldigt seine Kleinheit die rigorose Art und Weise, ihn zugänglich zu machen. Zudem ist gegenwärtig reichliche Gelegenheit geboten, mangelnde Originalwerke durch plastische oder photographische Nachbildung zu ersetzen und man sollte das um so weniger unterlassen, als Sammlungen dieser Art in mancher Beziehung noch weit empfehlenswerther für das Studium der Handwerker sind als die der Originalwerke. Mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwand könnte in dieser Weise jede Stadt, jede Provinz ihr eigenes Gewerbemuseum anlegen, mit besonderer Berücksichtigung der in ihrem Bezirke hauptsächlich vertretenen Industriezweige.

Wir schließen diese Betrachtungen, indem wir, weit entfernt, die am Eingang derselben angedeutete Besorgniß der franzosenfreundlichen Welt hinsichtlich der gefährdeten Civilisation zu theilen, vielmehr behaupten, daß, nachdem der furchtbare Kampf gegen die politische und sociale Barbarei der Franzosen beendigt, dem deutschen Genius noch die große Aufgabe bleibt, ihn auf dem künstlerischen Gebiete fortzusetzen. Und auch hier wird der Sieg auf unserer Seite sein. Mag immerhin die deutsche Kunstindustrie noch im Jahre 1867 zu Paris eine höchst klägliche Rolle gespielt haben, wir zweifeln nicht, daß nur wenige Jahrzehnte genügen werden, um der Welt zu zeigen, daß auch in dieser Richtung die „Civilisation" durch unsere Siege keineswegs zu Schaden gekommen sei.

Hroswitha,

die „helltönende Stimme von Gandersheim."

Von

Th. B.

Der römischen, bereits durch Constantin zur politischen Macht und Völkererzieherin gewordenen Kirche wurde die schwierige Aufgabe zu Theil, einerseits barbarische Nationen, die fast in jeder Bildung nach allen Seiten hin von vorn anzufangen hatten, sammt ihren Herrschern mit dem Geiste des Christenthums zu durchdringen, andererseits gebildeten Völkern Rechnung zu tragen, die im Besitze römischer wie griechischer Wissenschaft und feinerer orientalischer Cultur, moralisch leider tief gesunken waren und deshalb der Kirche viel zu schaffen machten.

Anzuerkennen ist, daß die römische Kirche sich unter den politisch-verworrenen Verhältnissen des Abendlandes mit heroischem Muthe, kluger Umsicht und siegreicher Beharrlichkeit emporarbeitete, zu einer für die damalige Zeit berechtigten, noch umfassenderen und intensiveren Weltherrschaft aufstrebend als die alte Riesenschlange Rom, die, nachdem sie das beste Herzblut der Völker getrunken, den Boden für das Aufgehen einer höheren geistigen Welt und einer geistigen Befriedigung für Alle bereitet hatte.

Anfänglich war Roms geistige Bildung mehr oder weniger von der byzantinischen Kirche abhängig, aber eine glänzende Reihe von Kirchenvätern, die wie Arnobius, Lactantius, Tertullianus, Augustinus, Hieronymus es verstanden, den Heiden auch mit dem Rüstzeug antiker Wissenschaft und

Philosophie zu Leibe zu gehen, machte sie auch in dieser Beziehung selbständig. Der Gang der kirchlichen Entwicklung spiegelte sich auch in der lateinischen Poesie, wie denn selbstverständlich Latein als die im ganzen ungeheuren Complex des früheren Weltreichs gesprochene und verstandene Sprache, mit der auch die zu Herren gewordenen Barbaren sich vertraut zu machen hatten, zunächst das zweckmäßigste Idiom für die kirchliche Literatur war und auch noch lange blieb. So drückte denn in lateinischen Versen der Klerus sein Bangen im Kampf wie den Triumph seines Sieges aus.

Die dem vierten Jahrhunderte angehörigen Bischöfe Hilarius und Ambrosius legten den Grund zum römischen Hymnen- und Gemeindegesange, ihnen schlossen sich Prudentius, Paulinus, Mamertus an, denen später eine Reihe anderer christlicher Poeten folgte. Je mehr sich im Laufe der Jahrhunderte die Culturstufe der germanischen Welt gehoben hatte, desto mehr wurde auch die lateinische Kirchenpoesie durch die Alliteration und den Reim der Volksdichtung afficirt. Daraus entstand dann vorzugsweise der Leoninische Vers, zunächst vereinzelt im neunten Jahrhundert, sehr häufig seit dem zwölften Jahrhundert. Er bestand aus Hexametern und Pentametern, die in der Mitte und am Ende gereimt, das elegische Distichon in vier Abschnitte zerlegten. Erwähnen wir nun noch, daß der Abt Nigellus in trockenen Distichen ums Jahr 834 das Leben Ludwig's des Frommen beschrieb, daß ein, weiter nicht bekannter Paderborner Mönch Poeta Saxo gegen das Ende des neunten Jahrhunderts fünf Bücher poetischer Annalen von den Thaten Karl's des Großen veröffentlichte, so haben wir die Vorläufer einer in ihrer Zeit ganz isolirt dastehenden Erscheinung kurz besprochen, die dazu berufen war, zunächst für klerikale Kreise als dramatische Dichterin aufzutreten, also ein Feld zu bebauen, das seit Jahrhunderten öde und unfruchtbar dalag.

Hroswitha (935—1000) (Hrosvith oder Hrotsuith d. i. auf niedersächsisch die weiße Rose) ist es, auf die wir anspielen, jedenfalls die anziehendste und merkwürdigste literarische Erscheinung der Ottonenzeit, eine echte und gerechte Literatin des Mittelalters, nicht ohne einen beträchtlichen Anflug desjenigen, was seit Lord Byron's Vorgang die Engländer Blaustrumpfthum (blue-stockingsm) nennen. Ihr eigentlicher Name ist Helene von Rossow.

Um das Jahr 984 lebte sie als Nonne in dem Benedictinerkloster zu Gandersheim im Herzogthum Braunschweig. Einem angesehenen sächsischen Geschlechte entsprossen, scheint sie, die des Rufes einer großen Gelehrsamkeit sich erfreute und als Dichterin bei ihren Zeitgenossen so berühmt war, daß man sie die helltönende Stimme von Gandersheim (clamor validus Gandershemensis) nannte, sehr jung den Schleier genommen zu haben. Wahrscheinlich wählte sie das erwähnte Kloster, weil die Aebtissin desselben, die hochgebildete Gerberga, eine Nichte Kaiser Otto's II., ihre Verwandte war, die denn auch sammt der gelehrten Schwester Richardis, der Enkelin Kaiser Otto's I., die talentvolle, strebsame Novize in Mathematik und Geschichte, der lateinischen und griechischen Sprache unterwies. Von Gerberga zu poetischer Verherlichung der Thaten Otto's des Großen aufgefordert, widmete sie diesem ihren Panegyrikus, in welchem sie sich bemühte, die Verhältnisse des kaiserlichen Hauses so glänzend als möglich darzustellen. Dieser in lateinischen gereimten Hexametern und Pentametern abgefaßten Dichtung folgten dann später eine poetische Geschichte der Gründung des Klosters zu Gandersheim sowie verschiedene versificirte Märtyrerlegenden, welche uns weniger anziehen.

Gehen wir jetzt zu jenen sechs lateinischen Komödien oder richtiger gesagt Dramen über, die in der Manier des altrömischen Lustspieldichters Terenz geschrieben sind, um den Nonnen eine erbauliche Lectüre zu verschaffen und ihnen die Lectüre des wirklichen Terenz, der trotz anmuthiger Rede ein gefährlicher Poet, zu ersparen. Doch hören wir die fromme Nonne selbst, die in der Vorrede sich folgendermaßen ausspricht:

„Es giebt viele guten Christen, die, um des Vorzugs einer gebildeteren Sprache willen, den eitlen Schein der heidnischen Bücher dem Nutzen der heiligen Schrift vorziehen, ein Fehler, wovon auch wir uns nicht völlig freisprechen können. Dann giebt es fleißige Bibelleser, welche, obschon sie die übrigen Schriften der Heiden ver

schmähen, dennoch die Dichtungen des Terentius nur allzuhäufig lesen und, bestochen von der Anmuth der Rede, sich durch die Bekanntschaft mit unzüchtigen Gegenständen besudeln.

Dies berücksichtigend habe ich, die helltönende Stimme von Gandersheim, mich nicht geweigert, den vielgelesenen Autor im Ausdrucke nachzuahmen, damit in ebenderselben Weise, womit dort üppiger Frauen schmutzige Laster dargestellt sind, hier die preiswürdige Züchtigkeit gottseliger Jungfrauen nach dem Maße meines geringen Talentes gerühmt werde." Diese Worte deuten wohl schon deutlich an, daß Hroswitha's Dramen nur Lesedramen sein sollten, ähnlich den Dramen eines Seneca und anderer römischer Dichter, denn wenn auch am Hofe des Frankenkönigs Chilperich die Facteurs oder Fatisten Gedichte, die sie Faits nannten, mit Pantomimen und Chorgesängen vortrugen, wenn auch Karl der Große in seinen Capitularien das Auftreten der Schauspieler in priesterlichen oder klösterlichen Gewändern bei Prügelstrafe oder Verbannung verbot, so war doch an eine eigentlich theatralische Aufführung noch keineswegs zu denken.

Aber der Versuch der gelehrten Nonne, deren Zweck bei Abfassung ihrer in Prosa geschriebenen kleinen Dramen ein moralisch-ascetischer, wie er einem Klosterfräulein nahe lag, ist schon deshalb wichtig, weil er einer späteren Zeit indirect den feineren Terenz vor dem derberen Plautus empfahl. Uebrigens will uns scheinen, daß wir der frommen Dichterin schwerlich Unrecht thun, sprechen wir den Verdacht aus, daß sie, die ja selbst bekennt, „den eitlen Schein der heidnischen Bücher dem Nutzen der heiligen Schrift vorgezogen zu haben," die im schlüpfrigen Terenz so belesen und beschlagen war, daß sie ihn, wenigstens der äußeren Form nach, so glücklich imitiren konnte, uns einigermaßen an jene pommersche hochadlige Klosterfrau in Mainz erinnert, die erst spät sich auf den Weg von Babylon nach Jerusalem begab.

Wohl haben wir uns die fromme Dame zu der Zeit, als sie im Interesse ihrer Klosterschwestern unter die Dramatiker ging, nicht mehr als heißblütige Novize zu denken, sondern vielmehr als ernste und gesetzte „Mater Hroswitha" mit einem säuerlich frommen Zuge um den Mund; trotzdem aber — das verrathen ihre Sujets und die Durchführung derselben deutlich genug, war der Kampf zwischen altklassischem Sensualismus und katholischem Spiritualismus, der in einer durch die Dichterwerke des Alterthums gebildeten Nonne nothwendigerweise entbrennen mußte, noch keineswegs ein völlig überwundener Standpunkt. Sei es uns erlaubt, zur Begründung dieser Ansicht wie zur näheren Charakteristik ihres Verfahrens den Inhalt ihrer Dramen kurz anzugeben.

Wir beginnen mit dem Drama Gallicanus, das in zwei Acten uns die Bekehrung des Feldherrn Gallicanus und seinen Märtyrertod unter Julianus Apostata schildert und jedenfalls das unverfänglichste ist.

Doch schon das zweite einactige Stück: Dulcitius, welches uns das Märtyrerthum der heiligen Agape, Chionia und Irene vorführt, bringt uns bedenkliche Scenen. Der Statthalter Dulcitius stattet, von sündlicher Gluth entflammt, Nachts den drei frommen Jungfrauen einen Besuch ab, Böses im Schilde führend.

Doch kaum ist der Lüstling eingedrungen, so verliert er den Verstand und umarmt und küßt statt der schönen Heiligen Töpfe und Pfannen, so daß er einem Mohren gleicht. Ergrimmt darob, befiehlt er seinem Unterbefehlshaber Sisinnius, die Jungfrauen ihrer Ehre zu berauben und zu bestrafen. Doch auch dieser ruchlose Vollstrecker abscheulicher Befehle sieht sich vielfach getäuscht und gebietet endlich, Agape und Chionia zu verbrennen, Irene zu erstechen.

Auch das 3. Stück: Kallimachus, hat nur einen Act. Kallimachus liebt die Drusiana mit sündhafter Gluth, die aus Gram und Abscheu vor einer unzüchtigen Liebe stirbt, aber selbst nach ihrem Tode von ihrem Verehrer noch mehr als billig verehrt wird. Zur Strafe dafür stirbt er in Folge des Bisses einer giftigen Schlange. Allein auf das Gebet des Apostels Johannes werden sowohl Kallimachus als Drusiana vom Tode wieder erweckt, worauf beide bekehrt fortan ein heiliges Leben führen.

Das 4. Stück: Abraham betitelt, erzählt die Bekehrung der Nichte des Einsiedlers Abraham von Chidane. Obschon

diese Jungfrau bereits 20 Jahre als fromme Einsiedlerin ein exemplarisches Leben geführt hatte, hatte der Gottseibeiuns doch noch Macht über sie, denn sie ließ sich von einem verkleideten Mönche verführen, kehrte in die Welt zurück, mit anderen Buhlerinnen immer tiefer und tiefer sinkend, bis Abraham in Gestalt eines Wollüstlings sie besuchte und es ihm gelang, seine Nichte Marie wieder auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

Auch im folgenden Stücke **Paphnutius** wird ein ähnliches Sujet durchgeführt. Der Einsiedler Paphnutius sucht unter dem Aushängeschilde eines lockern Gesellen die Hetäre Thais auf und seiner Eloquenz gelingt es, die arge Sünderin zu solcher Reue zu veranlassen, daß sie sich fünf Jahre lang in eine Zelle einschließt, um ihre Sünden durch Fasten und Beten zu büßen. Am 15. Tage nach ihrer völligen Versöhnung mit Gott entschläft sie selig in Christo.

Das letzte vieractige Stück berichtet uns von drei Schwestern: **Fides, Charitas** und **Spes** (Glaube, Liebe, Hoffnung), Jungfrauen, die von ihrer Mutter Sapientia (Weisheit) ermahnt, in der Christenverfolgung unter Hadrian lieber Alles, selbst den Tod zu dulden, als Christo ungetreu zu werden, den Märtyrertod sterben. Die gottselige Mutter sammelt ihre Gebeine, bestattet sie zur Erde und stirbt auf dem Grabe der frommen Töchter.

Hin und wieder lodert in diesem originellen Drama das Feuer der Sinnlichkeit noch hell auf; mag auch immerhin keines dieser Stücke eines höchst erbaulichen, martyrologischen Schlusses entbehren, müssen wir doch stets der Schiller'schen Xenie gedenken:

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch"

und:

„Willst Du zugleich den Kindern der Welt und den Guten gefallen,
Male die Wollust, jedoch male den Teufel hinzu."

Was die drastisch durchgeführten Bekehrungs- und Verführungsscenen anbetrifft, bei denen nach dem Vorgange eines Terenz Courtisanen und Lüstlinge eine Hauptrolle spielen, so ist sehr die Frage, ob dieselben nicht gefährlicher für die Phantasie der Klosterschwestern waren, als die Dramen des römischen Poeten, zumal die Bösewichter sehr **pastos**, wie die Maler sagen würden, dargestellt sind.

Wie man nun auch über den Kunstwerth dieser klerikalen Poesie urtheilen mag, immerhin lehrt sie uns, daß die altklassische Anschauung schon im frühen Mittelalter bedenklich und bedeutsam in die katholisch-romantische Cultur hereinspielte. Auch liegt es uns nahe, darauf hinzuweisen, wie es jedenfalls keine unbedeutende Bildung der Nonnen voraussetzte, wenn man es für nöthig erachtete, ihnen einen christlichen Terenz in die Hände zu spielen, wenn eine hochgebildete Aebtissin Gerberga, wie Kaiser Otto II. selber das Fräulein von Rossow zu ihren Dichtungen aufforderten.

Merkwürdig kann für uns Deutsche die Begeisterung sein, von der ergriffen Charles Magnin vor 26 Jahren die Schriften Hroswitha's herausgab und übersetzte: Théâtre de Hroswitha, religieuse Allemande du X. siècle, traduit en français avec le texte revu sur le manuscrit de Munich. Paris 1845. Erst später folgte (Altona 1850—53) eine gelungene deutsche Uebersetzung, die wir Bendixen verdanken.

Die Werke der Gandersheimer Nonne wurden zuerst von dem berühmten Humanisten Conrad Celtes 1501, dann von Schurzfleisch 1707 herausgegeben.

Wenn die moderne historisch-philologische Kritik oder richtiger gesagt, Hyperkritik, die geschichtliche Wesenheit und Wirklichkeit Hroswitha's unlängst mit unzureichenden Gründen angezweifelt und das, was sie zum Object culturhistorischen Interesses macht, für das Fabricat des ersten Herausgebers erklärt hat, so ist diese Ansicht, die auch J. Aschbach vertritt, haltlos. Nach ihr sollte Celtes die unklassischen Dichtungen der Hroswitha unterdrückt haben und statt derselben eigene Productionen, wie die seiner Freunde, untergeschoben, um darzulegen, daß in Deutschland bereits seit Jahrhunderten eine klassische Bildung existirt habe.

Vor einigen Jahren hat R. Köpke in seinen „Ottonischen Studien" die Authentie der Dichtungen schlagend nachgewiesen und somit das Verdienst, unserer Culturgeschichte eine höchst originelle Gestalt erhalten zu haben.



Neuestes aus der Ferne.

Waldbrände in Amerika.

Aus Amerika kommen entsetzliche Nachrichten von Verheerungen durch Feuer. Die schaudererregenden Berichte aus Chicago stehen nicht allein und wir lassen einige weitere Nachrichten folgen, die weniger allgemein bekannt geworden sind.

Ueber die Waldbrände an den Ufern des Michigansees und den benachbarten Theilen des canadischen Gebiets liegen nun auch ausführlichere, obgleich wohl nicht durchgängig zuverlässige Nachrichten vor. Aus Detroit vom 11. October wird geschrieben: „Die Nachrichten aus den Counties St. Blair und Huron sind sehr betrübend; die ganze Strecke des Staates östlich von Saginaw-Bai und nordwärts von einem Punkte vierzig Meilen oberhalb Port Huron ist völlig in Feuer aufgegangen. Eine Anzahl von Personen ist umgekommen und es ist zu fürchten, daß wir das Schlimmste noch nicht gehört haben. Die blühenden Dörfer Forestville, White Rock, Elm Creek, Sandbeach und Huron City sind ganz vom Feuer zerstört. In allen diesen Orten waren große Lager von Wintervorräthen, bedeutende Sägemühlen und Holzstapel, welche alle vom Feuer weggefegt wurden. Ein Dampfer, welcher Port Huron gestern verließ, um Hülfe zu bringen, kam heute Abend zurück mit etwa vierzig Männern, Weibern und Kindern; fünf davon hatten schwere Brandwunden. Fünf Kinder sind in der Nähe von Rock Falls verbrannt. Alle Telegraphenanstalten längs des Ufers sind zerstört. Der leichte Regen vorgestern wird, wie man hofft, dem Feuer Einhalt gethan haben und das Schlimmste vorüber sein. Es ist kaum ein County im Staate Michigan, welches nicht mehr oder minder gelitten hätte, und der Verlust wird sich auf viele Hunderttausend Dollars belaufen. Der Schaden in den Wäldern ist ungeheuer. Saginaw City entging der Zerstörung nur durch die Energie der Einwohner, welche das Feuer abwandte. Die Stadt Bridgefort ward nur gerettet durch einen Regenschauer. Zu Holland am Ostufer des Sees, haben die Flammen Alles reingefegt, es ist kaum ein Gebäude übrig geblieben. Verschiedene Personen kamen dabei ums Leben." Eine Depesche aus Detroit vom 12. October sagt: „Der größte Theil der Stadt Manistee in Michigan ist vom Feuer zerstört. Manistee an der Ostküste des Michigansees mit 4000 Einwohnern ist einer der größten Holzbereitungsplätze im Staate. Der Dampfer ‚Fessenden' kam diesen Morgen nach Port Hudson mit siebzehn Flüchtlingen von Lake Shore, zwei davon waren schwer verbrannt." Aus Kincardine, Ontario, vom 12. October wird gemeldet: „Ein Boot mit zwei Männern, einer Frau, neun Kindern und der Leiche eines Kindes, welches unterwegs vor Erschöpfung gestorben war, kam gestern hier von Sandbeach, Michigan, an. Sie waren am Montage vor dem Feuer, welches in der Gegend wüthete, geflohen. Starker Wind und dichter Rauch verhinderten sie, ein näheres Ufer zu erreichen; sie waren während der

ganzen Zeit ohne Nahrung gewesen. Sie kamen völlig durchnäßt und erschöpft an. In Pishtego, Wisconsin, sollen am Abend des 11. October bereits 325 Leichen begraben worden seien, und viele Personen wurden noch vermißt; zu Little-Sturgeon-Bai verbrannten fünfundsiebzig Personen. Aus Chicago vom 12. October kam die folgende Depesche: „Es sind hier Nachrichten angekommen, daß in der Stadt Manistee, Michigan, um zehn Uhr Abends am Sonntage ein Brand ausbrach und bis fünf Uhr am Montag Morgen wüthete. Er zerstörte zweihundert Gebäude, sechs große Mühlen und ein Fahrzeug in dem Dock. Hundertundfünfzig Menschen kamen um in einer großen Scheune, wohin sie sich geflüchtet hatten. Hunderte von Personen wurden vom Feuer in den Fluß getrieben, wo verschiedene umkamen. Depeschen aus Green-Bay besagen, daß am Sonntag ein Feuer in der belgischen Niederlassung Brüssel, in Door County, Wisconsin, ausbrach und hundertundsiebzig Häuser vernichtete. Außer neunundfünfzig Personen werden die übrigen Einwohner vermißt. Die Einwohner verloren Alles. Es sind Maßregeln getroffen, um ihnen von Duluth und anderen Plätzen aus zu Hülfe zu kommen, aber bis die Hülfe sie erreicht, werden sie schwere Leiden erdulden. In Canada steht die Stadt Windsor, Ontario, in Flammen. Feuer in den Wäldern. Endlich wird aus Detroit, Michigan, vom 12. October telegraphirt: „Heute Morgen wurde das Brandsignal in Windsor, gegenüber Detroit, gegeben. In wenigen Minuten verbreiteten sich die Flammen in jeder Richtung und verzehrten den größten Theil der Stadt. Es war kein Wind, sonst wäre die ganze Stadt niedergebrannt. Ein Mann wurde bei dem Versuche, Feuer anzulegen, ertappt und verhaftet. Das Postamt, das Telegraphenamt, die Great-Western-Eisenbahnstation und viele andere Gebäude sind zerstört." Aus Toronto meldet man, daß verderbliche Waldbrände fortfahren, in den Wäldern des westlichen Ontario zu wüthen.

Zur Nordpolar-Expedition.

Der eine der beiden Theilnehmer an der Nordpolar-Expedition der Yacht „Eisbär," Oberlieutenant Payer, hält die Ansicht, daß die Entdeckung eines bisher unbekannten Polarmeers gemacht sei — während man von anderer Seite dieses „Meer" für eine zufällige Oeffnung im Eise erklärt — aufrecht.

Die Vorexpedition zur Untersuchung des Meeres zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlä, schreibt er, welcher im nächsten Jahre eine größere Unternehmung folgen soll, hat einen alle Berechnungen verlassenden, unerwarteten Ausgang genommen. Es tritt die Entdeckung eines ausgedehnten offenen Polarmeeres an die Stelle eines für völlig unschiffbar gehaltenen Gebietes, in welchem die Russen, die Schweden und auch die deutsche Expdition von 1868 sich vergeblich bestrebten, auch nur in den südlichsten Theil desselben einzudringen, als ein Resultat auf, welches geeignet ist, der gesammte Polarfrage eine andere Wendung zu geben und eine neue, vielversprechende Basis zur Erreichung des Poles zu schaffen.

Während bedeutende Autoritäten sich bis auf unsere Tage entschieden gegen jede Route im Osten Spitzbergens erklärten, die vielen Expeditionen der Russen in unserem Jahrhunderte auch nicht einmal im Stande waren, den Norden Nowaja Semlä's zu umschiffen und die Fahrt des Norwegers Johannesen im vergangenen Jahre, dicht an der Küste dieser Doppelinsel aus dem Karischen Meere in die Barents-See, als ein außerordentliches und von vielen Seiten selbst bezweifeltes Ereigniß betrachtet wurde, haben unsere Erfahrungen die Existenz eines ausgedehnten, offenen Meeres im Norden Nowaja Semläs nachgewiesen. Da aber auch das Karische Meer von den Schiffern Simonsen, Mattiesen 2c. dieses Jahr wie auch früher als fast völlig eisfrei beobachtet wurde und nachdem es dem Ersteren selbst in der Nähe der Weißen Insel nicht gelang, das den Fang der Walrosse bedingende Eis zu entdecken, so ist der Zusammenhang des offenen Nowaja-Semlä-Meeres mit der Polynia im Norden Sibiriens im Herbst so gut wie nachgewiesen. Damit verschwindet aber ein ungeheures Eisterritorium von unseren Karten. Man wird nicht verfehlen, das Jahr 1871 als ein für die Eisschiffart ungewöhnlich günstiges darzustellen, gleichwie man ebenso oft ohne Recht und Beweis von „ungewöhnlich ungüstigen" Jahren gesprochen hat. Allein in ganz Norwegen herrscht unter den Walroßjägern und Fi-

schern nur eine Stimme, welche den verflossenen Sommer zu den allerschlechtesten zählt, die man seit langer Zeit erlebt habe. Ist es ja doch selbst dem deutschen Expeditionsschiffe „Germania" nicht gelungen, auch nur in das Karische Meer einzudringen.

Wie lassen sich nun diese so ganz und gar von dem Bisherigen abweichenden Ergebnisse der eben vollführten Palarfahrt erklären? Wir sind von der Anmaßung, zu glauben, daß wir energischer und entschlossener verfahren seien, denn Andere vor uns, ebenso entfernt, als wir selbst nicht daran denken, unsere kleine Unternehmung als eine eigentliche Expedition auf gleiche Stufe mit vorangegangenen stellen zu wollen. Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt einfach darin, daß fast alle Expeditionen dieses Meeresgebiet zu früh betreten und zu früh verlassen haben, denn die Periode der günstigsten Schiffahrt in demselben fällt erst in den Herbst. Auch haben sich alle diese Expeditionen entweder den Küsten Nowaja Semlä's oder Spitzbergens zu nahe gehalten, während, wie es den Anschein hat, der 40. bis 42. Längengrad die geeignetste Stelle des Nowaja-Semlä-Meeres ist, um nach Norden vorzudringen. Wir haben hier ohne Mühe fast den 79. Grad nördlicher Breite erreicht, und kein anderes Hinderniß als Proviantmangel hat unserem weiteren Vordringen nach Norden Einhalt gethan.

Als wahrscheinlichste Ursache dieser im Herbste im Nowaja-Semlä-Meere so außerordentlich günstigen Eisverhältnisse, welche sich mit jenen an der grönländischen Küste durchaus nicht vergleichen lassen, tritt der Golfstrom auf. Vor der Zusammenstellung und Vergleichung aller der gemachten Beobachtungen unter einander läßt sich dies allerdings nicht mit Bestimmtheit aussprechen, sondern nur als wahrscheinlich annehmen. Für unsere Ansicht jedoch sprechen namentlich die um 3 bis 5 Grad C. jene der Luft übertreffende Temperatur des Wassers in diesen hohen Breiten (im September), die Häufigkeit von Nebel, von Gewitterböen, das Auftreten eines den Passaten eigenthümlichen Himmels, die constatirte Strömung nach Nordosten an der Küste von Nowaja Semlä, die ultramarinblaue, den Golfstrom charakterisirende Wasserfarbe, der außerordentliche Reichthum des Wassers an niederen Thieren 2c. Anfangs Herbst scheint es demnach, daß der Golfstrom die Küste Nowaja Semlä's verläßt und westlicher auftritt, oder aber daß er sich dann über ein größeres Gebiet ausbreitet. Diese Schicht warmen Wassers ist ungleich tief und nimmt nach Nord an Mächtigkeit ab.

In materieller Hinsicht tritt der enorme Reichthum des bisher gänzlich unbetretenen Nowaja-Semlä-Meeres an Walfischen hervor.

Die während der Fahrt ausgeführten wissenschaftlichen Arbeiten bestehen in einer continuirlichen Reihe von Beobachtungen über die Temperatur und Dichtigkeit des Wassers an der Oberfläche und in verschiedenen Tiefen, regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen, Wahrnehmungen über das Vorkommen von Bänken, Treibholz, Strömungen, in einer doppelten, theilweise dreifachen Reihe von Tiefseelothungen, in der Sammlung von Grundproben, Declinationsbestimmungen, Aufnahmen, geologischen Untersuchungen, Gesteins- und Pflanzensammlungen.

Die Eisenbahn durch die Kohlen- und Eisenregion Virginiens.

Mehr als zwei Jahre wurden mit der Untersuchung des uncultivirten Landes zwischen White-Sulphur-Springs und den Wasserfällen des Kanawha verbracht. Das Resultat ist, daß sich eine geeignete Straße vorfindet, welche durch die Gebirge sich bequemer hindurchzieht als irgend eine andere der großen Ost- und Westlinien, welche den Atlantischen Ocean mit dem Westen verbinden. Die Erie-Bahn hat Steigungen von 84 und die Pensylvania-Eisenbahn von 95 Fuß auf die Meile, die New-York-Central-Bahn hat zwar im Ganzen nur geringe Steigungen, jedoch auf einige Stunden ebenfalls bis zu 95 Fuß auf die Meile; die Baltimore- und Ohio-Bahn steigt bis zu 116 Fuß auf die Meile. Die Chesapeake- und Ohio-Bahn hat keine Steigungen über 30 Fuß zu überwinden und westlich von Howards-Creek hat sie keine über 20 Fuß auf die Meile. Sie wird die geringsten Steigungen von allen den östlichen und westlichen Linien besitzen. Auch der Umstand, daß sie an einem Punkt bei Huntington den Ohio so nahe berührt, daß sie stets den Dampfbooten zugänglich ist,

und für den Süden die kürzeste Verbindung mit dem Atlantischen Ocean herstellt, muß diese Bahn zu einer großen und für das Land wichtigen Unternehmung machen, selbst wenn sie nicht durch eine Gegend hindurchginge, welche beispiellose Reichthümer an Kohlen, Eisen und Bauholz aufzuweisen hat und bisher vom Markt ausgeschlossen und für Kapital und Industrie ganz unzugänglich war. Der New-River und der Greenbrier haben im Laufe der Jahrhunderte die Masse von Hügeln und Gebirgen durchbrochen, welche zwischen den Wasserfällen von Kanawha und White-Sulphur-Springs liegen. Die Felsen liegen auf ihren Lagerstätten so wie sie hingelegt worden sind und der Fluß scheint sich von den Spitzen der Gebirge bis zum Saume des jetzigen Niveau Bahn gebrochen zu haben. Mit leichter Mühe konnten die Ingenieure der Chesapeake- und Ohio-Bahn den Lauf des New-River für ihre Linie auswählen. Die Natur hat hier im Laufe von vielleicht Millionen Jahren für sie ein Werk der Aushöhlung verrichtet, welches ihnen die Mittel gab, eine so ebene Straße anzulegen, daß sich für Reisen und Transporte kein Hinderniß darbietet. Sie hatten blos dafür zu sorgen, daß die Straße über dem Niveau des hohen Wasserstromes dahinführt; da der Fluß zuweilen 40 bis 50 Fuß steigt, ist die Straße hoch über den niedrigen Wasserstand gelegt worden, der in trockenen Jahreszeiten vorhanden ist. Bei zwei großen Biegungen, welche der New-River macht, werden Tunnels gebaut. Einer von diesen, 6400 Fuß lang, wird nächst dem Hoosac-Tunnel der größte in den Vereinigten Staaten sein. Er erspart beinahe fünf Meilen von schwierigen Eisenbahnbauten. Bei diesen Tunnelbauten sind an verschiedenen Punkten große Trupps Arbeiter beschäftigt und auf der ganzen Linie schreiten die Arbeiten rüstig vorwärts. Mit Ausnahme einiger leicht zu bauender Meilen, welche so schnell vollendet werden können, daß es nicht nothwendig war, dieselben in Accord bis zum nächsten Frühjahr zu geben, sind wegen des Baues der ganzen Linie von dem New-River bis Greenbrier Contracte abgeschlossen, und überall sind die Arbeiter der Entrepreneure fleißig bei ihrem Werk. Ein großer Theil des Obertunnels ist bereits vollendet und Alles ist so eingerichtet, daß die ganze Linie gleichzeitig mit dem Tunnel bei Great-Bend vollendet sein wird. Wie der Bau jetzt vorschreitet, ist kein Grund zu zweifeln, daß die Bahn im oder vor dem nächsten October eröffnet werden kann, bis zu welchem Termin auch die Ingenieure die Vollendung erwarten. Obgleich noch ein schweres Stück Arbeit zu überwinden ist, so scheint doch in der That das Schlimmste bereits vollbracht und der Ueberrest ist weder so schwierig, noch auch wahrscheinlich so kostspielig und zeitraubend. Die Pfeiler der Brücke über den New-River, bei Millers-Ferry, der längsten Brücke der Bahn, sind z. B. vollendet und ein Brückenbogen wird diesen Herbst fertig. Diese Brücke wird 670 Fuß lang und der erwähnte Bogen hat eine Spannung von 250 Fuß. Der New-River ist nur an wenigen Stellen zu überbrücken — dem Vernehmen nach ist nur noch eine einzige Brücke außerdem herzustellen — und auf 110 Meilen Länge giebt es keine Brückenbauten. Wie verlautet, hat man eventuell in Absicht, alle Brückenbauten durch Mauerwerk und Erdaufwürfe zu ersetzen. Jede Brücke ist, sobald man den Ohio-Fluß verläßt, für zwei Geleise berechnet, und wie man sagt, ist dasselbe auch bei sämmtlichen Tunnels auf der ganzen Linie, mit Ausnahme zweier, der Fall. Auf dem unvollendeten Theil der Bahn sind jetzt nahe an 5000 Menschen mit den Bauarbeiten beschäftigt.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 88 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 184.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1872.



Die Familie Lester.

Von

F. Junghans.

Die Abendsonne lag golden auf den Wipfeln der prächtigen Bäume, welche eine anmuthige Villa in der Nähe von New-York umstanden, und warf ihre zitternden Lichter über den ausgedehnten, kurzgeschorenen Rasenplatz vor dem Hause mit seinen Inseln von prachtvollen Zierpflanzen. Rings um das Gebäude lief eine Veranda, von dichtem Grün umsponnen, die hierher führenden Glasthüren der Zimmer waren weit offen, Divans und bequeme Sessel standen draußen, und auf diesem Lieblingsplatze der Familie saß auch jetzt der Hausherr, ein schöner, stattlicher Mann in den besten Jahren, in eine große Zeitung vertieft. Die Dame neben ihm las gleichfalls, aber weniger eifrig als ihr Gemahl; sie schaute oft nach ihm hin, als erspähe sie eine Gelegenheit, ihn zu unterbrechen. Er hatte jetzt die politischen Nachrichten und die Coursberichte beendet und ergriff das Anzeigeblatt; seine rücksichtsvolle Gattin hielt dafür, daß ihre Zeit gekommen sei. „Frank," sagte sie.

„Mein Kind?" und er legte sofort die Zeitung hin und sah aufmerksam zu ihr hinüber.

„Ich möchte mit dir reden, Frank — dich um etwas bitten," sagte sie entschlossen.

„Ich stehe ganz zu Diensten, meine Liebe."

„Es handelt sich um eine Verpflichtung, welche ich eingegangen habe, und der ich nicht im Stande bin, nachzukommen."

„Also Geld — du brauchst Geld, Sarah?"

Sie lächelte. „Welchen Scharfsinn im Errathen meiner möglichen Verpflichtungen du entwickelst! Ja, ich brauche allerdings

etwas Geld. Die Sache ist folgende: ich hatte unserm Sohne Albert, wenn er in diesem Semester seinen Studien in der Mathematik fleißiger obliegen würde als bisher, ein Pferd versprochen. Nun hat er sich, obwohl er, wie du weißt, die Mathematik durchaus nicht liebt, mit besonderm Eifer daran gehalten und weit über den Punkt hinaus gearbeitet, den ich ihm als Ziel gesteckt hatte. Die Zeit ist um, seine Ferien haben begonnen; er erwartet mit Recht, daß ich mein Versprechen einlösen werde und hat die Augen auf einen Pony geworfen, welchen Quarry, der Händler, jetzt anbietet. Der Mann versichert, lange kein solches Thier unter Händen gehabt zu haben; unglücklicherweise aber lassen mich gerade jetzt meine Finanzen im Stich — du weißt, die Rente von meiner Farm ist ausgeblieben, dank der Ueberschwemmungen im Frühjahr."

„Aber, liebes Kind, die Summe, welche du gebrauchst, übersteigt jedenfalls auch meine augenblicklich flüssigen Mittel — muß es denn gerade jetzt sein?"

„Du hast doch nichts dagegen, daß Albert reitet?" fragte die kluge Frau, anstatt zu antworten.

„Im Gegentheil, ich wünsche es. Wieviel brauchst du, Sarah?"

Sie nannte den Kaufpreis des Ponys.

„Nun, das ist eine anständige Forderung, und, wie ich dachte, weit mehr, als ich innerhalb der nächsten vierzehn Tage mit Bequemlichkeit aus der Casse nehmen kann. Es ist gerade jetzt so mancherlei fällig."

Frau Lester warf die Lippen ein wenig auf. „In vierzehn Tagen werde ich allenfalls selber Geld haben, — so lange behält Quarry das Thier nicht. Es ist recht ärgerlich — ich habe mich so über Albert gefreut, er hat wirklich Charakter gezeigt in seiner Ueberwindung aller Schwierigkeiten — und dafür soll ich ihn nun jetzt die Erfahrung machen lassen, daß seine Mutter ausspricht, was sie nicht zu halten vermag. Weißt du gar keinen Rath, Frank?"

Als guter Ehemann dachte er einige Augenblicke nach. „Schreib' eine Geschichte für den Morning Chronicle," sagte er dann; „das kannst du so gut wie hundert andere Frauen, welche heutzutage in Literatur machen, Smith bezahlt rasch und nicht schlecht. In ein paar Tagen bringst du das fertig."

„Eine Geschichte," sagte sie gedehnt — „ich habe keine Uebung darin. Worüber in aller Welt sollte ich schreiben?"

„Nun, über deine erste Liebe zum Beispiel," meinte Frank gleichmüthig. Er hatte seine Zeitung wieder aufgenommen, schaute aber über dieselbe nach seiner hübschen Frau hin.

Frau Lester erwiederte nichts; sie lehnte sich in ihren Strohsessel zurück und blickte nachdenklich in den glänzenden Abendhimmel. Nach einer Viertelstunde etwa legte ihr Gemahl seine Zeitung hin und stand auf. „Nun, bist du mit deiner Novelle im Reinen, mein Kind? Ist der Entwurf gemacht?" fragte er die Dame, indem er sich niederbeugte und ihr einen etwas geschäftsmäßigen Kuß applicirte.

„Wie, Frank, fährst du noch in die Stadt?" meinte sie dagegen.

„Wenn du erlaubst, ja. Ich habe Jerold versprochen, in den Club zu kommen, da über die Aufnahme seines Bruders abgestimmt wird. Es kann ziemlich spät werden, bis ich zurückkehre, warte also nicht auf mich."

Er ging, seine Gattin sah ihm nach; mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Interesse und fast unfreiwilligem Wohlgefallen ruhten ihre Augen auf der prächtigen Gestalt ihres Gatten, welcher den feingeformten Kopf mit dem dunkeln, leichtgekrausten Haar so frei und stolz auf seinen breiten Schultern trug. Siebzehn Jahre war sie schon verheirathet, aber Sarah Lester war eine nachdenkliche Frau; sie pflegte zu sagen: „Ich gewöhne mich nie an etwas," und nicht mit Unrecht, denn noch jetzt blickte sie, die Deutsche, zuweilen mit einem Gefühl, das der Verwunderung glich, auf ihren amerikanischen Gemahl und die Schaar junger Bürger und Bürgerinnen des Staates New-York, welche in Gestalt ihrer Söhne und Töchter um sie her aufwuchsen. Etwas davon lag auch in dem langen Blick, welchen sie dem rasch Davoneilenden nachschickte.

Frank Lester war der Chef einer angesehenen Firma der großen Handelsstadt und lebte mit seiner Familie in dem behaglichen Comfort, welchen ihm seine Vermögensumstände erlaubten. Die Regierung des Hauses überließ er seiner Gattin; er setzte ein so vollständiges Vertrauen in ihr Urtheil und ihre Energie, daß sie auch bei der Er-

ziehung der Kinder durchaus freie Hand hatte. Das Haupt der Familie wurde von Geschäftssorgen oder von den Erholungen, welche ihm seine angestrengte Thätigkeit nothwendig machte, fast ganz in Anspruch genommen.

In Folge des oben angeführten Gesprächs der Gatten brachte Frau Lester einige Tage lang die Morgenstunden auf ihrem Zimmer zu, und die älteste Tochter, Ellen, erhielt die Weisung, ihre Mama so lange zu vertreten und dafür zu sorgen, daß dieselbe nicht gestört werde. Auch die Unterrichtsstunden der jüngern Kinder, welche die Mutter selbst in Händen hatte, fielen so lange der Aeltesten zu; sie begab sich mit einem heiligen Eifer besonders an diese letztere Aufgabe, um sehr bald einzusehen, daß sie denselben auch im allerweitesten Umfang nöthig haben werde und dazu ein Maß von Geduld, von welchem ihr bisher jede Ahnung gefehlt hatte. Die Flatterhaftigkeit und Unaufmerksamkeit der zehn- und elfjährigen Rosa und Mary erwiesen sich als wahrhaft erstaunlich; Lizzie, von acht Jahren, erklärte ihre Unfähigkeit zu begreifen weinend aus der mangelhaften Methode der Schwester und der kleine Kurt meinte gemüthlich: „Du machst ein so ernsthaftes Gesicht, Nelli; nicht wahr, das soll aussehen, als wärest du die Mama? — Aber du bist es doch nicht," schloß er mit anerkennenswerther logischer Schärfe seine Kritik der Thatsachen.

Mit großer Erleichterung legte daher schön Ellen nach wenigen Tagen die Zügel wieder in die sanften aber kräftigen Hände der Mutter; bald darauf brachte der schwarze Postbote einen ansehnlichen Brief aus der Stadt, welchen Frau Lester mit einiger Hast öffnete, und wieder dauerte es nicht lange, und mit strahlendem Gesicht führte Albert, der älteste Sohn des Hauses, ein schlanker, dunkeläugiger Bursch von fünfzehn Jahren, einen prächtigen Pony in den Stall neben des Vaters schönen Rappen und sprang dann mit gewaltigen Sätzen die teppichbelegten Treppen hinauf nach dem Zimmer seiner Mutter, um sie zum wer weiß wie vielten Male zu umarmen und zu küssen.

Lester erfuhr nichts von diesen kleinen Ausnahmevorgängen im Hause: das Gespräch mit seiner Frau hatte er vergessen und dachte nicht eher wieder daran, als bis ihm von seinem Sohne der neue Hausgenosse, das Rößlein Abdul, vorgeführt wurde. Da sah er lächelnd zu seiner Gattin hinüber. „Geschrieben?" fragte er lakonisch. Sie nickte. „Du hast doch deiner Mutter gedankt, mein Junge?"

„Das sollt' ich meinen, Papa," entgegnete der Knabe und sah mit einem Blicke innigsten Verständnisses zu ihr hinüber.

„Nun, so sattle das Ding, wir wollen es probiren, und sage Joe, daß er meinen Rappen bringe."

Nach wenigen Minuten waren Vater und Sohn zu Pferde und sprengten ritterlich grüßend an der Mutter und den Schwestern vorüber, und Mrs. Lester sah ihnen mit gedankenvollem Lächeln nach.

* * *

In dem Lesezimmer seines Clubs saß Lester wenige Tage später an dem großen, mit Büchern und Zeitschriften bedeckten Tische und blätterte in einer Broschüre, welche die politische Gegenpartei seiner Freunde veröffentlicht hatte. Mehrere Clubmitglieder waren zugegen; in einiger Entfernung von den Herren hatte sich ein Fremder in eines der erhöht stehenden Sophas vergraben, augenscheinlich ganz in sein Heft vertieft, das die blaue Uniform der Club-Lectüre trug. Sein Hiersein war nicht auffallend, da die Herren vom Club das Recht hatten, ihnen nahe stehende Personen unter gewissen Bedingungen einzuführen.

„Was wünschen Sie, Jerold?" fragte Lester, als ein langer kurzsichtiger Amerikaner sich ganz nahe über den Tisch beugte und suchend in den dort liegenden Heften blätterte.

„Den Morning Chronicle. In den letzten Nummern ist ein Stück Literatur erschienen, eine Novelle, glaube ich, welche das lebhafteste Entzücken meiner Frau erregt hat. Die Blätter sind uns abhanden gekommen; ich habe Marien versprochen, sie hier aufzutreiben und zu lesen, denn sie will mich, was die belles lettres betrifft, nicht ganz verwildern lassen."

„Sie meinen wahrscheinlich jene skizzenhafte Erzählung „Jugendliebe," welche ziemlich viel Aufsehen erregt hat," mischte sich hier ein Dritter mit sachverständiger Miene ins Gespräch. Mein Freund Smith von der Redaction des Chronicle erzählte mir,

daß sich einige Verleger sofort an ihn gewendet haben, um sich den Verfasser womöglich zu kaufen; es ist aber ein Anonymus, dessen Geheimniß die Redaction zu wahren versprochen hat."

„Da wird man ja neugierig," meinte Lester und streckte die Hand nach einem Stoße von Blättern aus, die er zu sich zog, ohne jedoch seine bequeme Lage in einem Schaukelstuhle zu verändern. „In einer der letzten Nummern sagten Sie, Jerold?"

„Die Skizze geht durch die Nummern zwölf, dreizehn und vierzehn," bemerkte ein ernst aussehender alter Herr, welcher etwas abseits von den übrigen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift gelesen hatte.

Ueberrascht sahen Lester, Jerold und der Freund des Redacteurs auf ihren bisher schweigsamen Gesellschafter.

„Wie, auch Sie, Herr Doctor, würdigen solche ephemere Erscheinungen der Tagesliteratur Ihrer Aufmerksamkeit?" fragte Lester verbindlich.

„Nun, ich muß mich deswegen gewissermaßen entschuldigen, da mich das Vertrauen meiner Mitbürger auf einen Posten gerufen hat, welcher mir allerdings wenig Zeit für dergleichen lassen sollte und auch wirklich läßt," entgegnete der alte Herr mit einem liebenswürdigen Lächeln. Er war der Director der chemischen Laboratorien und der Sternwarte, ein viel beschäftigter Gelehrter, dessen allerdings seltene Besuche im Lesezimmer sich der Club zur Ehre anzurechnen pflegte. Er fuhr jetzt freundlich fort: „Die Blätter, welche jene Erzählung enthalten, sind mir zufällig in die Hände gerathen. Ich wurde sogleich gefesselt durch die Anmuth jener soi-disant Selbstbekenntnisse; meines Dafürhaltens sind sie ausgezeichnet, nicht gerade durch schriftstellerische Routine — die, im Gegentheil, fehlt, fast möcht' ich sagen, zum Vortheil des Ganzen — sondern durch die seltene Liebenswürdigkeit der Persönlichkeit, mag es eine fingirte oder wirkliche sein, deren Bekanntschaft zu machen uns darin vergönnt wird."

Die Herren hatten mit ehrerbietigem Schweigen dieser kurzen Kritik zugehört; der Freund des Redacteurs ließ jetzt ein beifälliges Räuspern vernehmen; Jerold fing das wegen seiner Kurzsichtigkeit für ihn sehr mühevolle und für die Zuschauer beängstigende Suchen wieder an und Lester hatte seine Broschüre fallen lassen und sah nachdenklich vor sich hin, als sich der Fremde am andern Ende des Zimmers erhob und mit einem Hefte in der Hand auf Jerold zukam.

„Entschuldigen Sie, mein Herr; ist dies die Zeitschrift, welche Sie suchen?"

„Der Chronicle, die Nummern zwölf, dreizehn, vierzehn! wahrhaftig, da sind sie. Ich danke Ihnen, mein Herr. Aber sind Sie damit fertig? Ich kann warten."

Der Fremde antwortete in etwas accentuirtem Englisch, überließ die Blätter, welche er allerdings schon stundenlang in Händen gehabt hatte, aufs höflichste dem literaturbeflissenen Clubmitglied und zog sich auf seinen Platz zurück.

Jerold fing an zu lesen, ohne zu bemerken, wie Lester ihn mit einer gewissen Unruhe beobachtete. Auf seinem langen feierlichen Yankeegesicht war übrigens von irgend einem Eindruck, den er etwa empfing, durchaus nichts zu entdecken: in sehr kurzer Zeit hatte er seine Pflicht als gehorsamer Gatte erfüllt und die „Jugendliebe" von Anfang bis zu Ende zu sich genommen; mit einem langsamen very good legte er die Blätter auf den Tisch und griff zu einer Zeitung.

Nach einiger Zeit streckte Lester mit der gleichgültigsten Miene die Hand nach dem blauen Hefte aus. Er las und las, und seine Stirn beschattete sich immer mehr; einmal schloß er mit einer zuckenden Bewegung die Hand so fest um das Blatt, welches er hielt, als wollte er dasselbe zerdrücken. Mit einem raschen Blicke auf die Umhersitzenden überzeugte er sich sogleich, daß ihn Niemand beobachtete, und fuhr dann fort zu lesen oder vielmehr mit festgeschlossenen Lippen und zusammengezogenen Brauen auf die Worte vor ihm zu starren. Was mochte ihn so ergreifen in jener zarten, geistreich gehaltenen Skizze, über welcher der Ernst einer schmerzlichen Erfahrung nur wie ein leichter Schleier lag, welche es durchaus nicht auf romanhafte Spannung abgesehen hatte?

Man ging und kam in dem Lesezimmer, während Lester, ganz gegen seine Gewohnheit, noch immer unbeweglich auf seinem Platze verharrte. Er hatte dabei Gelegenheit, weitere Bemerkungen über jenes neueste Feuilleton der angesehenen Zeitschrift

zu hören. Ein junger Advocat meinte lächelnd, indem er das Blatt hinlegte:

„Sie hat also doch noch schließlich geheirathet, unser schönes Beichtkind! Ich muß gestehen, der prosaische Ehemann zu guter letzt, quasi als Vollstrecker der poetischen Gerechtigkeit nach einer unglücklichen Jugendliebe — das ist eine Rolle, um welche ich meinerseits den Betreffenden nicht beneide."

„Sie halten diese Geschichte für wahr, mein Bester?" meinte ein anderes Clubmitglied, indem es sein Lorgnon zurückschob und den Sprecher über eine ungeheure Zeitung hinweg mit verweisender Miene ansah.

„Nun, warum nicht? Kann dergleichen nicht alle Tage passiren, besonders in Deutschland?"

„Bah, jedes Wort davon ist erdichtet! Die Unwahrscheinlichkeit guckt aus allen Ecken des abenteuerlichen Machwerks hervor! Das hat noch nicht einmal eine Frau geschrieben, sondern einer von unsern neuesten, deutschtollen Literaten."

„Meinen Sie?" sagte der junge Mann, dem die Sicherheit des trockenen Recensenten imponirte. „Das wäre schade; ich hatte mir die Heldin-Verfasserin so reizend gedacht."

Das Zimmer war nach und nach leer geworden, der Fremde aber saß noch immer auf seinem Sopha, mit dem Rücken gegen den Tisch, von welchem sich Lester und Jerold, die letzten aus der Gesellschaft, soeben erhoben. „Was haben Sie eigentlich vor, Lester?" fragte der Letztere jetzt, indem er seinen Rock zuknöpfte, ziemlich kaltblütig. „Aerger im Geschäft gehabt? he? Ging mir auch heute so; ich werde den Buchhalter zum Teufel jagen müssen."

Lester schüttelte mit dem Kopf; er sah aufgeregt aus und war offenbar nicht in der Stimmung, seine Worte zu wägen. „Halten Sie jene heute so viel besprochene Geschichte des Chronicle für ein wirkliches Erlebniß oder nicht?" fragte er, indem er das Blatt aufnahm und schüttelte, als wollte er einen persönlichen Groll daran auslassen.

Jerold sah ihn verwundert an: „Mir schien sie mit vieler Wahrheit geschrieben," entgegnete er; „aber was kann Sie das kümmern, Lester?"

„Was es mich kümmert? Darüber werden Sie zu urtheilen vermögen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Frau die Verfasserin des interessanten Feuilletons ist," sagte Lester heftig, aber mit unterdrückter Stimme.

„Mrs. Lester! unmöglich!"

Lester hielt es für überflüssig, seine Aussage ferner zu bekräftigen und blickte düster vor sich hin.

In diesem Augenblicke machte der Fremde im Hintergrunde des Zimmers eine Bewegung, welche ihn in den Stand setzte, die Gesichter der beiden Herren zu sehen; Lester bemerkte es nicht, aber Jerold warf einen flüchtigen Blick nach ihm hinüber und sagte dann:

„Kommen Sie mit, Freund. Ich würde an Ihrer Stelle Niemand weiter Mittheilung von der eben erwähnten Thatsache machen; ich sehe nicht ein, was sie die Leute im allgemeinen angeht."

Die beiden Herren verließen das Zimmer. Sowie sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, sprang der Fremde auf, ergriff seinen Hut und stellte sich in die Nähe des bis auf den Boden reichenden Fensters, wo er sehen konnte, welche Richtung sie einschlagen würden. Nach wenigen Minuten trat auch er aus dem Hause und folgte den Freunden in einiger Entfernung. Sie trennten sich nach kurzer Zeit, worauf Lester einen daherrasselnden Omnibus anrief, ihn aufzunehmen. Der dadurch entstehende Aufenthalt hatte dem Andern Zeit gegeben, ebenfalls heranzukommen; er erreichte den Omnibus noch und erkletterte das Dach desselben, während Lester im Innern Platz genommen hatte.

Der Kaufmann fuhr bis zu der nächsten Station der Vorstadtbahn; der Abgang des Zuges erfolgte nicht gleich und er schritt eine Weile in der Halle auf und ab, welche den wartenden Passagieren zum Aufenthalt diente. Nachdenklich, die Hände auf dem Rücken, die Augen zu Boden gesenkt, hatte er wenig Acht auf das, was um ihn vorging, und fuhr zusammen, als er sich plötzlich mit jovialer Stimme anreden hörte. Der weißhaarige Herr, welcher sich zu ihm gesellte und mit großer Gründlichkeit seine Ansichten über das Wetter darzulegen begann, war ein alter Bekannter; mit ihm verplauderte Lester noch einige Minuten, bis das Signal zur Abfahrt ertönte.

Der Fremde hatte während dieser Zeit,

an einen Pfeiler der Halle gelehnt, seinen Mann beobachtet; er athmete auf, sobald derselbe davongefahren war, und trat nun sofort auf den Alten zu, welcher, beide Hände in den Taschen seiner Beinkleider, dem Zuge gemächlich nachsah.

„Ah, Doctor Schwarz!“ rief derselbe jetzt. „Wie lange haben Sie mich nicht besucht! Waren Sie immer gesund? Sie sehen etwas angegriffen aus; Sie überarbeiten sich doch nicht etwa?“

Samuel Blackmore hatte sich noch in rüstigen Jahren von den Geschäften zurückgezogen und lebte seitdem nur seinen Sammler-Liebhabereien. Er besaß die Gewohnheit, für die Gesundheit aller seiner Bekannten, denen Geschmack oder Verhältnisse ein ähnliches Dolce far niente nicht gestatteten, bei jeder Begegnung die zärtlichste Besorgniß an den Tag zu legen, und pflegte, vielleicht um sich vor dem eigenen Gewissen wegen seines nach irdischen Begriffen fast zu behaglichen Lebens zu rechtfertigen, alle Leiden und Sünden der Menschheit auf Ueberarbeitung zurückzuführen.

Der Deutsche, denn ein solcher war der schlanke, dunkelhaarige Mann mit den brillenbewaffneten, tiefen Augen, ließ es sich angelegen sein, den alten Sonderling hinsichtlich seines Gesundheitszustandes vollständig zu beruhigen. „Ich greife mich durchaus nicht an,“ sagte er lächelnd; „wie sollte ich dazu kommen? Befinde ich mich doch auf einer Erholungsreise.“

„Auf welcher Sie Zeit finden, alle namhaften deutschen Zeitungen fortwährend mit langen Artikeln zu versorgen und wahrscheinlich ganz unter der Hand noch ein dickes Buch über amerikanische Zustände zu schreiben,“ spottete der alte Blackmore.

Robert Schwarz war Journalist und als solcher allerdings auf dieser Ferienreise, wie er seinen New-Yorker Aufenthalt nannte, bis jetzt nicht müßig gewesen. Seit einer Stunde aber fühlte er, daß jetzt eine Zeit vor ihm liege, in welcher er allerdings nicht ruhen, aber auch nicht arbeiten werde. Er hatte etwas Seltsames erlebt; zauberhaft war es plötzlich vor ihm aufgestiegen inmitten dieses nüchternen Treibens und hatte sich zwischen ihn und die fieberhafte Geschäftigkeit seiner letzten Jahre gestellt; seit einer Stunde war es ihm ungefähr zu Muthe, als ständen die Wogen des Lebens um ihn her still und sie erhoben und wölbten sich über ihm zur krystallnen Kuppel, und draußen rauschte und sauste es weiter, er aber befand sich drinnen, gefeit, und schaute dem Erblühen märchenhafter Blumen zu und lauschte den Wundervögeln, welche ihm die Lieder seiner Jugend sangen. Und den Anfang dieses Traumzustandes wußte er genau anzugeben: er hatte ihn überkommen in dem Lesezimmer des Clubs, wo sonst keine Wunder und Zeichen zu geschehen pflegten, und der Zauberspruch stand in jenem blauen Hefte, bei dem auch Lester so plötzlich seine ehemännische Gleichgültigkeit eingebüßt hatte.'

Doctor Schwarz stand jetzt so ruhig neben seinem Gefährten, daß man auf den Gedanken kommen konnte, es gebe für ihn kein Ziel und keinen Zweck mehr im Leben als der, mit möglichster Bequemlichkeit das Herannahen der nächsten Stunde zu erharren, um sie dann ebenso wie die gegenwärtige mit Nichtsthun auszufüllen. Sie musterten die Hin- und Hereilenden, sahen der Abfahrt von etwa sechs Vorstadtzügen zu, welche im Abstand von jedesmal wenigen Minuten einander folgten, und dann ließ der Journalist, indem er ein plötzliches Gähnen unterdrückte, ganz gelegentlich die Frage fallen:

„Wer war der hübsche Mann, mit welchem Sie vorhin sprachen, Mr. Blackmore? Ich bemerkte eine auffallende Aehnlichkeit—“

Herr Blackmore ersparte ihm die Vervollständigung seiner Erfindung, indem er sofort antwortete:

„Sie meinen Lester, Frank Lester, Firma Lester, Leeds und Co., eines unserer angesehensten Häuser. Er ist ein stattlicher Bursche, nicht wahr?“

„Sein Gesicht schien mir in der That außerordentlich anziehend.“

„Ja, ein prächtiger Mensch. Wollen Sie ihn kennen lernen? bei mir? Sie essen nächstens mit ein paar Freunden bei mir zu Abend“ — Blackmore war bekannt wegen seiner ausgezeichneten kleinen Soupers — „dann sollen Sie ihn treffen. Sie müßten dort eingeführt sein, Doctor; er hat eine liebenswürdige Frau, eine Deutsche, geistreich, schön, und eine vortreffliche Hausfrau obendrein. Auch eine erwachsene Tochter ist, glaub' ich, vorhanden; wenn dieselbe ihrer Mutter gleicht, so muß es ein reizendes Mädchen sein. Eine solche Familie müßten Sie näher kennen, mein junger

Freund" — Schwarz lächelte ein wenig bei diesem Epitheton ornans, welches aber den siebzig Jahren Blackmore's seinen achtunddreißigen gegenüber wohl zu verzeihen war — „das gäbe auch ein Kapitel für Ihr Buch."

„Welches Buch, Herr Blackmore?"

„Nun, das Werk über uns Yankees, welches Sie natürlich schreiben werden, wenn Sie zurückkommen. Wer uns nur oberflächlich kennt, dem kann es geschehen, daß er, von unsern Damen besonders, keinen ganz günstigen Eindruck erhält. Er bemerkt da zu viel äußern Aufwand, zu viel Genußsucht —"

Doctor Schwarz machte eine zustimmende Bewegung.

„Nicht wahr, auch Sie haben Aehnliches gedacht? Da ist es nun aber nicht mehr als billig, daß Sie eine New-Yorkerin kennen lernen wie Mrs. Lester; eine schöne Frau, welche sich anzukleiden versteht, die aber ihr Haus und ihre Kinder so regiert, daß Präsident und Congreß bei ihr in die Schule gehen könnten. Uebrigens liest sie Latein und ich habe sie stark im Verdacht, Griechisch zu verstehen, ohne daß durch diese schwarze Kunst ihrer gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit irgend welcher Abbruch geschähe."

Warum seufzte Doctor Schwarz bei diesen Worten aus tiefster Brust, warum klang seine Stimme so gepreßt, so ganz ohne landsmännischen Triumph, als er bemerkte: „Diese merkwürdige Frau ist doch aber, wie Sie mir sagen, eine Deutsche?" Der alte Herr hatte keine Zeit, darüber nachzudenken; er mußte sich zusammennehmen, um seinem durch diesen Einwurf arg erschütterten Plaidoyer wieder aufzuhelfen.

„Eine Deutsche von Geburt, ja; auch meinetwegen deutsch erzogen. Aber sie hat die Schule des Lebens in diesem Lande durchgemacht, mein Freund, und ich möchte sehr bezweifeln, ob sie in ihrer Heimath die geistige Freiheit und — die Mittel gefunden haben würde, welche allein die schöne Entwicklung eines so vielseitigen Wesens möglich machen."

Doctor Schwarz seufzte wieder, er schien in dem Augenblicke nicht geneigt, die Vorzüge des Landes der Denker gegen den offenbar übergreifenden Nationalstolz seines amerikanischen Bekannten zu vertheidigen.

* * *

Indeß hatte Lester, dessen Eisenbahnfahrt nur einige Minuten in Anspruch nahm, die Vorstadt erreicht. In der Nähe seines Landhauses war es, wo sich dieselbe allgemach in die ländliche Gegend verlor; ein kleines Gehölz schied die Villa von der Station. Anstatt dieses auf dem nächsten Wege zu durchschreiten, ging der Heimkehrende jetzt einen Fußpfad entlang, der am Rande des Wäldchens hinführte. Hier lagen weit ausgedehnte Wiesenflächen vor ihm, und in der Ferne erhoben sich aus feinem, grauem Duft die Thürme der gewaltigen Stadt über das Häusermeer, welches man mehr ahnen als erkennen konnte.

Frank Lester vermied sein Haus noch, weil er ruhiger zu werden wünschte, ehe er seiner Familie entgegentrat. Das gleichmäßige und sichere Wesen des Amerikaners hatte eine gewaltige Erschütterung erfahren. Seit Jahren lebte er behaglich dahin im unbestrittenen Besitze seines Glückes: seines Vermögens, seiner Kinder und einer Gattin, die er zu lieben glaubte. Alle Kräfte seines Geistes hatte er den Geschäften zugewendet, aus deren Combinationen ihm nicht nur Beschäftigung vollauf, sondern auch Genuß erwuchs, der Genuß, den das Wagen und Herrschen kräftigen Naturen bietet. Der Intellect Lester's war ein zu überlegener, als daß er von der materiellen Seite des Handels ganz gefesselt werden konnte; er hatte sich einen freien, weiten Blick bewahrt, und wenn er rechnete, speculirte und gewann, so genoß er dabei das Bewußtsein der Herrschaft des Geistes über die Materie; er war, obwohl Kaufmann mit Leib und Seele, doch kein gewöhnlicher Geschäftsmann geworden.

Wußte er auch von seiner Gattin, daß ihre Gedanken sich gern in ernsten Bereichen, weit ab von den kleinlichen Interessen der meisten Frauen, bewegten, so fühlte er zugleich, wie er mit seiner edlen Auffassung dessen, was gemeinhin die Prosa des Lebens genannt wird, ihrer nicht unwürdig sei; dennoch war bisher Jedes seinen eignen Weg gegangen. Das lag ihm jetzt schwer auf dem Herzen. Er war ihrer sicher gewesen; sie hatte so treu und klug in seinem Hause gewaltet. Ein wenig kalt fand er sie zu Zeiten, allzu gleichmüthig fast; einer tiefen Leidenschaft hätte er sie nimmermehr für fähig gehalten. Die Huldigungen, welche der reizenden Frau beson-

ders in früheren Jahren, als sie noch mehr der Gesellschaft lebte, dargebracht worden waren, hatte sie ganz so aufgenommen, wie er es von seiner Gattin wünschte. Er hatte dieselben mitgenossen; nie war auch nur der Schatten einer eifersüchtigen Regung auf seine Seele gefallen.

Aber was er damals vielleicht zu empfinden versäumt hatte, das sollte er jetzt nachholen: heute war ihm ein schattenhafter Nebenbuhler entstanden, erst heute hatte er erfahren, wie zärtlich sein Weib zu lieben wußte.

Er konnte sich des Grauens nicht erwehren bei dem Gedanken: wenn der Held jenes Jugendromans, dessen Andenken ich so leichtsinnig heraufbeschworen habe, jemals hier erschiene — wenn die Frau, welche ich in all diesen Jahren zu erkennen mich so wenig bemüht habe, sich nun auch kalt von mir wendete?

Aber warum sich mit einer so schwachen Möglichkeit quälen! Sein zäher Muth richtete sich wieder auf; die Vergangenheit wollte er seinem Weibe lassen, aber die Gegenwart gehörte ihm; er mußte versuchen, sie, die er Jahre lang zu besitzen geglaubt hatte, sich noch zu erringen.

Entschlossen wandte er sich jetzt seinem Hause zu. Er trat in den Garten, ein helles Kleid schimmerte durch die Gebüsche; sein Herz klopfte in der Erwartung, seine Frau vor sich zu sehen. Als er unter den prächtig blühenden Sträuchern hin auf die Platanengruppe zuschritt, welche einen anmuthigen Sitz beschattete, bemerkte ihn die dort Weilende und sprang auf, ihm entgegen.

Es war ein schlankes, ganz jugendliches Mädchen, fast noch ein Kind, mit reizenden Zügen und einer Fülle wundervollen, hellbraunen Haares, welches ihr, nur leicht von einem Bande gehalten, über die Schultern fiel.

„O, Papa!" rief sie und ergriff seine Hand, „du bleibst sehr lange heute." Er zog sie an sich und strich über das weiche Gelock. „Ich hatte Geschäfte, Ellen; doch wo ist deine Mutter?"

„In ihrem Zimmer wahrscheinlich."

„Und du hast mich hier erwartet?"

„Ja, Papa, natürlich;" und das Mädchen sah mit ihren hellen Augen forschend in des Vaters Gesicht; die leise Bitterkeit in seinen letzten Worten war ihr nicht entgangen.

Er küßte sie. „Ich habe noch zu thun," sagte er, und wendete sich nach dem Hause. Die Tochter faßte seinen Arm und verließ ihn erst an der Thür seines Zimmers.

Lester setzte sich an den Schreibtisch, aber die Feder blieb unberührt in ihrer Perlmutterschale; er stützte das Haupt in die Hand und versank wieder in Nachdenken. Wenn jetzt leichte Schritte hinter ihm laut geworden wären, wenn eine Hand sich auf seine Schulter gelegt hätte, ihre Hand! Er lachte bitter auf; er war nicht gewohnt, daß seine Gattin ihm entgegenkam. Aber heute, wo sein Längerbleiben der Tochter aufgefallen war, würde sie sich heute nicht erkundigen, was ihn zurückgehalten habe?

Er lauschte; ihre Thür ging nicht, das Haus war ganz still. Die Kinder mochten im Garten sein; auch sie vermißten den Vater nicht, der sich freilich nicht allzu viel um sie zu kümmern pflegte. Zum ersten Male wurde Frank Lester es sich bewußt, daß seine Familie ihm das nicht war, was sie ihm sein konnte ... er befand sich mitten unter ihnen, ein Ruf konnte die im Freien sich tummelnden Kleinen erreichen, deren Stimmen der Wind jetzt zu ihm führte, einige Schritte nur trennten ihn von seinem Weibe, und er fühlte plötzlich eine Sehnsucht nach ihnen allen, als rollten Meere zwischen ihm und ihnen.

Eine halbe Stunde mochte seit seiner Heimkunft verstrichen sein, Lester saß noch immer allein. „Sie kommt nicht zu mir ... warum sollte sie auch?" dachte er, und er erhob sich und ging über den Corridor nach dem Zimmer seiner Gattin.

Er lauschte an der Thür; drinnen war es still, nach einiger Zeit hörte er das Umwenden eines Blattes. Sie las; was mochte sie lesen? Es war ihm bisher nie eingefallen, danach zu fragen.

Das Zimmer Sarah's war ein hohes, luftiges Gemach. Wohl lag die Sonne den ganzen Nachmittag auf dieser Seite des Hauses, aber die gewaltigen Laubmassen der Platanen vor den Fenstern fingen ihre Strahlen auf und ließen nur einzelne in den schattenkühlen Raum dringen, wo sie die zackigen Blätter der schönen Bäume auf den Fußboden zeichneten. Die Wände und die Gardinen zeigten ein freundliches, blumendurchwirktes Muster; in der Mitte des Zimmers, gerade den weit geöffneten Fenstern gegenüber, stand ein niedriges

Sopha; der Tisch vor demselben war mit Büchern bedeckt.

Sarah hatte sich in die Kissen zurückgelehnt und eben ihr Buch in den Schooß sinken lassen, als ihr Gemahl eintrat. Etwas überrascht sah sie ihm entgegen; daß er sie hier aufsuchte, war ungewöhnlich; sie erwartete eine wichtige Besprechung. Er ging um das Kanapee herum, von welchem sie sich halb erhoben hatte, setzte sich und zog sie zu sich nieder. „Ich wollte dir guten Abend sagen, mein Kind," bemerkte er mit einem Kusse, bei dem er sich zusammennehmen mußte, um die neue Gluth, welche ihn durchströmte, zu bergen.

„Das ist liebenswürdig von dir. Kommst du eben erst?" fuhr sie fort, als er schwieg; „mich dünkt, ich hätte die Thürglocke vor längerer Zeit gehen hören."

„Ja, ich war erst auf meinem Zimmer. Was liesest du da, Sarah?"

Sie reichte ihm das Buch. Es war ein neueres deutsches Werk über Kunstgeschichte. „Ob ich wohl noch ein Wort davon verstände," meinte er, und las einige Sätze vor. Fröhlich lachend corrigirte sie seine Aussprache; es fiel ihm heute angenehm auf, daß sich in ihrem Lachen außerordentlich wenig Anlage zu Melancholie entdecken lasse.

„Ich möchte mein Deutsch wieder aufnehmen," sagte er, indem er das Buch auf den Tisch schob und den Arm um seine Gattin legte. „Würdest du wohl die Zeit abbringen, mir dann und wann zu helfen, wenn ich einmal wieder studirte?"

„Von Herzen gern," entgegnete sie freundlich. „Du weißt, daß es vor Jahr und Tag schon mein Wunsch war, meine liebe Muttersprache mit dir zu treiben. Damals hattest du keine Zeit oder keine Lust —"

„Und so gabest du mich auf, und lasest und dachtest allein. Ja, du hast recht, ich war Schuld daran, daß nichts aus unserm gemeinschaftlichen Arbeiten wurde. Glaubst du, Sarah," fragte er plötzlich, indem er sie fester an sich zog und ihr in die klaren grauen Augen blickte, „daß es jetzt noch Zeit für mich sei, deine Sprache zu lernen?"

Sie schien ihn zu verstehen. „Ja, Frank," sagte sie warm und es leuchtete einen Augenblick unter den langen Wimpern hervor.

„Du bist im Herzen gut deutsch geblieben alle diese Jahre, obwohl Niemand um dich her den rechten Antheil an deinem theuern Lande nahm," sagte er halb fragend.

Sie setzte sich zurecht und legte die gefalteten Hände aufs Knie, wie sie gern that. „Deutsch geblieben? Ich weiß es kaum. Jedenfalls habe ich, du wirst es mir zugeben, ein warmes Interesse für die Geschicke meines neuen Vaterlandes gehegt; und ich hoffe," fügte sie lächelnd hinzu, „daß unsere Kinder nicht die schlechtesten Bürger dieses Staates abgeben werden. Ellen freilich hat wenig von einer Amerikanerin; sie ist sehr deutsch."

Lester überhörte diese letzte Bemerkung. „Ich glaube, daß du die Erinnerungen an deine deutsche Heimath wie ein abgeschlossenes, unantastbares Heiligthum in dir hegst," sagte er, „ein Sanctum Sanctorum, zu dem auch ich keinen Zutritt habe."

Vielleicht mochte Frau Lester auf diese Worte nichts erwiedern; sie horchte plötzlich den Stimmen im Flur und auf der Treppe. Indem sie ihre schlanken Finger wie beschwichtigend auf den Arm ihres Gatten legte, sagte sie, die Uhr hervorziehend: „Da sind die Kinder — Du nimmst doch heute den Thee mit uns, Frank?"

Der Hausherr pflegte sich, wenn er Arbeit aus der Stadt mitgebracht hatte, und das kam ziemlich häufig vor, von diesem Familienmahle auszuschließen; heute begriff er nicht, wie ihm das je möglich gewesen sei.

Sarah erhob sich, um die Klingel zu berühren; er sah ihr nach, wie sie durch das Zimmer schritt, ihre reife Anmuth hatte ihn nie so entzückt wie heute, nie war ihm noch ihr reiches braunes Haar, welches sie mit antiker Einfachheit am Hinterkopfe befestigte, so reizend erschienen.

Und als sie zusammen am Theetisch saßen, die Mutter oben an, obgleich ihr Ellen das Amt der Theebereitung abgenommen hatte, und sie mit klarem Blick die Kinder überschaute, von denen ihr selbst der schlanke Albert noch nicht über den Kopf gewachsen war, da schien sie so ganz und voll in der Gegenwart zu leben, daß er dachte: „Mag hinter ihr liegen, was da will, jetzt ist sie unser, und, so wahr mir Gott helfe, ich will sie halten."

* * *

Es war an einem noch immer heißen Sommerabend; schön Ellen lag in ihrem Schaukelstuhle, dicht hinter den herabgelassenen Jalousien des Wohnzimmers. Den weiten luftigen Raum hatte man so halbverdunkelt, aber sie sah genug zu ihrer Lectüre, einem kleinen Bande mit Goldschnitt, auf dessen leuchtenden Blättern nur sehr wenig Schrift zu entdecken war. Zierliche Strophen, je eine oder zwei auf jeder Seite, dennoch wendete das Mädchen nur langsam um, und oft hielten ihre zarten, fein zugespitzten Finger das Blatt noch zögernd zurück, während sie wieder und wieder ein kleines Gedicht las, welches aus dem breiten weißen Rande wie die Perle aus einer Muschel glänzte.

Ellen las deutsche Gedichte und wer sie sah, wie sie sich in der Dämmerung des blumendurchdufteten Zimmers träumerisch wiegte und den Nektar mit leichter Lippe kostete, dem mußte sie, wenn er nur halbwegs für poetische Eindrücke empfänglich war, selber vorkommen wie das reizendste Gedicht. Ellen hatte die schlanken edlen Formen, welche uns an den Amerikanerinnen der höhern Stände auffallen; ihr schmaler Hals, die feinen Handgelenke, ihre ganze biegsame und doch volle Gestalt kennzeichnete sie als eine Tochter jener schönen Race; aber daneben besaß sie die durchgeistigten Züge und das sinnende Auge eines andern Stammes: sie glich ihrer deutschen Mutter, wie der junge, sehnsüchtige Frühling dem prächtigen, frohen Sommer gleichen mag.

Sie las, ließ das Buch in den Schooß sinken, schaukelte sich sanft und las dann wieder, und eben stahl sich ein blendender Sonnenstrahl durch eine Spalte der Jalousie und spielte auf ihrem Haar. In diesem Augenblicke hörte sie ein Geräusch an der offnen Thür; gelassen wendete sie den Kopf um, stand aber im nächsten Augenblicke hoch aufgerichtet neben ihrem Stuhl, denn sie fand sich einem fremden Manne gegenüber und dieser Mann, dessen Ankunft sie nicht gehört hatte, schien noch weit überraschter als sie; völlig fassungslos, als erblicke er eine Erscheinung, sah er sie aus dunkeln, seltsamen Augen an.

„Guten Abend, mein Kind!" ließ sich jetzt die Stimme Lester's vernehmen, welcher hinter dem Fremden eingetreten war. Dieser verbeugte sich nun vor der jungen Dame, die ihn ziemlich neugierig betrachtete; ihr so wenig wie ihrem Vater hatte seine Bestürzung bei ihrem Anblick entgehen können.

„Meine älteste Tochter, Ellen — Herr Robert Schwarz," stellte jetzt Lester vor und fuhr dann freundlich fort: „Ein Landsmann Deiner Mutter, den ich das Vergnügen hatte bei Herrn Blackmore kennen zu lernen."

Ellen führte den Fremden zu dem Sopha in der Tiefe des Zimmers und nahm neben ihm auf einem Sessel Platz. Sie war gewohnt, in Abwesenheit ihrer Mutter die Honneurs des Hauses zu machen und entledigte sich dieser Pflicht mit gleicher Ruhe einem interessanten Fremden oder dem alten Geschäftsfreunde ihres Vaters gegenüber, der sie als Kind auf seinen Knien geschaukelt hatte.

Und interessant mußte dieser Mann, der jetzt vor ihr saß und sie durch seine Brillengläser immer wieder selbstvergessen betrachtete, etwa wie man ein Bild ansieht, interessant mußte er all denen wenigstens erscheinen, welche für die Herrschaft des geistigen Ausdruckes in einem Menschenangesicht zugänglich sind. Seine Züge waren scharf, aber nicht die unbewußten, unbewachten Gewohnheiten des täglichen Lebens, welche den meisten Physiognomien das Gepräge des Untergeordneten geben, sondern der ernste Gedanke hatte diese Linien gezogen. Die Stirn war breit und schön, noch von dichtem dunklen Haar bedeckt, das Anziehendste im Gesicht des Fremden aber war der Mund, ein freundlicher, humaner Mund, den beim Sprechen leicht ein ruhiges Lächeln umspielte.

Es ist eine nicht oft bestrittene Behauptung, daß in den Augen „die Seele liege," mit andern Worten, daß sie der dominirende Theil des Menschenantlitzes seien. Was alles in den Augen liegen könne, darüber wollen wir keine von den gewöhnlichen Annahmen abweichende Meinung wagen, sei es uns nur vergönnt, den Mund für weit bedeutsamer noch zu halten. Einmal schon deshalb, weil man ihn leichter studiren kann. Einander tief in die Augen sehen, davon darf unter oberflächlichen Bekannten nicht die Rede sein; bei einem Fremden gelangt man nie dazu; es ist das ein Recht, welches die Menschen nur denen einräumen, welchen sie allenfalls auch ge-

statten würden, in ihr Herz hinunterzublicken, wenn es möglich wäre. Lassen wir deshalb das Auge mit seiner nicht leicht zu ergründenden Tiefe, besonders da es im besten Falle, wenn es offen, wie der ruhige Spiegel eines Sees für unsere Beobachtung daliegt, uns nur einen allgemeinen Eindruck läßt, von dem wir keine Rechenschaft zu geben vermögen; sein Aufleuchten ist das Zeichen der Erregung, aber ohne das Spiel der übrigen Züge würden wir nimmer sagen können, ob Freude oder Zorn aus ihm blitzen.

Untrüglich dagegen ist der Mund: er ändert sich mit den Jahren, er formt sich nach der Gewohnheit des Ausdrucks, die ihn umgebenden Gesichtspartien sind die beweglichsten; dort schlägt die Sinnlichkeit ihren Sitz auf, dort aber wohnen auch der Humor und die Grazien; der Mund ist es, welcher den mit Bewußtsein Lebenden, den Denker, von dem rohen Menschen unterscheidet.

Aehnliches dachte Miß Lester, als sie im Laufe des Gesprächs, an welchem sie anfangs wenig Theil nahm, den Gast betrachtete, und das Resultat ihrer Beobachtungen war, daß dieser Deutsche ein Mann der geistigen Arbeit sein müsse.

Nach kurzer Zeit stand Lester auf: „Sie werden mich einige Augenblicke entschuldigen, Doctor," sagte er, „während ich mich des Arbeitsstaubes ein wenig entledige. Ich will Sie bei dieser Gelegenheit meiner Frau melden; Sie bleiben doch heute Abend unser Gast?"

Doctor Schwarz verbeugte sich: ein scrupulöser Tact hätte freilich vorgeschrieben, diesen ersten Besuch nicht sogleich zu verlängern, aber mit gutem Bedacht setzte er die Anstandsregel bei Seite, nicht gesonnen, sich durch ihre Beobachtung das Ziel, welches er verfolgte, weiter hinausschieben zu lassen.

Lester, auf dessen eleganter Kleidung von dem besagten Arbeitsstaube nicht eben viel zu bemerken war — höchstens daß ein geübtes Auge an den weißen Manschetten den Hauch jungfräulicher Reinheit vermissen mochte, welchen ein Arbeitstag in der Stadt freilich abstreifen mußte — hatte sich nach seinem Zimmer begeben, um den Anzug zu wechseln; er durchschritt dann das Schlafzimmer, auf dessen anderer Seite, dem seinen entsprechend, das Ankleidezimmer seiner Gattin lag, und trat bei dieser ein.

Indessen hatte das Gespräch zwischen Miß Lester und dem Fremden nicht gestockt. Dieser bediente sich des Vorrechts seiner reifern Jahre, schön Ellen ein wenig wie ein Kind zu behandeln; von der überströmenden Galanterie jüngerer Männer, an welche das reizende Mädchen gewöhnt war, lag nichts in seiner milden, freundlichen Weise. „Was lasen Sie eben, als ich eintrat, mein Fräulein?" fragte er, sie forschend anblickend.

„Es waren deutsche Gedichte, mein Herr."

„Deutsche Gedichte! oh, dann verstehen Sie die Sprache Ihrer Mutter und ich darf deutsch mit Ihnen reden?"

„Mama hat es von früh auf mit uns gesprochen," sagte Ellen in geläufigem Deutsch mit einem allerliebsten Accent.

„Und darf ich weiter fragen, welchem unserer Poeten die Ehre zu Theil wurde, so andächtig von Ihnen gelesen zu werden," fuhr Schwarz fort, indem sein Auge bewundernd über das lange hellbraune Haar der jungen Dame streifte.

„Ich las Rückert's ‚Liebesfrühling'."

Der Doctor zog die Augenbrauen mit einem curiosen Ausdruck in die Höhe. Sollte Sie schon verliebt sein? dachte er dabei. Aber nein, dann würde sie mich bei diesem compromittirenden Geständniß nicht so ruhig ansehen; nein, sie hätte es dann wahrscheinlich gar nicht gemacht. Ein Mädchen, welches liebt, liest den „Liebesfrühling" heimlich.

„Ich brauche wohl nicht zu fragen, wie Ihnen diese Gedichte gefallen," fuhr er lächelnd fort.

„Warum nicht?"

Warum nicht? das war eine unerwartete Frage, und bei derselben heftete Ellen ihre großen Augen so frank und geradeaus auf den Deutschen, daß er unter dem Blick verwirrt wurde. Diese Augen: er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich gegen ihren Glanz schützen — diese Augen kannte er nur zu gut. Der Zauber, in welchem er sich seit einigen Tagen befand, zog sich fester um ihn.

„Warum nicht?" wiederholte er, sich zusammennehmend. „Nun, man hält es bei uns für selbstverständlich, daß junge und empfängliche Mädchen auf diesen Koran der Liebe schwören; man weiß, daß es

eine Zeit giebt, wo sie keine Poesie neben diesen Gedichten gelten lassen, und ich war ganz darauf vorbereitet, mein liebes Fräulein, die Aeußerungen ihres lebhaften Entzückens entgegenzunehmen, und willig, Ihnen zu secundiren."

„Wollen Sie damit sagen, daß der ‚Liebesfrühling' bei Ihnen für ein sogenanntes Damenbuch gilt?" fragte schön Ellen mit weiser Miene.

„Durchaus nicht! ich habe mich incorrect ausgedrückt, als ich nur von jungen Mädchen sprach. Zum Beispiel bekenne auch ich mich einer temporären, abgöttischen Verehrung für denselben schuldig."

„Bei Ihnen scheint aber, Ihrer spöttischen Miene nach, diese empfängliche Zeit lange vorüber zu sein," war die scharfsinnige Erwiederung der jungen Amerikanerin, „und dennoch wage ich, Ihnen zu sagen, daß ich diese Gedichte überaus reizend finde."

Robert Schwarz verbeugte sich zustimmend und wollte eben erwiedern, als die Beiden unterbrochen wurden. Bei dem Oeffnen der Thür hatte sich Schwarz erhoben und seinen Platz verlassen: Ellen konnte sein Gesicht nicht sehen, es war voll ihrer eben eingetretenen Mutter zugewendet. Ihr Vater befand sich plötzlich neben ihr, an des Doctors Seite, ebenfalls seiner Gattin gegenüber. „Doctor Schwarz, ein Landsmann von dir — Mrs. Lester," stellte er vor, während er die Dame scharf fixirte.

„Schwarz, Doctor Schwarz?" wiederholte Sarah. Sie war sehr bleich geworden, trat aber jetzt rasch einige Schritte auf den regungslos dastehenden Gast zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Es freut mich, Sie hier in unserm Hause begrüßen zu können, Herr Doctor," sagte sie dabei, während sie ihn aufforderte, seinen Platz wieder einzunehmen.

Der Deutsche, welchen seine bisherige ruhige Sicherheit verlassen hatte, murmelte einige Phrasen, wie sie seine Freiheit entschuldigen möge, von der Einladung ihres Gemahls so bald Gebrauch gemacht zu haben. „Ich kam besonders auf Grund unserer Landsmannschaft," fügte er hastig in deutscher Sprache hinzu.

„Das ist recht, meine lieben Landsleute sind mir immer willkommen," sagte Frau Lester freundlich, gleichfalls in ihrer Muttersprache; und dann, indem sie lächelnd den Kopf gegen ihren Gemahl neigte, welcher schweigend zuhörte: „da Sie aber des Englischen, wie ich merke, vollkommen mächtig sind, so müssen wir wohl dabei bleiben, denn Herr Lester würde unser Deutsch zwar verstehen, sich aber, wie ich fürchte, nicht eben glänzend bethätigen können."

Die Unterhaltung kam nun einigermaßen in Fluß, da auch Lester die Rolle eines höflichen Wirthes mit seinem Beobachterposten vereinbar zu halten schien und lebhaft, sogar heiter wurde. Ellen nur war schweigsam; der Gast schien sie kaum noch zu sehen. Als im Laufe des Gesprächs von den Kindern der Familie die Rede war — sie habe sechs, hatte die schöne Frau auf etwas zögerndes Befragen ihres Landsmannes lächelnd erwiedert — meinte Lester, indem er sich in seinem Sessel vorbeugte:

„Man sagt, daß Ellen ihrer Mutter ähnlich sehe, finden Sie das auch, Herr Doctor?"

„Das Fräulein ist ihrer Mutter Ebenbild, wie — das heißt!" unterbrach er sich und sah die Dame des Hauses an, „ich meine, Sie müssen in jenem Alter genau so ausgesehen haben, Mrs. Lester."

„Man sagt es," entgegnete sie ruhig, seinen Blick erwiedernd.

Schwarz seufzte. Lester erhob sich halb und langte ein Album mit Photographien vom Tische; er blätterte einige Augenblicke darin und reichte es dann aufgeschlagen dem Gaste. Seine Gattin hatte sich herübergebeugt; „ach laß doch — das altmodische Bild!" sagte sie.

Bei diesen Worten fuhr der Doctor, welcher das Buch hielt, in die Höhe, als habe er eine Gotteslästerung gehört. Lester saß zwischen Beiden, sein Gesicht trug einen Ausdruck, der seiner Tochter auffiel. „Du sahest aus wie ein Polizeibeamter," sagte sie nachher.

Das Bild, welches der Doctor betrachtete, war eine jener Photographien aus dem Kindheitsalter dieser Kunst, welche allerdings nach Jahr und Tag keine Gnade mehr vor den Augen der Originale finden, besonders deshalb, weil sie sich auf ihnen mit irgend einem entsetzlichen aus der Mode gekommenen Kleiderschnitt, mit unmöglich weiten Aermeln und einem vorsündfluthlichen Kragen perpetuirt sehen. Daß die zarten Züge des noch sehr jungen Mädchens auf diesem

Bilde doppelt reizend erschienen durch einen gewissen fragenden, unschuldigen Ausdruck, das konnte durchaus nicht in Betracht kommen gegen die unmoderne, unkleidsame Frisur des Backfischchens, welches sich als Staffage einer ausgedehnten Hügellandschaft an die bekannte marmorirte Säule eines vorhanggezierten Vordergrundes lehnte, kurz, das „deutsche Bild" wurde nur aus Pietät der Familie in diesem Album voll eleganter, unternehmend aussehender Amerikanerinnen geduldet, und Ellen's Erstaunen war grenzenlos, als es Doctor Schwarz nach langer, aufmerksamer Betrachtung für ein Meisterwerk erklärte.

* * *

Von jenem Tage an war Doctor Robert Schwarz kein seltener Gast in dem Lester'schen Hause. Er kam öfters Abends mit dem Kaufmann selber, welcher Gefallen an dem Umgang mit dem Manne zu finden schien, dessen Lebenssphäre bisher so himmelweit von der seinigen abgelegen hatte. Aber, wie schon gesagt, Lester war kein gewöhnlicher Mann. Wo der Deutsche, mit all der aufs höchste verfeinerten geistigen Cultur seines Landes ausgerüstet, wichtige Fragen socialer, politischer oder allgemein menschlicher Natur mit technischer Meisterschaft handhabte, da kam der Amerikaner ebenso weit durch ungewöhnliche Schärfe und Klarheit der Gedanken und den großen Ernst, welchen er mitbrachte, und der dem deutschen, geübten Dialektiker viel eher einmal abging.

Die beiden Männer waren nicht nur häufig verschiedener Meinung, sondern in den meisten Fällen standen sich ihre Ansichten so vollkommen entgegen, daß eben aus dieser Verschiedenheit eine gewisse Einigkeit erwachsen mußte. Sie sahen alsbald, ein Compromiß war nicht möglich, er wurde deshalb auch nicht weiter versucht, sondern ein Jeder begnügte sich damit, dem Andern die Berechtigung seines Standpunktes darzulegen, welche auch meist von diesem willig anerkannt wurde; ja Jeder der Beiden gewann mehrfach jetzt erst Achtung vor einer Idee, welche er bisher total verworfen hatte, weil er sah, daß ein so achtungswerther Gegner sich derselben annahm.

Ihre langen Controversen hielten die Herren meistens auf der Veranda, während sie nach dem Abendessen ihre Cigarre rauchten; die Damen blieben dann innerhalb des Zimmers, wo ihnen kein Wort des Gesprächs entging, während die unheiligen Dämpfe des nur im Freien geduldeten narkotischen Krautes sie aus der unmittelbaren Nähe der Rauchenden verbannten.

Der Gast war anfangs befremdet darüber gewesen, daß Sarah Lester wenig oder gar keinen Theil nahm an diesen Gesprächen, in welchen man sich erst so recht aussprach, bis er fand, wie es des Landes Sitte so mit sich bringe, welche es den Damen zu einer Art moralischen Pflicht macht, die Nähe eines rauchenden Herrn wie die eines Pestkranken zu meiden. Auch bemerkte er bald, daß Sarah in ihrem Schaukelstuhle am offenen Fenster den Gesprächen zwischen ihrem Gatten und seinem Gaste mit all der Aufmerksamkeit folgte, welche er sich nur wünschen konnte. Seit er dies wußte, sprach er nur noch im Hinblick auf sie. Was kümmerten ihn schließlich die Probleme, welche der thätige und hoffnungsvolle Amerikaner so gern beleuchtete: sein Pessimismus drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß es eigentlich wenig darauf ankomme, in welcher Weise der Einzelne oder der Staat Glück und Wohlbehagen suche, da von einem Finden doch nie die Rede sein könne, sondern das Suchen selber, mit der Hoffnung, die es in sich schließe, die einzige Genugthuung sei, auf welche das Geschlecht der sterblichen Menschen Anspruch habe.

Er hütete sich wohl, diese Ansicht geradezu auszusprechen, welche ja alle Discussion so ziemlich abgeschnitten haben würde, aber er konnte sich's nicht versagen, dieselbe durchschimmern zu lassen und der Frau, welche drinnen lauschte, einen Abriß seiner trüben, resignirten Philosophie zu geben.

Seltsamerweise war es während mehrerer Wochen, die seit der Einführung des deutschen Journalisten in dem amerikanischen Hause verflossen waren, noch keinmal zu einer ungestörten Unterhaltung zwischen der Hausfrau und dem fremden Gaste gekommen. Wenn sie einmal mit ihm durch die schattigen Gänge des Gartens hinschritt, an den blüthenbehängten Büschen vorbei, über die sie gern mit ausgebreiteten Händen hinfuhr, oder am Saume des kurzen Rasens entlang, so winkte sie gewöhnlich ihre Toch-

ter herbei, welche dann den Arm um die Mutter schlang und mit ernster Miene den Gesprächen der Beiden über die deutsche Heimath lauschte, ohne selber daran Theil zu nehmen. Oder der schlanke Albert ging nebenher, im Vollgefühl seiner fünfzehn Jahre, und dann war an keine ruhige Unterhaltung zu denken. Denn das Interesse, welches Albert an dem Geburtslande seiner Mutter nahm, gab sich nur in ziemlich kindischen oder einigermaßen malitiösen Fragen nach allerlei möglichen oder unmöglichen Einrichtungen kund, von denen er glaubte, daß sie das „gelehrte Land“ noch nicht aufzuweisen habe im Gegensatz zu seiner raschlebenden Heimath.

Und saßen die Beiden einmal vor Tisch allein im schattigen Balconzimmer, etwa wenn der in Hinsicht der Toilette sehr scrupulöse Herr vom Hause sich zum Essen ankleidete, während seine Gattin diese wichtige Transformation schon hinter sich hatte, dann traf es sich stets, daß ein Diener etwas fragte, oder daß Mary und Lizzie, die Kleinen, hereinstürmten. Mit einer drolligen Scheu vor der Gegenwart des Gastes mäßigten sie wohl sogleich den Schritt, aber sie ließen sich durch ihren Respect nicht abhalten, ihre Differenzen oder Wünsche der Mutter vorzutragen, und gewöhnlich ertönte die Tischglocke, ehe der ganze Handel beigelegt war.

Niemals aber ging eines dieser verschiedenartigen Hindernisse von dem Hausherrn aus: wie er die Besuche des Doctors offenbar begünstigte, so schien er besonders seiner Gattin die Gesellschaft ihres ausgezeichneten Landsmanns so viel wie möglich zuwenden zu wollen. Noch aber hatte er nicht zu ergründen vermocht, ob sie ihm dafür Dank wisse. Sarah verlor ihre gewohnte Ruhe und Selbstbeherrschung keinen Augenblick: die Ankunft des Doctors schien sie in keiner Weise zu erregen; sie entließ ihn herzlich und unbefangen, wie einen angenehmen Bekannten; war er fern, so sprach sie nie von ihm, er schien dann für sie nicht zu existiren. Und an diese Thatsache klammerte sich Lester, in Ermangelung einer jeden andern Handhabe zur Selbstpeinigung. Warum sprach sie nie von ihm? Doctor Schwarz war nun einmal nicht der Mann, welcher leicht ignorirt werden konnte, gerade dies aber war, wie nach stillschweigender Uebereinkunft, sein Schicksal in der Lester'schen Familie. Der Hausherr, durch das Schweigen seiner Gattin verletzt, vermied es ebenfalls, den Namen des Mannes zu erwähnen, über dessen Verhältniß zu seinem Weibe er unablässig grübelte.

So saß er eines Abends vor seinem Schreibtisch, den Kopf tief auf die Hand gesenkt; er richtete sich jetzt langsam auf, öffnete ein Fach des eleganten Secretärs, welches den oberen Theil des Schreibtisches bildete, und nahm ein blaues Heft heraus.

Unzählige Male hatte er schon die Geschichte gelesen, welche, mit zwei gleichgültigen Initialen bezeichnet, etwa zwölf Spalten dieses Heftes ausfüllte.

Die Erzählung spielte in Deutschland, es war darin von zwei jungen Leuten die Rede, die sich Jahre lang, von der Zeit an, als sie noch halbe Kinder waren, liebten, ohne je ein Wort mit einander gesprochen zu haben. Das launische Schicksal, welches den beiden sich fast zu Tode sehnenden armen, jungen Herzen bisher jede Gelegenheit, einander näher zu kommen, verweigert hatte, wurde ihnen plötzlich hold. Auf ungewöhnliche Weise — durch eine Feuersbrunst, bei welcher das Mädchen in Gefahr gerieth und der junge Mann sie rettete und davontrug — waren sie mit einem Male des Zwanges überhoben, die Grade einer Alltagsbekanntschaft zu passiren: sie gestanden einander ihre unschuldige Leidenschaft und waren eine Zeit lang so glücklich, wie es junge Liebende nur zu sein vermögen. Dann aber streckte das Schicksal wieder eine täppische Hand dazwischen: Verwandte kamen dem Einverständniß der jungen Leute auf die Spur und suchten sie zu trennen. Es wurden nun ernstliche Kämpfe nöthig; unser Paar war entschlossen, nicht von einander zu lassen, koste es, was es wolle. Die Schwierigkeiten mehrten sich, es wurde zur gefährlichen Unternehmung, eine heimliche Zusammenkunft zu veranstalten.

Das Mädchen, dessen Muth und Energie sich ganz von selber in besserem Lichte zeigten als die entsprechenden Eigenschaften ihres doch mit den günstigsten Farben gezeichneten Ritters, schreckte vor nichts zurück. Der Schauplatz der verstohlenen, kurzen Augenblicke des Zusammenseins wurde ein verlassener Kirchhof, um den die Stadt herumgewachsen war. Mit wehmüthigem Humor, frei von allen Ansprü-

chen auf romanhaftes Pathos, aber um so wirkungsvoller, waren diese kleinen Scenen, die schaurige Wonne der Rendez-vous neben den eingesunkenen Kreuzen des Friedhofs, unter den üppig wuchernden Rosenbüschen vergessener Gräber, von der Erzählerin geschildert worden; sie ließ sogar keine Gelegenheit vorübergehen, sich über ihr damaliges Ich, über die romantische Liebende, gelinde lustig zu machen. Aber man mußte ihr gut sein, dieser Heldin im Kattunschürzchen, welche spät Abends, unter dem Vorgeben, das Gemüse für den folgenden Tag noch reinigen zu wollen, die Tanten allein zu Bett gehen ließ und sich aus der Küche stahl, die Treppe hinunter, durch die dunkeln Höfe, nach der fliederüberhangenen Friedhofsmauer, nicht um sich herzen und küssen zu lassen und weiter nichts, sondern um voll rührenden Ernstes mit dem dort harrenden Geliebten zu besprechen, wie man Geld verdienen könne, um sein Studium, dem die harten Verwandten ihre Hülfe versagten, wenn er nicht von der kleinen Braut lasse, allen diesen bösen Mächten zum Trotz doch noch zu ermöglichen.

„Und wenn du nur erst den Doctor gemacht hast, Robert, dann heirathen wir uns,“ meinte sie; „und ich will schon mit dem Haushalten fertig werden! Ich kann Stunden geben, weißt du. Fräulein Gründlich wollte mich ja immer zur Lehrerin machen, weil ich bessere Aufsätze lieferte als alle die andern Mädchen. Eine Lehrerin! es war mir immer ein entsetzlicher Gedanke — aber wäre es nicht am Ende besser, wenn ich jetzt eine Stelle annähme, Robert? Ich würde sparen und dir alles Geld schicken und du brauchtest deinen Onkel nicht.“

„Unsinn, Sarah!“ hatte er in tugendhafter Entrüstung erwiedert. „Der Onkel kennt dich nicht — er muß in unsere Verlobung willigen.“ Und dann wurde geplant, wie man den Onkel durch eine Kriegslist überrumpeln und ihn zwingen könnte, die resolute kleine Person an der Kirchhofsmauer nach ihrem Werthe zu schätzen.

Die Geschichte endete wie viele derartige Geschichten enden. Der Mann, als solcher der Vernunft und Logik natürlich am zugänglichsten, wurde schließlich seines Irrthums in der Wahl einer unbemittelten Lebensgefährtin mit Erfolg überführt; auch die freilich weit schwerer zu überzeugende Braut sah endlich ihre Thorheit ein, vermöge derer sie die Liebe eines starken Frauenherzens für allmächtig gehalten hatte, und gab mit bleichen Wangen und gesenkter Stirn ihm, der sich ihr für alle Ewigkeit anverlobt hatte, die Freiheit wieder. Er kam nach einer fernen Universitätsstadt und ging unter die Pessimisten der schwärzesten Art; die Weltordnung war für ihn von jetzt ab um allen Credit gekommen — sie hob nach einigen traurigen Monden das Köpfchen wieder, und weil ihr das Herz allemal schwer wurde, wenn sie an dem Flieder und den wilden Rosen jenes Friedhofs vorüber mußte, so schloß sie, die Elternlose, sich der Familie eines politischen Flüchtlings auf der Reise nach der neuen Welt an und hatte, wie sie, die Erzählerin ihrer Erlebnisse am Schlusse andeutete, dort endlich ihren Hafen gefunden. Aber der Jugendliebe bewahrte sie ein treues Gedächtniß, ein treueres vielleicht, als es der mit dem vollen Durchschnittsmaß menschlicher Schwächen behaftete Exbräutigam verdienen mochte, das sprach aus jeder Zeile der anmuthigen Erzählung.

Lester hatte dieselbe jetzt wieder überflogen, mit einem finstern Schatten auf den stolzen Zügen. Er hatte, als er die Blätter im Club zuerst zur Hand nahm, die Geschichte seines Weibes sofort aus verschiedenen Anzeichen erkannt, kein Wort aber war noch zwischen ihm und Sarah über diese Bekenntnisse gefallen; sie hielt es nicht der Mühe werth, mit ihm darüber zu reden, sein Stolz hinderte ihn, zu fragen, aber er empfand diesen Mangel an Vertrauen schmerzlicher, als seine Gattin für möglich gehalten haben würde. Und bitter waren die Selbstvorwürfe, denen er jetzt zur Beute wurde. Kann ich ihr das Schweigen verübeln? sagte er sich. Sarah Lester ist nicht gewohnt, ihr Herz bei ihrem Manne zu erleichtern; sie hält ihn für unfähig, eine sentimentale Liebesgeschichte zu würdigen, dagegen wendet sie sich an das Publicum und entledigt sich ihrer Erinnerungen unter dem Mantel einer nachlässigen Anonymität. Oh, diese Novelle! Und wer sagt mir, daß der schwarzäugige Doctor nicht der Held derselben ist?

Das war die Frage, welche den beunruhigten Ehemann vor allem beschäftigte.

Es lag ihm daran, in mein Haus eingeführt zu werden, dachte er weiter, deshalb brachte ich ihn. Und er hat mein Weib gekannt; schon Ellen's Anblick beraubte ihn der Fassung, jenes Jugendbild bezauberte ihn. Es muß aus der Periode ihres Liebeshandels datiren, schloß er rasch weiter. Mag sein, das alles würde mich wenig kümmern, wenn nur mein Weib reden wollte. Sie ist weit mehr auf ihrer Hut als er; ihr gelang es, jene erste Erkennungsscene zu vertuschen. Ob sie ihn seitdem gewarnt hat?

Soweit argumentirte Frank Lester ungefähr ebenso, wie es ein jeder andere eifersüchtige Ehemann gethan haben würde, dann aber nahm die Sache bei ihm eine Wendung, welche der fast antiken Geradheit seines Charakters entsprach. Er entschloß sich, in keiner Weise einzugreifen. Ich will warten, dachte er, warten, bis mein Weib mir vertraut. Was ich jetzt leide, habe ich verdient. Die Strafe einer Schuld besteht nach der göttlichen Erziehungsmethode, welche wir Weltordnung nennen, in nichts Anderem als in ihren Folgen. Ich habe nie einen Gefühlsausbruch bei meiner Gattin gewünscht oder ermuthigt; es darf mich nicht wundern, wenn sie sich desselben jetzt so lange wie möglich enthält.

Mit einem Seufzer schloß Lester das Heft sorgfältig wieder ein und trat ans Fenster. Die Sträucher und Blumen des Gartens schickten ihren Duft zu ihm hinauf; die kurze Dämmerung jenes Klimas war schon vorüber, aber draußen lag es wie Tageshelle, denn der Vollmond stand am Himmel, so hoch, daß die Pappeln in der Mitte des Gartens nur kurze Schatten über den Rasen warfen. Im Hause war es still; die „Kleinen" befanden sich schon in ihrem Zimmer unter Obhut der schwarzen Wärterin, welche ihrer Nachttoilette, dem Lockenwickeln und dem Hersagen der Gebete vorstand. Im Garten auf dem Kies hörte Lester Schritte knistern, unwillkürlich trat er zur Seite, so daß ihn der Vorhang seines Fensters deckte, während er den breiten, mondbeschienenen Hauptweg unten übersehen konnte. Auf diesem Wege aber befand sich Niemand, die Lustwandelnden mußten also dicht beim Fenster auf einem schmalen, von überhängenden Zweigen verdunkelten Pfade auf und ab gehen. Lester hielt den Athem an und lauschte; jetzt erst hörte er Jemand reden, mit unterdrückter Stimme — er erkannte den Doctor.

Schwarz war mit ihm nach dem Landhause gekommen; man speiste zusammen und dann hatte Lester, den seine quälenden Gedanken zu einem sehr indifferenten Gesellschafter machten, den Gast seiner Familie überlassen und sich, Geschäfte vorschützend, auf sein Zimmer zurückgezogen. Mrs. Lester nahm das seit einigen Wochen veränderte Benehmen ihres Mannes wahr, ohne eine Erklärung dafür finden zu können. Er muß Unannehmlichkeiten geschäftlicher Art in der Stadt haben, damit gab sie sich endlich zufrieden, nicht ohne einen leisen Seufzer darüber, daß er sie an seinen Sorgen nicht Theil nehmen lasse.

Und auch sie hatte die ihren, von denen sie ihm gern gesagt haben würde, wenn er nicht gar so unnahbar gewesen wäre. Mit dem Scharfblick einer Mutter hatte sie ihre älteste Tochter beobachtet; sie hatte gesehen, wie Ellens große Augen an den Lippen des deutschen Gastes hingen, wenn er sprach, wie sie leicht erröthete, wenn er einmal das Wort an sie richtete, was freilich selten geschah, denn er schien das wunderschöne Geschöpf kaum zu bemerken, er hatte nur Augen für ihre Mutter. Ellen war stiller geworden; sie konnte lange mit einem Buche im Schooß träumend unter den Platanen sitzen; kamen dann die Geschwister gesprungen und riefen ihr zu, der deutsche Herr sei da, so fuhr sie in die Höhe, setzte sich aber wieder und schien ein neues Interesse in ihrem Buche zu entdecken, und erst eine ausdrückliche Aufforderung der Mutter konnte sie bewegen, im Salon zu erscheinen und den Gast zu begrüßen.

Dies und noch manches Andere war der klugen Frau nicht entgangen und sie fühlte, daß die Zeit gekommen sei, wo sich eine Unterredung mit dem Doctor nicht mehr hinausschieben lasse. Deshalb hatte sie ihn aufgefordert, sie in den Garten zu begleiten. Ellen war im Zimmer geblieben, die Mutter hatte ihr diesmal nicht gewinkt, sie sollte das schmerzliche Vergnügen entbehren, nebenherzugehen, während jene Beiden eine Sprache redeten, die ihr jetzt fremd erschien, obgleich sie ihr von Jugend auf vertraut gewesen war.

Heute Abend sprachen Sarah Lester und

der deutsche Doctor nicht von Kunst und Wissenschaft; sie sprachen in der That längere Zeit gar nicht. Sie waren die Stufen, welche von der Veranda in den Garten führten, hinabgestiegen; Sarah schritt voran und bog sogleich um die Ecke des Hauses, aus dem Bereiche der Fenster des Zimmers, in welchem Ellen geblieben war.

Die Dame und ihr Begleiter befanden sich jetzt in den beschatteten Gängen unter den Fenstern des Hausherrn; einen Augenblick lang dachte Sarah, daß es vielleicht besser sein würde, hinaus in das Mondlicht zu treten; aber nein — Niemand hatte das Recht, Niemand auch ein Interesse daran, zu beobachten, wo sie mit ihrem Gaste lustwandelte; so blieb sie.

Beide waren einige Schritte weit von dem Eingange des Pfades entfernt, als der Doctor schweigend seiner Begleiterin den Arm bot. Sie konnte seine Bewegung sehen, denn das Mondlicht fiel hier und da durch die überhängenden Zweige und streifte seine Gestalt und sein ernstes, zu ihr gewandtes Gesicht. Einen Augenblick zögerte Sarah, dann legte sie endlich ihren Arm in den seinen. Er preßte diesen Arm an sich: „Endlich, endlich," flüsterte er; sie schwieg bestürzt und beunruhigt, überlegend, wie sie das, was sie ihm zu sagen hatte, am besten einleiten könne.

„Sarah," fuhr er fort, „darf ich Sie so nennen? es ist ein Glück für mich, nur den Namen auszusprechen und zu wissen, daß Sie ihn hören. Sarah, warum waren Sie — warum warst du bisher so fremd gegen mich? Als wir uns vor Jahren trennten, haben wir da nicht einander versprochen, daß wir Freunde bleiben wollten?"

Sie sprach noch immer nicht. Die erregte Stimme dieses Mannes übte die Wirkung einer Zauberformel auf sie aus. Sie vergaß, wo sie sich befand; es schien ihr, als ob die Zweige über ihrem Haupte, welche der Abendwind leise bewegte, dem Flieder der Heimath angehörten. Und dort schimmerte die Kirchhofsmauer im Mondschein, und sie war jung und dieser Mann, der ihren Arm, ihre Hand an sein Herz drückte, sie liebte ihn, seine Stimme war Musik für ihr Ohr. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, er hielt ihre Hand und fühlte, daß dieselbe zitterte.

Und Robert hatte die Braut von einst nicht vergessen können. Er hatte wieder geliebt, aber nach jeder Enttäuschung, wie sie bei seinem leicht allzuviel hoffenden und verlangenden Sinn nicht selten waren, kehrte er, weltmüde, mit erneuter Innigkeit nach ihrem Bilde zurück. So war er unvermählt geblieben und hatte dem Schicksal nicht verziehen, das ihn einst von ihr geschieden hatte.

Jetzt zitterte ihre Hand in der seinen, sie war so schön wie damals, nein, weit reizvoller noch in ihrer bewußten frauenhaften Anmuth, und er fühlte, daß er sie mehr liebe als je.

Aber Robert Schwarz war nicht ganz und gar ein schwärmender Thor; er ehrte das Verhältniß, in dem er seine einstige Braut wiederfand; er wußte, daß er auch nicht das leiseste Recht auf sie habe. Nur fort konnte er noch nicht; sie sollte erst noch einmal herzlich zu ihm gesprochen haben; sie sollte die Geschichte seiner trüben Jahre von ihm hören, dann wollte er gehen.

Als sie jetzt noch immer fassungslos neben ihm stand, vergaß er das alles, ein Gedanke, der ihn fast rasend machte, durchfuhr sein Gehirn. Wie, wenn er sie noch besitzen könnte! Wenn auch sie ihn noch liebte und sich für ihn frei machen wollte!

„Sarah," rief er leise; ein Rufen war es trotz des unterdrückten Tones; „Sarah, bist du glücklich hier; ist dein Herz ausgefüllt in dem Kreise, dem du angehörst, bist du für mich ganz verloren?"

Jetzt kam der überraschten Frau langsam das Bewußtsein von der Bedeutung dieser wahnwitzigen Worte.

„Was willst du von mir, Robert," sagte sie verwirrt; „ich verstehe dich nicht. Ich führte dich hierher, um dir zu sagen —"

Seine Ungeduld ließ ihn ihre Worte unterbrechen.

„Laß mich endlich reden," sagte er leidenschaftlich. „Ich habe dich gesucht — wie habe ich dich gesucht, jahrelang! Ich habe mich in dein Haus gedrängt und bin fast täglich um dich gewesen, ohne dir sagen zu können, wie sehr ich dich alle diese Jahre geliebt habe. O Sarah, wie elend bin ich ohne dich gewesen!"

Der Deutsche hatte stets lauter und unbewachter gesprochen und seine letzten Worte erreichten das Ohr des Mannes, welcher wenige Schritte von ihnen am offenen Fen-

ster stand und sich bisher vergebens angestrengt hatte, aus den geflüsterten Lauten ein Wort zu erhaschen, welches ihm einen Anhaltspunkt über die Natur des unten geführten Gesprächs geben konnte. Jetzt fuhr er zurück und stöhnte. Frank Lester lauschte nicht weiter, leise ging er nach dem Sopha hin und sank auf demselben nieder, wie betäubt. Das war sein Weib, sein Weib! Sie duldete, daß Jemand so zu ihr sprach — das Schlimmste war eingetreten, er hatte sie verloren, weiter dachte er in diesem Augenblicke nichts.

Sarah Lester hatte allerdings den Fehler begangen, jene Worte schweigend anzuhören, und mehr noch, sie hörte sie an ohne den Zorn, welchen ein solches Geständniß in dem Herzen des pflichttreuen Weibes erregen soll; sie hörte sie und dachte darüber nach, als sei sie es gar nicht, zu der man gesprochen habe. Vielleicht hätte sie sich aufrichten müssen, wie die beleidigte Heldin eines Dramas, und von der Höhe ihrer Tugend hinab den Mann verdammen, welcher ihr, dem Weibe eines Andern, seine Liebe gestand — aber dergleichen kam ihr nicht in den Sinn. Sie empfand für Robert Schwarz nicht die Liebe freilich, welche verbrecherisch gewesen wäre, wohl aber ein inniges, fast zärtliches Interesse; es lag ihr daran, ihn zu überzeugen, daß er noch glücklich werden könne. Dazu mußte sie aber reden; sie durfte ihm auch ihre Hand nicht länger lassen, die er mit Küssen bedeckte.

„Robert," sagte sie mit sanfter Stimme, — und wenn Frank Lester sie gehört hätte, wer weiß, ob ihn der Ton, in dem sie das Wort sprach, nicht vollends zum Othello gemacht haben würde — „Robert, du mußt dich beruhigen. — Ach, ich habe dies gefürchtet, deshalb schob ich das Alleinsein mit dir hinaus. Aber du sollst mir Alles erzählen; es ist mir, als hätte ich dich jetzt erst wiedergefunden," fügte sie naiv hinzu.

Auf seine Frage, ob sie glücklich sei, antwortete Sarah nicht; sie hatte dieselbe kaum gehört; welche wilde Hoffnung soeben das Herz des neben ihr stehenden Mannes durchzuckt hatte, ahnte sie nicht. „Komm, wir wollen uns setzen und plaudern; zum ersten Male seit wie vielen Jahren, Robert?"

Und sie lächelte, er sah sie lächeln, denn Beide waren jetzt wieder hinaus in das Mondlicht getreten. Er ließ sich von ihr führen, er begann zu entdecken, daß er eben ein Thor gewesen war, aber dem Reize ihrer Gegenwart und ihrer sanften Autorität gab er sich mit vollem Herzen hin.

Sarah brachte ihn zu einem Sitze in der Nähe des Hauses, einer Bank in einer Art Laube von hohen Rhododendren, deren große stille Blüthen seltsam farblos im Mondlicht glänzten. Da tönten Schritte in der Nähe. „Mrs. Lester, Ma'am, sind Sie hier?" Sarah stand rasch auf und ging der alten Negerwärterin entgegen, welche sie bat, in das Schlafzimmer der Kinder zu kommen, da der kleine Knabe nicht wohl sei.

Sie wendete sich nach ihrem Begleiter zurück, der noch zwischen den Rhododendren saß. „Ich muß zu den Kindern, Robert; bitte, gehen Sie hinein," sagte sie.

„Zu den Kindern," damit war der Zauber gebrochen, welchen die Erinnerung um sie gewebt hatte; hätte ihr Gefahr gedroht aus der alten Heimath her, sie wäre aufgehoben worden durch dies eine Wort, das Symbol alles dessen, was sie an die neue fesselte.

Sarah folgte der Negerin nach dem Hause, durch den Flur, in welchem die Alabasterampel brannte, die Treppe hinauf, zu dem Schlafzimmer der jüngern Kinder. Die Frau lauschte einen Augenblick an der Thür. „Er ist jetzt still," sagte sie; „ich hatte Miß Rosa gebeten, bei ihm zu bleiben, während ich hinunterging."

Die Mutter trat ein. In dem geräumigen Zimmer mit den weißen Betten verbreitete die beschattete Nachtlampe ein mildes Licht. Und dort am Bettchen des jüngsten Knaben sah sie die kleine Gestalt der zehnzährigen Rosa, welche sich über den Bruder gebeugt hatte und ihm sanft mit der Hand auf die Schulter klopfte. Nebenan, aus dem etwas größern, schneeweißen Bett erhob sich jetzt ein dunkler Lockenkopf; Lizzie hatte der Mutter erwartungsvoll entgegengesehen; als sie vorüberschritt, haschte das Kind stumm nach ihrer Hand und küßte dieselbe. Denn es war ein Fest, der Mutter noch wachend im Schlafzimmer begegnen zu können; die Kinder wußten, daß sie dasselbe spät noch einmal durchschritt, um nach ihnen zu sehen, aber selten gelang es einem von ihnen, die müden Augen so lange offen zu erhalten.

Sarah war stehen geblieben und drückte mit liebkosender Hand das lockige Köpfchen auf das Kissen zurück. „Schlaf ein, Lizzie, mein Liebling, es ist schon spät," sagte sie, indem sie sich über das Kind beugte.

„Ich konnte nicht schlafen, Mama; Kurt hat geweint, er hatte Kopfweh," sagte die Kleine zur Entschuldigung ihres Wachseins.

Die Mutter glättete ihr das Kissen und kam dann zum Bette des Knäbchens, welches unter der sanften Hand der Schwester endlich eingeschlummert war. Sie sah auf die beiden Kinder hinab, auf den pausbäckigen Knaben und die kleine Wärterin, welche mit bloßen Füßen und im langen, weißen Nachtkleid wie ein Schutzengel an dem Bette saß und mit all' dem Ernst, dessen ihr Kindergesicht nur fähig war, von dem Brüderchen zur Mutter und von dieser wieder auf den Kleinen blickte, indem sie damit schweigend ihre Verantwortlichkeit in die Hände der Mutter überlieferte; und Sarah's Herz war voll für diese jungen Geschöpfe wie nie zuvor.

„Du warest schon zu Bett, Rosa?" fragte sie die kleine Tochter.

„Ja, liebe Mama, aber ich war noch wach und Maggie rief mich, um neben Kurt zu sitzen. Er ist jetzt eingeschlafen," fügte sie hinzu, stolz auf den Erfolg ihrer Besänftigungsmittel.

„Geh' jetzt zurück, mein Herzenskind; ich danke dir. Du wirst dich erkälten; du hättest erst Schuhe anziehen müssen. Wie lange hast du hier gesessen?"

„Nur wenige Minuten, Ma'am," sagte die Wärterin, welche hinter ihrer Herrin stand. „Miß Rosa hätte etwas anziehen können; ich wollte so lange warten, aber sie kam gleich, und Kurt beruhigte sich, sobald er sie sah. So mochte ich ihn nicht wieder anfangen lassen zu weinen, indem ich Miß Rosa fortschickte, um ihre Schuhe zu holen."

Rosa hatte ihre Rechtfertigung durch die alte Margarethe abgewartet; jetzt sagte sie der Mutter gute Nacht und huschte ins angrenzende Zimmer, wo sie mit den ältern Schwestern schlief.

Der kleine blonde Krauskopf schlummerte auch; auf seinen runden Bäckchen waren noch Spuren von Thränen zu sehen, und diese Bäckchen trugen ein höheres Roth als gewöhnlich, der Athem des Kindes ging rasch, und die kleinen Hände, welche auf der Decke lagen, waren brennend heiß.

„Seit wann ist Kurt nicht wohl?" fragte die Mutter besorgt. „Er schien heute Nachmittag noch munter."

Es fiel ihr plötzlich ein, das Kind könne in der Sonne gespielt haben; rächte sich doch eine solche Unvorsichtigkeit fast immer in diesem Klima.

„Er verlangte früh zu Bett und sagte, der Kopf thue ihm weh," berichtete die Negerin. „Das liebe Kind; er scheint Fieber zu haben. Ich dachte, es wäre am besten, wenn ich Missis gleich davon sagte. Sie wissen ja, was dabei zu thun ist."

Allerdings wußte sie es. Sarah Lester war eine vortreffliche Krankenpflegerin und hatte schon durch mehr als eine Krisis an dem Bett eines oder des andern ihrer Lieblinge gewacht. Bis jetzt hatten diese Krankheiten immer einen glücklichen Verlauf genommen; Sarah war muthig und handelte rasch und besonnen.

Auch jetzt gab sie sich keiner übertriebenen Sorge hin. Sie ging nach ihrem Ankleidezimmer, wo in dem Wandschränkchen sich die Hausapotheke befand, unter ihrer ausschließlichen Obhut und nur ihr allein zugänglich. Von dort nahm sie ein kleines Arzneiglas mit brauner Flüssigkeit, welches eine deutlich leserliche Inschrift trug, und kehrte in die Kinderstube zurück. Mit Hülfe Margarethens wurde der Kleine in die Höhe gerichtet und ihm ein wenig von dem fieberstillenden Tranke eingeflößt; er erwachte dabei, sträubte sich aber nicht viel, sondern schlief wieder ein, als seine Mutter sich zu ihm setzte und ihm zärtlich zusprach.

Sarah blieb nachdenklich an dem Bettchen sitzen; sie hörte die ruhigen Athemzüge der andern Kinder; auch der Athem des Kleinen wurde regelmäßiger, seine Stirn, welche sie von Zeit zu Zeit befühlte, war weniger heiß und als sie nach einiger Zeit bemerkte, daß seine Händchen feucht wurden, erhob sie sich mit einem Seufzer der Erleichterung.

Sie winkte der Negerin, welche im Zimmer geblieben war. „Setze dich hierher, Margarethe," befahl sie, „während ich hinunter zum Abendessen gehe. Du verlässest das Zimmer nicht. Ich werde Barett schicken, dann könnt ihr das Sopha dort zurechtrücken. Sie soll ein Kissen und eine

Decke aus meinem Zimmer holen, mehr brauche ich nicht; ich will heute Nacht hier bleiben."

„Oh Missis, das ist nicht nöthig," meinte die Frau. „Ich werde wach, sobald sich eins von den lieben Kindern regt; ich kann Sie rufen, wenn Kurt unruhig wird."

Aber Sarah hielt ihre Anordnung aufrecht. Sie nahm ihre Pflichten gegen die Kinder sehr ernst, und gebrauchte in Allem, was dieselben betraf, lieber zu viel Vorsicht als zu wenig.

Im Balconzimmer unten hoffte sie ihren Mann bei seinem Gaste anzutreffen. Während sie hinunter ging, fiel es ihr plötzlich als etwas Seltsames und Neues ein, daß da unten der Bräutigam ihrer Jugend saß. Sie konnte sich nicht hineinfinden; die zwei Welten, jene, in welche er sie heute zurückversetzt hatte, und die, in der sie mit ihrem Gatten und ihren Kindern lebte, vermochte sie noch nicht zu versöhnen, noch stand sie nicht im richtigen Verhältniß zu dem Manne, den sie vor Jahr und Tag geliebt hatte. „Es muß anders werden," dachte sie; „ich will Frank Alles sagen — Robert wird dann zur Familie gehören —" Sie empfand es nicht als ein Unrecht, dies Letztere zu wünschen; ohne sich ganz klar darüber zu sein, liebte sie in dem Gaste die goldne Zeit ihrer freilich entbehrungsvollen, aber hoffnungsreichen, traumbeseligten deutschen Jugend.

Sarah trat in das Zimmer, durch dessen nach dem Garten gehende offne Glasthüren das Mondlicht in breiten Streifen einfiel, während die große Kuppellampe auf dem Tische am andern Ende nur einen kleinen Lichtkreis um sich verbreitete. Die fernen Ecken des stattlichen, dunkel möblirten Gemachs erschienen nur düsterer trotz Lampe und Mondschein; zwei Personen befanden sich in dem lampenhellen Theile desselben: Doctor Schwarz lehnte in einem Sopha und hatte das Photographie-Album aufgeschlagen, welches ihm am Tage seiner Ankunft hier im Hause gezeigt worden war; Ellen saß ihm gegenüber; in ihrem hellen Kleide und den hellbraunen Haaren schien sie alles Licht im Zimmer auf sich zu concentriren und sah, von dem dunkeln Sammet des Sessels umrahmt, so schön aus, daß Sarah etwas wie Unwillen fühlte gegen den Mann, welcher, unempfindlich gegen den künstlerischen Reiz dieses Anblicks, sich in die Betrachtung eines geschmacklosen Bildes vertiefen konnte. Denn sie hatte sofort entdeckt, welche Seite des prächtigen Buches ihr deutscher Freund vor sich aufgeschlagen hielt.

Die zwei Insassen des Zimmers schienen sich nicht besonders lebhaft unterhalten zu haben; Beide blickten nach der Thür, fast als fühlten sie Erleichterung bei der Unterbrechung ihres tête à tête.

„Wo ist dein Vater und Albert?" fragte Sarah etwas befremdet, indem sie zu ihrer Tochter trat. Sie fühlte, daß der Blick des Doctors ihr folgte, und zum ersten Male war ihr dieser geduldige und stete Blick lästig.

„Albert ist, glaube ich, noch in seinem Zimmer bei seinen Aufgaben, liebe Mutter," sagte Ellen. „Er ist heute Mittag lange mit dem Pony fortgewesen und deshalb noch nicht fertig. Papa habe ich seit dem Mittagsessen nicht gesehen."

Sarah ging, um ihren Mann aufzusuchen. Sie fand ihn in seinem Zimmer, er saß auf dem Sopha, augenscheinlich, ohne sich mit irgend etwas beschäftigt zu haben; kein Buch, keine Zeitung war in der Nähe. Als sie eintrat, richtete er große, erschrockene Augen auf sie; er hatte regungslos gesessen, seit jene Worte durch das dunkle Gebüsch zu ihm heraufgedrungen waren, die Worte: „Sarah, wie elend bin ich ohne dich gewesen." Mit diesen Worten hatte Frank Lester seit jenem Augenblicke gerungen, er hatte die böse Macht, welche von ihnen ausging, von sich abzuwenden, dem grausamen Stachel, welchen sie enthielten, die Spitze abzubrechen gesucht, aber tapfer wie er gekämpft hatte, die Worte waren stärker als er, sie behielten Recht, sie überzeugten ihn, daß ihn sein Weib verrathe.

Freilich wußte er nicht, was sie erwiedert und ob sie den, welcher so sprach, zurückgestoßen hatte, aber das schien ihm nicht glaublich. Jene Worte waren nicht die ersten des in so vertraulichen, leisen Tönen geführten Gesprächs gewesen. Sarah hatte den Mann bis dahin angehört, sie hatte ihn Hoffnung schöpfen lassen, und dann, als er endlich erreicht hatte, wonach er so lange gestrebt, da war er, wie der Schiffer, welcher, den Wellen entronnen, vom sichern Strande aus erst schaudert, wenn er auf die Gefahr zurückblickt, beim

Gedanken an das Ueberstandene in jene Worte ausgebrochen: „Wie elend bin ich ohne dich gewesen!"

Weiter war Lester mit all' seinem qualvollen Sinnen noch nicht gekommen. Was er thun mußte, was Recht und Ehre von ihm erforderten, das zu bedenken, war noch immer Zeit; noch frühe genug mußte das Glück seines Hauses, welches ihm in jenen Augenblicken hoffnungslos unterhöhlt schien, auch vor den Augen der Welt zusammenbrechen. Jetzt, beim Eintritt seines Weibes war Frank tödtlich erschrocken. Was wollte sie hier zu ungewöhnlicher Stunde? Kam sie, um ihm Eröffnungen zu machen? Sie liebte es, rasch zu handeln; nahte das Ende schon?

Die schöne Frau sah besorgt auf das bleiche Gesicht ihres Mannes. „Bist du nicht wohl, lieber Frank?" fragte sie, indem sie zu ihm trat und die Hand auf seine Schulter legte.

Seltsam, beim Klang ihrer Stimme wurde ihm ganz anders zu Muth; er war bereit, sich einen Thoren zu schelten wegen seines Argwohns; er konnte sie fragen, sie würde ihm reine und volle Wahrheit geben, zum Verzweifeln war es viel zu frühe. Das alles bewirkte die Stimme seines Weibes; sie hatte einen Klang, vor dem alles Uebel, die Sorge, die Angst und der Verdacht zu fliehen schienen; es lag etwas so Muthiges, Energisches und Belebendes in den Tönen derselben.

Sie hatte ihn gefragt, was ihm fehle. „Es ist nichts, mein Kind, ich habe ein wenig Kopfweh und hatte mich für eine Weile niedergelegt," erwiederte er.

„Et tu, Brute!" sagte sie lächelnd, „auch du, Frank, dem sonst nie etwas fehlt!" Sie legte ihre weiche Hand an seine Stirn. „Fast muß ich glauben, daß es heute heißer war als bisher, obgleich ich im Hause nichts davon bemerkt habe. Kurt fiebert auch; ich kam um dich zu bitten, daß du das Kind einmal ansehen mögest; ich habe ihm eine Dosis Tropfen gegeben."

Lester erhob sich. „Aber wenn du selber nicht ganz wohl bist, Frank — er schläft im Augenblick ruhig; ich glaube nicht, daß er krank werden wird" — und sie legte die Hand auf den Arm ihres Mannes, um ihn zurückzuhalten.

„Nein, laß' uns gehen, Sarah." — Die beiden Gatten begaben sich an das Bett des Kleinen, Frank aber dachte in diesem Augenblick kaum an das Kind, welches allerdings in ruhigem Schlummer zu liegen schien; er sah auf seine Gattin nieder, wie sie sich über das Lager beugte und den Athemzügen des Knaben lauschte, er versenkte sich in ihre Züge und sah darin nur die Sorgfalt der Mutter. Sie hob das Auge zu dem seinen mit einem offenen, fragenden Blick, um seine Meinung über den Zustand des Kindes in seinem Gesicht zu lesen. „Das Fieber hat schon nachgelassen," sagte sie leise.

„Gott sei Dank. Aber Margarethe darf nicht allzu fest schlafen —"

„Ich werde mich hierher betten," sagte sie rasch; „es ist am besten; ich habe schon das Nöthige einrichten lassen."

Frank blickte auf seine Gattin und von ihr zu dem Kanapee hinüber, welches zum provisorischen Lager hergerichtet worden war. „Thue, was du für nöthig hälst," sagte er dann kurz und schritt hinaus.

Einige Minuten später trafen die Gatten am Theetisch zusammen; Doctor Schwarz, Ellen und Albert bildeten die übrige Gesellschaft. Ob die Schwüle des Tages die Schuld trug, welche sogar der Abend nicht ganz hatte bannen können — eine drückende Atmosphäre lag über dem Zimmer und über allen Theilnehmern an dem Familienmahle, ausgenommen etwa Albert. Dieser zeigte seinen gewöhnlichen Appetit und seine gewöhnliche, das heißt sehr gute Laune, mit der Zeit aber schien jene Gewitteratmosphäre sich auch ihm fühlbar zu machen, auch er wurde endlich still. Als er zum dritten Male seine Tasse der Schwester zum Füllen hinschob, konnte er sich nicht enthalten, schön Ellen anzustoßen und hinter der Theemaschiene seiner Verwunderung über die schweigsamen Tischgenossen mittelst einer drolligen Grimasse Ausdruck zu geben. Ellen aber winkte ihm erschrocken zu; sie schien durchaus nicht geneigt, seiner komischen Auffassung der Sache beizutreten.

Die Flügelthüren nach der Veranda hin standen offen. Draußen war es sehr dunkel geworden, schwere Wolken verbargen den Mond, dem es nur zuweilen gelang, die Ränder dieser dunkeln Gebirge zu versilbern; sobald er sich selber hervorwagte, schob sich der schwarze Zug nach, und die helle Scheibe verschwand, um über die Gipfel der seltsam gestalteten Massen ein

magisches Licht zu werfen. Im Garten dufteten die Blumen in die Dunkelheit hinein; Nachtschmetterlinge huschten um die Milchglaskuppel der Lampe auf dem Theetisch, und anderes Insectenvolk schwirrte nach. Ihr Summen und das Klirren des Porzellans waren viele Mal an diesem Abend die einzigen Laute, welche in dem Zimmer gehört wurden.

Gegen Ende der Mahlzeit schien sich der Hausherr zu besinnen, daß es an der Zeit sein dürfte, jetzt etwas zu sagen. „Sie bleiben doch über Nacht hier, Doctor?" meinte er, und man hörte ihm das Bestreben an, seinen alten heitern Ton zu treffen. „Das ist recht. Wir müssen noch so viel wie möglich von Ihnen zu sehen suchen, denn wie ich neulich von Blackmore hörte, nähert sich Ihr Urlaub seinem Ende."

Er blickte nach seiner Frau hinüber, welche hier verwundert aufschaute. „Wie, Sie gehen bald nach Deutschland zurück, Herr Doctor," sagte sie, „davon habe ich noch kein Wort gehört."

Sie sprach so unbefangen; sollte sie sich mit solcher Meisterschaft verstellen können? Warum nicht? Mit welcher Leichtigkeit kam dies „Herr Doctor" von ihren Lippen, und der Amerikaner wußte doch, daß sich seine Gattin und ihr Landsmann, wenn sie ohne Zeugen mit einander redeten, bequemerer Apostrophen bedienten.

„Ich werde allerdings nur noch kurze Zeit aus der Redaction fortbleiben können," entgegnete Schwarz. Er sprach in niedergeschlagenem Tone. „Es wird mir sehr schwer fallen, mich von Ihrem gastlichen Lande zu trennen," fügte er gegen den Hausherrn gewendet hinzu, und dann, als spräche er kaum noch zu den Anwesenden: „Ich habe hier so Manches gefunden, was mir die Heimath nicht bietet; fast kommt es mir vor, als würde ich mich hier mehr zu Hause fühlen als in Deutschland, wenn bei einem einsamen Manne überhaupt von einem zu Hause die Rede sein kann."

Lester biß die Zähne auf einander und fand die Offenherzigkeit des Deutschen erstaunlich. Sarah schien sich nicht zu wundern. „Haben Sie noch nie daran gedacht, hier zu bleiben, Doctor?" fragte sie mit ihrem belebenden, hoffnungsreichen Ton. Was sie sagte, erschien, wenn sie es aussprach, begehrenswerth und erreichbar. „Sie sind des Englischen vollkommen mächtig, könnten aber auch vielleicht die Leitung einer deutschen Zeitung übernehmen."

„Gewiß, gründen Sie eine Zeitschrift zur Vertretung der idealen Bestrebungen Ihres Landes. Sie würden ganz tüchtige Kräfte zum Mitwirken finden, vielleicht wo Sie dieselben kaum vermuthen."

Lester sprach dies mit unverkennbarer Bitterkeit; Schwarz sah ihn etwas verwundert an, Sarah, die mit dem vergoldeten Löffel gespielt hatte, hielt mit erhobener Hand inne. Seine Worte gaben ihr ein plötzliches Licht, vor dem sie erbebte; die fast vergessene Novelle fiel ihr ein; sie wußte jetzt, was ihren Gemahl gequält und von ihr entfremdet hatte. Zum ersten Male in ihrem Leben empfand sie bittre Reue und etwas wie Furcht vor den Folgen ihrer Handlungsweise.

„Die Sache ließe sich überlegen," meinte inzwischen der Doctor auf die letzte Bemerkung seines Gastfreundes. „Aber wenn ich erst wieder in Deutschland eingesponnen bin, wenn der Zauber gebrochen ist, mit dem das bewegte Leben hier in Ihrem Lande den Fremden umstrickt, dann wird voraussichtlich das Resultat einer solchen Ueberlegung ganz anders ausfallen, als ich jetzt wünschen möchte."

„Darf ich Ihnen noch einmal einschenken, Herr Doctor?" ließ sich jetzt Ellen's sanfte und wohllautende Stimme vernehmen, und der Doctor fuhr beim Klange dieser Stimme zusammen, wie einst beim ersten Anblick des jungen Mädchens.

Als man sich vom Theetisch erhob, war es schon spät; Ellen und ihr Bruder wünschten gute Nacht, Lester hätte sich am liebsten nach seinem Zimmer begeben, aber er war zu sehr Gentleman, um den Gast, gegen den er sich einer vielleicht schon von Jenem bemerkten Kälte schuldig fühlte, von neuem zu vernachlässigen. „Wie ist's, rauchen wir noch eine Cigarre zusammen?" fragte er. „Wir setzen uns hinaus auf die Veranda und können von da das Gewitter beobachten, welches ohne Zweifel dort heraufzieht."

Sarah seufzte. Sie hatte noch heute Abend mit ihrem Manne reden wollen; vorhin fühlte sie den Muth dazu, aber mit jeder Minute, die seitdem verstrichen, war ihr Entschluß wankender geworden. Jetzt trat sie zu den beiden Herren, welchen sie die Lampe auf den Tisch in der Veranda

brachte. „Ich will hinauf zu dem Kleinen,“ sagte sie, „sehe ich dich noch, Frank?“

„Das glaub' ich kaum,“ war die Antwort, deren Kürze und Unfreundlichkeit ihr Gemahl im nächsten Augenblick bitter bereute.

„Nun, dann gute Nacht. Gute Nacht, Herr Doctor.“ Sie ging um den Tisch herum auf den Deutschen zu, um ihm die Hand zu reichen. Mit welcher Andacht er diese Hand in die seine nahm! wie ganz unverhohlen sich die Blicke der Beiden begegneten und einen Augenblick lang ineinander ruhten! Der Gemahl sah das alles; hätte er nur auch gewußt, was sein schönes Weib dabei dachte.

Sarah kannte den für das Große und Außergewöhnliche empfänglichen Sinn ihres deutschen Freundes. Am liebsten wäre sie jetzt, mit seiner Hand in der ihren, stehen geblieben und hätte ihrem Gemahl gesagt: „Sieh diesen Mann an, du kennst ihn besser, als du denkst,“ und ihm dann Alles erzählt. Aber Frank Lester war kein Deutscher; trotz einer fast achtzehnjährigen Ehe kannte sie ihn nicht genug, um zu wissen, wie er so viel Aufrichtigkeit aufnehmen würde.

So ging sie fort in das Schlafzimmer ihrer Kinder. Sie saß lange an dem Bettchen des Kleinen, der sich im Schlafe hin und her warf, sie reichte ihm Wasser, als er erwachte und über Durst klagte, und blieb dann wieder, bis er von neuem eingeschlummert war. Darauf kehrte sie zu ihrem Ankleidezimmer zurück, um ihr Haar für die Nacht einzuflechten. Sie löste die schweren braunen Strähne, so daß sie ihr weit hinab über die Schultern rollten, und dachte dabei an ihren Gatten; sie sehnte sich, wie sie noch nie gethan, nach einem freundlichen Worte von ihm.

Die Thür des anstoßenden Schlafgemachs stand offen; dasselbe war dunkel, aber aus dem jenseits gelegenen Ankleidezimmer des Hausherrn fiel Licht durch die gleichfalls offene Thür. Jetzt hörte auch Sarah seinen Schritt, einem plötzlichen Impulse folgend eilte sie durch das Schlafzimmer und stand nun in der Thür ihres Mannes. Er drehte sich rasch um bei dem Geräusch ihrer leichten Schritte; ihre helle Gestalt hob sich wundersam aus dem dunkeln Raum ab, das braune, aufgelöste Haar hing ihr über die weißen Schultern, ihre großen Augen glänzten, sie war hinreißend schön in diesem Augenblick und ihr Gemahl empfand es mit einer Pein, die bitterer war als Alles, was er in den letzten Wochen gelitten hatte. Dieses Haar und diese Schultern, diese ganze anmuthumflossene Form, sie gehörte ihm nicht mehr; freilich konnte er sie jetzt in seine Arme schließen, kam sie nicht selber, seine Gattin, und brachte sich ihm? Aber sie sollte nicht zur Betrügerin werden, sollte keine falschen Liebkosungen an ihn verschwenden; er verschloß sein Herz gegen ihre Schönheit und trat mit kaltem Antlitz auf sie zu.

„Was willst du noch, mein Kind?“ fragte er sie; seine Stimme klang milder dabei, als es in seiner Absicht gelegen hatte.

Sarah Lester war verwirrt wie ein junges Mädchen, welches seine Liebe gestehen soll. „Ich — ich hörte dich,“ stammelte sie, „und kam um zu fragen, ob du dich jetzt wohler fühlst, lieber Frank.“

Er seufzte; wie lange durfte er ihre holde Sorgfalt noch genießen? „Ja, mein Kopfweh ist fast vorüber,“ sagte er mit gepreßter Stimme. „Aber willst du nicht zur Ruhe gehen? es ist spät. Schläft der Kleine jetzt?“

Sein Weib antwortete nicht. Sie hatte nach seinem Schreibtisch hingesehen, auf demselben stand ein eleganter Kasten von kostbarem Holz mit Silberbeschlag. Der Deckel war offen; rasch trat sie hinzu, legte ihre Hand auf die darin befindlichen Pistolen, und wendete sich mit angstvollem, fragendem Gesicht nach ihrem Gatten.

Er lächelte ziemlich gezwungen. „Nun, warum siehst du plötzlich so tragisch aus, Sally? Meine Pistolen bedürfen der Reparatur, ich werde sie morgen mit nach der Stadt nehmen und wollte sie herauslegen, um sie nicht zu vergessen.“

„Wozu aber brauchst du die Pistolen überhaupt, Frank?“

„Welche Frage! Du weißt, daß ich mich nie auf eine längere Reise begebe, ohne sie mitzunehmen.“

„Du verreisest doch in der nächsten Zeit nicht?“ sagte sie ängstlich.

„Ich begreife deine plötzlichen Besorgnisse nicht,“ entgegnete er rauh. „Bitte, gehe jetzt zu Bett, Sarah; es ist Mitternacht vorüber, auch ich — auch ich will mich schlafen legen, ich habe Ruhe nöthig.“

Er wendete sich ab von ihr, er schickte sie fort, wie er noch nie gethan hatte: zum ersten Male behandelte er sie wie ein Kind, dessen lästige Gegenwart man ohne weitere Ceremonien abschüttelt. Sarah richtete sich in die Höhe, das Blut stieg ihr in die Wangen, ohne ein Wort weiter verließ sie das Zimmer.

Frank drehte sich rasch um, als sie ging; am liebsten wäre er ihr nachgeeilt und hätte sie in seine Arme geschlossen; aber das Gefühl des Unrechts, welches er durch die Heimlichkeit jener Beiden erlitten, half ihm diese warme Regung bezwingen. Er blieb und durchwachte die Stunden der Nacht, welche seine Gattin ebenfalls schlaflos im Zimmer ihrer Kinder zubrachte.

Es war noch immer schwül, obwohl die weit offnen, nur durch Gazerahmen geschützten Fenster der Nachtluft freien Zutritt gewährten. Sarah hatte sich niedergelegt und, da ihr Kind ruhig schlummerte, selber Schlaf zu finden gesucht, aber vergeblich. Wenn sich ihre Gedanken endlich wohlthätig verwirrten, und sich mit den breiten Schatten und gedämpften Lichtern des matt erhellten Gemachs zu leichten Geweben verbanden, keine Gedanken mehr, nur Bilder und leise, leichte Empfindungen, dann genügte nur ein bestimmter Ton, das Anprallen eines Insects gegen die Gazevorhänge oder das Knistern des Lampendochtes, um den nahenden Schlummer vollständig zu verscheuchen. Dann waren die Gedanken wieder da, gewannen rasch an Klarheit und Macht und standen Wache um ihr Lager, so daß sie aufsprang und ihren Platz am Lager ihres Kindes wieder einnahm.

Hier blieb sie, und in diesen stillen Stunden dachte sie die Zustände der letzten Wochen durch. Die Klarheit, welche ihr sonst eigen war, und die sie unter den deutschen Erinnerungen einzubüßen anfing, kehrte zurück; während die Nacht dahinglitt und ein erfrischender Hauch, der Vorläufer der aufgehenden Sonne, sich bemerklich machte, wurde sie ruhiger und ruhiger, und als die geistige Spannung aufgehört hatte, da stellte sich körperliche Müdigkeit ein. Sie weckte die Negerin, gab ihr Anweisungen für den Fall, daß der Kleine erwache, und legte sich dann nieder, um alsbald einzuschlummern.

Sarah schlief lange. Als die Zeit des Aufstehens für die Kinder gekommen war, hatten sie mit rührender Anstrengung ihre Toilette so leise wie möglich zu machen gesucht, um die Mama nicht zu wecken. Barfuß, auf den Zehen, ihre Kleider über dem Arm, war die kleine Rosa zu den Schwestern ins Nebenzimmer gehuscht, wo sie sich ankleiden lassen wollte; vor lauter Aengstlichkeit ließ sie die Wasserkanne fallen, aber selbst das Klirren des zerbrochenen Porzellans, der sich ergießende Strom und der unterdrückte Aufschrei des erschrockenen Kindes hatten den tiefen, traumlosen Schlaf der von geheimer Aufregung mehr als vom Nachtwachen erschöpften Frau nicht zu unterbrechen vermocht. Sie schlummerte noch, als ihr Gatte, den kleinen Kurt auf dem Arm, an ihrem Lager stand und sinnend auf sie hinabschaute.

Frank wußte kaum, warum, aber der Schlummer seines Weibes beruhigte ihn seltsam. So, im Schlafe, erschien sie ihm gefeit gegen jeden bösen Einfluß. Er nahm jetzt den Doctor mit in die Stadt, Schwarz ging bald nach Europa, vielleicht war doch noch nicht Alles verloren. So durchlebte er alle die wechselnden Stimmungen, welche das Antheil der Verliebten sind, denn Frank Lester liebte jetzt, weit mehr, als da er vor achtzehn Jahren, ein blasirter junger Weltmann, die schöne Deutsche mit dem Antrage seiner Hand beehrte.

* * *

Einige Stunden waren vergangen; im Hause herrschte noch die Stille des Vormittags. Ellen hatte die Clavierübungen der Kleinen überwacht, eine tägliche Pflicht, der sie sich mit der ihr eignen Stetigkeit und Ruhe unterzog, aber sie war ihr nie schwerer geworden als heute. Jetzt saß sie noch vor dem Piano; der hohe Sitz der Schülerin neben ihr war leer, sie befand sich allein in dem anspruchslosen Musikzimmer, welches wenig mehr enthielt als das Instrument, dessen Laufbahn sich, nachdem es die Periode seines Glanzes im Drawingroom absolvirt hatte, hier in bescheidnerer Sphäre ihrem Ende zuneigte.

Ellen lehnte in ihrem Sitz zurück und hatte die Stirn auf die schlanke Hand gesenkt, augenscheinlich in trübe Gedanken versunken. Da zuckte sie zusammen, ein weicher Arm hatte sich um ihre Schultern

gelegt, sie blickte auf und begegnete den schönen Augen ihrer Mutter, die sich über sie beugte.

Sarah küßte ihre Tochter auf die Stirn. „Ich möchte mit dir reden, Ellen; die Kinder sind im Garten, wir werden hier ungestört sein."

Ellen sah ihre Mutter an; sie wußte, was jetzt kommen würde; ruhig ging sie nach der Thür, um dieselbe zu schließen, und dann zu dem kleinen Divan, welcher die schmale Wand dem Piano gegenüber einnahm. Sie setzte sich, die Hände im Schooß gefaltet und das jugendliche Köpfchen gesenkt, und erwartete, was ihr die Mutter sagen würde.

Ellen wußte, daß das seltsamste Problem sich in der Familie vorbereitete; sie liebte und hatte entdeckt, wer ihre Nebenbuhlerin im Herzen des fremden Gastes war. Aber bei aller Traurigkeit darüber verzweifelte sie nicht, ihr Vertrauen auf die Mutter war felsenfest: wenn diese wollte, so konnte sie Alles schlichten und lösen.

Sarah blickte liebevoll auf das blasse Gesicht ihrer reizenden Tochter und ergriff ihre Hand. „Ich sehe dich seit einiger Zeit leiden, mein Kind," sagte sie, und ihre klugen Augen ruhten forschend auf den Zügen des Mädchens. „Du erträgst Alles im Stillen; willst du mir nicht sagen, was dir fehlt?"

„Du weißt es ja, Mama," war die einfache Antwort.

Sarah lächelte flüchtig. „Ich glaube fast. Und ich bin gekommen, um dir etwas zu erzählen, das dir zu wissen gut sein wird, meine Tochter."

Einen Augenblick lang sah Ellen ihre Mutter angstvoll an, aber das Antlitz derselben beruhigte sie. Die schöne Frau blickte sinnend in die Weite, als sähe sie dort, ganz fern, heitere Bilder vorüberziehen. „Laß mich dir gleich das Wort geben, welches das zuweilen auffallende Benehmen unseres Gastes erklären wird," begann sie, „denn von ihm wollte ich sprechen. Du weißt, ich fing hier in dem Lande deines Vaters ein neues Leben an: in meiner deutschen Heimath, in der alten Welt, habe ich eine Jugend und auch eine Zeit der Liebe gehabt; ich war dort die Braut des damaligen Studenten Schwarz. — Du bist erstaunt? Ich hätte dies früher sagen sollen, auch Deinem Vater; wir haben nicht gut gethan, indem wir verschwiegen, wie nahe wir einander gestanden haben. Ich war überrascht, mehr noch, überwältigt von dem ersten Augenblicke des Wiedersehens — und dann — der arme Robert — er schien unsere Trennung nicht verschmerzt zu haben, obgleich sie eigentlich von ihm ausging. Nein, nicht von ihm," verbesserte sie sich; „seine Verwandten, das heißt die Umstände, zwangen ihn, mich aufzugeben. Du darfst ihn deshalb nicht verachten, meine Tochter. Du weißt noch wenig, wie unfrei der Mensch oft den äußern Dingen gegenübersteht — und in meiner alten Heimath vielleicht mehr als anderswo. Wir liebten uns schon, als wir fast noch Kinder waren, wir dachten, wir müßten sterben, als wir von einander gingen, aber wir sind doch beide leben geblieben," hier lächelte die schöne Frau ganz leise, „ich bin glücklich geworden und Robert wird auch noch zufrieden werden. Und nun fasse Muth, mein liebes Kind, vertraue mir: dies halbe Wesen muß ein Ende nehmen, auch um deines Vaters Willen; sobald ich meinen Landsmann wieder sehe, werde ich mit ihm reden."

Bei diesen Worten schoß helles Roth in Ellen's durchsichtiges Antlitz, und sie machte eine Bewegung, wie um ihre Mutter zurückzuhalten. „Was willst Du ihm sagen, Mama?" fragte sie ängstlich. „Nichts von mir, ich bitte dich. Er kennt mich nicht, er hat nie Augen für mich gehabt; er darf nicht erfahren, daß ich —"

„Daß du ihn liebst? Nun, es wäre nicht das erste Mal, daß ein Mädchen unter solchen Umständen liebt. Aber beruhige dich, Ellen; deine Ehre und dein Stolz sind in meinen Händen sicher; ich werde vielleicht gar nicht von dir reden, ich werde Robert fortschicken, aber" — hier lächelte sie auf ihre Tochter nieder, indem sie sich erhob — „ich glaube: er wird wiederkommen."

* * *

Es gab einen Theil des Lester'schen Gartens, welchen die Herrin ganz im Stillen den prächtigen Blumenanlagen in der Nähe des Hauses noch vorzog, eine etwas vernachlässigte, verwilderte Ecke, wo hohe Bäume und dichtes Gebüsch die überwachsenen Pfade beschatteten, wo es feucht roch,

wo man Waldblumen fand und dichtes Moos in den Ritzen einiger geborstenen Steinsitze.

In dieser Wildniß stand ein kleiner Pavillon. Seiner Umgebung angemessen war er keineswegs elegant und die einfache Structur, eine Rotunde, deren ringsum gleichmäßig überstehendes Dach von einem Kreise schmuckloser, hölzerner Säulen getragen wurde, nahm sich hier weltverlassen genug aus. Das Dach und die Außenwand der Rotunde waren mit Baumrinde bedeckt, aber von dieser Bekleidung blieb wenig zu sehen, die üppige Vegetation jener Breiten hatte das Häuschen so ganz umsponnen und überwuchert, wie nur je zauberhafte Rosenhecken ein Märchenschloß. Die Räume zwischen den Pfeilern waren vom Grün ganz ausgefüllt; Lianen bildeten hier ein dichtes Gitterwerk, so daß sich zwischen dem inneren Rund, dem Kern des kleinen Baues, und der Colonnade ein halbdunkler, laufchiger Gang befand. Ein einziges kreisrundes Zimmerchen nahm das Innere des Pavillons ein; Fenster waren allerdings vorhanden, mit runden, bleigefaßten Scheiben, aber daß sie nur sehr wenig Licht einließen, dafür sorgten die grünen Gewinde draußen; das kleine Gemach wurde hauptsächlich durch den Thürraum erhellt.

Die Abendsonne lag über dem Park, als Sarah Lester langsam unter den alten Bäumen hin diesem ihrem Lieblingsplatze zuschritt. Sie ging aufrecht, mit freier, stolzer Haltung des Kopfes, und das dunkle Seidenkleid floß in strengen Falten an ihr herab wie das Gewand der römischen Matronen. Die Hände hatte sie am Gürtel leicht übereinander gelegt und hielt damit den Spitzenshawl, der ihr von den Schultern geglitten war. Ihr schönes, klares Gesicht trug einen Ausdruck der Entschlossenheit, welcher Jedem, der etwa anders wollte als sie, wenig Hoffnung gelassen haben würde.

Sie hatte den Pavillon erreicht und stand an einem der geöffneten Fenster desselben, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet und sinnend auf das dichte Grün draußen blickend. Da wurden rasche Männerschritte hörbar, erstaunt drehte sie sich um und stand dem Doctor gegenüber. Er sah erregt aus, erhitzt und verstört; mit einiger Scheu grüßte er sie und sagte dann, indem er das feuchte, schwere Haar aus der Stirn strich, mit unsicherer Stimme:

„Ich bin eben aus der Stadt gekommen; man sagte mir, Sie seien im Garten. Verzeihen Sie, daß ich Sie sofort aufgesucht habe — in ziemlich unpassender Toilette sogar,“ fügte er nicht ohne Bitterkeit hinzu, indem er auf seine staubigen Kleider deutete.

Sarah war ruhig geblieben und hatte ihn angesehen, als höre sie seine Worte kaum, während sie sich doch im Geiste mit ihm beschäftigte. Sie reichte ihm jetzt die Hand. „Sind Sie mit meinem Manne gekommen?“ fragte sie.

„Nein, ich habe ihn heute nicht gesehen.“

„Er weiß also nicht, daß Sie hier sind,“ meinte Sarah, mehr mit sich, als mit ihm redend.

„Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß er es weiß. Vielleicht compromittire ich Sie, indem ich in der Abwesenheit Ihres Mannes mich hier zu zeigen wage. Wünschen Sie, daß ich gehe, Mrs. Lester?“ fragte er scharf.

Ein verwunderter Blick aus ihren Augen traf ihn; er seufzte und wendete sich nach dem Fenster. „Ich hatte keine Ahnung von der Existenz dieser Anlage,“ nahm er nach einer Pause das Wort. „Sie lieben diesen Platz, Mrs. Lester?“

„Ja, Robert, er ist mir sehr lieb; er kommt mir heimathlich vor.“

„Heimathlich? was heißt das?“

„Ich wollte damit sagen, daß Manches hier mich an die Heimath erinnere.“

„Die Heimath?“

„Ja; Sie scheinen heute in der Laune des Kritisirens zu sein, Robert. Hoffentlich erlauben Sie mir, den Ort Heimath zu nennen, an dem ich geboren und erzogen worden bin.“

„Sie meinen Deutschland, sogar die gute Stadt L., wie es scheint.“

„Ja, haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Sie sprach in leichtem Tone, aber es lag etwas in ihrer Art, welches den Ernst anzeigte, den sie heute mit hierher gebracht hatte.

Er antwortete nicht auf ihre letzte Bemerkung. „Sarah,“ sagte er nach einer Weile, „du hast mich noch nicht nach meinen Erlebnissen befragt, ich meine da-

nach, wie es mir ergangen ist, nachdem wir so vernünftig gehandelt hatten, einander aufzugeben."

„Ob es wohl vernünftig war?" sagte sie vor sich hin. Diese unbedachten Worte warfen den Funken und ließen aufflammen, was der leidenschaftliche Mann bisher mühsam niedergekämpft hatte. Sarah saß in einem niedrigen Schaukelstuhl am offnen Fenster, und die grünen Ranken, welche hineinnickten, hingen bis auf ihre Schulter. Robert war plötzlich neben ihr; er sank nieder, und lag mit der Stirn an ihren Knien.

„Räche dich jetzt an mir," sagte er mit unterdrückter Heftigkeit, „räche dich an mir, weil ich dich damals feige aufgegeben habe! Stoße mich von dir, wenn du es wagst, tritt deine Jugenderinnerungen unter die Füße! Verlache den Schwärmer, welcher sein Leben in Sehnsucht nach der unwiederbringlichen Vergangenheit vergeudet hat, während du klüger warst, und dich mit der Gegenwart befreundetest!"

Sie schwieg und er fuhr heftig fort: „Du wirst es nicht, du kannst es nicht! Auch dir ist jene Zeit heilig, ich weiß es aus deinem eignen Munde — ich wußte es, ehe ich dich wiedersah; eben dies Geständniß hat mich zu deinen Füßen gelockt! Willst du mich jetzt verstoßen?"

Sie wollte fragen: „Was heißt das, Robert? ich verstehe dich nicht," aber im nächsten Augenblicke schon wäre dies Wort eine Lüge gewesen: sie wußte plötzlich, daß sie auch hier die Schuld trage durch die Veröffentlichung ihrer gemeinsamen Geschichte. Aller Groll über sein unbedachtes Beginnen schwand vor dieser Ueberzeugung. Robert war noch impulsiv und leicht bewegt wie damals, und wie sie ihn damals geliebt hatte, mit einem schwesterlichen, fast mütterlichen Gefühl neben dem bräutlichen — besonders da er ein Jahr weniger zählte als sie — so liebte sie ihn noch. Sie legte die Hand auf seine Schulter, sie strich sanft über sein Haar, wie sie bei ihrem Sohne gethan haben würde, und sprach zu ihm, lange und mit milder Stimme. Er horchte diesen Tönen, die ihn besänftigten, aber den Sinn ihrer Worte ließ er außer Acht und als sie schwieg, erhob er sich, lehnte mit untergeschlagenen Armen am Fenster und fragte in seltsam ruhigem Tone:

„Du bist für mich verloren, Sarah; war es das, was du mir sagen wolltest? Du gehörst Andern an, ich weiß es, nicht einmal Einem nur — jene Kinder füllen auch dein Herz aus und verdrängen mich. Aber du lässest mich hier? Ich darf in deiner Nähe bleiben, wie jetzt? Ich werde hierher übersiedeln, werde arbeiten, den ganzen Tag, aber Abends darf ich kommen, darf mich in deinen Kreis setzen und dich ansehen? War es nicht so? Meintest du das nicht?"

Sie seufzte hoffnungslos. Was sollte sie noch sagen? auch ihre Kraft schwand. Sie war so sicher und ruhig gewesen, ehe er kam; er mußte sie hören, hatte sie gedacht.

Die Beiden in dem einsamen Pavillon hatten nicht bemerkt, wie auffallend rasch die Dämmerung hereingebrochen war, sie hatten den Windstoß nicht gehört, welcher durch die Bäume fuhr, so daß das Rauschen und Neigen kein Ende nehmen wollte. Jetzt schreckte Sarah jäh in die Höhe, als ein Blitz den kleinen Raum erhellte; ein gewaltiger Donnerschlag folgte gleich darauf, und nun ergoß sich auch der Regen mit Macht; ein ungewöhnlich heftiges Gewitter entlud sich über das lechzende Land.

Sarah kannte keine Furcht, aber es war ihr überaus peinlich, mit dem Fassungslosen hier gefangen bleiben zu müssen. Der Regen strömte so gewaltsam, daß an ein Verlassen des Pavillons nicht zu denken war; Blitz und Donner ließen bald nach an Heftigkeit und folgten einander in langen Zwischenräumen, aber die Fluth rauschte unvermindert fort, und das Tönen und Plätschern der Tropfen vervielfachte sich in der üppigen Vegetation dieser lauschigen Ecke.

Die Beiden hatten aufrecht in der Mitte des kleinen Raumes gestanden, während Blitz auf Blitz, und Schlag auf Schlag mit betäubender Gewalt einander folgten, Robert einige Schritte weit entfernt von der Frau, die er so liebte, daß es ihm eine Seligkeit gewesen wäre, von ihr umschlungen an dieser Stelle zu sterben. Aber sie stand mit verschränkten Armen, unbewegt, und die Blitze zeigten ihm, wie sie mit bleichem, bekümmertem Gesicht in das Toben draußen schaute. Als das Gewitter nachließ, wendete sie sich zu ihm. „Geh jetzt, Robert;" bat sie. „Ich hatte gehofft,

uns Beiden helfen zu können, aber du willst nicht. Du mußt fort; du bist es meinem Gatten, deinem Gastfreund, schuldig."

Er schwieg noch. Ein köstlicher, feuchter Hauch zog jetzt herein von den erfrischten Pflanzen draußen; mit der Schwüle von vorhin schien auch der dumpfe, unerträgliche Schmerz von ihm genommen; er sog etwas wie Hoffnung und Muth aus der erneuten Atmosphäre.

„Ich will dir folgen, Sarah," nahm er endlich das Wort, ruhiger, als er an diesem Tage noch gesprochen hatte, „aber sage eins, wenn dein Mund nicht zu stolz ist, um mir die Wahrheit zu gestehen. Bist du glücklich? Wirst du so geliebt, wie man bei uns liebt? Laß es mich wissen: bist du glücklich, Sarah?"

Da fand sie endlich das rechte Wort der Lösung. „Warum nicht?" sagte sie mit feuchten Augen lächelnd. „Ich liebe meinen Mann, Robert, ich liebe ihn mehr, als ich sagen kann," brach es voll und warm von ihren Lippen.

Robert schwieg lange auf diese unerwarteten Worte. „Es ist gut," sagte er endlich mit ganz veränderter Stimme. „Warum solltest du nicht? Er verdient es, denn er hat dich zu finden verstanden. Lebe nun wohl, Sarah."

Sie hielt seine Hand fest, welche sie ergriffen hatte. „Robert, das Schicksal spielt seltsam mit uns. Höre mich noch einen Augenblick. Wenn du von hier gehst, wirst du uns allen fehlen, Einer aber wird das Licht aus dem Leben mit dir schwinden: meine Tochter Ellen liebt dich, wie ihre Mutter vor zwanzig Jahren."

„Sarah, was soll mir das?" rief er schmerzlich. „Hier trifft mich keine Schuld."

„Ich tadle dich nicht, aber Ellen ist unglücklich."

„Sie wird vergessen; sie ist ein Kind."

„Du irrst," sagte sie ernst. „Ellen ist mir ähnlich, du fandest es selbst."

„Ja, sie ist schön wie ein Märchen; sie ist dein Ebenbild — von außen."

„Du kennst sie nicht, Ellen hat sich vor dir verschlossen, sie ist stolz — übrigens auch klug genug für dich," fügte sie mit einem Anfluge von Schalkheit hinzu.

Das Gewitter war vorüber. Draußen plätscherte es noch, aber der Himmel hatte sich wieder erhellt; eine kühle, graue Dämmerung herrschte jetzt, und von Westen her schoß ein weißes Licht über die Gipfel der Bäume her.

In diesem Lichte sah Sarah das bleiche Gesicht ihres Jugendfreundes; er stand ihr nahe, er beugte sich sehnend zu ihr hinüber, aber sie streckte abwehrend den Arm aus. „Bleibe," sagte sie erregt; „um Gotteswillen; thue nichts, was ewig zwischen uns, zwischen mir und meiner Tochter stehen würde. Geh', ich flehe dich an, wenn du mich je geliebt hast; geh', die Zeit wird helfen."

„Deine Hand, Sarah," bat er leidenschaftlich.

Er bedeckte diese Hand mit Küssen, sie fühlte heiße Thränen darauf, und dann rauschte es am Eingang und seine Schritte entfernten sich unter den fallenden Tropfen draußen.

Einsam in dem herben, fahlen Lichte des Gewitterhimmels sank die schöne Frau jetzt in die Knie, und lehnte den müden Kopf an die Lehne des Sessels. Da fiel noch einmal ein Schatten vom Eingang des Pavillons her in den Raum, ohne daß sie es merkte; sie fühlte sich fest umfaßt, und fuhr in die Höhe. „Fort!" rief sie zornig, aber der Ton, mit welchem ihr Name jetzt an ihr Ohr schlug, besänftigte sie plötzlich. „Frank, du bist es? Gott sei Dank," sagte sie, und nun schlang sie die Arme um den Hals ihres Gatten, der sie an sich preßte, wie er es noch nie gethan hatte. Sie standen lange schweigend, und Sarah, deren Kraft sie verlassen hatte, weinte leise. Er küßte ihr die Thräne fort, er strich ihr das Haar aus der Stirn und schloß sie immer wieder von neuem fest an sich, als müsse er sie gegen etwas vertheidigen.

„Ist es noch Zeit, Sarah?" fragte er endlich, und seine schöne, männliche Stimme hatte einen neuen Klang, so daß sie eine bisher ungeahnte, selige Beklommenheit im Herzen seines Weibes weckte, „ist es noch Zeit, wenn ich dich von jetzt an so liebe, wie Deutsche geliebt sein wollen?"

„Du verzeihst mir also?" fragte sie statt aller Antwort.

„Was habe ich dir zu verzeihen, liebes Weib?"

„Daß ich dir nicht gleich vertraute, als er kam; aber ich dachte, du würdest —"

„Was würde ich?" fragte er, indem er

über ihr weiches Haar strich. „Ich würde dich nicht verstehen, war es das?"

„Ja, Frank," sagte sie entschlossen.

„Du hattest Recht. Aber ich hatte Manches verstehen gelernt, gerade ehe dein früherer Bräutigam kam; ohne es zu wissen, hast du mich einen deutschen Cursus passiren lassen — ich hatte einige Nummern des Morning Chronicle gelesen."

Er fühlte, wie sie zusammenzuckte, und schloß sie fester an sich. „Die unselige Novelle," sagte sie.

„Du darfst sie nicht schelten, sie hat uns glücklich gemacht. Ich wenigstens fühle mich glücklicher als je, seit ich bis zum Tollwerden in meine Frau verliebt bin."

Er griff nach ihrer Hand. „Diese Hand hat sie geschrieben, ich muß ihr danken."

„Laß, Frank," bat sie und suchte ihm dieselbe zu entziehen, — „laß, er hat sie eben geküßt."

Jetzt war es an ihm, zusammenzuzucken unter diesem letzten Nadelstiche eifersüchtiger Pein, der ihm aufbehalten war. Er erzählte seinem Weibe, wie er in den letzten Wochen gelitten habe. „Ich nahm das, alles hin als eine Strafe für meine frühere Gleichgültigkeit," sagte er.

Der Abend war vollständig hereingebrochen; zwischen den zerrissenen, fliehenden Wolken standen große, helle Sterne. „Unter deinem Einflusse habe ich deutsch gehandelt in dieser Sache," sagte der Amerikaner mit tiefer Stimme zu seinem Weibe. „Meine Landsleute gehen bei solchen Dingen rascher zu Werke. Fürchten, hassen und — sich rächen liegen da nahe bei einander. Ich wartete und litt Folterqualen, weil ich fühlte, daß ich gefehlt hatte, ich hoffte auf dein Vertrauen. Heute Abend bin ich hierher gekommen und — habe euch belauscht."

Sarah zog die Hand ihres Mannes an die Lippen. „Ich bin sehr froh darüber," sagte sie.

Da wurden draußen Schritte laut; ein heller Schein brach durch die Gebüsche, und im nächsten Augenblick stand Ellen unter der Thür, mit todtenbleichem Gesicht, aus dem die großen Augen angstvoll und forschend in den dunkeln Raum vor ihr drangen. Der schwarze Diener, welcher ihr folgte, trug ein Windlicht. Als sie ihre Eltern sah, athmete sie auf. „Papa war dir nachgegangen, liebe Mutter, sonst hätte ich längst Sam geschickt," sagte sie. „Als ihr Beide so lange bliebet, wurde mir bange."

Dabei sah sie engelhaft aus in der Glorie, welche der Lichtschein hinter ihr um ihr herabströmendes Haar webte.

„Wo ist Doctor Schwarz?" fragte die Mutter.

„Ich weiß es nicht," entgegnete Ellen ruhig. Sam aber berichtete, wie der Doctor vor einer Viertelstunde nach der Stadt zurückgekehrt sei. „Er kam aus dem Garten, ganz durchnäßt, und ist nicht einmal erst ins Haus gegangen, sondern gleich nach der Station."

Um Ellen's kleinen Mund, so entschlossen derselbe auch aussah, lag ein schmerzlicher Zug, welcher ihrer Mutter ans Herz ging. Sie zog das Mädchen zu sich und sah sie mit hoffnungsstrahlenden Augen an. „Komm jetzt, Kind, du hast dich um uns geängstigt, und das ist nicht gut," sagte sie. Und dann gingen sie alle langsam zwischen den tropfenden Gebüschen hin, zuerst der Diener mit dem Lichte, welches phantastische Schatten in diesen dunkeln Laubgängen schuf, dann die beiden Gatten und zuletzt Ellen. Das Mädchen wußte kaum warum, aber es war ihr trostreich, daß der Vater fortwährend die Hand der Mutter in der seinen hielt. Alle schwiegen; eine seltsame Fernsicht that sich vor Lester auf, als er, jetzt zuerst, an die vorhin gehörten Worte seiner Gattin über Ellen und Schwarz dachte.

* * *

Von Doctor Schwarz kam nach einigen Wochen ein Brief aus Europa. Er schrieb an Frank Lester, später mochte ein Uebereinkommen getroffen worden sein, nach welchem er seine Episteln an die älteste Tochter des Hauses richtete, und auch von ihr Antwort erhielt. Dieser Briefwechsel dauerte einige Monate, aber so interessant er auch zu sein schien, aus der zunehmenden Häufigkeit der beiderseitigen Zuschriften zu schließen, er genügte dem deutschen Doctor doch nicht lange, um der jungen Dame, deren scharfer Verstand und geistige Reife ihn immer mehr mit Bewunderung erfüllten, all seine Ansichten gehörig darzulegen, denn nach Jahresfrist schiffte er sich zu einer abermaligen amerikanischen Reise ein.

Die Reorganisatoren des preußischen Staates.

(1807 bis 1813.)

Von
W. Hoffner.

I.

Der Freiherr von Stein.

Die Geschichte Deutschlands ist erst in unseren Tagen an einem Punkte angelangt, an welchem sie durchschaut und dargestellt werden kann. Man bemerkt das heute, wenn man auch die besten Schriften, wie Häusser's treffliche deutsche Geschichte, zur Hand nimmt: es ist etwas Pathetisches und Unbestimmtes in ihnen, das uns schon ganz fremdartig vorkommt. Wir sind die Letztgeborenen in der großen europäischen Völkerfamilie. Das fühlt man, wenn man etwa Voltaire's oder Machiavelli's reife und illusionslose Wahrheit vergleicht mit dem dunkel und mächtig Vorandringenden in unsern großen Dichtern und Denkern. Das fühlte man, wenn man in einem Eisenbahnwagen zwischen den durchgearbeiteten Gesichtern der kriegsgefangenen Franzosen, in welchen Bewußtsein aller Leidenschaften und aller Winkel des Lebens sichtbar ist, das, ich möchte sagen, naive Gesicht eines deutschen Soldaten erblickte. Aus der furchtbaren Sündfluth des dreißigjährigen Krieges, in welcher Wohlstand, frisches, heiteres Gemüthsleben, kriegerische Kraft, reine Sitte und Sprache untergegangen waren, erhob sich Deutschland durch das Zusammenwirken höchst verschiedenartiger Kräfte. Die staatbildende Kraft Preußens verknüpfte sich mit der Entwicklung des Unterrichts, der Wissenschaften und des freien, schöpferischen Gedankens. Aus diesem Zusammenwirken heraus vollzog sich die Reorganisation Preußens seit 1807. Sie hat unter dem Gesichtspunkt der Ereignisse seit 1866 eine ganz neue Bedeutung erhalten. Wir sehen heute erst, welches die Leistungsfähigkeit des so reorganisirten Staates war. Wir sehen erst, welches die Tragweite der einzelnen Theile dieser sich in wenigen Jahren vollziehenden Umgestaltung war. Will man die jetzige Stellung Deutschlands erkennen, so muß man zunächst in die Werkstätte jener Jahre blicken. In ihr schmiedeten Helden Pflugschaar und Waffen, durch die wir stark wurden.

Es ist nicht meine Absicht, das Leben der Männer in gleichmäßigem Gang zu erzählen, welche dies Werk thaten. Ich widerstehe dem Reiz, den mannigfachen, zuweilen dem Abenteuerlichen sich nähernden Lebensschicksalen eines Stein oder Gneisenau nachzugehen. Denkwürdig ist freilich der Unterschied ihres Lebens und das unserer gegenwärtigen Führer in Politik und Krieg. Sie bezahlten ihre geschichtliche Größe durch ein vor und nach jenen mächtigen Jahren zerstückes, in bangen Erwartungen, herben Enttäuschungen, großen Verlusten verbrachtes Leben.

Ich werde den Gang ihres Lebens nur in flüchtiger Skizze darlegen, dagegen ihren Antheil an dem großen Werke der Grundlegung unseres heutigen politischen Organismus genau und gründlich hinzustellen den Versuch machen.

Das Leben Stein's ist in vielen Büchern populär geschildert worden. Das, was er wirklich für die Reorganisation Preußens leistete, ist in Pertz' umfassender, vielbändiger Sammlung von Denkschriften und Briefen enthalten; eine einfache faßliche Darstellung existirt nicht. Um diese aber ist es mir zu thun.

* * *

Vom 7. bis 9. Juli 1807 war in Tilsit der Friede verhandelt worden, durch welchen Preußen auf die Hälfte seines Umfangs zurückgeführt und damit aus der Zahl der Großstaaten gestrichen wurde. Rings umlagerten dies Land der Rheinbund, das Königreich Sachsen, welchem auch das Herzogthum Warschau untergeordnet war, das Königreich Westphalen: drei Schöpfungen Napoleon's, alle drei berechnet, Preußen in Schach zu halten. Preußen selbst blieb besetzt von französischen Truppen, bis die Kriegsentschädigungssumme von 150 Millionen Thalern bezahlt sei.

Es ist interessant, Nationen, die in ähnlicher Lage sich befinden, mit einander zu vergleichen. Preußen hatte damals nach den raschen Schlägen, welche durch keinen Erfolg mehr ausgeglichen werden konnten,

sofort, ohne weitere Experimente zu machen, den Frieden angenommen, so hart derselbe war, vielleicht der härteste, der je in gleicher Lage einem Lande aufgelegt wurde. Es untersuchte die Ursachen dieses jähen Falles ohne selbstgefällige Phrase oder Beschönigung. Es reorganisirte und erwartete dann die Gelegenheit, den Krieg wieder zu beginnen. Dies alles that es unter Bedingungen, die nur den Muthigsten noch eine Aussicht auf Erfolg ließen.

Und der Mann, von dem allein man hoffte, daß er diese Reorganisation zu leiten vermöchte, war der Freiherr von Stein. Kein Jahr war vergangen, seitdem (im December 1806) ihm der König selber geschrieben hatte: „Sie sind nur als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und mit persönlichem Haß und Erbitterung handelt." Er hatte in einigen formlosen und beleidigenden Zeilen seinen Abschied erhalten. Seine Bitte um ordnungsmäßige Entlassung war ohne Erfolg und ohne Antwort geblieben. Nun schrieb ihm Hardenberg: „Sie sind in der That der Einzige, auf den alle gute Vaterlandsfreunde ihre Hoffnung setzen." Die edle Prinzessin Louise schrieb: „Auf Sie, mein lieber Stein, wenden sich alle unsere Blicke in diesen traurigen Augenblicken; von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernt, und deren sich zu erinnern Sie zu großmüthig sein werden, zu einer Zeit, wo derjenige, der Sie beleidigt hat, nur noch Ihre Theilnahme und Ihre Hülfe verdient." Stein kam sogleich, ohne irgend eine Bedingung über seinen Geschäftskreis zu stellen.

Ein kurzer Rückblick scheint erforderlich, wie der Mann sich gebildet hatte, auf welchem, nach dem Urtheil aller Betheiligten, die Hoffnung beruhte, den so verkleinerten und geschwächten preußischen Staat wieder leistungsfähig zu machen zu neuem Kampf.

Heinrich Friedrich Karl von Stein war am 26. October 1757 geboren, auf der Burg zu Nassau an der Lahn, aus einem uralten reichsfreiherrlichen Geschlechte Frankens. Er hatte den gewöhnlichen Weg junger Adeliger auf Universitäten und Reisen gemacht. Die Eltern hatten ihn, ob er gleich der jüngste der Söhne war, zum Stammhalter auf den Gütern bestimmt. Er war in den preußischen Staatsdienst getreten in den letzten Jahren Friedrich's des Großen: denn er gehörte zu den wenigen erlesenen Geistern, welche, wie Gneisenau, auch des alternden Königs Sonne noch unwiderstehlich anzog. In mannigfachen Zweigen der preußischen Verwaltung bildete er sich nunmehr aus. Seit 1793 war er Präsident der märkischen Kriegs- und Domänenkammer. Seit 1804 war er Minister für das Accise-, Zoll-, Fabriken- und Handelsdepartement in Berlin. So war er rasch, aber auf Grund genauer Geschäftserfahrung, zum Ministerium in seiner Branche aufgestiegen, als Jena und die darauf folgenden furchtbaren Schläge eintraten.

Dies muß beachtet werden, will man die Stellung verstehen, welche er zu der Reorganisation der inneren Zustände Preußens, andrerseits aber zu den umfassenderen Fragen der auswärtigen Politik einnahm. Ihm war, wie allen gründlichen Charakteren, Dilettantismus das Verhaßteste. Mit Männern verschiedenster sittlicher Grundsätze hat er wohlthätig zusammen gearbeitet. Den Dilettantismus verfolgte er schonungslos. Er war der gegebene Mann für die Reorganisation der inneren Zustände Preußens. Diese hatte er mit genialem Blick und unermüdlicher Arbeit studirt. In die äußere Politik trat er spät ein. Und er würde es nie gethan haben unter gewöhnlichen Verhältnissen. Aber mit einem Schlage waren für die auswärtigen Angelegenheiten zwei Factoren entscheidend geworden, welche er in hohem Grade besaß: energischer Charakter und das Vermögen, die inneren Kräfte der Staaten richtig zu beurtheilen und gegen einander abzuwägen. Dagegen waren die Ueberlieferungen des Rechts und der Formen in ihrem Werthe gesunken. Trotzdem griff Stein hier nicht mit so folgerechtem, sicherem Zusammenhang ein als in den inneren Reorganisationen. Jene feine Thätigkeit auf der großen Bühne der europäischen Politik war glänzender; diese feine Reorganisationsthätigkeit war als Leistung weit vollendeter und tadelloser. In jener Thätigkeit ist er durch Vorgänger und durch einen Nachfolger überboten worden; in

dieser steht er allein da in seinem Geschäftskreis. Was er unvollständig zurückließ, ist bis heute noch nicht vollendet worden.

Die erste Forderung, welche Stein stellte im Interesse der Reorganisation Preußens, betraf den Sturz der Cabinetsregierung, die Aufrichtung einer einheitlichen, folgerichtigen Regierung durch den König und den Staatsrath der Minister. Sie ward gestellt nach der politischen Niederlage dieser Cabinetsregierung, welche Haugwitz am 15. Februar 1806 durch seinen Vertrag mit Napoleon besiegelte: Preußen ward an diesem Tage politisch gänzlich isolirt. Sie ward erneut nach der militärischen Niederlage, als in Königsberg die Regierung neu gebildet wurde und der König Stein das Ministerium des Auswärtigen anbot. Als dieser Schritt die formlose und beleidigende Entlassung Stein's in seinem Gefolge hatte, ward sie erst nach seiner Wiederberufung allmälig durchgesetzt.

Mit markigen Zügen entwirft Stein in seiner ersten Denkschrift die Grundzüge der Regierungsgeschichte in Preußen: eine Stelle, deren Wortlaut Niemand ungelesen lassen darf.

„Friedrich Wilhelm I. herschte selbständig, berathschlagte, beschloß und führte aus durch und mit seinen versammelten Ministern.

„Er bildete die noch vorhandenen Verwaltungsbehörden und regierte mit Weisheit, Kraft und Erfolg.

„Friedrich der Große regierte selbständig, verhandelte und berathschlagte mit seinen Ministern schriftlich und durch Unterredung, führte durch sie aus, seine Cabinetsräthe schrieben seinen Willen und waren ohne Einfluß.

„Er besaß die Liebe der Nation, die Achtung seiner Bundesgenossen, das Zutrauen seiner Nachbarn.

„Friedrich Wilhelm II. regierte unter dem Einfluß eines Favoriten, seiner Umgebungen, sie traten zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber.

„Gegenwärtig verhandelt, berathschlagt und beschließt der Regent mit seinem Cabinet, dem mit diesem affiliirten Grafen von Haugwitz, und seine Minister machen Anträge und führen die in dieser Versammlung gefaßten Beschlüsse aus. Es hat sich also unter der jetzigen Regierung eine neue Staatsbehörde gebildet. Diese hat kein gesetzliches und öffentlich anerkanntes Dasein; sie verhandelt, beschließt, fertigt aus in der Gegenwart des Königs und im Namen des Königs. Sie hat alle Gewalt, die endliche Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeit, da die Person des Königs ihre Handlungen sanctionirt. Den obersten Staatsbeamten bleibt die Verantwortlichkeit der Anträge, die Ausführung, die Unterwerfung unter die öffentliche Meinung. Alle Einheit unter den Ministern selbst ist aufgelöst. Der Monarch selbst lebt in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von seinen Ministern."

Und nun wendet sich die Denkschrift schonungslos zur Analyse der Personen, welche das damalige Cabinet des Königs bildeten. Man erwäge, daß dies noch vor der militärischen Niederlage geschrieben ist, in dem Gefühl, daß der Staat so dem Verderben entgegengehe. Sie schildert Beyme, einen talentvollen, arbeitsamen Mann, „aber das neue Verhältniß, in welches er als Cabinetsrath trat, machte ihn übermüthig und absprechend, die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig, seine genaue Verbindung mit der Lombard'schen Familie untergrub seine Sittenreinheit." Alsdann Lombard selber: „Er ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein. Seine frühe Theilnahme an den Orgien der Rietz'schen Familie, seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt." Endlich der dem Cabinet affiliirte Minister Haugwitz: „Sein Leben ist eine ununterbrochene Kette von Verschrobenheiten oder von Aeußerungen von Verderbtheit."

Die Umgestaltung der obersten Leitung des preußischen Staates gelang erst, nachdem die Ereignisse selber eine vernichtende Kritik an der Cabinetsregierung geübt hatten. Den 30. September 1807 kam Stein, in das Ministerium vom König zurückgerufen, während vorher die Forderungen dieser Denkschrift ihn mit Friedrich Wilhelm III. entzweit hatten, nach Memel und fand dort den flüchtigen Monarchen niedergedrückt, überzeugt, daß ein unerbittliches Verhängniß ihn verfolge, geneigt, in den Privatstand zurückzutreten. Stein legte einen Plan der Wiederherstellung Preußens

vor: wenn der König ihn annehme und Beyme entlasse, war er bereit, die oberste Leitung aller Civilangelegenheiten zu übernehmen. Nach schwerem Kampf entschloß sich der König, Beyme zum Präsidenten des Kammergerichts in Berlin zu ernennen. Immer noch zögerte er dann, ihn aus seiner Nähe zu lassen. Es kam ein stellung einer dauernden Organisation der oberen Behörden nicht möglich. Und doch war das Princip, welches hier herrschte, gänzlich veraltet und Stein war vom ersten Augenblick ab entschlossen, es aufzugeben. Die Geschäfte waren nicht nach den Sachen, sondern nach den Provinzen vertheilt; Provinzialminister leiteten sie. Strenge Durch-



Freiherr von Stein.

bedenklicher Augenblick, in welchem die Königin selber Stein schreiben mußte: „Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen um Geduld." Den 1. Juni 1808 endlich ward das bisherige Cabinet aufgelöst.

Ein großer Schritt dem gegenwärtigen verfassungsmäßigen Königthum entgegen war damit geschehen. Aber in dem von französischen Truppen zum Theil besetzten Preußen war in diesem Augenblick die Fest-

führung großer leitender Principien der Verwaltung durch die ganze Monarchie war hierdurch gehemmt, fachmäßige Behandlung der Geschäfte vielfach beeinträchtigt. Die Verwaltungseinrichtungen, welche Stein nunmehr traf, hatten nur einen provisorischen Charakter. Erst nach seinem Austritt aus dem Ministerium kam es zu der ersten dauernden Organisation nach Stein's Plänen.

Dies waren Veränderungen, welche prak-

tischer Scharfblick nothwendig auf die eine oder andere Weise durchführen mußte, nachdem einmal durch Stein's mächtige Persönlichkeit die Cabinetsregierung gestürzt war. Aber Stein's geniale schöpferische Kraft begann nun den Umbau des Staates vom Grunde aus. Er legte den Grund und sah bereits auf demselben sich ein verfassungsmäßiges preußisches Königthum im Geiste erheben.

Zwei große Gebiete der Reformen müssen hier aus einander gehalten werden. Die Vertheilung von Besitz, Recht und Pflicht zwischen den Einzelnen oder größeren Gruppen constituirt die Gesellschaft. Auf ihrer breiten Basis erhebt sich der Staat. Auf beiden Gebieten bedurfte es umfassender Reformen.

Die Reform der Gesellschaft war in ihrer Nothwendigkeit erkannt, bevor Stein auftrat. Galt es doch hier nur die Arbeit, welche in Frankreich die Revolution unter Strömen von Blut, mit sich überbietenden radicalen Edicten, in einer von gegenseitigem Haß zerfleischten Gesellschaft gethan hatte, in Deutschland nicht ungenutzt zu lassen. Dies war von Anfang eine Nothwendigkeit der inneren Politik. Es ward, seitdem Napoleon das neue Recht der Revolution codificirt und in die von ihm abhängigen Theile Deutschlands getragen hatte, zu einer Nothwendigkeit der äußeren Politik. Preußen, wollte es existiren, durfte nicht das Probehaltige in der neuen Gesetzgebung einfach zurückweisen. Welcher aber war hier der Hauptpunkt? Alle europäischen Staaten, außer England, waren auf den Ackerbau gegründet. Diese Grundlage des Staates war in Preußen, wie vordem in Frankreich, tief zerrüttet durch den Fortbestand der alten Leibeigenschaft unter neuen Formen. Die adligen Geschlechter waren durch die Monarchie unter den Willen des Königs gebeugt worden, aber ihre erbliche Herrschaft über die Bauern auf ihrem Grund und Boden bestand fort in modificirter, doch höchst drückender Gestalt. Toqueville's genialer politischer Blick hat als eine Hauptursache der französischen Revolution erkannt, daß die alten Vorrechte des Adels sich in Privilegien, d. h. das alte, auf die verschiedensten Motive gegründete gesellschaftliche Verhältniß sich zu einem einseitig drückenden Geldanspruch umgebildet hatte: alle Affecte von Neid und Haß wurden so in Frankreich dem Adel gegenüber großgezogen, kein einziges von den alten Gefühlen der Pietät und Ehrfurcht blieb in seiner alten Stärke. In Preußen hatte das Verhältniß sich viel günstiger gestaltet. Es blieb ein Verhältniß der Pietät. Und die preußische Justiz mit ihrer Unparteilichkeit stand in Streitfällen zwischen dem Bauern und seinem Herrn. Dennoch mag man aus Büchern, wie Buchholz, Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Preußen bis zum 14. October 1806, sich überzeugen, wie die Erbunterthänigkeit — denn in dies Verhältniß hatte sich die alte Leibeigenschaft umgebildet — zerstörend wirkte. Der Bauer war doppelter Unterthan, des Staates und des Grundherrn. Er war im erblichen, vollen Besitz seiner eigenen Scholle, aber er war verpflichtet, zwei, drei, vier, bisweilen sogar fünf Tage für den zu arbeiten, der sich seinen Grundherrn nannte; er war mit seiner Familie nicht persönlich leibeigen, aber er war gebunden, für eine bestimmte und ganz ungenügende Entschädigung Sohn oder Tochter, wenn es verlangt ward, in den Dienst des Edelmannes oder seines Pächters zu geben. Er war in ein rechtliches Verhältniß getreten, aber dies rechtliche Verhältniß gab ihn, seiner Natur nach, welche Anstrengungen er auch machen mochte, der Gewalt seiner Grundherren, der schlimmeren Gewalt der Pächter derselben preis. Hierauf gründete sich ein theils gefährlicher, theils jeden Fortschritt hindernder und jedes patriotische Gefühl erstickender geistiger Zustand in den erbunterthänigen Bauernschaften, den Buchholz folgendermaßen beschreibt: „Faßte man den preußischen Bauer in seiner doppelten Beziehung zu dem Grundherrn und zum Staate ein wenig schärfer ins Auge, so ward man in ihm ein Wesen gewahr, welches durch Mißtrauen, Schadenfreude, Neid, Aberglauben, kurz durch alle jene feindseligen Leidenschaften regiert wurde, die dem Menschen den wahrhaft menschlichen Charakter rauben und ihn zum ewigen Antagonisten seiner Gattung machen." Hierauf gründete sich von der Seite der Grundbesitzer und ihrer Pächter ein Mißbrauch der Gewalt, welcher den Ergebnissen der Arbeit und der Moralität der Familien gleicherweise schädlich war. Dies Mißverhältniß ward dadurch gesteigert, daß der

König selbst Grundbesitzer war; seine Domänen wurden von Pächtern verwaltet. Und es ward dadurch verallgemeinert, daß dieser Gegensatz der Erbunterthänigen und des mit dem König verbundenen Adels alle Verhältnisse auch des Staates, des Militärwesens und selbst des Beamtenthums durchdrang.

Es war die alte, aus den Banden des Mittelalters noch nicht befreite Monarchie, welche politisch und militärisch den Ideen der Revolution unterlag. Die physisch und intellectuell überlegenen deutschen Stämme mußten aus diesen-Banden befreit werden, sollten sie ihre Kraft entfalten. Dies war Stein's Mission in Bezug auf die Reform der Gesellschaft.

Er selbst war aus uraltem Reichsadel, stolz darauf, nichts weniger als frei von den Vorurtheilen, welche sich an eine solche Geburt zu knüpfen pflegen. Aber die Verhältnisse hoben den in die Tiefe der gesellschaftlichen Grundverhältnisse blickenden Mann nothwendig über solche Vorurtheile hinaus, als es die Rettung des Staates galt. Dies ist sehr deutlich, wenn man seine energische Reorganisation von 1808 vergleicht mit den späteren Denkschriften und Briefen, die von dem Schlosse Nassau ausgingen. Er blieb ein Hochtory. Gerade ein solcher war fähig, die Bedenken am Hofe und im Adel zu überwinden.

So kam das epochemachende „Edict, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend" vom 3. October 1807 zu Stande. Die Noth, die Wissenschaft, die Erfahrung der höchsten Behörden forderten einstimmig und Stein wog ab, formulirte, setzte durch.

Zwei Theorien über die Behandlung des Grundbesitzes standen einander gegenüber bei den wissenschaftlich durchgebildeten und ihre Zeit erfassenden Staatsmännern. Die eine war getragen durch den ungemeinen Einfluß der Königsberger Universität und des dortigen Nationalökonomen Kraus auf die Ausbildung der hervorragenden Verwaltungsbeamten. Dieser Einfluß ward durch eine Lage des Staats verstärkt, in welcher die Provinz Preußen und bald Königsberg selbst plötzlich zum Sitz der obersten Behörden auf längere Zeit wurde. Kraus folgte den Lehren Adam Smith's, des Begründers der modernen Nationalökonomie. Der Ort seines Wirkens, eine mit England vielfach verknüpfte Handelsstadt, gab seinen Grundsätzen Ueberzeugungskraft und Deutlichkeit; seine vielfachen Verbindungen mit der Provinz in ihren verschiedenen Ständen gaben ihnen Gewicht und Anwendbarkeit. Es ist sehr beachtenswerth, daß so hervorragende Träger der Reform als Schön, Schrötter, Auerswald aus seiner Schule hervorgingen. Sein Einfluß war außerordentlich. Am consequentesten vertrat Schön die Smith-Kraus'sche Theorie. Er ging davon aus, daß die Aufgabe der Politik auf diesem Gebiete sei, alles Hemmende wegzuräumen, damit auf dem gegebenen Raume eine möglichst große Masse äußerer Güter geschafft werde. Ob die jetzigen schwächeren Besitzer erhalten blieben, erschien ihm als gleichgültig, wenn nur kräftigere an ihre Stelle träten.

Dieser Richtung traten Niebuhr und Stägemann in der für die schwebende Frage eingesetzten Immediatcommission entgegen. Niebuhr's umfassender historischer Gesichtspunkt stellte sich gegen den ausschließlich wirthschaftlichen von Kraus. Der conservative mit den bestehenden Grundlagen der Gesellschaft verwachsene Sinn vieler hoher Beamten stellte sich gegen die negativen Consequenzen von Adam Smith. So erschien dieser Partei das Interesse an der denkbar größten Production eingeschränkt durch das wichtigere Interesse an der Erhaltung eines gesunden und kräftigen Bauernstandes. War Schön's Ansicht, daß ein Besitzer von vier Hufen Landes mit sechs Pferden mehr leiste als vier Besitzer von einer Hufe, welche sechzehn Pferde bedurften und daß demgemäß die Consolidation zu größerem Besitz und die Verdrängung kleiner Bauern nicht durch Gesetze gehemmt werden dürfe: so erschien die Erhaltung eines zahlreichen Standes kleiner Grundbesitzer einem Niebuhr als erstes Interesse des Staates; die Preisgebung der unter den Kriegslasten verschuldeten kleinen Besitzer an das Kapital als eine Ungerechtigkeit. Niebuhr, eine leidenschaftliche Natur, trat aus der Commission, weil er es für unmöglich halte, lange in ihr zu sein, „ohne sich mit Freunden zu entzweien, wenn ihre Grundsätze oft gar zu ungeheuer und ihre Consequenz noch fürchterlicher ist."

Stein glich die Gesichtspunkte beider

Richtungen mit weiser Besonnenheit aus und verallgemeinerte die Vorschläge der Commission für Besserung der Zustände der Provinz Preußen zu einer Reihe organischer Gesetze für den preußischen Staat. Grundlage war die Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses. Alsdann wurden Maßregeln getroffen, die Bewirthschaftung der Güter zu steigern, indem man das Kapital zum Grundeigenthum ohne Hemmung gelangen lasse, andererseits das Grundeigenthum dem Kapital zugänglich zu machen. Denn die Steigerung aller Bewirthschaftung des Grundeigenthums hat den Zutritt des Kapitals zu ihm zu seiner Voraussetzung. War das Kapital durch besondere zu Gunsten des Grundeigenthums getroffene Bestimmungen von demselben zurückgescheucht worden, so wurden nunmehr die Bestimmungen aufgehoben. Waren adelige Güter bisher dem Kapital vielfach verschlossen durch die Bestimmung, daß nur Edelleute sie kaufen durften, so wurde auch diese Einschränkung aufgehoben. Von jetzt ab durfte Grundbesitz ungehindert getheilt, verbunden, kurz als ganz freies Eigenthum behandelt werden. Eine einzige Einschränkung forderte das hochwichtige Interesse des kleinen Bauernstandes. Die Zusammenziehung kleiner Bauerngüter zu einem größeren Ganzen war nur unter Genehmigung der Kammern der Provinz gestattet.

Mit dieser Gesetzgebung wirkte eine andere Maßregel zusammen, welche dem Staat durch Finanznoth abgezwungen, aber von einsichtigen Politikern als im wahren Interesse des Ganzen liegend begrüßt wurde. Der Staat war im Besitz umfangreichen Grundeigenthums in allen Provinzen, der sogenannten Domänen, welche von einem Heer von Beamten und Pächtern verwaltet und bewirthschaftet wurden. Er sah sich nun genöthigt, einen beträchtlichen Theil derselben zur Veräußerung anzubieten. Oekonomisch und politisch war dies ein großer Fortschritt im Sinne des modernen Staats. Ein so ausgedehnter Wirthschaftsbetrieb durch den Staat wird ökonomisch einstimmig von allen Kennern verworfen. Und ein so starkes Interessirtsein des Staats in seiner ganzen Gesetzgebung vermöge seiner eigenen Stellung als Großgrundbesitzer muß von Allen, welche gerechte Gesetzgebung wollen, als ein geradezu unsittliches Verhältniß verworfen werden.

Durch diese Mittel ward die gesellschaftliche Grundlage wesentlich abgeändert. Es geschah das — man darf sagen durch eine Revolution von oben. Uralte Rechte einzelner Stände mußten dem Bedürfniß des großen Ganzen weichen. Stein war niemals conservativ aus juristischer Peinlichkeit, er war es nur aus Ueberzeugung über die wahren Interessen des großen Ganzen. In diesem Punkte sind alle wahrhaft großen conservativen Staatsmänner einander ähnlich. So blieb er kalt dem Sturme gegenüber, der sich wegen verletzter altherkömmlicher Rechte erhob.

Es ist interessant gegenüber dem heutigen Geschrei der Franzosen über den deutschen Eigennutz, die Art zu sehen, wie Napoleon die Contribution und Besetzung Preußens behandelte. Die Verfahrungsweise von damals und heute sollten einmal einander gegenübergestellt werden. Der Plan war, daß für 100 Millionen Franken Domänen an Frankreich verpfändet werden und so die Besetzung Preußens verewigt, ein Heer von jede politische Bewegung ausspähenden Beamten durch Preußen vertheilt werde. Das war die Zeit, in welcher der edle Prinz Wilhelm den hochherzigen Entschluß faßte, persönlich sich zur Haft in Paris zu stellen, als Geißel für die Abzahlungen. Anleihen, wie sie heute Frankreich immer noch zu Gebote stehen, mißglückten. Es bedurfte aller erfinderischen Kraft Stein's, des ganzen Opfermuthes des Landes, Preußen allmälig von den Franzosen frei zu machen. Diese dringenden Ausgaben des Moments kreuzten immer wieder die großen Pläne der Reorganisation.

Doch ging diese unaufhaltsam weiter. Die zweite große Reihe von Maßregeln, welche er, um Staatsgesinnung zu erwecken und zu steigern, unternahm, gipfelt in der Städteordnung. Auch sie war nicht isolirt, sondern Theil eines Gesammtplanes.

Nirgend vielleicht zeigt sich klarer der geschichtliche und politische Einblick Stein's als in der Denkschrift, welche diesen Gesammtplan begründet. Er geht aus von dem naturgesetzlichen Verhältniß zwischen dem Bildungsgrade eines Volkes und seinen Bedürfnissen in Bezug auf die Verfassung seines Staates. „Hat eine Nation sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen

mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Communalangelegenheiten. Räumt man ihr nun eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes: verweigert man ihr alles Mitwirken, so entstehen Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannigfaltige schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß." In der That war dieser Erfolg an den Preußen schon in den letzten Jahren Friedrich's des Großen zu studiren gewesen.

Wer kennt nicht Mirabeau's Schilderungen und Vorschläge, so verfehlt in dem Radicalismus ihrer Absicht, aber so scharfblickend in der Analyse der Thatsachen. Gewaltsam war der Bürgergeist, der nach freier Discussion und Antheil am Staate rang, in die nichtige Bahn politischen Pasquillantenthums oder literarischer Kritik abgelenkt worden. Es war endlich Zeit, daß dem ein Ende gemacht wurde. Stein durchschaute die Folgen, welche hervorgetreten waren. Ausschließende Richtung auf Erwerb und Genuß, ein hie und da plötzlich hervorbrechender wilder und unverständiger Tadel der Regierung und usurpirter Werth der speculativen Wissenschaften — das war das Ergebniß gewesen. So begründete er die große Forderung einer „Theilnahme der Nation an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten." Das Verdrängen der Nation aus dieser erstickt den Gemeingeist. Man muß also bemüht sein, „die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken."

So ging Stein durch geschichtliche Generalisation und Studium der Staatszustände seiner Zeit die große Lehre von der Selbstverwaltung als der Grundlage der politischen Bildung der Nationen auf. Sie ist der selbständige Anfang unserer deutschen Verfassungsbestrebungen. Nicht von England entlehnt, wie man wohl geglaubt hat, sondern aus der eigensten Tiefe des gründlichen deutschen Geistes hervorgegangen ist dieser Anfang. Und höchst merkwürdig erscheint, wie Stein den Gegensatz dieser Freiheit, welche ihm vorschwebte, zu der französischen durchblickte. Der ganze Grundgedanke von Toqueville's Schrift über das alte Regime und die Revolution ist in Stein's lapidaren Sätzen enthalten: „In Frankreich ist die Nation nur zum Schein zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zugelassen, ihr gesetzgebender Körper ist nur eine der registrirenden Verwaltungsbehörden, das Maschinenwesen ihrer Bureaukratie ist zusammengesetzt, kostbar, in Alles eingreifend und wird von dem ungebundenen, rücksichtslosen Willen eines Einzelnen geleitet."

Auf Grund dieser tiefen politischen Einsichten entstand zunächst die Städteordnung Stein's. Dies war in der That der erste Schritt im Gange unserer politischen Freiheit. Als gründliche Deutsche haben wir mit dem Anfang begonnen.

Die alte Freiheit der Städte war geschwunden. Die obrigkeitlichen Stellen in den Städten mußten laut Vorschrift mit Invaliden besetzt werden: diese eine Bestimmung zeigt, was aus der stolzen Entwicklung des deutschen Städtewesens in der Hand des absoluten Staates geworden war. Alle inneren städtischen Angelegenheiten, bis zu den unbedeutendsten hinab, wurden vor die Staatsbehörden gezogen und dort endgültig entschieden. Selbstthätigkeit der Gemeinde ward so mit ihren Wurzeln von der eigenen Hand des Staates ausgerissen.

Wohin das führte, hatte der Krieg gezeigt. Es ist doch nicht genug zu beachten, wie dieser furchtbare Zusammenbruch unseres Staatsgebäudes alle Fehler in seiner Anlage mit bitterklarer, taghellerGenauigkeit blosgelegt hatte. Wie sich die Kriegsgefahr den Städten näherte, sah man das Unzureichende dieser Invalidenversorgungsanstalten, welche als Städteverwaltungen bezeichnet wurden. Man konnte nicht anders, als schleunigst den Bürgerschaften selber die Leitung ihrer Angelegenheiten in die Hände zu geben. Der Beweis in Betreff dieser Fragen war damit erbracht. Man beschloß, die Verfassung der sämmtlichen Städte auf dem Grunde der ursprünglich freien und geordneten Theilnahme der Bürger an der Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten herzustellen.

Schon am 19. November 1808 war der Entwurf der Städteordnung vollendet und vom König bestätigt.

Die Städteordnung Stein's hat den Bür-

gerschaften die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten zurückgegeben, die Theilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung durch von ihr gewählte Vertreter, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft. Sie hat damit in den Bürgern ein erhöhtes Gefühl für Selbständigkeit und Ehre geschaffen. Sie hat echten Gemeindesinn geschaffen, auf den sich dann in weiterem Umkreis Staatssinn gründen kann. Sie hat in der Theilnahme an den naheliegenden, überschaubaren städtischen Angelegenheiten die beste Schulung der Bürger gewährt für die Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten.

Und zwar war sogleich im ersten Entwurf die Städteordnung von Stein nur als erste Maßregel in einem System gedacht, welches in preußischen Reichsständen seinen Abschluß finden sollte.

Die ersten Verhandlungen über diesen Gegenstand sind noch nicht veröffentlicht. Das Erste, was wir haben, ist das Gutachten des Präsidenten von Vinke, vom 20. September 1808. Stein's eigene damalige Vorschläge sind uns im Einzelnen unbekannt. In seinem berühmten politischen Testament vor Ausgang 1808, fordert er eine allgemeine Nationalrepräsentation. „Mein Plan war, jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrication oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.“ Wohl und Wehe des Staates schien ihm davon abhängig, ob der König sich entschließe, der Nation eine solche allgemeine Repräsentation zu geben. Hardenberg übernahm es, nach dem Abgang Stein's, die Maßregeln für die Errichtung einer solchen Repräsentation zu treffen. Nichts geschah inzwischen, bis nach der Wiederherstellung der Staatenordnung Europa's durch den großen Krieg die Frage nach der Neuordnung der deutschen Staaten brennend wurde. Stein gab im September 1814 den Anstoß zur Berathung der Verfassungsfrage. Er ging davon aus, daß gleichförmige Verfassungen in den einzelnen deutschen Ländern gewünscht werden müßten. Er wünschte wenigstens, daß alle Deutschen unter einem öffentlichen Rechte ständen. Es leuchtet ein, wie dies ebensosehr im Interesse der Regierungen war als in dem des Volkes. Es leuchtet ebenso ein, welch straffen Zusammenhaltens der Regierungen es bedurft hätte, des Vortheiles, der hier für sie lag, sich zu bemächtigen. So kam es, daß der Plan Stein's von Metternich und Münster angenommen ward. Stein hatte bittere Erfahrungen in diesen Jahren in Betreff der Gesinnungen der einzelnen souveränen deutschen Fürsten gemacht, und so lautet seine Sprache herb genug. „Alle Maßregeln, die man zur Beschränkung des Sultanismus zu ergreifen beschließen wird, werden unterstützt und ausführbar durch das Uebergewicht an Macht der Verbündeten und durch den in Deutschland herrschenden und laut gewordenen Unwillen über den gegenwärtigen Druck der Fürsten.“ Aber zugleich kam es auf Grund obiger Verhältnisse so, daß auf ein einmüthiges Vorgehen der einzelnen Regierungen verzichtet werden mußte.

Als im Frühjahr 1815 der Krieg noch einmal begann, als die Fürsten empfanden, was sie den Völkern schuldeten, die von Neuem gegen Napoleon sich in ungeheuren kriegerischen Massen bewegten: damals endlich ward in Betreff einer künftigen preußischen Verfassung vom König eine eingehende und bindende Erklärung erlassen. Sie ist von Stein's Hand. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden. Zu diesem Zweck sollen Provinzialstände wiederhergestellt oder neu organisirt werden. Aus ihnen wird die Versammlung der Reichsstände gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben wird. Die Wirksamkeit derselben soll sich über alle Gegenstände der Gesetzgebung erstrecken. So die Ordre des Königs vom 22. Mai 1815, welche zur weiteren Berathung dem Staatskanzler von Hardenberg die Ernennung einer Commission befahl. Man bemerkt, daß der Hauptpunkt mit Schweigen übergangen war. Eine solche Körperschaft konnte nicht nützen, ja, sie mußte schaden, wenn sie eine bloße berathende Stimme hatte. Sie bedurfte vor allem des Rechts, neue Steuern zu bewilligen. Sie bedurfte alsdann des Rechts, neue Gesetze anzunehmen oder zu verwerfen. Aber man würde irren, dächte man, der König oder Stein oder Hardenberg hätten die Absicht gehabt, die preußische

Nationalvertretung mit solchen Rechten auszustatten. Hier war die Grenze für die politische Einsicht auch der ersten Staatsmänner der damaligen Generation. Und so konnte aus dem tiefsinnigen Anfang der Städteordnung keine preußische Verfassung in diesen Jahren erwachsen, in welchen Stein auf die innere Verwaltung Preußens Einfluß hatte.

Es gab endlich ein noch weiter greifendes politisches Problem, welches diese Generation weder übergehen noch lösen konnte. Der alte Bund war aufgelöst. Diesen Zustand dauern zu lassen, war die Auflösung und Zerrüttung in Permanenz. Diesen Zustand zu ändern, schien anfangs Sache des Einverständnisses von Preußen und Oesterreich; wie die Dinge sich verschoben und verwickelten, wurde der Wille immer Mehrerer in die Entscheidung gezogen. Mit dem Willen die Interessen. Hatte anfangs nur die Schwierigkeit bestanden, ein großes Reich mit zwei leitenden Mächten zu organisiren, so traten nun neue Schwierigkeiten aus den monarchischen Bedürfnissen der Einzelfürsten hinzu. Es gab keine vernünftige Lösung dieses großen politischen Problems mehr.

Es ist nun nicht zu sagen, wie die Entwürfe sich drängten, sich entgegentraten, welche auf die Neugestaltung des deutschen Reiches gingen. Unter ihnen sind durch politischen Tiefblick und Einfluß diejenigen Stein's die am meisten hervorragenden.

Als er 1809, durch Napoleon's Einfluß aus dem Ministerium verdrängt, in Brünn saß, den Fortgang der Ereignisse erspähend, wie ein Adler, der zum Hinabstoßen bereit ist: da schrieb er unter anderen Betrachtungen auch eine nieder über Deutschlands künftige Verfassung. Noch war damals für die Betrachtung des Künftigen keine Schranke in zu berechnenden Interessen. Und so entwickelte Stein damals sofort diejenigen Grundideen, die von da ab bei allen Nationen leitend geblieben sind. Sie boten sich sogleich seinem klaren Blicke dar. Sie mußten bald hernach fallen gelassen werden, wie die Interessen sich verwickelten. „Die Auflösung Deutschlands," so bemerkt er, „in viele kleine, ohnmächtige Staaten hat dem Charakter der Nation das Gefühl von Würde und Selbständigkeit genommen, das bei großen Nationen Macht und Unabhängigkeit erzeugt; es hat ihre Thätigkeit abgeleitet von den größeren Nationalinteressen; es hat Titelsucht und das elende Treiben der Eitelkeit, Absichtlichkeit, Ränke durch die Vervielfältigung der kleinen Höfe vermehrt." Er findet: Municipal- und Provinzialverfassung, Betheiligung der Bürger an der Verwaltung hätten alle die Vortheile gewähren können, welche man den kleinen Staaten nachrühmt. Aber er ahnt, daß ihre völlige Beseitigung nicht werde durchgesetzt werden können. Und so hat er denselben Vorschlag schließlich, auf den die Geschichte selber gekommen ist. „Wollte man auch einen Bund kleiner Fürstenthümer beibehalten, so müßte ihnen doch die Theilnahme an der Leitung der äußeren Verhältnisse, des öffentlichen Einkommens und der Vertheidigungsanstalten entzogen werden. Sie würden nur die übrigen Verwaltungszweige behalten, und diese nach den Beschlüssen des Reichstages oder nach Selbstbestimmung ausüben."

Als 1812 der russische Krieg die Möglichkeiten eröffnete, Deutschland zur Erhebung zu bringen und von der Last Napoleon's frei zu machen: sah Stein sofort der Frage scharf ins Auge, welcher Zustand aus dem Chaos hervorgehen solle. Das Argument, von dem er ausging in seiner „Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung" an Kaiser Alexander, war unantastbar. „Die Ruhe Europa's erheischt, daß Deutschland so eingerichtet sei, daß es Frankreich widerstehen, seine Unabhängigkeit erhalten, England in seinen Häfen zulassen und der Möglichkeit französischer Einfälle in Rußland zuvorkommen könne." Was er für Deutschland wollte, war hier nur in der Sprache der Interessen von Rußland und England ausgedrückt. „Diesen Zweck" — schließt Stein weiter — „kann man erreichen erstens, entweder durch Vereinigung Deutschlands zu einer Monarchie, zweitens, oder wenn man es nach dem Lauf des Main zwischen Preußen und Oesterreich theilt, drittens, oder indem man in diesen beiden großen Theilen einige Länder, wie z. B. Hannover und andere unter einem Bündniß mit Oesterreich und Preußen bestehen läßt." Denn die alte Verfassung Deutschlands kann nicht wieder hergestellt werden. Sie war nicht das Ergebniß des Willens der Nation, sondern einer Reihe von Ursachen, welche von diesem Willen unabhängig waren, ja ihm ent-

gegenarbeiteten. Ihre Wiederherstellung forderte die Restauration der Obergewalt Oesterreichs, die Verkleinerung Preußens und Baierns, die Erneuerung der geistlichen Fürstenthümer, der Reichsstädte und Reichsgerichte. Und auch so würden in Deutschland nur von neuem der kriegerische Geist und das Gefühl der Würde einer großen Nation zerstört. Man bemerkt, daß hier jener obige Plan bereits vor der Macht der damaligen politischen Thatsachen zusammengesunken war. Eine einheitliche Reichsgewalt für Krieg und äußere Politik forderte eine herrschende Macht. Der Antagonismus von Oesterreich und Preußen war die gegebene Thatsache, welche jeden Versuch einer vernünftigen Verfassung sofort zurückdrängte. Erst mußte dieser durch das Schwert aufgehoben sein, bevor der ursprüngliche Plan Stein's verwirklicht werden konnte. Was er nun plante, war doch nur ein Nothbau.

Während dann die deutschen Heere gegen Paris vorrückten, entwarf Stein einen neuen Plan, welcher den Dingen selber näher auf den Leib rückte. Er war bedingt durch die politischen Thatsachen, mit denen man einmal rechnen mußte. Aber von diesen Thatsachen aus einmal genommen, zeigt er bedeutende Vorzüge vor demjenigen, welcher nachher durch die Wiener Bundes- und die Schlußacte Verfassung Deutschlands für ein halbes Jahrhundert geworden ist. Er will als oberste leitende und ausführende Behörde des Bundesstaates Gesammtdeutschland ein Directorium. Dieses sollte aus den vier mächtigsten Staaten, Oesterreich, Preußen, Baiern und Hannover gebildet sein. Es sollte den Bundestag leiten, welcher aus den Abgeordneten aller Bundesstaaten jährlich einmal zusammenträte, die von ihm gegebenen Gesetze ausführen — was aber die Hauptsache war, das selbständige Recht besitzen, Krieg und Frieden zu schließen und die auswärtigen Verhältnisse zu leiten.

Es ist höchst schmerzhaft, den weiteren Verhandlungen zu folgen. Das war immer noch, auch nachdem es sein Herzblut für die Befreiung Europa's geopfert hatte, dasselbe Deutschland, über dessen Verfassung alle Großstaaten Europa's mitsprachen von ihrem Interesse aus. Es war immer noch dasselbe unlösbare Problem, während die großen europäischen Dynastien die verwandten kleinen Fürstenhöfe in ihren Schutz nahmen, während der Antagonismus Oesterreichs und Preußens jeden kräftigen Schritt hemmte, durch politischen Verstand eine Verfassung zu entdecken, welche Deutschland stark machte, ohne irgend einer Macht Europa's unangenehm zu sein. Was nun geplant und gethan ward, entsprang nicht aus folgerecht durchgeführtem politischen Plan, sondern aus dem Kampf der widerstreitenden Interessen. Unsere politische Verfassung ward von neuem, wie sie es das erste Mal gewesen, nicht ein Werk des politischen Verstandes, sondern ein Vertrag der kämpfenden Interessen.

* * *

Dies sind die Grundzüge der Reorganisation des preußischen Staats, welche Stein's Ministerium 1808 durchführte. Es ist bezeichnend für dieselbe, daß sie von dem großen Gedanken getragen war, den Nationalgeist und zugleich das Gefühl der persönlichen Würde aller Einzelnen zu beleben, daß sie alsdann diesen großen Gedanken nicht durch irgend eine Repräsentation und ihre Debatten oder eine andere ähnliche äußere Einrichtung durchzuführen versuchte, sondern dadurch, daß sie ökonomisch und social die Einzelnen mündig zu machen suchte, politisch aber mündige und selbständige größere Ganze zu schaffen begann. Diesem Tiefsinn der Stein'schen Gesetzgebung verdanken wir es, daß unser Staat sich auf germanischen Grundlagen, frei von allen Schablonen, aus seinen eigensten Bedürfnissen entwickelt.

Die letzten zehn Lebensjahre der Kaiserin Josephine, Gemahlin Napoleon's I.

Von

E. Budorff.

Der denkwürdige Tag der Kaiserkrönung Napoleon's I. — 2. December 1804 — an welchem zum ersten Male seit der Krönung Karl's V. durch Clemens VII., ein

Papst diese Ceremonie verrichtete, brach trüb und nebelig an, und die Kälte war in Paris so empfindlich, wie man es dort um diese Zeit des Jahres selten zu erleben pflegt. Unzweifelhaft ist es, daß der Hinblick auf den großen Habsburger in Napoleon den Gedanken erweckte, den Papst zu dem feierlichen Acte einzuladen; er hatte sich viel mit Karl V. beschäftigt,* und dieses Kaisers Machtstellung und stets reger Ehrgeiz imponirten ihm ganz außerordentlich. Karl's Wahlspruch „Plus ultra“ (immer weiter) fand in seiner Seele ein lautes Echo, und daß des mächtigen Herrschers Wappen zwei Weltkugeln zeigte und seine Devise lautete: „Ich und der rechte Moment gegen ihrer zwei,“ führte zu einer weitern Wahlverwandtschaft mit ihm.

Drei Tage vor der Krönung gab noch Cardinal Fesch in der Kapelle der Tuilerien — auf besonderes Verlangen des Papstes — Napoleon und Josephinen den kirchlichen Trausegen vor einer kleinen Anzahl von Vertrauten; bis dahin war ihre Verbindung nur eine Civilehe gewesen.

Die Vorbereitungen für den Act der Krönung, welcher mit ebenso großem Pomp, wie dem strengsten Ceremoniel vor sich gehen sollte, hatten schon lange vorher den ganzen Hofstaat und die Dienerschaft in Bewegung und Aufregung gesetzt. Isabey mußte einen Altar fertigen, vor welchem, wie bei einer Bühnenprobe, das ganze Ceremoniel der Krönung, das Auf- und Abtreten der bei diesem Act Beschäftigten eingeübt wurde, damit auch nicht der geringste Fehler in die Anordnung und Ausführung der Festlichkeit sich einschleichen könne.

„Niemals,“ berichtet Mademoiselle Avrillion, die langjährige Kammerdame der Kaiserin Josephine, „sah ich auf einem Antlitz einen ähnlichen Ausdruck des Glückes, als der es war, welcher die Kaiserin nach der Krönung beseelte; sie war strahlend vor innerer Befriedigung! Die Krone, welche ihr erhabener Gemahl selbst auf ihre Stirn gedrückt hatte, schien die Schatten zu zerstreuen, welche auftauchende Gerüchte von einer bevorstehenden Scheidung in ihre Seele geworfen.“

Augenzeugen versichern dagegen, daß Napoleon während der Krönung kaum ein Gähnen habe unterdrücken können, und daß dieser Act ihm — statt eines Schlußsteines für sein Glücksgebäude, wie es bei Josephinen der Fall war — nur als die erste Staffel zur Erlangung späterer Weltherrschaft erschienen sei. Pertz theilt uns darüber mit: „Als Napoleon die Kaiserkrone sich aufgesetzt, empfing er die Glückwünsche seines Flottenministers Decres mit einer Geringschätzung, die diesen in Erstaunen setzte. „Ich bin zu spät gekommen, die Menschen sind zu aufgeklärt, es giebt nichts Großes mehr zu thun.“

Decres meinte, es sei doch immer ein ganz ansehnlicher Schritt vom Artillerie-Lieutenant zum Kaiser des ersten Reiches der Welt. Der sechsunddreißigjährige Napoleon erwiderte: „Ja, ich gestehe es, ich habe einen schönen Weg zurückgelegt; aber welcher Unterschied zwischen mir und Alexander dem Großen, der nach der Eroberung von Asien sich den Völkern als Jupiter's Sohn verkündigte und mit Ausnahme der Olympias, des Aristoteles und einiger Atheniensischer Pedanten im ganzen Orient Glauben fand! Würde ich mich heute als Sohn des ewigen Gottes ausrufen und ankündigen lassen, daß ich als solcher ihm meinen Dank darbringen wolle, so würde mich jedes Fischweib auf der Straße auszischen. Die Völker sind jetzt zu aufgeklärt, es giebt nichts Großes mehr zu thun!“

Ein so ungemessener Ehrgeiz mußte natürlich das Schicksal Josephinens in Frage stellen; je weiter Napoleon auf der Siegesbahn vorschritt, je mehr gewann der Gedanke Raum, daß ihm ein Erbe seines Glanzes und Ruhmes, daß ihm ein Sohn fehle! Und obwohl er die liebenswürdige, ihn vergötternde Josephine innig liebte, so sehr liebte, als es seiner egoistischen Natur nur irgend möglich war, so trat die Idee, daß seiner Größe, oder dem, was er „sein Geschick“ nannte, alle andern Rücksichten zu weichen hätten, immer stärker in den Vordergrund.

Josephine erzählte einst ihren Hofdamen, daß Napoleon die feste Ueberzeugung hege, er sei dazu bestimmt, die Völker der Erde zu unterwerfen, und daß den Glauben „an

* So sagte Napoleon z. B., wie der Kanzler Müller in Weimar berichtet, bei dem Ritt von Weimar nach Eckartsberge, über Karl: „Karl V. würde klug gethan haben, sich an die Spitze der Reformation zu stellen. Nach der damaligen Stimmung der Gemüther, würde es ihm dadurch leicht geworden sein, zur unumschränkten Herrschaft über ganz Deutschland zu gelangen.“

seinen Stern" nichts zu erschüttern vermöge. Er hielt sich für auserwählt (prédestiné). Ganz in diesem Sinne schreibt er ihr einmal, als sie Befürchtungen über den Ausgang eines Feldzuges ausgesprochen hatte: „Ich fühle mich gedemüthigt, daß meine Frau ‚an meinem Geschick' zweifeln kann." Und ein anderes Mal am 27. März 1807: „Ich weiß auch andere Dinge zu vollbringen, als Krieg zu führen, doch geht die Pflicht Allem vor. Mein ganzes Leben hindurch habe ich ‚meinem Geschick' Alles geopfert — Ruhe, Vortheil und Glück."

Die mit Strenge durchgeführte Etikette des neuen Kaiserthums errichtete manche Schranke zwischen den Gatten: sie hörten auf, dasselbe Zimmer zu theilen und sahen sich viel seltener als sonst ohne Zeugen. Josephine wußte, daß des Kaisers Schwestern ihr nicht wohlwollten, und daß von ihnen der Gemahl aufgestachelt würde, durch eine Verbindung mit einer Fürstentochter aus altem Geschlecht seinem Throne den wahren Glanz zu geben. Die Gerüchte von einer nothwendigen Scheidung tauchten in kurzen Zwischenräumen wieder auf. Fouché — so hieß es — ließ dieselben absichtlich durch seine Agenten aussprengen, um zu erfahren, welchen Eindruck ein solches Ereigniß auf die Pariser machen würde, und um die Gemüther auf diese Eventualität vorzubereiten.

Die Erhebung Eugen's — von welchem Napoleon einst gesagt, daß er für alle junge Männer als Vorbild dienen könne — zum Vicekönig von Italien, erfüllte Josephine nicht mit Stolz und Freude, sondern mit tiefem Schmerz. Daß der theure Sohn, an welchem sie bei einem nahenden Unheil die beste Stütze zu finden hoffte, weitab von ihr leben würde, krampfte ihr Mutterherz zusammen. Napoleon tadelte sie wegen ihrer trüben Mienen, und als er Josephinen einst in Thränen fand, sagte er: „Du weinst, Josephine, weil du von Eugen dich trennen sollst! Was habe ich zu empfinden, wenn schon die Abwesenheit deines Sohnes dir so viel Kummer bereitet? Die zärtliche Liebe, welche du deinen Kindern widmest, läßt mich grausam genug das Unglück empfinden, keine zu besitzen!"

Solche Worte blieben nicht ohne die bitterste Nachwirkung auf den Gemüthszustand der Kaiserin; auch konnte sie der Ueberzeugung sich nicht verschließen, daß Napoleon es immer sorgsamer vermied, mit ihr allein zu bleiben und jene Stunden hingebenden Vertrauens zu erneuern, die Beide einst so sehr beglückt. Josephine nahte dem Gemahl nur furchtsam — in steter Sorge, ihm zu mißfallen — und wartete in Seelenangst auf den Schlag, der unvermeidlich sie treffen mußte. In Hoffen und Zagen vergingen einige Jahre — die glänzendsten in dem Ruhmeskranze Napoleon's — dann endlich erfüllte sich das Schicksal Josephinens. Aus dem Munde ihres Gatten erfuhr sie, was lange in trüber Ahnung vor ihrer Seele gestanden, und so sehr die Kaiserin sich auf diesen Moment vorzubereiten gestrebt, traf er sie doch so mächtig, daß sie, einer Ohnmacht nahe, in ihr Zimmer getragen werden mußte. Mademoiselle Avrillion hatte an diesem Tage nicht Dienst bei der Kaiserin; als sie aber am nächsten Morgen in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin trat, winkte Josephine sie mit freundlicher Miene an ihr Bett, hieß die treue Dienerin die Thür fest schließen und erzählte dann, während Weinen oft ihre Sprache hemmte, was am Tage zuvor sich entschieden habe. Edelmüthig entschuldigte die Kaiserin den Gemahl und fügte hinzu: „Ich sehe ein, daß er einen Erben seines Ruhmes haben muß, ein Kind, in dem er weiterlebt und das sein Reich sicher stellen hilft. Der Kaiser ist untröstlich, sich von mir trennen zu müssen. ‚Es ist das größte Opfer, welches ich Frankreich bringe,' sagte er mit Thränen in den Augen. Ich kann nicht an seiner Liebe zweifeln, und er hat mich versichert, daß er auch gegen meine Kinder unverändert derselbe bleiben werde."

Immer wieder kam Josephine auf die liebevollen Worte Napoleon's zurück, und es scheint in der That, daß der Kaiser, nachdem seine Seele von der Last dieser Aussprache einmal befreit war, sich wiederum voll Herzlichkeit der einst so glühend Geliebten genähert habe.

La Malmaison, welches der siebenundzwanzigjährige Held bei seiner Rückkehr von dem glorreichen italienischen Feldzuge um 300,000 Francs für Josephine gekauft hatte, und das ihr Lieblingsaufenthalt geworden war, sollte ihr Wohnsitz bleiben, und Napoleon versprach, sie oft in ihrer

Zurückgezogenheit dort aufzusuchen. Mit welchen Empfindungen würde sie in den bittern Stunden des Alleinseins, die ihrer warteten, jene leidenschaftlichen Briefe lesen, die er ihr unter Schlachten und Strapazen damals geschrieben.

„Adieu, Schöne und Gute, ganz Unvergleichliche, ganz Göttliche, tausend Liebesküsse." (Castiglione 21. Juli 1796).

„In kurzer Zeit hoffe ich dich in meine Arme zu schließen und werde dich mit einer Million Küsse bedecken, so glühend wie unter dem Aequator." (Verona, 13. November 1796).

☞ Nach und nach erst sollte dem Publicum kund werden, was im Innern des Palastes sich zugetragen hatte. Die Zahl der Journale, welche zu jener Zeit erschienen, war nur gering, und sie durften nicht aussprechen, was sie erfahren. Der Kaiser und die Kaiserin lebten noch wenige Wochen neben einander in den Tuilerien, nur zeigten sie sich nicht mehr öffentlich zusammen.

Als bei der Anwesenheit des Königs von Sachsen in Paris, eine feierliche Handlung in der Notre-Dame-Kirche stattfand, fuhr zum ersten Male der Kaiser alleiu in seiner Equipage dahin, während Josephine mit ihren Hofdamen in einem zweiten Wagen folgte. Diese auffällige Aenderung in der bisher befolgten Hof-Etikette machte großes Aufsehen und bereitete die Bevölkerung höchst wirksam auf die beabsichtigte Scheidung vor. Diese wurde am 15. December ausgesprochen und öffentlich bekannt gemacht. Josephine besaß die allgemeine Liebe, und ein tiefes Gefühl der Mißstimmung gab sich bei allen Gutgesinnten kund; schon damals erhoben sich einzelne Stimmen, welche in ihr den guten Eugel, den Schutzgeist des Kaisers, scheiden sahen.

Am nächsten Tage verließen beide Gatten Paris; Napoleon begab sich nach Trianon, Josephine zog sich auf ihre Besitzung zurück.

Aus Trianon schrieb Napoleon am 17. Januar 1810: „Meine Freundin, Audenarde, den ich diesen Morgen zu dir sandte, hat mir gesagt, daß du deine Fassung verloren, seitdem du in Malmaison bist. Und dieser Ort ist doch ganz erfüllt von unseren Empfindungen, welche sich niemals ändern können noch sollen, wenigstens was mich betrifft.

„Ich sehne mich, dich wiederzusehen, allein zuvor muß ich überzeugt sein, daß du stark und nicht schwach bist; ich bin es ebenfalls ein wenig, und das verursacht mir ein tiefes Weh (mal affreux).

„Lebe wohl, Josephine, gute Nacht! Wenn du an mir zweifeltest, wärest du recht undankbar."

Als Napoleon glaubte, daß Josephine die nöthige Fassung gewonnen, kam er einige Male nach Malmaison. Seine Besuche waren nur ganz kurz und wurden stets zuvor angemeldet; dennoch erfreuten sie die Kaiserin außerordentlich. Sobald man den Wagen Napoleon's vom Schlosse aus gewahrte, verließ Josephine ihr Zimmer, um den Kaiser zu empfangen. Napoleon bot ihr den Arm — jeder andere Ausdruck zärtlichen Gefühls unterblieb — und Beide promenirten in dem Park oder nahmen auf einer Gartenbank Platz, um mit einander zu plaudern. Stets wußte jedoch Napoleon es so einzurichten, daß man ihn aus den Fenstern des Schlosses erblicken konnte. Dieser Umstand wurde einer zarten Rücksicht für Marie Louise zugeschrieben, welche bereits mit ihm verlobt und sehr eifersüchtig auf Josephine war.

„Der Kaiser hat mich besucht," schrieb Josephine an ihre Tochter Hortense, „seine Gegenwart beglückte mich, obwohl sie alle meine Schmerzen erneute ... Und doch sind dies Empfindungen, welche man oft zu durchkosten wünscht."

Es war Napoleon's Wille, daß Josephinen keine der ihrer Stellung gebührenden Ehren fehle, und so fragte er eines Morgens die um ihn versammelten Höflinge, ob sie bereits die Kaiserin in Malmaison gesehen hätten. Das Herz einiger dieser Herren war den Gefühlen der Dankbarkeit offen gewesen und sie hatten nicht gezögert, der stets gütigen Herrscherin ihre Ehrfurcht zu bezeigen; der größere Theil jedoch wollte erst abwarten, aus welcher Himmelsrichtung der Wind wehen würde, und war zurückgeblieben. Die Antworten lauteten daher sehr unbestimmt und kamen nur stockend hervor.

„Meine Herren, das ist nicht recht; Sie müssen sich der Kaiserin vorstellen!" sagte Napoleon.

Wie viele elegante Equipagen bedeckten noch an demselben Tage den Weg von Paris nach Malmaison! Denn „der Herr" hatte gesprochen.

Sehr häufig erhielt Josephine kleine Billets von dem Kaiser, die trotz ihrer Kürze eine innige Zuneigung verriethen; er beschäftigte sich mit ihrer Gesundheit, ihren Vergnügungen und ermahnte sie — haushälterisch zu sein, was ihr stets schwer gefallen war.

„Bringe Ordnung in deine Angelegenheiten, gieb nicht mehr als 1,500,000 Francs aus und lege ebenso viel zurück. Dann hast du 15,000,000 Francs in zehn Jahren für deine Enkel; es ist süß, ihnen etwas geben zu können und sich ihnen nützlich zu erweisen. Statt dessen sagt man mir, daß du Schulden habest; das wäre sehr häßlich (vilain).

Nimm deine Angelegenheiten wahr und gieb nicht Jedem, der zu nehmen begehrt. Wenn du mir gefallen willst, so laß mich wissen, daß du einen großen Schatz ansammelst: denke, welch' ungünstige Meinung ich von dir haben müßte, wenn du, mit einem Einkommen von drei Millionen, verschuldet wärest."

Marie Louise war im Begriff, ihren Einzug in Paris zu halten, und es erschien Napoleon nicht passend, daß, während hier lauter Jubel herrsche und Fest an Fest sich reihen würde, Josephine in der Nähe der Hauptstadt weilte, so daß alle Kundgebungen des Enthusiasmus bis zu ihr dringen müßten. Auf seinen Wunsch verließ Josephine augenblicklich Malmaison und begab sich nach der kaiserlichen Domäne Navarre bei Evreux — einst den Prinzen des Hauses Bouillon gehörig gewesen — welche er ihr zum Geschenk gemacht hatte.

Navarre ist seiner Lage nach vielleicht der schönste Landsitz von Frankreich; es liegt in einem von reich bewaldeten Höhen eingeschlossenen, lieblichen Thale. Silberklare Quellen und sanft murmelnde Bäche durchrieseln den Ort von allen Seiten; in der heißen Jahreszeit ist Navarre daher ein entzückend erfrischender Aufenthalt. Allein Josephine traf am 2. April dort ein — an demselben Tage, an welchem Marie Louise in Paris einziehen sollte — und die Luft war feucht und kalt in dem Thale. Auch paßte das Schloß sehr wenig für diesen improvisirten Aufenthalt der Kaiserin, denn es war nur nothdürftig möblirt, die Kamine rauchten, Fenster und Thüren schlossen nicht. Obwohl Josephine nur einen Theil ihres Gefolges mitgebracht hatte, so waren die Hofdamen genöthigt, sich mit ganz kleinen Zimmern zu begnügen, deren Ausstattung geradezu ärmlich erschien. Das Unerwartete dieser Reise hatte eben keine wesentlichen Verbesserungen und Arrangements im Schlosse gestattet. Josephine, unter dem warmen Himmel von Martinique geboren und an einen luxuriösen Comfort gewöhnt, empfand alle diese Uebelstände in ihrer jetzigen Seelenstimmung um so schwerer. Vor ihr stand das Bild der siebzehnjährigen, in voller Jugendschöne blühenden Marie Louise, die alle Zärtlichkeit Napoleon's empfing und welche sie sicherlich ganz aus seinem Herzen verdrängen würde. Jener sollten nun, an des Kaisers Seite, alle die Acclamationen der begeisterten Menge zu Theil werden, wie sie einst ihr gewidmet waren und sie mit unendlichem Glück erfüllt hatten. Doppelt vermißte sie jetzt ihre Kinder, welche, eine Verschärfung ihres Schmerzes, in Paris anwesend sein mußten, um das neu aufgehende Gestirn an dem Himmel Frankreichs zu begrüßen. Es waren bittere, unendlich schwere Tage, einer neuen Scheidung vergleichbar. Doch verlor Josephine äußerlich nicht die Herrschaft über sich; sie besuchte die Umgebung von Navarre, beschäftigte sich mit der Instandsetzung der schönen Schloßgärten, forschte nach Unglücklichen, denen sie Trost und Hülfe gewähren konnte. An geistige Beschäftigung gewöhnt, ließ sie Bücher und Journale von Paris kommen, und empfing diejenigen Bewohner der Stadt und Umgegend, welche den Anspruch machen durften, ihre Gesellschaft zu theilen. Da Navarre in seinem jetzigen Zustande kaum ohne Nachtheil für die Gesundheit bewohnbar schien, so zeigte Josephine dies Napoleon an und sprach den Wunsch aus, nach Malmaison zurückzukehren. Der Kaiser antwortete nicht sogleich, sondern ließ durch Eugen sie davon unterrichten, daß er auf ihren Wunsch eingehe, auch die nöthigen Summen anweisen werde, um das Schloß zu Navarre in guten Stand setzen zu lassen.

Drei Wochen waren seit des Kaisers Vermählung verflossen und Josephine glaubte aus dem längeren Schweigen Napoleon's folgern zu müssen, daß sie nicht einmal mehr auf seine Freundschaft zu rechnen habe.

In ihrem Kummer richtete sie den nach-

folgenden Brief an ihn, der wohl das wichtigste von ihrer Hand zurückgebliebene Document ist, und uns ein volles Bild ihres edeln Sinnes, ihrer Liebe für Napoleon und ihrer Geistesbildung giebt.

„Sire!

Ich empfing soeben durch meinen Sohn die Versicherung, daß Ew. Majestät in meine Rückkehr nach Malmaison willigt und mir einen Vorschuß gewähren will, um das Schloß von Navarre bewohnbar zu machen.

„Diese doppelte Gunst, Sire, zerstreut zum großen Theile die Unruhe, ja die Furcht, welche das lange Stillschweigen Ew. Majestät in mir hervorgerufen, ich möge gänzlich aus Ihrem Andenken verbannt sein; ich sehe ein, daß dies nicht geschehen ist. Ich fühle mich daher heute weniger unglücklich, ja selbst so glücklich, als ich künftig zu sein, nur hoffen darf. Gegen das Ende dieses Monats will ich nach Malmaison gehen, halte mich jedoch verpflichtet, hinzuzufügen, daß ich nicht so früh von der mir gegebenen Erlaubniß Gebrauch gemacht hätte, wenn die Wohnung in Navarre nicht für meine Gesundheit und diejenige meines Hofstaates, dringend nöthige Verbesserungen erheischte. Mein Plan ist es, nur sehr kurze Zeit in Malmaison zu verweilen; ich werde es bald verlassen, um ein Bad zu besuchen. Während meines Aufenthaltes in Malmaison werde ich jedoch so leben, dessen kann Ew. Majestät versichert sein, als ob ich mich tausend Meilen von Paris befände. Ich habe ein großes Opfer gebracht, Sire, und jeder Tag zeigt es mir in seinem ganzen Umfange. Allein dieses Opfer wird vollständig sein; Ew. Majestät soll in Ihrem Glück durch keinen Ausdruck meines Kummers gestört werden. Nie werde ich in meinen Wünschen für das Glück Ew. Majestät ermüden; vielleicht werde ich auch den Wunsch mir gestatten, Sie wiederzusehen; stets werde ich jedoch die neue Stellung ehren, in der Ew. Majestät sich befindet; ich werde sie schweigend ehren; voll Vertrauen in die Gesinnungen, welche Sie früher für mich hegte, werde ich keine neue Beweise verlangen, sondern Alles von Ew. Majestät Gerechtigkeit und Ihrem Herzen erwarten. Ich beschränke mich darauf, die eine Gunst zu erbitten: daß Sie selbst ein Mittel ausfindig mache, mich und Diejenigen, welche mich umgeben, davon zu überzeugen, daß ich fortdauernd einen kleinen Platz in Deren Andenken und eine große Stelle in Deren Achtung und Freundschaft einnehme. Dieses Mittel, wie es auch beschaffen sei, wird meinen Kummer lindern, ohne das Glück Ew. Majestät, an welchem mir vor Allem gelegen ist, zu gefährden."

Napoleon antwortete augenblicklich:

„Meine Freundin!

Ich empfange soeben deinen Brief vom 19.; er ist in einem schlechten Stil abgefaßt. Ich bin stets derselbe; Menschen meiner Art verändern sich niemals. Ich vernehme mit Freude, daß du nach Malmaison gehst und daß du zufrieden bist; ich werde es sein, wenn ich von dir Nachrichten erhalte und dir welche senden kann. Ich sage nicht mehr, bis du diesen Brief mit dem deinigen verglichen hast; dann magst du darüber entscheiden, wer mehr des Andern Freund ist, ich oder du? Adieu, meine Freundin, erhalte dich gesund und sei immer gerecht gegen dich und mich."

Josephinens ganzes Herz spricht aus ihrer Antwort:

„Tausend, tausend innigen Dank, daß du mich nicht vergessen hast! Mein Sohn hat mir soeben deinen Brief überbracht. Mit welcher Inbrunst habe ich ihn gelesen, und doch brauchte ich viel Zeit dazu, denn kein Wort war darin enthalten, das mir nicht Thränen entlockte; allein diese Thränen waren süß. Ich habe mein ganzes Empfinden wiedergefunden und so wie es stets bleiben wird: es giebt Gefühle, welche das Leben selbst sind und die nur mit ihm enden können.

„Dein Brief war Balsam für mich! Sei glücklich, sei so glücklich, als du es verdienst; aus voller Seele spreche ich zu dir."

Eine Reihe verhältnißmäßig ruhiger Tage folgten nun für Josephine; Napoleon schrieb ihr häufig und benachrichtigte sie auch, daß er bald so glücklich sein würde, einen Erben zu besitzen. Den Sommer verlebte Josephine in Savoyen und der Schweiz, ja sie dehnte ihren Aufenthalt daselbst bis zum November aus und ging dann nach Navarre, da einige Andeutungen in den Briefen Napoleon's sie überzeugten, daß ihm ihre Anwesenheit in Mal-

maison, bei der Geburt seines ersten Kindes, nicht wünschenswerth sein würde.

Als der Courier mit der Nachricht von der glücklichen Entbindung Marie Louisens nach Navarre kam, zeigte sich die Seelengüte der Kaiserin in ihrem reichsten Glanze. „Wie bedaure ich es," sagte sie zu ihren Hofdamen, „nicht in Malmaison zu sein, dort würde ich schneller Nachrichten erhalten können. Wie glücklich muß der Kaiser sein!" Eine Thräne trocknend, die unwillkürlich ihrem Auge entfloß', fuhr sie fort: „Und ich bin es auch; sein Glück beglückt mich! Ich ernte die Früchte meines schmerzlichen Opfers, da es das Wohl Frankreichs besiegelt."

Am nächsten Tage traf Eugen bei ihr ein und überbrachte einen Brief Napoleon's, dessen Anfang lautete: „Meine liebe Josephine, ich habe einen Sohn, ich bin überglücklich! Dieses Kind, im Verein mit unserm Eugen, wird mein Glück und das Frankreichs machen."

„Ist es möglich," sagte Josephine zu ihren Damen, „daß man sich liebenswürdiger ausdrücken und es besser verstehen kann, den Moment zu versüßen, der für mich der peinvollste sein müßte, wenn ich den Kaiser nicht so aufrichtig liebte! Diese Zusammenstellung meines Sohnes und des seinigen, ist des Mannes würdig, der, sobald er will, verführerisch wie kein anderer ist."

Da Marie Louise sich schnell erholte, so kehrte Josephine nach ihrem Lieblingsaufenthalt Malmaison zurück. Mit welcher Freude sah sie ihre Gewächshäuser, ihre Gärten wieder! Josephine liebte Blumen außerordentlich und beschäftigte sich viel mit Botanik; täglich unterhielt sie sich mit Bonpland, der Vorstand ihrer Gärten in Malmaison und Navarre geworden war, und nahm die getroffenen Anordnungen und ausgeführten Arbeiten in Augenschein.

Napoleon sprach bei seinen Besuchen in Malmaison stets mit dem größten Entzücken von seinem Sohne, und sendete in den warmen Sommertagen, auf Josephinens Bitte, einmal das Kind zu ihr. In tiefer Herzensbewegung liebkosete sie den Kleinen und drückte einen Abschiedskuß auf seine rosigen Lippen; Josephine sah das Kind nicht mehr wieder. —

Ein altes Schloß in der Umgegend von Malmaison, einst der Aufenthalt der schönen Gabrielle d'Estrées, kaufte Josephine zur besseren Arrondirung ihres Besitzthums an. Sie ließ, stets gütig, die hochbetagte Besitzerin bis zu deren Lebensende darin wohnen, obwohl keine Clausel des Kaufvertrages sie dazu verpflichtete. „Ich mag," sagte Josephine zu ihrem Geschäftsführer, „die gute Frau nicht verdrängen, weiß ich doch, wie schwer solche Dinge zu tragen sind."

Der Winter von 1812 bis 1813 war für Josephine ein überaus angstvoller und trüber; zum ersten Male lächelte das Glück dem Kaiser nicht! Jeder Courier brachte schlimme Nachrichten, und der tragische Rückzug der französischen Armee aus Rußland erschütterte Josephine so tief, daß sie den Namen des Kaisers nicht aussprechen konnte, ohne daß Thränen in ihren Augenlidern zitterten.

Und wie viel Schweres sollte in kürzester Zeit noch über sie verhängt werden!

Als die siegreichen Heere der Alliirten immer weiter gegen Paris vordrangen, wurde in einem Familienrath, dem auch die Würdenträger der Krone beiwohnten, der Beschluß gefaßt, daß Josephine sich nach Navarre zurückziehen solle, sobald die Kaiserin Marie Louise die Hauptstadt verlassen würde.

Da Marie Louise sich am 29. März 1814, auf Befehl Napoleon's, mit ihrem Sohne nach Blois begab, so reisete auch Josephine an dem nächsten Morgen, todtenbleich vor innerer Erregung, nach Navarre ab. Aus Brienne erhielt sie ein kurzes Billet von Napoleon, das mit den Worten schloß: „Ich habe den Tod in verschiedenen Kämpfen gesucht, ich fürchte ihn nicht, ja er wäre heute eine Wohlthat für mich — allein noch einmal möchte ich Josephine sehen!"

Am 31. März traf Napoleon in Fontainebleau ein, dem Ort, an welchem sein Schicksal sich erfüllte! Am 11. April schrieb er seine berühmte Abdankung und am 16. die letzten Zeilen an Josephine, deren Schluß lautete:

„Adieu, meine liebe Josephine; resignire, wie ich es gethan, und vergiß nie Denjenigen, der dich nie vergessen hat und wird. Adieu, Josephine."

Wie gern wäre Josephine nach Elba gegangen! „Obgleich ich nicht mehr seine Frau bin," sagte sie, „so würde ich doch sogleich zu ihm eilen, wenn ich nicht fürchten müßte, ihm Unannehmlichkeiten mit der

Gefährtin zu bereiten, die er mir vorgezogen hat. In diesem Augenblick, wo ihn fast Alle verlassen, wäre es mir süß, bei ihm zu sein, um ihm die Oede von Elba ertragen zu helfen und meinen Theil an seinem Kummer zu nehmen. Niemals habe ich mehr als jetzt die Scheidung beklagt, welche mich stets so sehr betrübte."

„Wäre ich Kaiserin der Franzosen gewesen," äußerte sie ein anderes Mal zu ihrem Leibarzt, „ich wäre mit acht Pferden, meinen ganzen Hofstaat in Gala, durch Paris nach Fontainebleau zu ihm geeilt und hätte ihn nicht mehr verlassen!"

Die Gesundheit Josephinens schwand sichtlich unter allen diesen Seelenbewegungen. „Ich weiß nicht, was mir ist," sagte sie zu der treuen Avrillion, „allein mich überfällt häufig eine Traurigkeit und Ermüdung, daß ich zu sterben meine."

Als die Ruhe in Paris wiederhergestellt worden war, schrieb Hortense an ihre Mutter und lud sie ein, nach Malmaison zurückzukehren. Sie fügte hinzu, daß der Kaiser Alexander von Rußland den lebhaften Wunsch ausgesprochen habe, sie kennen zu lernen. Dieses Zeichen der Hochachtung rührte Josephine sehr, allein sie zögerte abzureisen, da sie meinte, es gezieme der ersten Gattin Napoleon's, jetzt in der allergrößten Zurückgezogenheit zu leben. Auch hatte sie schon einen Entschluß wegen ihres künftigen Aufenthaltsortes gefaßt. Sobald Ludwig XVIII. den Thron bestiegen haben würde, wollte sie nach Prégny-la-Tour am Genfersee übersiedeln. Ihr Hofstaat sollte auf die einfachste Art zusammengesetzt sein: nur einen Cabinetssecretär, einen Leibarzt, eine Hofdame, zwei Kammerfrauen und zwei Diener gedachte sie mitzunehmen.

Und doch bewog die Rücksicht auf ihre Kinder die Kaiserin, nach Malmaison abzureisen.

Vielleicht bald verbannt, ihrer Güter beraubt, hatten sie Alles von der Gunst oder dem Uebelwollen der alliirten Monarchen zu erwarten; das Fürwort der zärtlichen Mutter sollte ihnen wenigstens nicht fehlen! Alexander besuchte Josephine, sobald er von ihrer Ankunft in Malmaison Nachricht erhielt, und benahm sich dabei mit jener vollendeten Liebenswürdigkeit und Güte, die ihm so viele Herzen schon gewonnen. In keinem Augenblick vergaß er, daß diejenige, zu welcher er sprach, einst die Gemahlin seines überwundenen Feindes gewesen sei, und ebenso wenig verbarg Josephine ihre innige Liebe für Napoleon. Alexander wiederholte seinen Besuch und der König von Preußen und dessen Söhne folgten seinem Beispiele. Kaiser Alexander äußerte gegen Hortense den Wunsch, auch das derselben gehörende Schloß St. Leu zu sehen; die ehemalige Königin von Holland beeilte sich, den Kaiser einzuladen, und auf ihre dringende Bitte entschloß sich auch Josephine dorthin zu kommen, obwohl sie sich sehr leidend fühlte. Zwei Tage darauf erkrankte die Kaiserin lebensgefährlich und starb schon am nächsten Sonntage den 28. Mai 1814 um $11^1/_2$ Uhr.

Ihre Gedanken weilten fortwährend bei dem unglücklichen, heiß geliebten Kaiser, und in den Fieberphantasien der letzten Nacht hörte man in abgebrochenen Worten sie flüstern: „Die Insel — — Elba — — Napoleon!"

Kaiser Alexander hatte noch am Tage zuvor seinen Leibarzt gesandt, und die allgemeine Theilnahme bei Josephinens Krankheit und Tod zeigte deutlich, in wie vollem Maße sie geliebt worden war. In der Kirche zu Rueil — wohin Malmaison eingepfarrt ist — wurde ihre Leiche beigesetzt. Mehr als 4000 Bewohner der umliegenden Ortschaften hatten sich eingefunden, um derjenigen zu ihrer letzten Ruhestätte zu folgen, welche die Mutter der Armen und Bedrängten hieß. Die Zipfel des Bahrtuches trugen: Der Großherzog von Baden, Gemahl von Stephanie Beauharnais, Josephinens Nichte, der Marquis von Beauharnais, Josephinens Schwager, der Graf von Tascher, ihr Neffe und Graf von Beauharnais, Kammerherr der Kaiserin Marie Louise. Der General Sacken repräsentirte den Kaiser von Rußland, und der General-Adjutant des Königs von Preußen diesen Monarchen. Eine große Anzahl vornehmer Personen, Marschälle, Generale und hohe Staatsbeamte hatten sich dem Zuge angeschlossen. Den Schluß bildeten zwanzig junge Mädchen, welche Blumen streuten, gefolgt von russischen Truppen und französischer Nationalgarde. Monseigneur von Barral, Erzbischof von Tours, hielt, assistirt von den Bischöfen von Evreux und Versailles, die Messe und sprach dann eine kurze rührende Leichenrede.

Als Napoleon nach Paris zurückkehrte, sandte er zu Corvisart, der sein Arzt und früher auch der Josephinens gewesen war, und empfing ihn mit den Worten: „Corvisart, und Sie haben meine Josephine sterben lassen?"

Corvisart berichtete, daß er zu jener Zeit selbst krank gewesen sei, und der Kaiser wendete sich nun an Dr. Horan, welcher die Verstorbene behandelt hatte. Horan suchte, nachdem er Napoleon gesprochen, sofort Mademoiselle Avrillion auf, theilte ihr seine Unterredung mit demselben mit und versicherte sie, daß die tiefste Rührung und die herzlichste Anhänglichkeit für die Verstorbene aus jedem Wort des Kaisers hervorgeleuchtet habe. Er ward nicht müde, sich über die geringsten Details der Krankheit Josephinens Auskunft geben zu lassen; er fragte, ob sie viel gelitten, ob sie ihr Ende nahen gefühlt, von wem sie gepflegt worden sei, und wie Hortense und Eugen den Tod der Mutter aufgenommen hätten. Thränen standen in den Augen des Kaisers, als er den Arzt entließ. —

Nach mannigfachen Schwierigkeiten, und erst nachdem die aufgeregten Leidenschaften in Frankreich sich endlich beruhigt hatten, gelang es Hortense und Eugen, ihrer unvergeßlichen Mutter ein Denkmal dort zu errichten. Es trägt die einfache Inschrift:

A Josephine.
Eugene. — Hortense.

Literarisches.

Aus deutschen Gauen. Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Zwei Bändchen. Jena, Costenoble. 1871.

Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. Erzählungen von Fr. Bodenstedt. Zwei Bändchen. Jena, Costenoble. 1871.

Wer sich noch des großen Aufsehens erinnert, welches Bodenstedt's Erzählungen aus dem Morgenlande nicht blos in Deutschland und England, sondern auch jenseits des Oceans machten, der wird jedes neue Werk aus der Feder des eleganten und feinsinnigen Dichters mit doppeltem Interesse zur Hand nehmen.

Es sind jetzt schon zwanzig Jahre verflossen, seit der letzte Theil von „Tausend und ein Tag im Orient" erschienen, und während das Werk eine Auflage nach der andern erlebte, bewegte sich der Verfasser auf ganz anderen Gebieten, durchforschte in England Archive und Bibliotheken, schrieb ein Werk über die altenglische Bühne, übersetzte Shakespeare und war längere Zeit als Bühnenleiter mit bekanntem Erfolg thätig. In den letzten Jahren hat sich Bodenstedt wieder eifrig der Erzählung zugewendet und seine neuesten Schriften liefern den erfreulichen Beweis, daß er an Frische nichts verloren, aber an Kunst der Darstellung noch gewonnen hat. Das Buch „Aus deutschen Gauen" enthält drei Erzählungen, wovon zwei, „Das Mädchen von Liebenstein" und „Die letzten Falkenburger," schon Leser und Freunde gefunden haben, während die rührende Geschichte „Eine Mönchsliebe," der wir unter allen dreien den Preis zuerkennen möchten, unseres Wissens früher noch nicht veröffentlicht war.

Doch noch höher als die Erzählungen „Aus deutschen Gauen" möchten wir diejenigen „Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's" stellen, schon der überaus interessanten Zustände und hochbedeutenden Charaktere wegen, welche sie schildern. Denn hier haben wir es nicht mit frei erfundenen Romanfiguren, sondern mit historischen Persönlichkeiten zu thun, die wir aus der Geschichte nur äußerlich kennen, während hier ihr eigentliches inneres Leben, auf Grundlage ihrer Schriften, Tagebücher und Liebesbriefe, vor uns entrollt wird mit einer Kunst der Darstellung, die alle Reize der Poesie mit historischer Treue verbindet. Die berühmtesten Schönheiten jener Zeit: Lady Penelope Rich, die englische Helena, der kein Männerherz widerstehen konnte, die stolze Lady Hatton, die launische Lady Bacon und die hochsinnige Lady Raleigh sind, neben der Königin Elisabeth, die vornehmsten Heldinnen dieser Erzählungen, welche zugleich die köstlichsten poetischen Perlen aus dem Nachlasse des großen Seehelden und Staatsmannes Sir Walter Raleigh enthalten.

Als sehr brillantes Festgeschenk hat die Verlagshandlung von F. Hallberger in Stuttgart eine neue Ausgabe von Hauff's „Märchen" in großem Format, mit zweiundvierzig Illustrationen von Theodor Hosemann, Ludwig Berger und Th. Weber versandt, durch welche diese nie veraltenden, für Alt und Jung immer anziehenden Hausmärchen aufs neue auf den Weihnachtstisch gelangen. Die Bilder sind nicht alle von gleichem Werthe, doch ist manches darunter, welches selbständigen Kunstwerth beanspruchen darf.



Das meteorische Eis.

Von

J. Berger.

Ein Reisender, der fremde Länder besucht hat, kann uns gar viel erzählen von Mineralien und Pflanzen, von schönen Landschaften und Urwäldern, von Eishöhlen und Eisbergen, von wilden Thieren, von rohen und gebildeten Völkerstämmen, von Fehden und Schlachten, Künsten und Wissenschaften. Was sind aber all diese Erzählungen gegen diejenigen, welche uns die kleine Reisegesellschaft von Atomen liefern könnte, die in einem Tropfen Wasser oder in einer Schneeflocke, einem Hagelkorn beisammenwohnt. Fern im Süden hatte sie sich niedergelassen von der Oberfläche in die Tiefen des Meeres zu uns unbekannten Seeungeheuern, war von denselben aufgenommen, in ihnen lebendig geworden, nach ihrer Befreiung wieder emporgestiegen. An der Oberfläche angekommen löste sich die Gesellschaft in unübersehbar viel Atome auf, jedes bestieg einen Luftballon und trat eine weite Reise durch von Menschen nie erreichte Höhen, über Berg und Thal, Krieg und Frieden an. In einer Wolke fanden sie sich wieder — weit entfernt von ihrer ersten Heimath — zusammen, fielen herab, befruchteten die Erde, wurden von den Menschen in die Wohnungen geladen, wo mit ihnen Freude und Schmerz weilten, wurden durch die Hitze veranlaßt, abermals emporzusteigen, fielen abermals nieder, drangen in das Innere der Erde ein, um an ihren Geheimnissen vorüberzuwandern und sich einen Theil ihrer Bestandtheile als Reisebegleitung mitzunehmen. Wieviel Bücher würde ein Geologe schreiben können, der eine solche Reise im dunkeln Schoß der Erde mitmachte.

In einer Eishöhle wurde diese Begleitung wieder an einem Tropfstein abgesetzt; der vereinigte Tropfen fiel auf den Boden der Höhle nieder, wurde dort in Eis verwandelt und lag — einer verzauberten Prinzessin gleich — Jahrhunderte lang festgebannt, bis eine thätige, kühne Menschenhand ihn wieder hervorholte an die Tageswärme, wo die Wanderschaft wieder begann — nach dem benachbarten Bache, von da zum Fluß, von da zum Meer, von welchem er gekommen und in welchem die Reise von neuem begann — wieder und wieder derselbe Weg, aber im Laufe der Jahrtausende tausenderlei verschiedene Schicksale — gar vielerlei könnte eine solche kleine Gesellschaft erzählen, und mehr könnten wir wohl aus dieser Erzählung kennen lernen als aus den Erzählungen des Reisenden: den Kreislauf des Wassers durch seine drei Aggregatszustände, den Kreislauf der Natur durch Raum und Zeit, wie er sich in all ihren Erscheinungen offenbart. Von höchstem In-

teresse müßte es sein, diesen Kreislauf ins Einzelne zu verfolgen, wie er sich in Luft und Wasser, in Pflanzen und Thieren, auf der Erde und in dem weiten Weltall — in den kleinsten Zeitabschnitten und in Ewigkeiten wiederholt; von unendlichem Interesse, die Geheimnisse der Schöpfung zu erforschen. Aber es hält schwer, diesen Kreislauf, selbst an den einfachsten Erscheinungen, gründlich zu verfolgen. Selbst bei ihnen müssen wir uns begnügen, einzelne Momente derselben herauszugreifen und an diesen unsere geistige Kraft zu versuchen. Und solche Versuche zeigen uns nur zu klar, daß diese Kraft nicht ausreicht, selbst für diese einzelnen Momente nicht ausreicht, wie sich dies auch wieder aus dem Nachfolgenden ergiebt.

Wir werden übrigens, um über die atmosphärischen Eisgebilde einigermaßen klar zu werden, eine Reihe von Vorversuchen ausführen, welche uns diese Gebilde und die sie erzeugenden Vorgänge näher bringen und welche gewissermaßen die Grundlage unserer Schlüsse bilden.

Das in der Atmosphäre befindliche Wasser ist nach keiner Seite hin in Berührung mit einem festen Körper, hat deshalb immer, sofern es im flüssigen Zustande ist, kuglige Gestalt. Da wir aber dasselbe nicht unmittelbar beobachten können, so müssen wir versuchen, kleinere Wasserkügelchen möglichst frei von der Berührung mit festen Körpern darzustellen und ihr Verhalten beim Gefrieren weiter zu beobachten. Ich spalte zu diesem Zwecke eine Baumwollwattetafel und bespritze eine Innenseite derselben mittelst des Fingers mit Wasser. Es setzen sich auf die sehr gelockerten Fasern kleinere Wassertröpfchen in der mannigfaltigsten Abstufung der Größenverhältnisse, — bis zu mikroskopischer Kleinheit — an, ohne in unmittelbare Berührung mit denselben zu kommen. Ich setze nun diese Wattetafel der Kälte aus. Daß die Tröpfchen überkalten werden, hat uns der Versuch mit größern Kugeln, in welche wir ein Thermometer eintauchen konnten, schon gelehrt. Beobachten wir nun! Die Kälte ist heftig; es währt trotzdem lange, bis wir ein Erstarren wahrnehmen. Endlich gefrieren einzelne größere Tröpfchen; später kleinere und kleinere. Aber auf das Gefrieren der kleinsten können wir stundenlang warten, sie bleiben flüssig.

Das Wasser, aus welchem wir diese Kügelchen dargestellt haben, hatte längere Zeit im warmen Zimmer gestanden. Verwenden wir nun Wasser von 0° auf dieselbe Weise. — Nach kurzer Zeit sind alle Kügelchen bis zu den kleinsten gefroren.

Nachdem wir uns diese beiden Resultate zu späterer Verwerthung gemerkt, wollen wir den weiteren Fortgang des Gefrierens beobachten. Einige Zeit, nachdem die Oberfläche das trübe Eisansehen erlangt hat, sehen wir im Innern der Kugel einen weißen, nicht scharf abgegrenzten Kern entstehen. Ich zerschneide sie: von allen Seiten ragen Eiskrystalle in die Mitte hinein. Die Zwischenräume sind hier mit noch flüssigem Wasser ausgefüllt, dort sind sie leer.

Lassen wir nun eine andere Kugel längere Zeit in der Kälte liegen. — Der weiße Kern dehnt sich immer mehr nach der Oberfläche hin aus; endlich wird auch diese weiß und undurchsichtig; sie erscheint zerklüftet. Kleinere Tröpfchen verlieren dabei ihre runde Gestalt, indem sich mehr oder weniger scharf ausgeprägte Ecken zeigen. Nicht selten bemerken wir, daß, während die weiße Färbung gegen die Oberfläche hin vorschreitet, sich an dieser kleine Oeffnungen bilden, aus welchen das im Innern befindliche noch flüssige Wasser hervorquillt.

Das eckige Aussehen kleiner Eiskerne und die Eisnadeln in größeren veranlaßt uns, auch einmal mit dem Vergrößerungsglas darnach zu sehen: lauter kleine sechseckige Säulchen, Pyramiden oder Scheiben, gemischt mit weniger deutlich ausgebildeten Figuren.

Eine Anzahl größerer Tropfen ist überkaltet; ich lasse sie nun vorsichtig und rasch etwa auf einen abgerissenen und quer vorgehaltenen Baumzweig oder auf eine Eisenstange laufen. Beim Auffallen gefrieren sie. Der obere Theil der Stange ist mit einer Eiskruste überzogen; an der untern Seite hängen unregelmäßige Zacken hinab (Fig. 8, S. 401 besteht aus lauter solchen Zacken). Das ist ein künstlicher „Eisregen". Bei ruhiger Witterung fallen hie und da solche überkalte Tropfen aus Wolken herab, mitunter in reichlicher Menge. Macht man dann am folgenden Tag einen Spaziergang in's Freie, so genießt man einen Anblick, wie er nicht leicht reizender gedacht werden kann. Alle Baumzweige, alle Weinreben sind mit solchen Zacken besetzt; sie sind alle

wie prächtige Glaslüstres geworden. Die Sonne scheint darauf und tausenderlei Farben, die mit jedem Schritte wechseln, prangen uns bezaubernd entgegen.

Zu Hause angekommen, finden wir den prosaischen Theil des Vorganges. Wir lesen in den Zeitungen von Wäldern, welche mächtig beschädigt worden, indem die Aeste ihrer Bäume unter der schmucken Last massenweise zusammengebrochen sind.

Von dieser Erscheinung wesentlich verschieden ist das „Glatteis," der Vorbote plötzlich herannahenden Thauwetters. Wenn nach lang andauernder Kälte plötzlich ein warmer, feuchter Südstrom in die oberen Regionen unserer Atmosphäre eindringt, so fällt das rasch condensirte Wasser auf die noch sehr kalte Erde nieder und gefriert spiegelglatt auf. Es war vorher nicht überkaltet.

Ich lasse nun, in unsern Versuchen fortfahrend, aus einer Pipette so viel Wasser auf eine weißgefrorne Eiskugel laufen, daß dasselbe einen möglichst starken Ring um dieselbe bildet, ohne aber von ihr abzufließen. Alsbald ist es gefroren. Die neue Oberfläche ist eisklar; an der Berührungsstelle mit der Eiskugel befindet sich ein ebenfalls klarer Ring. Inmitten der neu aufgegossenen Schicht aber befindet sich ein weißer, wieder nicht klar abgeschiedener Ring, ganz von derselben Beschaffenheit, wie vorhin der Kern. Allmälig verbreitet sich dieser nach beiden Seiten, so daß einerseits die Oberfläche wieder undurchsichtig, andererseits die Abgrenzung zwischen dem ursprünglichen Tropfen und dem neu aufgegossenen Ring mehr und mehr undeutlich wird. Doch können wir die Grenze zwischen beiden immer noch erkennen. Wir lassen die Kugel längere Zeit — tagelang — in der Kälte liegen: der Unterschied zwischen beiden Theilen ist noch nicht ganz verschwunden.

Wenn wir nun, nachdem der Kern des ersten Ringes weiß gefroren oder seine Oberfläche zerklüftet erscheint, von neuem Wasser aufgießen, so erhalten wir einen zweiten Ring; und durch öftere Wiederholung des Versuchs, wobei wir der Wattetafel verschiedene Neigungen geben können, so daß die Ringe sich in mannigfaltiger Weise über einander lagern, stellen wir im tiefen Winter neben einfachen auch mehr und mehr zusammengesetzte Körner her, wie sie uns die Natur zwar auch im Winter, vorzugsweise aber im Sommer liefert — allerdings ohne Wattetafel.

Gießen wir neues Wasser auf, sobald die Oberfläche eines Ringes gefroren und ehe der Kern ausgebildet ist, so können wir die einzelnen Ringe nicht unterscheiden. Ebenso wenig können wir solche unterscheiden, wenn wir sehr kleine Wassermengen nach und nach auf einen durchgefrornen Tropfen auftragen. Nur hat die Masse im ersten Falle ein mehr klares, im letzten ein trübes Aussehen.

Der Kern einer größeren, durchgefrornen Wasserkugel hat ein lockeres, schneeartiges Aussehen — ohne scharfe Abgrenzung.

Ich lasse nun ein kleines Tröpfchen ganz weiß gefrieren, gieße alsdann eine größere Wassermenge auf. Nach dem Gefrieren ist der innere Kern der so entstandenen größeren Kugel deutlich und scharf von dem äußern Ring abgegrenzt; er hat aber nicht mehr jene lockere, poröse Structur, sondern ist als eine feste Masse erkennbar.

Schon lange ist es her, daß man die vom Himmel herabfallenden Hagelkörner beobachtet, über ihre Entstehung und Formbildung philosophirt. „Sie lassen die Thatsachen außer Acht und laufen den Ursachen nach," sagt ein Philosoph — sie lassen die Thatsachen außer Acht und experimentiren, könnte man sagen. — Warum über die Formbildung der Hagelkörner philosophiren? Warum solche künstlich darstellen? Warum bei alle diesen Mühen sich nicht die kleine Mühe geben, beim Vorübergehen an einer Pumpe die Eiszapfen, welche sich an den Brunnenstein angesetzt haben, auch einmal zu betrachten? Sie haben sich aus nach einander hängen gebliebenen Wassertropfen gebildet. Wenn sie bei geringer Kälte oder noch nicht lange entstanden sind, so erscheinen sie fast ganz durchsichtig, nur hie und da bemerkt man einen weißen Queranflug im Innern. Bei strenger Kälte aber sieht man immer breitere, halbkugelförmige, weiße, faserige, mit schmäleren, durchsichtigen Querstücken abwechseln. Zerbrechen wir einen solchen Zapfen, so bricht er meist an der durchsichtigen Stelle und zwar so, daß, der Form jener Querstücke entsprechend, der untere Theil eine concave, der obere dickere eine convexe Bruchfläche darbietet. Betrachten wir ihn der Länge nach durch die

Bruchfläche hindurch, so sehen wir eine weiße, poröse, cylindrische Säule, umgeben von einem klaren, durchsichtigen Ring. An älteren, bei strenger Kälte gebildeten Zapfen sind die Unterbrechungen durch klare Querringe oft kaum mehr bemerkbar, selten aber unkenntlich. Die Bruchfläche solcher älteren Zapfen läßt öfter erkennen, daß derselbe Vorgang sich wie in die Länge so auch in die Breite geltend gemacht hat. Der weiße Kern ist von einem durchsichtigen Ring, dieser von einem weißen breiteren und dieser wieder von einem schmäleren durchsichtigen Ring umgeben. Aehnlich wie die Jahresringe eines Baumes bezeichnen diese Ringe, wie oftmal eine größere Wassermenge beim Herablaufen an den Seiten hängen geblieben und bei strenger Kälte angefroren ist.

Oefter finden wir auch Eiszapfen, welche hohl sind. Die Höhlung kann dadurch entstanden sein, daß nach dem Gefrieren der Oberfläche des ersten Ansatzes die untere Spitze ab- oder eingestoßen, oder aber, daß dieser durch den durch die Ausdehnung beim Gefrieren bewirkten Druck nach unten geöffnet wurde und so das innere Wasser herablaufen konnte. Das später herabfließende Wasser setzte sich alsdann am Rande an, und erst weiter unten, wo der Zapfen sich allmälig mehr zuspitzte, floß es wieder zusammen und bildete sich ein geschlossener Cylinder.

Um jedoch alle Formen, mit welchen wir es zu thun haben werden, so weit uns möglich, experimentell darzustellen, setzen wir unsere Versuche weiter. Wir bringen eine in strenger Kälte entstandene Eiskugel, deren Oberfläche noch durchsichtig ist, in einen feuchten wärmeren Raum: sie beschlägt mit einem dichten feinen Reif und wird somit undurchsichtig.

Wir unterwerfen zwei neben einander liegende Eistropfen einer oberflächlichen Schmelzung und bringen sie in der Kälte in unmittelbare Berührung mit einander. Sie haften vermöge einer dem Wasser unmittelbar vor dem Gefrieren eigenthümlichen Zähigkeit an einander.

Ich fülle den Zwischenraum zwischen zwei benachbarten Kugeln mit Wasser aus und lasse dies gefrieren. Wir sehen alsbald einen Quersprung etwa in der Mitte der Verbindungsmasse. Der Complex zerbricht leicht an dieser Stelle, und die Bruchflächen haben ein muscheliges oder zackiges Aussehen.

Ich verbinde auf diese Weise eine größere Anzahl von Kugeln und zerschlage sie nach dem Gefrieren wieder, wir erhalten so viele Eiskörper als vorhin Eiskugeln vorhanden waren. Letztere bilden einen weißen Kern in denselben; ihre Form ist abhängig von der Zahl der Kugeln.

Wir können beim Beobachten der Bildung solider Fensterblumen leicht bemerken, wie da, wo zwei Blumen einander begegnen, entweder ein scharfer Schnitt oder eine klare Linie entsteht. Hier, wo das Gefrieren von den beiden Eiskugeln ausgeht, haben wir's mit demselben Vorgange zu thun. Da, wo die beiden Eissysteme an einander stoßen, entsteht der Quersprung.

Ein Wassertropfen ist überkaltet; ich lasse einen Schneekrystall leicht auf denselben auffallen; er sinkt theilweise, nicht ganz in denselben ein. Der Tropfen gefriert rasch und das Wasser steigt in demselben Augenblick am Krystall hinauf: vorher weiß und undurchsichtig, wird er jetzt zu einem klaren und durchsichtigen Zacken auf der Eiskugel. Erst nach längerem Liegen in der Kälte erlangt er mit der Oberfläche der Kugel wieder ein trübes Ansehen.

Ich übergieße Schneekrystalle mit Wasser von 0 Grad — augenblickliches Gefrieren erfolgt; die Schneekrystalle sind als solche nicht mehr sichtbar; höchstens sehen wir eine äußerst schwache Trübung an ihrer Stelle. Später allerdings, wenn die Kugel vollständig gefroren ist, sehen wir wieder den weißen Kern, wie wir ihn auch ohne Vorhandensein der Schneekrystalle wahrnahmen.

Eine Frage ist uns noch von besonderem Interesse: wie verhalten sich nämlich die auf Wattelappen dargestellten überkalteten Tropfen gegen die Bewegung? Zur Beantwortung dieser Frage bespritze ich drei solcher Lappen mit Wasser von derselben Temperatur und bringe sie gleichzeitig in die Kälte. Den einen habe ich frei aufgehängt, so daß er dem Spiel der Luftbewegungen preisgegeben ist; der zweite bleibt ruhig liegen, den dritten bewege ich rasch hin und her. Die Tropfen gefrieren auf dem letzten durchschnittlich am schnellsten, auf dem ersten am langsamsten. Auf diese übt offenbar die Bewegung der Luft den

geringsten Einfluß aus; denn der Lappen weicht jedem Druck derselben aus. Der unbeweglich aufliegende Lappen dagegen kann das nicht; seine Tropfen werden daher durch die zeitweiligen Luftstöße erschüttert. Daß sie nichtsdestoweniger überkalten, deß sind wir schon sicher. Wenn also auch die Tropfen eine gewisse Unempfindlichkeit gegen die Bewegung der Luft zeigen, so ist diese doch nicht ohne Einfluß auf das Gefrieren: dieses erfolgt um so rascher, je kräftiger dieser Einfluß wirkt, am raschesten auf der dritten Tafel, wo derselbe am stärksten wirkt.

Ich stülpe über die Tropfen eines Wattelappens ein niedriges Becherglas, welches längere Zeit in der Kälte gestanden und sonach die äußere Temperatur vollständig angenommen hat; einen zweiten Lappen lasse ich frei liegen — dasselbe Resultat: die letzteren Tropfen gefrieren viel rascher als die ersteren.

Wenn übrigens die Kälte sehr groß ist, so daß das Gefrieren überhaupt sehr rasch vor sich geht, so wird der Zeitunterschied unbedeutend.

Haben wir auf diese Weise mit Zuhülfenahme eines Wattelappens das Entstehen dieser Eisgebilde verfolgt, so fragt es sich nun: welcher Hülfsmittel bedient sich die Natur, um ihre meteorischen Gebilde — welche selbst bei der oberflächlichsten Betrachtung eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den unsern darbieten — zu erzeugen? Diese Frage ist gleichbedeutend mit der nach den Vorgängen in Nebeln und Wolken. Aber wie sollen wir diesen näher kommen? Durch Beobachtung der Vorgänge auf einer Tasse heißen schwarzen Kaffees.

Unsere Studien über Nebel, Wolken, Regen, Eisregen, Schnee, Hagel nehmen in der That am besten ihren Ausgangspunkt von diesem beliebten Getränk.

Stellen wir den Kaffee so, daß er von der Sonne beschienen wird und sehen wir nach seiner Oberfläche: ein buntes Treiben eröffnet sich unserm Blick.

Aeußerst feine Kügelchen lassen sich in unzähliger Menge wie ein Flug Tauben auf ihr nieder; hier rollen sie rasch, dort langsam auf ihr hin und steigen dann wieder, wie wenn sie plötzlich aufgescheucht worden wären, rasch, häufig in Wirbeln in die Höhe. Andere Gruppen sammeln sich in dicken Bänken an. Dieselben schaukeln fortwährend hin und her. Des Zusehens müde, wenden wir den Blick von dieser einförmigen Schaukelbewegung. Wir sehen wieder zurück. Es war nur ein Augenblick, und doch ist die Bank verschwunden; sie ist plötzlich emporgestoben; die letzte Längenspitze verläßt soeben die Oberfläche. Sehen wir einer zweiten Bank aufmerksamer zu: ganz langsam und bedächtig erheben sich die Kügelchen, die Bank verschwindet a l l m ä l i g der Breite nach. An Stelle dieser und anderer Bänke sehen wir ein Netz vollständig freier Stellen. Bald aber rollen wieder andere Kügelchen heran und bedecken sie von neuem.

Lange können wir diesem Treiben zusehen — immer bleibt es eben so unterhaltend als unentwirrbar, ebenso lebhaft als geräuschlos. Erst wenn der Kaffee vollständig erkaltet ist, hört es, nachdem es allmälig an Energie abgenommen und die Kügelchen immer kleiner geworden sind, ganz auf.

Suchen wir nun etwas Ordnung in dieses Gewirre zu bringen. Das geschehe auf folgende Weise. Eine breite Tasse ist von neuem mit heißem Kaffee gefüllt. Ich stelle einen Lampencylinder so darüber, daß der untere Rand die Oberfläche nicht berührt. — Das bunte Spiel wird sogleich sehr einförmig. Von allen Seiten strömen die auf jener sich bildenden Kügelchen herbei unter den Cylinder und innerhalb desselben empor, so daß aus seiner oberen Oeffnung ein dicker, ununterbrochener Strom heraustritt, welcher sich nach seinem Austritt erst zertheilt und verschwindet.

Wir haben in dem Cylinder einen Schornstein; die Oberfläche des Kaffees ist die Feueresse, auf welcher die kalte Luft sich erwärmt und in dem Schornstein emporsteigt. Als aber die kalte Luft auf diese Oberfläche kam, fand sie eine reichliche Menge des Wasserdampfes vor, welcher sich auf ihr entwickelt hatte, diesen condensirte sie zu jenen kleinen Wasserkügelchen. An den Fensterscheiben ist es das kalte Glas, an welchem sich das verflüchtigte Wasser anlegt, hier sind es die kalten Lufttheilchen; dort erscheint es in Form kleiner Halb-, hier erscheint es in der noch kleinerer Vollkügelchen.

Bemerken müssen wir jedoch, daß man über die Beschaffenheit dieser Kügelchen

noch nicht vollständig einig ist. Viele Gelehrte nehmen an, daß sie innerlich hohl seien. Ein Hauptgrund für diese Annahme ist jenen Gelehrten die Schwere, welche massive Kügelchen besitzen würden. Man hat berechnet, daß selbst ein solches hohles Kügelchen wohl noch 200mal schwerer ist als die Luft, in der es schwebt. Konnte man sich nun nicht erklären, wie ein solches Bläschen nicht sofort aus derselben herabfallen mußte, so kam man in noch größere Verlegenheit, wenn es innerlich nicht mit Luft oder sonst einer noch leichteren Materie, sondern mit Wasser ausgefüllt war. Vor der Hand kommen wir in diese Verlegenheit nicht. Denn wenn die unverbrannten Kohlentheilchen, welche, obgleich sie schwerer sind als die Luft, doch von dieser als Rauch zum Schornstein hinausgeführt werden, so können wohl auch jene Wasserkügelchen auf dieselbe Weise durch unsern Lampencylinder emporsteigen. Andererseits liegen gute Gründe vor — auf welche wir hier jedoch nicht näher eingehen können — ein solches kleines Kügelchen als einen Complex einer Anzahl von noch viel kleineren Vollkügelchen zu betrachten, deren jedes von einer Lufthülle, derjenigen Hülle umgeben ist, an welcher sich der flüssig gewordene Wasserdampf in derselben Weise angelegt hat wie an ein kaltes Fenster. —

Doch hat die Natur nicht immer einen solchen Schornstein zum Emporheben jener Kügelchen zur Verfügung. Aber sie bildet sich solche Schornsteine — ohne Glas- oder andere Wände. Fassen wir, um uns hierüber klarer zu werden, unsern heißen Kaffee in ein Kochfläschchen, so daß dieses etwa zum dritten Theile angefüllt wird; verstopfen wir es, kehren es um und halten es gegen die Sonne. Wir sehen den vom Kaffee freien Theil voll von unsern Dunstkügelchen, welche bunt durcheinander schwirren. Nun legen wir einen in kaltes Wasser getauchten Schwamm auf die eine Seite des Bodens. Sogleich kommt Ordnung in das Gewirre drinnen. Die Kügelchen sinken auf der abgekühlten Seite nieder, auf der andern steigen sie empor. Die wärmere Seite ist nun der natürliche Schornstein. Auf der abgekühlten Seite drängt sich die kühlere Luft mit ihren Dunstkügelchen herab, erwärmt sich an der Oberfläche des Kaffees und steigt nun als warmer Strom auf. Wir können deutlich wahrnehmen, wie seine Dunstkügelchen in den benachbarten kalten Strom hinüberwirbeln.

Lassen wir nun unsern Cylinder, aus dem wir vorhin den Dunst in undurchbrochenem Zug ausströmen sahen, in den Kaffee eintauchen, so daß der Zustrom von Luft unten abgeschnitten wird. Die Dunstkügelchen strömen nicht mehr aus der ganzen Oeffnung; wir sehen sie nur an einer Seite derselben, welche aber beständig wechselt, ausströmen, die andere Seite erscheint dunstfrei. Im Innern des Cylinders herrscht nicht mehr der gleichförmige Aufstrom wie vorhin; es geht durch einander. Der dunstfreie Raum verlängert sich von oben nach unten, wird aber bald als solcher nicht mehr unterscheidbar.

All diese Versuche führen uns wieder zu den Vorgängen über der freien Oberfläche des Kaffees zurück. Sie erscheinen uns nicht mehr räthselhaft. Wir haben es mit zwei Luftströmen, einem kalten, herabsinkenden, und einem warmen, aufsteigenden, zu thun, welche in freiem Verkehr mit einander stehen. Der absteigende Strom erwärmt sich, der aufsteigende kühlt sich allmälig auf seinem Wege ab. An der Berührungsgrenze zwischen beiden findet fortwährend Condensation statt. Die von dem kalten Strom herabgeführte condensirte Feuchtigkeit löst sich allmälig theilweise auf; die von dem warmen Strom emporgeführte wird allmälig condensirt.

Die condensirte Feuchtigkeit wird, jenachdem sie in eine trocknere Atmosphäre gelangt, oder von dem absteigenden Strom wieder erfaßt wird, entweder wieder aufgelöst oder herabgeführt. Die auf erstere Art entführte Feuchtigkeit wird durch neue Condensation auf der Feuchtigkeitsquelle wieder ersetzt.

Wer einen Bienenschwarm von Ferne übersieht, bemerkt eine dunkle Masse ohne Bewegung; höchstens daß er die größeren Platzveränderungen erkennt. In dem Maße, als er näher kommt, löst sich die bewegungslose Masse in bewegliche Individuen auf. Doch muß er ganz nahe herantreten, wenn er auch die Bewegung der Flügel u. s. w. erkennen will. Die physiologischen und mechanischen Vorgänge im Innern eines jeden Körpers, welche diese Bewegungen erzeugen, bleiben ihm verborgen.

So erscheint eine Nebel- oder Wolkenmasse in ihrem Innern ruhig; man hat

keine Ahnung von der lebendigen Thätigkeit, welche in derselben herrscht; selbst nicht, wenn man sich in derselben befindet. Hält man aber während der Nacht eine schwarze, beleuchtete Platte in senkrechter Stellung hinein, so sieht man die kleinen Dunstkügelchen vor derselben lebhaft auf- und niederschwirren. Kein einziges der zahllosen Individuen bleibt fortwährend in Ruhe. Ja bei aufmerksamer Beobachtung kann man sich überzeugen, daß kein einziges bleibt, was es ist — beständiges Auflösen und Wiederbilden. Es herrschen hier dieselben beiden Ströme, wie wir sie im Kochfläschchen und über der Kaffeetasse kennen gelernt; der kalte herabsinkende, welcher den warmen aufsteigenden in den mannigfaltigsten Schlängelungen durchzieht, condensirt dessen Feuchtigkeit an allen Berührungsstellen; die freiwerdende latente Wärme benutzt dieser warme Strom theilweise, um die in ihm enthaltenen Dunstkügelchen wieder aufzulösen.

Da nun aber die Condensationswärme das Volumen der aufsteigenden Luft bedeutend vermehrt, der Wasserdampf außerdem leichter, das condensirte Wasser dagegen viel schwerer ist als die atmosphärische Luft; so wird durch diesen Vorgang die Steigkraft des warmen Stromes erhöht, während der kalte Strom durch seine Wasserladung um so energischer herabgezogen wird.

Die Ursache all dieses lebendigen Treibens ist die Temperaturdifferenz zwischen den beiden Strömen. Je größer diese ist, desto lebhafter ist das Auf- und Niederströmen und -Reisen. Sowie dieselbe durch die fortwährende gegenseitige Berührung ausgeglichen, ist die Bedingung der Erscheinung, mit ihr die Erscheinung selbst verschwunden.

Aber es können solche Strömungen stattfinden, ohne daß gerade eine Wolke gebildet wird: wenn nämlich der Feuchtigkeitsgehalt der beiden Ströme nicht groß genug ist, um bei ihrer Berührung eine Condensation zu erzielen.

Je feuchter der warme und auch der kalte Strom ist, desto leichter wird ein Nebel gebildet; d. h. desto geringer braucht die Temperaturdifferenz zwischen beiden zu sein. Je größer umgekehrt die Temperaturdifferenz ist, desto geringer kann der Feuchtigkeitsgehalt sein; je größer beide gleichzeitig sind, desto mächtiger wird sich der Vorgang ausbilden.

Ist bei der vollständigen Ausgleichung der Temperaturdifferenz noch condensirtes Wasser vorhanden, oder ist dieselbe so weit vorgeschritten, oder sind die condensirten Wasserkügelchen so schwer geworden, daß der aufsteigende Strom sie nicht mehr mit emporzuführen vermag, so müssen diese herabfallen: es regnet — schneit — hagelt.

Sind wir nun aber außer Zweifel, wie bei unsern Versuchen die Temperaturdifferenz entsteht, so haben wir doch die Art und Weise dieses Entstehens in der Natur noch etwas näher ins Auge zu fassen. Für uns sind zwei Fälle von Wichtigkeit:

1) Ein warmer feuchter Strom dringt — im Allgemeinen horizontal — in eine kühlere Atmosphäre ein. Seine Feuchtigkeit wird condensirt, die beiden Verticalströme entwickeln sich. Der kalte, durch seine Ladung schwerer gewordene Strom sinkt herab. An der unteren Grenze des eindringenden warmen Stromes angelangt, werden seine Nebelkügelchen von der darunter befindlichen kühleren, aber nicht gesättigten Luft aufgelöst, diese wird mit in die Strömung hineingezogen; neue Kügelchen dringen weiter herab und so wird die Feuchtigkeit allmälig bis zur Erde herabgeführt.

Der warme Strom steigt, durch die Condensation an Steigkraft bereichert, empor über die Grenze des horizontal eingedrungenen Stromes in die kälteren Regionen, wo die noch mitgeführte Feuchtigkeit abermals condensirt werden kann — die Wolke vergrößert sich nach oben und unten.

Sobald die untere Luftschicht soweit gesättigt ist, daß die herabsinkenden Kügelchen nicht mehr aufgelöst werden können, fallen sie, sofern der aufsteigende Strom sie nicht wieder emporzuführen vermag, als solche herab; und da die oberen Regionen, aus welchen sie herabgekommen, an und für sich kälter sind als die unteren, so condensiren sie beim Fallen die vorher herabgedrungene Feuchtigkeit; die Tropfen werden um so größer, je weiter sie herabkommen.

Auf diese Weise entstehen im Allgemeinen die ausgedehnten, länger andauernden Regen, bei welchen sich sehr häufig ein trüber gleichförmiger Ueberzug in der Höhe zeigt, unter welchem regnende Wolken hinziehen.

2) Ein kalter Strom bringt in eine

warme feuchte Atmosphäre ein. Condensation und Verticalströmungen treten ein. Der kalte durch die condensirte Feuchtigkeit noch schwerer gewordene Strom sinkt rasch herab, erwärmt sich jedoch unterwegs, verliert mehr und mehr die Fähigkeit zu condensiren und weiter herabzusinken. Der warme Strom steigt empor über die obere Grenze des eindringenden kalten Stromes und entführt die Condensationswärme sowohl, als die nicht condensirte Feuchtigkeit mit ihrem Gehalt an latenter Wärme nach oben. Kalte Luft strömt wiederholt nach, die fortwährende Wärmeentführung nach oben hat die Senkung der Temperatur zur Folge. Es entstehen auf diese Weise die in der Regel heftigen, aber auch rasch endigenden Niederschläge, wie wir sie im Sommer 1771 häufig gehabt und welche uns gewöhnlich von nördlichen, auch östlichen oder westlichen Winden gebracht werden. Während im ersten Fall der heranziehende Strom die Feuchtigkeit mitbringt, schlägt derselbe hier nur die locale Feuchtigkeit nieder. Die Form der Wolken ist nach oben von der des eindringenden Stromes abhängig und scharf abgegrenzt. Nach unten haben sie ein bauchiges, bauschiges Aussehen.

Zu dieser Art von Niederschlägen gehört nach unserer Auffassung auch der

Hagel.

Am 13. Juli 1864 hatte ich Gelegenheit, den Verlauf eines Hagelwetters vom Rigi-Staffel aus genau zu beobachten. Des Morgens um sechs Uhr, vor meiner Ankunft, hatte schon ein Gewitter in derselben Gegend stattgefunden. Das Wetter hatte sich aber wieder vollständig aufgeklärt; so daß die zahlreichen Pensionäre von der weiten herrlichen Rundsicht entzückt waren. Man hatte eben das Mittagessen beendet, als um halb zwei Uhr Alarm geschlagen wurde und Alles hinauseilte. Die Luft war noch vollkommen ruhig und heiter; es wehte wie den ganzen Morgen ein schwacher West und die Sonne sandte warme Strahlen herab. Aber über dem westlichen Thal sah man in der Ferne eine tief schwarze Wolke, deren Vorderseite von uns bequem und vollständig beobachtet werden konnte. Die Tiefe der Schwärzung nahm von oben nach unten zu. Die massigen Ränder waren hie und da von einem gelblichgrünen Rand verbrämt. Gewaltige Säcke senkten sich weit gegen den Thalboden herab, und einzelne Zacken derselben schienen ihn zu berühren. Nach oben war diese Wolke scharf horizontal abgegrenzt; Zacken oder Ausbuchtungen waren hier nicht zu bemerken.

Lebhaft zeichnete sich gegen diese schwarze Masse ein darüber befindlicher gelblichgrüner schmälerer Streifen ab, welcher nach oben hin ebenfalls horizontal abgegrenzt war. Diese gelblichgrüne Färbung verlor nach Norden hin an ihrer auffallenden Lebhaftigkeit und ging allmälig in ein verwaschenes Grau über.

So wie sich aber dieser Streifen an die untere schwarze Wolke anschloß, so schloß sich nach oben an ihn wieder ein grauer Streifen an, welcher zwar den ersteren an Verticalausdehnung weit übertraf, jedoch der untern Schicht ebenso an Ausdehnung wie an Tiefe der Färbung weit nachstand. Nach Norden hin, wo der Zwischenstreifen allmälig die Färbung dieser obern Schicht annahm, berührte sie so die untere Wolke unmittelbar; und hier trat der plötzliche Uebergang aus dem tief schwarzen in das düster graue, nimbusartige Aussehen scharf hervor. Die oberste Grenze dieser Wolke war weniger scharf. Ohne eine Spur von Zacken oder Ausbuchtungen verlor sich hier die Dunstmasse allmälig in den heiteren Raum. Von Süden nach Norden hin gewann sie jedoch eine größere Ausdehnung. An dem nördlichen Ende streckte sie sich zungenförmig weit in die Höhe, bog droben wieder nach Süden um und verschwand, einen Halb- bis Dreiviertelkreis bildend, allmälig.

Der heitere Sonnenschein, welcher die ganze Erscheinung umfloß, die freundliche Ruhe, welche ringsum herrschte, standen in seltsamem Contrast zu dem düsteren Zug und der stürmischen Thätigkeit in ihm. Wir konnten unter der Wolke hindurch die Landschaft und ihre Gewässer im vollen Lichtglanze strahlen sehen, während die uns zugekehrten Theile derselben im tiefen Schatten lagen. Man sah die Massen in der Hauptwolke lebhaft durch einander stürzen, die Form und Zahl der Zacken und Ausbuchtungen beständig ändern und wechseln. Jedem Beobachter fiel es sogleich auf, daß aus dieser unteren Wolke der Dunst wie aus heftig siedendem Wasser massenhaft in die obere emporschoß, dort

in der Richtung von Süd nach Nord weiter, aber in allmälig verzögerter Eile, emporstieg, um allmälig auf dem kreisförmigen Umweg zu verschwinden.

Von Zeit zu Zeit wurden die beiden Wolken, öfter auch nur die untere allein, von Blitzen durchzuckt und zwar meist so, daß der Zickzack vom untern südlichen nach dem obern nördlichen Ende sich hinzog.

Der Zug bewegte sich uns nicht gerade sehr rasch entgegen. Man hörte ein Rasseln vergleichbar dem, welches etwa entsteht, wenn man einen Sack voll Nüsse ausleert; man sah endlich aus der untern Wolke Wasser- und Eiskugeln in von Süd nach Nord abnehmender Menge und in weiten uns zugewölbten, in der Höhe noch von der Sonne beleuchteten Bogen herabströmen.

Während dies geschah, verwandelte sich das tiefe Schwarz der untern immer mehr in das düstere Grau der obern Wolke; der gelblichgrüne Streifen verschwand allmälig; man sah nur noch eine ziemlich gleichfarbige Masse, welche uns allmälig näher kam. Die untern Theile kamen beträchtlich eher an als die oberen. Erstere wälzten sich schwer und mächtig an der Böschung empor. Je näher sie heraufkamen, desto deutlicher konnte man die gewaltige Bewegung, die im Innern herrschte, erkennen. Die Nebel rasten empor, bildeten an der Oberfläche förmliche Kuppeln neben den Vertiefungen, welche durch das Wiederhinabstürzen entstanden. Die emporsteigende Masse kam noch vor den obern Theilen, die sich etwas über der Höhe des Bergrückens bewegten, oben an; und nun entfaltete sich ein ergötzlicher Anblick.

Als die Nebel schon zu den Füßen der Beobachter wirbelten, standen diese alle noch in vollkommener Windstille. Als erstere aber nun die Höhe erreicht hatten, schossen sie plötzlich empor — und mit ihnen die in der Eile lose aufgesetzten Hüte der Damen und Herren — hoch in die Höhe. Die Aufmerksamkeit, seither in großer Spannung auf die großartige Erscheinung gerichtet, wendete sich plötzlich einem anderen Gegenstande zu. Jeder sah erstaunt seinem Eigenthume nach — brauchte dies jedoch nicht lange zu thun. Auch die Arme brauchten nicht lange emporgehoben zu werden; denn eben so rasch als die Kopfbedeckungen emporgestiegen waren, ebenso rasch kamen sie wieder zur Erde herab, wo dann Jeder das Seine wiedereroberte. Da mein Hut mit dem stolzen Bewußtsein eines Sachverständigen sitzen geblieben war, so brauchte ich auf diese Beschäftigung keine Zeit zu verwenden und konnte ruhig weiter beobachten.

Die Nebelmassen schossen, indem sie weiter nach Osten vorrückten, wie früher in mächtiger Zungenform nach Norden empor und bogen oben wieder um; man hatte durch eine kreisförmige Oeffnung noch einen letzten Ausblick auf das gegenüberliegende östliche Alpenpanorama, welches noch im klaren Sonnenschein lag. Noch einen Augenblick — und Alles war durch einen tiefen Nebel verhüllt, welcher heftig ins Gesicht schlug. Erst nach einiger Zeit fielen einzelne kalte Regentropfen.

Die Temperatur war von einer beträchtlichen Höhe auf 9 Grad herabgesunken.

Die ganze Erscheinung hatte eine sehr geringe Ausdehnung in die Breite und war nach Verlauf einer Stunde beendet. Während vor ihrem Eintreten Westwind geherrscht, wehte jetzt ein schwacher Südost.

Bald heiterte sich's westlich vom Rigi wieder auf. Von der Erde und den Seen stiegen dichte Nebel rasch empor, so daß Alles ebenso bald wieder eingehüllt war.

Noch eine Stunde weiter, und es begann über uns zu donnern und zu blitzen. Es fielen kleine runde Eiskörner mit zackiger, durchsichtiger Oberfläche und einem weißlich gestreiften Kern. Sie schmolzen sehr leicht. Das Thermometer, welches mittlerweile wieder auf 11 Grad gestiegen war, sank abermals auf 8 Grad zurück.

Nun waren wir von etwa vier Uhr an in dichten Nebel gehüllt, und die Reisenden, obgleich noch in der Erinnerung an den großartigen Vorgang schwelgend, begannen, sich den Genuß durch die Befürchtung abzuschwächen, daß für die nächste Zeit nichts mehr zu sehen, das heißt, daß für diese Zeit der Zweck ihrer Reise vereitelt sein möchte. Aber allmälig lösten sich die Nebel über uns auf. Am Abend entstand abermals eine große Aufregung unter der Rigibevölkerung; abermals eilten wir hinaus — um den schön blauen Himmel über uns und ein herrliches Feuermeer unter uns zu bewundern.

Zu unsern Füßen breiteten sich die Nebel-

massen in unübersehbare Ferne aus, und Tausende von cumulusartigen Kuppeln ragten aus denselben empor. Die unzähligen Nebelkügelchen hatten die Strahlen der untergehenden Sonne zum größten Theile wieder zurückgeworfen; nur die orangefarbenen und rothen waren noch durchgedrungen, und so erglühte das ganze Dunstmeer — ein herrliches, ruhiges und doch so erregendes und bewegliches Bild: mit dem Stand der Sonne und mit den Veränderungen in der Schichtung der Nebelmassen änderte sich dies Bild in jedem Augenblick — jeden Augenblick neue Reize, bis um acht Uhr die herrliche Landschaft unter uns als ein wahres Nebelbild sichtbar wurde und bald darauf in vollster Klarheit wieder vor uns lag.

So endete der Tag, an welchem sich eine der räthselhaftesten Naturerscheinungen vollzog.

Wenn es offenbar nicht wohl möglich ist, in der Ebene einen solchen Vorgang so genau zu verfolgen, wie dies von einem hohen Berg aus möglich ist, so ist andererseits doch bekannt, daß man nicht in die Schweiz zu gehen braucht, um überhaupt ein Hagelwetter zu sehen. Leider haben wir in der Nähe Gelegenheit genug dazu; und es ist sicher, daß gerade in den mittleren Breiten der Hagel am häufigsten seine Verheerungen anrichtet; daß man ihn um so seltener antrifft, je weiter man gegen Norden oder gegen Süden kommt.

Der Pater Roman erzählt, es habe auf der Mission Pararuma am obern Orinoco um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einmal während eines starken Gewitters gehagelt. Und A. v. Humboldt knüpft an diese Erzählung die Bemerkung, daß in den Niederungen der Tropenzone unter 300 Toisen Meereshöhe ein Hagelfall ebenso selten wie bei uns ein Meteorsteinfall sei. Andere Forscher gelangen zu denselben Resultaten für verschiedene Gegenden der Tropen. Auch in Aegypten sind diese Erscheinungen so selten, daß der Pentateuch einen Hagelschauer vor dem Auszuge der Israeliten als ein Wunder aufführt. Dagegen sollen Hagelfälle an höher gelegenen Orten dieser Zone gar nicht selten sein.

Im hohen Norden scheinen Hagelfälle, wenn auch seltener als bei uns, doch so selten nicht vorzukommen als in den Niederungen der Tropen.

So wie aber das Beobachtungsmaterial für diese Gegenden noch viel zu gering zu einem sichern Urtheil ist, ebenso wenig sind wir sicher über die locale Verbreitung in der gemäßigten Zone. „Wo es Cretins giebt," behauptet L. v. Buch, „da hagelt es nie, weder im dumpfig warmen Thale von Aosta, noch im glühenden Wallis, wo in manchen Dörfern solche Geschöpfe vor allen Hausthüren sitzen. Wo Kröpfe häufig entstehen, da hagelt es selten. — Niemand wird glauben, daß Cretins und Kröpfe durch eine Art Antipathie den Hagel vertreiben, oder daß durch fallenden Hagel Cretins und Kröpfe zerstört werden. — Die Ursachen müssen nothwendig allgemeiner in der Localität der Gegend gefunden werden."

Ebenso werden nach L. v. Buch die tiefen Thäler der Alpen nicht, deren Ausgänge aber und das Flach- oder Hügelland, welches vor ihnen lagert, sehr häufig durch Hagelwetter verwüstet. So ist Borgofranco, am Ausgange des cretinsreichen Aosta-Thales, kaum in einem Jahre verschont worden. In den Aemtern von Mendrisio und Lugano, am Abfall der Alpen gegen Mailand, wird in allen Berechnungen von Gütern und von Pachtzinsen vorausgesetzt, daß jährlich der zehnte Theil aller Landesproducte vom Hagel zerstört werde.

Diese Beobachtungen bestätigen sich auch an vielen anderen Orten. Vielleicht deuten sie schon die allgemeinere Ursache für die oben angeführte Behauptung L. v. Buch's an: in tiefen Thälern Cretins und Kröpfe, vor denselben Hagelwetter.

Becquerel hat vor einiger Zeit Hagelkarten für die Departements Loiret und Loir-et-Cher entworfen. Nach dem Ergebniß derselben streben die Hagelwetter sich zu richten nach dem Lauf der (weiteren) Thäler. Wenn sie schief auf einen Fluß stoßen, so folgen sie alsdann dem Lauf desselben. Stoßen sie aber direct auf ihn, so wird er von ihnen übersprungen. Sie vermeiden die Wälder auf eine Entfernung von 15 bis 20 Kilometer. Es ist nun von uns an einem andern Ort nachgewiesen worden, daß die Wälder Tag und Nacht zu localen Luftströmungen Veranlassung geben, wie denn auch engere, tiefere Thäler solche Strömungen in stärkerem Maße ausbilden. Alle diese Beobachtungen ließen sich demnach in dem einen Wort zusam-

menfassen: die Hagelwetter vermeiden diejenigen Orte, an welchen stärkere locale Luftströmungen vorkommen.

Wie das oben von uns geschilderte, so sind durchschnittlich alle Hagelwetter locale, d. h. auf einen kleineren Raum beschränkte Erscheinungen; sie haben alle eine geringe Ausdehnung in die Breite, ausnahmsweise eine größere in eine solche Länge, wie uns von einigen berichtet wird. So wurde Frankreich im Juli des Jahres 1788 von einem Unwetter heimgesucht, welches das ganze Land von Südwest nach Nordost durchzog und erst in Holland endete. Zwei schmale Landstreifen, deren Breiten nur 4 und 2 Meilen, in einer durchschnittlichen gegenseitigen Entfernung von 5 Meilen, deren Länge aber 175 und 200 Meilen betrug, erlitten einen Schaden von etwa 25 Millionen Franken. Dieser Schaden hatte keinen geringen Antheil an der Entwicklung der französischen Revolution. — Ueberall ging dem Hagel eine dichte Finsterniß voraus, welche sich mit starkem Regen auf einen viel weiteren Raum ausbreitete, als der Hagel, der an jedem Orte nur sieben bis acht Minuten lang fiel und mit einer Geschwindigkeit von 16½ Meilen in der Stunde vordrang.

Noch größer aber und weit ausgedehnter war das Unwetter, welches am 27. Mai 1834 zwischen zwei und fünf Uhr des Nachmittags Rußland in Streifen vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer, vom Dniester und Niemen bis zur Wolga verheerte. Ueberall herrschte Ost- oder Südostwind. An einzelnen Orten fielen sehr feine, an andern Hagelkörner von der Größe eines Hühnereies.

In frischem Andenken ist uns noch das kolossale Wetter, welches im Jahre 1862, acht Tage vor dem ersten deutschen Schützenfeste in Frankfurt a. M. alle deutschen Lande in einem Bogen von der Schweiz bis zur deutschen Schützenhalle, nach Norddeutschland, über Böhmen nach Oesterreich und Tyrol heimsuchte. Düstere Nebel, die bis zur Erde reichten, und ein dumpfes Sturmesheulen gingen voran und begleiteten das Wetter. Die Wirbel entwurzelten tausendjährige Eichen und schleppten Bäume mit sich fort, zerstörten Gebäude und die Halle. An einzelnen Orten fielen Hagelkörner von der Größe eines Gänseeies. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meilen in der Stunde wurde alles deutsche Land von einem gemeinsamen Bande des Unheils umschlungen. Acht Tage später wußten alle deutschen Zungen, wenn auch nicht alle aus eigener Erfahrung, davon zu erzählen. Acht Jahre später mochte es für ein poetisches Gemüth den Anschein haben, als hätte die Natur durch jenen Hagelsturm die mächtigen Stürme einleiten wollen, durch welche das Vaterland von einem gemeinsamen, starken politischen Bande umschlungen wurde.

Doch ist, wie schon bemerkt, eine so bedeutende Längenausdehnung nur Ausnahme; und selbst diese Ausnahmen behalten — bezüglich ihrer Breitenausdehnung — ihren localen Charakter.

Die meisten Hagelwetter finden zur Tageszeit und zwar zur heißesten, in den Nachmittagsstunden der **Sommer**monate statt — die meisten, aber nicht alle; denn die übrigen Tageszeiten, insbesondere die Nacht, haben auch solche aufzuweisen.

Eine gleiche Ausdehnung auf alle Jahres-, wie auf alle Tageszeiten scheint nicht zulässig zu sein, soweit es den eigentlichen Hagel betrifft. Doch fällt eine besondere Art von Hagelkörnern — die sogenannten Graupeln — vorzugsweise in den übrigen Jahreszeiten, besonders im Frühling und Herbst.

Ohne Zweifel werden die Tabellen der jetzt allerwärts entstehenden Hagelversicherungs-Gesellschaften genauere Aufschlüsse sowohl über Ort als Zeit des Vorkommens dieser Unheil bringenden Naturerscheinung zu liefern im Stande sein.

An Hageltagen ist die Atmosphäre gewöhnlich außerordentlich ruhig, und die häufig, aber nicht immer am Himmel stehenden Cirruswolken bewegen sich nicht oder sehr langsam. Die Temperatur ist in der Regel zu ungewöhnlicher Höhe gestiegen, und sie nimmt nach mehrfachen Beobachtungen von den untern Theilen des Luftkreises nach oben rasch ab, das Barometer dagegen steht tief und ist mitunter sehr häufigen kleineren Schwankungen unterworfen. Dabei ist die Luft sehr mit Feuchtigkeit geschwängert; es herrscht eine drückende Schwüle. Während des Wetters selbst herrschen heftige Winde, die aus allen Strichen der Windrose toben, die Elektricität ist in beständigem Wechsel begriffen, ebenso die Temperatur und der Luftdruck, von wel-

chen erstere jedoch fortwährend sinkt, letzterer steigt.

Unmittelbar nachdem das Wetter vorübergezogen, strömt ihm in der Regel ein heftiger, jetzt nicht mehr die Richtung wechselnder Wind nach.

Nachdem wir nun unsere Erscheinung als solche näher kennen gelernt, haben wir auf ihre Erklärung einzugehen. Es sind, seitdem man begonnen, über diesen Gegenstand nachzudenken, gar viele Hageltheorien aufgestellt worden; und namentlich in der neuesten Zeit hat es solche gehagelt.

Zur Zeit als die Elektricität gewissermaßen die Grundursache aller Erscheinungen sein sollte, mußte selbstverständlich auch das Hagelwetter, das sehr häufig, wenn auch nicht immer, von starker Elektricitätsentwicklung begleitet ist, auf dieselbe zurückgeführt werden. Der Hauptvertreter dieser Theorien ist der berühmte Alexander Volta.

Seine Theorie gipfelt in einem Experiment, dem sogenannten elektrischen Hagel. Zwei Metallplatten sind durch einen hohlen Glascylinder von einander getrennt; auf der untern liegen Korkkügelchen. Auf die obere wird die Elektricität einer Elektrisirmaschine geleitet. Die Korkkügelchen werden von ihr angezogen, werden mit der Elektricität geladen, in Folge dessen wieder abgestoßen; auf der untern Platte angekommen, geben sie die Elektricität an dieselbe ab; werden dann wieder aufs neue angezogen; und diese Vorgänge wiederholen sich so lange, als die obere Platte mit Elektricität versehen wird. Auf dieselbe Weise sollen die ursprünglich durch starke Verdunstung in dem heißen Sonnenschein entstandenen Eiskügelchen zwischen den zwei als nothwendig vorausgesetzten Wolken auf- und niedersteigen, um sich zu vergrößern und schließlich herabzufallen.

Auf diese Theorie gestützt, machte man nun in Frankreich Vorschläge, um vor Hagelschäden zu schützen; Vorschläge, welche auch z. B. in Würtemberg befolgt wurden. Eine Menge von Blitzableitern wurden auf die Felder gestellt. Ein unwissender Apotheker, La Postolle, behauptete, als diese nicht nützten, Stroh sei ein besserer Elektricitätsleiter als Metalle; und wie gar häufig weniger der innere Werth eines Vorschlags als die Art und Weise, auf welche er in Scene gesetzt wird, den Ausschlag giebt, so sah man alsbald die aufgepflanzten Stangen mit Strohbüscheln verziert — und die Felder wurden nach wie vor verwüstet.

War die Nutzlosigkeit der Blitzableiter ein praktischer Beweis gegen die Volta'sche Theorie, so fehlte es nicht an theoretischen Widerlegungen.

Man ersetzte die untere Metallplatte in dem angeführten Versuch durch Wasser; die Korkkügelchen erhoben sich nicht aus demselben. Die ersten Eisansätze sollten sich durch Verdunstung an der Sonne bilden; aber man ließ Wasser im Sonnenschein verdampfen; seine Temperatur sank nicht herab; sie erhob sich über die im Schatten, wenngleich die Verdunstung der Temperaturerhöhung einen bedeutenden Abbruch that. Die Theorie ist nach allen Richtungen unhaltbar.

In neuerer Zeit kommt man mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß die Elektricität nicht Ursache sondern Folge ist. Sie wird in jeder Wolke durch den fortwährenden Wechsel zwischen Condensation und Verdampfung erzeugt, wird also in einer gewissen Abhängigkeit von diesen Vorgängen sein.

Eine Anzahl von Theorien haben als ihren Hauptstützpunkt den aufsteigenden Luftstrom. Wenn die Erde durch die Sonne erwärmt wird, erwärmt sich an ihr die Luft. Befindet sich neben einer so erwärmten Stelle eine andere, welche weniger oder nicht erwärmt wird — ein Wald, eine Stadt, ein Fluß, ein schattiges Thal u. s. w. — so wird die kühlere Luft über dieser Stelle die wärmere empordrängen: es entsteht ein aufsteigender Strom. Wird aber eine weite, einförmige Strecke gleichmäßig erwärmt, so können die unteren Luftschichten so weit erwärmt werden, daß sie leichter sind als die über ihnen lagernden Schichten an ihrer Stelle sein würden. Dessen ungeachtet steigen diese verhältnißmäßig leichteren Schichten nicht empor, weil sie nicht durchzubrechen vermögen. So wie sich aber irgend eine Veranlassung bietet, sei es der Schatten einer Wolke, sei es auch nur der Luftzug, welchen ein dahineilender Reiter verursacht, so wird dieser Durchbruch stattfinden. Die wärmeren Schichten steigen empor in kältere Regionen; ihre Feuchtigkeit wird condensirt, das Hagelwetter ist eingeleitet. — Wie erklärt aber diese Theorie jene Hagelwetter, welche zur Nachtzeit,

gegen Anbruch des Tages entstehen, wo die unteren Luftschichten doch bedeutend abgekühlt sind? —

Wie das einmal condensirte Wasser der Hagelwolken zum Gefrieren komme, darüber sind gar mancherlei Hypothesen aufgestellt worden. Beinahe alle Forscher haben sich jedoch durch den weißen Kern, welchen die Hagelkörner enthalten, zu der Ansicht verleiten lassen, das Gefrieren müsse durch Schneeflocken eingeleitet werden, welche aus sehr hoch in den Eisregionen der Atmosphäre schwebenden Wolken in die Hagelwolken herabfallen; und ein Haupteinwand gegen die Hypothese L. v. Buch's, nach welcher der Hagel nichts Anderes als beim Herabfallen durch Verdunstung gefrorener Regen wäre, war eben der, daß gefrorene Tropfen keinen solchen weißen Kern enthalten könnten.

Wir haben jedoch bei unsern Vorversuchen gesehen, daß Schnee, welcher in gefrierendes Wasser eingetaucht wird, sein schneeartiges Aussehen verliert, daß aber jeder durch und durch gefrorene Wassertropfen einen solchen Kern besitzt. Es muß also jene Annahme als unzulässig bezeichnet werden, keinenfalls darf sie den wesentlichen Bestandtheil einer Hageltheorie bilden.

In neuester Zeit hat man auch das Ueberkalten des Wassers in verschiedene Hageltheorien hereingezogen. Daß dasselbe bei kugelförmigem Wasser sehr leicht stattfinden kann, haben unsre Versuche außer allen Zweifel gestellt. Auch haben viele Beobachtungen festgestellt, daß Nebelkügelchen noch flüssig sein können, wenn die Temperatur der Atmosphäre beträchtlich unter 0° herabgesunken ist; und die Eisregen liefern den Beweis, daß auch größere, aus der Luft herabfallende Tropfen überkaltet sein können.

Allein unsere Versuche haben auch gezeigt, daß die Bewegung das Ueberkalten beeinträchtigt. In den Hagelwolken findet aber immer eine außerordentlich heftige Bewegung statt. Nichtsdestoweniger muß die Möglichkeit eines Ueberkaltens in denselben zugegeben werden, ja die Beschaffenheit einzelner Hagelkörner führt mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine solche Entstehungsweise zurück. Aber es dürfte doch mindestens sehr gewagt sein, das Ueberkalten als einen wesentlichen — also bei allen Hagelwettern ohne Ausnahme und durchgängig vorausgesetzten — Bestandtheil einer Hageltheorie zu betrachten.

Da nun schon so viele Hageltheorien aufgestellt worden und mindestens ebenso viele Einwände gegen dieselben erhoben worden sind, so ist das Eine klar, daß man über diese Erscheinung noch nicht im Klaren ist. Man darf mit eben solcher Bestimmtheit behaupten, daß fast eben so viele Fehler gegen die Methode der Naturwissenschaft begangen worden sind. Denn diese stellt keine Behauptung auf, welche nicht durch Versuch, Beobachtung oder Rechnung bewiesen wäre. Allerdings ist das zur vollkommenen Sicherstellung einer solchen Theorie Nothwendige zur Zeit nicht möglich. Man müßte ein Hagelwetter unter den Bedingungen der Theorie darstellen und zeigen können, daß in Abwesenheit dieser Bedingungen ein solches nicht möglich — oder es müßten zahlreiche ins Einzelne gehende Beobachtungen diese Aufgabe erfüllen.

Wir haben uns in der Einleitung beflissen, den gerügten Fehler möglichst zu vermeiden und uns an die Versuche zu halten. Unsere Hageltheorie ist nicht sehr ausgedehnt, ist so kurz und unscheinbar, daß der Leser vielleicht genöthigt ist, den Schluß dieser Einleitung noch einmal nachzusehen, um sich ihrer nur bewußt zu werden. Wir bieten ihm für diese Mühe die Befriedigung, daß er eine als Sonderheit betrachtete Erscheinung sich genau an die übrigen Erscheinungen derselben Klasse anreihen, daß er einen kleinen Schritt zur Erreichung des wissenschaftlichen Zieles (gesetzliche Einheit in der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen nachzuweisen) gethan sieht.

Greifen wir, um etwaige Zweifel zu beseitigen, noch einen Augenblick in das Bereich der Erfahrung ein. Ueberziehen wir die Kugel eines Thermometers mit einem Leinwand- oder Musselinläppchen und befeuchten dasselbe mit Wasser von der Temperatur der Luft, so sinkt das Quecksilber in diesem Thermometer; die Wärme, welche das Wasser zu seiner Verdunstung nothwendig hat, entzieht dieses zum Theil der Quecksilberkugel. Wir nehmen nun statt des Läppchens ein nasses Schwämmchen und schwenken das Instrument rasch in der Luft herum. Die Quecksilbersäule sinkt bedeutend stärker, um so stärker, je rascher die Bewegung. Man kann eine Tempe-

raturerniedrigung von 9 bis 10 Grad erreichen. Durch den Luftzug wird die Verdunstung und Wärmeentziehung beträchtlich gesteigert. Dies Gesetz ist aller Welt so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß es allenthalben, selbst unbewußt, benutzt und vorausgesetzt wird. Wir blasen unsere Suppe, um sie abzukühlen. Wenn der Jäger wissen will, woher der Wind weht, benetzt er den Finger, hält ihn in die Höhe und merkt sich, auf welcher Seite er die meiste Abkühlung und Abtrocknung verspürt. Die Hausfrau freut sich des windigen Wetters, wenn sie Wäsche zu trocknen hat u. s. w.

Heftiger aber als die Bewegung, welche wir durch einen einfachen Versuch erlangen können, ist die in der immer heftig bewegten Hagelwolke, besonders an der Grenze der beiden Ströme, wo der eine heftig aufwärts, der andre mächtig abwärts steigt, die beiden Geschwindigkeiten sich also summiren. Was aber die Abkühlung wesentlich steigert, ist, daß die durch den aufsteigenden Strom fortwährend entführte Wärme nicht wieder zurückkommt.

Zwischen Hagel und Platzregen besteht nur ein quantitativer Unterschied. Je enger das Bett der Bewegung, je größer der Feuchtigkeitsgehalt und die Temperaturdifferenz der beiden Ströme, desto heftiger die Bewegung, desto mächtiger und häufiger wird der kalte Strom empor geschleudert, desto mehr Wärme wird entführt, desto wahrscheinlicher kommen die Tropfen zum Gefrieren.

Als unerläßliche Bedingung der genügenden Heftigkeit aber muß die enge Begrenzung auf ein schmales Gebiet gelten, und zwar muß dasselbe um so schmäler sein, je höher die herrschende Temperatur ist; es kann sich um so mehr erweitern, je niedriger dieselbe ist. Diese enge Begrenzung ist denn auch das Charakteristische aller Sommerhagelwetter mit größeren Körnern. Nur bei ihrem Vorhandensein wird der aufsteigende den herabfallenden Strom allseitig emporschleudern und durch die rasche Bewegung eine genügend kräftige Verdunstung bewirken. Bei einer größern Ausdehnung in die Breite ist ein Ausweichen nach verschiedenen Seiten leicht möglich, der Kampf erlangt nicht die nöthige Heftigkeit, um eine höhere Temperatur genügend herabzustimmen — es kommt nur zu kühlenden Platzregen. Alle Berichte über Hagelwetter betonen die enge Begrenzung, den localen Charakter; keine Hageltheorie aber betont sie genügend als Bedingung.

Warum, entsteht vielleicht die Frage, theilt sich aber diese heftige Bewegung den Luftschichten zu beiden Seiten des Zuges nicht mit? Warum, stellen wir entgegen, schlägt eine abgeschossene Kugel ein kleines Loch in eine Fensterscheibe, während eine geworfene Kugel die ganze Fensterscheibe zertrümmert; warum bemerkt der Soldat nichts davon, wenn ihm der Gewehrkolben abgeschossen wird, während ein dawider geworfener Stein seine Empfindung bedeutend in Anspruch nimmt? Antwort für alle Fälle: weil eine so heftige Bewegung sich aus Mangel an Zeit der ruhigen Umgebung nicht mittheilen kann.

Es liegt hierin jedoch wohl der Grund, warum die engen Alpenthäler nicht, die vorliegenden Ebenen und Hügelländer dagegen sehr häufig vom Hagel heimgesucht werden. Innerhalb der ersteren muß das Wetter auf enge Grenzen beschränkt bleiben, kann sich also sehr leicht zur genügenden Heftigkeit steigern. Aber erst dann, wenn es die engen festen Grenzen verlassen hat und diese durch die weniger Widerstand bietenden Luftwände ersetzt werden, die Verticalströme also an Heftigkeit verlieren, kommt das gebildete Eis in dem erweiterten Raume zum Fallen. So kann das Thal Veranlassung zu dem Wetter geben, ohne je davon betroffen zu werden.

Nach diesen Erörterungen wird schon der das Wetter einleitende kalte Strom in der Regel eng begrenzt sein müssen; es wird aber nicht nothwendig sein, daß er von vornherein eine sehr niedrige Temperatur habe. Wenn die übrigen Bedingungen — der herrschenden Temperatur entsprechende enge Begrenzung, genügender Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre — gegeben sind, so entwickelt sich die Abkühlung von selbst. Ein aufsteigender Strom, eine aus kälteren Regionen herabregnende oder schneiende Wolke, die Strömungen, welche durch Gebirgsthäler, Wälder, Flüsse, Städte, selbst durch ungleich bepflanzte Felder entstehen, können neben manchem Andern Veranlassung werden. Wenn ein sehr feuchter Aequatorial- und ein niedrig temperirter Polarstrom auf scharfer Grenze einander berühren, ist die Ausbildung eines Hagel-

wetters denkbar möglich. Ebenso wenig aber als über die Einzelnheiten der meisten meteorologischen Vorgänge wird man bei dem dermaligen Stande unserer Kenntnisse über diese Ursachen mit voller Bestimmtheit entscheiden können. Ebenso wenig werden sie aber auch den wesentlichen Bestandtheil einer Hageltheorie abgeben. So sehr sich der Hagel in seinen verderblichen Wirkungen von den übrigen Niederschlägen unterscheidet, so sehr schließt er sich, noch einmal gesagt, in seiner Bildung genau an dieselben an und ist keine Sondererscheinung.

Sobald der aufsteigende Strom über die obere Grenze des kalten Horizontalstromes hinaus ist, verliert er wesentlich an seiner Steigkraft, da der Gewichtsunterschied zwischen seiner und der droben befindlichen Luft nicht mehr groß, später sogar die erstere specifisch schwerer ist als die letztere; doch wird jene vermöge der erlangten Geschwindigkeit und ihres Dampfgehaltes immer emporsteigen, wenn auch allmälig träger.

Die von diesem Strom mit emporgeführten Eiskörner werden wohl noch eine kurze Strecke weiter mitgerissen werden können, bald aber zurücksinken müssen zur Grenze. Dort aber werden sie zum Theil von neuankommenden Strömen wieder erfaßt, wieder emporgeführt und wieder herabgelassen — es bezeichnen diese Körner den gelblich-grünen Streifen der Schweizer Hagelwolke.

In diesem Streifen muß sich der langsamer aufsteigende Strom bedeutend abkühlen und — sofern dies noch nicht geschehen — vollständig sättigen oder übersättigen. In der darüber befindlichen Luft, welche ohnehin mit Feuchtigkeit schon geschwängert ist, muß eine neue Wolke entstehen, an deren oberer Grenze fortwährend Verdunstung und Auflösung stattfindet.

Da diese beiden oberen Wolkenschichten von dem eingefallenen kalten Strom nicht getrieben werden, müssen sie selbstverständlich hinter der unteren zurückbleiben.

Da übrigens die emporgestiegene Luft wieder durch andere ersetzt werden muß, so erklärt sich hieraus, warum dem Hagelwetter in der Regel ein scharfer Sturm nachfolgt.

Die durch das Wetter bewirkte Aufregung der Atmosphäre verursacht gewöhnlich einen raschen Wechsel der nachfolgenden Witterung, wobei nicht selten die emporgeführte Feuchtigkeit nachträglich herabfällt.

Unterwerfen wir nun das von den Hagelwolken ausgeworfene Eis einer nähern Betrachtung, zunächst bezüglich seiner Größe. Dieselbe ist sehr verschieden und wechselt von einigen Linien Durchmesser bis zum Unglaublichen. In den mittleren Breiten soll in der Regel der Durchmesser $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Zoll nicht übersteigen; doch fielen bei einem Gewitter in Nordamerika Körner von 13 bis 15 Zoll Umfang; sie waren aus mehreren kleineren Körnern zusammengebacken. Nach Olmstedt kommen solche von der Größe eines Hühnereies in Nordamerika alljährlich vor. Darwin erzählt von einem Hagelsturm in den Pampas von Südamerika, bei welchem Körner so groß wie die Aepfel fielen und eine Anzahl Hirsche, Strauße und andere Thiere tödteten. Am 10. April 1822 fielen nach Sykes in Bengalen melonengroße Körner, welche ebenfalls viel Vieh tödteten. Melonengroße Hagelkörner sollten nach den Berliner Zeitungen auch im Jahre 1767 zu Potsdam gefallen sein. Allein die Sache verhielt sich folgendermaßen. Ein Fremder, der von Berlin nach Potsdam kam und dort dem Könige Friedrich II. vorgestellt wurde, gab auf die Frage, was es in Berlin Neues gäbe, zur Antwort, man erwarte baldigen Krieg. Der König wünschte nun die Berliner auf andere Gespräche zu bringen. Er ließ durch einen seiner Vertrauten die Nachricht von einem heftigen Hagelwetter mit den erwähnten Körnern in beide Berliner Zeitungen einrücken. In Potsdam las man diese Nachricht mit Erstaunen, denn man hatte zur betreffenden Zeit völlig heiteres Wetter. Mancher wollte wohl berichtigen, allein den Zeitungen war die Aufnahme jeder Berichtigung verboten.

In Ungarn soll im Mai 1802 ein Eisblock, drei Fuß lang, drei Fuß breit und zwei Fuß hoch, aus der Luft gefallen sein, an welchem acht Männer zu tragen hatten und welcher nach drei Tagen noch nicht völlig geschmolzen war. Doch ist dies auch eine Nachricht aus den — wenn auch nicht Berliner — Zeitungen.

Anders verhält es sich wohl mit den Erzählungen des Missionärs Huc. Nach ihm hagelt es in der Mongolei sehr häufig. Körner von zwölf Pfund Gewicht sind

keine Seltenheit. Im Sommer 1843 „hörte man während eines heftigen Unwetters ein schreckliches Windbrausen, und bald darauf fiel nicht weit von unserer Wohnung ein Eisstück von der Größe eines Mühlsteines herab. Man zerhieb es mit Aexten, und

Fig. 1.



es dauerte, obgleich sehr warmes Wetter war, drei Tage, ehe es ganz geschmolzen war."

Es erscheint unglaublich, daß so kolossale Eismassen während der Entwicklung des

Fig. 2.



Hagelwetters von dem aufsteigenden Strom emporgerissen werden. Allein unmöglich ist es deshalb nicht. Wir haben schon ein Beispiel von der Gewalt heftig bewegter Luft in dem Hagelsturm von 1862 gege-

Fig. 3.



ben, welcher Bäume entwurzelte und sie mit sich fortführte, Gebäude zerstörte und allenthalben Verwüstung verbreitete. Die Verheerungen, welche die Stürme im Atlantischen und Stillen Ocean anrichten, wo sie das Meer mächtig hoch aufthürmen und über die Inseln hintreiben, wo die Balken und Steine eines Hauses, vom Sturm fortgeschleudert, die andern zerstören, und wo blühende Gefilde im Verlauf einiger Stunden in Wüsten verwandelt werden, sind bekannt. Es fehlt aber auch nicht an Beispielen von der Gewalt insbesondere aufsteigender Luftströme. Bei ganz ruhiger Luft sah ich, wie ein Wirbel den niedergelegten Roggen eines ausgedehnten Feldes haushoch emporhob und weit mit sich fort-

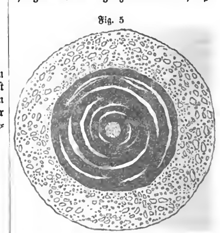
Fig 4.



schleppte. Der Marinekapitän Bailleul sah über den noch heißen Stellen der Lava des Besuvs häufig Wirbel entstehen — offenbar durch die heiß aufsteigende Luft verursacht — welche Bimssteinstücke fortbewegten und Baumlaub abrissen.

In Amerika haut man zur Urbarmachung des Landes ganze Wälder um, läßt

Fig. 5

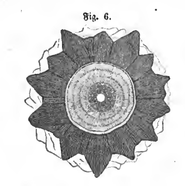


das Holz austrocknen und zündet es alsdann an. Feuer und Rauch vereinigen sich in einer einzigen gewaltigen Säule, welche wirbelnd emporsteigt und einen majestätischen Anblick gewährt. Das Sausen und Brausen ist meilenweit hörbar. Große Aeste und selbst Baumstämme von 6 bis 8 Zoll Durchmesser werden, auch wenn sie sich außerhalb der Brandstätte befinden, emporgerissen und fallen wieder außerhalb derselben nieder.

Es kann nach solchen Beispielen nicht mehr auffällig erscheinen, daß der mit einer großen Steigkraft versehene und von der gewuchtig herabstürmenden Luft mächtig emporgepreßte aufsteigende Strom solche Eisstücke wieder und wieder emporreißt. —

Wie die Größe der Hagelkörner, so ist auch ihre Form und Beschaffenheit sehr verschieden. Die einfachste Form ist die

Fig. 6.



der Kugel. Gewöhnlich sind es nur sehr kleine Körner von weniger als einer Linie Durchmesser, welche in Verbindung mit Regentropfen oder Graupeln (siehe weiter unten) im Frühling aus rasch und unter heftigem Sturm daherziehenden, dunkeln Wolken niederfallen. Sie sind vollständig klar und durchsichtig. Reibt man sie zwi-

Fig. 7.



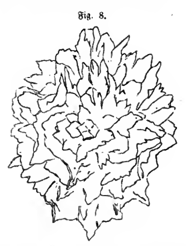
schen den Fingern, so verschwinden sie alsbald plötzlich. Sie sind blos oberflächlich gefroren; das Innere ist noch Wasser.

Eine weitere Form ist die Eiform. Das Innere derselben enthält in der Regel kein flüssiges Wasser mehr. In dem oberen, spitzeren Theil befindet sich ein weißer, fester Kern, an welchem nach unten klareres, durchsichtiges Eis hängt. Sie fallen in der Regel so herab, daß die Spitze nach oben gerichtet ist. Der weiße Kern ist nach unsern Versuchen als die ursprünglich festgefrorne Eismasse zu betrachten, an welche sich das Wasser des warmen, gesättigten Stromes angelegt hat und alsdann, nachdem es in den kalten Strom zurückgeworfen worden, gefroren ist.

Es kann diese Gattung sich selbstverständlich in mancherlei andern Formen ausbilden, die aber alle den Typus ihrer Entstehung an sich tragen. Wir geben einige dieser Formen in Abbildung (Fig. 1, 2, 3).

Sind derartige Körner im warmen Strom oberflächlich geschmolzen und kommen bei der Rückkehr in den kalten Strom mit einander in Berührung, so können sie leicht an einander gefrieren (Fig. 4).

Fig. 8.



Neues Condensationswasser kann den Complex wieder umschließen. So kann durch Anlagerung vieler kleinerer Kügelchen an eine größere sich der äußerste Umring des in der folgenden Figur dargestellten Hagelkorns ausgebildet haben (Fig. 5).

Es giebt diese Figur ein Bild der Hagelkörner, welche im September 1846 in Utrecht fielen. Man sieht im Innern den weißen, festen, krystallinischen Kern. Dieser ist umschlossen von einer Anzahl Eisschalen, von dem theils weißen, theils durchsichtigen Aussehen, wie wir es aus unsern Versuchen schon kennen, und von welchen keine das Korn ganz umschließt. Es ist anzunehmen — wofür auch die Größe der Körner spricht — daß hier ein rasches, intensives Gefrieren des jeweilig condensirten Wassers stattfand, während bei

der Ausbildung der Eiform dies weniger der Fall war.

Am 4. Juli 1819 fielen nach Delcros zu La Braconnière Hagelkörner in Form der Fig. 6. Rings um den kleinen Kern befand sich eine strahlige, weiße, undurchsichtige Eismasse — wohl durch einmalige starke Condensation angelagert. Um diese Masse hatten sich einige durchsichtige Eisschalen geschlungen, und auf diesen saßen Höcker dichten Eises, welche durch strahlenartige Streifen getrennt waren. Gleichzeitig waren der Fig. 7 ähnliche Eisstücke gefallen.

Nach unseren Versuchen müssen wir annehmen, daß solche Stücke, vorher etwa als Kugeln gebildet, nach oberflächlicher Schmelzung sich an das erstere Korn ansetzten und durch weiter condensirtes Wasser mit einander verbunden wurden, wodurch sich jene strahlenartigen Streifen ausbildeten.

Die im Jahre 1770 in Bengalen gefallenen Eiskörner hatten eine durch Fig 8. dargestellte Form. Nach unserm Dafürhalten sind diese Körner dadurch entstanden, daß kleinere überkalte Tropfen auf einander stürzten und dabei plötzlich gefroren.

Man hat in Hagelkörnern schon Spreu, Schwefelkieskrystalle, vulcanische Asche und dergl. eingeschlossen gefunden. Es läßt sich leicht denken, daß solche Körper von dem aufsteigenden Strom mit emporgerissen werden; doch gehören die erwähnten Vorkommnisse zu den Seltenheiten.

Zu erwähnen haben wir noch, daß man solche Hagelkörner, welche blos aus dem hart gefrornen weißen Kern bestehen oder welche nur eine dünne durchsichtige Eisrinde haben, wohl auch Schlossen nennt; doch belegt man auch weiter ausgebildete Körner mit diesem Namen.

Graupeln.

Dem Hagel bezüglich der Entstehung, dem Schnee bezüglich der Beschaffenheit angehörig, und somit zwischen beiden stehend, sind die Graupeln lockere, leicht zerdrückbare, offenbar aus zusammengeballtem Schnee bestehende, etwa erbsengroße Bälle. Gewöhnlich haben sie Kugelgestalt. Doch kommen sie auch in anderer Form vor. Am 4. März 1860 fielen z. B. in Mainz zweierlei Eismassen. Die eine Form bestand aus durchsichtigen Kügelchen oder dreiseitigen Pyramiden, welche zu der oben schon besprochenen, nur oberflächlich gefrorenen Hagelform gehörten. Die andere dagegen bestand aus mehr oder weniger regelmäßig gestalteten, mitunter sechsseitigen Pyramiden von $1/2$ bis $1\,1/2$ Linien Durchmesser, welche die soeben betrachtete schneeige Beschaffenheit hatten.

Die Graupeln erscheinen gewöhnlich im Frühjahr und Herbst, wenn die Temperatur in vielfachen Schwankungen über den Gefrierpunkt steigt oder unter ihn herabsinkt.

Sie fallen aus rasch vorüberziehenden, den Hagelwolken ganz ähnlichen Wolken, ebenfalls unter starken, sehr häufig wechselnden Stürmen und dumpfem Brausen zu der Zeit nieder, wo der kalte Polarstrom den wärmeren, feuchten Aequatorialstrom verdrängt.

Wenn in solchen Wolken sich Schnee gebildet hat, so wird er durch die einander mächtig bekämpfenden auf- und absteigenden Ströme zusammengetrieben und geballt, so daß auf diese Weise die Graupeln entstehen.

(Schluß folgt.)

Die Farbenharmonie.

Von

Paul Reis.

(Schluß.)

Die Farbenblindheit.

Es wäre nun, nachdem wir die Entstehung der Farben genauer betrachtet haben, gewiß eine höchst interessante Frage, ob die Farben auch auf alle Menschen denselben Eindruck machen. Die Frage muß jedenfalls verneint werden; allein es ist wenigstens wahrscheinlich, wenn auch nicht absolut gewiß, daß bei allen Augengesunden die Empfindung der verschiedenen Farben dieselbe sei. Dagegen giebt es eine große Anzahl von Menschen, die, ohne es zu wissen und zu glauben, einen Augenfehler besitzen, der ihnen die richtige Empfindung und Wahrnehmung der Farben unmöglich macht. Als Beweis möge das Curiosum dienen, daß ein englischer Geistlicher mit einem hochrothen Stoffe zu einem Schneider kam, um sich daraus einen schwarzen Talar machen zu lassen. Er war nämlich blind für die rothe Farbe, rothblind, d. h.

diejenige der drei Young'schen Fasern, welche vom rothen Lichte gereizt wird, war bei ihm unempfindlich oder vielleicht gar nicht vorhanden; er sah daher roth für schwarz an. Es kann auch die grüne oder die violette Faser unempfindlich sein; folglich giebt es auch Grünblinde und Violettblinde. Die Rothblindheit ist am häufigsten, die Violettblindheit am seltensten, kann aber sonderbarerweise künstlich und vorübergehend erzeugt werden durch den Genuß von Santonin, dem Alkaloid des Wermuth- oder Artemisia-Extractes oder des Wurmsamens. In England giebt es besonders viel Farbenblinde, auf je 18 Normalsehende kommt durchschnittlich ein Farbenblinder, welche meistens blauäugig sind. Die Engländer protestiren übrigens mit Recht dagegen, daß man die Farbenblindheit Daltonismus nenne; denn wenn auch der berühmte Chemiker Dalton den Fehler zuerst an sich selbst entdeckt und genauer studirt hat, so kommen ihm doch andere Rechte auf die Unsterblichkeit in der Wissenschaft zu als sein Augenfehler. Die Farbenblindheit ist meistens erblich und in ganzen Familien verbreitet. Ein englischer Offizier wählte grünes statt rothes Tuch für seine Uniform und ritt so über und über grün zu seinem rothen Regimente. Ein Maler entdeckte erst spät seinen Fehler — und wurde dadurch so unsicher, daß er sich von seiner Frau die Farben bestimmen ließ. Es kommt übrigens auch vor, daß Farbenblindheit erst später erworben wird; so erzählt Tyndall, daß ein Schiffscapitän, der sich die Langeweile der Seereisen durch Sticken mit bunten Farben zu verscheuchen suchte und diese Beschäftigung einmal bis tief ins Zwielicht hinein fortgesetzt hatte, die Empfindung aller Farben mit Ausnahme von Blau einbüßte; alles Uebrige erschien ihm gleicherweise bräunlich. — Als man Young's Farbenperceptionstheorie von den drei Fasern noch nicht kannte, waren die Erscheinungen der Farbenblinden ganz unerklärlich, insbesondere da die Farbenblinden sich für kleine Unterschiede gewisse Farbennamen, die sie von Normalsichtigen hören, angewöhnt haben und diese nun häufig auf Gerathewohl anwenden. Goethe sagt nicht mit Unrecht, daß eine Unterhaltung mit einem Farbenblinden so verwirrend und betäubend sei, daß man fürchten könne, den Verstand zu verlieren. Nach Young's Theorie aber erscheint die Sache nicht mehr so verwirrend, wenn auch immerhin noch verwickelt genug. Der Rothblinde hat also unempfindliche rothe Fasern; er sieht daher alles dunkle und gesättigte Roth schwarz. Das helle Roth und Orange, welche beide nicht blos Roth, sondern auch Gelb sind und die deshalb wie das Gelb auch die grünen Fasern reizen, erscheinen ihm grün, ebenso wie das Gelb selbst auch grün aussieht. Denn die Empfindung Gelb entsteht ja nach Young durch gleiche Reizung der rothen und grünen Fasern; da nun die rothen Fasern todt sind, so werden durch Gelb nur die grünen gereizt. Gelb ist daher für den Rothblinden ebenfalls grün. Indessen unterscheidet er doch Grün von Gelb, weil das Gelb heller ist als das Grün und ihm daher das Gelb als ein leuchtenderes Grün erscheint wie das Grün selbst. Er hat sich gewöhnt, dieses leuchtendere Grün Gelb zu nennen, und da er sich unbewußt und unwillkürlich diesen Unterschied immer hervorheben will, so spricht er sogar viel von Gelb, obwohl er dasselbe nie gesehen hat und nie sehen wird, und es so sieht, wie wir ein lichtstarkes Grün sehen. Der Regenbogen und das Spectrum erscheinen ihm schmäler, weil der rothe Anfang für ihn nicht existirt; das Uebrige erscheint ihm nur dreifarbig: Grün, Blau und Violett. — Bei dem Grünblinden dagegen erscheint der Regenbogen und das Spectrum sogar breiter als für Normalsichtige, aber durch einen grauen Streifen unterbrochen. Denn wie ein Blinder besonders feinhörig ist, so ist auch bei einem Farbenblinden das Gefühl für die übrigen Farben schärfer entwickelt. So hat der Grünblinde, dessen grüne Faser unempfindlich ist, eine um so feinere Reizbarkeit in seinen rothen und violetten Fasern; er sieht daher noch außerhalb des Roth und des Violet die für den Normalsichtigen unmerklichen schwächeren Tinten dieser Farben. Die Mitte des Regenbogens erscheint ihm Grau, weil er für das dort stehende Grün unempfänglich ist; die Stelle müßte ihm daher ganz schwarz aussehen, wenn nicht nach Young das Grün auch die rothen und violetten Fasern reizen würde, deren vereinigten Eindruck der Grünblinde sich gewöhnt hat, weiß zu nennen; die Mischung dieses Eindrucks

mit dem Dunkel, das an der Stelle von Grün auftritt, bezeichnet er mit Grau. Wir würden den Eindruck jedenfalls anders nennen, denn das Weiß des Farbenblinden ist ein anderes als das unsrige. Der Rothblinde sieht z. B. in dem Weiß das Element Roth nicht; er sieht also die complementäre Farbe des Roth, nämlich Blaugrün; denn durch die Vereinigung des Reizes der grünen und der violetten Faser entsteht das Blaugrün. Hieraus folgt, daß für den Rothblinden Weiß vollkommen blaugrün aussieht; er gewöhnt sich aber daran, das, was er eigentlich Blaugrün nennen müßte, Weiß zu nennen, weil er es von uns so hört. Wir können uns eine ähnliche Erscheinung verschaffen, wenn wir eine blaugrüne Brille aufsetzen; im ersten Momente erscheint uns alles Weiße blaugrün; bald aber gewöhnen wir uns daran und nennen doch jenes Blaugrüne Weiß, ja wir halten es sogar für Weiß, wir denken gar nicht mehr daran, daß es eine andere Farbe ist und sind sehr überrascht, beim Abnehmen der Brille das Weiß ganz anders gefärbt zu sehen als vorher. Behauptet ja doch Aubert in Breslau, das Tageslicht sei gar nicht weiß, sondern roth. Der Rothblinde sieht aber das wirkliche Blaugrün nicht anders als er das Weiß sieht, und er ist sehr überrascht, wenn er von uns hört, daß etwas, was ihm Weiß erscheint, von uns Blaugrün genannt wird. Hier ist die Stelle, wo man den Rothblinden ertappen kann; man muß ihm unvermerkt Blaugrün statt Weiß unterschieben und dann beobachten, ob er etwas davon merkt oder nicht. Die Farbenblinden sind nämlich meist sehr eigen mit ihrem Fehler; sie wollen ihn nicht gestehen, sie wollen sich selber die Ahnung nicht zulassen, daß die ganze Welt ihnen anders aussieht als uns. Ich kenne Farbenblinde, die nie von Farben sprechen. — Dem Grünblinden fehlt in dem Weiß das grüne Element; es werden ihm durch das Weiß nur die rothen und violetten Fasern gereizt, Weiß erscheint ihm als Purpur. Die ganze Welt ist für ihn in Rosenlicht getaucht. Auch das Grüngelbe erscheint ihm Roth; denn das Grün empfindet er nicht; da aber das Gelb die grünen und rothen Fasern reizt, so macht das Grüngelb auch nur einen Eindruck auf seine rothen Nerven. Ihm erscheint daher manches Grün wie Roth, während dem Rothblinden manches Roth wie Grün aussieht. Dieses Verwechseln von Roth und Grün hat in England schon oft zu Eisenbahnunglücksfällen geführt, wodurch man veranlaßt wurde, die farbigen Nachtsignale abzuschaffen und hauptsächlich durch die verschiedene Form der Lichtsignale zu wirken. — Die Violettblindheit ist noch selten beobachtet worden; doch könnte man in ähnlicher Weise die Eigenschaften eines Violettblinden aus Young's Theorie ableiten, wie wir es soeben für die Roth- und Grünblinden gethan haben. Die Beobachtungen an Violettblinden wären von besonderer Wichtigkeit, weil man daraus mit Sicherheit schließen könnte, ob die dritte Faser wirklich violett empfindet oder ob, wie Maxwell behauptet, sie hauptsächlich durch das Blau gereizt wird. — Noch seltener soll der Fall vorkommen, daß zwei von den drei Young'schen Fasern unempfindlich geworden sind; ein solcher Doppeltfarbenblinder würde gar keine Farben, sondern nur noch Hell und Dunkel von einander unterscheiden können. Die künstliche Violettblindheit im Santoninrausche scheint eine andere Ursache zu haben als die natürliche; nach mikroskopischen Untersuchungen ist nämlich das Blut nach Santoningenuß viel gelber als gewöhnlich; da das Blut in einer Minute durch den Körper kreist, so muß sich die gelbe Farbe auch dem Blut und dadurch den Häuten des Auges mittheilen. Demnach werden die oberen Schichten der Netzhaut gelb; das Gelbe aber absorbirt die blauen und violetten Strahlen; zu der untersten Netzhautschichte, in welcher die Lichtempfindung eigentlich stattfindet, gelangen demnach nur gelbe Strahlen. Daher hat alles Weiße einen Stich ins Gelbe und Blau und Violett sind schwarz.

Auch muß noch hinzugefügt werden, daß Young's Theorie, die schon 1808 aufgestellt, aber erst jetzt durch Helmholtz der Vergessenheit entrissen wurde, nicht mehr in allen Theilen den Fortschritten der Wissenschaft entspricht. Durch den bewundernswürdigen Fleiß und Scharfsinn der Anatomen hat man nämlich erfahren, daß die Netzhaut nicht ausschließlich ein Nervengeflecht ist, sondern trotz ihrer geringen Dicke von nur 0,1 Mm. doch aus zehn Schichten besteht. Die unterste dieser Schichten, die eigentlich die den Licht-

reiz aufnehmenden Organe enthält, besteht aus lauter pallisadenförmig nebeneinanderstehenden Stäbchen und Zapfen von ca. 0,003 Mm. Durchmesser, welche durch feine Fasern mit den anderen aus Körnern bestehenden Schichten und dann mit den Nervenfasern in Verbindung stehen. Die Zapfen bestehen nach den neuesten Entdeckungen von Max Schultze in Bonn aus einer Achse, um welche zahlreiche ringförmige Plättchen aufeinander geschichtet sind. Wahrscheinlich theilen sich die Aetherschwingungen diesen Plättchen mit, diese gerathen in Bewegung, welche sich durch die Achsen und Fäden auf die Nerven überträgt. Da nun die Achsen der Plättchen nicht cylindrisch, sondern kegelförmig sind, so sind die kleinen Ringplättchen von verschiedenem Durchmesser, was aller Wahrscheinlichkeit nach mit der verschiedenen Wellenlänge der Farben im Zusammenhange steht. Man darf wohl vermuthen, daß das kleinste Drittel den violetten, das mittlere den grünen und das größte den rothen Strahlen vorsteht. Da sich aber das größte Drittel an dem dicksten Theile der Achse befindet, so kann dasselbe leicht mit der Achse zusammenwachsen und dadurch seine Beweglichkeit, seine Empfindlichkeit verlieren, wodurch sich die Häufigkeit der Rothblindheit erklärt. Die Violettblindheit ist am seltensten, weil die untersten, am dünnen Ende der Achse sitzenden Ringplättchen am wenigsten leicht ihre Beweglichkeit verlieren können. Daß die Zapfen wirklich die lichtempfindenden Organe sind, beweist sich leicht dadurch, daß, wie man mit dem Augenspiegel sehen kann, die zapfenreichste Stelle, der sogenannte gelbe Fleck, auch die empfindlichste Augenstelle ist, und daß die Eintrittstelle des Sehnerven, welche gar keine Zapfen enthält, ganz unempfindlich ist. Sie bildet den sogenannten blinden Fleck. Man kann sich von dem Vorhandensein desselben durch die nebenstehende Figur überzeugen. Man schließt, indem man das Papier in etwa 1 Fuß Entfernung senkrecht unter die Augen bringt, das linke Auge und fixirt mit dem rechten das Kreuzchen, so muß der schwarze Kreis verschwinden. Aus diesen Schultze'schen Beobachtungen erklärt sich auch leicht, warum die Mischfarben einen einheitlichen Eindruck bilden und ihre Bestandtheile nicht erkennen lassen.



Der Contrast.

Wenn nun auch, den neueren Fortschritten der Anatomie gemäß, die drei Nervenfasern Young's wahrscheinlich durch die drei Stufen eines Zapfens ersetzt werden müssen, so ist es doch besser, noch bei der ursprünglichen Ausdrucksweise zu bleiben, weil dieselbe einfacher und anschaulicher ist und genau dieselben Resultate giebt. So wie nun bei den Farbenblinden eine Nervenfaser erlahmen, ihre Empfindlichkeit ganz verlieren kann, so kann sich auch die Empfindlichkeit einer Nervenfaser vermindern, und zwar geschieht das durch den Reiz selbst. Wenn eine Sehnervenfaser längere Zeit einem Lichtreize ausgesetzt wird, so vermindert sich Stufe um Stufe ihre Reizbarkeit, bis dieselbe endlich ganz verschwindet. Man nennt diesen Zustand Ermüdung und verbindet mit dem Begriff Ermüdung einer Young'schen Faser die Vorstellung, daß eine ermüdete Faser ganz oder theilweise die Fähigkeit verloren hat, den auf sie kommenden Lichtreiz in das Gehirn zu leiten. Wenn nun nach Ermüdung einer Faser ein neuer Lichtreiz auf die Netzhaut ausgeübt wird, so müssen in der neuen Lichtempfindung die Farben fehlen oder geschwächt sein, die in der vorherigen Lichtempfindung enthalten waren und die den Zustand der Ermüdung geschaffen haben; es muß daher die neue Lichtempfindung zu der vorhergehenden in einem gewissen Gegensatze stehen, wodurch sich der Name Contrast erklärt, den man für die hierher gehörigen Erscheinungen eingeführt hat. Chevreul unterscheidet den successiven oder nachfolgenden Contrast von dem simultanen oder gleichzeitigen Contrast. Der erste bezeichnet die Veränderung, welche eine nachfolgende Farbe oder Helligkeit durch die Wirkung einer vorausgehenden auf dieselbe Stelle der Netzhaut erfährt; der letztere dagegen umfaßt die Veränderung, welche gleichzeitig

gesehene Farben und Helligkeiten durch dieses gleichzeitige Sehen aufeinander ausüben. Am besten wird das Verständniß dieser Erscheinungen durch Beispiele befördert. Man betrachte ein kleines schwarzes oder graues Quadrat auf weißem Grunde einige Minuten und richte dann den Blick auf andere Gegenstände, z. B. auf eine leere Wand oder den hellen Himmel, so wird man dort ein weißes Quadrat auf schwarzem Grunde sehen. Die Netzhautstelle, welche von dem weißen Grunde getroffen war, ist nämlich mehr ermüdet als die, auf welcher sich das dunkle Quadrat abbildete; die letzte Stelle ist daher einem neuen Reize gegenüber empfindlicher als die erste, welche ermüdet genannt werden kann. Wenn man daher das Auge auf einen Gegenstand richtet, von dem man weißes Licht empfängt, so wird die letzte, die Quadratstelle, dasselbe stärker empfinden als die erste, die Grundstelle; daher folgt ein weißes Quadrat auf dunkelm Grunde. Es ist übrigens nicht nöthig, das Auge auf einen anderen hellen Gegenstand zu richten; man kann sogar die Augen schließen und gewinnt dadurch den Vortheil, nicht durch andere Dinge gestört zu werden. So viel neues Licht, als zur Wahrnehmung des Contrastes nöthig ist, dringt bei Tageslicht auch durch die geschlossenen Lider; ja das innere Leben, das Kreisen des Blutes, das Ernähren im Auge bringt ein eigenthümliches, schwaches Eigenlicht des Auges hervor, das man mit geschlossenem Auge wahrnehmen kann und welches in manchen Fällen zur Beobachtung der Contrastwirkungen ausreicht. Liegt man z. B. träumerisch auf einem Sopha, und starrt gedankenversunken längere Zeit auf einen schwarzen Kupferstich auf weißem Papier in schwarzem Rahmen, und schließt dann die Augen, so sieht man im dunkeln Gesichtsfelde ein dunkles Blatt mit weißem Bilde und weißem Rahmen. Das wenige weiße Licht, was durch die Lider eindringt, oder was man durch leichtes Blinzeln einläßt, reicht zur Erzeugung dieser Contrastwirkung, die man negatives Nachbild nennt, vollkommen aus. Die vorher von starkem Lichte getroffenen Stellen empfinden dieses schwache Licht gar nicht, erzeugen daher eine dunkle Wirkung, während die vorher dem dunkeln Gegenstande entsprechenden Netzhautstellen wegen Nichtermüdung besonders empfindlich sind. Es ist leicht ersichtlich, daß man dieses negative Nachbild unter diesen Umständen sogar deutlicher wahrnimmt, als wenn man auf eine helle Wand sieht. Ein solches schwarzweißes Nachbild vergeht allmälig, aber nicht durch Zusammenfließen des Schwarz und Weiß in ein allgemeines Grau, sondern es läuft verschiedenfarbige Stufen durch, eine Erscheinung, die man das farbige Abklingen der Nachbilder nennt. Sie beruht darauf, daß die Wirkung der verschiedenen Farben eine verschieden starke und daher verschieden lang dauernde ist; es verschwinden demnach in dem Weiß die verschiedenen Farbenbestandtheile nach verschiedener Zeit, wodurch farbige Nachbilder zurückbleiben müssen. — Die geringere Empfindlichkeit schon gereizter Netzhautstellen zeigt besonders deutlich folgender Versuch. Man legt ein schwarzes Quadrat auf grauen Grund, betrachtet es eine Zeit lang und zieht es dann weg; man sieht alsdann ein hellgraues Quadrat auf dunkelgrauem Grunde. Dies beweist, daß die geschonte Stelle das Grau heller sieht als die schon vorher von dem Grau gereizten Stellen; das Grau wurde durch das Betrachten dunkler und erscheint nur an der Stelle in seiner wahren Helligkeit, wo es eine unermüdete Netzhautstelle trifft. Wir müssen hieraus schließen, daß immer der erste Eindruck der wahrste und schönste ist: denn bei längerem Wirken desselben ermüden die Nerven und empfinden den Eindruck in geringerem Maße. Betrachtet man daher längere Zeit Stoffe von derselben Farbe, so muß man manchmal ausruhen, wenn man ein richtiges Urtheil fällen will.

Besonders wichtig sind die farbigen Contraste. Man legt z. B. ein rothes Quadrat auf grauen Grund, betrachtet es längere Zeit und zieht es dann weg, so sieht man ein blaugrünes Quadrat auf demselben oder einem anderen, halbhellen Grunde. Denn durch das längere Fixiren des rothen Quadrates werden die rothen Nervenfasern an der betreffenden Netzhautstelle unempfindlich; trifft dann auf dieselbe Stelle ein neuer, weißer Lichtreiz, so können nur die grünen und die violetten Fasern diesen Reiz empfinden; es erübrigt daher ein blaugrüner Eindruck an den getroffenen Netzhautstellen, d. i. ein blaugrünes Quadrat. Ueberhaupt sind die negativen

Nachbilder farbiger Objecte immer von complementärer Farbe, ein gelbes Quadrat hat ein indigblaues Nachbild und umgekehrt, ein violettes Quadrat ein grüngelbes Nachbild und umgekehrt, ein cyanblaues Quadrat ein orangefarbiges Nachbild und umgekehrt. Das blaugrüne Nachbild von Roth hat man oft Gelegenheit, in belästigender Weise zu sehen, wenn man zu tief in die untergehende Sonne schaut. Man wird dann, wohin man auch blickt, von dem mißfarbigen Nachbilde verfolgt, das allmälig erst durch allerlei Farben hindurch abklingt. Die Studien der Nachbilder, wie der subjectiven Farben überhaupt, sind mit großer Vorsicht und langen Unterbrechungen zu treiben; denn sie sind den Augen sehr schädlich, sie werden erst recht schön und deutlich, wenn die Augen schon zu leiden beginnen, sind daher dann sehr verlockend, aber gerade um so gefährlicher. Zwei Physiker haben dies zu ihrem großen Schaden erfahren; der berühmte Plateau in Gent, der uns die Nachahmung der Entstehung des Sonnensystems gelehrt hat, ist für immer blind geworden, und der nicht minder verdienstvolle Fechner in Dresden mußte sich fünf Jahre lang in einem dunkeln Zimmer begraben, um nicht dem gleichen Schicksal zu verfallen, hat aber in der langen traurigen Abgeschlossenheit von der Welt des realen äußeren Seins sich so sehr der inneren Welt hingegeben, daß er nach seiner Genesung für die exacte Forschung abgestorben war. Ritter sah in die Sonne selbst, indem er die beiden Augenlider künstlich aufsperrte. Noch nach 24 Tagen hatte er eine Stelle im Auge, auf der alles Gelbe, Rothe und Schwarze himmelblau, alles Blaue und Weiße gelblich erschien; im Anfange erschien ihm sogar Feuer und die Flamme des Lichtes blau, und erst nach vielen Wochen verlor sich die Nervenermüdung gänzlich.

Daß ein Farbeneindruck allmälig an Intensität abnimmt, zeigt besonders schön folgender Versuch: Man legt ein schwarzes Quadrat auf ein farbiges Feld und zieht dann, ohne das Auge von der Stelle zu verwenden, das schwarze Quadrat weg. Obwohl der Grund unter dem schwarzen Quadrat derselbe ist wie in dem übrigen farbigen Felde, so sieht man doch an der Stelle des weggezogenen Quadrates ein helleres und gesättigteres Quadrat, allerdings von der Farbe des Grundes, aber reiner, schöner und heller. Die Stelle der Netzhaut nämlich, welche auf das dunkle Quadrat gerichtet war, ist unermüdet, die übrige Partie ist durch das Anschauen des übrigen farbigen Feldes für dieselbe weniger empfindlich geworden, und empfindet daher die Farbe schwächer als die unermüdete Stelle. Aus diesem Grunde verliert jede Farbe bei längerem Anschauen ihre Sättigung; ja sie erscheint sogar allmälig graulich, weil bei der Ermüdung einer Nervenfaser die schwache Wirkung auf die zwei anderen allmälig zur Geltung kommt; diese vereinigt sich mit der Wirkung auf die erste Faser zu Weiß, das wegen des geringeren Reizes überhaupt lichtschwach ist und sich daher dem Grau nähert.

Das farbige Nachbild kann uns sogar eine Farbe zeigen, die noch gesättigter ist als die homogenen, die Spectralfarben, obwohl dies unmöglich scheint, da doch die Spectralfarben die gesättigsten von allen sind. Es erklärt sich dies wieder nach Helmholtz durch die Young'sche Farbenperceptionstheorie. Durch jede Spectralfarbe wird nach dieser Theorie nicht blos eine Faser vorwiegend, sondern auch schwach die beiden anderen gereizt. Dieser schwache Reiz der beiden anderen Fasern vereinigt sich mit einem ebenso großen Theile des Reizes der ersten Faser zu Weiß; daher hat jede Spectralfarbe eine Spur von Weiß in sich. Diese aber verschwindet bei dem Nachbildversuch. Derselbe besteht nämlich darin, daß man auf einen homogen spectralfarbigen Grund ein Quadrat von der complementären Farbe, also auf rothen Grund z. B. ein blaugrünes Quadrat legt. Das blaugrüne Quadrat ermüdet dann die violetten und grünen Fasern der getroffenen Netzhautstelle; wird nun das Quadrat bei fixirtem Blicke weggezogen, so empfindet diese Netzhautstelle an der früher bedeckten Partie des Grundes kein Blau und kein Violett, sieht daher das Roth an dieser Stelle reiner als das übrige spectrale Roth des Grundes.

Der soeben besprochene successive oder nachfolgende Contrast kommt auch zur Wirkung in vielen Fällen, die man gewöhnlich zu dem gleichzeitigen Contraste rechnet. Denn das Auge besitzt durch seine sechs Muskeln in seinem kugelförmigen

Gehäuse eine ganz ungewöhnliche Beweglichkeit; und da das Fixiren von Gegenständen die Nerven ermüdet und daher die Schärfe des Blickes vermindert, so haben wir uns unbewußt angewöhnt, den Blick immer wandern oder herumschweifen zu lassen, um das Bild immer auf neue, ungereizte Stellen der Netzhaut zu bringen. Legt man daher auf einen großen rothen Papierbogen einen weißen, grauen oder schwarzen Kreis, so erscheint dieser bald wie mit einem blaugrünen Schleier überzogen. Denn durch das Wandern des Blickes wird die ganze Netzhaut für Roth ermüdet; die Stellen der Netzhaut, auf welche das Bild des Kreises fällt, können daher in dem Weiß desselben das Roth nicht mehr empfinden, sondern nur das, was nach Abzug des Roth in dem Weiß übrig bleibt, also das complementäre Blaugrün. Ebenso sieht man eine helle Stelle in jedem anderen farbigen Grunde immer mit einem Hauch der complementären Farbe überzogen, also auf orangefarbigem Grunde mit Cyanblau, auf gelbem Grunde mit Indigblau, auf violettem Grunde mit Grüngelb. Diese Eigenthümlichkeit haben aber nicht blos helle, ganz weiße Stellen, sondern auch, und sogar noch leichter, graue und schwarze Stellen; denn Grau enthält Weiß, und Schwarz reflectirt auch noch Weiß genug, um von dem Auge empfunden werden zu können; außerdem fesseln aber Grau und Schwarz den Blick viel weniger als Weiß, sind also dem Wandern des Blickes über den ganzen Farbengrund und dadurch dem Ermüden des Auges viel günstiger als ein rein weißer Fleck. So erklärt es sich denn, warum feine schwarze Muster auf farbigem Stoffe nicht schwarz, sondern farbig erscheinen, und zwar, daß sie mit der complementären Farbe des Grundes auftreten; es ist hieraus auch erklärlich, daß Chevreul mit dem Zudecken des Grundes die Ursache dieser Farben beseitigte und daher das Schwarz wieder rein zeigen konnte. Auch ist bei der Anwendung von weißen Stellen die Contrastwirkung nach Aubert in Breslau nicht immer dem Grunde complementär. Ist z. B. der Grund gelb, so ist ein heller Kreis nicht mit dem complementären Blau überhaucht, sondern mit Violett; ebenso ein weißer Kreis auf blauem Grunde nicht gelb, sondern orange. Dies erklärt sich nach Aubert dadurch, daß unser Sonnentageslicht nicht weiß ist, wie wir wegen der allgemeinen Verbreitung desselben glauben, sondern roth. Auf einem weißen Kreise mischt sich daher dem complementären Anhauch noch das Roth des Tageslichtes bei; wenn der Anhauch selbst Roth ist, so ist natürlich nichts davon merkbar; ebenso wenig, wenn er von einem rothen Grunde herrührt, also blaugrün ist. Ein weißer Kreis auf rothem oder blaugrünem Grunde erscheint daher mit einem genau complementären Anhauche überzogen; dagegen auf Gelb erscheint er nicht genau complementär indigblau, sondern wegen des zugemischten rothen Tageslichtes etwas violett; ebenso geht der Anhauch eines weißen Kreises auf blauem Grunde, der ursprünglich gelb sein sollte, durch Roth des Tageslichtes etwas ins Orangefarbige über.

Dieser successiv-simultane oder scheinbar gleichzeitige Contrast zeigt sich auch bei Farben auf und neben anderen Farben; denn jede Farbe reflectirt außer ihrem farbigen auch weißes Licht; und ist das Auge für einen Bestandtheil dieses weißen Lichtes ermüdet, so empfindet es nur noch den anderen complementären Bestandtheil desselben; es empfindet also eine Farbe, welche sich mit der Farbe des betreffenden, ins Auge gefaßten Feldes vermischt und dieselbe daher verändert. Liegt z. B. auf einem großen gelben Felde ein rothes Papierchen, so sieht das Auge von dem weißen Lichte, welches von dem rothen Papierchen noch besonders reflectirt wird, den gelben Bestandtheil nicht, sondern nur das complementäre Blau, das sich mit dem Roth zu Violett mischt; das rothe Papierchen sieht daher violett aus. Zwei Farben haben also den Einfluß aufeinander, daß durch die eine immer der anderen die complementäre der ersten zugemischt wird. Wenn eine Dame längere Zeit einen gelben Stoff betrachtet hat, so wird ihr Auge unempfindlich für das Gelb. Betrachtet sie daher gleich nachher einen orangefarbigen Stoff, so sieht sie in dem offenbar auch dort vorhandenen weißen Lichte das Gelb nicht mehr, sondern das complementäre Indig, das sich mit dem Orange zur Amaranthfarbe verbindet. Hat sie aber die Augen ein wenig erholt, so wird sie das Orange wieder vollkommen rein erblicken.

Nicht bloß auf einander liegende Farben, sondern auch neben einander liegende Farben und Helligkeiten wirken auf einander. Ein gelber und ein rother Streifen verändern sich in der Weise, daß der gelbe mehr grünlich aussieht, weil sich ihm das complementäre Blaugrün des Roth beimengt, und daß der rothe mehr purpurn aussieht, weil sich ihm das complementäre Violett des Gelb zumischt. Ebenso erscheint mäßig Hell oder Grau neben Dunkel heller, weil beim Wandern des Blickes auf das Grau weniger müde Netzhautstellen gelangen; dagegen erscheint Grau neben Weiß dunkler, weil beim Wandern des Blickes ermüdete Netzhautstellen von dem Grau getroffen werden, welche dessen hellen Bestandtheil weniger stark zu würdigen vermögen.

Alle die genannten Contrasterscheinungen treten auch bei dem wahrhaft simultanen Contrast, bei dem gleichzeitigen Fixiren zweier Farben oder Helligkeiten neben einander, auf; auch hier bringt jede Farbe oder Helligkeit der benachbarten einen Schleier von der complementären Farbe bei. Fixirt man ein graues Schnitzelchen auf rothem Grunde, so erscheint es blaugrün angehaucht. Diese Wirkung ist aber nach Helmholtz nicht ein Product der Empfindung, sondern des Urtheils. Jeder Eindruck auf unsere Nerven wird nämlich nur im ersten Momente in seiner vollkommenen Wahrheit erfaßt; bei längerer Dauer des Eindrucks sinkt seine Wirkung immer mehr herab und wird endlich zu der Neutralität. Folgt nun plötzlich der wirkliche Eindruck dieser Neutralität, so schlägt derselbe in die entgegengesetzte Wirkung um. In raschem Fahren entfernen wir uns beim Rückwärtsblicken von den Gegenständen; bei längerer Andauer dieses Eindrucks gewinnt allmälig das Entfernen für uns den Charakter des Stehenbleibens. Halten wir nun plötzlich still, so scheinen dieselben Gegenstände sich uns zu nähern, die sich vorher von uns entfernt haben. — Parallele Linien erscheinen uns zusammenlaufend, wenn sie von mehreren auseinanderlaufenden Linien geschnitten werden, und divergent, wenn sie von convergenten Linien geschnitten werden. Ebenso erscheint uns eine Farbe, die wir längere Zeit fixiren, immer weißlicher, besonders wenn dieselbe das ganze oder den größten Theil des Gesichtsfeldes ausfüllt; denn wir sind gewöhnt, das hellste und verbreitetste Licht weiß zu nennen. Betrachten wir eine Gegend durch ein rothes Glas, so ist anfänglich alles Weiße roth und wir freuen uns des feurigen Scheins. Schon nach wenigen Augenblicken aber verblaßt der letztere, und wir müssen uns Mühe geben, das Roth zu sehen; nach Minuten gelingt es uns nicht mehr, Alles, was uns früher weiß erschien, erscheint uns jetzt ebenfalls weiß. Darum ist es auch durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Aubert in Breslau Recht hat mit seiner Behauptung, das weiße Tageslicht sei gar nicht weiß, sondern roth. Sehen wir nun in einem solchen wirklich farbigen, aber scheinbar weißen Gesichtsfelde eine wirklich weiße Stelle, so erscheint uns dieselbe ebenso von dem scheinbaren Weiß verschieden, wie das wirkliche Weiß von der Farbe des farbigen Feldes. Diese Differenz ist aber das complementäre Licht. Folglich erscheint auch im simultanen Contrast, d. i. beim Fixiren, Weiß, also auch Grau und Schwarz in farbigem Felde mit dem complementären Schleier überzogen.

Grundsätze der einstigen Farbenharmonielehre.

Dieses sind die optischen Grunderscheinungen, aus denen sich wohl bald eine gediegene Farbenharmonielehre entwickeln mag. Anfänge dazu sind wohl vorhanden. So ist z. B. das bestimmteste Element einer Farbenharmonie die Consonanz der complementären Farben.

Die complementären Farben bilden die vollkommenste Farbenconsonanz, die befriedigendste Verbindung zweier Farben. Denn eine jede Farbe eines solchen Paares haucht die andere durch Contrast mit ihrem eigenen Tone an; jede Farbe erzeugt sowohl bei wanderndem, wie bei fixirtem Blicke ihre complementäre, also die andere. Es wird folglich jede Farbe durch die andere verstärkt, ihre Sättigung wird größer, ihr Teint feuriger, ihr Ton wird nicht verändert, während bei jedem anderen Farbenpaare der Ton durch Zumischung der complementären Farbe verändert, die Sättigung durch das beigemischte Weiß vermin-

dert und dadurch der Glanz des Paares herabgestimmt wird. Dies bezeugt auch der Anblick wahrhaft und genau complementärer Farben, wie man sie durch Brücke's Schistoskop oder mittelst eines andern Polarisationsapparates erhält; es läßt sich kaum ein angenehmerer Anblick denken, als die Verbindung von complementären Farben, die man durch das Schistoskop in größter Mannigfaltigkeit erzeugen kann. Man könnte Jedem, der in Farbenverbindungen zu arbeiten hat, nur rathen, sich einen solchen Apparat anzuschaffen, da in demselben durch die Gesetze der Natur sofort zu jeder Farbe die complementäre erzeugt wird, d. i. diejenige, welche am schönsten zu der ersten steht. Daß wirklich zwei complementäre Farben die vollkommenste Farbenconsonanz bilden, zeigt uns die allgemeine Anerkennung ihres Auftretens als Product eines guten Geschmacks. Ich will nicht von dem blauen Frack und der gelben Weste der Wertherzeit sprechen, die mit ihrer melancholisch-complementären Schönheit manches Herz entzündet, auch nicht davon, daß ein antiquirter schwarzer Frack neben neuen schwarzen Inexpressibles in traurigster Weise abfällt, aber durch complementäre weiße Beinkleider zu neuem Glanze aufersteht, — sondern ich will nur an den Anblick einer echten Blondine erinnern, welche es wohl weiß, daß zu dem weißlichen, gebrochenen Orange, das den Grundzug ihrer Haar- und Hautfärbung ausmacht, ein helles, complementäres Blau die schönste Harmonie bildet, während die Brünette, welche ohnedies schon dunkel orangefarbig ist, durch blaue Kleidung dieses Orange, dieses Brünett noch verdunkeln würde und es daher sicher meidet. Außer diesem ersten Grundgesetze könnte man höchstens noch das als zweites aufstellen, daß jede Farbe durch Zumischung von Grau oder durch Unterbrechung mittelst Grau gehoben wird; denn Grau nimmt, da es lichtschwaches Weiß ist, alle drei Fasern in gleicher, aber schwacher Weise in Anspruch, wodurch alle drei in gleicher Weise und leicht empfänglich und reizbar sind. Das ist gewiß eine der Ursachen, durch welche unser von der Gedanken Blässe angebleichtes Zeitalter das Grau so zur Herrschaft gelangen ließ. Unser geringer Gesichtsfarbenbesitz wird neben Grau etwas gehoben und bereichert, und da wir starke Farben nicht lieben, so mischen wir den schwachen viel Grau unter, wodurch auch die schwache Farbe zu anmuthiger Wirkung kommt. Mögen indeß die gesättigten Farben bald die gebrochenen Graus verdrängen, und möge eine erweiterte Farbenharmonie bald den Farben die Herrschaft verleihen, deren Glanz in Uebereinstimmung steht mit der neuen Stellung unserer Nation. Wie sie hervorstieg aus dem Nebelgrau gleichgültiger Zeiten zu kaum geahnter Macht und Herrlichkeit, so mögen auch glühende und lebhafte Farben mit ihrem Sonnenglanze das Grau in den Plunder der Jahrhunderte verscheuchen.

Der Milchkaffee,

eine arabische Erfindung.

Von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Unsre Kaffeeschwestern werden eine rechte Freude haben, wenn ich ihnen eine Entdeckung mittheile, welche ich im letzten Winter in Südarabien machte, die nämlich, daß der so vielgeschmähte Milchkaffee durchaus keine nordländische Verwässerung des edlen Bohnenabsuds, sondern eine echt arabische Erfindung ist. Die Italiener und die meisten Südländer, ebenso die Türken und Nordaraber trinken den Kaffee nur schwarz und aus diesen Ländern ist bis zu uns das Vorurtheil gedrungen, daß dies die einzig richtige Art des Kaffeegenusses sei. Ja, ich habe schon Leute, wenn sie die Milch zurückwiesen, sich auf das Beispiel der Araber berufen hören, die als im Kaffeelande lebend, es doch besser verstehen müßten, indem sie den Kaffee schwarz tränken. Aber wirklich können diese Verschmäher des Milchkaffees sich nur auf solche Araber berufen, die außerhalb des Kaffeelandes leben, denen der Kaffee also ebensogut etwas Fremdländisches ist als uns. Sie hätten mit demselben Recht die Franzosen als Beispiel anführen und behaupten können, daß

„Wahre" sei, den Kaffee mit Cognac zu trinken.

Die Art, wie ein Getränk da, wo es wirklich einheimisch und landesüblich ist, genossen wird, kann wohl im Allgemeinen als die zweckmäßigste angesehen werden, zweckmäßig natürlich nur für die, deren klimatische Zustände ähnliche sind. Durch die klimatischen Zustände wird auch in Arabien der Gebrauch der verschiedenen Producte der Kaffeepflanze ausschließlich geregelt. Im heißen Tiefland trinkt man dort überhaupt nicht das, was wir Kaffee nennen, d. h. den Absud der Bohnen, sondern ein leichteres Getränk, Gischer genannt, welches aus den Hülsen, die die Kaffeebohnen einschließen, gebraut wird. Der Gischer hat ganz dasselbe Arom wie der Kaffee, ohne dessen aufregende Eigenschaften zu besitzen. Er wäre somit das beste Surrogat für jenen und gewiß unserem Cichorien-, Eichel- und Feigenkaffee vorzuziehen. Aber er scheint durch den Transport zu verlieren.

Im Hochlande von Südarabien dagegen, wo es im Winter sehr kalt ist, trinkt man den wirklichen Kaffee, doch auch hier empfindet man, ebenso wie bei uns, das Bedürfniß, seine aufregende Kraft durch Beimischung eines andern Getränkes zu mildern, und dazu wählt man die Milch. Dies ist so allgemein, daß die Leute den schwarzen Kaffee gar nicht anrühren wollen, wenn er ihnen außerhalb ihres Vaterlandes zufällig angeboten wird.

Ich hatte einst in Aden zwei Bergbeduinen aus Jafia zum Besuch und glaubte, sie der nordarabischen Sitte gemäß mit Kaffee tractiren zu müssen. Natürlich bot ich ihnen das Getränk schwarz, während ich mich selbst des mit Milch gemischten bediente. Nun bekam ich die charakteristische Bemerkung zu hören, warum ich ihnen denn den Kaffee nach europäischer Weise vorsetze, während ich mich selbst doch der arabischen bediene? Ihr Erstaunen war groß, als ich ihnen sagte, daß man in meinem Vaterlande den Kaffee vorzugsweise mit Milch, und nur einige „starke Geister," die sich einbildeten, Kenner zu sein, ihn schwarz tränken. „Dann macht ihr es ja wie die echten Araber," sagten meine Besucher. Das können wir unsern deutschen Kaffeetrinkern auch sagen, daß sie, wenn sie Milchkaffee trinken, etwas echt Arabisches und etwas durchaus Zweckmäßiges thun.

Es ist nun freilich nicht wahrscheinlich, daß die Sitte des Milchkaffees vom arabischen Kaffeelande bis zu uns gewandert sei, denn die meisten dazwischen liegenden Völker trinken ihn schwarz. Die arabische Sitte ist uralt, die unsere verhältnißmäßig neu. Aber beide sind ganz aus demselben Bedürfniß entstanden. Dieses gründet sich nicht nur auf hygienische, sondern auch auf geschmackliche Ursachen. Daß der Milchkaffee besser schmecke als das schwarze Getränk, werden die wenigsten Deutschen leugnen. Freilich die Deutschen sind nicht Kenner, so sagen Italiener, Franzosen, Türken u. s. w. Aber daß die Bewohner des ältesten Kaffeelandes (Abessinien ausgenommen), daß die südarabischen Beduinen behaupten, die Milchbeimischung bringe das Arom des Kaffees erst recht zur Geltung, wie ich es aus ihrem Munde hörte, dagegen kann der Einwurf der Nichtkennerschaft gewiß nicht gelten. Die deutschen Hausfrauen also werden in Zukunft sich auf eine durchaus competente Kennerschaft berufen können, wenn sie den Milchkaffee für gesünder und wohlschmeckender halten als das schwarze Getränk.

Ausflüge in Warwickshire.

Warwickshire, in Folge seiner centralen Lage das „Herz von England" benannt, ward früher in „The Felden" oder das offene Land und „The Arden" oder die Waldungen eingetheilt. Die Zunahme der Bevölkerung und die Entwicklung der Industrie haben dieser Eintheilung ein Ende gebracht und die populäre Bezeichnung des Nordens ist jetzt: „The black country" (das schwarze Land). Dieser Name rührt von den reichen Kohlenfeldern her, welche sich hier befinden und von denen eines sich von der Nähe von Coventry im östlichen Theil bis westlich von Birmingham im Westen, mit einer Ausdehnung von 16

Meilen Länge und drei Meilen Breite, zieht.

Bevor wir die Hauptstadt des Cantons, Warwick selbst, besichtigen, zieht es uns nach Stratfort-on-Avon, wo Shakspeare's Grab und Wiege zu sehen sind. Die Entfernung ist nur acht Meilen oder drei und eine halbe Stunde zu Fuß; für diejenigen, welche Wagen vorziehen, sind dergleichen im Gasthaus zum schwarzen Ochsen, unweit dem Südwestthor der Stadt Warwick, zu finden.

ten und stets mit drei oder vier Fuß hohen dichten Hecken umgeben. Am Ufer des Avon, den man gelegentlich durch die Bäume sieht, wie er durch die Niederung schlängelt, liegen viele Wiesen und eine Anzahl Mühlen, und mit der niederen Jagd muß es gut bestellt sein, denn wir sahen überall Hasen, an mehreren Stellen bemerkten wir Hügelseiten, selbst ganz dicht an der Straße, von Kaninchen wie eine Honigscheibe durchlöchert und in einem einzigen Felde zählten wir drei Völker Rebhühner,



Shakespeare's Geburtshaus in seinem jetzigen Zustande.

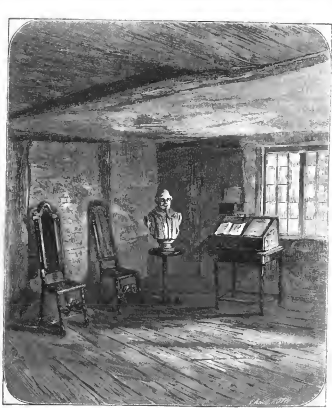
Der Charakter der Gegend um Warwick trägt jenes „altenglische" Gepräge, welches man durch die verschiedenen Schilderungen empfangen haben mag, ehe man das Land gesehen. Hie und da ein kleinerer oder größerer Landsitz mit einem entsprechenden Park, meist voll schöner Bäume und mit etwas Wild. Die Felder, meist von mäßiger Größe, gruppiren sich theils um diese größeren Besitzthümer, theils um einzelne oder in Gruppen liegende Bauernhäuser. Viele von diesen sind mehrere hundert Jahre alt, wenige ganz neu. Die Felder sind vortrefflich gehal-

zusammen über fünfzig Stück. Gegen Stratford nähern sich die Hügel dem Fluß und bilden ein breites Thal.

Stratford macht keinen imposanten Eindruck. Es ist ein Städtchen mit zwischen drei und viertausend Einwohnern, wenige Häuser sind sehr alt, nur einige Gruppen derselben neu, und die meisten ohne charakteristische Formen. Eine Eisenbahn verbindet es jetzt mit der Oxford-, Worcester- und Wolverhampton-Linie, allein der Betrieb ist allem Anschein nach nicht sehr rege.

Die Schritte von neun Besuchern unter

zehn wenden sich ohne Zweifel sogleich Shakespeare's Geburtshaus zu, welches in Henley-Straße gegenüber vom Gasthaus zum weißen Löwen zu finden ist. Das kleine, alte Gebäude ist durch Niederreißen der umgebenden Häuser isolirt und mit einem Garten umgeben worden, allein durch eine durchgehende Restauration hat es sehr an Charakter verloren. Shakespeare's Vater war ein Mann von Ansehen, High-Sheriff und Friedensrichter für das Städtchen; er besaß Vermögen und deshalb sollte man annehmen, daß seine Wohnung um jene Zeit eines der vornehmsten Gebäude bildete, später aber erlittt es mancherlei Veränderungen, ward getheilt und eine Hälfte war 1642 als Maidenhead Inn bekannt, das Gasthaus, welches später „Swan" und noch später „Swan and Maidenhead" umgetauft ward. Die andere Hälfte ward von einem Fleischer bewohnt, der im unteren Stockwerk seinen Laden hatte. In diese Hälfte legt die Ueberlieferung die Geburt Shakespeare's. Vom Vater ging der Besitz des Eigenthumes auf den Dichter über, der dasselbe seiner ältesten, geliebten Tochter Susanna Hall vermachte, mit der Bedingung, die Nutznießung während Lebenszeit an Joan Hart, seine Schwester zu überlassen. Als mit Susanna's Tochter, Lady Barnard, die ganze Linie Shakespeare's erlosch, vererbte sich der Besitz auf die Familie Hart, die denselben 1806 an Thomas Court, Wirth der „Maidenhead," verkaufte. 1847 kaufte der Shakespeare-Club das Gebäude für 3000 Pfund Sterling und seit jener Zeit ist es Eigenthum der britischen Nation geblieben.



Shakespeare's Geburtszimmer in seinem jetzigen Zustande.

Das vordere Zimmer im unteren Stock-

werk, sowie ein dahinter liegendes kleineres, bieten keinen Anziehungspunkt. Dies war der alte Fleischerladen, mit einem sehr großen Kamin und Fußboden aus zerbrochenen Steinplatten, und ohne sich lange aufzuhalten steigt man eine enge Holztreppe hinauf, nach dem Geburtszimmer Shakespeare's. Dies ist etwas besser gehalten, und Architektur des Kamins, sowie der Decke sind älter als die Periode Elisabeth's. Eine Büste Shakespeare's steht in der Ecke nächst dem Fenster und ein Subscriptionsbuch für Beiträge zur Erhaltung des Hauses liegt auf dem Tische. Die Meubel sind alt, gehören aber einer späteren Epoche an als Shakespeare's Zeit. Wahrscheinlich waren vordem die Wände mit Stoffen behangen, jetzt besteht ihre Oberfläche aus Mörtel mit unzähligen Namen vollständig bedeckt. Einer über dem andern, die neueren die älteren verlöschend. Vergebens suchten wir hier nach den Zeilen, die im October 1821 Washington Irving bei seinem zweiten Besuche an die Wand schrieb:

„Des großen Shakespeare's Wiegenstätte seh'n wir hier,
Doch wo er starb, vergebens suchen wir.
Vergebens ist das Suchen, unsterblich ist er
Und für Unsterbliche besteht der Tod nicht mehr."

Sie sind verlöscht von neuen Namen und Schriftzügen, manche davon einen Finger lang, und man wird hier wie an ähnlichen Orten an Ecclesiastes I, 15. erinnert: „Die Zahl der Narren ist ohne Ende."

Hinter diesem Zimmer befinden sich verschiedene Schlafzimmer und eine enge Treppe führt auf den dunkeln Dachboden. Romantiker fänden hier ein dankbares Terrain, um sich den Knaben Shakespeare vorzumalen, wie er in den dunkeln engen Räumen nach Gespenstern suchte, oder, in einem düsteren Winkel kauernd, über die Thaten der grimmen Recken der Vorzeit nachdachte. Vielleicht that er aber von alle dem gar nichts. Glaubt man einigen seiner Geschichtschreiber, so war er ein junger, wilder Bursche, der sich schon bei Zeiten mit etwas Wilddieberei beschäftigte und dadurch den Zorn Sir Thomas Lucy's auf sich zog, und in dessen frühster Jugend Liebesabenteuer unzweifelhaft eine gewisse Rolle spielten, denn wir finden, daß er als achtzehnjähriger Jüngling eine ländliche Schönheit, Namens Anna Hathaway, welche acht Jahre älter war als er, heirathete.

Man wird vielleicht wohl daran thun, die kleine Strecke von einer halben Meile westlich von der Stadt zurückzulegen und das Hathaway-Haus zu besuchen, von wo Frau Shakespeare herstammt. Dieses Gebäude ist durchaus nicht durch übermäßige Restauration entstellt, in der That, man hat daran nicht mehr Reparaturen vorgenommen, als unumgänglich nöthig waren, um dasselbe am Einfallen zu verhindern. Thüren, Fenster ꝛc. ꝛc. sind alt und schließen so schlecht, daß im großen Kamin der einzige gegen Wind und Wetter geschützte Ort ist. Die Meubel sind fast durchgängig alt, und wahrscheinlich hat Shakespeare auf der neben dem Kamin gemauerten Bank sitzendn seine jugendlichen Liebeslieder oft vorgelesen oder extemporirt.

Von hier ist es eine kurze Strecke nach der Kirche (Stratford Collegiate Church), in welcher der Dichter und seine ganze Nachkommenschaft begraben liegen. Ihre Geschichte erstreckt sich über eine kurze Spanne Zeit. Shakespeare ward am 23. April 1564 geboren, verheirathete sich im November 1582, seine älteste Tochte Susanna ward 1583 geboren, und im nächsten Jahre folgten Zwillinge, ein Sohn und eine Tochter, Hamet und Judith. 1589 finden wir ihn als Mitbesitzer des Blackfriars-Theater, nud 1597 kaufte er einen Grundbesitz in seiner Vaterstadt. Am 23. April 1616 starb er 52 Jahr alt, und ward am 25. April in der Kirche begraben. Sein Sohn Hamet war bereits 1596 gestorben, seine Tochter Susanna heirathete 1607 Dr. Hall, ihr einziges Kind Elisabeth ward Lady Barnard und starb ohne Kinder; Judith, Shakespeare's jüngste Tochter, heirathete Thomas Quincy, einen sehr wohlhabenden Handelsmann. Auch sie starb, ohne Kinder zu hinterlassen.

Die Kirche liegt inmitten eines malerischen Kirchhofes, reich an alten Grabsteinen, umschattet von vielen gewaltigen Bäumen, am Ufer des Avon, ist vollkommen erhalten und die Ausbesserungen sind in gutem Geschmack ausgeführt worden, so daß nur wenig daran erinnert, daß sie später ausgeführt sind als der Hauptbau.

Ebenso anziehend ist das Innere mit seinen schönen Glasfenstern und den zahlreichen Gräbern und Monumenten verschiedener verdienstvoller Personen; der Fremde jedoch hält sich meist nicht lange bei denselben auf, seine Schritte wenden sich dem Altar zu, an dessen linker Seite an der Wand Shakespeare's Monument sichtbar ist, unter dem in einer großen Steintafel des Fußbodens folgende Inschrift zu lesen ist:

„Mein Freund, um Jesus Willen unterlaß,
Den Staub zu rühren, der hier in der Erde ruht,
Gesegnet sei der Mann, der diese Steine schont,
Verflucht sei der, der meine Asche stört."

Der Name Shakespeare's steht nicht auf dem Stein, und selbst die Linien sind augenscheinlich unter seiner Intelligenz, allein wir haben den geschichtlichen Nachweis, daß dies sein Grab sei, in Sir William Dugdale's Antiquities of Warwickshire, 1656 oder vierzig Jahre nach des Dichters Tod veröffentlicht.

Das Monument befindet sich über dem Grabe in der Wand, besteht in einer lebensgroßen Büste unter einem Bogen zwischen zwei korinthischen Säulen von schwarzem Marmor, und stellt eine lebensgroße Halbstatue des Dichters, mit einer Feder in der rechten Hand und die Linke auf einer Papierrolle ruhend, dar. Ueber derselben ist das Wappen Shakespeare's, unterhalb eine lateinische und englische Inschrift, die mit mehr Worten als nöthig ist sagen, daß Shakespeare hier begraben liegt, der am 23. April 1616 im Alter von zweiundfünfzig Jahren starb. Diese Büste ward von Gerard Johnson, nach einer Gipsmaske von der Natur, angefertigt und gilt als die beste Abbildung des Dichters. Dieselbe ward bereits 1623 von Digges in seinen, der ersten Ausgabe von Shakespeare's Werken vorangehenden Versen erwähnt, ist also die älteste bis auf unsere Zeit gelangte Abbildung. Ursprünglich war die Büste gemalt, Gesicht und Hände fleischfarben, Haar und Bart dunkelbraun, die Augen hellbraun, das Wams roth mit einem schwarzen Ueberwurf ohne Aermel, der obere Theil des Kissens, auf dem die Hände ruhen, grün, der untere carmoisin mit goldenen Quasten. Diese Farben wurden bis 1793 bewahrt, dann wurde die Büste auf Anrathen eines Mr. Malone weiß übertüncht, was vielerlei Unwillen verursachte und einen entrüsteten Besucher veranlaßte, in das Fremdenbuch die Verse zu schreiben:

„Fremdling, der dieses Monument betrachtet,
Rufe des Dichters Fluch herab auf den Malone,
Deß Störgeist stets seinen Geschmack verrathend,
Den Grabstein wie die Dichtung so beschmiert."

Im Jahr 1861 ward die weiße Uebertünchung abgekratzt und die früheren Farben wiederhergestellt, so daß die Kunstkenner nach den Principien des Kunstclubs von Flachsenfingen „erst abgekratzt und dann angemalt" ganz zufriedengestellt sein sollten.

An Shakespeare's Seite nächst der nördlichen Wand liegt sein Weib Anna Hathaway, die, wie die Inschrift sagt, am 6. August 1623 im Alter von 67 Jahren starb. An der anderen Seite liegt seine geliebte Tochter Susanne, ihr Gatte Dr. Hall und ihre Tochter Elisabeth, so wie Judith, Shakespeare's jüngste Tochter, somit, mit Ausnahme Hamet's, der sehr jung starb und von dessen Grab uns nichts bekannt ist, die gesammte Nachkommenschaft des Dichters.

Hiermit schließen wir das Andenken Shakespeare's, denn diejenigen, welche New Place aufsuchen, den Ort, wo er in wohlverdienter Ruhe das ruhige Landleben genoß, welches er so meisterlich schildert, und wo er 1616 starb, werden nichts davon finden als die Erde. Der Dichter errichtete hier ein bequemes, geräumiges Wohnhaus, das mit seinem übrigen Vermögen auf Susanna Hall und später auf deren Tochter Lady Barnard überging. Nach deren Tode ward das Grundstück 1675 von Sir Edward Walker verkauft und ging durch Heirathen in die Clopton-Familie über. 1742 bewirthete Sir Hugh Clopton unter den im Garten von Shakespeare selbst gepflanzten Maulbeerbäumen Macklin, Garick und Dr. Delany, und nach seinem Tode 1753 kaufte der Rev. Francis Gastrell das Besitzthum. Diesem fielen die neugierigen Besucher lästig und deshalb begann er damit, 1756 den großen Maulbeerbaum im Garten zu Feuerholz umhauen zu lassen, und als er drei Jahr später nach seiner Ansicht zu hoch mit Armensteuer belegt ward, erklärte er voll Wuth, daß dies nie wiederholt werden sollte, ließ das Grundstück demoliren und

verließ in der Nacht Stratford, gefolgt von der Wuth und den Flüchen seiner Bewohner. 1830 ward in einem Theil des Gartens ein kleines Theater errichtet, in dem jedoch selten gespielt wird.



Shakespeare's Grab.

Im Garten steht heute wiederum ein Maulbeerbaum, an der Stelle des Hauses ein anderes Haus, allein möge sich der Shakespearianer nicht zu allzugroßem Enthusiasmus verleiten lassen, sonst geht es ihm wie Frau Beecher Stowe, die durch den Garten wandelte, zum Andenken einen Zweig vom Maulbeerbaum brach und sich ärgerte, als sie erfuhr, daß, was sie gesehen, modernen Zeiten angehöre, während ihr gemüthlicher Freund, der Quäker Joseph Sturge, dazu lächelte und sagte: „Ich muß gestehen, daß es mir etwas Spaß machte zu sehen, wie unsere Freundin Harriet so eifrig war, Shakespeare's Haus zu sehen, welches nicht sein Haus war, und sich so emsig bemühte, Zweige von dem Maulbeerbaum zu erlangen, der nicht sein Maulbeerbaum war."



Wilibald Alexis.*

Eine Studie

von

Julian Schmidt.

I.

Es scheint mir, daß die nationalen Romane von Wilibald Alexis noch lange nicht die Anerkennung und Verbreitung gefunden haben, die sie verdienen. Zunächst in der Mark Brandenburg müßte nach meinem Gefühl kein mäßiges Bürgerhaus zu finden sein, in dem man sie nicht besäße und sich wiederholt daran erbaute; und da in den letzten Jahren das Ansehen der Mark Brandenburg in unserem lieben deutschen Vaterland gestiegen ist, so könnte schon das Bedürfniß, sich näher mit ihr bekannt zu machen, den Baier, Schwaben, Rheinländer, Niedersachsen u. s. w. bestimmen, sich auf das Studium eines Dichters zu werfen, der es ohnehin reichlich werth ist.

Es giebt in der Welt keine Wirkung ohne Ursache, und wenn es einem bedeutenden Dichter nicht gelingt, sich die Gunst der Menge zu gewinnen, so muß irgend ein innerer Mangel vorhanden sein. Böswillige Kritiker, die man gern anschuldigt, bestimmen niemals den Erfolg im Großen und Ganzen, und es wird selbst einer Coterie nie gelingen, einen Dichter todt zu schweigen, der den Leser zum Interesse zwingt.

Ein solcher Mangel ist auch bei Wilibald Alexis vorhanden, und es scheint mir gerathen, ihn gleich von vorn herein einzugestehen und zu formuliren.

Es fällt zunächst auf, wenn man seine Romane mit W. Scott vergleicht, daß ihnen die Erzählung nicht die Hauptsache ist, daß sie daneben andere Zwecke verfolgen. Was dem Dichter am Herzen liegt, schwillt weit über den Rahmen des Kunstwerks hinaus und beeinträchtigt seine Gliederung, seine Architektur. Ein solches Verfahren rächt sich stets; die höheren Zwecke des Dichters mögen noch so werthvoll sein: der erste Eindruck eines Romans bei Gebildeten wie bei Ungebildeten bestimmt sich stets darnach, ob er gut oder schlecht erzählt ist. Schlecht erzählt ist er aber, wenn das Interesse an dem bestimmten Gegenstand durch allerhand Zwischengedanken verwirrt und gestört wird; wenn die Aufmerksamkeit des Dichters selbst sich zerstreut, wenn er Fäden anknüpft, die zu nichts führen, wenn er eine Spannung anregt, die nicht gelöst wird. Solche Fehler der Composition lassen

* Wilibald Alexis' gesammelte Werke. Berlin, O. Janke.

sich fast in allen Romanen unseres Dichters nachweisen. Der Anfang ist durchweg vortrefflich, oft glänzend, aber gegen das Ende hin erlahmt nicht selten das Interesse, die Erzählung geht nicht mehr aus vollem Athem, es ist kein großer Zug darin, man merkt Mosaikarbeit.

Ein zweiter Fehler liegt in der eigenthümlichen Form seiner Darstellung. Es ist nicht blos sein Talent, sondern seine künstlerische Ueberzeugung, was ihn hindert, einfach und in ruhigem Fluß zu erzählen. Er liebt es, den Leser durch Sprünge zu überraschen, er bricht eine Begebenheit in der Mitte ab, um sie dann an einem Ort, wo man es gar nicht erwarten sollte, wieder aufzunehmen, sie nicht blos weiter zu führen und zu ergänzen, sondern zu berichtigen, als ob man zuerst nur ungenau gesehen hätte. In Augenblicken einer größeren Spannung und Erregung möchte er gern die Phantasie des Lesers zum Nachschaffen anreizen: er erzählt dann undeutlich, fragmentarisch; er giebt blos Andeutungen und erwartet, der Leser werde sie ausfüllen. Alle diese Kunstmittel sind an sich nicht zu tadeln, es können sogar sehr große Wirkungen dadurch hervorgebracht werden: aber einmal darf die epische Form sich ihrer nur sparsam bedienen, weil der Leser sonst ermüdet; dann erfordert es eine stärkere Dichterkraft, welche die Phantasie zwingt. Um aus Fragmenten in der Poesie ein Ganzes zu erzeugen, muß der Dichter ein sehr sicheres Augenmaß und eine starke feste, niemals irrende Hand haben. Mitunter gelingt es Wilibald Alexis vortrefflich; zuweilen aber, wenn er den Sprung macht, hat er die Entfernung nicht richtig abgeschätzt, oder seine Kraft reicht nicht aus, kurz, er muß wieder zurück, der Leser wird verdrießlich und die Wirkung geht verloren. Dazu kommt, daß er zuweilen versucht, in einer anderen als seiner natürlichen Tonlage zu reden. Er versucht (z. B. im „Roland von Berlin,") den Chronikenstil nachzubilden, was, selbst wenn es ihm völlig gelänge, ein verfehltes Unternehmen wäre, weil der Leser des neunzehnten Jahrhunderts mit Recht verlangt, daß der Erzähler sich auf die gleiche Bildungsstufe mit ihm stelle, seine Sprache rede, seine Voraussetzungen theile. Aber es gelingt nie völlig, denn wer will auf die Länge anders denken und darstellen, als es seiner Bildung angemessen ist! Dann fällt plötzlich die Maske, moderne Anschauungen mischen sich in die künstlich gothischen, die Einheit des Tons geht verloren, und der Leser wird wiederum verstimmt. Dagegen beobachtet Wilibald Alexis in den Gesprächen, die er seine Figuren führen läßt, nicht immer das historische Gesetz der Wahrheit. Es wäre thöricht, zu verlangen, daß in einem Roman, der im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert spielt, die Leute in der Sprache dieser Jahrhunderte reden sollten: aber sie dürfen nichts Anderes ausdrücken, als was ihnen der Bildungsgang ihrer Zeit zu denken und empfinden erlaubt. Wilibald Alexis läßt oft seine Helden tiefsinnig werden, und dann reden sie, als ob sie die Hegel'sche Philosophie studirt hätten; sie anticipiren, was kommende Jahrhunderte, durch lange Erfahrung belehrt, über ihre Mission begriffen haben. Das ist nicht blos ein Anachronismus, eine Versündigung an der Geschichte, sondern auch ein Verstoß gegen die Gesetze der Kunst. Denn es beeinträchtigt die Einheit des Tons. Wenn z. B. Kurfürst Joachim die raffinirtesten Speculationen anstellt über die Bedeutung des Menschenlebens im allgemeinen und die Fürsten im besonderen, und gleich darauf an seine Thür mit Kreide angeschrieben wird: „Jochinke, Jochinke, hüthe di! kriegen wi di, dann hangen wi di!" so fällt uns nothgedrungen ein: das ist ja die Sprache, die er versteht, in der er selbst sich ausdrückt, wir versuchen uns seine Speculationen in dieselbe zu übersetzen, und mit der Illusion ist es aus. Gerade bei dem sehr bedeutenden realistischen Talent, welches Wilibald Alexis befähigt, Leute aus den verschiedensten Ständen so reden zu lassen, wie sie in Wirklichkeit reden, oder wenigstens den Schein davon zu erregen, fällt dieser Contrast sehr empfindlich auf: Luise Mühlbach kann ihren Friedrich den Großen so überschwenglich reden lassen, wie sie Lust hat, es fällt nicht auf, denn bei ihr redet kein Mensch so, wie er in in der Wirklichkeit je hätte reden können.

Diese geschichtsphilosophischen Excurse leiden noch an einem andern Mangel: sie sind, wie man sich auszudrücken pflegt, zuweilen zu geistreich. Der Ausdruck wird öfters bemängelt, denn wie in aller Welt könnte man zu viel Geist zeigen! es soll

aber damit nur gesagt werden, daß der Geist nicht zum Körper, d. h., nicht zur Sache gehört. Wirklich große Gedanken krystallisiren sich alle wie das Ei des Columbus: wenn sie einmal ausgesprochen sind, so fragt sich Jeder betroffen: warum ist mir selber das nicht eingefallen? es steckt ja ganz in der Sache. Die geistreiche Manier dagegen, die man tadelt, beruht eben darin, daß zwischen dem Gegenstand und dem Urtheil keine nothwendige innere Beziehung obwaltet; man könnte mitunter das Gegentheil sagen von dem, was man sagt, und doch eine recht feine und artige Wendung finden.

Dieser Fehler geht auch auf die Charakteristik über. Bei einfachen Naturen ist Wilibald Alexis ein ausgezeichneter Charakterzeichner; mit besonderer Vorliebe aber wagt er sich an solche Menschen, deren Leben ein Räthsel ist. Er will die Widersprüche einer groß angelegten Natur nicht sowohl lösen als zeigen, z. B. die Verbindung eines übermächtigen die Seele umfangenden Traumlebens mit einem hellen und großen Verstand, mit einem leidenschaftlichen und unerschütterlichen Willen; die Verbindung einer edlen Ueberzeugung mit einem dämonischen Gelüst des Herzens, das sich nicht unterdrücken läßt: mit einem Wort, das Ineinanderleben des Wahnsinns und des sonnigen Bewußtseins. Ich bin weit entfernt, der Poesie solche Stoffe zu versagen: sie sind vielleicht ihre höchsten — aber auch die schwersten. Dämonische Menschen, Menschen eines ungeheueren Contrastes kann nur derjenige darstellen, in dem selbst der Dämon lebt. W. Alexis, wenn er sich an solche Aufgaben wagt, macht den Eindruck, als traue er seiner Kraft zu viel zu. Aus der ernst genommenen tragischen Aufgabe wird dann mitunter ein tändelndes Spiel, oder es drängen sich wohl gar Reminiscenzen ein, an T. A. Hofmann oder andere Romantiker.

Ich glaube, in diesen drei Punkten die Hauptgebrechen unseres Dichters ziemlich vollständig angedeutet zu haben. Sie machen bei der ersten Lectüre einen ungünstigen Eindruck, bei dem die meisten Leser stehen bleiben. Es ist das aber ein falsches Verfahren. Wenn sie es zum zweiten oder dritten Male versuchen, so werden ihnen mehr und mehr die großen Schönheiten aufgehen, das Unangemessene wird in den Hintergrund treten, und sie werden, wenn auch keinen reinen Eindruck, doch einen überwiegend erfreulichen empfangen. Dieses Schöne aber bei W. Alexis aufzusuchen und sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, dazu ist ein Grund vorhanden, der freilich außerhalb der Aesthetik liegt. Wir besitzen in ihm einen unermeßlichen Schatz geschichtlicher Anschauung, der wenigstens bis jetzt durch nichts Anderes ersetzt werden kann, weder durch Geschichtschreibung noch Dichtung. Wir empfangen durch ihn ein Bild der historischen Zustände und der Entwicklung der Mark Brandenburg und des preußischen Staats überhaupt, das unauslöschlich bleibt, und in der Hauptsache der Wahrheit entspricht. Wer sich von dem Werthe dieser Bilder eine lebhafte Vorstellung machen will, der schlage, nachdem er einen seiner Romane gelesen, die betreffenden Kapitel bei Droysen auf. Ich nenne absichtlich einen unserer ersten Historiker, einen Mann, dessen Reichthum an Geist drei Schriftsteller von gewöhnlichem Schlage vollkommen verforgen könnte, und der noch dazu bei seiner Darstellung durch den Raum wenig eingeschränkt wird. Von ihm empfängt man wohl den Zusammenhang der Thatsachen, ihre tiefere Bedeutung, ihre Stellung im Reich der Gedanken überhaupt; aber man empfängt kein Bild, man sieht nichts vor sich, weder die Menschen noch die Zustände. Bei andern untergeordneten Geschichtschreibern ist in dieser Beziehung die Ausbeute vielleicht größer, desto empfindlicher wird der Mangel an Geist. Wohin man sich umsieht, nirgend findet man etwas, das an die Stelle von Wilibald Alexis treten könnte: denn auch wenn man unmittelbar an die Quellen gehen wollte, so gehört zu ihrem Verständniß eine nachschaffende Phantasie, die nicht Jedem gegeben ist.

Mit dieser nachschaffenden Phantasie, die oft aus ganz fragmentarischen Angaben ein lichtvolles Bild macht, mit diesem unverdrossenen und einsichtsvollen Studium, das auch das Kleinste nicht aus der Acht läßt, verbindet Wilibald Alexis eine Gesinnung, die, durch Verstand und Nachdenken verklärt, ein sicherer Leitstern für ihn ist auf dem Gebiet der Geschichte und der Politik. Er verbindet damit ferner ein Naturgefühl, wie es in dieser Stärke und Gesundheit bei einem deutschen Dichter

eine große Seltenheit ist. Er weiß die historischen Zeiten der Mark Brandenburg darum treffend und richtig zu schildern, weil er in ihrer Gegenwart völlig zu Hause ist; er kennt jeden Sandhügel und jeden Teich, ich möchte sagen, er kennt jeden Busch; aber mehr als das, er athmet die märkische Luft, der Pulsschlag des märkischen Lebens ist sein eigener geworden; er wird durch ihn bewegt und weiß, wie er durch ihn bewegt wird; er hat nicht nur die Natur in sinnlicher Klarheit vor sich; er weiß sie auch seinen Lesern lebendig und fühlbar zu machen, er ist nach dieser Seite hin nicht blos ein Erfinder im großen Stil, sondern, ich sage es dreist, er ist nicht zu überbieten. Es ist aber nicht blos Heide und Wald, Sumpf und Fluß, was er in dieser Weise lebendig in sich trägt, es sind ebenso die Menschen, die diesem Boden eignen. Er hat keine eigentlichen Dorfgeschichten geschrieben, aber seine märkischen Bauern können sich dreist neben den mecklenburger Bauern Fritz Reuter's und den schweizer Bauern Jeremias Gotthelf's sehen lassen.

Es würde sehr der Mühe lohnen, die Entwicklung eines solchen Dichters im Detail zu verfolgen; ich halte mich aber heute ausschließlich an seine nationalen Romane, und gebe, was mir von seiner Jugend bekannt ist, nur in der allgemeinen Uebersicht.

Sein eigentlicher Name ist **Wilhelm Häring** oder vielmehr ist auch dieser nur ein später angenommener; die Familie hat früher einen französischen geführt, der mir unbekannt ist; sie war mit den Refugiés aus der Bretagne gekommen. Er ist 1798 zu Breslau geboren, sein Vater war Kanzleidirector; nach dem frühen Tode desselben zog die Mutter nach Berlin, wo der Knabe auf dem Werder'schen Gymnasium gebildet wurde. Den Feldzug von 1815 machte er als Freiwilliger mit, dann studirte er in Berlin Jurisprudenz, wurde Referendarius am Kammergericht, quittirte aber den Dienst und legte sich auf Schriftstellerei. Doch ist das juristische Interesse nie ganz bei ihm ausgestorben, wie nicht blos der „Neue Pitaval," dessen Herausgabe er mit Hitzig leitete, sondern auch verschiedene Stellen seiner Romane bezeugen.

Von den Berliner Einflüssen, die auf seine literarische Vorbildung einwirkten, möchte ich **Hitzig**, **T. A. Hofmann** und den Kreis der **Rahel** hervorheben, vielleicht auch **Achim von Arnim**. Hitzig, nebenbei ein gut geschulter Jurist, vertrat ihm die altromantische Schule, deren Andenken er in seinen biographischen Versuchen pietätvoll aufbewahrt hat; Hofmann, damals der gelesenste Schriftsteller Berlins, zeigte ihm die Welt des Contrastes, die Körper, die ihre Seelen verloren haben, und die Seelen, die sich nach einem Körper sehnen. W. Alexis hat sehr verständig über ihn geurtheilt, ohne aber durch dieses Urtheil die starken Einflüsse auf seine poetische Richtung abzuwehren. In Rahel's Schule wurde das Denken in Dienst der Salons und der Conversation gebracht. Was Arnim betrifft, so weiß ich nicht, ob die „Kronenwächter" unserm Dichter schon in der Jugend bekannt waren; auf seine späteren historischen Romane haben sie sehr entschieden gewirkt, die Zeichnung ist mitunter wie von **einer** Hand.

Nun aber tauchte W. Scott auf, dessen Popularität die jungen Berliner Literaten aufs äußerste verdroß. Der Versuch, sich an ihm zu reiben, brachte W. Alexis' erste literarische Leistung hervor.

Der „**Walladmor**" erschien anonym 1823. Das Buch machte viel Aufsehen und wurde in der That von Mehreren dem „Großen Unbekannten" zugeschrieben; W. Scott hatte sich noch nicht als Verfasser der Waverley-Romane bekannt. Heut erscheint eine solche Verwechslung kaum begreiflich; es ist auch schwer zu sagen, was W. Alexis eigentlich beabsichtigte, ob eine Mystification oder eine Parodie. Manche Nebensachen in der Manier W. Scott's sind glücklich getroffen, aber die Hauptsache fehlt, die geordnete fesselnde Erzählung, die scharfe Charakteristik und die Sachlichkeit überhaupt.

Was W. Alexis seinem Vorbild verdankt, sieht man aus Bildern wie der „Krug zum todten Mann" in der Luckauer Heide. Die Schilderung dieses schmutzigen Wirthshauses ist dem Leben abgeschöpft, echt märkisch, und nur in dieser Umgebung zu denken: und doch wird man an bekannte Scenen erinnert, an den Clachan von Aberfoil, an die Häuslerhütten am Dorf Kippletringan; die Art wie W. Scott diese verfallenen Gebäude in der schottischen Einöde zeichnet, hat W. Alexis gelehrt, die Eigenthümlichkeiten der Mark zu beobachten und herauszutreiben.

Das nächste Werk dieser Art, „Schloß Avalon," 1827, läßt denn auch die Parodie ganz fallen und wird eine einfache Nachahmung. Der Roman spielt in der Zeit, die auch W. Scott mit besonderer Vorliebe behandelt, in den Kämpfen der Cavaliere und Rundköpfe. Es ist ein sehr gescheidtes Buch, das auch tüchtige Studien verräth, aber es fehlt gerade das, was W. Scott's Romane so anziehend macht: der Verfasser lebt nicht in den Dingen, er hat sie nicht aus der lebendigen Tradition, sie sind ihm nicht in Fleisch und Blut übergegangen, sondern er verdankt Alles den Büchern. In derselben Zeit versuchten mehrere talentvolle Schriftsteller, besonders Spindler und Hauff, mit Erfolg die Methode W. Scott's auf vaterländische Stoffe zu übertragen und ihr eine provinzielle Basis zu geben. W.-Alexis hatte damals noch keine Ahnung von der eigentlichen Aufgabe seines Talents. Wir sehen ihn nach den verschiedensten Seiten tasten: er schreibt ästhetische Recensionen, Novellen in der Manier Hofmann's und Tieck's, die 1830 gesammelt wurden; der Erfolg der Heine'schen „Reisebilder" bestimmt ihn, „Wanderungen nach dem Süden," „Eine Herbstreise durch Skandinavien" (1828), „Schattenrisse durch Süd-Deutschland," „Wiener Bilder" und Aehnliches herauszugeben. Es ist mehr ein Zufall, der ihm den Stoff des „Cabanis" in die Hand spielt. Das Buch erscheint 1832 und hat einen glänzenden Erfolg.

Der Roman enthält noch vielen Bodensatz aus der alten Schule. Gleich die Figur, welche den breitesten Raum einnimmt, der Marquis von Cabanis selbst, ist wie eine Photographie nach Hofmann'schen Fragmenten, ein Phantasiestück in Callot's Manier. Seine Erscheinung macht fast überall den Eindruck eines Alpdrucks; der Dichter faßt es selbst so auf.

Ein sehr prosaischer Mensch, Graf Meroni, liegt im Bett und wird aus einer wahrscheinlich nur physischen Ursache von Angst ergriffen. „Ein Alp lastete auf ihm; er ächzte erstickend, er schrie um Hülfe und schleuderte, in Todesschweiß sich aufrichtend, das Deckbett fort. Die Frauenkirche (in Dresden) schlug eben drei Uhr; es war hell im Zimmer und vor seinem Bett stand eine sonderbare Gestalt. Im flatternden Nachthemd, bloßen Beinen, die Mütze vom kahlen Scheitel gefallen, in der Hand einen Armleuchter, grinste ihn der Marquis an."

Der Graf ist zuerst ganz von Grauen und Entsetzen übermannt, endlich entschließt er sich aufzustehen. „Während er schlaftrunken in die Kleider fuhr, spazierte der nächtliche Gast die Stube auf und ab. Die kleine Gestalt im zerknitterten Hemd, wie sie, die Arme auf dem Rücken, in immer hastigeren Sprüngen die Zimmerlänge maß, hatte etwas Gespenstisches. Der Marquis ging nie anders, als ein Bein über das andere setzend: hatte dieser Kreuzschritt bei seinen verhältnißmäßig kleinen und zierlichen Füßen, schon wenn er im Hofkleide war, etwas Seltsames, so steigerte sich jetzt diese Seltsamkeit zum widerwärtig Wunderbaren. Immer hastiger und doch dabei zierlich abgezirkelt, flogen die nackten Füße über einander, und der Graf, den es unheimlich überlief, stand in der Erwartung, daß er wie ein Kobold einmal die Wand hinaufspazieren möchte: aber er kehrte jedesmal ebenso geschickt um, als er scheinbar blind daraufzurannte. Je mehr der Graf, Traum und Schlaf abschüttelnd, von der Identität seines Gastes und Freundes überzeugt wurde, sah er ein, daß u. s. w."

Der Marquis verbindet mit seinem nächtlichen Besuch einen ganz vernünftigen Zweck; die fratzenhafte Darstellung trägt zur Charakteristik der Situation nichts bei, sie ist um ihrer selbst willen da, und zum Ueberfluß wiederholt sie sich fast jedesmal, wo der Marquis auftritt. Sie würde vortrefflich in ein Hofmann'sches Phantasiestück passen, auch Dickens hat später Aehnliches mit noch größerer Virtuosität versucht, aber hier, im Verlauf einer ernsthaften Geschichte, macht sie insofern einen unheimlichen Eindruck, als man keine Ahnung hat, was der Verfasser will. Der Marquis redet und handelt zuweilen wie ein Wahnsinniger, zuweilen aber auch ganz vernünftig: wie das zusammenhängt, erfährt man nicht. Dabei ist er der Maschinist der Handlung, und das Unglaubliche seiner phantastischen Erscheinung wirft seinen Schatten auch auf die übrigen Verhältnisse, die er berührt. Die sonst so bestimmt und kräftig gezeichneten Gestalten erhalten dadurch etwas Unstätes und Zweifelhaftes. Die ganze Familie Meroni, mit der er es hauptsächlich zu thun hat, die stolze Eugenie und die lustige, intrigante Amélie sind mehr

nach dem Vorbild französischer Lustspielfiguren gedacht als wirklich angeschaut; auch in andern Partien des Romans spukt Hoffmann mitunter. Der boshafte Advocat Schlipalius ist eine verwässerte Copie des Sandmanns.

Alle diese Arabesken muß man bei Seite schieben, um den reinen Eindruck der Geschichte zu haben. Am entschiedensten wirkte wohl überall der erste Band. Ich war noch auf der Schule, als er bei uns bekannt wurde, und erinnere mich lebhaft, wie alle Gymnasiasten für ihn schwärmten. Das Motiv der Kindergeschichten war damals noch nicht ausgebeutet, es wirkte mit allem Reiz der Neuheit; aber es behauptet auch heute noch vollkommen sein Recht. Die Verbindung von rührender Innigkeit und Schelmerei muß jedes natürliche Gemüth erfrischen.

Der Roman vergegenwärtigt die Zustände der französischen Colonie in Berlin, erst ums Jahr 1740, dann 1762; mit einer Treue und Anschaulichkeit, daß man wie mitten in dieser Gesellschaft lebt. „Einen von der Colonie konnten sie auf den ersten Blick an seiner Kleidung, seinem zierlichen Gang, dem süßen Mienenspiel unterscheiden. Man dünkte sich Wesen besserer Art; nur daß man diesen Adel nicht durch junkerhaften Hochmuth, sondern durch eine gewisse Zurückhaltung, ein feines, zuvorkommendes Benehmen geltend machte. Die Leute sollten fühlen, wer wir waren. Unter anderem prätendirte man, unsere Sinne wären weit feiner, unsere Nerven empfindlicher; gegen das Rohe und Gemeine (namentlich gegen schwarze Seife und Branntwein) wurde uns von früh auf ein Widerwille eingeprägt; unser Spielzeug mußte gewählt sein, die ungeschickten Nürnberger Drechslerwaaren durften uns nicht in die Hände kommen. — Man sah es ungern, ja wie eine Art Befleckung an, wenn Einer von der Colonie herausheirathete; man suchte das Vermögen in den Familien zusammenzuhalten; auf ein reiches Mädchen glaubten alle ihre unverheiratheten Vettern, nach der Reihe des Grades, ein gewisses Recht zu haben. Was man so häufig bei Familien bemerkt, die nur in einander heirathen, trifft auch bei uns zu: eine gewisse physische und moralische Erschlaffung; ein Charakterzug süßlicher Weichherzigkeit ist auf vielen Gesichtern unvermischter französischer Abkunft unverkennbar. — Wenn etwas vorfiel, so betrachtete man die Handlung nicht nach ihren Beweggründen oder nach ihrer Wirkung, sondern es hieß: was wird Der und Jener dazu sagen?"

Die Mutter des Knaben, der die Geschichte erzählt, ist gegen die Sitte der Colonie an einen schlichten Berliner Bürger verheirathet, einen Inspector Bohm, aus der strengen Schule Friedrich Wilhelm's I., dem als erste Pflicht der Erziehung gilt, durch Prügel allen eigenen Willen aus den Kindern auszutreiben; eine prächtige Figur, die trotz ihrer Roheit und Befangenheit herzliches Mitgefühl erweckt. Wie der derbe Preuße die seinen Franzosen halb verachtet, halb vor ihrem imponirenden Wesen sich beugt, das ist mit überwältigendem Humor dargestellt.

Der Mittelpunkt der Handlung ist ein Familiengericht, in welchem ein ungerathener Sohn durch den strengen Vater erst geprügelt, dann unter die Soldaten gesteckt wird. Die Familie findet sich vollzählig ein: „so glänzend war noch keine Hochzeit, kein Kindtaufen gewesen. Die Frauenzimmer, wenn auch für ihren Leib, konnten doch kaum in dem, was die Mode und der Schneider dazugethan, auf den Stühlen längs der vier Wände, die Herren mit ihren spitzen Degen kaum, ohne sich zu spießen, an den Pfeilern und Fenstern Platz finden. Doch wurde daran fürs erste noch gar nicht gedacht: meine Mutter becomplimentirte sich, wie es sein mußte, mit den Eintretenden, die vorher unter sich auf dem Flur einen Kampf der Höflichkeit über den Vortritt bestanden hatten. Die kerzengerade Haltung der Damen in den tiefen Knixen, der Wellenschlag ihrer Reifröcke, in denen ihr Leib versank, die ernsten Mienen unter den thurmhohen Frisuren und die wallenden Federn oben — es verging eine Viertelstunde, ehe dies wogende Meer aus einander kam, ehe ein Jeder einem Jeden ein verbindliches Wort gesagt und seinen Platz aufgefunden hatte. Man sah meiner Mutter die Angst an, sie konnte doch aus Versehen einen Vornehmeren zu tief, einen Geringeren zu hoch placirt haben."

Und das alles, um einen armen Jungen prügeln zu sehen! „Dazu hatten sie sich geputzt, die eifrigen Geschäftsmänner ihre Schreibtische verlassen, die Frauen ihre Wirthschaft! Wenn in der Folge mein

Lehrer die Grausamkeit der Römer schalt, welche zusahen, wie man Verbrecher den wilden Thieren vorwarf, mußte ich unwillkürlich an meine Verwandten denken. Doch es waren nicht übersättigte Römer, nur Bürger und Bürgerinnen einer Stadt, die noch nicht jährlich an sieben Siegen ihres Friedrich zehren konnte; es war nicht Blutdurst, nur die grausame Langeweile einer eintönigen Zeit."

Dies Letzte ist ein Gedanke, auf den W. Alexis gern zurückkommt. Der Delinquent des vorliegenden Falles, Gottlieb, wird gezüchtigt, weil er um eines Judenmädchens willen Straßenkrawall angefangen. „Wenn ich denke," bemerkt später Eugenie, „das wäre in Italien passirt, da hätte Gottlieb das Mädchen entführt, in die Berge geschleppt, sie wäre eine Räuberbraut und er ein freier Mann. Da würde des armen Gottlieb Kühnheit und Liebe in Liedern gepriesen werden, edle Damen sängen sie zur Guitarre; hier nennt man ihn einen lüderlichen Taugenichts und schämt sich seiner."

Indem man Gottlieb unter die Soldaten steckt, gilt er als ein Ausgestoßener. „Man flieht ihn, man schließt die Thüren und Taschen vor ihm, und sonderbar, dennoch betrachtet man des Unterstecken ins Regiment als ein Correctionsmittel für ungerathene Söhne. Ein unbestimmtes Herkommen läßt den Vätern diese Gewalt. Es ist eine letzte Cur auf Tod und Leben, oder besser, man entledigt sich so auf die wohlfeilste Weise eines Familiengliedes, welches nur Kosten, Sorgen und Schande verursacht: was der Soldat thut, fällt nicht mehr auf die Familie zurück."

Noch einmal, als der Krieg ausbricht, sucht die Familie den Vater zur Gnade zu bewegen. „Die Vorstellung eines ehrenvollen Todes, eines Sterbens fürs Vaterland, jetzt (1758) widerhallend von der Lippe jedes Knaben als eine große und schöne Bestimmung, war uns noch fremd. Es war eine friedliche, bürgerliche Familie in einem durch sechs Jahrzehnte in Ruhe und Frieden gewiegten Staate; was aus früherer Erinnerung herüberdrang von den Gräueln der Schweden, von den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, hatte einen märchenhaft grauenvollen Klang."

Der Vater bleibt unerbittlich, Gottlieb macht als Soldat die schlesischen Kriege und den siebenjährigen Krieg mit; er verfällt der ärgsten Verwilderung, wird Säufer, Spieler, zuletzt Marodeur, aber zugleich entwickelt sich in dieser wilden Natur ein patriotisches Gefühl, das gewissermaßen sein Reinigungsmoment wird. Wie das preußische Bewußtsein allmälig sich bildete, das ist in diesem rohen aber gemüthstiefen Menschen kräftiger und überzeugender entwickelt, als in den übrigen zum Theil vortrefflich ausgeführten Kriegsbildern, in denen man zu viel mit gebildeten und reflectirten Leuten zu thun hat.

Rührend und gemüthvoll ist die Rückkehr Etienne's ins verlassene und verarmte Vaterhaus geschildert; die anziehendste Episode aber ist, wie Etienne, von den Feinden verfolgt, über die Dächer in ein Schlafzimmer dringt und dort seine Cousine Stephanie findet, die, um ihre für ihren morgenden Hochzeitstag eingerichtete Frisur nicht zu verderben, die Nacht auf einem Sessel zubringt. Es ist ein Bild von der reizendsten Anmuth: W. Alexis hat nicht blos die Poesie der Kiefernheide, er hat auch die Poesie des Rococo, der Reifröcke und der Frisuren entdeckt und zur vollen Geltung gebracht.

Der sogenannte Romaninhalt ist nicht bedeutend. Etienne in seinem Verhältniß zu Eugenie erinnert stark an Tellheim: auch er will die sächsische Braut nicht eher heimführen, bis der König, der sich bisher hart und spröde gegen ihn verhielt, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn das ganze Buch von Begeisterung für die Heldenthaten Friedrich's durchweht ist, so treten ebenso stark dessen Schattenseiten hervor, und mitunter ergreift den Verfasser tiefes Mitleid mit seiner einsamen Größe.

„Wird die preußische Begeisterung ausdauern?" fragt der russische General Totleben den jungen Enthusiasten. „Im Krieg findet sie auf jedem Schlachtfeld Nahrung, wird sie aber im Frieden dauern, wenn Friedrich, alt und grämlich, nicht mehr das Idol Derer ist, welche eine Wiedergeburt von ihm erwarten, wenn sein Mißtrauen mit den Jahren wächst und keine Hoffnung mehr die hellen, großen Augen des einsamen Greises belebt? — Ich war auch an seinem Hof. Seine Unterhaltung reißt hin, die Dummen selbst bekamen kluge Gesichter, wenn er mit ihnen redete. Aber mit jedem Jahr wurde sein Blick ernster, sein Witz

bitterer; sein Mißtrauen verletzte und sein Eigensinn war unerträglich. Lassen Sie ihn siegreich aus diesem Kriege hervorgehen; es kommt eine Zeit, wo er, die um ihn sind, nicht mehr für werth hält, eine witzige Bemerkung aus seinem Munde zu hören. Wenn er da mit saueren Blicken, vom Podagra geplagt, auf seine Krücke gestützt, in dem stummen, ehrfurchtsvollen Kreise wie ein Gespenst aus einer andern Welt umgehen wird, wenn auch sein Lieblingshund und seine Flöte ihm kein Lächeln mehr entlocken, wenn der muntere Scherz schweigt und es in Potsdam stumm wird wie im Grabe, aus Scheu vor dem alten, verdrießlichen König: dann wollen wir weiter sprechen, mein junger Freund! ob Ihre Begeisterung noch Stich hält."

Die Begeisterung hält Stich, aber das Urtheil, welches Etienne in späteren Jahren ausspricht, weicht nicht wesentlich von dem des Russen ab. Es ist das Urtheil des Dichters selbst. Keiner hat mit größerer Wärme die Schöpfungen gerühmt, die Preußen und Deutschland den Hohenzollern verdankt, Keiner klarer eingesehen, daß diese Schöpfungen nur aus einem starken und kalten Willen hervorgehen konnten: aber dieser starke und kalte Wille hat für den Dichter etwas Unheimliches, und nur mit einem schmerzlichen Blick konnte er die Männer betrachten, die von der Vorsehung zur einsamen Größe bestimmt waren.

Sein System, wenn man es so nennen darf, bildete sich erst im Lauf der Jahre. Der große Erfolg des „Cabanis" bestimmte ihn keineswegs, auf der neu betretenen Bahn zu beharren. Er unterlag jungdeutschen Einflüssen, und das „Haus Düsterweg," 1835, die „Neuen Novellen," 1836, und die „Zwölf Nächte," 1838, sind verwandter den gleichzeitigen Arbeiten von Gutzkow, Laube und Mundt, als den späteren und früheren Schriften des Dichters selbst. Erst im „Roland von Berlin," 1840, faßte er seine poetische Aufgabe mit völliger Klarheit und ist ihr seitdem treu geblieben.

II.

„Sieh! der knorrigen Kiefer haben sie mit der Axt die Aeste abgehauen; gekappt haben sie den Baum und Nägel hineingetrieben, seine Wurzeln klammern im Sande fest. Du meinst, er ist todt. Aber laß die Herbstregen seine Wurzeln wieder netzen, und die Frühjahrssonne den Stamm erwärmen, so treibt er wieder junge Schößlinge und grünt fort; es ist ein guter Stamm voll gesunder Säfte. So ist auch das Volk, das auf diesem Sande wuchs."

Ueber den nordischen Grenzländern der deutschen Zunge ist die Spende des Sonnenlichts kärglich; es hatte nicht Macht, die Sümpfe auszutrocknen, die das Meer zurückließ, noch den Boden zu wärmen, daß er die Geschlechter der Menschen freiwillig ernähre, welche der Strom der Völker dahin verschlug. Diesen Geschlechtern ist die Aufgabe gestellt, daß sie mit der Natur ringen, sie sollen den Boden im Kampf mit den Stürmen und Gewässern selber sich machen.

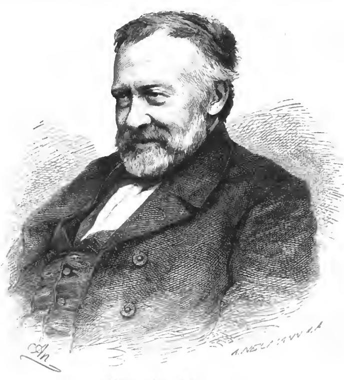
Eine harte Aufgabe! und wie viele Jahrhunderte darüber verstrichen, sie ist noch heute nicht zu Ende. Noch immer müssen sie arbeiten im Schweiße ihres Angesichts, daß sie den Sand bändigen und festigen, den der Wind unter der Pflugschaar wegweht.

Wie oft ward diese Arbeit unterbrochen! und gerade dann, wo es den Anschein hatte, als sei die Ernte endlich vor der Thür. Von den Unglückszeiten zu schweigen, die wir oder unsere Väter noch miterlebt, es hat auch in der Vorzeit wohl kein Land und kein Volk so viele und so schwere Prüfungen überstanden als das unsere. Das geht weit hinauf, und es hält schwer, daß wir diese Zeiten vergleichen und entscheiden, welche die schlimmste war. Denn wer leidet, meint, ihm ginge es am schlimmsten, ja unser Gedächtniß ist dann so kurz, daß uns das ehedem Erduldete gering vorkommt gegen das Uebel, unter dem wir im Augenblick seufzen. So vergaßen wir, als der Druck der Franzosen auf uns lastete, des Drucks, den die Väter und Urgroßväter im siebenjährigen Kriege ertragen, und so hatten die dazumal auch vergessen, um wie viel schlimmer der dreißigjährige war.

Schon im frühen Mittelalter hatte die Mark Brandenburg eine stolze Stellung gewonnen. Aber mit dem Wappen der Askanier, das die Geschichte über ihrer Gruft zerschlug, war es, als sei der Zauber gelöst, der die Stücke zusammenhielt zu einem Ganzen. In den Sand fuhr wieder

der Sturmwind, in flüchtigen Wolken bedeckte er die Saaten und Gärten, er zerstörte die Straßen und Gehege, die Dämme und Flüsse, und aus dem kaum gebändigten Sumpf mußte die Pflugschaar fort. Das Grundwasser quellte auf und die alte Wildniß herrschte wieder um die junge Sitte, als sei alle ihre Arbeit vergebens gewesen und ihr Dasein ein schönes Märchen.

Aber sie haben nicht umsonst gelebt, nicht umsonst gearbeitet. Denn wo der Boden gut ist und die Arbeit leicht, wächst nicht das Geschlecht auf, das den Stürmen widersteht und Zucht und Sitte in sich stark werden läßt, daß es herrsche über die Schwankenden und die Schwachen, die Zuchtlosen und die Verweichlichten. In diesen Landen wollte der ewige Geist ein starkes Geschlecht, das trotzen sollte den Stürmen, und warf es einer nieder, sollte es nicht verzweifeln, vielmehr Kraft haben, sich wieder zu erheben. Ein solch Geschlecht wird erzogen nicht in der Fülle, sondern in der Armuth, nicht in Besitz, der vom Vater auf den Sohn erbt, sondern in Niederlagen, in allerlei Anfechtungen und in Mißgeschick. So stählt sein Muth sich, da lernt es die Arme brauchen und den Sinn anstrengen; es muß suchen in dem Reich des Geistes nach Mitteln, die ihm die Natur vorenthält. Deshalb sind ihm die Störungen, welche die Saaten vernichteten und seine Gebäude niederwarfen, nicht ein Fluch sondern ein



Wilibald Alexis (W. Häring).

Segen, und deshalb ist es gut, daß es so oft wieder anfangen muß mit neuem Muth und neuer Erfahrung, damit es nicht veralte und grau werde in den Satzungen und Gewohnheiten, sondern länger frisch bleibe und jung in dem großen Völkerleben, wo nur die untergehen und aussterben, die meinen, sie seien fertig und vollkommen.

Und so hat es sich bewährt durch 700 Jahr bis heut. Die Mark Brandenburg ist groß geworden nicht durch Metallschätze, die unter der Sandscholle aufleuchteten, nicht durch hundertfältige Frucht goldener

Aehren, nicht durch den Handel, der die Schätze der Welttheile durch ihre Flüsse führte; sie ward groß durch die Ausdauer im Unglück. Geschlagen und getreten, ins Elend getrieben und halb vernichtet, sammelte ihr Volk sich immer wieder zu alter Kraft. Da weckte die Noth, wenn sie am ärgsten war, die rechten Helfer, Helden in Stahl und Eisen, aber mehr noch Helden darin, daß sie heller als ihre Zeit erkannten, was ihr Noth that. Mit scharfem Messer schnitten sie in die Wunden und warfen das böse Fleisch aus, taub gegen das Geschrei derer, die riefen, es sei doch ihr Fleisch. So mit Verstand und Einsicht stattete der Herr diese Retter ihres Volks aus, daß ihr Blick weiter sah, als ihr Arm reichte, und der Geist war mit ihnen. —

Die erste That, durch welche die Hohenzollern in der Mark Brandenburg für den modernen Staat das Fundament legten, war die Niederwerfung der Raubritter; die zweite die Bändigung der aufständischen Städte. Die letztere in den Jahren 1442 bis 1448 ist der Inhalt des „Roland von Berlin."

Der Roland ist ein steinernes Standbild vor der Kirche, welches symbolisch das Recht der Stadt auf den Blutbann ausspricht. Mit der Zertrümmerung dieses Standbildes durch den Kurfürsten Friedrich II. schließt der Roman.

Hüter des Roland und gleichsam sein Repräsentant in Fleisch und Blut ist der Bürgermeister Johannes Rathenow, eine ideale Figur, deren leitender Grundsatz, Recht muß Recht bleiben, die Probe in der Wirklichkeit bestehen soll. Nicht ohne gewaltthätige und despotische Neigungen, fragt er doch bei Allem, was er beginnt, zunächst darnach, ob es dem Rechtsprincip entspricht, kommt dadurch in Conflict mit allen Parteien und wird öfters genöthigt, seinen Zwecken zuwider zu handeln. Ihm gegenüber steht der Hohenzoller Friedrich Eisenzahn mit dem genialen Bewußtsein dessen, was nothwendig ist, und mit geringer Scheu vor Herkommen und geschriebenem Recht. Beide leiden durch die einseitige Durchführung ihrer Ueberzeugung auch innerlich Schaden: Rathenow endigt nicht bloß in der Verbannung, sondern er sieht das Recht seiner Stadt gebrochen, ohne etwas dagegen thun zu können, und muß seiner Ueberzeugung zuwider die Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter mit einem Plebejer geben. Er hatte sich vermessen, diese Vermählung zu hindern, so lange der steinerne Roland auf seinem Platz bliebe. Da dieser nun gestürzt ist, bricht sein Trotz und er muß sich fügen. Doch auch der Kurfürst endigt nicht glücklich: die redlichen Männer in der Stadt versagen ihm den Dienst, er muß den Schlechtesten an die Spitze stellen, und vierundzwanzig Jahre nach der Unterwerfung von Berlin sehen wir ihn, müde und krank, sein Land verlassen; das alte Raubritterthum wuchert in seiner nächsten Nähe. „Die alte Roheit bricht heraus, sobald der Herr den Rücken kehrt. Nur noch zehn Schritt, und ihr seid mich los."

Der Gegensatz ist vortrefflich gedacht und die Anlage nicht unpoetisch. Zwischen den beiden Helden ist eine gewisse Aehnlichkeit. Den lebenslustigen Rittern schaudert der strenge, kalte Blick des Kurfürsten durchs Mark, und ebenso unheimlich sind den Bürgern die Rathenows. „Weiß der Himmel! in der Familie ist doch was, man weiß nicht was; aber es ist nicht wie bei andern Leuten. Mit dem Alten wird man nicht froh; sieht doch sein Gesicht aus wie der Roland selbst. Man meint immer, er wolle einem in die Seele schauen, und wenn man das Glas an die Lippen setzt, muß man nicht denken, man thue was Unrechtes, wenn er darauf sieht!" Diese Fremdheit des Fürsten gegen seine Junker, des Bürgermeisters gegen seine Städter ist ein gutes Symbol für den Idealismus, der nicht aus der vollen Natur des Volks heraus empfindet und urtheilt, sondern nach einem Princip, das zum Theil auf dem Eigenwillen ruht. Es ist vortrefflich gezeigt, wie dem Bürgermeister, der den Rechtsbegriff aus dem Vollen und Großen nimmt, die kleinlichen Rechtsbedenken und Rechtsansprüche der Parteien gegenübertreten, wie er beim redlichsten Willen zu falschen Schritten kommt. Die Stadt ist einem Plebejer Geld schuldig, sie weigert die Zahlung, weil rechtlich nicht ausgemittelt werden kann, wer der Verpflichtete sei. Rathenow übernimmt die Zahlung selbst, kommt dadurch in Verdacht, das niedere Volk gegen die Patricier aufzuhetzen, wie es in ähnlichen Fällen in der römischen Geschichte vorkam; wird abgesetzt, braucht

Gewalt und läßt sich endlich verleiten, gemeinschaftlich mit den demokratischen Mißvergnügten beim Kurfürsten gegen die Stadt zu klagen. Dadurch baut er selbst dem Herrn die erste Brücke zur Unterwerfung der Stadt. Daß er nun die Bürger zum Widerstand aufregen will, fruchtet nichts mehr; es entsteht eine allgemeine Verwirrung, er hat bei keiner Partei rechtes Vertrauen, und muß endlich das Amt, das er als Erwählter der Stadt geführt, aus den Händen des Kurfürsten annehmen. Nun giebt es eine Reihe von Conflicten, er macht es Keinem von Beiden recht und wird endlich in die Verbannung geschickt. Nachdem er mehrere Jahre in Zurückgezogenheit gelebt, drängen sich die politischen Wirren wieder an ihn heran: Die Berliner haben einen Aufstand gemacht, den vom Kurfürsten eingesetzten Bürgermeister vertrieben; dieser führt offenen Krieg gegen die Stadt, heimlich vom Kurfürsten unterstützt, und Rathenow hat nun zu wählen, wem er sich anschließen soll. Ein kluger und wohlgesinnter Freund, der Bürgermeister von Brandenburg, Nikolaus Parvenitz, sucht die Entscheidung auf die Frage zurückzuführen, in welcher Stellung er am meisten nützen könne? Das weist aber Rathenow zurück, und legt sich ausschließlich die Frage vor: welche von den beiden Parteien augenblicklich im Recht ist? Das ist die Stadt; er kehrt nach Berlin zurück und versucht den Widerstand gegen den Kurfürsten zu organisiren, aber gegen die Uebermacht muß er den verruchtesten aller Raubritter zu Hülfe nehmen, der nun in der Stadt eine unerträgliche Willkürherrschaft einrichtet, bis endlich Bürgermeister und Rath das schwere Wort aussprechen: Es muß sein! Die Stadt unterwirft sich unbedingt, Rathenow geht mit Zurücklassung seiner Kinder freiwillig in die Verbannung.

In der Darstellung dieses Conflicts zwischen zwei Principien weiß der Dichter mit Geist und Empfindung die eine oder die andere Seite hervorzukehren; doch geht einigermaßen das Gedachte in der Natur der beiden Helden auch auf die Darstellung über; man hat nicht immer die Empfindung, Menschen von Fleisch und Blut vor sich zu haben. Was es mit den Parteien eigentlich auf sich hat, erfährt man mitunter mehr, wenn untergeordnete Naturen in den Streit gezogen werden.

In der Mitte zwischen den Städten Berlin und Köln liegt eine Barbierstube, vom Rath privilegirt. Der Kurfürst, der einmal verkleidet nach Berlin kommt, hat Lust, sich dort ein Schloß zu bauen. Da bemerkt ihm der Barbier, ein Recht lasse sich Niemand abkaufen: „So lange als rechts vom Spreefluß Berlin liegt und links Köln, wird die Badestube an der langen Brücke stehen, und wenn Hans Ferbitz nicht mehr lebt, so lebt doch sein Recht.“ Es ist das eine Parodie auf das Verhältniß Rathenow's zum Roland, die aber die Sache um Vieles deutlicher macht. Die Stelle erinnert lebhaft an die „Kronenwächter,“ wo der Bürgermeister Berthold um der Zweckmäßigkeit willen eigenmächtig eine Winkelgasse verbaut, durch welche nach dem Gewohnheitsrecht die Mägde das Wasser tragen durften, und dadurch mit der Stadt in Conflict kommt. „Ob man denn nicht ein Recht,“ fragt der Kurfürst seinen Kanzler, „wenn es alt wird und schädlich, so gut abtragen kann wie ein altes Haus, das den Einsturz droht?“ — In ähnlichem Sinne, nur vom entgegengesetzten Standpunkt, spricht sich der verständige Nikolaus Parvenitz gegen seinen Gastfreund Rathenow aus.

„Was wir thun dürfen, das steht geschrieben, aber was wir thun sollen, das steht nicht Alles verzeichnet. Sein Recht kennt Jeder; das Rechte, was sich schickt und gut ist, kennen Wenige. Das Recht weist immer hinter uns; es ist ein Land, darin wir waren, nun aber treten wir heraus. Das Rechte liegt vor uns wie eine weite Gegend, in die unser Fuß zum ersten Male tritt, und wir wissen nicht die geraden Wege, weil wir noch nicht darin gegangen sind, wir müssen sie suchen. Wer da immer noch zurückdenkt an die Wege im vorigen Lande, verirrt leicht. Wir sollen uns zurecht finden im neuen Lande; die alten Weisungen reichen nicht aus. Wir müssen uns schicken und lernen uns fügen in das Neue. Hart ist's oft, wenn der Fuß schon müde wird, noch lernen müssen, aber was wir lernen müssen, ist nicht immer das Schlimme.“

„Und das Recht muß doch bleiben,“ sagte Johannes, als er allein war, „wer kann denn nicht geschehen machen, was geschehen ist!“

Der tragische Conflict ist hier so be-

stimmt als möglich ausgesprochen. Der Idealist hat in der That Zustände im Sinn, zu deren Erneuerung alle Bedingungen fehlen. Weil er zu sehr in seinem Innern lebt, sieht er nicht die Dinge, die draußen sind. Auf der andern Seite würde es schlimm mit der Welt stehen, wenn sie aus lauter Realisten bestände, die durch alles Aeußerliche umgelehrt und bestimmt werden. So haben die beiden entgegengesetzten Naturen ihr Recht, und erregen Beide unser Mitgefühl.

Es ist nicht der tragische Inhalt, der dem Roman seinen Reiz giebt: es ist vorzugsweise die Genremalerei. Die tragische Geschichte ist glücklich gedacht, aber sie zersplittert sich in ihren Motiven zu sehr; die Phantasie wird zerstreut, und muß immer erst durch starke Drücker wieder aufmerksam gemacht werden. Die Genremalerei dagegen ist in den lebendigsten Farben und Strichen, sie nimmt ohne Mühe die Aufmerksamkeit gefangen und geht dem Gedächtniß nicht wieder verloren. Wir erfahren aus dem „Roland von Berlin," wie gegen Ende des Mittelalters das Leben in einer deutschen Stadt beschaffen war, und wir lernen es von allen Seiten kennen.

Da werden wir zuerst in das gemeinsame Rathhaus von Berlin und Cöln eingeführt. Es ist nur zum geringsten Theil in Stein, aber damals baute man in Fachwerk nicht minder kühn und lustig als aus Stein und Mörtel. Da fand man dieselben Formen in den himmelhohen hölzernen Häusern wieder, über die wir in den gothischen Baudenkmälern aus Sandstein staunen, ja die Laune erging sich noch wunderlicher und bunter in dem gefügigern Holz, da der Stein strengere Regeln vorschreibt. Die überragenden oberen Geschosse mit wunderbar geschnitzten Balkenköpfen, die ausgebauten Eckthürmchen und Söller, wodurch die engen Straßen oft ganz überdacht wurden, davon war nicht der Mangel an Raum allein der Grund, es war ebenso oft die Laune des Baumeisters. Wie schöne Mohren und Türken und allerhand Ungeheuer zeigte das kunstvoll geschnitzte Holzwerk, und wie grimmig gähnten die Drachenköpfe von den Traufen! Ueberall, wo eine Mauerwand sich blosgab, war sie mit bunten Malereien überdeckt: da ritt der heilige Georg und tödtete den Lindwurm, der heilige Florian goß Wasser über die Feuersbrunst, der heilige Martin theilte mit dem Schwert seinen Mantel mit dem Armen, der ihn anbettelte.

In diesem Hause nun tagen die Geschlechter der Vertreter von Berlin und Köln, und berathen über das Wohl der beiden Städte. Es ist ein wildes Toben und Lärmen, noch verstärkt durch die Volksmenge, die sich unter den Fenstern des Rathhauses drängt; aber die Zeichnung ist eben so deutlich als lustig, man unterscheidet genau die einzelnen Figuren, die Parteien und ihren Einfluß.

Aus dem Rathhaus treten wir in die Wohnstube, zum Bürgermeister Rathenow. Sein Haus liegt an einem Winkel um die Nikolaikirche, die engen kleinen Fenster auf die hochgewölbten des Gotteshauses gerichtet. In edichten Winkeln, in abschüssigen Gassen zu wohnen war damals kein Zeichen der Armuth und Niedrigkeit; Stürme und Strömungen brachen sich dort leichter als in breiten, langen Straßen; und was war die Geschichte einer Stadt im Mittelalter anders als fortlaufende Reibungen, Stürme und Strömungen zwischen den Gewerken und Geschlechtern! Je enger, verschlungener, in einander genestelt sie wohnten, desto behaglicher, sicherer dünkten sie sich. Das enge Haus des Bürgermeisters hatte so viel Behagliches, als niedrige Stuben, kleine Thüren, Treppchen und Gänge, die dazwischen laufen, nur gewähren mögen; die Balken konnte man mit der Hand erreichen, aber sie waren sauber beklebt mit bunten Bilderbogen aus Nürnberg; die Wände waren besetzt mit zierlichen Tischen und Schränken von Ebenholz und Nußbaum, ausgelegt mit kostbaren Figuren von Elfenbein und Perlmutter. In den Nischen standen aus Holz geschnitzte Bilder der Jungfrau Maria und des heiligen Nikolaus.

Es ruht auf dem Hause ein alter Fluch. Die Rathenows waren ein ehrgeiziges Geschlecht, oft in Conflict mit der Stadt; aber sie haben sich mit ihr wieder ausgesöhnt und eine verwandte Familie ihr aufgeopfert. Eine Angehörige dieser Familie lebt in dem Hause und sucht den Bürgermeister fortwährend daran zu erinnern, daß der steinerne Roland vor dem Fenster, das Symbol der Gerechtigkeit, zugleich das Symbol der Blutgier ist.

Der gute Genius des Hauses ist die Tochter des Bürgermeisters, Elsbeth, ein reizender Mädchenkopf, mit allen charakteristischen Eigenschaften des fünfzehnten Jahrhunderts. Elsbeth's Liebesverhältniß ist nicht von großem Interesse, wie überhaupt W. Alexis in keinem seiner Romane eine Liebesgeschichte erzählt hat, an der man warmen Antheil nehmen könnte. Dagegen hat er die Gabe, Mädchen nicht blos anmuthig, sondern auch tüchtig darzustellen, ohne doch ihre kleinen, weiblichen Schwächen zu verschweigen. Im Gegentheil erscheint Elsbeth noch liebenswürdiger durch ihre Begierde nach dem Erbschmuck der Rathenows, obgleich sie durch das Zurschautragen des Schmucks den letzten Besitz des Hauses aufs Spiel setzt.

Aus der Wohnstube führt uns der Dichter wieder auf die Straße. Rathenow besucht seinen Amtsgenossen in Köln, den reichen Bartholomäus Schumm, um bei ihm eine Anleihe zu machen. Er kommt nur langsam vorwärts, weil in den engen Straßen ein großes Gedränge ist; die Handwerker und Händler treiben ihr Geschäft gern im Freien. Das Gedränge wird noch durch einen Fastnachtszug vergrößert, in welchem die unzufriedenen Gewerke gegen den hohen Rath satirische Opposition machen. Es kommt zur Schlägerei, in welcher Rathenow, gerade weil er die Sache zu ideal nimmt, keine gute Rolle spielt. Bei der Gelegenheit machen sich die verschiedenen Stände und die verschiedenen politischen Parteien in ihrer Eigenthümlichkeit geltend und das alte Berlin wird von allen Seiten gewiesen. Der Zuschauer findet seinen Mittelpunkt in der Barbierstube an der langen Brücke, wo er zugleich von dem damaligen Stadtklatsch und den Moden des Tages unterrichtet wird. Noch anschaulicher treten diese bei einem Schmaus hervor, den der Rathsherr Wynn der Stadt giebt: wie die Patricier aßen und tranken, tanzten und den schönen Mädchen den Hof machten, bis es nicht bloß zwischen den Herren, sondern auch zwischen den Damen zur Schlägerei kam, das erlebt man in sehr lustigen und behaglichen Stimmungen.

Dann, um den Gegensatz zu empfinden, wird man in die unteren Regionen des sittlichen Lebens geführt, in die Judengasse, wo ein unterdrücktes Volk sich vor jedem Straßenjungen fürchtet und heimlich Rache brütet, und vor das Thor, wo der Rath eine Dirne auspeitschen läßt, weil sie sich an einer ehrsamen Patriciertochter gerieben. Was hinter diesen gemüthlichen Sitten für eine Brutalität steckte, wird man um so mehr gewahr, da sich diese Nachtscene mit einer anderen kreuzt, der Rückkehr eines schwer betrunkenen Raubritters, Köpkin von Zarnekow, aus Berlin, den seine Genossen im Schnee liegen lassen und der nun unter die Botmäßigkeit jener Dirne kommt.

Seine Genossen, Busso von Boss und Wedigo von Luderitz, gehören zum Hofadel des Kurfürsten, halten es aber nicht für unangemessen, heimlich Wegelagerei zu treiben; sie plündern einen Krämer, Berlin geräth in Alarm und ein ganzes Heer, geführt von Henning Mollner, dem Liebhaber Elsbeth's, rückt gegen sie aus, während auf der andern Seite der Kurfürst selbst mit einem glänzenden Jagdgefolge sie bedroht. Die beiden Ritter finden Zuflucht in einem Vorsprung des Sees, welchen die Havel bei Spandau bildet.

Es sah damals wilder aus als jetzt; die Wände waren schroffer, von Lehmschichten und den tausendfach verschlungenen Wurzeln zusammengehalten; die hat nun Schnee und Regen längst heruntergespült, die alten Bäume sind gefällt, die Wurzeln, verfault und getrocknet, hielten nicht mehr die Erdschichten zusammen, und die Winterwasser schlemmten Sand und Kies und Lehm dem Meere zu. Wo ein jäher Grund war, da ist jetzt nur eine schwache Senkung. Spärlich sind die Seiten mit Gras und Heidekraut überwachsen, und die Kiesenbüsche auf dem gelockerten Boden streben nicht mehr zu himmelhohen Stämmen empor. Damals wucherte mannshohes Farnkraut aus dem Boden. Wo jetzt trockene Tiefen sind, trichterförmig eingehend in die Erde, nur das hellere Grün am Boden verräth den ehemaligen Wassergrund, da waren tiefe stehende Gewässer, und hohes Schilf umkränzte sie, ein unfehlbares Versteck für Verfolgte.

Was nun in diesem Versteck die beiden gehetzten Raubritter empfinden, bis zuletzt der dicke Wedigo von seinem Spießgesellen verlassen wird und allein bleibt, das ist mit einem bezaubernden Humor dargestellt. Er war kein Mann, der das Denken liebte,

und überließ es gern Andern. Ausgestreckt lag er da, die Hände unter dem Kopf, und schaute in den Himmel und den Krähen zu, die in verdrießlicher Nähe über ihm flatterten. Das brachte ihn auf den ersten Gedanken: daß nämlich solch ein Vieh es besser hat als in gewissen Lagen ein Edelmann vom reinsten Blut. Dann fragte er sich, womit er das verdient? denn er war im Grund ein gutmüthiger Mann, der Keinem etwas zu Leide that, der ihn nicht reizte oder ihm nicht in den Weg lief. Wenn er Einem aufgelauert, so hatte es immer einen Grund. Entweder er hatte ihm abgesagt oder ein guter Freund, oder der Kaufmann gehörte zu einer Stadt, die es mit einem seiner Freunde verdorben, oder es war irgend sonst was vor Alters geschehen, was nun vergolten werden mußte. Also glaubte er sich immer im Recht, und begriff schwer, wer ein Recht haben sollte, ihm in sein Recht zu greifen. Hier war es freilich etwas Anderes. Aber er fragte sich: Wie hatte ein solcher armseliger Wicht überhaupt ein Recht?

Als nun der Wind ihm Waldhorntöne zutrug, die immer näher kamen, flehte er den heiligen Ritter Mauritius an, ihn, einen Ritter, um solchen gemeinen Kerl nicht verderben zu lassen. Zwischen den Waldhorntönen klang aus weiter Ferne das lange Horn derer zum alten Berlin; und noch schrecklicher das Heulen und Klaffen der Hunde. Er hatte auch einmal die Hunde gehetzt auf Einen, und es war ein lustiger Tag für ihn und seine Cumpane gewesen, wie der Kerl gesprungen und gestürzt und geschrien und sich gewälzt und sie gallopirten hinterdrein und knallten die Peitschen und hetzten die Bestien. Jetzt fühlte Herr Wedigo, wie dem Kerl damals zu Muthe war. Und immer näher schmetterte es und hallte wieder, und immer näher das Geheul und Klaffen der Rüden, vom Wald, vom See. Das dürre Laub raschelte, er hörte ihre Sprünge, wie die Meute hereinbrach und wieder heraus, jetzt ganz dicht hinter ihm — nein, vor ihm. Da stand ein Thier auf der Höhe mit funkelnden Augen, die Zunge heraus; nun schlug er an, sein Ruf dröhnte durch die Kiefern und im nächsten Augenblick züngelten elf giftige Mäuler ihm entgegen.

Als Gegensatz gegen diese Waldscene wird dann die Schmauserei des Hofs geschildert; man wird in die damalige Kochkunst eingeweiht, wie in die zierlichen Gespräche der fränkischen Ritter, die denn doch die Stammverwandtschaft mit den Berliner Bürgern nicht verleugnen können. Ungleich kräftiger aber wirkt die Schilderung des Räuberlagers in der Wendenschenke am Kickhovel, im Schneetreiben, vom Geheul der Wölfe begleitet. In Erkmann-Chatrians phantastischen Geschichten kommen ähnliche Wolfsbilder vor, aber unser Landsmann ist ihnen bei weitem überlegen.

Der Führer dieser wilden Räuberbande, der grimme Köpkin Zarnekow, wird endlich zur Hülfe gegen den Kurfürsten gewißermaßen als militärischer Befehlshaber nach Berlin berufen; wie er es da treibt, dafür hat W. Alexis allerdings ein köstliches Vorbild gehabt am wilden Eber der Ardennen.

Ich habe den Roman gleichsam in einzelne Genrebilder zerpflückt, glaube ihn aber damit richtig charakterisirt zu haben; denn die Dialektik des sittlichen Problems wie die Geschichte überhaupt sind nur das Bindeglied, durch welches diese köstlichen Genrebilder zusammengehalten werden. Freilich sollte es eigentlich nicht so sein; der Roman würde mehr wirken, wenn es anders wäre. Da aber das, was man gewinnt, von so außerordentlichem Werthe ist, so kann man wohl dem Dichter zu Hülfe kommen und seine Phantasie anders als nach den hergebrachten Regeln der Kunst in Bewegung setzen.

Der nächste historische Roman, „Der falsche Waldemar," 1842, geht in der Geschichte hundert Jahre zurück. Er ist schwächer als der „Roland," vielleicht gerade weil er es mit der Tragik ernster nimmt und ihr einen zu großen Spielraum giebt. Zwar fehlt es auch diesmal nicht an köstlichen Schilderungen. Die Verwüstungen der Mark Brandenburg nach dem Untergange der Askanier, die Verschwörungen der Pfaffen mit den Feinden des Landes, weil der gegenwärtige Besitzer desselben mit auf Seite des von der Kirche gebannten Kaisers steht; die Züge der Stellmeiser, die in den Wäldern die Reisenden anfallen — ein wenig zu sehr nach Ivanhoe zugeschnitten — die Porträts des Teufels von Soltwedel und des Raubritters Hans Lüddeke, die Herberge in der Stadt Brietzen, die Belagerung

von Brandenburg, die Seelandschaft im Havelland, das alles ist vortrefflliche Genremalerei. Aber es kommt gegen den Roland nicht auf, weil es leichter hingeworfen ist, während alles Interesse des Dichters sich in der Charakteristik der Hauptperson zusammendrängt.

Das Problem ist verlockend genug für einen echten Dichter; im „Demetrius" und im „Warbeck" hat Schiller etwas Aehnliches versucht; größeren Eindruck aber scheint auf W. Alexis das Vorbild Achim von Arnim's gemacht zu haben, der den Charakter des falschen Waldemar freilich anders, aber auch sehr mystisch auffaßt. Nur ist bei Arnim die Mystik Natur, sein ganzes Denken und Empfinden folgt andern Gesetzen als denen der gewöhnlichen Logik; das Traumleben spielt bei ihm natürlich in die wachen Zustände hinein, während W. Alexis sich das Mystische erst künstlich zurecht machen muß.

Schon gegen das Ende des „Roland," als Rathenow nach Berlin zurückkommt und fühlt, daß er für die Bürger eine mystische Person geworden ist, wird ein Anlauf zum Traumleben genommen: nur ist es das Volk, das träumt, nicht der Held. Anders im Waldemar. Buchstäblich genommen, ist er auch nach des Dichters Meinung ein Betrüger, obgleich dem Leser mitunter, noch gegen das Ende hin, unnöthigerweise Sand in die Augen gestreut wird. Es ist der Müller Jakob Rehbock, der früh in den Dienst des Grafen Waldemar getreten, mit allen seinen Heimlichkeiten vertraut ist, körperlich und geistig ihm ähnlich, und der bei dem Tode seines Herrn von ihm beauftragt wurde, zur Buße seiner Sünden eine Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten. Er ist, da er nach seiner Rückkehr sich für den verstorbenen Herrn ausgiebt, ein Betrüger: aber er selbst fühlt sich nicht als solcher; die Intriganten, die ihn als Werkzeug benutzen wollen, werden durch die Hoheit seines Wesens beschämt und kommen nicht gegen ihn auf.

Das Bewußtsein seines Rechts liegt zunächst in dem Bedürfniß des Landes und in seiner Fähigkeit, es zu befriedigen. Die Mark Brandenburg ist am Rande des Untergangs, er fühlt in sich die Kraft, ihr zu helfen, wie der wirkliche Waldemar es gethan haben würde. In diesem Sinn fühlt er sich als echt, und findet den Glauben des Volks, das er zu retten gekommen ist. Er sagt es denen, die ihn aus dem Staube hervorgezogen, geradezu, daß sie Werkzeuge in der Hand Gottes gewesen sind, der ihn zu seiner Mission bestimmt hat.

Aber der Glaube an seine Echtheit hat noch einen mystischen Grund. Indem er übernahm, für die Sünde seines Herrn eine Wallfahrt anzutreten, hat gleichsam eine Seelenwanderung stattgefunden. „Ein Gelöbniß lag auf der Brust des Markgrafen, es ließ ihn nicht sterben, es ließ ihn nicht leben. Was war der, der es auf sich nahm, der mit den heiligen Aufträgen eines Sterbenden, die kein menschlich Ohr hörte, die kaum die erlöschende Stimme aussprach, nur der Blick verrieth sie, ins gelobte Land pilgerte? Er trug die Seele eines Andern, die letzten Wünsche, Gedanken, die allerheiligste Vollmacht, die ein Sterblicher dem Andern gibt. Wer solche Vollmacht übernimmt, der stirbt für sich, er wird ein Anderer. — Gestorben war ich für die Welt, für Kind und Haus, aber nicht für den Ruf Gottes, der über das Meer eine Brücke baute. Der große Waldemar hatte seine Sündenlast am Grabe des Herrn niedergelegt, der frei gewordene Waldemar, ihn rief Gott in sein Land zurück. Das ist Wahrheit. — Sinnst du nach über das Räthsel? — Und wer, Jüngling, kann dir mehr geben als Räthsel! Bist du dir selber keins?"

Auch so gefaßt, wäre das Problem eines echten Dichters würdig. Es ist W. Alexis aber ebensowenig gelungen, als es Schiller in dem verwandten Problem der Jungfrau von Orleans gelungen ist: beiden vielleicht aus dem nämlichen Grunde. Sie haben für die Mischung der verschiedenen Elemente, Begeisterung, Wahn und Trug, keine dialektische Entwicklung gefunden. Es kommt für Waldemar eine Zeit, wo er ein anderer wird, wo er den Glauben des Volks nicht mehr zwingt, weil er nicht mehr der ist, an den sie glaubten; eine Zeit, wo sein Wahn über das Maß hinausgeht, wo er sich für einen Propheten hält, und dann, da die Prophezeihung nicht eintrifft, als von Gott verworfen fühlt. Aber diese innere Wendung und Umkehr des Charakters ist nicht in kräftigen entscheidenden Zügen gezeigt, sie vertheilt sich in einzelne unbedeutende Momente,

oder wird auch wohl wieder künstlich zusammengedrängt; was der Dichter dachte, nahm für ihn keine greifbare Gestalt an. Neben dem Helden ist der breiteste Raum der Gräfin Mathilde von Nordheim gegeben, eine Charakterform, die W. Alexis später noch öfters bearbeitet hat. Ein dämonisches Weib, etwas Kunigunde von Turneck, etwas Adelheid Weislingen. Mit der letztern hat sie auch das Ende gemein, ja die vier Sendboten des heimlichen Gerichts sind geradezu aus der dritten Ausgabe des Götz copirt. Sie ist grausam von Natur, des Hasses fähig, in den meisten Fällen eine kalte Cokette, und doch geht ihr Haß aus betrogener Liebe hervor und schmilzt völlig, als sie den Geliebten wiedersieht. Für die widersprechenden Momente ihres Charakters das Bindemittel zu finden, ist dem Dichter nicht gelungen; sie erscheint sich oft selbst als ein Räthsel, es ist ihr einsam zu Muth und es schaudert ihr wie unter Gespenstern. Die Rechtfertigung, die sie gegen ihre Tochter ausspricht, stimmt mit den Thatsachen nicht überein. „Vielleicht wollte Gott nur Gewürm, und verdammte, die den Hals aufrichten. Deiner Mutter Herz schlug zu laut; ihr Sinn war zu frei, ihr Arm griff zu kühn aus. Nur deshalb zerbrach, was ich formte, zerging in Luft und Nebel, was ich zu fassen wähnte.“ Was dem Dichter bei dieser Figur vorschwebt, ist ihm im Grunde erst beim Proceß der Geheimräthin Ursinus klar geworden. (Schluß folgt.)

Krieg und Poesie
bei den
Hellenen und Germanen.

Von
Bernhard Arnold.

Mit Krieg und Poesie rühren wir an zwei höchst gewichtige Seiten in dem reichgegliederten Leben der Völker: weist uns der eine auf das Feld der Politik, so führt uns die andere, die Dichtkunst, in den Bereich des geistigen Schaffens. Der innige Zusammenhang, der zwischen diesen beiden Gebieten im allgemeinen obwaltet, involvirt schon an und für sich auch die engste Verbindung zwischen Krieg und Poesie im besondern. Diese Verbindung ist denn in der That nicht verkannt worden, aber man war nur zu oft geneigt, den Krieg als einen Gegner der Poesie hinzustellen; ja sentimentale Pfleger der letzteren haben nicht selten geklagt, daß der rauhe Kriegsgott Mars den liederreichen Apoll und sämmtliche neun Musen unbarmherzig verscheuche. Eine vergleichende Betrachtung der politischen und literarischen Geschichte dagegen läßt zu einem anderen Resultate gelangen. Sie zeigt uns, daß gerade die herrlichsten Blüthen, welche der Wunderbaum der Poesie getrieben, in überwiegender Mehrzahl unter den Auspicien des Krieges zur Entfaltung gelangten. Es fehlt nicht an Gründen, diese Erscheinung zu erklären.

Der Krieg ist das erste bedeutsame Moment, das uns in der äußeren Geschichte der Völker entgegentritt. Blicken wir hin auf die ältesten Zeiten: die Hauptbeschäftigung war Krieg und Jagd; und wenn letztere von Schiller treffend „ein Gleichniß der Schlachten, des ernsten Kriegsgotts lustige Braut“ genannt wird, so kann man wohl sagen: Kampf war den alten Völkern gleich Leben. Freilich stritten sie auch für Heimath und Haus, aber es überwog die Freude an dem Kampfe selbst, der ihnen Gelegenheit bot, die üppig strotzende Kraft an den Mann zu bringen. Nichts bewegte ihren Sinn lebhafter als der Ausgang der Schlachten, nichts brachte glänzenderen Ruhm als Sieg im Kampfe. Dies ist die heroische Zeit der Völker, die Zeit der Helden, d. h. jener Männer, die mit der Stärke des Arms die herrlichsten Thaten verrichteten. Wie nun die Poesie mit Recht als der klarste und treueste Spiegel der die Völker am tiefsten erregenden Interessen bezeichnet wird, so muß sich auch bei ihr eine heroische Zeit unterscheiden lassen, eine Zeit, wo sie überwiegend kriegerischen Inhaltes ist. Und in Wirklichkeit findet sich eine solche Periode der Dichtung bei allen Culturvölkern. Aber noch begegnen uns keine Namen von Dichtern: es ist das ganze Volk, das in Verherrlichung seiner Helden und ihrer Werke poetisch thätig ist. Gedicht und Vortrag

sind bei diesen, dem Schooße des Volkes entstammten und in ihm gehegten und gepflegten Producten noch ungetrennt. Das ist die Epoche der mythologisch-historischen Volkslieder, die immer mehr epischen Charakter annehmen und endlich in künstlerischem Abschlusse sich zu größeren Epen krystallisiren.

Mit der Consolidirung der politischen Verhältnisse trat die Freude an der That mehr in den Hintergrund, die Idee wurde betont. Man führte immer noch Krieg, aber nur um eines scharf und bestimmt vorgesteckten Zieles halber: Erweiterung der Herrschaft, Schutz der bürgerlichen Freiheit und politischen Unabhängigkeit, Beschirmung und Ausbreitung des für richtig gehaltenen Glaubens. Diese Modification des Krieges konnte nicht ohne Einfluß auf die Poesie bleiben, und auch sie mußte nun aus ihrer Beschränkung heraustreten und die höchsten Fragen in ihren Bereich ziehen. Das rein kriegerische Element war in dieser Poesie, der lyrischen, immer noch von hoher Bedeutung, allein wenn man die siegreichen Kämpfer pries, wenn man den Kriegsruhm der Ahnen besang, so geschah dies nicht mehr aus bloßer Freude an den Thaten: die Reflexion trat hinzu, die praktische Nutzanwendung oder mit andern Worten die ausgesprochene Absicht, die Kriegslust und den Patriotismus des Volkes hervorzurufen, zu heben oder zu erhalten. So kam die Poesie nun ihrerseits dem Kriege zu Hülfe und erstattete diesem gleichsam den Dank für die ihr zuerst von ihm gewordene Förderung. Gleichzeitig aber war sie aus der naiven Plauderin zur ernsten Lehrerin geworden, ein Charakter, den sie auch dann beibehielt, als sie im Drama den Gipfel der Vollendung erklomm und die Helden, wie sie leibten und lebten, dem Volke vor Augen führte.

Es stand mithin auch die Kunstpoesie, welche im Laufe der Zeiten sich der schlichten Volksdichtung als stolzere Schwester gesellt hatte, stets in den engsten Beziehungen zum Kriege; neben ihr waltete indessen die ältere Schwester ungestört weiter, und gerade wenn die jüngere ermattet den Flug sinken ließ, spendete sie ihre schönsten Gaben.

Aber nicht bloß vermöge der gewichtigen Rolle, die der Krieg im Leben der Völker spielt, wirkt er fördernd auf die Dichtung: er thut dies auch, weil er so zu sagen selbst ein Stück Poesie ist. Welch farben- und gestaltenreiches Leben ruft er nicht ins Dasein! Hier der Glanz der Waffen, das Wiehern der Rosse, das Tönen der kriegerischen Instrumente, das gewaltige Streiten ganzer Heere, wie einzelner Krieger; dort Abschied und Wiederbegrüßung von Heimath und Haus, das todesmuthige Ausharren im Angesichte des unentrinnbaren Verderbens, der Jubel über den Sieg und die Trauer über die Niederlage, wie um die Gefallenen. Das sind lauter Momente, von denen die einen durch ihre Sinnenfälligkeit der Poesie nicht minder reichen Stoff bieten als die anderen durch Erschöpfung der ganzen Scala all' der Gefühle, die das Menschenherz freudig oder schmerzlich bewegen. So führt, um ein Wort Wilhelm von Humboldt's zu gebrauchen, der poetische Gehalt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei, und es ist daher nicht zu verwundern, daß der Krieg selbst im Frieden ein fruchtbares Thema für poetische Schöpfungen der verschiedensten Art abgegeben hat und noch abgiebt.

Die im Bisherigen erörterte Wechselwirkung zwischen Krieg und Poesie erstreckt sich jedoch noch weiter: der Krieg fördert auch Dichtung, die durchaus nicht kriegerischen Inhalts ist. Es hängt dies zusammen mit den Wirkungen des Krieges: hinsichtlich ihrer den Vergleich mit dem Gewitter zu ziehen, ist zwar sehr verbraucht, aber doch höchst treffend: auch das Leben der Völker wird im ewigen Sonnenschein des Friedens matt und welk. Der Krieg wirkt verjüngend und erlösend; wenn auch aus feindlichem Zusammenstoß von Völkern hervorgegangen, bringt er diese doch in lebhaften Verkehr und ruft eine reiche Mehrung des Ideenkreises hervor; andrerseits stellt er die höchsten Forderungen an die intellectuellen wie an die moralischen Kräfte; er bietet den weitesten Spielraum für den Wetteifer Aller in allen Tugenden. Freilich wird dies nur ein Krieg vermögen, bei dem das Herz des Volkes ist, ein Nationalkrieg, nicht ein im Schooße der Cabinette ausgeheckter. Von einem solchen Standpunkte aus hat Schiller Recht, wenn er den Krieg den Beweger des Menschengeschicks nennt, wenn er von ihm singt:

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen.

Ja das Ungemeine ist es, was der Poesie vonnöthen ist, und das wird ihr vorzugsweise durch den Krieg. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der letztere auch zum Gedeihen der Dichtkunst nothwendig sei. Die Erfahrung zeigt, daß gerade die vollendetsten Producte erst dann entstanden, als der Friede die Muße gab, die von jenem gespendeten Anregungen zu verwerthen. Wie also der Krieg auf der einen Seite tödtet, so ruft er andrerseits neues Leben, neue Cultur hervor und scheint somit zu jenen Naturerscheinungen zu gehören, deren Berechtigung wir, wenngleich mit schmerzlichem Widerstreben, anzuerkennen gezwungen sind. Er wird daher trotz aller Bemühungen der internationalen Friedensliga auch künftig noch zeitweise in die Erscheinung treten, und man wird gut thun, statt das Gewitter selbst abschaffen zu wollen, sich lieber nach möglichst soliden Blitzableitern umzusehen.

Zwei Bedingungen freilich sind zur Förderung der Poesie durch den Krieg unumgänglich nothwendig: erstlich, daß ein Volk überhaupt noch bildungsfähige Keime hege, und in zweiter Reihe, daß es zu der betreffenden Zeit dichterisch begabte Geister aufzuweisen habe. Sind aber diese beiden Bedingungen gegeben, dann kommt es auch nicht mehr, obwohl man das Gegentheil mehrfach angenommen hat, auf den Erfolg des Krieges an, sondern es kann jene Förderung einem besiegten Volke nicht minder zu Theil werden als dem siegreichen. Im Gegentheil wird die Dichter gerade das Unglück ihres Volkes veranlassen, das letztere durch ihre Verse zur Einkehr in sich selbst, zur moralischen Wiedergeburt und damit zu erneuter Thatkraft zu vermögen.

Nach diesen grundlegenden Bemerkungen möge es mir gestattet sein, an der Hand der politischen und literarischen Geschichte den Beweis für den weitreichenden Einfluß des Krieges auf die Poesie zu führen. Die dieser Betrachtung gesteckten Grenzen erlauben jedoch nicht, dies bezüglich aller Culturvölker ins Werk zu setzen. Ich beschränke mich daher auf die zwei bedeutendsten der alten und der neuen Zeit: auf die Hellenen und auf die Germanen. Aber auch da wird man nicht verlangen, daß ich von Homer bis auf Kutschke jeden Dichter, der durch den Krieg gefördert wurde, jedes Gedicht, das eben darauf hinweist, ausdrücklich benenne. Ich kann nur in großen Strichen zeichnen und nur jene Producte hervorheben, an denen der Einfluß des Krieges am augenfälligsten zu Tage tritt.

Indem wir mit den Hellenen beginnen, wird es gut gethan sein, vor allem in die Mythologie zurückzugreifen und aus ihr die poetischen Gebilde hervorzuheben, welche die Anregung des Krieges geschaffen hat. Zwei Seiten des letzteren gelangten hier zur Personification: in erster Linie die wilde Streit- und Mordlust, die blindlings in das Getümmel hineinstürzt und unersättlich ist in den Werken des Krieges; ihr gegenüber die „besonnene Tapferkeit, die sich höherer Zwecke wohl bewußt ist.“ (Preller.) Jene wird hauptsächlich repräsentirt durch den männermordenden Ares, den riesigen Sohn des Zeus und der Hera. Ganz in Erz gehüllt durchtobt er die Schlacht, drängt er gegen die Streitwagen an und umstürmt die Mauern der Städte. Doch auch er kann vom Speere erreicht und zu Boden geworfen werden; dann brüllt er

Wie wenn zugleich neun Tausend daherschrei'n, ja zehn Tausend
Rüstige Männer im Streit, voll Wuth anrennend und Mordlust.

Nicht minder schrecklich ist das Gefolge des Gottes: die Städteverwüsterin Enyo, die im blutigen Streite unersättliche Eris und seine Diener Deimos (Schrecken) und Phobos (Furcht), die ihm den Streitwagen anschirren. Am grellsten aber ist die Gräßlichkeit des Krieges ausgeprägt in den furchtbaren Keren. Mit den weißschimmernden Zähnen knirschend stürzen sie sich auf die Gefallenen, begierig das dunkle Blut zu schlürfen: mit den gewaltigen Krallen halten sie die Beute fest und erst wenn sie ihre Gelüste nach Menschenblut gesättigt, dann stürmen sie wieder von dannen in das Getümmel der Schlacht.

In strahlender Heiterkeit tritt diesen dunkeln Gestalten die Vertreterin der oben berührten edleren Seite des Krieges gegenüber: Pallas Athene, die jungfräuliche Tochter des Zeus. In voller Rüstung, mit gezückter Lanze entsprang sie dem Haupte des Vaters und so gefiel der

Hehren immerdar das Getöse der Kämpfe und Schlachten. Sieg und Ruhm hält sie in ihren ewigen Händen, aber nicht spendet sie Beides an alle die Streiter. Nur auserwählte Helden beglückt sie damit und es waren stets nur die Herrlichsten, die sich ihres Schutzes erfreuten: ich erinnere an Herakles, Diomedes und Odysseus, Helden, die nicht bloß durch körperliche Tapferkeit ausgezeichnet waren, sondern auch durch geistige Klarheit und Besonnenheit wie durch unermüdliche Ausdauer in Erreichung ihrer Ziele. Zu diesen aber tritt sie in ein Verhältniß, dessen reiner Innigkeit nur noch die Beziehungen der nordischen Walküren zu ihren Lieblingen an die Seite gestellt werden können.

Bei einem Volke, dessen Mythologie dem Kriege einen so weiten Spielraum zugestanden, wird es nicht auffallen, daß auch seine Heroenzeit reich an kriegerischen Unternehmungen war; namentlich lockten die Wellen des Meeres zu Zügen in die Ferne. Damit war genügender Stoff zu Heldenliedern gegeben, und in der That erzählt uns der Dichter schon von Achillens, es hätten ihn Agamemnon's Abgesandte getroffen bei der helltönenden Leier:

Hiermit labt' er den Muth und sang Siegsthaten der Männer.

Den Mittelpunkt dieser Periode aber bildete der Kampf der europäischen Griechen gegen die auf Kleinasiens Westküste gelegene Stadt Troja. Er war höchst bedeutsam für die damalige Poesie, die sich seiner sofort bemächtigte. Noch war Odysseus nach der Zerstörung der Veste auf der Irrfahrt begriffen, da trieb bei den Phäaken den blinden Demodokos bereits die Muse, das Lob der Helden zu singen

Aus dem Gesang, deß Ruhm damals den Himmel erreichte.

Aus der Menge der Lieder, die sich an die hervorragendsten Helden dieses Krieges reihten, stieg strahlend empor das Zweigestirn der Iliade und der Odyssee, das unter dem symbolischen Namen des Homer auf uns gekommen ist.

Die erstere verleugnet ihren kriegerischen Ursprung nicht. Mit welcher Freude beschreibt sie das schimmernde Waffengeschmeide ihrer Helden: den kunstreichen Brustharnisch, die bergenden Beinschienen, den roßmähnigen Helm mit dem fürchterlich nickenden Busche, und das silberbucklige Schwert, die weithin schattende Lanze, den siebenhäutigen Schild. Auch die kunstreich gefertigten Streitwagen und das Zweigespann der hurtigen Rosse wird nicht vergessen. Und wie furchtbar prächtig weiß sie ihre kämpfenden Helden zu charakterisiren: aus der belebten wie der unbelebten Natur leiht sie sich die treffendsten Bilder. Diomedes, der die fliehenden Troer vor sich hertreibt, wird einem geschwollenen Strome verglichen, den keines Dammes gewaltiges Bollwerk zu hemmen vermag, unter dem weit und breit dahinsinkt des Landmanns fröhliche Arbeit. Und als Achilleus zum Kampfe mit Hektor schreitet, da

umleuchtet das Erz ihn ähnlich dem Schimmer
Lodernder Feuersbrunst und der hell aufgehenden Sonne,

so daß bei seinem Anblicke selbst der muthige Sohn des Priamos erzittert. Gleichwohl stürmt auch er später auf den Peliden

wie ein hochherfliegender Adler,
Welcher herab auf die Eb'ne gesenkt aus nächtlichen Wolken
Raubt den Hasen im Busch, wo er hinduckt, oder ein Lämmlein.

Ja sogar die Götter werden von der Lust des Kampfes ergriffen und nachdem sie schon vorher für die Griechen und Trojaner einzeln gestritten, kommt es endlich zu einer allgemeinen Götterschlacht.

Laut nun prallt' an einander der Sturm; weit krachte der Erdkreis
Und es erscholl wie Drommeten die Luft rings.

Der alte Zeus aber saß ferne auf des Olympos Höh'n und ihm lachte das Herz im Leibe, da er sah zum Kampf anrennen die Götter.

Weit sanftere Töne klingen in der dem gleichen Sagenkreise angehörigen Odyssee, dem ewigen Lied der Abenteuer, dem Lied des Heimwehs, wie es Geibel so schön bezeichnet. Es ist dies eine Erscheinung, die wir schon früher angedeutet und im Verlaufe dieser Betrachtung noch öfter finden werden, daß ältere, der Zeit des Krieges näher stehende Dichtungen auch hinsichtlich des Inhaltes noch überwiegend kriegerisch sind, während die jüngeren, derselben äußeren Anregung entstammten Producte zwar immer noch von dem gleichen erfrischenden Hauche durchweht sind, aber doch schon eine weit mildere Färbung angenom-

men haben, ja sehr häufig dem Thema nach in gar keiner Beziehung zum Kriege stehen.

Ergeht sich die epische Poesie in glänzender Schilderung der Helden und ihrer Thaten, so tritt uns die Lyrik sofort als bewußte Mahnerin und Weckerin kriegerischer Tugenden entgegen. Der zweite messenische Krieg war es, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. eine kurze Blüthe der Dichtkunst zu Sparta hervorlockte. Schon hatte es den Anschein, als würden die Spartaner unterliegen, da hob Tyrtäos, der älteste Dichter mit Leier und Schwert, durch seine energischen, scharf einschneidenden Kriegslieder den gesunkenen Muth wieder und entschied den Sieg zu Gunsten der Spartaner. Er hatte keine Zeit zu glänzenden Schilderungen, er mußte zur That drängen, zur raschesten That. Und fürwahr, mit wunderbar packender Gewalt schleudert er seine Verse:

Also stelle sich Jeglicher fest und die Füße mit starkem Ausschritt wacker gestützt beiß' er zusammen den Mund;

nicht minder an einer anderen Stelle:

Und Fuß stemmend an Fuß und den Schild andrängend dem Schilde,
Flatternden Busch an den Busch, Helm zu dem Helme gereiht
Und Brust klopfend an Brust ausring' er den Kampf mit dem Gegner
Hoch in Händen das Schwert oder gewaltigen Speer.

Für diesen Dichter, sagt ein griechischer Redner, waren die Spartaner so eingenommen, daß sie ein Gesetz gaben, Alle, sobald sie unter den Waffen standen, zum Zelte des Königs zu rufen, um die Gedichte des Tyrtäos anzuhören, indem sie glaubten, daß sie auf diese Weise am bereitwilligsten den Tod fürs Vaterland erleiden würden. — Neben diesem männlichsten aller Dichter sang, angeregt von eben jenes Krieges erfrischendem Hauch, der sanfte Alkman, der die Stimme aller Vögel wohl kennt, dessen Herz von süßer Liebe warm überströmt ward.

Ein ähnliches Schauspiel wiederholte sich noch gegen Schluß des genannten Jahrhunderts auf der Insel Lesbos, indem unter dem belebenden Einflusse der heißblütigen Fehden des dortigen Adels die äolische Lyrik zur Entfaltung kam. Bei ihrem männlichen Vertreter, dem ritterlichen Alkäos, überwog das kriegerische Element; man höre nur die Beschreibung des Waffensaals, den er sich in seinem Hause angelegt:

Erz durchstrahlt das gewaltige Haus; und es funkelt der Saal bedeckt für Ares ganz
Mit hellblinkender Helme Schmuck, über denen der weiße Roßschweif drohend nickt,
Zier für tapferer Männer Haupt. An verborgenen Pflöcken ringsum aufgehängt
Schimmern glänzend von blankem Erz Schienen, sicherer Schutz vor starkem Feindesspeer;
Neue Panzer von Linnen auch nebst hochragenden Schilden sind dort aufgestellt,
Schwerter auch von Euböerstahl und Leibgürtel in Meng' und mancher Waffenrock.

Anderseits wurde die Liebe im Alterthum nie inniger gefeiert als durch die der gleichen Epoche und dem gleichen Lande angehörige Sappho.

Den glänzendsten Beweis aber, wie fruchtbar der Krieg auf die Poesie zu wirken im Stande ist, liefert die Zeit der Perserkämpfe, mit denen wir in das 5. Jahrhundert v. Chr. treten. Es war nicht sowohl ein Zusammenstoß zweier Nationen, es war ein Aneinanderprallen zweier Erdtheile, Europa's und Asiens. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob hellenische Cultur und Freiheit fortbestehen oder orientalische Weichlichkeit und Despotie auch im Occident das Scepter führen sollte. Die erstere errang den Sieg und die Namen Marathon, Thermopylä, Salamis und Platää werden heutigen Tages noch gefeiert als die ragenden Denkmale der idealsten Epoche, welche die Weltgeschichte kennt. Ein ganz beispielloser Schwung kam damals in das geistige Leben Griechenlands, dessen Strahlen gleichwie in einem Brennpunkte zusammenliefen in Athen, der herrlichen Vorkämpferin abendländischer Cultur. Und da war es denn vor allem wieder die Dichtung, welche in Folge jener Kämpfe sich zu einer Höhe erhob, die sie aus einer localen zu einer Weltpoesie gestempelt und ihr jene ewig blühende Frische verliehen hat, vermöge der sie selbst an unsere moderne Zeit die befruchtendsten Culturkeime abgegeben hat und noch abgiebt.

Es lassen sich in der von den Perserkriegen beeinflußten Poesie zwei Abschnitte unterscheiden, die ebenfalls mit dem Gange der Kämpfe im Zusammenhange stehen. So lange noch auf hellenischem Boden gestritten wurde, da ist auch die Dichtung noch durchglüht von kriegerischem Geiste; denn „erhabenem

Geist muß Klang, muß Wort nothwendig entsprechend geformt sein.“ Der würdige Repräsentant dieser Epoche, die man kurz als die der Marathonkämpfer bezeichnen könnte, ist der Tragiker Aeschylos. Er hatte nicht vergeblich in allen entscheidenden Schlachten für die Heimath gestritten und geblutet; so wußte er der jungen Tragödie, die in keiner gesegneteren Stunde hätte geboren werden können, die mächtige Signatur seiner Zeit aufzudrücken und an großartiger Erhabenheit hat er unter den späteren Dichtern Seinesgleichen nur an Shakespeare. Treffend sagt daher Aristophanes von des Aeschylos Stil, daß er „sturmgleich Urwaldesworte wurzeltief ausreiße“ und von seinen Personen, es seien

> Männer voll Adel die Brust,
> Wurfspeer schnaubend und Lanzen und Schwert und des Helms weißbuschiges Dräuen
> Und des Harnisch Wucht und Schienen und Schild und siebengehäuteten Kampfmuth;

gewaltige Charaktere, die er nach dem Bilde der Homerischen Helden erschaffen, auf daß

> begeistert sich fühlten die Bürger
> Gleich Jenen sich kühn zu erheben zur Schlacht, wenn sie rief des Kampfes Drommete.

Zwei Dramen dieses Dichters aber bedürfen hier noch einer besonderen Erwähnung: die Perser und die Sieben gegen Theben. In jenem feierte er die Schlacht bei Salamis in einer Weise, die nicht nur der Großartigkeit des historischen Vorganges die Wage hält, sondern auch wegen ihrer zarten, tactvollen Auffassung des ganzen Kampfes zwischen den Persern und den Griechen nicht genug gerühmt werden kann. Allerdings werden die Heldenthaten Athens wie des gesammten Hellas höchlich gepriesen, aber über die Perser wird nicht die Schale des Hohnes und Spottes ausgegossen. Ihre Niederlage wird vielmehr dargestellt als eine Fügung der göttlichen Weltordnung, die da rächet jeglichen Uebermuth auf Erden. Es sei gestattet, hier aus jenem Drama die Schilderung einzuschieben, wie die griechische Flotte wider die Perser, die auf eine falsche Botschaft hin die Flucht ihrer Gegner erwarteten, zum Kampfe heranzieht. Der Erzähler ist ein Perser, der bei Salamis persönlich mitgestritten.

> Da scholl von Hellas' Volke Lärm wie freudigen
> Gesanges heller Jubel und mit lautem Ruf
> Vom Felseneiland jauchzte nach der Wiederhall.
> Furcht überkam der Perser Herzen allzumal,
> Die so getäuscht sich sahen; denn nicht wie zur Flucht
> Erhoben Hellas' Söhne stolzen Schlachtgesang,
> Nein, kühn zum Kampf zu stürzen heißentbrannten Muths,
> Und Alles dort entflammte Kriegsdrommetenschall.
> Sofort die Woge schlugen sie mit rauschender
> Seeruder gleichgemess'nem Schwung dem Tacte nach:
> Da tauchten alle plötzlich auf vor unserm Blick.
> Voran in wohlgeschloss'nen Reih'n erschien zuerst
> Der rechte Flügel, hinter ihm in stolzem Zug
> Die ganze Flotte; ringsumher erscholl zugleich
> Vielfacher Ruf: „Auf, Hellas' Söhne, stürmt zur Schlacht,
> Befreit die Vatererde, Kinder, Gattinnen,
> Befreit der Heimathgötter alten Sitz, befreit
> Der Ahnen Gräber! Jetzt um Alles gilt der Kampf!“

Wenn solche Worte auf der Bühne klangen, wem mußte da das Herz nicht höher schlagen? Und wenn schließlich der einst so glänzende Xerxes selbst — das Drama spielt in der persischen Hauptstadt Susa — als Flüchtling mit zerrissenem Gewande auf der Bühne erscheint und in Verzweiflung die greisen Edlen des Landes zur Erwiederung seiner Wehklagen auffordert, da mußte auch dem Geringsten klar werden, wie Großes die Gottheit an Hellas gethan. — Von dem andern oben erwähnten Drama, das den Kampf der sieben Helden gegen Theben behandelt, läßt Aristophanes den Aeschylos selbst sagen:

> Ein Drama schuf ich des Ares voll;
> Alljeglicher Mann, der es schauete, ward durchglüht von kriegrischem Feuer.

Aber auch in den anderen Tragödien unseres Dichters lebt der Geist der Perserkämpfe, der ihn alle Seiten des Krieges poetisch verklären läßt.

Dem mächtigen Einflusse dieser Kämpfe vermochte sich selbst ein so abgeschlossener Dichter wie Pindar nicht zu entziehen und die erhabenen Gedanken und Anschauungen dieses kühnsten aller Poeten haben sicherlich manche Förderung von jenen erhalten, wie er denn auch namentlich das Lob der Freiheitskämpferin Athen sang, „der liebeswürdigen Säule von Hellas.“ Mit jugendlicher Wärme aber faßte der siebzigjährige Simonides von Keos, der Begründer und Vollender des griechischen Epigramms, die Zeit auf. Er verherrlichte die Waffenthaten der Hellenen in einer

stattlichen Reihe trefflicher Epigramme, von denen ich außer dem durch Schiller's Uebertragung allgemeiner bekannt gewordenen auf die bei Thermopylä Gefallenen:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl;

nur noch die Worte anführen will, die er den auf dem Grabmale des Leonidas (zu deutsch: des Löwensohnes) errichteten Löwen sprechen läßt:

Unter den Thieren bin ich der gewaltigste — unter den Menschen
Er, dem hütend ich hier lieg' auf dem steinernen Grab.
Trüge der herrliche Leu von mir nicht Seele wie Namen,
Hätt' ich aufs Grabmal hier nimmer die Füße gesetzt.

Freilich wurde dieses ganz einzige Emporblühen der Poesie auch aufs lebhafteste begünstigt von Seiten des atheniſchen Staates, der wie kein anderer die hohe Mission jener zu würdigen verstand. So forderte er, um nur ein Beispiel anzuführen, nach der glorreichen Schlacht bei Marathon die berühmtesten Dichter auf, sich im Preise der Gefallenen zu messen. Und da war es eben jener Simonides, der mit seiner Elegie selbst über Aeschylos den Sieg davontrug.

Der zweite der vorher angenommenen Abschnitte fällt mit der Zeit zusammen, wo der Krieg gegen die Perser einen offensiven Charakter angenommen und Hellas von feindlichen Einfällen nichts mehr zu befürchten hatte. Da [verjüngte] sich jener kriegerische Geist zu der Idealität, welche der an Perikles' Namen geknüpften Periode innewohnt. Damals erhob Sophokles, der als sechzehnjähriger Jüngling den Reigen nm die Trophäen von Salamis geleitet hatte, getragen von diesen glänzenden Erinnerungen, die griechische Tragödie auf den Gipfel der Vollendung, der noch heute die Bewunderung der gebildeten Menschheit erregt. Bald darauf brach echt hellenisches Wesen und mit ihm echt hellenische Poesie zusammen: beide hatten die ihnen gewordene Aufgabe vollständig gelöst und waren neuer Leistungen nicht mehr fähig.

Auch bei den Germanen war in den ältesten Zeiten der Krieg das Hauptmoment des Lebens. Tacitus nennt sie ein kriegsfrohes Volk und sagt, am meisten unter allen Göttern verehrten sie den des Krieges. Zio ist der Name desselben, aber außer diesem kommt hier auch noch Wuotan, der höchste altgermanische Gott, in Betracht, der über Schlacht und Sieg gebietet und als Kriegsgott der Phantasie des Volkes so bedeutsam wurde, daß er selbst heutzutage noch auf weißem Schlachtrosse an der Spitze des nach ihm benannten wüthenden Heeres durch die Lüfte reitet. Dem Kriege verdankt die deutsche Mythologie endlich eine der poesievollsten Gestaltungen, die überhaupt auf diesem Gebiete geschaffen worden sind: die Walküren. Freilich kennen wir sie nur aus der nordischen Mythologie, allein wir dürfen getrost annehmen, daß hierin alle deutschen Stämme übereinstimmten. Die Walküren sind die Botinnen Odins, d. i. Wuotan's, und tragen ihren Namen davon, daß sie den Wal küren. Unter Wal hat man alle auf dem Schlachtfelde Erschlagenen zu verstehen; deren Seelen im Augenblick des Scheidens in Empfang zu nehmen und zu Odin in die Walhalla zu geleiten, ist die Aufgabe der Walküren. Diese Schlachtjungfrauen oder Schildmädchen, wie sie auch genannt werden, reiten aus in jugendlicher Schönheit und strahlendem Waffenschmuck. In ihre Hand hat Odin es gelegt, den Ausschlag zu geben über Kampf und Sieg. Doch nicht alle die Streiter sind den Walküren gleich lieb: sie haben ihre Auserkorenen, denen sie mit besonderer Treue zur Seite stehen. Da tritt denn oft ein Zwiespalt ein zwischen Neigung und Pflicht; wehe der Unglücklichen, die nach eigener Wahl und gegen Odin's Willen einem Manne Sieg verleiht. Die herrliche Brunhild hatte es gewagt; darum wehrt ihr der Gott, fernerhin den Sieg zu erstreiten, versenkt sie in Schlaf und umgiebt sie mit lohender Flamme; dem Manne aber, der sie aus dem Schlafe erweckt, muß die stolze Schlachtenjungfrau unterthan werden. All' der poetische Zauber, welcher über Brunhild's Gestalt ausgegossen ist, hat bekanntlich eine höchst glückliche Wiedergabe gefunden in Wagner's großartigem Tondrama „die Walküre." Die nordischen Walküren aber, wie man öfter gethan, den griechischen Keren an die Seite zu stellen, scheint mir bei genauerer Betrachtung nicht zutreffend.

Wo der Krieg schon so einflußreich auf

die Gestaltung des Volksglaubens war, da mußte nothwendigerweise auch die Dichtung davon aufs lebendigste ergriffen werden, und es ist eben jener Tacitus wieder, der uns ausdrücklich von Kriegs- und Heldenliedern der alten Germanen berichtet. Daß darin zu seiner Zeit die Befreiungskämpfe gegen die Römer einen großen Raum einnahmen, läßt sich wohl begreifen, und darum werden wir es gern glauben, daß damals namentlich Hermann der Cherusker, der Held vom Teutoburger Walde, im Gesange gefeiert wurde.

Ein ganz besonders ergiebiger Boden aber erwuchs der deutschen Poesie aus den Kämpfen der Völkerwanderung, deren Beginn man in das Jahr 375 n. Chr. zu setzen pflegt. Jene sturm- und drangvolle Periode, in der, wie Gervinus so schön sagt, mit dem Kern und Mark der Germanen die entartete alte Welt umgeschaffen und ganz Europa mit unserm Blute verwandt ward, sie wurde zugleich die Mutter einer ganz neuen deutschen Heldensage und Heldendichtung. Die hervorragendsten deutschen Stämme hatten fast alle von großen Thaten zu singen, von heldenmüthigem Untergang und herrlichem Sieg. Damals wurden historischer Grundlage, vermischt mit mythologischen Elementen, jene Gestalten entnommen, welche die deutsche Dichtung fortan zu ihren Lieblingen erkoren und mit so unvergänglichem Glanze umwoben hat, daß sie im Munde des Volkes fortlebend noch geraume Zeit später den Stoff zu einer der gewaltigsten poetischen Schöpfungen zu gewähren vermochten. Ich erwähne die furchtbar prächtige Erscheinung des Hunnenkönigs Attila oder Etzel, den milden Ostgothenkönig Theodorich, bekannt unter dem Namen Dietrich von Bern (d. i. Verona), und Siegfried, eine leuchtende Gestalt gleich dem Achilleus der Hellenen. Leider hat sich uns aus der unmittelbar an die Völkerwanderung angereihten Poesie nichts mehr erhalten als das Bruchstück eines epischen Gedichtes, das einen Theil der ostgothischen Dietrichssage behandelt. Es ist dies das Hildebrandslied, sogenannt, weil darin der greise Hildebrand, des Gothenkönigs Waffenmeister, mit Hadubrand, dem eigenen Sohne, der den Vater todt wähnt, im Einzelkampfe zusammentritt. So klein der auf uns gekommene Rest ist, so treu giebt er das urkräftige Heldenthum seiner Zeit wieder. Wohl hat der Vater den Gegner erkannt und sich ihm entdeckt, allein der Sohn vermuthet Hinterlist und weigert ihm den Glauben. Da zaudert nun auch der alte Kämpe, den man der Sommer und der Winter sechzig stets zu der Streitenden Volk schaarte, nicht länger, den Kampf aufzunehmen, dessen es den Gegner so sehr gelüstet.

Da ließen sie erstlich die Eschen schmettern
In scharfen Schauern, daß es in den Schilden stund.
Dann stürmten sie zusammen: die Steinärte klangen,
Hieben harmlich die hellen Schilde,
Bis ihnen ihre Linden nicht mehr langten
Zermalmt mit den Waffen.

Es folgt die Karolingerzeit, die Zeit Karl's des Großen und seines Hauses, deren kriegerischer Charakter keiner weiteren Ausführung bedarf. Daß sich die Sage alsbald der hehren Gestalt des großen Kaisers bemächtigte, läßt sich wohl begreifen; doch ist daraus in dem eigentlichen Deutschland nie eine selbständige Dichtung erwachsen, eine Erscheinung, die wohl ebenso zu erklären ist, wie die gleiche in Griechenland zu den Zeiten Alexander's des Großen, dessen Wesen und Wirken doch sicherlich die Poesie nicht minder herausforderte als das des fränkischen Herrschers. Beide Persönlichkeiten gehörten eben Uebergangsperioden an und wie einst hellenisches Wesen, so mußte jetzt das Heidenthum zum Abschluß kommen. Aber noch hatte das Neue, das an die Stelle des Alten kommen sollte, der Kosmopolitismus auf der einen, das Christenthum auf der andern Seite, in die Herzen des Volkes keinen Eingang gefunden, und die Abneigung, die der Kern des Volkes den Vertretern des Neuen, Alexander und Karl, entgegenbrachte, verhinderte deren sofortige poetische Verherrlichung. Nur ein kriegerisches Ereigniß der Karolingerzeit fand auch in der deutschen Poesie seinen Wiederhall: der Sieg Ludwig's III. von Frankreich über die Normannen bei Saucourt (881). Ihn feiert das Ludwigslied. Unter heiligen Liedern zieht der Heldenkönig gegen die Heidenmänner mit seinen christlichen Streitern, die noch immer die alte Kriegsfreudigkeit der Ahnen in sich tragen:

Sang war gesungen, Kampf war begonnen:
Blut schien in den Wangen. Freudig stritten die Franken.
Da focht der Helden jeglicher; keiner so wie Ludwig.

Um so deutlicher spiegelt die Poesie der Ottonenzeit den kampflustigen Geist der damaligen Periode. Zwar hatte der lebhafte Verkehr mit Italien die lateinische Sprache für alle poetischen Producte zur Regel gemacht, allein die Stoffe waren echt deutsch und man griff wieder auf die durch die Völkerwanderung gebildeten Sagenkreise zurück. Daß gerade dies geschah, daß man namentlich den burgundisch-hunnischen Sagenkreis behandelte, darauf waren ohne Zweifel die Kämpfe mit den Ungarn, jenem den Hunnen im Auftreten so ähnlichen und mit ihnen auch wohl verwandten Volke, von wesentlichem Einflusse. Die bedeutendste hier in Frage kommende Dichtung ist das Waltharilied Ekkehard's, eines Mönches aus dem Kloster St. Gallen. Es singt von den furchtbaren Kämpfen, die Walther von Aquitanien mit dem Burgunderkönig Gunther und dessen Mannen, darunter der berühmte Hagen von Tronje, am Waschenstein (den Vogesen) zu bestehen hatte. Um die zweite Tagesstunde hatte der Streit begonnen und

Als es zum Ende kam, trug jeder die Zeichen des Tagwerks:
Hier lag Gunther's Fuß, des Königes; dorten die Rechte
Walther's und wiederum dort das zuckende Auge von Hagen.

Und über diese ihre gräßlichen Verstümmelungen vermögen die Helden noch heitere Scherzreden zu führen! — In gleich wilder Großartigkeit tönt auch aus der Zeit der fränkischen Kaiser ein Klang zu uns herüber: die Schilderung, die das Annolied von der Schlacht bei Pharsalus giebt:

Hei, wie die Waffen klangen,
Da die Rosse zusammensprangen!
Heerhörner schollen,
Bäche Blutes quollen.
Die Erde drunter tönte,
Die Hölle entgegen dröhnte,
Da die hehrsten auf der Erde
Sich suchten mit dem Schwerte.
Da lag so manche stolze Schaar
Mit Blute beronnen gar;
Da konnte man sterben schauen
Ob der Helme verhauen
Des reichen Pompejus Mann,
Da Cäsar den Sieg gewann.

Bald nach der Entstehung dieses Liedes begannen jene Kämpfe, die an Einfluß auf die Poesie sogar noch die Perserkriege überragen, insofern dabei nicht ein einzelnes Volk in Betracht kommt, sondern sämmtliche Culturvölker des damaligen Europa; jene Kämpfe, in denen abermals ein Zusammenstoß des Orients und Occidents erfolgte: die Kreuzzüge. Treffend hat man sie, die zu Ehren Gottes und des christlichen Glaubens geführt wurden, als die Heldenperiode des Christianismus bezeichnet. Alle geistige Thätigkeit concentrirte sich mit außerordentlicher Intensität auf diesen einen Zweck: rascher strömte das Blut durch den Leib Europa's und die Völker, die bisher mehr oder weniger sich isolirt gegenübergestanden, pflegten nun Gedankenaustausch und lebendigen Verkehr. Und zudem erschloß sich wie mit einem Zauberstabe die volle farbenglühende Pracht des Orients mit all' ihren Wunderländern, mit all' ihren phantastischen Gebilden dem staunenden Auge des Occidentalen. Wie mußte dies auf ihre ohnehin schon lebhaft erregte Phantasie wirken! welch' eine Fülle neuen Stoffes in den Schoß ihrer Dichtung geschüttet werden! Da zog es wie Frühlingsbrausen, das reichen Sommer verhieß, durch die Poesie aller Lande. In Frankreich schöpfte man zunächst unmittelbar aus der Gegenwart selbst und feierte die Helden und Thaten der Kreuzzüge; bald aber schaute man auch nach rückwärts und die neue Berührung des Orients und Occidents setzte sich mit den früheren im trojanischen Kriege und zu Zeiten Alexander's des Großen in Contact. Darauf bezügliche französische Dichtungen fanden auch in Deutschland Eingang und von einheimischem Geiste getragene Bearbeitung. Das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, das in großartiger Darstellung der Schlachten sich ganz dem alten deutschen Heldengesange nähert, und der trojanische Krieg Konrad's von Würzburg sind beredte Zeugnisse dafür. Anderseits aber hatte man in Frankreich eben auch unter dem Einflusse der Kreuzzüge angefangen, aus den Liedern, die sich um Karl den Großen gebildet, ganz besonders diejenigen hervorzuheben, welche den Kampf des Kaisers mit den Sarazenen in Spanien zum Gegenstande hatten. In ihnen erscheint Karl als mächtiger Schutzherr der Christen-

heit, aber den eigentlichen kriegerischen Mittelpunkt bildet vielmehr sein Neffe Roland, der herrlichste der kaiserlichen Paladine. Aus diesen Liedern erwuchs gerade in der Epoche der ersten Kreuzzüge als französisches Nationalepos das Rolandslied, welches in Folge des lebhaften geistigen Verkehrs, der sich damals zwischen Frankreich und Deutschland entwickelte, auch in die deutsche Poesie herübergenommen und in dem Rolandslied des Pfaffen Konrad nachgebildet wurde. Das letztere ist eine treue Wiedergabe des religiös-kriegerischen Geistes der damaligen Zeit, welcher nur der ein ganzer Held ist, welcher ein Christ ist. Die schönste Partie in der erwähnten Dichtung ist der Bericht von dem Untergange, den Roland mit der Blüthe der fränkischen Ritterschaft in dem Pyrenäenthale Ronceval findet. Dreimal wird das Heer der Heiden vernichtet, aber immer neue Schaaren stürmen heran; sie singen ihr Kampflied, ihre Heerhörner klingen und es kommt zum vierten, entscheidenden Kampfe:

Da konnte man sehen brennen
Des Stahles Felshärte.
Sie hieben sich mit dem Schwerte,
Daß sie selber mochten wähnen,
Daß das Himmelsfeuer wäre
Gekommen zu der Erden
Und der Sühntag sollte werden.

Doch immer kleiner und kleiner wird das Häuflein der Christen: in dieser äußersten Noth stößt Roland in sein wunderbares Horn Olifant, daß ihm an den Schläfen die Adern brechen und das Herz im Leibe erkracht. Der Schall, so gewaltig, daß er sogar das Getöse des Kampfes übertönt, fliegt in die Lande und der aus Hispanien heimkehrende Kaiser, dessen Nachhut Roland bildete, hört ihn, obwohl weit entfernt. Er wendet zur Hülfe um, aber zu spät. Auch Roland fühlt, daß ihn der Tod bewältigt: da setzt er sich unter einen Baum fern von den Erschlagenen und versucht, sein Schwert Durandarte an einem Felsen zu zerschlagen, auf daß kein Heide es trage. Zehnmal versucht er es, aber immer wieder steht das Schwert vor ihm ohne Mal und ohne Scharte. Nun nimmt der Held Abschied von seiner treuen Waffe, der sich in manchem großen Volkskriege Alle hatten neigen müssen, die da Wittwen und Waisen beschirmt hatte. Dann neigt er sein Haupt, befiehlt dem allgewaltigen Herrn seine Seele und scheidet von der Welt, um sich fortan mit den Erzengeln ewig zu freuen.

Wenn wir noch erwähnen, daß auch die echt deutsche Heldensage, die doch chronologisch älter war als die Zeit der Kreuzzüge, theilweise mit Elementen der letzteren versetzt wurde, so haben wir damit die ersten directen Wirkungen der Kreuzzüge auf die deutsche Poesie zur Genüge erörtert. Noch tiefer aber beeinflußten sie die letztere mittelbar durch die Ausbildung des christlich-kirchlichen Ritterthums, wie es uns bereits im Rolandsliede entgegengetreten ist. Wer jenem angehörte, stritt nicht mehr für eigene Ehre und eigenen Vortheil, sondern um Christi und der Kirche willen; außerdem war er verpflichtet, für die Unterdrückten und Wehrlosen in die Schranken zu treten. Darum war denn auch Beschützung und Verehrung der Frauen eine Hauptaufgabe der Ritter. Dieser neugebildete Stand bemächtigte sich alsbald der Poesie und benutzte sie zur Darstellung aller der ihn bewegenden Ideen. So entstanden zuerst in Frankreich und unter dessen Einfluß auch in Deutschland die Formen des höfischen Epos und der höfischen Lyrik. Während aber in ersterem bei den beiden Nationen gleichmäßig bunte Abenteuer und die Minne die Hauptrolle spielen und durch Ausbildung der Artus- und Gralsage Musterbilder weltlichen und geistlichen Ritterthums aufgestellt werden, überwiegt in der deutschen Lyrik die Minne so sehr, daß sie mit Recht unter dem Namen Minnesang zusammengefaßt wird.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Paul Heyse's gesammelte Werke. Band I. Gedichte. (Zum ersten Male gesammelt.) Berlin, W. Hertz.

Um die dichterische Persönlichkeit Heyse's genügend zu charakterisiren, bedürfte es einer ausführlicheren Abhandlung, als wir hier geben können, es sei daher nur ausgesprochen, daß die Gesammtausgabe seiner bereits früher einzeln erschienenen Werke gewiß als eine allgemein willkommene Erscheinung begrüßt werden darf.

Der vorliegende erste Band bringt Heyse's Gedichte, die des Verfassers Sicherheit in maßvoller Behandlung der Form und Mannigfaltigkeit in schöner Erfindung ebenso documentiren, wie es längst seine überall eingebürgerten Novellen und dramatischen Schöpfungen thun. Wir sagen überall eingebürgert, und wiederholen dennoch, daß eine neue Ausgabe willkommen sei, weil eben Heyse einer der wenigen Dichter ist, die nicht veralten und die deshalb in jeder neuen Auflage ihr Publicum finden und erfreuen. Die Gedichte erscheinen hier zum ersten Male gesammelt und es ist bedeutungsvoll, daß sich darunter das Festspiel zur Friedensfeier des Jahres 1871 für das Münchner Hoftheater findet, denn sie erhalten dadurch den Stempel einer großen Zeit, deren sie würdig sind, da sie in Reinheit und Adel der äußeren Form an die klassischen Muster erinnern und dabei das Verständniß für die verschiedensten Gattungen des Volksgesanges und der Kunstpoesie darlegen.

Lehrbuch der kosmischen Physik. Von Dr. Joh. Müller. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 385 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 25 dem Texte beigegebenen — sowie einem Atlas von 40 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1872. XXIV und 791 Seiten. gr. 8. und 4. (7 Thlr. 10 Sgr.)

Dies Werk steht selbständig da, obgleich dasselbe auch als dritter Band zu sämmtlichen Auflagen von Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik zu betrachten ist. Es hat sich bereits durch die beiden vorhergehenden Auflagen einen berühmten Namen errungen und wird dies in seiner abermaligen vortrefflichen Verjüngung in noch höherem Maße thun. Seine vielfachen Verbesserungen und reichen Vermehrungen legen unverkennbar das Streben an den Tag, daß es allen billigen Anforderungen gerecht werden wollte. Schon der äußere Umfang liefert dafür einen sprechenden Beweis, denn wenn die eben vergriffene Auflage in ihrer namhaften Erweiterung zu 36 Druckbogen gestiegen war, so erreicht die vorliegende sogar die Höhe von 50 solcher Bogen. Aber auch der innere Gehalt dieser Vergrößerung springt überall als eine dringend gebotene Nothwendigkeit in die Augen. Die großartigen Fortschritte und Umgestaltungen unseres Wissens auf dem Gebiete der physischen Naturkunde des Himmels haben gerade in unseren Tagen eine überraschende Fülle von wissenschaftlich begründeten Neuerungen ins Leben gerufen, wovon man bei der ersten und zweiten Ausgabe des Werkes kaum eine Ahnung haben konnte. Wir erinnern in dieser Beziehung nur einmal an die kosmischen Leistungen der Spectralanalyse, an die Faraday'sche Entdeckung der Regelation des Eises und ihre Anwendung auf die Theorie der Gletscher, an die neu gewonnenen Gesetze der Stürme und überhaupt an die raschen wissenschaftlichen großen Thaten der heutigen Meteorologie. Der Verfasser eines Lehrbuches der kosmischen Physik der Gegenwart mußte dies alles berühren und würdig verarbeiten, damit es zum richtigen Verständniß des gebildeten großen Publikums kommen konnte. Und diese sehr schwierige Aufgabe hat der Verfasser ausgezeichnet zur Lösung gebracht. Wir kennen ihn aber schon lange als Gelehrten auf der Höhe seiner Wissenschaft, der stets genau weiß, was er zu thun hat, und nicht eher ruht, als bis seine Arbeit eine meisterhaft vollendete genannt werden kann. Das vorliegende Werk liefert dazu den schlagendsten Beweis. Es wird ihm der anerkennende Beifall im denkenden großen Publicum wahrlich nicht fehlen. Außer der leicht faßlichen, populären Seite des Buches besitzt dasselbe aber auch noch eine auf höhere Wissenschaftlichkeit berechnete andere, welche besonders denen dienen soll, welche eingehendere Studien der kosmischen Physik zu machen gedenken. Diesen giebt es Fingerzeige und Notizen für den weiter zu verfolgenden Weg, welche sie mit dankbarer Anerkennung entgegennehmen werden. Es verfolgt also denselben Zweck, welchen es schon seit Jahren in der meisterhaften Bearbeitung des Müller-Pouillet fest im Auge behalten hat. Daher empfiehlt sich das Werk allen denen als ein vortreffliches, welche sich die erste Einsicht in das großartige Gebiet des Kosmos verschaffen wollen, sowie es auch denen zu einer sicheren Stütze wird, welche diese Anfangsstudien noch weiter zu treiben beabsichtigen.

Das Werk zerfällt in vier Bücher, wovon das erste alle Bewegungen des Himmels und der Erde ins Licht zu stellen strebt, welches verhältnißmäßig die geringste Aenderung erfahren hat. Das zweite behandelt alle Lichterscheinungen im Weltenraum sowie auch in unserer Atmosphäre, das dritte bezieht sich auf die Wärmeerscheinungen in denselben Gebieten und das vierte erklärt und beschreibt alle elektrischen und magnetischen Phänomene des Erdganzen. Diese drei letzten Bücher haben zum Theil eine wesentliche Umformung erfahren und sind zum Theil ganz neu geschaffen. Da ist z. B. die Spectralanalyse und ihre Anwendung auf die Erforschung der physischen Natur der Himmelskörper eingeschaltet. Ueber die Natur der Sonnenflecke, der Sternschnuppen und Kometen ist Alles mitgetheilt, was die Wissenschaft der Gegenwart nur irgendwie Neues errungen hat. Besondere

Sorgfalt ist dabei auf den illustrirten Theil verwendet, es fehlen selbst einige prachtvolle Farbendrucke der Spectralanalyse nicht, so daß das Werk in dieser Beziehung selbst denen von Schellen und Roscoe würdig zur Seite gestellt werden kann, welche eben in diesen Abbildungen eine Hauptaufgabe ihrer speciellen Behandlung zu lösen hatten. Der Atlas ist ziemlich in seiner ursprünglichen Vortrefflichkeit erhalten, nur ist eine sehr gelungene Copie der Rutherford'schen Mondphotographie, sowie auch noch einiges Andere ganz Neue hinzugekommen. Mit großer Freude begrüßen wir hier die vortrefflichen Farbenbilder der Sonnenprotuberanzen, wie sie uns Schellen und Roscoe in so ausgezeichneter Weise schon früher gebracht haben. Die 25 dem Texte angehängten Tafeln können auch als ein Theil des Atlas angesehen werden, sie treten nur in kleinerem Formate auf. Da nun der eigentliche sogenannte Atlas aus 39 Tafeln besteht, so beträgt die ganze zur Illustration dienende Summe aller Tafeln 64. Einige dieser Illustrationen sind außer ihrer wissenschaftlichen erklärenden Bestimmung auch noch als wahre Kunstwerke zu bewundern, z. B. die in Farbendruck ausgeführten Darstellungen des Zodiakallichtes, welches der Verfasser selbst am 3. März 1856 zu Freiburg beobachtet hat, ebenso die in derselben Weise vorgeführte Abbildung eines in Norwegen beobachteten Nordlichtes, und ferner der ebenfalls vom Verfasser in Freiburg beobachtete Mondhof, die Nachtlaadschaft mit dem Donati'schen Kometen. Doch ist ganz vorzugsweise bewundernswürdig schön wiedergegeben die Luftspiegelung in Abyssinien, welche aber schon in der vorigen Ausgabe vorkam. Alle diese soeben namhaft gemachten Abbildungen und noch mehrere andere sind sehr naturgetreu in Farbendruck gegeben und erfreuen das Auge eines jeden Beschauers.

Eine speciellere und eingehend kritische Besprechung halten wir nicht für geboten. Das Werk hat sich seine Anerkennung in seinem früheren Auftreten schon glänzend errungen und besitzt ganz die Eigenschaften, sich diese gute Meinung zu erhalten.

Bilder mit Staffage aus dem Kärnthner Oberland. Von Ant. von Rauschenfeld. Klagenfurt, Ferd. v. Kleinmayr, 1871.

Ein lebhaft geschriebenes Büchlein, das dem bergsteigenden Touristen ein bisher mit Unrecht vernachlässigtes Gebiet, das Kärnthner Hochland, enthüllt. Es ist nicht im Stil einer Reisebeschreibung gehalten, sondern giebt in sinniger Auswahl Bilder aus Natur und Volksleben. Besonders auf das letztere machen wir aufmerksam. Höchst interessant ist die Lebensskizze eines Kärnthner Quacksalbers, der in der That ein gebildeter Arzt war, aber wußte, daß unter seinen Landsleuten das „mundus vult decipi" auf Erfolg rechnen konnte. Jagdliebhabern empfehlen wir die „Bärenjagd in der Carnia." Sie ist durchaus nicht im Stil der gewöhnlichen „Jagdgeschichten" geschrieben, sondern einfach und ohne jene Renommisterei, die Jagdschriftsteller so gern treiben. Des Verfassers Deutsch ist ein wenig dialektisch gefärbt. So sagt er „verwandt zu ihm." „Ich kurzweilte mich" ist eine Neuerung, die aber vielleicht ebenso gut Berechtigung hat wie „ich langweilte mich." Weniger empfehlenswerth ist „zu unterbringen" (Seite 32), statt „unterzubringen."

Der „Fremdenführer" im Anhang wird gewiß von denen dankbar aufgenommen werden, die, der gewöhnlichen Touristenländer satt, es einmal mit Kärnthen versuchen wollen, um mit dieser reizenden idyllischen Bergnatur Bekanntschaft zu machen.

Karl Maria von Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Compositionen u. s. w. Von Fr. W. Jähns. Berlin, 1871. Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung.

Ein Werk gewissenhaften Fleißes und liebevoller Hingabe an die Aufgabe und an den Meister, dessen Arbeiten es verzeichnet. Es führt die Schöpfungen Weber's nach der Ordnung ihrer Entstehung auf, ist in formaler Beziehung dem vortrefflichen Buche Köchel's über Mozart nachgebildet und enthält 1) die Anfangsthemen und die Datirung jedes vollständigen Werkes; 2) Beschreibung des Autographs; 3) eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der Ausgaben und Arrangements, soweit solche erschienen waren bis zu dem Zeitpunkte, an dem der Schutz gegen Nachdruck aufhörte; 4) Charakteristik der Compositionen und Geschichte derselben, sowie der Texte zu den Opern und Gesängen u. s. w. — Ein Anhang bespricht die unvollständigen, verlorenen, zweifelhaften und untergeschobenen Werke, sowie die von Weber noch beabsichtigten Opern.

Wenn in Köchel's Mozart-Katalog die Kritik zum großen Theil Otto Jahn's berühmtem Buche entnommen ist, so giebt der Autor der vorliegenden Arbeit meistens sein eigenes Urtheil über Weber's Compositionen, oft auch die Aussprüche feinsinniger Kenner, wie Rochlitz' und Anderer. Mit Recht macht Jähns auf eine Anzahl von kleineren Schöpfungen Weber's, auf Lieder und Clavierstücke wieder aufmerksam, die wohl verdienten, von den musicirenden Deutschen mehr in Ehren gehalten zu werden,

als es vielfach geschieht. Mit Recht betont Jähn's ferner die Bedeutung der Weber'schen Sonaten für das moderne Clavierspiel. Wer Anton Rubinstein's Wiedergabe der As-dur-Sonate gehört hat, wird finden, daß nicht zu viel darüber gesagt ist. Sehr interessant sind die historischen Notizen über Entstehung und Aufführung von C. M. von Weber's größeren Werken, besonders der Opern. Zahlreiche Mittheilungen aus des Meisters eigenen Briefen lassen in seinen Gemüthszustand während der verschiedensten Phasen blicken und gewähren dem Buche eigenthümlichen Reiz.

Wenn sich des Autors Begeisterung für seinen Liebling in den Charakteristiken und Beurtheilungen hier und da stärker ausspricht, als allgemein gebilligt werden kann, so ist das sehr verzeihlich. Erfreulich ist der warme Hauch der Liebe und Verehrung für einen großen Mann, der die ganze Arbeit durchweht.

Wir empfehlen Jähn's Katalog den zahlreichen Freunden der Weber'schen Muse; sie werden wohl alle Neues und Erfreuliches finden und durch seine Vermittlung Nachricht von ungekannten Werken des Componisten erhalten, der gewisse Saiten des deutschen Gemüthes erklingen ließ wie kein Anderer vor ihm.

Schließlich wollen wir der Verlagshandlung das Lob nicht vorenthalten, daß die Ausstattung des Buches eine in jeder Beziehung vortreffliche und würdige ist.

Das von der J. J. Weber'schen Verlagshandlung in Leipzig herausgegebene Gedenkbuch an den deutsch-französischen Feldzug 1870 bis 1871, welches den Titel **„Illustrirte Kriegschronik"** führt, liegt jetzt vollständig und in schön gebundenen Exemplaren vor. Wir können dasselbe rühmend als eine reichhaltige Zusammenstellung der Ereignisse bezeichnen und erwähnen dabei der vielen Porträts, Schlachtenbilder und Karten, welche durchgängig als vorzügliche xylographische Arbeiten gelten können. Das Werk ist ein großer Folioband von 500 Seiten mit 350 Abbildungen. Größtentheils entstanden aus unmittelbaren Berichten vom Schauplatz der Ereignisse hat dasselbe seinen historischen Werth und wird zugleich als unterhaltendes Buch für Alt und Jung lange Zeit Anziehung behalten.

Die älteste dramatische Bearbeitung der **„Faustsage,"** nämlich die des Engländers Marlowe (gest. um 1593), liegt uns in einer neueren Uebersetzung von Dr. A. von der Velde (Breslau, Gosohorsky, 1870) vor, welche sich vor der älteren (von Müller) durch fließende Sprache vortheilhaft auszeichnet. Den wenigsten Lesern dürfte der Marlowe'sche „Faust" bekannt sein. Wir empfehlen ihn als eine spannende und selbst belustigende Lectüre, der freilich kein hoher ästhetischer Werth innewohnt. Die Uebersetzung ist gelungen zu nennen. Uns ist nur ein Lapsus aufgefallen. So wird Whippincrust mit „Prügelruster" übersetzt und in der Note (Seite 131) gesagt, dies Wort stehe in keinem Wörterbuche. Freilich, wer sein Englisch aus Wörterbüchern schöpft, der kann nicht wissen, daß Whip noch jetzt im Volksmunde eine Art Eierpunsch bedeutet. To Whip heißt nämlich nicht blos „prügeln," sondern auch einfach „schlagen" und der Eierpunsch ist mit zu Schaum geschlagenen Eiern gemengt. Whippincrust, oder wie es wohl ursprünglich heißt, Whippingrust ist ein mit Eierschaum gemengter gewürzter Rothwein, eine Art „Negus" mit leichtem Schaum bedeckt und mit dem Eigelb vermischt. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß „Prügelruster" für den Diener Wagner eine Verlockung geboten hätte!

Eine sehr schöne Ausgabe von **„Schiller's sämmtlichen Werken"** ist vom Klassikerverlag von Karl Prochaska in Leipzig und Teschen versandt worden. Es sind zehn Bände in vortrefflicher Ausstattung, gedruckt in Antiquaschrift und geschmückt mit Titelbildern, welche aus Photographien nach Zeichnungen von Kaulbach, Jäger, Pixis und Lindenschmitt bestehen. Es ist daselbst auch eine billigere Ausgabe ohne Photographien und auf anderem Papier veranstaltet worden, wer aber ein wirklich schönes Exemplar der Werke unseres Lieblingsdichters haben will, dem kann man die in zehn Bände eingetheilte Antiqua-Ausgabe mit Photographien empfehlen.

Wenn irgend eine unserer lebenden Schriftstellerinnen das Recht hat, mit einer Gesammtausgabe ihrer Werke aufzutreten, so ist es Fanny Lewald, deren Name einen durchaus gediegenen Klang hat. Wir begrüßen daher die ersten Bände ihrer **„Gesammelten Werke,"** welche bei Otto Janke in Berlin erscheinen, mit besonderer Freude. Diese ersten Bände enthalten: „Clementine," „Jenny," „Eine Lebensfrage," den Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht," „Meine Lebensgeschichte" und die Erzählung „Auf rother Erde." Der Preis der Ausgabe ist um die Hälfte der früheren Einzelausgaben ermäßigt und der Ankauf durch Heftausgaben erleichtert.



Neuestes aus der Ferne.

Mammuthreste und Eisschichten im Boden Sibiriens.

Anknüpfend an briefliche Nachrichten v. Maydell's, welcher die Auffindung von Mammuthresten zwischen der Indigirka und Alaseja unfern des Eismeeres, sowie am Ufer der Kolyma zwischen Nishne-Kolymsk und Sredne-Kolymsk erfahren hatte und sie 1870 an Ort und Stelle besichtigte, stellt L. v. Schrenck in längerer Auseinandersetzung die Ansicht auf, daß die Fälle, in denen sich vollständige Mammuthleichen erhalten haben, keineswegs so zahlreich sein dürften, wie man zu glauben pflegt, daß sie vielmehr zu den größten Seltenheiten gehören. Man stellt sich allgemein vor, daß außer einzelnen Knochen, Schädeln, Gerippen und dergl. auch zahlreiche vollständige, wohlerhaltene Mammuthleichen in dem gefrorenen Erdboden Sibiriens stecken und ab und zu durch Abstürze, die in Folge von Unterwaschungen oder Zerklüftungen an den Ufern der Flüsse und Seen stattfinden, oder aber durch Einrisse von Frühlingswassern und dergl. zum Vorschein kommen. Dagegen ist v. Schrenck der Meinung, daß in der Regel die Mammuthleichen in schon zerstörtem, mehr oder weniger zerstückeltem Zustande durch Sand oder Schlamm eingebettet worden sind, daß aber in den wenigen Ausnahmefällen, wie bei dem von Adams untersuchten Mammuth an der Lena, weniger an ein Versinken des Thieres in Schlamm, als an sein Einbrechen in einen See oder eine später vereiste Schneemasse zu denken ist, wo es, vollständig von Eis umgeben, erhalten bleiben konnte. Das Räthsel, wie gut erhaltene, vollständige Mammuthcadaver zahlreich in einer Zone vorkommen können, in welcher die lebenden Thiere keine ausreichende Nahrung gefunden haben, würde sich auf diese Weise sehr einfach lösen. Nebenbei sind die Nachweise von dem bezweifelten Vorhandensein wirklicher Eisschichten im Boden Sibiriens von Interesse.

Fu-sang und Japan.

Dr. Bretschneider benutzte seinen fünfjährigen Aufenthalt in Peking, als Arzt der dortigen russischen Gesandtschaft, zu eingehenden Studien sowohl über chinesische Botanik, als über die Geographie der alten Chinesen. Die letzteren, für die asiatische Geschichte und das Verständniß der alten Reisewerke so wichtigen Studien brachten ihn auch auf die Untersuchung der chinesischen Nachrichten über das Land Fu-sang, das einige europäische Sinologen mit Amerika identificirt haben. Wäre diese Ansicht richtig, so müßte man zugeben, daß Amerika den Chinesen bereits vor 1300 Jahren bekannt war. Dr. Bretschneider ist aber der Meinung, daß die Beschreibung von Fu-sang nicht auf Amerika paßt, auch kein Grund vorhanden ist, Fu-sang mit Amerika zu identificiren. Z. B. werden Pferde als Hausthiere in Fusang erwähnt, und doch sind die ersten Pferde im sechzehnten Jahrhundert von Europa aus nach Amerika gekommen. Die Beschreibung eines Nutzbaumes Fu-sang, von dem das Land den

Namen haben sollte, bezog Neumann auf Aloë mexicana, nach Dr. Bretschneider paßt sie dagegen nur auf eine Malvacee wie den Hibiscus. Er meint, daß Klaproth der Wahrheit näher gekommen sei als Andere, wenn er Fu-sang mit der Insel Sachalin identificirte; diese Ansicht scheint uns aber auch wenig für sich zu haben. Nebenbei ist noch von allgemeinerem Interesse der Nachweis, daß der Name Japan nicht von den Chinesen entlehnt, sondern einheimisch und nur von einem Theil auf das Ganze übergegangen ist.

Virginiens Mineralreichthum.

Folgender Leitartikel der New-Yorker „Tribüne" aus der Feder Horace Greeley's bezüglich der Eisenerz- und Kohlenlager, welche die Chesapeake- und Ohio-Eisenbahn dem Verkehr zu erschließen im Begriff steht, entwirft ein sehr erfreuliches Bild der in Aussicht stehenden erfolgreichen und ausgedehnten Minen- und Fabrik-Industrie längs der ganzen Bahnlinie von der Küste des Atlantischen Oceans bis zum Ohio-Strom:

„Die sichere und schnelle Vollendung der Chesapeake- und Ohio-Eisenbahn, jede wichtige Stadt des alten Virginien durch einen Schienenweg mitten durch West-Virginien mit den Thälern des Kanawha, Ohio und Mississippi verbindend, verleiht dem Mineralreichthum beider, von dieser großen Bahn durchschnittenen Staaten einen neuen Werth. Wir sind dem General J. D. Imboden für einen ausführlichen und eingehenden Bericht über die Eisen- und Kohlenlager in jedem dieser beiden Staaten verpflichtet, dem eine approximative Schätzung über die Ausdehnung und den Werth derselben beigefügt ist, welchem wir Folgendes entnehmen:

In Virginien wurden folgende Kohlenfelder ermittelt und untersucht:

1) Das „Chesterfield" bei Richmond in der Nähe der Mündung des James-Flusses — 150 Quadratmeilen im Umfang.

2) Das „Prince Edward," 65 Meilen südwestlich von ersterem — 20 Quadratmeilen im Umfang.

3) Das „Dan River" (zum Theil in Nord-Carolina) in der Nähe von Danville — 20 bis 30 Quadratmeilen im Umfang.

4) Das „Cumberland" (von Maryland), von welchem in Virginien 60 bis 80 Quadratmeilen liegen.

5) Das „Dora" (Anthracit) in Augusta-County am oberen Shenandoah-Fluß — kaum eröffnet; Umfang unbekannt.

6) Das „New-River und Catawba" (Montgomery- und Pulaska-Counties, sich ferner durch Giles-County erstreckend), zum Theil Anthracit und an mehreren Stellen bearbeitet. Dieses Kohlenfeld erstreckt sich bis nach West-Virginien, welches 16,000 von den 55,000 Quadratmeilen des großen Alleghany-Kohlenbeckens — des größten und eines der reichhaltigsten der Welt — in sich schließt. Mittelpunkt desselben scheint das Thal des großen Kanawha zu sein (des Hauptstromes West-Virginiens), welches nach Angabe des Professor Ansted nahe an zwanzig bearbeitungsfähige Kohlenflötze in einer Gesammtmächtigkeit von über 70 Fuß enthält, dessen Gesammtlänge 800 Meilen beträgt und sich in einer Breite von 30 bis 180 Meilen vom nördlichen Pennsylvanien bis nach Alabama erstreckt. Seine horizontale, nahe der Erdoberfläche befindliche Lage, sowie die gänzliche Abwesenheit schädlicher Gase machen es zu einem der am leichtesten zu bearbeitenden Kohlenfelder Amerika's. Aus diesem Kohlenfelde werden die Kohlen gewonnen, welche für New-York und Philadelphia das Gas liefern. Man hat berechnet, daß der größte Theil dieses Kohlenfeldes 45,000 Tonnen auf den Acre, oder 28,800,000 Tonnen auf die Quadratmeile ergiebt; ein großer Theil desselben liegt zu Tage, so daß Pumpwerke oder Förderungsmaschinen überflüssig sind. Immense Quantitäten werden jetzt auf dem Kanawha und Ohio abwärts verschifft und finden überall bis nach New-Orleans einen guten Markt. „Splint," „Cannel," und alle anderen Arten bituminöser Kohlen finden sich in verschiedenen Theilen dieses fast unermeßlichen Kohlenfeldes. Die „Splintkohlen" sind weitbekannt als die geeignetsten für Gewinnung des Roheisens aus den Eisenerzen, von welchen in beiden Virginien sehr reiche Lager vorhanden sind. Es ist wahrscheinlich, daß das Thal des Kanawha, sobald von der Chesapeake- und Ohio-Eisenbahn und deren Zweigbahnen durchschnitten, sich als einer unserer besten Districte für billige Gewinnung guten Roheisens erweisen wird. Die „Cannelkohlen" liefern auf die Tonne

60 Gallonen besten Petroleums und haben sich bisher als sicherste und ergiebigste Quelle dieses werthvollen Oeles erwiesen. Die Cannelkohlenflötze haben oft eine Mächtigkeit von 14 Fuß, ergeben 21,000 Tonnen und enthalten 1,260,000 Gallonen rohes Petroleum auf den Acre. Für Oelfässer geeignetes Holz ist nirgends in solchem Ueberfluß vorhanden wie in West-Virginien.

Eisenerz wird in den meisten Counties beider Virginien gefunden und wurde in mindestens zwanzig derselben mit Vortheil gefördert. Zahlreiche und ergiebige Magneteisensteinlager ziehen sich am östlichen Abhange der Blue-Ridge-Gebirge entlang von Albemarle-County bis tief nach Nord-Carolina; der James-River-Kanal und die meisten (mit englischen Schienen belegten) Eisenbahnen Virginiens durchschneiden oder kreuzen diese Erzlager, wie dies die Chesapeake- und Ohio-Bahn ebenfalls bereits thut oder bald thun wird. Sobald die Chesapeake- und Ohio- und die Norfolk- und Great-Western-Bahnen vollendet sind, werden sich die nothwendigen Zweig- und Verbindungsbahnen fast von selbst bauen. Haben diese Bahnen mit dem Transport von Eisenerz nach den Kohlenfeldern, resp. von Kohlen im Rücktransport nach den Eisenerzrevieren begonnen, dann wird Virginien das halbe Küstengebiet und ein Drittel des Ohio-Thales mit billigem und vorzüglichem Eisen versehen und dieser Industriezweig sich als höchst lucrativ erweisen. Die Thatsache, daß die Chesapeake- und Ohio-Bahn eine bedeutende Strecke mitten durch ein elf Fuß mächtiges Kohlenflötz führt, wird von dem Mineralreichthum beider Virginien einen schwachen Begriff geben. Am Zusammenfluß des Greenbrier- und New-River, welche dann den großen Kanawha bilden, wird eine neue Zweigbahn der Chesapeake- und Ohio-Eisenbahn das New-River-Thal aufwärts führen, die Virginien- und Tenessee- und Norfolk- und Great-Western-Bahnen durchschneidend, die Kohlen des Kanawha-Thales nach den ausgedehnten Eisenerzrevieren Südwest-Virginiens transportiren und ungeahnte, rege Thätigkeit in der Eisenindustrie hervorrufen.

In den meisten Counties beider Virginien können jetzt die vorzüglichsten Kohlen- und Erzfelder (oft unmittelbar aneinander stoßend) zum Preise von 5 bis 50 Dollar für den Acre käuflich erworben werden. Viele dieser Ländereien besitzen reichen, tiefen, jungfräulichen Boden, zwei Drittel bis drei Viertel desselben mit prächtigen Waldungen bestanden — Ländereien, welche in Pensylvananien mit 1000 Doll. per Acre für spottbillig gehalten werden würden. Wer will bezweifeln, daß freie Arbeit in Verbindung mit Eisenbahnen den Mineralländereien von Virginien und West-Virginien bald den gleichen Werth verleihen wird?"

Das Klima von Montana.

Ueber das Klima von Montana enthalten amerikanische Blätter folgenden Bericht: „Dies ist ein herrliches Land — weite Ebenen, und in der Gebirgsgegend die herrlichsten Scenerien. Ein prächtiges Klima — im Sommer nicht zu heiß, im Winter nie zu kalt. Das Vieh findet das ganze Jahr hindurch im Freien sein reichliches Futter; Niemand denkt daran, Heu einzulegen. Zugthiere, welche vom April bis zum December arbeiten müssen, werden für den Winter ins Freie getrieben und sind dann beim Beginn des Frühjahrs im besten Zustande. Stets ist es im Schatten kühl, und durch das ganze Jahr genügt eine in der Nacht. Was die Gesundheit betrifft, so läßt sich dies Klima mit keinem andern vergleichen."

Die Aufmerksamkeit derer, welche sich eine Heimath gründen wollen, wird auf die Anzeige in Betreff der Stadt Breslau auf Long Island gelenkt. Das Emporblühen dieser jungen deutschen Ansiedlung übertrifft die Erwartungen, und obgleich es bei solchen Unternehmungen nie an Mißhelligkeiten gebricht, scheint doch diese sich durch Solidität zu empfehlen. Eine hohe Wahrheit enthält das Sprichwort, daß eigener Herd Goldes werth ist. Nur muß man vernünftig dabei zu Werke gehen, und sich auf nichts einlassen, was man nicht mit leidlicher Bequemlichkeit durchzuführen im Stande ist.

Eisenbahn von London nach Bombay.

Die Herren William Low und George Thomas haben jüngst dem Minister Gladstone das Project einer neuen Eisenbahnlinie vorgelegt, durch welche die Reisedauer zwischen England und Indien von zwanzig

Tagen auf fünf (?) reducirt werden könnte. Die Route führt von London bis Triest, von da durch Kroatien und Slavonien, die europäische und asiatische Türkei, Persien und Beludschistan nach Kurachee an der Mündung des Indus, und von da an der Küste des Arabischen Meeres entlang nach Bombay. Das einzige Neue an diesem Plane ist der Vorschlag, auf dieser Route nach Vollendung täglich einen Zug aus jedem der Länder, durch welche die Bahn führt, abgehen zu lassen. Herr Gladstone antwortete hierauf, indem er den Plan bestens empfiehlt, daß die Regierung nicht in der Lage sei, darüber zu urtheilen, ob das Project gegenwärtig durchgeführt werden könne, daß dies den Geschäftsleuten, Kapitalisten und Ingenieuren zustehe. Die Londoner „Times" tadelt die proponirte Spurweite von 4 Fuß 8½ Zoll, während sich dieselbe über die Durchführbarkeit des Projectes nicht ausspricht.

Außer dem erwähnten Project hat Herr W. Austin eine neue Route in Vorschlag gebracht. Sein Plan geht dahin, Indien auf dem möglichst kürzesten Wege zu erreichen, indem die schon vorhandenen Bahnen benutzt und nur neue zur Verbindung gebaut werden. Diese Linie würde in London ihren Anfang nehmen, die Themse bei Pilbury kreuzen, durch Rochester und Ashford an die englische Küste bei Folkestone gehen; von hier soll ein unterseeischer Tunnel nach Cap Grisnez, nahe Calais, führen. Die Linie geht nun durch Frankreich über Amiens und St. Quentin, durch Deutschland über Metz, Straßburg und Ulm, durch Oesterreich von Salzburg nach Belgrad, zusammen 1198 Meilen. Von Belgrad sodann nach Constantinopel, 450 Meilen; hier soll der Bosporus durch eine Brücke gekreuzt, die Linie nach Aleppo durch das Taurus-Gebirge und sodann durch das Thal des Euphrat nach Bassorah an der Spitze des Persischen Meerbusens, eine Entfernung von 1840 Meilen, führen. Von Bassorah durch Persien, Beludschistan nach Kurrachee (1200 Meilen). Hier wird die Bahn mit den in Indien projectirten und im Bau begriffenen Schienenwegen in Verbindung treten und eine ununterbrochene Linie von 5000 Meilen Länge herstellen. Auf diesem Wege glaubt man von London nach Bombay in sieben Tagen gelangen zu können. (Dies setzt eine ununterbrochene Fahrgeschwindigkeit von nahezu 36 Meilen in der Stunde, ohne Aufenthalt auf den Stationen, voraus, was keinesfalls durchführbar ist.)

Die Malteser „Times" schreibt: „Während man davon spricht, eine directe Eisenbahnverbindung zwischen London und Calcutta herzustellen, hat der Vicekönig von Aegypten den Bau einer der wichtigsten Eisenbahnen thatsächlich begonnen, nämlich den Bau einer Bahn zur Verbindung von Ober- und Unterägypten. Zwanzig Ingenieure passirten jüngst Malta und in kurzer Zeit werden ihnen andere folgen, welche an diesem Bau beschäftigt sein sollen. Die Linie, welche an dem zweiten Katarakt ihren Anfang nimmt, wird 600 Meilen lang sein."

Aus Hong-Kong schreibt man, daß es wahrscheinlich ist, daß innerhalb der nächsten zehn Jahre eine Eisenbahnverbindung zwischen Hong-Kong und Paris hergestellt sein wird. All das Gerede in England über eine Euphrat-Thal-Eisenbahn wird darüber verstummen, und wirklich gebaut werden dürfte nur eine russische Bahn durch Persien nach Bombay, vermuthlich den Oxus und dann den Indus entlang, eine Route, welche schon von mehreren Reisenden benutzt wurde und auch allmälig populär werden wird. Sobald diese Eisenbahn fertig ist, bleibt nur die Strecke zwischen Calcutta und Hong-Kong (circa 1500 Meilen) offen und kann auf die eine oder die andere Weise gebaut werden. Durch eine solche Eisenbahn würde Hong-Kong von London innerhalb vierzehn Tagen und von New-York oder Boston in fünfundzwanzig Tagen erreicht werden.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 89 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 185.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1872.



Ewald der Förster.

Novelle

von

Walter Schwarz.

Brausender Herbststurm durchwühlt die Kronen der Bäume! — Es knarrt der Tannenstamm bis hinauf in sein verzweigtes Geäst. Gigantische Wolkenbilder jagen über dem Gebirge hin. Dazwischen rauscht in mächtigen Güssen der Regen herab, als wolle er mein einsames Häuschen hier oben wegspülen in seiner strömenden Fluth. Wieder ein Windstoß — wüthender, heulender, pfeifender noch als die vorigen. Er splittert die Zweige der Eiche. Die hohe Fichte neigt sich und beugt sich unter seinem gewaltsamen Griff, bis er mit verhallendem Donner hinabgrollt in das Thal. Dann Alles still! — Mondenflimmer zwischen kämpfendem Gewölk. Am Berge stürzen die schwellenden Bäche herab.

Welch ein Tag war das! — Was habe ich erleben müssen, nach außen hin und an mir selber! Ich glaubte meiner so sicher zu sein! — Nun mein Kopf grau und meine Hand schwielig geworden ist, dachte ich, müsse auch das Herz endlich zur Ruhe kommen. Meine Einsamkeit hier oben, mein grünes Revier, das flüchtige Wild, das ich zu hüten habe, und meine stummen Gedanken, die nichts mehr fordern, nichts mehr erwarten — da hinein, glaubte ich, reiche die Vergangenheit nicht mehr. Aber es scheint, als solle der Mensch mit sich selber niemals fertig werden. Wie der knorrige Stamm da draußen — dem ich das auch nicht mehr zugetraut — sich gekrümmt und gewunden hat in des Sturmes

Hand, so hat das eigene, thörichte Herz, das ich längst still gewähnt, auch noch einmal gezuckt unter der Macht der Erinnerungen, als diese Züge mich angeblickt — deine Züge, Leonore — —

Das kleine Haus scheint zu beben unter den erneuten Stößen des Sturmes. Die Gardine am Fenster geht hin und her; bang' flackert das Licht vor mir auf dem Tische. Nur wenn es zwischendurch wieder still wird, höre ich die Athemzüge des Unglücklichen. Er schläft; — doch ruht sein Antlitz so bleich in den Kissen, die noch von seinem Blute befleckt sind. Wenig hat gefehlt, so hätte die Kugel, die ihn gerettet, seine Brust durchbohrt und ich — ich hätte ihn getödtet. Dies Schicksal wenigstens ist an mir vorübergegangen. Gott führt immer gnädig, auch da, wo er uns hart anzufassen scheint. —

Gestern Abend wurde noch spät vom Schlosse heraufgeschickt: es sei Besuch eingetroffen, die jungen Herren wünschten heute Morgen hier oben eine Jagd zu haben, ich solle das Nöthige besorgen. Wahrscheinlich habe ich dem alten Johann, der im Dunkeln die halbe Meile den steilen Bergpfad hinaufgekeucht kam, nicht gerade das freundlichste Gesicht gemacht, als er mir den Auftrag ausrichtete. Mag Graf Eberhard, mein Herr, selber jagen kommen, so viel er will, das ist mir allezeit recht. Der versteht sich darauf und fängt nicht gleich von vorn herein mit der hellen Unvernunft an. Aber die jungen Herren aus der großen Stadt, vor denen mach' ich drei Kreuze! denen ist nicht Wald, nicht Wild heilig. Das knallt querfeldein, fragt nicht woher, noch wohin? — schießt sich womöglich unter einander an und verwüstet mir das Gehege. Da ich jedoch nicht der Herr bin, sondern zu gehorchen habe, so sagte ich auch diesmal weiter nichts als: gut, es soll Alles in Ordnung sein, und der Johann ging wieder seiner Wege.

Darauf hat Kati, meine alte Haushälterin, noch in der Nacht einen prächtigen Topfkuchen gebacken, ich wies den Burschen an, was seines Amtes sei, und mit Tagesanbruch waren sie da; fünf frische, laute, übermüthige Gesellen, unser junger Graf Edwin an der Spitze. Sie ließen sich das Frühstück trefflich schmecken und waren der Heldenthaten voll, die sie zu verüben gedachten. Ich sagte ihnen wohl, daß mit den Hirschen um diese Zeit nicht zu spaßen sei; sie möchten ein wenig auf der Hut sein, ein Unglück sei bald geschehen. Aber das war tauben Ohren gepredigt; meine jungen Helden fühlten sich als erprobte Männer, denen jede Gefahr vertraut ist, und gingen ins Zeug, daß es mir den Athem versetzte. Einer war unter ihnen, fast noch ein Knabe von Gestalt, schön wie ein junger Gott. Braune Locken umwallten in schillernden Goldtönen ein blühendes Antlitz, aus dem zwei dunkle Augen blitzten, wie das Leben selber. Von keder Laune sprudelnd, zeigte er sich waghalsiger, unvernünftiger noch als seine Gefährten, denen er nicht ohne Uebermuth begegnete. Dennoch schien er der Liebling Aller zu sein. Es war auch wirklich eine Lust, ihn nur anzusehen. Mich dünkte immer, als sähe er Jemand ähnlich, den ich früher gekannt hatte; aber ich konnte nicht recht entwirren, wer es gewesen sei, und zum Nachdenken ließ mir meine junge Gesellschaft wenig Zeit. Hetzten wir doch wie die Unsinnigen durch den Wald; planlose Schüsse knallten hin und her, die Hirsche brachen durchs tiefste Dickicht. Ich hätte an allen Ecken und Enden zugleich sein mögen. Besonders war mir's um unsern Junker Edwin zu thun, den ich als einen gar schwachen Schützen kenne. Als ich mich eben, weiter unten am Erlenkamm, ein wenig nach ihm umthun will, hör' ich es plötzlich hinter mir dahinsausen, daß mir der Boden unter den Füßen bebt; das morsche Geäst knickt rechts und links; der laute Schrei eines Hirsches, dann ein anderer, herzzerreißender Ton trifft mein Ohr — ich wende mich im Nu, dränge mich durchs dichteste Unterholz, um die Lichtung zu gewinnen, nach der sich der Wald dorthin öffnet; das letzte Gestrüpp theilt sich vor mir — barmherziger Gott, welch ein Anblick! — Auf der kleinen Wiese, die der Waldbach umschlängelt, gewahr' ich unsern stärksten Sechzehnender, wie er eben zornschnaufend auf den schönen Knaben losgegangen ist, der machtlose Arme gegen die zackige Waffe seines Gegners emporringt. Brust an Brust kämpfen sie; aber schon taumelt der Unglückliche zurück, noch ein matter, versagender Hülferuf — dann, wie zu Tode getroffen, liegt er am Boden, dem Wütherich preisgegeben, dessen erneute Stöße ihn zu zermalmen drohen. Es war Alles das Werk weniger Secunden. Wie ich's er-

kannte, hatte ich auch schon meine Büchse zur Hand. Da fuhr mir's durch den Sinn und lähmte mir die Glieder: ja, wenn ich jetzt schieße, wen treffe ich denn — den Hirsch oder den Jüngling? — Dicht in einander verfangen, wälzten sie sich über den Boden hin, der sich schon vom Blute des Mißhandelten zu färben begann. — Mag ein Engel mir die Hand führen! — dachte ich, und drückte los in blindem Gottvertrauen. Meine Kugel flog — da lagen sie Beide; Beide stumm hingestreckt — unheimliche Stille ringsumher.

Wie ich dann herzugesprungen, mir eine Gewißheit zu verschaffen, vor der ich bebte — ich alter wettererprobter Gesell! — das weiß ich selber nicht. Ich war der eigenen Sinne kaum mächtig. Eins wenigstens sah ich gleich — der Hirsch war todt. Ich hatte ihm gerade die Hirnschale zerschmettert. Aber der Knabe? — Blutend, bewußtlos lag er halb begraben unter dem lastenden Leibe des Thieres. Wir zogen ihn hervor; mein Bursche und der alte Johann, der die jungen Herren am Morgen auf das Forsthaus geleitet hatte, waren inzwischen herzugeeilt. Jetzt nahten auch die übrigen, fröhlichen Jagdgenossen.

„Fabian! Fabian!" — jammerten sie um ihren Liebling, während ich ihm am Bache das Blut aus dem Gesichte wusch und hörte, ob sein Athem noch ging zwischen den stummen, verfärbten Lippen. Ich fühlte den Herzschlag in seiner Brust; er stockte, kam wieder und stockte wieder. Die äußern Wunden, die er erlitten hatte, schienen mir nicht bedenklich, doch fürchtete ich eine innere Verletzung. Einmal schlug er die Augen groß auf und sah mich an mit einem schmerzlich hülflosen Ausdruck, den ich nie vergessen werde. Ich fühlte mich bis ins Mark hinein erschüttert und fühlte eine Theilnahme an dieser hartbedrohten Existenz, daß ich die Hände hätte über sie breiten mögen, sie vor dem Verlöschen zu beschirmen. Wenn die rein menschlichen Saiten in uns bewegt werden, rückt uns der Fremdeste nahe wie ein Bruder.

Wir trugen Fabian nach meinem Hause. Kati schleppte Betten und Decken herbei, um mein hartes Lager für ihn bequem zu machen. Ich habe der guten Alten ehrliches Gesicht während der zehn Jahre, daß sie mir den stillen Hausstand führt, nicht so verstört gesehen, als da sie den herrlichen Knaben, dessen Schönheit und Lebensfülle sie noch vor einer Stunde mit mir bewundert hatte, nun blutend und entstellt vor sich liegen sah.

Mein Forsthäuschen, wo es sonst in tiefstem Frieden, einen Tag wie den anderen herzugehen pflegt, war mit einem Male wie umgewandelt. Unruhe, Sorge, ein Kommen und Gehen, wie wir es sonst in unserer Weltabgeschiedenheit hier oben gar nicht kennen, hielt Alles in Bewegung. Es mußte ein Bote nach dem Arzt geschickt werden. Die jungen Herren übernahmen es, unten im Schlosse — wo auch Fabian's Vater zum Besuche anwesend ist — den Unglücksfall zu melden. Der alte Johann sollte in Eile Allerlei zur größeren Bequemlichkeit des Verwundeten zu mir heraufschaffen lassen, denn daß dieser vorläufig nicht transportabel sei, bestätigte mir der Arzt, der, zufällig in der Nähe, rascher zur Stelle war, als wir erwarten durften. Er untersuchte Fabian und sprach von einer inneren Quetschung, die allerdings ernsthafter Natur sei. Blutentziehung, beruhigende Mittel indessen schienen dem Kranken bald Erleichterung zu schaffen. Der Arzt hinterließ mir die nöthigen Verhaltungsmaßregeln, bis zu seiner bald in Aussicht gestellten Wiederkehr, und ich blieb allein mit Fabian.

Den Himmel hatte unterdessen schweres Gewölk umzogen, das in festen, schwarzgrauen Massen die Kuppen der Berge umlagerte und unsern kleinen, niedrigen Zimmern eine trübe Beleuchtung schuf. Bei Fabian besonders, wo wir das Fenster noch halb verhangen hatten, um dem Fiebernden Ruhe zu schaffen, sah es finster und melancholisch aus. Noch lag dort Alles wüst durch einander; man hatte nach Allem gegriffen und nichts wieder fortgeschafft. Jetzt, wo der Kranke ruhiger geworden und ich Muße hatte, hub ich leise an, Dies und Jenes auf die Seite zu räumen. An Fabian's zerfetzter Jagdjoppe, die in der Ecke lag, hing eine kostbare, goldene Uhrkette. Die wollen wir doch in Gewahrsam nehmen, dachte ich vorsichtig. Als ich danach griff, fiel ein Gegenstand zu Boden, der auch wohl nur noch lose mit an der Kette gehangen haben mochte. Ich bückte mich danach und hielt

ein Medaillon von mattem Golde in der Hand, dessen Ring ich zerbrochen und aus einander gebogen fand. Im Niederfallen war es aufgesprungen. Auf seiner vorderen Schaale blitzte eine Fürstenkrone in Diamanten; innen schloß es ein Frauenbildniß ein, blond gelockt, mit rührend sanften, blauen Augen — gütiger Gott, was bedeutet das? — Ist es Wahrheit, oder ein verwirrender Traum, der mich berückt? Ich stürze ans Fenster, halte das Bild gegen das Licht — ja du bist es, Leonore! — Das ist dein Lockenhaar. Kein ander Auge hat jemals so geblickt; so gelächelt kein anderer Mund — so lieblich und doch so schmerzensreich! — —

O mein altes, stumpfgewordenes Herz, was ist all' deine mühsam erkämpfte Ruhe, was der Jahre schwindender Lauf, was aller Verhältnisse ernüchternder, enttäuschender Einfluß gegen die Macht einer Empfindung, die ihr Recht behauptet, mag das Leben sie dulden, oder nicht! Ich habe an mir gearbeitet mit eines Mannes Kraft und Wollen; verleugnet liegt meine Jugend hinter mir, ich bin ein anderer Mensch geworden, in dem Keiner mehr das Frühere erkennt — ich glaubte den Bau so fest gezimmert, glaubte so stark zu sein im Ueberwinden und Vergessen, — da sehen die stillen Augen mich noch einmal an und Alles bricht zusammen! Gleich einem haltlosen Traumgebilde, weicht die Gegenwart zurück vor deiner auferstandenen Wahrheit, himmlische Vergangenheit, da du neben mir gewandelt, Leonore, mein Idol, mein Glück, mein Leben! — —

Wie ein Taumel hatte mich's gefaßt; alle Pulse an mir flogen, ich drückte heiße Küsse auf das geliebte Bild — da hörte ich Schritte unter dem Fenster, die Hausthür ging. Jäh riß es mich zurück in die Wirklichkeit. Ich öffnete leise die Thür. Auf dem Vorplatz schon trat mir Graf Eberhard entgegen; an seiner Seite ein älterer, mir unbekannter Herr.

„Nun, Ewald, um Gottes Willen, wie steht es?" — rief mir der Graf warmherzig zu.

Ich berichtete über Fabian, über den ganzen Hergang des Unglücks, so ruhig wie ich konnte.

„Dies ist Graf Moriani," versetzte mein Herr, auf seinen Begleiter deutend; „der Vater des armen jungen Mannes, den Sie gerettet haben. Führen Sie uns zu seinem Sohne."

Graf Moriani! — ja, die letzten Schleier fielen vor meinen Augen. Ich hätte ihn kennen sollen, diesen Grafen. Freilich sind es über zwanzig Jahre her, daß ich sein Antlitz einmal, wenigstens im Bilde, gesehen habe. Damals war er noch ein sehr schöner Mann. Fabian sieht ihm ähnlich.

Ich öffnete die Thür des Krankenzimmers und ließ die Herren ein, während ich selber hinaustrat ins Freie. Der kalte Wind fuhr mir um die Stirn. Das war mir eben recht. Ich wollte, es hätte mich etwas recht hart angefaßt, um mich mir selber wiederzugeben.

Als ich eine Weile vor der Thür meines Hauses auf und nieder gegangen war, kamen die Herren wieder heraus zu mir.

„Mein Sohn hat Schweres erlitten," redete der Graf Moriani mich an. „Sie haben ihm das Leben erhalten, haben liebreich und umsichtsvoll für ihn gesorgt. Ich bin Ihnen zu lebhaftem Danke verpflichtet."

Er sprach es auf seine Weise freundlich, beinahe herzlich, obgleich seine glatten, etwas steinern kühlen Züge den Ausdruck dabei kaum veränderten.

Jetzt versuchte er auf weltmännische Art, ohne mich weiter anzusehen, mir ein kleines Ledertäschchen in die Hand zu drücken — ein Trinkgeld in die Hand, die, fest zusammengeballt, noch immer Leonoren's Bildniß hielt.

Da wich ich zurück, als habe mich ein spitziger Stahl verwundet. „Erlaucht sind mir zu nichts verpflichtet," entgegnete ich kurz. „Den Gang meiner Kugel hat Gott geleitet. Ich hätte ebenso gut den jungen Herrn todtschießen können wie den Hirsch!"

„Einem schlechteren Schützen allerdings hätte das passiren können," entgegnete er mit überlegener Güte. „Aber abgesehen davon, ob die Rettung meines Sohnes Ihr Werk war oder eine höhere Fügung, bin ich genöthigt, Ihre Gastfreundschaft für den Schwergetroffenen in Anspruch zu nehmen. Der Arzt hat es ausgesprochen und ich habe mich selbst überzeugt, daß Fabian's Ueberführung nach dem Schlosse mit großen Qualen, vielleicht mit Gefahr für ihn verbunden sein würde. Er muß vorläufig hier bleiben, in Pflege und Kost bei Ihnen, bester Herr Ewald, und dafür wenigstens — —"

Wieder fühlte ich das fatale Täschchen in meiner Nähe.

„Das machen Sie mit meinem Herrn, dem Grafen Eberhard aus!" — rief ich noch barscher als vorhin; „es ist fein Brot, das hier oben gegessen wird."

Und damit wandte ich mich so entschieden ab, daß Graf Moriani über das, was ich wollte und nicht wollte, nicht länger im Unklaren sein konnte.

„Da haben Sie ja ein ganz besonderes Exemplar von einem Förster," hörte ich ihn in glattem Französisch, das ich recht wohl verstand, zu meinem Herrn sagen, der begütigend entgegnete: „Er ist ein eigenthümlicher Mensch, der anders behandelt sein will als Seinesgleichen. Im Uebrigen aber — —"

Ich vernahm nichts weiter, denn mit festen Schritten war ich ins Haus zurückgegangen. Der ganze fruchtlose Kampf, an dem mein Leben gescheitert ist, all der tiefe Groll, der Jahre hindurch mein Herz verbittert hat, loderte in hellen Flammen auf in mir. Soll es denn wirklich wahr sein, daß dem Menschen von Anbeginn an ein Schicksal an die Fersen geheftet ist, von dem er nicht loskommen kann, und soll bei einem stolzen, freien Herzen das meinige Demüthigung sein, bis ans Ende?! — Ich nagte mir die Lippen blutig, meine Hände blieben krampfhaft geballt. So trat ich zu Fabian herein. Kati hatte ihm eben kühlendes Getränk gereicht; es schien ihn erquickt zu haben. In einem dankbaren Gefühle wiederkehrenden Wohlseins streckte er mir stumm die Hand entgegen — sprechen durfte er nicht. Im Ausblick seiner Augen aber, in seiner ganzen Geberde, lag etwas, das mich ergriff, mich rührte; eine dankbare Hinneigung zu mir ganz persönlich; das legte sich wie Balsam auf meine verwundete Seele. Ich blieb an Fabian's Bett stehen und sah ihn an, bis er, in sanften Schlummer sinkend, die Augen wieder schloß. Da hatte sich der harte Druck von meinem Inneren gelöst. Wie ein warmer Strom fuhr es mir durchs Herz. Laß fahren, was dich kränkt, Ewald, versuche es noch einmal mit der Liebe! — dachte ich. Es ist Leonorens Sohn, den Gott in deine Hand gegeben, ihn dem Leben wieder zuzuführen. Hüte und hege ihn; laß das dein Glück sein und frage dem Andern nicht nach! —

Später hat Graf Eberhard noch das Nöthige mit mir besprochen: wie bereits ein zweiter Arzt aus der Residenz verschrieben sei; wie es mir, trotz des mühseligen Heraufschaffens an nichts fehlen solle zur sorgfältigsten Verpflegung des Kranken. Dafür soll ich zweimal täglich Botschaft nach dem Schlosse schicken und über sein Befinden berichten lassen; denn natürlich kann der alte Graf Moriani, dem solche Wege ungewohnt sind, den steilen Fußpfad nach meiner Jägerhöhe hinauf nicht allzu oft erklimmen, um selber nach dem Sohne zu sehen, mit dem es ja Gottlob auch keine Gefahr zu haben scheint. Wir machten das alles fest und klar. Graf Moriani stand von jedem ferneren Versuche ab, mir ein Geschenk aufzudringen; vielmehr reichte er mir beim Abschied beinah freundschaftlich die Hand. So hatte sich Alles zum Guten gewendet.

Dann ist es Abend geworden. Der Sturm hat wilder aufgespielt. Wir haben Thüren und Fenster dicht verschlossen, zum Schutze unseres Patienten. Mitternacht ist vorüber. — Ich habe Kati, die gute, alte Seele zur Ruhe geschickt und wache einsam an Fabian's Bett. Schlafen könnte ich doch nicht. Die bewegten Bilder, die in meiner Seele geweckt sind, lassen ihr keine Ruhe. So nimm denn dein Recht, und ob die alten Wunden auch wieder bluten — schließ deine goldenen Pforten auf, Erinnerung!

Ich bin ein Sohn des Volkes, obgleich meine Wiege in goldenem Saale gestanden und ich in seidenen Betten geschlafen habe. Mein Vater arbeitete als Tagelöhner in den fürstlich R—schen Marmorbrüchen; verunglückte daselbst und starb, noch ehe ich geboren war. Meine Mutter, ein frisches, stämmiges Landkind, war allbekannt wegen ihres hübschen blühenden Aussehens. — Wenige Wochen nachdem sie mir das Dasein geschenkt, kam auch im fürstlichen Schlosse ein Knabe zur Welt; der erste männliche Sprößling nach langem, vergeblichem Harren; ein schwächliches, dürftiges Kind, dem man kaum das Leben zutraute. Als mit ängstlicher Sorgfalt eine Amme für ihn gesucht wurde, fiel die Wahl auf meine Mutter. Doch erklärte diese, den Posten nur annehmen zu können, wenn ihr gestattet sei, das eigene Kind bei sich zu behalten. In Anbetracht ihrer beson-

ders geeigneten Persönlichkeit, wäre man auf jede Bedingung eingegangen. So zog ich mit aufs Schloß und wurde nicht anders gehalten als der kleine Prinz selber. Manchmal vielleicht besser. Einem Mutterherzen ist darin nicht zu trauen.

Nachdem Prinz Leopold entwöhnt war, blieb meine Mutter als Wärterin bei ihm und ich natürlich blieb mit ihr. Ja, als sie noch einige Jahre später vom Schlosse fortzog, um eine zweite Ehe einzugehen, blieb ich dennoch. Hatte sich doch der kleine Leopold, dem keine Geschwister nachgefolgt waren, viel zu sehr an mich gewöhnt, um des Spielkameraden wieder entbehren zu können. Meine Mutter willigte in die Trennung, weil sie durch dieselbe mein Glück zu sichern glaubte. Ich sollte in engster Gemeinschaft mit Leopold erzogen werden. Wir schliefen in demselben Zimmer, aßen am selben Tisch, gingen gleich gekleidet und ich wußte nicht anders, als daß das fürstliche Schloß auch meine Heimath sei.

Obgleich in unsrer Anlage ganz verschieden von einander, hingen Leopold und ich doch sehr eng zusammen. Er war und blieb kränklich; in mir blühte meiner Mutter ganze Kraft und Gesundheit. Ihm fehlte jede geistige Beweglichkeit, er langweilte sich leicht; ich hatte stets neue Pläne im Kopf, ihn anzuregen und zu belustigen. Wo er seine Schwäche fühlte, verließ er sich auf meinen Muth. Ich unterhielt und beschützte ihn zu gleicher Zeit. Aber wie ich ihm unentbehrlich war, so übte ich auch unbedingte Herrschaft über ihn aus. Mein Wille war der maßgebende. Das gab mir frühzeitig ein festes, entschiedenes Bewußtsein meiner selbst. Nie hat ein Knabe sich freier, glücklicher, des eignen Vermögens sicherer gefühlt als ich. Auch in der übrigen Familie genoß ich volle Liebe. Ich war heiter, bequem, Leopold's guter Geist, ein allzeit fröhlicher Schmuck des fürstlichen Hauses.

Als die Zeit des Lernens für uns kam, befestigte sich dieses Verhältniß noch mehr. Leopold fiel Alles schwer. Ich faßte, begriff und arbeitete für Zwei; ich riß ihn mit mir fort, er mochte wollen oder nicht. Freilich stellte man keine übermäßige Forderung an unsere Leistungen. Leopold lernte als Fürst und das ließ man auch für mich genug sein.

Inzwischen war uns, als wir ungefähr acht Jahre zählten, eine kleine Schwester, Prinzeßchen Leonore, geboren worden; wie Leopold ein überaus zartes Kind, aber von so wunderbarer Schönheit, daß ich sie vom ersten Tage ab bewundert und angebetet habe wie ein Wesen höherer Art. Hatte ich schon Leopold gegenüber, als der Stärkere, Umsichtigere, die Rolle des Beschützers gespielt, so dünkte mich Leonore noch doppelt, durch den Unterschied der Jahre, stets wie ein mir anvertrautes Kleinod. Die Fürstin war bei ihrer Geburt gestorben. Scherzend pflegte der Fürst später oft zu sagen: bei keiner Wärterin, noch Gouvernante wisse er die Kleine so gut aufgehoben wie bei mir. So theilte sie auch später oft unsre Knabenspiele; aber nie ist ihr ein Härchen dabei gekrümmt worden, nie hat ein hartes Wort sie verletzt. In Stücke hätte ich Den zerrissen, der ihr auch nur einen Zoll breit zu nahe getreten wäre.

Sie war ein besonderes Kind, von einer idealen Schönheit, wie ich ihres Gleichen nie wieder gesehen habe; im Wesen stets etwas verschleiert, weder mittheilsam, noch lebhaft; sie lächelte nur, sie lachte nicht und sprach ein Verlangen niemals entschieden aus. Mir aber war ein ahnendes Verständniß für sie gleichsam eingeboren; sie brauchte mich mit ihren großen, stummen Augen nur anzusehen, so wußte ich, was in ihr vorging. Dafür verließ sie sich auch ganz auf mich und in anderer Weise konnte sie mich ebenso wenig entbehren wie der Bruder. Durch alle diese zusammenwirkenden Umstände war ich wirklich ein Glied der Familie geworden, in der ich lebte. Das waren der Kindheit fröhliche, kampflose Tage.

Leopold war sehr rasch gewachsen; bei seiner schwächlichen Körperanlage weckte das Besorgniß. Die Aerzte riethen, ihn einmal ganz ohne geistige Anspannung, nur seiner Gesundheit leben zu lassen. Was ihm verordnet wurde, mußte ich natürlich mit durchmachen. Unsere Lehrer wurden fortgeschickt. In einer Meierei am Walde ließ der Fürst ein paar Zimmer für uns herrichten; mit einem Mentor, der nicht viel zu bedeuten hatte, brachten wir dort die Sommermonate in freiem, seligen Nichtsthun hin. Ich durchstreifte den nahen Forst zu allen Tag- und Nachtzeiten und faßte

eine begeisterte Liebe zum edlen Jägerleben.

„Da werde ich dich einmal als Förster hinaussetzen," scherzte der Fürst; natürlich wurde nichts daraus und doch wäre es das einzig Richtige gewesen, mich ein Handwerk oder sonst etwas Tüchtiges lernen zu lassen, statt mich einerseits auf Leopold's zersplitterte Studien zu beschränken und mir doch Theil zu gönnen an all' seinen fürstlichen Verwöhnungen. Bei seiner gesicherten Zukunft hatte das für ihn keine Gefahr; daß der Fall für mich ein ganz anderer sei, daran dachte Niemand.

Als wieder ein paar Jahre vergangen waren, hieß es: „Reisen, reisen! Prinz Leopold muß die Welt sehen; das bildet, das entwickelt!" — und was war natürlicher, als daß ich abermals dem Bruder zur Seite blieb, der jetzt zwar dem Hauslehrer entwachsen, eines entschlossenen, umsichtigen Beistandes aber nur um so bedürftiger war. So zogen wir hinaus in die Welt; sahen Frankreich, die Schweiz, Italien. Wie berauscht fühlte ich mich von Eindrücken, die sich ungeahnten Wundern gleich vor meinen trunkenen Blicken erschlossen. Denn es lag in mir, jede Schönheit zu empfinden; es hat das Ideale mich stets zu sich emporgezogen. Aber wie belebend und bereichernd auch diese Wanderzeit für mich war, sie mischte mir dennoch den ersten Tropfen Wermuth in meinen frischen Lebenstrank. Daß es gesellschaftliche Unterschiede zwischen den Menschen geben könne, die unbedingt trennender Natur sind, und daß die Stellung, die ich einnahm, in ihrer Halbheit, ohne sicheren Boden unter den Füßen, darauf angelegt sei, zum Kampf mit denselben herauszufordern, — war mir bisher nicht in den Sinn gekommen. Die fürstliche Familie selber hatte mir zu solchen Reflexionen noch keine Gelegenheit gegeben. Sei es in vorurtheilsfreier Neigung, sei es aus längst in sie hineingewachsener Gewohnheit, sie betrachtete mich wirklich als zu sich gehörig. Von Welt und Gesellschaft aber lebten wir auf dem Schlosse ziemlich isolirt. Die Wenigen, die kamen, waren vertraut mit meinem Verhältniß, das sie deshalb nicht weiter ergründeten. So war mein leichtverletzliches Selbstgefühl bisher unverwundet geblieben. Aber schon auf der Reise brachten einzelne Situationen es mir zum Bewußtsein, daß Leopold der Prinz sei, ich aber ein gewisses unbestimmtes Etwas, das mit in den Kauf genommen, oder bei Seite geschoben wurde, je nachdem der Moment es bequemer erscheinen ließ. Noch trug ich zu viel jugendfrohes Lebenszutrauen in mir, um mir diese Erfahrungen sonderlich zu Herzen zu nehmen; auch wechselten die Eindrücke unseres Wanderlebens rasch; ich haftete nicht lange an einem. Eigentlich habe ich erst später, im Rückblick auf diese Zeit, verstehen lernen, wie auch sie schon mein Schicksal im Schoße trug.

Gegen den Herbst hin sollten wir zurückkehren. Aber Leopold hustete; es schien gerathener, den Winter im Süden zu verleben. Wir gingen nach Madeira. Das Frühjahr heischte dann eine Badereise, der Sommer die nöthige Nachcur, so vergingen statt einem Jahr, zwei, bis wir die Heimath wiedersahen. Sie war recht unverändert. Während uns jeder Tag etwas Neues gebracht hatte, ging hier noch Alles seinen altgewohnten, etwas einförmigen Gang. Der alternde Fürst begann an den Augen zu leiden. Einige alte Bekannte der Nachbarschaft waren gestorben; der kleine Kreis zog sich immer enger, immer ereignißloser in sich zusammen. In diese sich anbahnende Oede trugen wir nun das volle Leben unserer frisch gesammelten Eindrücke hinein und wirkten damit entschieden wohlthuend. Der Fürst, der nicht viel lesen durfte, ließ sich um so lieber unterhalten. Da wurden Veduten und Curiositäten herausgekramt; wir hatten Schätze hübscher Andenken mitgebracht, die unsere mündlichen Berichte glücklich ergänzten. Das heißt, der Erzählende war eigentlich nur immer ich allein. Leopold hatte wenig Geschick zur Mittheilung und gab sich noch weniger Mühe es zu erlangen. Wo er befragt wurde, war er gewohnt, mich anzusehen und sich darauf zu verlassen, daß ich mit der Antwort für ihn eintrete. Das war so hergebracht, daß Niemand mehr die Verwechslung der Rollen bemerkte. — Von Allen, die uns zuhörten, trug uns Keiner tieferen Antheil entgegen als Leonore. Sie fragte zwar nichts und sagte nichts; aber ihr ganzes, von innen heraus sich belebendes Wesen schien aufzuleuchten unter dem Glanze der Bilder und Vorstellungen, die ihr jetzt nahe rückten. Bei unserer Rückkehr war sie gerade sechzehn Jahr alt ge-

worden, ein Fürstenkind vom Scheitel bis zur Sohle. Zwar rauschte sie nicht in blendenden Stoffen durch das Haus, noch trug sie blitzendes Geschmeide; sie forderte keinen glänzenden Hofstaat, aber wo sie ging und stand, war sie die vornehm Auserlesene, der nichts Niedriges zu nahen wagte. Der Adel lag in ihr selber. Um sie herum schien die Luft reiner zu sein als um andere Menschen. War sie schon als Kind ernst und zurückhaltend gewesen, so hatte erwachte Jungfräulichkeit noch mehr Stille um sie geschaffen; und doch erschien sie nicht unbelebt, wenigstens nicht für mich, der ich die Sprache dieser schönen, stummberedten Augen kannte.

Wie meinen Gedanken das ferne, liebliche Bild immer deutlicher entgegentritt, unter den Schleiern darüberhingeronnener Jahre, scheint sich auch das wilde Wetter draußen allmälig friedlicher zu stimmen. Der Sturm legt seine Schwingen nieder. Ein sieghafter Held steigt der Mond aus zerreißenden Wolken über den Bergen empor. Es ist mir in sein klares Licht zu sehen, wie der Zeit zu gedenken, die nun kam.

Der Winter hatte sich frühzeitig gemeldet. Mehr und mehr beschränkte er uns auf den engsten Familienkreis. Da wurde gelesen, musicirt, Kupferwerke durchgesehen. Leonore wollte sich in verschiedenen Sprachen, die mir unterwegs geläufig geworden, vervollkommnen. Erst conversirten wir, dann gab ich ihr förmlichen Unterricht. Die Dichter wurden aufgeschlagen, für die ich glühte. Ich hatte eine gelehrige Schülerin an ihr und ein hinreißender Zauber lag darin, das Suchende in ihr zu leiten. So spann ein stiller, innerer Zusammenhang zwischen uns sich immer weiter und in der Geisteswelt, an deren Pforten wir jetzt gemeinsam klopften, empfing er seine Weihe — es war eine schöne Zeit! — Wenn wir im Erkerfenster saßen mit unseren Büchern, draußen der Schneelandschaft lautloses Bild; wenn wir gelesen, bis die frühe Dämmerung mir die Zeilen verwirrte und ich dann zu ihr sprach, ihr Verse wiederholte, die mir Schätzen gleich im Gedächtniß ruhten — dann sahen mich ihre Augen wie ein Märchen an — o Leonore, warum war ich nicht ein Königssohn und du ein armes, verlorenes Kind — es hätte keine Trennung zwischen uns gegeben!

Der Frühling kam und machte Wald und Wiesen wieder grün. Ich brachte ihr die ersten Maiglöckchen, die im Waldschatten dufteten. Auf munteren Pferden durchstreiften wir den Forst — sie immer dicht an meiner Seite, die goldnen Locken wehend im Winde. Da hat ein einzig Mal, in rosiger Abendstunde, als ihre Hand mit der kleinen, spielenden Gerte am Sattel herabhing, die meine sie gefaßt, gehalten — und sie zog sie nicht zurück. Hand in Hand sind wir über das blühende Erdreich hingeflogen; die Glocken klangen im Thal, hoch über uns wachten die Sterne auf — es war das einzige Mal!

Schon der nächste Winter sollte sich ganz anders gestalten. Der Fürst gedachte ihn in der Residenz zu verleben. Seine beiden Kinder sollten bei Hof und in der Welt die Stellung einnehmen, zu der ihre Geburt sie berechtigte. Mit weitläufiger Umständlichkeit wurde die Uebersiedlung ins Werk gesetzt. Ohne mich — ich muß es selber sagen, — wäre man kaum damit fertig geworden. Ich fuhr voraus, wählte eine Wohnung, führte die Dienerschaft ein, die der neuen Verhältnisse ungewohnt, zu Allem große Augen machte; sorgte für des Fürsten Bequemlichkeit, für Blumen in Leonorens Zimmer. Auch als sich unser Leben in der Stadt gestaltet hatte, behielt ich die Hände voll zu thun. Alle praktischen Dinge fielen mir zu; daneben hatte ich des Fürsten Correspondenz zu führen, der, nie von seinen Besitzungen entfernt, bei abnehmender Sehkraft, ihre schriftliche Verwaltung recht mühselig fand. Mit Freuden hätte ich noch tausendmal mehr gethan. Die Arbeit war es nicht, die auf mir lastete; aber in der Atmosphäre, die uns jetzt umfing, galten keine Illusionen; mit unabweisbarer Klarheit sollte es mir hier zum Bewußtsein kommen, wo Leonore stand und wo ich hingehörte.

Schon vom ersten Tage ab trennten sich unsere Wege. Sie fuhr zu Hof, ich blieb daheim. Ein bunter Schwarm von Gästen drängte sich in unser Haus; sie sahen mich an, als wollten sie sagen: was hat der hier zu thun? er ist nicht unseres Gleichen. Mehr und mehr erfaßte mich tiefes Mißbehagen gewissen Blicken, besonders solchen gegenüber, die mich gar nicht zu sehen schienen, mir so am verständlichsten mein Nichtsbedeutend. Und hatten sie nicht Recht?

Ohne Namen, ohne Beruf, ohne Stellung — was erklärte meine Gegenwart in diesen Kreisen?

Eines Abends sollte zu Hof gefahren werden. Der General von T..., ein entfernter Vetter des Fürsten, war gekommen, die Herrschaften auf das Fest zu geleiten. Ich hatte bis zum letzten Momente für den Fürsten gearbeitet und geschrieben. Der Tisch war mit Papieren und Briefen bedeckt, die noch befördert werden sollten. Im duftigen Spitzenkleide, ein Mäntelchen von Hermelin darüber geworfen, stand Leonore zum Fahren bereit.

„Sorge, daß dies alles fertig wird und sicher noch heute zur Post kommt," empfahl der Fürst mir an. „Nun stehe ich zu Diensten, Verehrtester," wandte er sich zu seinem Verwandten, indem er sich den Pelz anziehen ließ.

„Bitte, meinen Mantel!" sagte der General mit einem Blick auf mich, höflich, aber doch befehlend, wie man fremde Dienstboten anzureden pflegt. Es fuhr mir durch und durch, daß mir die Zornader an der Stirn schwoll. „Ich bin kein Bedienter," hätte ich ihn wild anrufen mögen. Aber ich fühlte, daß die trotzige Antwort noch entwürdigender sei als die Zumuthung, die an mich gestellt worden; ich biß die Lippen fest zusammen. Ohne ein Wort zu erwiedern, nahm ich den Mantel von einer Sophalehne und legte ihn um die Schultern des Generals. Der bot Leonoren den Arm. Sie rauschte an mir vorüber, der blonden Locken weiche Fülle herabringelnd auf den fürstlichen Hermelin.

„Ihr Kammerdiener scheint ein brauchbarer Mensch zu sein," sagte im Herausgehen der General zum Fürsten.

„Mein Kammerdiener ist Ewald nun eigentlich nicht," hörte ich diesen noch erwiedern, dann schloß sich die Thür hinter ihnen. Mit welcher Empfindung blieb ich zurück! —

Das entsetzliche Wort zischte mir noch immer in den Ohren. Kammerdiener! — Ja, was wäre es denn gewesen, wenn der Sohn des Tagelöhners seinem Herrn und Wohlthäter als solcher gedient hätte? — Eben daß diese Wahrscheinlichkeit so nahe lag, machte mir die Situation noch unerträglicher. Ich raffte die Briefe zusammen und trug sie selber zur Post. Mit erleuchteten Fenstern strahlte des Königs Schloß die dunkle Straße hinunter. Dort tanzt sie jetzt, die Fürstentochter, dachte ich; und ich stehe hier unten, womöglich am Wagenschlag, die Tresse am Hut. Warum haben sie mich nicht gleich in der Jockeyjacke erzogen, daß mir die Livree gewohnt wurde?

Von jenem Tage ab war's um meine Stimmung geschehen. Ich zog mich scheu in mich selbst zurück. Sobald Besuch kam, verließ ich das Zimmer. Von jedem Menschen, der mir begegnete, erwartete ich, daß er mich tödtlich verletzen würde. Leonoren konnte ich nicht mehr in die Augen sehen. Sie, die Fürstin war in jedem Worte, jeder Geberde, mußte sie sich nicht vor allem des Niedrigen schämen, hätte er sich an ihre Seite gedrängt? — Ich lernte meine eigenen, einsamen Wege gehen.

„Was fehlt dir, Ewald?" — fragte mich der alte Fürst; „du bist verändert, gar nicht mehr wie sonst, frisch und lebendig."

Ich wich der Frage ein paar Mal aus; aber als sie mir öfter wiederholt wurde, sagte ich dem alten Herrn wenigstens so viel von der Wahrheit, daß es auf mir laste, ohne Beruf, ohne Thätigkeit zu sein. Er möge mich fortlassen; Forstmann, Landwirth oder dergleichen könne ich vielleicht doch noch werden.

„Keine Thätigkeit, Ewald?" — unterbrach er mich staunend. „Was fällt dir ein, Junge! Hast alle Hände voll zu thun: meine Correspondenz, Gänge für Leopold, für mich; das ganze Hauswesen ist dir anvertraut. Mich dünkt, du kannst manchmal kaum fertig werden und klagst, du habest nichts zu thun!"

Gewiß, er hatte Recht; nur übersah er, daß solch' unselbständiges, zerstückeltes Schaffen nicht befriedigen kann, wo feinere Seiten des Bewußtseins entwickelt worden sind.

„Und fort willst du von uns?" — fuhr er fort. „Ewald, ich glaube, du hast deine fünf Sinne nicht beisammen. Wo kann es dir besser ergehen als bei uns? — Und wer soll mir denn die Briefe schreiben, die Rechnungen reguliren? Etwa ein bezahlter Schreiber, der mich an allen Ecken und Enden betröge? — Wer überwacht mir Leopold's schwankende Gesundheit, wenn du fort bist? — Wie kannst du nur daran denken! Ist das etwa der Dank dafür,

daß ich dich wie meinen eigenen Sohn gehalten habe, seitdem du um dich schauen kannst?" —

Das eine Wort schnitt mir jeden ferneren Einwand ab. Ja, ich war ihm zu Dank verpflichtet. Gleich einer bleiernen Kette hing sich dies Gefühl an meinen Schritt und hielt mich fest. Ich hatte nichts zu fordern, nichts zu beklagen.

Dennoch sann ich in der Stille immer wieder nach, was ich trotz alledem noch aus mir machen könne; zu welchem zusammenhängenden Unternehmen oder Studium ich noch nicht zu alt sei? — Ich fand nichts. All mein Wissen war Stückwerk; nichts hatte ich gründlich genug erlernt, um eine Zukunft darauf zu bauen. Wie oft habe ich da die Bildung verwünschen gelernt, die ich mir oberflächlich errungen hatte. Zu planlos, um mich selbständig zu machen, schärfte sie mir nur das Gefühl für den geistigen Druck, unter dem ich kümmerte. Elend schlichen meine Tage hin. Und sie sah mich an, halb verwundert, halb fragend. Als ich immer nur die Augen von ihr wendete, in bitterster Selbstüberwindung, da senkte sich endlich auch ihr Blick und es wurde still und fremd zwischen uns. Wohl war es am besten so. Denn ob ihr auch vielleicht vorübergehend die Seele einmal tiefer bewegt gewesen — zum Kampfe war sie nicht erschaffen; zu dem Riesenwerke, die Kluft auszufüllen, die uns trennte, ihre Hände zu zart. Ob sie auch nur an eine solche Möglichkeit gedacht hat — ich weiß es nicht. Der Schleier blieb über ihrem Herzen ruhen; wir gingen die Wege, die uns vorgezeichnet waren.

Unter diesen Verhältnissen empfand ich es als eine wahre Erlösung, daß der Fürst mir eines Tages sorgenvoll mittheilte, einer seiner Intendanten sei plötzlich erkrankt; ein verwickeltes geschäftliches Unternehmen ginge nun daheim unbeaufsichtigt seinen Gang; bedeutender Schaden könne ihm erwachsen, wenn ich mich nicht angesichts dieses entschlösse, abzureisen und mich der Sache anzunehmen, so gut es 'ginge. Noch derselbe Abend fand mich unterwegs. Wie athmete ich befreit, da ich wieder die Luft unsrer Wälder an der Schläfe fühlte. Da waren keine vornehmen Menschen, die mich kühl ansahen. Ich that nützliche Arbeit; dann mein Gewehr auf der Schulter, durchstrich ich den Forst, im Frühlingswinde, in mondheller Nacht. Kein Schuß war mir zu kühn, kein Pfad zu steil. Ich traf den Vogel im Fluge. Auf freier Höhe, nur der Wipfel Rauschen, der Sterne funkelnde Pracht über mir, war ich mir wieder der eignen Kraft bewußt und fragte nicht, wer besser sei als ich. — Da hab' ich dich lieben gelernt, Waldeinsamkeit, Trost meiner Wunden!

Der Sommer führte die fürstliche Familie aufs Schloß zurück und bald folgten ihr zahlreiche Gäste, zu denen das Stadtleben sie in Beziehung gebracht hatte. Gemächer waren eingerichtet, Feste vorbereitet worden; das stille Schloß hatte sich in einen Tummelplatz fröhlicher Lustbarkeit verwandelt. Es galt aber der ganze Lärm hauptsächlich der Baronesse Irmgard, einer gefeierten Schönheit, die bald darauf Prinz Leopold's erklärte Braut wurde. Sie war von königlicher Gestalt, die Lippen kühn geschwungen; wen sie mit den dunklen Augen ansah, ohne ihn recht gern zu mögen, dem fuhr ihr Blick wie ein kalter Stahl ins Herz. Ich, der bürgerliche Halbbruder, war ihr ein Dorn im Auge; sie gab sich gar keine Mühe, es zu verhehlen. Einen ganzen Schweif übermüthiger Verwandten hatte sie mitgebracht; die machten sich's nun auf dem Schlosse heimisch, Gebrauch und Sitte dort umstimmend nach ihrem Sinn. Es ist etwas Eigenes, die Umgebung, die uns der Träger unserer frühsten, liebsten Erinnerungen gewesen ist, einem fremden Geiste anheimfallen zu sehen, zu dem wir keine Verwandtschaft mehr fühlen. Mag solcher Wechsel schon das eigene Kind des Hauses empfindlich berühren, wie viel verstoßener noch fühlt sich dabei ein Pflegling wie ich, dem der Boden unter den Füßen ohnedies kein fester ist. Wieder dachte ich entschiedener denn je ans Fortgehen — besonders wenn Irmgard einmal Herrin auf dem Schlosse geworden sei — als der Fürst, abermals an meine Dankbarkeit appellirend, die Bande wieder fester zog, die mich hielten.

Bei Leopold hatten sich erneute Symptome seines alten Brustleidens gezeigt. Noch vor seiner Vermählung sollte die Krankheit womöglich gründlich bekämpft werden. Man rieth ihm, den Winter abermals im Süden und zwar in Aegypten, auf den Gewässern des Nil zu verleben.

„Ewald," sagte der Fürst zu mir, „ich

habe keine ruhige Stunde, wenn du nicht mitgehst."

Ich wandte ein, daß der Bruder seiner Braut den Prinzen zu begleiten gedenke.

„Was nützt mir der 22jährige Sausewind!" rief der alte Herr, „der wird meinen Sohn nicht hüten und pflegen, wenn es Noth thut. Du kennst Leopold's Natur von klein auf; weißt, was ihm schadet und was ihm frommt. Wenn du mitgehst, ist er gut aufgehoben. — Natürlich," fügte er etwas beklommen hinzu, „würde sich deine Stellung bei dieser Reise anders gestalten, als auf eurer ersten Wanderschaft. Schon die Gegenwart des Barons bringt das mit sich; du weißt, er hat kleine Prätensionen und Vorurtheile. Du bist ja aber ein vernünftiger Mensch, Ewald, und uns immer treu ergeben gewesen. Wenn ich dir sage, daß deine Begleitung mir Beruhigung gewährt, denk' ich, wird deine Dankbarkeit mich nicht im Stiche lassen."

Konnte ich nein sagen? — Gab es einen Ausweg? — Ich verstand recht wohl, wie die Sache gemeint war; so etwas wie den Courier, den höheren Bedienten sollte ich abgeben und mich glücklich schätzen, meine Erkenntlichkeit auf diese Weise an den Tag zu legen. Erkenntlichkeit, wofür? — Grausam hatten sie an mir gehandelt. Hätten sie mir den Pflug in die Hand gegeben, mich ein Stück Feld selber bebauen gelehrt, tausendmal barmherziger wäre es gewesen. Aber gleichviel! — sie fühlten es als Wohlthat, die sie mir erwiesen hatten, und ich — hätte ich es ihnen auch zu erklären versucht, verstanden hätten sie es nimmer, warum es ein verpfuschtes Leben war, das sie mir bereitet. Ich schwieg und zog mit Leopold in die Welt hinaus.

Im Grunde war es ja auch eine Wohlthat für mich, nur die Luft zu wechseln und — es mag seltsam klingen! — Leonoren nicht mehr zu sehen. Denn mochte ich mein Herz zusammendrücken wie ich wollte, ich konnte es doch nicht hindern, daß sie mein Abgott war und daß es keinen Winkel in meiner Seele gab, den nicht ihr Bild belebte.

Wir gingen durch das südliche Frankreich; in Marseille schifften wir uns ein, um nach glücklicher Meerfahrt einen anderen Erdtheil zu begrüßen.

Es war eine wundersame Welt, die hier ihre Bilder vor meinem staunenden Auge entrollte. So viel Vergangenes, Räthselvolles; so viel ernstes Schweigen über versunkner Majestät. Der eigne Mensch in mir wurde stiller vor diesen Eindrücken; was war sein Kummer, sein Schmerz, diesen Größenverhältnissen gegenüber? — Kam wirklich so viel darauf an, ob ich für den Verwandten, den Freund oder den Diener dieses jungen Prinzen galt? Ob ich meine Kraft zu eignem Schaffen, oder im Liebesdienste derer verwandte, die mir immerhin die Nächsten waren auf der Welt? — Ich mußte fast lächeln, daß mir dies wirklich so große Sorge gemacht hatte. Es ist das Herbste in uns am Ende doch nur ein vergänglich Erdenweh, und vor jenen Steinkolossen, über die Jahrtausende ihren Schutt geworfen, unter der Tropensonne, wo sie wechsellos den Sand der Wüste brennt, auf des Oceans blauer Unendlichkeit, wenn Riesenfahrzeuge kleinen silbernen Punkten gleich aufblitzen und wieder verschwinden — lernt man anders über des einzelnen Menschen Bedeutung denken als daheim im enggezogenen Kreise, wo der Blick an der Scholle haftet, auf der wir wandeln. Hebe ihn empor, lehre ihn das Große, Weite suchen und du wirst dich von dir selbst befreien, von jener beengenden Knechtschaft, die härter drückt als alle Verhältnisse des Lebens. — Obgleich nach außen hin demüthiger denn je, — der junge Baron verstand es trefflich, mir meinen Platz anzuweisen! — lernte ich in mir selber viel freier meine Wege gehen und eine Ruhe gewinnen, die mir das Schwerste erträglich machte. Es war eine besondere Fügung, die mir gerade jetzt half, einen festen Schild über meine Brust zu decken, denn als wir nach Jahresfrist heimkehrten, fand ich Leonore als Braut des Grafen Moriani wieder. Der Fürst selber theilte mir das frohe Ereigniß in ihrer Gegenwart mit — halt fest, mein Herz! — Sie sah mich nicht an, sie nickte nur mit einem abwesenden, wunschlosen Lächeln, als der Fürst mir wiederholte: „ja, sie ist Braut, meine liebe, herrliche Leonore — eine sehr glückliche Braut!" —

Graf Moriani lebte auf seinen Gütern in den südlichen Provinzen; ich sah nur sein Bild in Leonorens Zimmer. Er mußte viel älter sein als sie; aber er war ein schöner Mann, stattlich und vornehm im besten Sinne des Wortes.

Leopold, der glücklich hergestellt war, vermählte sich bald nach unserer Rückkehr und hielt in Glanz und Jubel mit der nunmehrigen Fürstin Irmgard seinen festlichen Einzug auf dem väterlichen Besitz. Es war eine maßlos unruhige Zeit, in der fast Keiner von uns zur Besinnung kam. Das Schloß faßte kaum die Fülle der Gäste. Aus der Umgegend strömte Alles herbei, den Jubel mit anzusehen. Eine ganze Woche ging es in Saus und Braus. Ich war, um Platz zu machen, auf ein stilles Vorwerk hinausgezogen; ganz zurückziehen von dem geräuschvollen Treiben konnte ich mich nicht, schon weil überall meine Hülfe und mein Beistand gefordert wurden. Gipfeln endlich sollten die Lustbarkeiten in einem großartigen Volksfeste, bei dem Theater, Concert, Ball, Erleuchtung des Gartens, kurz Alles ins Werk gesetzt wurde, die glänzendste Wirkung hervorzurufen. Der alte Fürst schob mir mehr und mehr die Leitung des Ganzen zu und ich that, was ich thun mußte, mit einem Herzen, dessen herbes Leid schlecht genug zu diesem muntern Treiben stimmte.

Wir hatten prächtiges Sommerwetter. Park und Garten wimmelte schon Nachmittags von bunten Erscheinungen aller Art. Musik klang hin und wieder. Zwei Theaterstücke waren auf freier Gartenbühne recht artig heruntergespielt worden. Ein rauschendes Concert füllte die Pausen aus. Unterdessen trank man den Thee auf der Terrasse des Schlosses; einzelne Gruppen vertheilten sich lustwandelnd in den Gängen des Gartens, die der Abend schon kühler beschattete.

Da stand ich an den Stufen des Altans, auf dem wenige Schritte von mir unter zahlreichen Gästen auch Leonore saß. Sie trug ein Kleid von schwerem rosenfarbenen Seidenstoff; Rosen im Haar, Rosen an der Brust; um den blendenden Hals reiche Perlenschnüre, die Brautgabe ihres Verlobten. Eine Fürstin saß sie dort unter Fürsten. Ich stand zur Seite; nahe bei ihr und doch von ihr getrennt durch eine Weite, über die keine Brücke sich baut. Sie ahnte nicht, daß ich sie ansah — lange ansah. Eine wirbelnde Menge rings herum gönnt uns solch ein stilles Anschauen oft am allerruhigsten. Mir war Leonore nur noch schöner erschienen, obgleich der stille Schmerzenszug um ihre Lippen, der umschleierte Blick nicht viel von bräutlichem Glück erzählten.

Das Orchester spielte ein schwermüthiges Adagio. Ein Sehnsuchtsschmerz ohne Gleichen griff über das Herz. Und sprach denn nicht aus Leonorens Augen ein gleiches Weh? — Der schimmernde Perlenschmuck schien eine Thränenlast, die schwer über dies zarte Dasein gehängt war. Leonore, beweinst auch du des Lebens harte Gesetze? — Hat auch in dir, was ehedem war, Recht, behalten? — — Es versetzte mir fast den Athem; mir war, als müsse ich laut ihren Namen rufen — Leonore! — Unerwartet sprang die klagende Musik in ein schmetterndes Finale über; Festjubel, dem Siegesmarsch eines Imperators gleich, brauste an mein Ohr. Das wird ihr Hochzeitsreigen sein! — rief es mit plötzlich aufwallender Bitterkeit in mir. Von ihrer Höhe herab hat sie niemals an mich gedacht — vorüber, ihr haltlosen Träume, vorüber! In wenig Wochen schließt ein Andrer sie in die Arme! Da packte mich wilder Schmerz; denn mochte ich dies heiße Herz auch tausendmal in seine Schranken zurückweisen, mochte ich jede Ergebung üben, die die Verhältnisse von mir heischten — ihr gegenüber war ich am Ende doch ein Mensch und ich habe sie begehrt mit allen Gluthen der Liebe, der Leidenschaft — — es war Verzweiflung, von ihr lassen zu müssen!

Ich ertrug ihren Anblick nicht mehr. Ich drängte mich zwischen den Menschen durch und suchte die Einsamkeit.

Am Ende des Parkes, wo dunkle Buchengänge leise emporsteigend sich immer wilder und verwachsener allmälig in des Waldes Dickicht verlieren, lag ein stilles Plätzchen, selten besucht, wenn auch von besonderer Schönheit. In die dichte Laubwand war eine Oeffnung geschnitten, einem breiten Fenster ähnlich, das sich dort frei gegen die Landschaft hin aufthut. Des Gebirges zackige Linie begrenzt den weiten Horizont. Im Thalgrund schimmern weiße Gehöfte zwischen dem dunklen Grün mächtiger Nußbäume; der Fluß zieht sich, ein schlängelndes Band, zwischen üppigen Feldern hin. Vor dem lichten Laubfenster, dem ein Geländer von borkigen Stämmen als Brustwehr diente, stand eine kleine Bank. Es lag ein Zauber darin, hier auszuruhen und aus des Waldes dunkler Ab-

geschlossenheit in eine reizvolle Ferne zu blicken.

Da hinauf lenkte ich meine Schritte. Schon dunkelte es abendlich. Ich stand gegen das Borkengitter gelehnt und blickte ins Weite. Der Mond hauchte seinen ersten Lichtgruß über die Bergwand hin. Glühwürmchen regten sich unter den tief herabhängenden Zweigen der Bäume. Eine Stille war in der Luft, daß mir in ihrer körperlosen Klarheit des eignen Herzens bewegte Gedanken fast als das Lauteste, Wirklichste erschienen. In den Häusern im Thal glimmte hie und da ein Lichtchen auf. In jenem dort war ich geboren. Eine Heimath aber war es mir nie gewesen; eine Heimath war mir auch das Fürstenschloß nicht — ich hatte keine. Ich fühlte mich wie der Vogel in der Luft, ohne Stätte, ohne Nest — obdachlos und einsam — unendlich einsam! —

Da regte sich's leise im Laubgang hinter mir; — ich sah zurück. Im Mondenglanz, der ungleich zwischen den beweglichen Blättern spielte, trat mir eine lichte Gestalt langsam entgegen. Des Kleides schwere Falten rauschten gewichtig über den Boden hin — Rosenduft wehte mir entgegen, — ja sie war es — Leonore! — Ein Umhang von schwarzen Spitzen war über ihre Schultern geworfen. Wie sie ihn auf der Brust zusammenraffte, fiel er an den Armen herab und ließ die schlanken, blutlosen Hände sich in blendender Weiße von der dunklen Hülle abheben. Ihre weichen Locken, in denen zwischen Rosen Diamanten blitzten, ringelten lose auf den Hals herab. So stand sie da, mondbeglänzt, die liebliche Gestalt.

Als sie mich erblickte, schrak sie leicht zusammen; sie hatte nicht erwartet, hier oben Jemand zu begegnen. Ich wollte mich entschuldigen, sie erschreckt zu haben; aber sie lächelte, strich flüchtig mit der Hand über die Stirn hin: „Nicht erschreckt," sagte sie, „nur überrascht. — Wie schön ist es hier oben!" —

Nun stand sie neben mir an dem Geländer, nur ein kleiner Raum zwischen uns. Hätte ich gehen sollen? — War es unbescheiden zu bleiben, da sie heraufgekommen war, um allein zu sein? — Ach, eine Macht, die weit über mein Wollen hinausging, hielt mich fest. Ich stand im Schatten, sie im Licht, funkelnd von Edelsteinen, einer Königin gleich und doch die Stirn geneigt, wie unter einer Last, die sie in schmerzlicher Ergebung trug. Da war es mir, als lernte ich erst jetzt ihr Schicksal recht verstehen; ein namenloses Mitleid faßte mich. O daß ich ein Wort gefunden hätte, ihr mein innerstes Herz zu erschließen. — Aber in der Schwüle, die bang zwischen uns zitterte, war Schweigen meine einzige Rettung.

Auch sie sah stumm hinaus, den Blick in die nächtliche Landschaft verloren. Endlich drang vom Schlosse her ein Aufbrausen jauchzender Stimmen zu uns herauf, Vivatrufen, ein schmetternder Tusch.

„Sie sind lustig beim Feste," sagte Leonore; ihre Stimme klang leise gedämpft, als fürchte sie sich selbst vor ihrem Klang.

„Ja, lustig!" — wiederholte ich mechanisch, ohne zu wissen, was ich sagte.

„Und hier ist es so einsam," fuhr sie fort, „so still, als läge die Welt weit, weit ab von hier und könne uns nimmer erreichen mit ihrem wirren Lärm, mit all' dem falschen Glück, das doch keins ist."

Sie sprach es vor sich hin in abgerissenen Worten, als sei sie sich nicht bewußt, daß Jemand ihr zuhöre. Von aller Wirklichkeit, die nur trennende Schranken für uns hatte, abgelöst, in märchenhafter Mondennacht einsam auf diese freie Anhöhe hingestellt, war es, als solle den Seelen, die sich sehnsuchtsvoll zu einander geneigt, einmal im Leben wenigstens ihr Recht werden. Einem brausenden Meere gleich rauschte es zu mir heran, nahe und näher, Herz und Sinne, Leib und Seele hinreißend mit übermächtiger Gewalt. Der langverhaltene Schmerz bäumte sich auf, alle Bande sprengend; in endlicher Befreiung jauchzte es auf in mir zu namenloser Wonne — „Leonore!" — rief ich. Sie schauerte in sich zusammen, als sie ihren Namen hörte. Langsam wandte sich ihr Angesicht mir zu; ihr Blick traf den meinen. Da begann sich's auch in ihren Zügen zu regen, es wurde wach, es lebte — so groß, so leuchtend hatten mich ihre Augen noch niemals angesehen. Irrend, zitternd lösten sich ihre Hände von der Brust, der schwarze Mantel glitt an ihr herab, in strahlender Schönheit stand sie da, mir beide Hände entgegenbreitend.

„Ewald!" — klang es nun auch von ihren Lippen und dann in meine Arme, an meine Brust und weit die Welt, weit, weit ab von uns! —

Es ist der Blitz, wenn er den Himmel vor unserm verzückten Auge aufzureißen scheint, auch nur der flüchtigen Secunde flüchtigste Erscheinung; nachher wieder graue Wolkennacht, vergeblich geweckter Sehnsucht langsam verhallender Schmerzenslaut. Was wir dort oben zu einander gesprochen, was Seele der Seele, Lippe der Lippe vertraut in jenem endlichen, schmerzlich-süßen Finden — ich weiß es kaum! Traumgleich ist es an mir vorübergezogen. Erfüllung — und dann ein Scheiden für ewig. Denn auf des Lebens seligster Höhe ist zum Verweilen kein Raum. Das wußten wir Beide.

Männliche Schritte kamen den Weg herauf; zwei Stimmen sprachen durch einander, erst fern, dann nah und näher. Leonore horchte auf; ihre Hand glitt aus der meinen. Ich trat unter den Schatten der Bäume. Die Herannahenden aber waren Fürst Leopold und der Bruder seiner Gemahlin.

„Müssen wir uns bis hier herauf versteigen, dich zu suchen, kleine Schwärmerin!" — rief der Prinz, als er des glänzenden Gewandes seiner Schwester zwischen den Stämmen der Bäume gewahr wurde. „Wenigstens zehn Boten durchstreifen den Park nach dir. Ich bringe frohe Botschaft, Leonore! — Unerwartet ist Graf Moriani eingetroffen, den heutigen Freudentag mit uns zu feiern. Eine liebenswürdige Attention, die ich ihm nicht warm genug danken kann. Während er eilends Toilette macht, um auf dem Balle zu erscheinen, sind wir, da du nirgends zu finden warst, selbst ausgezogen, deine Spur zu suchen. Wer konnte auch denken, daß du bis in diese Wildniß fliehen würdest!"

Leonore sah ihn regungslos an, als fasse sie die Worte nicht, die er zu ihr sprach.

„Zögere nun nicht länger," fuhr er fort, „du weißt, wer uns erwartet. Deinen Arm Leonore, daß ich dich zu deinem Verlobten führe."

„Zu meinem Verlobten!" wiederholte sie. Sie stand mit dem Rücken gegen das Geländer, beide Arme leicht zurückgebogen, sich auf dasselbe stützend, „zu meinem Verlobten!" —

„Wie bleich du bist," sagte der Fürst, sie jetzt schärfer ins Auge fassend. „Ich hatte nicht erwartet, daß dich die Freude so erschüttern würde. Komm, Leonore, stütze dich auf mich; wir gehen langsam; du mußt dich erst erholen, ehe du dem Grafen begegnest."

Noch immer sah sie ihn mit zerstreutem Ausdruck an, blaß und starr. Seine Worte schienen an ihr verschwendet. Selbst als er jetzt ihre Hand nahm, ihr noch einmal zusprechend, antwortete sie nicht. Ein leises Zittern bebte durch ihre Glieder, ohne daß sie sich vom Platze bewegte.

„Mein Gott, Leonore, wie nervös du wieder bist!" — rief Leopold mit einem Ausflug von Ungeduld. „Ich bitte dich ernstlich, nimm dich zusammen. Es wäre wirklich unfreundlich, den Grafen warten zu lassen, der hundert Meilen im Fluge zurückgelegt hat, um dir die Hand zu küssen. Bedenke, Schwester, was du den Verhältnissen schuldig bist."

Die letzten Worte schienen die ersten zu sein, die sie hörte und faßte, von Allem, was der Fürst zu ihr gesprochen hatte. Sie fuhr langsam mit der Hand über die Stirn hin, als wolle sie Gedanken verscheuchen, die nun nicht mehr hierher gehörten. Sie sah den Bruder an, wie sich besinnend.

„Ja," sagte sie, „du hast Recht — wir wollen gehen." Und nun legte sie ihren Arm in den des Fürsten; gelassen, fast feierlich schritt sie neben ihm hin.

„Ihre Mantille, Schwägerin!" rief der junge Baron, dem sich im Dunklen ein feines Spitzengewebe um die Füße gewickelt hatte. Es war Leonorens Mantel, der ihr vorhin entfallen.

Sie ging über den kleinen Platz hin. Wo der Weg sich zu senken begann, hielt sie zögernd noch einmal inne, wie um nach dem Mond zu sehen, der jetzt die weite Landschaft ganz in seine Silberfluthen tränkte. Dann streckte sie mit rührender Geberde die Hand zurück — ein letzter, letzter Abschiedsgruß Dem, der unbemerkt dort unter dem Schatten der Bäume stand. Der Bruder zog sie mit sich fort — ich habe sie nicht wiedergesehen! —

Wo und wie ich den Rest der Nacht verbracht habe, ist mir in ein wüstes Durcheinander gehüllt. Zum Feste bin ich nicht zurückgekehrt. Als der Morgen graute, war in meinem Zimmer eine einsame Kerze tief herabgebrannt; meine Sachen standen gepackt. Nach dem Erlebniß dieser Nacht war meines Bleibens hier nicht länger. Vor der Rücksicht, die jetzt galt, mußte jede andere weichen. Dem alten Fürsten

schrieb ich ein Wort, das meiner plötzlichen Abreise einen glaubwürdigen Vorwand lieh. Ich wußte, daß im Taumel der Feste Niemand meine Abwesenheit sonderlich bemerken würde. Die Eine aber, die mein gedachte, die wußte, warum ich gegangen war. Auch stellte ich meine baldige Rückkehr in Aussicht, um jede Nachforschung abzuschneiden, obgleich ich entschlossen war, niemals zurückzukehren.

Mit einer kleinen Summe Geldes, wie der Fürst sie mir für meine persönlichen Bedürfnisse zur Verfügung zu stellen pflegte, und einigen Andenken, die sich verwerthen ließen, ging ich über die Grenze weit ins Land hinein. Ich strich meinen Familiennamen und nannte mich nur noch Ewald. In N. war mir eine niedere Forstschule bekannt, in der ich allenfalls noch als Volontair eintreten konnte, obgleich ich das Alter der dortigen Zöglinge freilich längst überschritten hatte. Zu einer fachgemäßen höheren Ausbildung genügten meine Mittel nicht. Nur bei knappster Eintheilung reichten sie für die Lehrjahre aus; nachher war ich darauf angewiesen, einen Dienst zu suchen. Ich hätte freilich auch in die Stadt gehen, Sprachunterricht geben oder mich nach einer Bureau-Anstellung umsehen können; vielleicht hätte mir das in gesellschaftlicher Beziehung eine bessere Stellung begründet. Aber nach dem, was ich durchgemacht, stand mir der Sinn nach Einsamkeit, nach des Waldes schattigem Grün, nach freier Luft, in wie anspruchslosen Verhältnissen ich sie auch athmen sollte.

Fremd, ohne jede Empfehlung — auf die, die mir zu Gebote standen, mochte ich mich nicht berufen — hielt es sehr schwer für mich, unterzukommen. Ich hatte mehrere Jahre bitterster Noth durchzukämpfen.

In einer Zeitung las ich eines Tages, als das Ereigniß auch schon ein überlebtes war, Gräfin Moriani sei nach kurzem Mutterglück im vierten Jahre ihrer Ehe gestorben. Es war ein jäher Stoß in mein Herz, dann aber keine lange Trauer. Früh heimzugehen war die einzige Erfüllung, die ich ihr wünschen konnte. Auf meiner Seele Grund hat ihr Bild weitergelebt, der Schatz meiner Gedanken, die Perle in meinem Herzen. —

Graf Eberhard suchte einen Förster. Ich meldete mich; der Graf schien Gefallen an mir zu finden und stellte mich an. Freilich unter sehr bescheidenen Bedingungen. Mit der Zeit indessen verbesserte sich meine Lage insofern, als der Graf, der Vertrauen zu mir gefaßt hatte, mich immer selbständiger werden ließ. Meine Stellung blieb natürlich ganz die eines Dienenden; aber als mir schon nach zwei Jahren das abgelegene Revier hier oben übergeben wurde, in dem ich schalten und walten konnte nach Belieben, vor mir einen freien Horizont und Wild und Wald meine vertrauten Gefährten, da wurde mir wohl ums Herz — ich dankte Gott für die Zufluchtsstätte. Da ist auch Frieden über mich gekommen! — Es war nicht leicht gewesen, sich mit einer feineren Empfindungsweise an das Niedere zu gewöhnen; aber es lag wenigstens Gesundheit und Gewissensruhe darin, endlich einen Platz auszufüllen, auf dem Keiner mehr das Recht hatte, mich als einen unberufenen Eindringling geringschätzend anzusehen.

In langer Einsamkeit habe ich Zeit gehabt, über mein Leben nachzudenken. War mir nicht himmelschreiendes Unrecht geschehen, indem ich, von meinem natürlichen Boden losgelöst, auf eine Höhe verpflanzt wurde, auf der ich doch nicht Wurzel fassen konnte? — In Momenten aufwallenden Selbstgefühls habe ich es wohl gedacht und habe Diejenigen hart angeklagt, die mir den falschen Liebesdienst erwiesen.

Aber die Zeit hat eine bessere Erkenntniß über mich gebracht. Nicht die unmittelbaren Ereignisse selbst, auch die Menschen und wie sie an uns handeln, sind Werkzeuge in Gottes Hand. Als Gottes Fügung müssen wir betrachten, was wir von ihnen erfahren, und rechten nur mit dem eigenen Herzen, daß das thue, wie ihm gebührt.

Ich glaubte fest zu sein in dieser Anschauung. Da ist das Heute gekommen und hat mich doch wieder rebellisch gemacht. Aber der Sturm soll nicht dauern, er soll vorüberziehen wie das Wetter dieser Nacht, und wenn ein neuer, lichter Tag über den Bergen aufsteigt, soll er mich stark und ruhig finden — wer weiß! — vielleicht beglückt. — Ist es nicht Leonorens Sohn, der dort schlummert? — Noch spielt ein letzter Mondenstrahl auf seiner jungen Stirn. Wie schön du bist, Knabe! — Dies stumme, fest vernarbte Herz schließt

sich in Liebe auf zu dir. — Schauert der Morgen nicht schon kühler herein? — Ich muß dich wärmer bedecken, deine Kissen liegen schlecht! — Ist es denn nicht ein Gruß von ihr, daß ich dich hegen und pflegen, hüten und lieben darf? — Wieder steh' ich und seh' ihn an und es ist wirklich eine Thräne, die an meiner Wimper zittert.

* * *

Acht Tage sind vergangen. Lichtes Sonnenwetter vergoldet die herbstliche Landschaft. Mit Fabian geht es gut. Zur Mittagszeit hat er heute sogar schon vor der Thür gesessen. Der Schaden, den er erlitten hat, ist geringer, als es anfangs den Anschein hatte. Die tiefe Ruhe, die er auf meiner Jägerhöhe genießt, wird seine Genesung beschleunigen. Wunderbar rasch hat sich seine frische Jugend in meine Einsamkeit hineinverwebt; so sympathisch, so vertraut, als wäre sie von jeher ein Theil derselben gewesen. Nicht abgeschreckt durch den unfreundlichen Empfang, den ihm der Wald bereitet hat, scheint sich Fabian vielmehr aufs lebhafteste für mein Jägerleben zu interessiren. Er untersucht jede Rehkrone, die die Wand meines Zimmers schmückt; meine Gewehre sind seine Lust. Wenn ich von einem Gang durch den Forst heimkehre, muß ich ihm haarklein von Allem erzählen: wo das Wild gestanden hat, wie viel Stück ich gesehen habe; von jedem Schlupfsweg, jedem Winkel im Walde will er wissen. Und dann funkeln ihm die Augen in lebendigem Antheil; er brennt darauf, mich hinauszubegleiten, mein Revier kennen zu lernen und ein rechter Jägersmann zu werden.

Zweimal schon hat Graf Moriani uns besucht. Bei stets sehr gemessener Haltung, legt er doch viel Liebe für den Sohn an den Tag und mir begegnet er mehr als herablassend. Wiederholt ist auch schon die Rede davon gewesen, daß unser Patient nun bald herunterziehen könne, auf das Schloß. Aber davon mag Fabian nichts wissen.

„Ich will hier oben gesund werden,“ sagt er. „Und wenn ich mich ganz erholt habe, dann will ich erst recht bei Ewald bleiben; bei ihm in die Lehre gehen, mit ihm den Wald durchstreifen, bis es tiefer, tiefer Winter wird — so lange als möglich!“ —

Ich kann nicht hindern, daß es mir das Herz bewegt, wenn ich ihn so reden höre und fühle, wie das frische, junge Leben seine grünen Triebe schlingt um mich alten, blätterlosen Stamm.

* * *

Nun durchstreifen wir wirklich gemeinsam den Forst. Fabian's Jugend hat den Unfall, der ihn betroffen, rasch überwunden. Hie und da noch etwas Vorsicht, ein regelmäßiges Leben, der Berge reine, belebende Luft — weiter braucht er nichts mehr und schon kehren die Rosen der Gesundheit auf seine Wangen zurück.

Wenn er, die schlanken Glieder in knappen Gamaschen, den grünen Hut auf seinem Lockenhaar, den Stutzen über die Schulter gehängt, voll Freude und Erwartung mit mir in den dampfenden Herbstmorgen hinauszieht — dann weiß ich mir nichts Schöneres, nichts Herrlicheres zu denken als diese Jünglingsgestalt in ihrer Frische, ihrem Leben. Meine ganze Seele hängt an ihm.

Inzwischen ist die Jahreszeit vorgeschritten. Der Wiesenabhang vor meiner Thür ist Morgens oft schon weiß bereift. Im Walde riecht es feucht nach gefallenem Laub; die Drossel streicht durchs Holz. Mittags, wenn die Sonne über alle Frühnebel Herr geworden ist, scheint freilich die Luft um so klarer und oft noch sommerlich durchwärmt. Dann tragen wir uns unser schlichtes Mahl vor die Thür hinaus und speisen im Sonnenschein dort am Borkentischchen, meine Hunde um uns herum, aufmerksam, als wollten sie uns die Bissen in den Mund hineinzählen. Fabian ist glückselig dabei und Kati hat ihr helles Wunder, wie sich der vornehme junge Herr unser grobes Brot und unsere Milchsuppe schmecken läßt.

Aber Graf Moriani sagt mit Recht, daß es doch in alle Ewigkeit nicht so fortgehen könne.

„Ich bin nun schon viele Wochen länger, als es meine Absicht war, der Gast des Grafen Eberhard,“ sprach er gestern zu mir. „Mein Sohn ist hergestellt, der Winter vor der Thür — wir müssen nach Hause.“

Als sich Fabian's Antlitz bei diesen Worten beschattete, nahm sein Vater mich bei Seite; da haben wir lange mit einander gesprochen. Der Graf hat mir die glänzendsten Anerbietungen gemacht. Fabian habe nun einmal eine besondere Liebe zu mir gefaßt; er selbst, Moriani, wünsche mir in vollem Maße seine Dankbarkeit zu beweisen. Ich möge meinen hiesigen Posten aufgeben, ihm auf seine Güter folgen; die ganze Verwaltung seiner bedeutenden Forsten wolle er mir übergeben; ich solle sein Generalintendant, sein Rathgeber, sein Freund werden und immer in Fabian's Nähe leben. Der letzte Umstand freilich war ein Magnet, der mich mächtig zog, und dennoch — ohne mich zu besinnen — habe ich Nein gesagt. Es soll der Mensch, der nach langem Kampfe endlich einen Hafen gefunden hat, sein schwankendes Schifflein nicht noch einmal hinauswagen auf das launige Meer. Und was sind Stellung, Wohlleben, Genuß und Ehre Dem, der sich von höherem Besitz, ja, von sich selber losgelöst hat?! — Die Trennung von Fabian wird mir schwer, doch weiß ich, daß der Faden zwischen uns nicht reißt, auch wenn unsere Wege sich scheiden. Er hat mir Nachricht, Wiederkehr, ein treues Festhalten an unserer eigenartigen Freundschaft zugesagt und ich traue ihm! —

Dem Grafen Moriani bin ich in meiner Weigerung wieder eine Art von Merkwürdigkeit, aus der er nicht klug wird. Er ist ein rechtschaffner Charakter; aber von den Tiefen des Herzens weiß er nicht viel. Darum auch konnte sie bei ihm keine Heimath finden.

* * *

Fabian ist fort. In lichter Nachmittagsstunde hat er heute der Jägerhöhe Valet gesagt. Leer ist nun sein Stübchen, der Platz, wo er zu sitzen pflegte, und doch empfinde ich keine Oede. Mein Herz ist um eine Liebe reicher geworden. Aus jedem Winkel des Hauses blickt eine Erinnerung mich an und belebt mir freundlich meine kleine, stille Welt.

Ich habe ihm noch das Geleit gegeben, den halben Weg hinunter nach dem Schloß. Herzhaft hat er mir die Hand gedrückt. „Das waren glückliche Herbsttage!" — rief er mir noch zurück. Und da habe ich gestanden, auf mein Gewehr gestützt, und durch das Tannengeäst, das sich schon winterlich zu lichten beginnt, habe ich ihm nachgesehen lange — lange; bis mir die schlanke, fröhliche Gestalt im bläulichen Dufte des Waldes entschwand.

Zerstreute Kapitel.

Von

Th. Storm.

Kapitel I.

Es ist vor Kurzem einmal ausgesprochen worden, daß wir erst jetzt völlig aus dem Mittelalter herauszutreten beginnen; und in der That finde ich selbst in meinem Gedächtnisse Scenen und Gestalten, welche nur möglich waren, so lange die abstracte Lebensauffassung der Jetztzeit den derb sinnlichen Zug des Mittelalters nicht völlig verdrängt hatte. Mehr als einmal, in den Hochsommern meiner Knabenzeit, habe ich noch den Schinderknecht auf seinen brutalen Streifzügen durch die Gassen wandern sehen, in der einen Hand den Knüppel, um jeden ohne Zeichen laufenden Hund niederzuschlagen, unter dem andern Arm einen schmutzigen Sack mit verreckten Kötern; angstvoll bin ich mit einem Kameraden vor dem wüsten, lahmenden Unhold hergelaufen, um den kleinen Pinscher meines Freundes, der sich aus der aufgedrungenen Haft zu befreien gewußt hatte, wieder einzufangen und vor schmählichem Tode zu bewahren. Und dort aus der Süderstraße — ein freundlicheres, aber auch längst verschwundenes Bild — sah ich den Festzug der zünftigen Lehrjungen herabkommen, durch den die Schalksnarren mit ihrer Peitsche hin und wieder sprangen; freilich, an der Spitze des Zuges tanzten Schäfer und Schäferin aus der Rococozeit, und Allen voran sprang der Läufer mit Blumenschurz und knallender Peitsche.

Aber nicht gar weit über meine eigene Erinnerung brauche ich hinauszugehen, um wahrzunehmen, daß auch den Einwohnern meiner kleinen Vaterstadt die beiden feuerfarbenen Gesellen des Mittelalters, der

Henker und der Teufel, nicht wenig zu schaffen gemacht haben. Die Möglichkeit eines solchen Rückblicks ist von den alten Husumern dem Enkel fürsorglich erleichtert worden; denn sie hatten es an sich, daß sie leicht zur Feder griffen und allerlei Buchwerk von sich ausgehen ließen; nach dem berühmten Chronicisten D. Casp. Danckwart, welcher 1652 als Bürgermeister, da er bei Tisch sich mit Lesung der Bibel ergötzte, durch einen unverhofften Todesfall dieser Stadt entrissen wurde, folgt noch eine ganze Reihe Husumer Autoren; und so liegen denn augenblicklich drei solcher Tröster mit ihren langathmigen schwarz und roth gedruckten Tituln vor mir aufgeschlagen.

Auch dem Autor des jüngsten dieser Bücher — „Ein zweifaches zweihundertjähriges Jubelgedächtniß, Hamburg 1723" — dem Hochwürdigen M. Johanni Melchiori Krafften, Past. Prim. wie auch Kirchen- und Schulen-Inspectori zu Husum, ist es, wie er in seiner die Geschichte der Archidiakonen beschließenden Selbstbiographie erzählt, noch vergönnt gewesen, die Geschäftsthätigkeit des Teufels mit leiblichen Augen zu betrachten. Da er nämlich noch bei den Söhnen des Erbherrn auf Putloß, Herrn Otto von Rantzau als Hofmeister fungirte, machte er in der Stadt Oldenburg, wohin jenes hochadlige Gut seine Kirchenfahrt hatte, die Bekanntschaft des dortigen Pastoris Primarii Lackmann, welcher ein sehr gelahrter und gottseliger Theologus und ein großer Freund des Studii Apocalyptici, auch der Meinung war, daß die Zeit der Tausend Jahre noch unerfüllet sei. „In dieser Stadt Oldenburg," erzählt der Autor, „erlebte auch damahls einen sehr betrübten Zufall mit einem Studioso Theologiae, welcher mit einer großen unbedachtsamen Vermaledeyung die Kantzel verfluchet. Da er aber am Sonntage Palmarum über Phil. 2 wieder geprediget hatte, gerieth er die Nacht darauf in solche erbärmliche Umstände, die das Ministerium und alle Verständige nicht anders denn für eine leibhaftige Besitzung des Satans halten konnten, so bis auf den Charfreytag währeten, und ich oft mit angesehen; da GOTT endlich ihm gantz wieder bei anhaltendem Gebet und singen zurecht half, daß er alles, auch was in der Zeit geschehen, erkannte, GOTT abbat und anbey zeigete, daß die Unfläterey en, die er getrieben, der Teufel wider seinen Willen, mit Gewalt, vermöge seiner Hände, gewirket. Worauf er wohl, und wie ich glaube selig, an Ostern starb."

Auch den Henker, wenn auch nur von ferne, sehen wir in rüstiger Amtsthätigkeit. Es ist nämlich „dieses Buch außer allen übrigen Gliedern und Zuhörern dieser gantzen Christlichen Gemeinde" auch allen Amt- und Würdenträgern der Stadt von dem „Hochwohlgebohrenen Herrn Oberkämmerer Amptmann und Präsidenten" an bis herab zu den „wohlbestallten Herrn Vorstehern der Armenkist" namentlich und mit voller Titulatur zugeeignet; darunter aber genießt der Passus, welcher denen Hoch-Wohl-Edlen, Hoch-Wohlweisen, Hoch-Ehren-Vesten, Hoch-Achtbahren und Hoch-Wohlgelahrten Herren" — folgen die Namen — „Sämmtlich Hoch-Wohlansehnlichen und wohl-verordneten Rathsverwandten dieser Stadt" zugeschrieben ist, einer ganz besonderen Motivirung. „Außer denen particulieren Wohlthaten, Gunst- und Liebes-Beweisungen," schreibt der Verfasser, „muß unter andern sonderlich mit dankbahrem Gemüth Lebenslang auch erkennen, daß, da 1717 in der Fastenzeit von dreyen Juden in der mittern Nacht durch einen gewaltthätigen Einbruch so jämmerlich fast um alle das Meinige war bestohlen worden, Sie ohn all mein Ersuchen gleich zugetreten und, da den Dieben war nachgesetzet worden, Sie sogleich solche einholen und processum criminalem wider sie formiren lassen; da dann solches der Stadt nicht wenige Kosten verursachet; Obwohln, da die Diebe bei ihrer Hartnäckigkeit die von der Hochvornehmen Juristen-Facultät in Hall nach eingeholtem Responso zuerkannt gewesene Tortur ausgestanden, die Mühe und Kosten zu der Zeit wie vergebens waren, biß GOtt in diesem Jahr, auch in den Fasten um gleiche Zeit, das Gestohlene zum Theil recht wunderbar, ob wohl mit diesen recht schmertzlich betrübten Umständen, daß der Hehler das Leben dabei eingebüsset und in der größten Verbitterung und Leugnen gestorben, wieder entdecket und der Ausgang dieser Sachen von Gottes sonderbahren Wegen, Rechten und Gerichten ein mehreres offenbahren wird."

Bekennen muß ich übrigens, daß unser trefflicher Pastor Primarius nur der Stammvater eines hiesigen Geschlechtes gewesen ist; er selbst wurde in der Freyen-Reichs-Stadt Wetzlar als Sohn eines dortigen Schöppen und Rathsverwandten geboren, und zwar 1673, da selbige von denen Frantzosen eingenommen und auch seines Vaters Haus mit einer großen Menge Soldaten bequartieret war, so daß seinen Eltern keine andere Lagerstätte, als nur die bloße Erde übrig geblieben, und seine hertzliebste Mutter, da sie die Noth mit ihm ankam, auf einer langen Lade ihre Geburtsschmerzen überstehen und ihre Wochen halten müssen, ohne das Geringste unter oder über sich zu haben als ihre Kleider. Oft habe sie ihn zu solcher Kiste mit der Hand geführet und angeredet: „Siehe, auf dieser harten Kiste habe ich Dich zur Welt gebracht!" Da sie dann mit Thränen der damahligen elenden Zeiten und dann auch der vielen Barmhertzigkeit, die GOTT an ihr und den Ihrigen gethan, sich mit vieler Gemüthsbewegung zu erinnern gepflegt habe.

Ein echtes Stadtkind aber und zwar ein Sohn des kunstreichen Goldschmiedes Matthias Petersen, welcher mit seinem ebenso geschickten Bruder die meisten Charten zu Dankwerths berühmter Landesbeschreibung in Kupfer gestochen hat, ist **Petrus Goldschmied**, Pastor zu Sterup in Angeln, der Verfasser des „wider die vorige und heutige Atheisten, Naturalisten, und namentlich wider den Schwarmgeist D. Beckern in der Bezauberten Welt"* gerichteten, um 1704 an das Licht getretenen „**Höllischen Morpheus**, welcher" — laut dem Titul — „kund wird durch die geschehene Erscheinungen derer Gespenster- und Polter-Geister, darauß nicht allein erwiesen wird, daß Gespenster seyn, was sie seyn und zu welchem Ende dieselbigen erscheinen, aus allen aber des Teuffels List, Tücke, Gewalt, heimliche Nachstellungen und Betrug handgreiflich kann ersehen und erkannt werden."

Zur besseren Veranschaulichung ist das Porträt dieses unsauberen Geistes sofort dem Buche vorgedruckt; zweifelhaft scheint es mir indessen, ob auch seine genauesten Freunde ihn darin haben erkennen mögen. Aus einem etwas feisten Antlitz schauen die kleinen Augen träge und mühselig vor sich hin, was eben nicht zu verwundern ist, denn der vorn hängende schwere Fettwanst steigt hinten zu einem ungeheueren Buckel auf, der überdies von einem kleinen munteren Drachen in Besitz genommen ist, ohne Zweifel dem Beherrscher des Fliegenungeziefers, von dem der arme Morpheus überkrochen wird. Und dies alles nebst dem drallen an der Erde schleifenden Sauschwanz muß der Vielbeschäftigte mittelst eines Rinds- und eines Hahnenfußes auf seinen Berufswegen mit umherschleppen. Es ist billig zu bewundern, wie diesem Mühseligen und Beladenen noch die Lust zu solchen Neckereien und Leibesübungen anwandeln konnte, wie der Verfasser solche bei ihm wahrgenommen hat. (S. S. 473.)

„Was meine Ohren selbst gehöret," meint derselbe, „kann ich mit Wahrheit aus der Feder fließen lassen. In meiner Jugend und meiner beyden seligen Eltern Leben hat man in ihrem Hause in Husum in der Norderstraße nicht weit von der Kirchen dergleichen Teuffels-Gaukeley offt gehabt. Denn meine selige Mutter in Erbschafft wegen ihrer ersten Ehe einen, wie man da sagt, Todten-Tisch empfangen, und ward solcher Tisch in der Nachbarschaft, wenn sich ein Sterbfall begab, gerne ausgeliehen. Was aber merkwürdig allhier war, war daß wir unfehlbahr allezeit etliche Tage vorher, ehe der Todten-Tisch den Todten anzukleiden gebrauchet ward, höreten Winseln, Weheklagen, Heulen und dergleichen Geräusch, so zu solcher Zeit gemachet wird. Dahero meine itzo in GOtt ruhende Eltern bewogen wurden, diesen Todten-Tisch aus dem untersten Hause wegzunehmen und oben hin auf den Boden zu bringen. Allein da man meinete, daß man allen Lerm abhelffen wollte, gab man Ursache zu größerem; sintemahl der Boden allezeit mit Poltern angefüllet ward, in-

* Des Holländers **Bekker** Buch gegen den Glauben an Teufel, Gespenster und Hexen, **die bezauberte Welt** (de betoverte Wereld) genannt, ward bekanntlich in alle Sprachen, auch ins Deutsche übersetzt. In diesem Buche war bewiesen, daß es Grausamkeit und Narrheit sei, bösartige oder unglückliche, von der Natur vernachlässigte, von Alter und Armuth gedrückte weibliche Geschöpfe, oder auch Personen, die dem unwissenden Haufen übernatürliche Dinge zu verrichten schienen, als Verbündete des Teufels zu verfolgen, zu quälen, grausam hinzurichten. (Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von F. C. Schlosser. Bd. I. S. 557).

dem man die Treppe auff und niederging und an dem höltzern Tafelwerk anstieß. Solches Poltern agirete der Teuffel allezeit etliche Tage vorher, und das bisweilen mit solchem Ungestüm, daß meines seligen Vatern damahliger Lehrjung bewogen ward zu schreyen, daß Diebe im Hause wären. Da wir alle auffkamen aus dem Bette, war das Haus gantz veste verschlossen und nirgends eine geöffnete Luke; darüber wir endlich in uns schlugen, und des Teuffels Poltereÿ mit oder über dem Todten-Tisch uns erinnerten."

Diesem Berichte unseres alten Gewährsmannes gegenüber kann ich nicht verschweigen, daß auch auf dem Packhausboden meiner Großmutter, als der Aeltesten der mütterlichen Familie, sich zwar kein Todtentisch, wohl aber eine „Todtenlade" von ähnlicher Extraction befand. Noch sehe ich bei dem Tode meines Großoheims die schielende Leichenbekleiderin, deren bleichem Gesichte man es anzusehen glaubte, daß sie sich von Begräbnißkringeln nähre, vor der grauen, dreieckigen Kiste knien und mit geschäftlichem Behagen die damastenen Bahrtücher und die schwarzen Flore und Bänder zur Verzierung der großen Wachskerzen hervorsuchen und in feierlicher Ordnung für ihren grausigen Zweck bei Seite legen. Schon das hätte genügt, um jenes plumpe, nur bei solchen Gelegenheiten an das Tageslicht gezogene Ding uns Kindern unheimlich zu machen; allein der Kutscher, welcher auf dem Bodenraume darunter, und der Schreiber, welcher zur ebnen Erde seine Schlafkammer hatte, versicherten überdies einstimmig, daß sie, vom Schlafe aufgestört, schon einige Nächte vorher die alte Lade mit ihren Klumpfüßen deutlich die steilen Treppen hätten herabkommen hören. — Aber freilich, es war jetzt nicht mehr der Teufel, der solches Gaukelspiel trieb, auch nicht im Gegensatz hiezu, wie später bei Jung Stilling in seiner „Theorie der Geisterkunde," Warnung oder Weckruf Gottes, es war jetzt das düstere Ereigniß selbst, das ungeduldig seine Ankunft meldete und seinen Reflex in die Gegenwart zurückwarf; in anderen Fällen wohl auch die räthselhafte Begabung der sich selber unergründlichen Menschenseele.

Herr Petrus Goldschmidt jedoch hatte es lediglich mit dem Teufel zu thun, und zwar scheinen die Begegnungen mit selbigem zu den alltäglichen Vorkommnissen seines Lebens gehört zu haben; daher er sich denn auch wenig dadurch in seiner geistlichen Ruhe stören ließ. So, da er 1692 sein Pfarramt zu Sterup angetreten, hat es in seiner Schlafkammer getobt, als wenn alle Wände über den Haufen geworfen und alles Tafelwerk in kleine Spähne gerissen würde, so daß seine Liebste darüber sehr erschrecket; denn da er dem Gesinde mit dem Glöcklein ein Zeichen zum Auffstehen gegeben, hat es, jemehr er Klang, desto mehr Gepolter gemachet, bis daß, da nach vielem Klingen das Gesinde mit Licht gekommen, das Gepolter sich ohne ein Merkzeichen geschehenen Schadens verloren habe. — Desgleichen an einem anderen Abend, da auf einen nicht wohl beleumundeten Vorgänger die Rede gekommen, und der Verfasser gesprochen, „er wünsche hertzlich, daß derselben Person Seele wohl sein möge," hat es, da die Wörter kaum gesprochen, mit einem Stabe zu dreien Malen an die Stubenthür geschlagen und also gleichsam seine Rede beantwortet; darauf denn unter dem baurischen Gesinde ein Schrecken und hernach mancherlei Meinungen entstanden. „Ich aber, wie billig," fügt der tapfere Pastor hinzu, „habe in solchen Fällen über des Teufels Gaukelspiel lachen müssen."

Wie handgreifliche Späße aber der Teufel sich zu jener Zeit im hellsten Sonnenschein erlaubte, davon liefert ein früheres Erlebniß des Verfassers den schlagendsten Beweis. Er erzählt die Sache folgendermaßen: „In der Zeit anno 1685, da ich mich bei meinem itzigen Herrn Schwiegervattern, Wohlehrwürdigem Prediger des Kirchspiels Esgrus in Angeln, auffhielte, als Informator seiner Söhne, begab's sich, daß ich an meiner linken Hand ein Geschwür empfing und deswegen den Wundarzt in dem nächstangelegenen Flecken Cappel, Nahmens Daniel Preß, gebrauchen muste, solchen Schaden zu verbinden und zu heilen. Nachdem nun auff einen Sonnabend Nachmittag gegen 3 Uhr wieder von Cappel abritte zu Hause und zwischen dem Dorffe Meelby und Sandbeck in dem Redder kam, begegnete mir eine Vornehme und bey der gantzen Holsteinschen Noblesse in sondern Ehren, so wol des Geschlechts als Alters, Geehrte und sonst bei jedermann im Lande der Gottseligkeit halben be-

rühmte Hochadeliche Persohn, welcher Nahme mit großen Römischen Buchstaben F. H. V. A. F. nur exprimire, nebst zwo bey ihr in der Carosse, welche der bekannte Kutscher mit vier Pferden trieb, gleich als wenn sie einen fernen Weg reisen wollten. Da mir die Hochadeliche Persohn sehr wol bekandt war, war ich desto bereiter, auch gehorsahme Reverence derselben zu machen, da denn zugleich das Pferd, welches ich ritte, anfing zu schnauben und alle poßierliche Sprünge zu machen, sogar auch, daß mit demselben in die Strenge der beyden vordersten Pferden vor den hintersten hineinkam. Alle Persohnen saßen und lachten, doch hielt Kutsch und Pferde still, daß meines Pferdes Hintersüsse glücklich aus den Strengen herausbrächte. Darauff ich denn meine Entschuldigung gegen die Persohnen machte, die aber kein eintziges Wort, sondern nur lauter lachende Minen mir machten, da sie mich alle wol kanuten. Schämte mich also nicht wenig über das Gepölter, so da gemachet hatte, und gab dem unberittenem Pferde die Schuld, und in solcher Alteration brachte es desto geschwinder auf dem Rückweg zu Hause. Sobald ich nun ins Hauß gekommen, erzehlete die Faute, so begangen hätte, wiewol mit Bestürtzung derer, die es anhöreten, indem man gewiß wüste, daß die Hohe Persohn nicht außgefahren wäre und gar gewiß auch in desselben Augenblick auff ihren Adelichen Sitz mit den Ihrigen sich befandt. Hätte also damahls nur mit den vermummeten Teuffeln meine Complementa gehalten, und diese mich geäffet."

Nach einer solchen Erzählung macht der Autor dann wohl einen Halt zum Athemholen; er stemmt gleichsam die Arme in die Seiten und ruft, triumphirend um sich blickend: „Ich möchte wohl wissen, was Doctor Becker auf diese Geschichte antworten wollte!"

Freilich, der Verfasser von „De betoverte Wereld," der tapfere westfriesische Pastor, konnte ihm nicht mehr antworten; er ruhte schon seit sechs Jahren im Grabe, nachdem seine orthodoxen Amtsbrüder, unter Anschuldigung des Socianismus und Cartesianismus, ihn zwar nicht um seine Ueberzeugung, wohl aber um Amt und Brot gebracht hatten. — Aber auch an dem todten Manne scheint der lebende College desselben einen schwer zu bewältigenden Gegner zu haben; denn obwohl er dessen Schrift für „altvettliches Plauderwerk" erklärt, das nur Ekel und Gelächter erregen könne, und auch während dem Schreiben eine „vornehme Persohn" ihn gebeten, er möge mit Verwerffung der ungebackenen Becker'schen Gründe nicht zu weitläuftig sein, weil fast kein Eintziger des D. Becker's Sachen mehr ansehen möge, so ist er doch unermüdlich, mit Citaten und Exempeln wider ihn ins Feld zu ziehen und klärlich darzulegen, „wie Satan spielet in den Kindern des Unglaubens." — „In unserm Europa" — ruft er in der Vorrede aus — „floriret, GOtt Lob! das Christenthum; ach leider! nicht minder die Atheisterey. Die übrige Länder und Reiche zu verschweigen, so kann Holland dieser Ottergezüchte fast jährlich neue Gebuhrten geben. Doctor Balthasar Becker in seiner bezauberten Welt und mit ihm Zacharias Webber in seiner unverschämten Vertheidigung der Beckerischen Narrheit beweisen es mit ihren Exempeln; indem sie die Gewalt und Macht des Teuffels verkleinern, dessen grausame Blicke verlachen und zur Sicherheit und Gottlosigkeit also alle Päße öffnen. Allein alle Unart hat die Ruthe zum Lohn und die Peitsche zum Verdienst; auch haben diese beyde ihre Castigationes billigst empfangen von hochgelehrten Leuten, indem der Letztere bei allen Redlichen verlachet, und dieser seiner Gottlosen und unzeitigen Klugheit halben seines Predigampts entsetzet worden."

Die behagliche Genugthuung, welche sich in diesen Worten ausspricht, dürfte jedoch wenige Jahre später eine gewisse Trübung erfahren haben. Der fromme Verfasser des „Höllischen Morpheus", welcher 1705 auch gegen Thomasius ein Buch: „Verworfener Hexen- und Zauberer-Advokat" herausgab, wurde — vielleicht um jener Glaubenswerke willen — im Jahre 1706 trotz Protestes der Bürgerschaft und allerdings ohne Erfolg in seiner Vaterstadt zur Diakonenwahl präsentirt, sodann 1710 Superintendent zu Parchim in Mecklenburg und 1711 Doctor der Theologie; schon in dem darauf folgenden Jahre aber wurde auch er „seines Predigtampts entsetzet," und zwar nicht, weil er wie Balthasar Becker es gewagt hatte, einen frischen Luftzug in die dumpfe Atmosphäre seiner Zeit zu bringen, sondern — wie berichtet

wird — weil er sein Amt durch Simonie sollte erlangt haben. Wegen solchen Undanks scheint er sich schließlich von den geistlichen zu den geistigen Dingen hingewandt zu haben; denn er hielt zuletzt ein Wirthshaus in der Gegend von Hamburg, wo er bald darauf im Jahre 1713 starb.

Kapitel X.

Ich komme nunmehr zu meinem dritten Autor.

Im Jahre 1687, in welchem, nach Laß' Husumischen Nachrichten, Bürgermeister und Rath hiesiger Stadt nach gehegtem peinlichen Halßgericht, wie auch vorgenommener scharffer Befragung, wider die Margaretha Carstens, dieweilen selbige außer Pein und Banden nunmehro freiwillig bekandt und darauf nachgehendes beständig geblieben, „daß sie nicht allein der berüchtigten Zauberey schuldig, sondern auch mit dem Satan bereits im 21. Jahre ihres Alters ein Verbündniß gemachet und auf dessen angetragene Hülfe sich demselben völlig ergeben," — für Recht erkannten, „daß der Körper dieser Angeklagten" — denn sie wurde vor dem Executionstage todt in der Frohnerei gefunden — „gleich als wenn sie beym Leben, zur wohlverdienten Strafe, als auch Andern zum merklichen Exempel und Abscheu von dem Scharfrichter am gewöhnlichen Richtplatz geführet und also zur Asche gebrannt werden solle, cum confiscatione omnium bonorum;" in demselben Jahre ließ ein emeritirtes Mitglied dieses Raths, der Rathsverwandte und Fürstl. Gerichts-Secretarius A u g u s t u s G i e s e im Sinne der Humanität und Aufklärung eine Schrift ans Licht treten, welche den Titul führte: „D e r W e h - s c h r e i e n d e S t e i n über die Gräuel, daß man die Diener der Justiz bis anhero nicht zu Grabe tragen und nun auch etlicher ihrer Frauen in Kindes-Noth niemand helffen will, — aufgerichtet zu Husum 1685, von einem Hauptparticipanten der Leyden, so der Magistrat darüber eine gute Zeit lang ausgestanden; gedruckt zu Hamburg 1687."

Dieser ersten anonymen Ausgabe folgte zwei Jahre nach des Verfassers Tode mit dessen Namen die mir vorliegende; gedruckt zu Schleswig 1699.*

Herr Augustus Giese, welcher, obwohl ein in Königsberg und Helmstädt gebildeter Jurist, sich nach Krafft's Zeugniß „sonderlich im studio biblico übete" und überdies, ausweislich der Titel seiner vielen übrigen Schriften, mit einem starken Drang zum christlichen Moralisiren behaftet war, „erlebete unter göttlicher Vorsorge die Zeit, wo er von allen äußerlichen Geschäften seines gehabten Amtsberufes dispensirt worden, um Gott in der Stille desto ungehinderter zu dienen und mehrere Stunden auf Ausarbeitungen nützlicher Schriften anwenden zu können." Zu diesen Schriften gehört auch unser Büchlein, in welchem der Verfasser, „sammt Erweisung Christlicher Pflicht in solchen Noth- und Liebesdiensten," mit der Behaglichkeit des Alters von den Mühseligkeiten seiner hinter ihm liegenden Berufsarbeit zu erzählen weiß.

Es war nämlich bei den Husumern jener Zeit die herrschende Scheu vor den „unehrlichen Leuten" zu einem wahren Ehrlichkeitsfanatismus ausgeartet, so daß nicht nur der Scharfrichter und seine Leute und Berufsverwandte, der Racker und der Griper, sondern auch Alles, was mit ihnen in die flüchtigste Berührung gekommen, diesem unerbittlichen Banne anheimfiel. Insonders trat dies bei dem Leichtragen jener Diener der Justiz zu Tage. „Mir grauet noch dafür," sagt der Verfasser, „wenn ich an die Mühe und an die Sorge und an die Hertzensangst denke, die der Rath darüber in den 38 Jahren, die ich im Amte gewesen bin, mehr als über jenigem andern Dinge auf der Welt außgestanden hat." — Wenn es nur verlauten wollen, daß Solcher einer krank sei, so ist ihm das Herz gleichsam in die Presse gesetzet, und je nachdem dann kund geworden, wie selbiger kranker werde — werde nicht aufkommen — liege in Zügen — habe es abgeleget, — ist ihm in Aussicht, was nun ausbrechen werde, immer angster geworden; und wenn nun einerseits das Ueberlaufen und Lamentiren losgegangen „von Leuten,

---

* Die Benutzung derselben verdanke ich dem Herrn Archivarius Dr. O. Beneke in Hamburg, in dessen ebenso lesenswerthem als lesbarem Buche: „Von unehrlichen Leuten." Hamburg. W. Mauke 1863, auch der Giese'schen Schrift nähere Erwähnung geschieht.

die der Leiche wollten loß sein und für den zunehmenden Gestank lenger nicht bleiben konnten," und andrerseits der Rath, der hier allenthalben nur seinem Leiden entgegengesehen, trotz Bitten und Exequiren Niemanden hat erlangen können, der die Leiche hätte beschicken und zu Grabe tragen wollen, so hat unser Gerichts-Secretarius, der dabei nicht allein die Feder führen, sondern auch seinen andern Strang vollauf hat ziehen müssen, sich darüber „mannichmal selbsten, Gott weiß es, den Tod gewünschet."

Das älteste Exempel betrifft die Bestattung des um 1633 oder 34 verstorbenen Scharfrichters M. Albert Müller. „Derselbe ward," berichtet der Verfasser, „alwie unstreflich Er Hausgehalten, auch bei seinem Absterben die Register dieses Ohrts wol bedacht hatte, durch die damahlige Sechs Viertreger, als Sie hir je und allewege mit zum Angriff (Diebsgreifer) bestellet gewehsen, zu Grabe getragen. Was dem Raht zu derzeit im Wege gewesen, wofür sie anders nicht thun können, weiß ich nicht: So viel weiß ich aber wol, als der Ich Ihn mit zu Grabe gesungen, daß es ein über alle maßen elendes und verdrießliches Spectacel wahr, zu sehen, wie die sechs alte, ungleich gewachsene und zu einem solchen actu sehr ungeschickte Kerle, als Sie wahren, mit der Leiche so abscheulich fortkamen, wie sie darunder stolperten und steneten und (denn der Sehl. Mann war ein starker und schwerer Mann) alle Tritte schier wollten über den Hausen gefallen. Und zu allem Wahrzeichen hatte Ihrer Einer seinen alten und scheuslichen Huet in dem aufheben auf den Sark gesetzet, und weil er ihn von dannen, indem er die Last auf den Schultern hatte, nicht herunderlangen können (und hätte es ein ander wollen thun, dem wehre es eine ewige Schande gewesen) so geschach es, daß der Huet oben auf dem Sark stehen bleiben und sich bis an die Grabstete zu Jedermanns Gelechter müssen schautragen lassen."

„Ist eines;" wird von dem Autor angemerkt. — „Der Sohn und Amts-Successor, M. Philipp Müller, hatte, um solchem Uebelstande vorzubeugen, mehrere nicht von den geringsten aus der Bürgerschaft angesprochen und von einigen derselben auf Treu und Glauben die Versicherung empfangen, daß sie ihn, falls er vor ihnen stürbe, zu Grabe tragen wollten; ein fürstliches Mandat war ergangen, daß, wenn der Rath die Bahre zuerst angegriffen, die, welche sich dem Leichtragen entziehen oder demnächst denen, welche getragen, Solches aufrücken würden, mit hoher Geldstrafe Andern zum Exempel sollten angesehen werden; als aber nun die Stunde kam und der todte Meister in seinem Sarge hinausgetragen werden sollte, da half weder, daß der Fürstl. Befehl öffentlich verlesen wurde, noch daß Bürgermeister — es war Titus Axen, der frühere Hamburger Domherr, unseres Autors Schwiegervater — und Rath in die Frohnerei traten und die Bahre ein Stück hervorruckten; denn während dessen hatten sich drei der Leichträger absentirt, und die Noth im Lager währete so lang, bis von den Herren Predigern einige vortraten und der auf der Gasse zur Leichfolge versammelten Bürgerschaft so lange und beweglich zusprachen, bis ihrer drei ein redliches Stück thaten und sich den übrigen Trägern zugesellten. So kam die Leiche denn diesmal noch so ziemlich zu Grabe. Als man jedoch die Ausreißer, unter denen sich Viele vom Handwerk befanden, wollte greifen lassen, da hatten es die „sogenannten vier Emter* oder Handwerkszunften" durch hir und dar einseitig ingehohlte Zeugnußen und was dabey mehr passieret, zu wege gebracht, daß sie von dem Leichtragen quaestionis, kurtz zu sagen, eximieret sein sollten. Und wie damit, als sie es vorhatten, für den Magistrat und für die Ehre der andern Bürgerschafft zugesehen wehre, dazu ist best, daß man dieses mahl still sweige."

Die volksthümliche Unehrlichkeitslogik sollte sich bald noch schärfer geltend machen. — Ein Rademacher, ein frommer, ehrlicher Mann war gestorben und sollte bestattet werden. Die Schule und ein zahlreiches Gefolge war vor dem Sterbehause versammelt; als es nun aber zum Aufheben des Sarges kam, siehe, da fehlte es wiederum an den nöthigen Trägern; von den Anwesenden wollte auch Niemand zutreten, und so war das Ende vom Liede, daß, nachdem man eine gute Zeit lang gewartet, gesungen und geläutet hatte, endlich die Schule und der ganze Umstand, „novo

* Schneider, Schuster, Bäcker und Schmiede.

atque hactenus inaudito exemplo" dasmal davongehen und die Leiche unbegraben zurücklassen mußten. „Und fragest du, womit es dieser verbrochen habe, daß ihm dergestalt mitgefahren worden, so magst du wissen: Er hatte sich als ein Nachbar vermögen lassen, dem verstorbenen Scharfrichter das Todtenhembd anzuziehen, und das war in so langer Zeit noch nicht abgekühlet." Es war sogar des einen dieser Ehrlichkeitsfanatiker sein „Paeschetag;" nemlich Er war zum Abendmahl gewesen; und das waren die Früchte davon.

Jedennoch auch dieser Mann kam gleichwohl darnach ehrlich zu seiner Ruhe, und der Magistrat versuchte nun eine neue Maßregel. — Geraume Zeit zuvor hatte der Archidiakonus Cröchel nach seinem Geburtsorte, einer fürnehmen Reichsstadt, über dortiges Verhalten in derlei Dingen eine freundschaftliche Anfrage gethan, und zur Antwort erhalten: wer andere Leute zu Grabe trage, der trage auch den Scharfrichter; ob er als ein Stadtkind denn das vergessen habe? Das seien ja die Buchbinder. — An die Buchbinder kam es für diesmal nicht; vielmehr wurde unter Herrschaftlicher Confirmation nunmehr verordnet, daß die Leichen des Scharfrichters, des Gripers und der Bierträger sollten von den hierorts für ehrlich geltenden Nachtwächtern, diese aber von andern Bürgern, einerlei ob Handwerker oder nicht, zu Grabe getragen werden und Solches ihnen in alle Wege unverweislich sein; auch wurde, um dieses zum Effect zu bringen, die Zahl der Nachtwächter von sechs auf acht vergrößert.— „Und damit," sagt der Verfasser, „wahr nun das heilige Grab wol verwahret;" — und wir müssen annehmen, daß die Nachtwächter ihren neuen Dienst eine Zeit lang in Ruhe verrichtet haben, — bis einmal einem derselben ein Kind gestorben war. Da ging der Lärm von Neuem los, ärger als zuvor; die aus dem Handwerk dazu gebeten waren, wollten das Kind des Vaters nicht tragen, der den Scharfrichter getragen hatte; sie suchten durch aus Schleswig beigebrachte Zeugnisse sogar den Nachtwächter qua solchen unehrlich zu machen; allein Bürgermeister und Rath löseten es ihnen auf, daß hierorts nicht wie dorten derselbe zum Angriff bestellet und demnach ehrlich sei; ein widerspenstiger Schuhmacher wurde zur Haft gebracht und darin trotz lamentirender Weiber gehalten, bis er anderen Sinns geworden war. Ueber alle dem stand die Leiche länger als drei Wochen über der Erde. Endlich unter besondrem Beistand der gnädigsten Herrschaft und ihrer Ministri wurden die vier Aemter besiegt, so daß sie sich resolvirten, künftig gleich andern Bürgern die Nachtwächterleichen zu Grabe zu tragen. Nur aus besondrer Güte des Raths und auf ihre flehentliche Vorstellung, daß sie, bis der gegenwärtige Sturm sich ein wenig gelegt, ihr „bandeloses Gesinde" nicht würden halten können, wurde für diesmal davon Abstand genommen; jedoch erst, nachdem sie sich vor dem Sterbehause sistiret und ihnen daselbst die Meinung des Raths öffentlich war kund gethan worden.

Ohn' Aergerniß ging es bei alledem auch künftighin nicht ab; ein armer Fußknecht, der seines Christenthums von jedermann gutes Zeugniß hatte, mußte nach seinem Tode einen ganzen Tag unbekleidet liegen, bis gute Frauen aushalfen; um das Kind eines andern Fußknechts hinzutragen, mußte Verfasser seinen Drescher erbitten, nachdem Schule und Umstand, Gott weiß, wie lange, gewartet hatten; ein Leineweber kam wegen Widerspenstigkeit ins Gefängniß, ein Weißbäcker trotzte wenigstens damit, daß er beim Leichtragen eines Nachwächters mit den allerschmutzigsten Kleidern aufgezogen kam und ein anderer Bürger warf — mochte schaufeln wer da wollte — als die Leiche ins Grab gesenkt war, die Schaufel unmuthig fort und lief davon.

Alles aber war Kinderspiel gegenüber dem, was sich bald darauf in dem anderen sexu begab. „Nemlich," sagt der Autor, „es ist bekannt, daß unser Scharfrichter hat einen Knecht, und der Knecht hat eine Frau, und der Frauen kam die Zeit, daß sie nach aller Frauen Weise in die Wochen solte. Und da solte sich verstehen, daß wie das weibliche Geslecht gemeiniglich weicher und mitleidiger und vornehmlich in Fällen, so die Geburt angehen, williger ist, so daß sich auch ein Weib, das bey den Dingen hergekommen, nicht sieh leget, einer Kue, wen Sie kalben sol, Hülfe zu thun; also viel weniger ein solch armes Mensch die weibliche Handreichung solte vermißt haben. Aber was geschieht? Und was hat

der Feind Gottes und alles Guten zu thun? — Erstlich die Bademutter, die zu solchem Amt expresse bestellet und von der Gemeine ihr Jahrgehalt gehabt hat, setzet den Kopf auf und wil nicht, und weil Sie nicht wil, so wollen die andern, die dergleichen auch gesungen, das arme Mensch in der höchsten Noth hülflos so lange hinsitzen müssen, bis sie das Kind darüber eingebüßet. Der Verfasser kann es nicht unbilligen, daß die Bademutter darüber fürerst ihr Jahrgeld quitt geworden ist; dann versucht er auf



Titelbild zu P. Goldschmied's Höllischem Morpheus.

zu thun pflegen, auch nicht; und als Sie vorgeben, sollen andere junge Frauen gedrohet haben, keine solche mehr zu fodern, noch zu leiden, daß sie an ihren Leib Hand anlege." Selbst die ernstliche Zusprache des Rathes hat hier nicht verfangen wollen; die Macht der Finsterniß ist so groß gewesen, daß, was man auch gesaget und vielen Seiten und nicht in sanftester Weise eine Ehrenrettung des Schinders. „Was pecciret er dadurch an seinem Nebenmenschen, daß er den Unflath wegbringet? — Ich bitte sie, meine saubere junge Frau, Sie bedenke doch, was Sie saget: Will Sie darin sitzen bleiben bis über die Ohren? — Ich muß Euch die Wahrheit sagen,

ihr lieben Engelchen, vestris sordibus sordet, oder, daß ich deutsch mit Euch rede, euer eigner Bisem ist es, der so reucht!" — und weiter, omissis omittendis: „Und Wir, solche Mistfliegen und Dreckwürmer und Stinkmatzen, als Wir sind, deren etliche sich dünken lassen, lauter Blumen in Gottes Riechbuschlein zu sein, Wir vermessen Uns noch, in unserer schwulstigen Inbildung in dem Unflath des leidigen Sathanas, da er Uns von dem Nacken bis an den Hacken mit angesmiret, recht wohl zu riechen, und dorfen für einen mit dem Bluht Christi erlöseten Menschen, den er in der heiligen Taufe zu seinem Kinde angenommen, die Nase rumpfen, dürfen Ihn aspernieren, und mit unserm gleichsam feuerspeienden Drachenrachen den Rakà oder Nakker heißen! Da wir uns billig für GOtt, wenn Wir Uns ansehen, in den Mist verkriechen, Uns selbsten anspeien, und für einen Ueberswang seiner Gedult, daß er Uns leben leßet, ausnehmen solten."

Die von dem Henker und seiner Umgebung ausgehende Anrüchigkeit reichte noch weiter. — Um die Zeit, „als der Ungeist den gemeinen Mann wider das Leichtragen zu animiren am geschäftigsten war," genaß im Gefängniß — Autor weiß nicht einmal bestimmt, ob in der Frohnerei — ein Frauenzimmer eines Kindleins, so daß die leibliche Geburt so weit ihre Richtigkeit hatte. Aber nun sollte das liebe Kind die heilige Taufe haben, und kein Mensch weit oder seit wollte Gevatter stehen; die Herren Geistlichen lehnten ihre Mitwirkung mit dem Bemerken ab, wenn man ihnen das Kind durch die Gevattern präsentire, so wollten sie ihr Amt thun. Bereden ließ sich Niemand, stocken und blocken zu so heiliger Verrichtung konnte man die Leute auch nicht und das Kind sollte doch getauft sein. Endlich waren zwei erwachsene Kinder — es ist nicht klar, ob der armen Mutter oder des wohledlen Rathes selbst — als Gevattern aufgebracht, und unser Herr Stadtsecretarius hatte sich schon mehrmals mit diesen und anderen Rathsmitgliedern in der eitlen Hoffnung, bei Wege lang den dritten Gevatter zu finden, zur Vornahme der heiligen Handlung in die Kirche begeben; da, wie sie einmal wieder nach vergeblichem Versuche das Gotteshaus verlassen wollen, gedenken sie eines gutherzigen Bürgers, und als sie ihn zu sich in die Kirche fodern lassen, erklärt derselbe: Ja, er wolle es in Gottes Namen thun, wenn seine Frau und Kinder es nur leiden wollten. Die Rathsmitglieder dagegen animirten ihn, wie er der Herr im Hause und Vater seiner Kinder wäre, und daß ihm der Gevatterpfennig aus der Stadtkämmerei sollte verabreicht werden. — Und damit gingen die Herren Rathsverwandten nach Hause, froh und guten Muthes, daß der Anschlag so wohl gerathen, und sie es ihrer Meinung nach so gut ausgerichtet hätten. — „Aber was geschieht da?" ruft der Verfasser. „Indem ich sitze, ermüdet von dem, was passieret wahr, siehe so komt des Mannes Tochter, ein sonst wohlgeschaffenes Mensch, über zwanzig bis dreißig Jahr alt, rauset die Haar auß den Kopf und schreiet, als laut sie kan: Ob man ihren alten Vater nu scheuden wolle? Und Sie seine Kinder hetten sich, wiewohl Sie Geldes und Guhts nicht viel über hetten, doch der Ehre beflissen, und solten nun so übel, daß es GOtt müße erbarmen, geschendet werden! Nein, dazu solle es nicht kommen, und solte es Ihr auch ihren Kopf kosten! Und was deß eitlen unnützen Zetergeschreies, womit sie mir das Haus füllete, mehr wahr." — Der langmüthige und in solchen Fällen vielgeprüfte alte Herr that mit Allem, was er je gelernt, sein Bestes und suchte ihr freundlich aus einander zu setzen, worin die rechte Ehre bestehe. Da aber Nichts verschlagen wollte, so kehrte er endlich das Rauhe nach außen, und er sagte ihr, sie solle sich hinscheren, sich auf den Hindern setzen und das Rad vor die Schienen nehmen, oder man werde einer solchen als Sie sei, etwas anders beweisen; da Sie denn besseren Kauf gab, und so viel endlich erfolgte, daß der Mann mit unberauftem Haar und Bahrt hingehen und das gute Werk endlich verrichten mögen."

Der Rathsverwandte und Fürstliche Gerichtssecretarius Augustus Giese starb hochgeehrt im Jahre 1697, mit Hinterlassung vieler gedruckter und noch mehrer ungedruckter Schriften; der „Wehschreiende Stein" wurde, wie berichtet, sogar zum zweiten Male aufgelegt; auch scheint man kein Haar darin gefunden zu haben, als 1724 der Amtmann, Baron von Gersdorff, die ganze Bürgerschaft zu dem Begräbniß seiner Kammerjungfer invitiren ließ; aber den Scharfrichter wollten die Husumer doch

nicht begraben, oder vielmehr, es scheint, als habe der Scharfrichter, der übrigens, so lange es hierorts einen solchen gegeben, allezeit Müller oder plattdeutsch: Möller geheißen hat, sich bei dem verordneten Nachtwächterbegräbniß nicht beruhigen können; denn schon 1706 ergeht auf seine Impetration an Bürgermeister und Rath ein Fürstl. Pönalmandat, daß sie die Bürgerschaft anzuhalten, „den Scharfrichter und die Seinigen, falls ihnen etwas Menschliches widerfahren sollte, gleich andern redlichen Leuten zu Grabe zu tragen, zu folgen und zu bestätigen.“ Als aber der Meister 1715 stirbt und schon vier Tage als Leiche über der Erde gestanden hat, findet dessen Wittwe Veranlassung, höheren Orts supplicirend auszuführen, daß Bürgermeister und Rath sich hautement dahin declariret, da ihres Mannes seliger Vater durch die Nachtwache hingetragen, so könne ihrem Mann auch keine honorablere Beerdigung zugestanden werden, daß aber solche Prostitution wider das Hochfürstliche Mandat und die Usance stritte, indem die vorige Beerdigung als ein factum unicum et alienum nicht in Betracht kommen könne. — Am 4. Februar 1715 erfolgt die Einschärfung des Pönalmandats; am 8. aber setzet der Rath sich hin und verfaßt seine allerunterthänigste Remonstration. In dem Concepte — denn es sind nunmehr die alten S c h a r f r i c h t e r a c t e n unserer Stadt, worin ich blättere — wird zunächst die Aufhebung jenes älteren Mandates durch ein noch selbigen Jahres darauf ergangenes documentirt und überdies angeführt, die zum Begräbniß bestimmten Personen hätten erklärt, sie wollten lieber Alles, was über sie verhängt würde, erleiden, als sich und ihre Kinder solchem blâme auszusetzen; und so sehr war auch bei den Concipienten der „Wehschreiende Stein“ ihres seligen Amtsbruders schon in Vergessenheit gerathen, daß sie sich nicht verhielten, als auf einen Präcedenzfall, auf jenes „Bierträger-Begräbniß“ des alten Albert Müller zu pochen, welches dort als ein „über alle Maßen elendes und verdrießliches Spectacul“ gebrandmarkt war. — Allein das Concept wurde nicht mundirt. In dem demnächst abgesandten Schriftstück ward vornehmlich nur die nicht genugsame Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Supplicantin nicht allein dieser Sache halben Lärmen anzufangen sich gelüsten lassen, sondern sogar sich unterstehe, die Nachtwächter zu blamiren, die hierorts ehrliche Bürger und zu allen Gewerken und Innungen zugelassen seien, auch im Todesfalle nebst Frauen und Kindern von den honettesten Bürgern zu Grabe getragen würden; im Uebrigen machen Remonstranten sich anheischig, „nebst dem Ministerio und den vornehmsten Bürgern der Stadt die Leiche zu folgen und aus dem Sterbehause bis an ihre Ruhestatt gewöhnlichermaßen zu begleiten, auch die Trauerleute wieder ans Haus zu bringen und das zu thun, was bei andern Leichen prätendirt werden könne;“ wünschen aber aller anderen Zumuthung von der Supplicantin entübrigt zu werden. — Es erfolgt dann unterm 11. Februar auch der Bescheid, daß Letztere, da es mit der Nachtwache solcherweise beschaffen, sich mit dem Hintragen durch selbige zu begnügen, und es übrigens ratione der Begleitung mit der gethanen Offerte sein Verbleiben habe; und so mag nach allem Streit, der über seiner Bahre sich entzündet, auch dieser Meister schließlich, zwar von Nachtwächtern getragen, aber von einem hochachtbaren Gefolge in stattlichen Perücken und Trauermänteln begleitet, aus der Frohnerei an seinen letzten Ruheort gekommen sein.

Um 1741 taucht der Scharfrichter als ein fast überlustiger Geselle in den Acten auf, der es vorzieht, schon bei lebendigem Leibe den Herren vom Rath und andern guten Leuten zu schaffen zu machen. Er beschwert sich wiederholt bei der Statthalterschaft über unrechtmäßige Schmälerung seiner Diensteinkünfte; alle Jahr müsse er zwar vier Wochen hindurch Hunde schlagen lassen, aber Hundezeichen dürfe er nicht mehr verkaufen; „vor Einen am Pranger auszustäupen,“ was anderwärts mit 5 Thalern honorirt werde, seien ihm „eine Zeithero nur acht Schillinge zugeleget,“ was er allein an Besen und Stricke verwenden müsse; für den zuletzt ausgestäupten Juden habe er sogar nicht einen Heller bekommen; was aber das beste Accidenz des Dienstes, das Betreiben von Curen anlange, so sei dies schon 1725 bei schwerer Strafe verboten worden;* sonach bringe der Dienst

* Wenn einem späteren Müller um 1773 von seinem Lehrmeister, dem Kieler Scharfrichter atte-

nicht mehr ein, als ihm seine Knechte und Pferde kosteten, und habe er längst, wenn ihm von seiner Schwiegermutter, der Scharfrichterin in Schleswig, nicht Assistance geleistet worden, benebst Frau und Kindern crepiren müssen.

Aber der Magistrat bleibt nicht dahinten; von weit und breit werden Zeugen vernommen, um darzulegen, daß das mangelhafte Auskommen des Imploranten nur von seiner „unartigen Aufführung und seiner üblen und verschwenderischen Lebensart" herrühre.

Und wahrlich, ein Duckmäuser oder „Küß-den-Pfennig" ist unser Meister nicht gewesen! Er klopft des Nachts die Wirthe aus den Betten, und wenn sie nicht öffnen wollen, so schlägt er ihnen brevi manu die Fenster ein, denn es geht bekanntlich auch auf diesem Wege; wird er dagegen eingelassen, so bläst er die angezündeten Lichter aus, nimmt die Bierkrüge von den Riegen und geht damit von dannen. Er prügelt Brunetto den Perrückenmacher und Stehnmeyer den Kupferschmied, und schlägt dem Gerichtsdiener Hut und Perrücke vom Kopf; er spielt im Bierhause mit Handwerksleuten und Reutern Scharwenzel und „Eben oder Uneben," und wenn er sein Geld verspielt und ihnen seine Taschenuhr hat zum Pfande geben müssen, so zieht er den Hirschfänger und fordert sie heraus, sich mit ihm zu schlagen und erklärt ihnen, solche Kerls achte er „nicht mehr als das Sand auf der Diele." Aus der Frohnerei, wo er mit seinem Stiefvater Osthausen wohnt, der während seiner Unmündigkeit den Dienst verwaltet hat, hört man um Mitternacht die Degen klirren; auch sieht man den Meister mit bloßer Klinge aus dem Hause laufen. Sogar der Reuter-Wachtmeister ist nicht sicher vor seiner Rauflust. Nachdem er in der Schankstube Händel mit ihm angefangen, weiß er ihn trotz seines Sträubens auf die Gasse hinauszunöthigen; am Hafen angekommen, läuft er in ein Haus, reißt dort einen Pallasch von der Wand, und nun wird die Sache auf offener Straße ausgefochten, wo freilich unser Meister mit einer Hiebwunde an der Hand gezeichnet wird. — Aber auch sanftere Anregungen bewegen ihn. Nachdem in einer Nacht des Michaelisjahrmarkts ein Widersacher von ihm zu Boden geworfen ist, dinget er sich Spielleute und zieht solcherweise, die dunkle Stadt mit Musik erhellend, vergnüglich durch die Gassen; auch in dem benachbarten Garding, wo er eine Execution zu vollstrecken hat, läßt er die Stadtpfeifer kommen und nach wohlgethaner Arbeit sich mit Musik aufwarten. — Des schnöden Silbers achtet er nicht sehr; der Gastwirth Meyer, wenn er Nachts bei diesem angekommen, hat es oft gesehen, wie er ganze Hände voll Geld in der Stube umher und über Tisch und Bänke gestreut hat. Zeuge meinet freilich, in Völlerei und, um Gelegenheit zu unnützen Händeln zu suchen; allein er scheint des Meisters freigebiges Herz zu verkennen und nicht zu wissen, daß derselbe, nachdem er in der Schenkstube fast sein ganzes im Lederhandel eingestrichenes Geld verspielt, noch draußen dem auf dem Markte Wacht haltenden Reuter einige Münzen hingelanget, und auch des Handschuhmachers und andern Kindern ganzer Zwölfschillingstücke zugeworfen hat.

Daß er ein arger Schelm gewesen, steht gleichwohl nicht zu leugnen. Den Goldschmidt Hansen und seinen Bruder den Buchbinder, welchen Letzteren er schon früher einmal aus dem Fenster geworfen hat, weiß er eines Abends zu bereden, daß sie ihn aus der Bierstube, wo er, wie gewöhnlich, Lärmen gehabt, nach seiner Frohnerei begleiten. Hier werden sie von ihm forciret, Thee, Wein, Branntwein und allerlei starke Getränke zu trinken; die ganze Nacht will er sie nicht wieder fortlassen und treibt allerlei Spöttereien mit ihnen. Dem Buchbinder nimmt er die „Tüffeln" weg und droht, sie seinem Knecht zu geben, wo sie dann nimmer wiederkommen würden; und während solcher Scherze muß der ehrsame Handwerksmeister in den Stiefeln des Scharfrichters sitzen, die dieser mitleidig ihm geliehen hat. Ja, zu ihrer mehreren Beschimpfung sucht der treulose Gastgeber am andern Tage zu verbreiten, daß er die Beiden in seinen Gesangenkeller geworfen gehabt. Dessen allen beklagen sich die würdigen Bürger auf das bitterste.

Es scheint übrigens durchaus in der

stirt wird, daß er acht Jahre als „Patienten-Verbinder" bei ihm gewesen, so mag sich das wohl nur auf die Gestäupten oder bei sonstigen Executionen Verletzten beziehen. Uebrigens war noch vor etwa funfzig Jahren das in hiesiger Frohnerei bereitete „Scharfrichter-Pflaster" ein beliebtes Universalmittel.

Natur dieses lebhaften Halbmeisters gelegen zu haben, seine Gelage mit dergleichen kleinen Schnörkeln zu verzieren; er ist stets bereit, etwas zum Besten zu geben, aber seinen Spaß, freilich, will er davon haben. Bei einem Glasermeister, wo er mit Andern zusammentrifft, läßt er erst Bier, dann vier Flaschen Franzwein holen; als aber die liebe Gottesgabe ausgetrunken ist, streicht er den berauschten Gästen das Gesicht mit Schwärze an; die junge ebenfalls schwarz angestrichene Tochter der Grethe Rohrmannsch hat er, wie es in den Acten heißt, „so vollgesoffen, daß sie wie todt dagelegen und ihr die Flammen als ein Rauch aus dem Halse geschlagen;" die Mutter derselben, welche sie abzuholen kommt, erhält sofort denselben Anstrich. Wir erfahren dies alles aus dem Zeugniß der Grethe Rohrmannsch selber; ob sie beim Trinken mitgehalten, darüber läßt sie nichts verlauten. Aber der demnächst vernommene Glasermeister hat uns verrathen, auch sie habe zwei Flaschen Sect* geholt und sei derart in Lust gewesen, daß sie ein Nest mit Eiern von dem Bette gerissen und dabei gekakelt habe wie eine Henne.

Man sieht, die Scheu vor der Berührung mit dem Scharfrichter ist nicht mehr allzugroß; ob aber die wohlehrsamen Zunftmeister ihren lustigen Freund, als ihn selber der grimme Tod bezwungen, ebenso geduldig zu Grabe getragen, als sie sich bei seinen Lebzeiten von ihm haben aus dem Fenster werfen und unter den Tisch trinken lassen, davon ist leider keine Kunde auf uns gekommen. Gewiß ist nur, daß bald nach obigen Vorgängen, im Jahre 1746, noch eine Königl. Verordnung erging, daß ein Scharfrichter und die Seinigen öffentlich nach dem in Ansehung anderer Eingesessenen eingeführten Gebrauche zu beerdigen; der Abdecker aber womöglich durch andere Abdecker, oder, wenn diese nicht zu erlangen, durch Taglöhner oder geringe Arbeitsleute, welche dazu von dem Scharfrichter oder ex aerario publico zu dingen, auch, sofern sie in Güte sich dazu nicht verstehen wollen, durch Straf- und Zwangsmittel anzuhalten, an einem etwas abgesonderten Orte auf dem Kirchhofe bei später Abends- oder früher Morgenszeit zu begraben.

Dies scheint die letzte urkundliche Spur jenes so lange und mit so großer Zähigkeit durchgeführten passiven Widerstandes zu sein. Freilich die Scheu vor dem Freimann war damit noch nicht besiegt; das hat vor etwa vierzig Jahren noch der letzte Scharfrichter in unserer Nachbarstadt Schleswig erfahren müssen. Er war, wie mir ein dortiges Stadtkind erzählte, in seiner Würde herabgekommen, so daß er sich sogar mit dem sonst dem Schinder überlassenen Hunde-Werfen beschäftigte; aber sein Frohngeld pflegte er jährlich, von Haus zu Haus gehend, einzucassiren. Dann, sowie er sich näherte, wurde die Hausthür weit geöffnet, die Stubenthüren jedoch hinter den Bewohnern sorgsam geschlossen. Ohne eines Menschen ansichtig zu werden, trat der Frohn in die leere Außendiele; er strich das ihm auf einen Tisch oder auf der Fensterbank bereit gelegte Geld ein, trank auch wohl den dabei gestellten Schnaps, und ging dann fort, um ganz dasselbe im Nachbarhause zu erfahren.

In meiner Vaterstadt den letzten Scharfrichter überhaupt und aus dem Geschlechte derer Müller anlangend, einen großen breitschultrigen Mann, den ich in meiner Knabenzeit noch oft gesehen habe, so schien er mir als völlig verkehrsberechtigt angenommen, wenn er auch, so lange die alte Kirche stand, zum Gottesdienste in seinen abseits gelegenen „Scharfrichterstuhl" gehen mußte. Er hatte übrigens nichts von dem unruhigen Temperamente seines großen Vorfahren und hat, soviel ich weiß, Niemandem Beschwerde verursacht, als etwa einem Delinquenten, dem er, wie man sagte, nicht völlig glücklich das Haupt vom Rumpfe getrennt hatte. Sein Sohn und Erbe gelangte nicht zur Nachfolge; nicht sowohl, weil er zum Beweise seiner Kunstfähigkeit sich nur auf die Beibringung eines Attestes über die Kaltblütigkeit seines Gemüthes zu berufen vermochte, sondern weil der Anbruch einer lichteren Zeit, wenn sie auch bis heute die dunkle Gestalt des Scharfrichters nicht ganz verdrängen konnte, das Amt desselben doch für unsere kleine Stadt zu einer bloßen Sinecure gemacht hatte. — So kam es, daß der Letzte des Geschlechtes, um doch der angestammten Beschäftigung mit den Köpfen seiner Nebenmenschen nicht völlig zu entrathen, unter die Barbiere gegangen ist. Da er seit lange die Stadt verlassen hat, so vermag ich nicht zu melden, ob er in

* Wahrscheinlich eine Sorte Bier.

dieser Abschwächung des väterlichen Berufes die zu hoffende Befriedigung gefunden hat. Uebrigens scheint den wohledlen Herren unseres Rathes durch diesen letzten Sprossen noch einmal eine der ihnen so oft aus diesem Geschlecht gekommenen Beunruhigungen erstehen zu wollen; denn, wie verlautet, will derselbe die vor drittehalbhundert Jahren von seinem Urahn für den Antritt des Dienstes gezahlten vierhundert Kronen nunmehr im Wege Rechtens für sich zurückfordern.

Die alte Frohnerei mit ihrem thurmartigen Eckbau und der überkopf eingehängten Luke als Wahrzeichen, lag in der Stadt an dem sogenannten Kuhsteige, welcher geraden Weges zu der Stelle führt, wo um 1572 bei weiland Bürgermeister Luthens Fischteich ein Hochfürstlicher Hofverwalter wegen begangener Untreue zuoberst in einem gedoppelten Galgen in seinem Fuchspelze aufgehangen wurde. Sie hat noch bis vor einigen Jahrzehnten in unveränderter Gestalt bestanden, und auch den Gefangenkeller, worin einst der scherzliebende Meister nach seiner Angabe seine beiden Freunde eingesperrt gehalten, habe ich noch in seinem Urzustande betreten. Meine Phantasie aber sah hier eine andere Gestalt, die besser zu den doppelten Eisengittern und den feuchten dunkeln Mauern paßte. Hier hatte zu Anfang des Jahrhunderts der furchtbare Hinrich Schlachter, eine der Schreckgestalten meiner Kindheit, nach Empfang des Todesurtheils seine letzten Tage vollbracht. Eine alte angesehene Dame, seine Wohlthäterin, hatte er mit vielen Messerstichen Nachts in ihrem Hause ermordet; und sie war nur die Erste gewesen; eine ganze Reihe reicher Matronen, darunter meine eigene Urgroßmutter, sollte er auf seiner Liste gehabt haben. Wie oft hat meine Großmutter mir das erzählen müssen! „Hinrich, Hinrich, lat he mi doch leven, wat hev ick em doch dan!" Diese letzten Worte des mit seinem Mörder ringenden Schlachtopfers, welche von der entfliehenden Dienstmagd noch vernommen wurden, wie gellten sie in meine Kinderohren! Und weiter dann: am Tage nach dem Morde, während das Entsetzen bleischwer über der kleinen Stadt liegt, tritt ein Nachbar in das Schlachthaus des Mörders, der eben eine Kuh zu Boden gestochen hat, und erzählt mit Schauder und Wehklage dem scheinbar von nichts Wissenden dessen eigene That. Der aber, sein blutiges Messer aus den Zähnen nehmend, hohnlacht und meint: „En ole Wif oder 'n ol' Ko!" und was darum so viel Aufhebens zu machen sei!

Freilich sein Hohn half ihm nicht; das Todesurtheil wurde über ihn gesprochen; aber auch er wurde, ähnlich der Hexe von 1687 und einer früheren um 1608, am Morgen der Hinrichtung todt im Gefängnisse gefunden. Ob ihm, wofür sich das öffentliche Gerücht derzeit erklärte, von seiner bürgerlich wohlreputirten Sippschaft ein Gnadenmittel zugesteckt worden, oder ob, was in Rücksicht der anderen Fälle annehmbar erscheint, hier eine andere traditionelle Aushülfe obgewaltet, darüber ist nichts mehr zu entscheiden. Jedenfalls stand auch damals noch die Hochnothpeinliche Halsgerichtsbarkeit mit dem Tode auf zu vertrautem Fuß, um dadurch ihre Procedur als beschlossen anzusehen. Mit dem bestimmten Glockenschlage — so wird erzählt — unter Zuströmen des Volkes wurde der Leichnam des Mörders mit Ketten auf den Schinderkarren befestigt, vor das Rathhaus gefahren, und demselben das Urtheil, wie Rechtens, nochmals dahin publicirt, daß er von unten auf gerädert und sodann sein todter Körper auf das Rad geflochten werden solle. Hierauf ging es hinaus zur Richtstatt, wo jedoch nur der letzte Theil des Spruches an ihm vollzogen wurde.

Das war die letzte große Execution des Husumer Scharfrichters. — Jetzt ist die alte Frohnerei zu zwei bürgerlichen Häusern umgebaut; in dem einen hat sich ein Bäcker eingerichtet, der in der ganzen Stadt die lachendsten Kringel backt; in dem früher so düsteren Gefangenkeller hat ein Töpfer seine Niederlage von traulich blinkendem, grün und roth glasirtem Küchengeschirr; und auf der einst so unehrlichen Stelle scheinen die ehrlichen Gewerbe fröhlich zu gedeihen. Hoffentlich werden auch die wenigen noch übrigen Frohnvesten des deutschen Reiches in nicht zu ferner Zeit einen ebenso tröstlichen Umbau feiern, wenn auch die Strafgesetzgebung des Norddeutschen Bundes ihre sinkenden Fundamente noch einmal zu unterbauen versucht hat; und, die nach uns kommen, werden dann auch bei diesen Mauern stehen bleiben und sich das für sie Unbegreifliche zu beantworten suchen, wie jemals einem Menschen das Abschlachten eines anderen von Staats

wegen als eine amtlich zu erfüllende Pflicht hat zugemuthet werden können; denn nicht auf Seiten des Delinquenten, sondern auf Seiten des Henkers liegt für unsere Zeit die sittliche Unmöglichkeit der Todesstrafe. Als ein sicheres Zeichen aber für das endliche Verschwinden derselben dürfen wir wohl den an sich unheimlichen Umstand begrüßen, daß, während im Uebrigen das Gerichtsverfahren in die Oeffentlichkeit hinausdrängt, dieser furchtbare Act, der wie nichts Anderes des freien Himmels und des zustimmenden Zeugnisses der Nation bedarf, neuerdings im Gegentheil der Oeffentlichkeit entzogen und als ein Schaustück für wenige Eingeweihte in die beklemmende Enge der Gerichtshöfe hineingeflüchtet ist.

* * *

Da sich es in diesen culturhistorischen Kapiteln um Autoren meiner Vaterstadt gehandelt hat, so möge gestattet sein, aus dem „Ad lectorem“ der nach dem Brande des hiesigen Kirchthurmes 1669 von dem Pastor Holmer gehaltenen und demnächst nebst „Christlichem Bericht“ über die betreffenden Vorgänge in Druck gegebenen „Feuer-Predigt“ eine ebenso anmuthige, als charakteristische Anekdote mitzutheilen.

Anno 1552 wurde als zweiter Prediger seit Durchführung der Kirchen-Reformation in unserer Stadt erwählet Petrus Bokelmann, welcher wegen seiner qualiteten bey der Hohen Herrschaft in sonderlichen ansehend gewesen. Es hat sich zugetragen, als J. Fürstl. Gn. Hertzog Adolph den Hispaniern unter den Duc de Alba in Niederland gedienet und allhie zu Schiffe wieder angelanget, hat gemelter H. Pastor die Danksagung gethan mit folgenden Worten: „Wir danken billig dem Allerhöchsten Gott, der unseren gnädigen Landes-Fürsten mit guter Gesundheit wieder anhero verholffen: aber wem hat er gedienet? — Dem Teuffel und seiner Mutter!“

Der leutseliger Hertzog, der zugegen war und solches anhörete, lässet ihn nach gehaltener Predigt zur Tafel nöthigen, und unter der Mahlzeit spricht er zu ihm: „Vater, es gab stark Bier in der Kirchen.“ Der Pastor antwortete: „Gnädiger Fürst und Herr, ich kann nicht anders, als nach Gottes Wort und meinem Gewissen reden;“ darauf der Hertzog gesaget: „Nun, nun; bleibet auch dabey!“ Von diesem leutseligen Fürsten ist noch biß auff den heutigen Tag das Sprichwort bei uns geblieben: „Es ist jetzt nicht mehr als wie zu Hertzog Adolphs Zeiten.“

Peter Bokelmann war übrigens aus der „fürnehmen Stadt Braunschweig“ gebürtig; als Student zu Wittenberg hatte er bei Luther im Collegium gesessen; der Name seiner Mutter, Gesa Leßin, könnte vielleicht auf eine Beziehung auch zu unserem anderen großen Reformator deuten.

In der Kapelle unseres St. Jürgens-Stiftes, wohin beim Abbruch der Stadtkirche ein Theil der alten Bilder gerettet wurde, schaut noch aus dunklem Grunde über dem kleinen Ringkragen der runde, energische Kopf des alten Herrn in die neue Zeit hinein. Das Haar ist verbleicht und der Scheitel kahl; denn wie es bei Krafft heißt: „Als es mit ihm zum hohen Alter gekommen und von ihm verlangt ward, daß er, gleich Herman Tasten, sich möge abschildern lassen, so thät er solches 1572.“ Aber über der gebogenen Nase blicken die braunen Augen so fest und kampfbereit, als müsse der in dem weißen, krausen Vollbart fast versteckte Mund sich öffnen, um auch heuer, wo es noth thäte, noch einmal mit einem derben Wort darein zu fahren.

Neben sein Bildniß hatte er die nach seinem Tode durch eine andere Inschrift verdrängten Worte setzen lassen:

Ista Petri Bokelmanni Pastoris imago est.
Hunc precor ad formam, Christe, refinge tuam.

Die
Bildung und die Höfe Italiens
im sechzehnten Jahrhundert.

Von

Joseph Bayer.

Man hat es oft der griechischen Culturwelt nachgerühmt, daß sie im Ganzen wie im Einzelnen das Gepräge der Schönheit trage. Gewiß; aber diese Schönheit war noch ein einfacher Accord auf der

Lyra, sie war die erste uncolorirte Lichterscheinung des plastischen Ideals. Die schöne Culturwelt der italienischen Renaissance ist vielleicht nicht von gleicher Reinheit, aber dafür um so reicher und mannigfacher; sie hat die wunderbarsten Lichter und Schatten, sie hat Hintergründe, Farbenabstufungen und malerische Tiefen. Wenn ihr die reine Götterhoheit des Alterthums fehlt, so hat sie dafür Engel, Dämonen und überdies Alles, was die Menschenbrust bewegt, was in den Zügen des Menschenantlitzes sich zu spiegeln vermag.

Wir können die Cultur der Renaissance (im 15. und 16. Jahrhundert) ebensowohl das ausgegohrene, zur Ruhe gelangte Mittelalter, wie das wiedererweckte Alterthum nennen. Die romantische Gährung des ersteren ist gleichsam beschwichtigt durch die Zauberformel des klassischen Geschmacks. Alles ist noch da, was früher, freilich unvermittelt, neben einander lag — aber es ist in einer veränderten und umgebildeten Gestalt da, humanisirt und veredelt, auf einen Grundton gestimmt, der durch alle bedeutsamere Erscheinungen der Zeit hindurchgeht.

Vom Hauche der Schönheit angeweht, verliert die religiöse Auffassung ihre ascetisch-düstere Färbung und das mürrische, der Welt abgekehrte Wesen; die Kunst, die nicht mehr das specifisch Kirchliche, sondern das menschlich Schöne und Große aus den Stoffen der Evangelien und Heiligengeschichten herausgreift, versöhnt in dieser Weise Christliches und Heidnisches, das theologischer Haß so lange getrennt hielt, und rückt die Glorie des Himmels und des Olympes wolkenreine Höhe nachbarlich zusammen. Auf jenem Lichtgewölke, von dem die Himmelskönigin getragen wird, schwebt ein ander Mal Psyche zu der Götterversammlung empor — und die Engel Raphael's, keine klösterlich schüchterne, rauchfaßschwingenden Chorknaben mehr wie die des Angelico Fiesole, sie sind von demselben Geschlecht wie jene geflügelten Götterknaben, die auf dem Triumph der Galathea ihre Liebespfeile schalkhaft lächelnd aus den Lüften niedersenden.

Wenn aber über den religiösen Vorstellungskreis der Sonnenglanz antiker Heiterkeit hinleuchtet, so wird andererseits das klassische Gedankenleben selbst wieder mit einer Art religiösen Ernstes aufgefaßt. Marsilius Ficinus, der berühmte Kenner und Uebersetzer Platon's, zündet eine ewige Lampe vor dem Bildnisse des griechischen Weisen an, dessen Geburtstag schon seit des großen Cosimo Zeiten mit platonischen Symposien in den Hallen des Mediceerpalastes gefeiert wurde. Lorenzo Magnifico spricht die begeisterte Ueberzeugung aus, daß ohne Platon's göttliche Philosophie es schwer wäre, ein guter Bürger, ja sogar ein guter Christ zu sein. Selbst ein nüchterner Politiker, wie Machiavell, naht den großen Alten, freilich wieder den praktischen Genies, den Staatsmännern und Heroen mit einer feierlich gehobenen Stimmung, und sucht bei ihnen Erholung und Trost, als er auf seinem kleinen Landgute La Strada in trauriger Vereinsamung seine Tage verbringt.

Abseits aber, in den stilleren Gartengründen, wandelt der Dichter, indeß der Denker daheim sinnet, klügelt und forscht. Es lockt ihn in seine reizenden Windungen der schattige Laubgang, wo der Lorbeer sein Haupt im Vorübergehen mit seinen Zweigen streift. Beim Rauschen und Plätschern der Fontainen träumt er sich in die Fabelzeiten des Riesen Morgante, Roland's und des Zauberers Merlin zurück, und malt auf den Goldgrund der Abendröthe die Gestalten hin, die vor seiner Einbildungskraft gaukeln.... Da wachsen aus den Wolken die Zinnen von Zauberschlössern empor, irrende Ritter jagen auf flüchtigen Rossen dahin, und die Augen reizender Frauen leuchten wie schimmernde Sterne über all dies bunte Gewühl....

Wer gedächte hier nicht Ariosto's und seines „rasenden Roland," sowie seiner Vorgänger Bojardo und Pulci, die in ihren Rittergedichten zu der klassischen Formen- und Gedankenwelt des Jahrhunderts den romantischen Hintergrund der Poesie hinzumalen? Freilich ist es eine Romantik eigener Art, so zu sagen eine Renaissance-Romantik, wenn man den Ausdruck gestatten mag. Die alte wundervolle Märchenwelt steigt bei Ariost wieder auf in ihrer ganzen Pracht — aber der klassische Geschmack, die neuitalienische Bildung durchwürzt eine jede Stanze des Gedichts und giebt den tollen Erfindungen der Rittersage ebenso den Zauber rein menschlicher Anmuth, wie sie Raphael's milder Geist den ernsten Gestalten der Kirchenlegende verleiht.

Ariost ist der Lieblingspoet der glänzenden Höfe des Cinquecento, die durch die Pracht ihrer Feste und Turniere noch immer einen gewissen Zusammenhang mit der Romantik hatten, und in der Poesie selbst mehr mit gebildetem Feinschmeckersinn schwelgen, als ernste Erhebung in ihr suchen wollten. In wessen Munde dürfte daher Ariosto's Lob bezeichnender klingen, als in jenem Antonio's in Goethe's Tasso, des geschmackvollen Hofmannes des Fürsten von Ferrara.

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er Alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand,
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn,
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruh'n,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetrag'nen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben
Und läßt uns bunte Wunderfische seh'n.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Herden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer gold'nen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhab'ne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Tact sich mäßig hält.

Es ist nicht blos der Genius von Ariosto's Dichtung, es ist die Geistesatmosphäre der Zeit überhaupt, der weiche südliche Hauch der italienischen Bildung, der uns aus dieser Stelle entgegenweht. Fürwahr! Da ergötzte die Schalkheit mit Geschmack den Sinn, die Weisheit ließ sich wohl vernehmen, doch incommodirte sie nicht, die Tiefen des Gemüthes wurden nicht aufgeregt, die Grazien sorgten dafür, daß Alles im schönsten Tact und Maß blieb.

Damit sind sowohl die Vorzüge, wie auch die Mängel der italienischen Renaissancecultur ausgesprochen. Es ist doch keine eigentliche Innerlichkeit und Tiefe in dieser sonst so unvergleichlichen Bildung — sondern mehr sinnlicher Glanz, formelle Harmonie, ja fast eine beschönigende Vermittlung der Gegensätze. Und hinter jenen Grazien, welche die Cultur des damaligen Italien mit dem Umriß der Anmuth umzeichnen — was für Ungeheuer lauern hinter ihnen, wenn wir nur einen Blick auf die realen Verhältnisse der Zeit, auf die verbrecherische Politik dieser Mäcenate, dieser fürstlichen Kunst- und Bildungsfreunde werfen! Wir dürfen auch neben den geistigen Bestrebungen des Jahrhunderts jene realen Lebensgrundlagen nicht ganz übersehen. Nicht der Künstler, der Humanist, der Dichter allein sollen uns die Ausleger und Vertreter der Zeit sein — wir müssen auch dem Condottiere ins Waffengetümmel, dem Diplomaten in die Hinterhalte seiner Staatskunst folgen, um dann zu der Kunst und der höheren Culturwelt zurückkehrend, zu sehen, wie sie bei all ihrem Schönheitszauber von jenen bedenklichen realen Verhältnissen doch mit bedingt erscheint. Nur so entgehen wir der Gefahr, das Bild des Zeitalters in allzu verklärtem Lichte zu erblicken. Jene gefeierte Epoche, in der die mildeste Herzensgüte und Seelenreinheit aus dem Blicke der Raphael'schen Madonnen wiederstrahlt, sie ist dieselbe, in der kurz vorher die Borgia's ihre Gifte bereiteten.

Sollten diese Gegensätze, so nahe zusammengerückt, zu unvereinbar erscheinen, so müssen wir die italienische Landschaft betrachten, wie wundervoll breitet sie sich vor den Blicken aus! Rebenguirlanden schlingen sich von Baum zu Baum, wie zu einer ewigen Festfeier der Natur; über Orangen- und Citronenwäldern lagern sich in edel geschwungenen Linien die Bergzüge hin, in den Duft des Horizontes sich leise verlierend. Die Cypresse mit ihrem schwärzlichen Grün bringt Ernst und Haltung in das Bild, das durch die saftschwellende Vegetation, durch die reine Himmelsbläue sonst zu glanzvoll erscheinen würde; in rhythmischer Bewegung schlagen die tiefblauen Meereswellen wie liebkosend an die Küste. Gewiß — der reinste Zusammenklang von Schönheit! Doch trete ja an diese Agave nicht zu nahe heran, hinter ihren Blättern zischt dir sonst eine Natter entgegen. Wenn du diesen Stein aufhebst, so liegt ein Scorpion unter ihm. Im Hintergrunde der herrlichsten Landschaft raucht der Vesuv, nur leicht die krystallene Luft trübend, aber die Lavamassen, welche die üppigste Vegetation noch immer nicht zu überleiben vermag, verrathen nur zu sehr die zerstörenden Kräfte, die sich heimtückisch in ihm verbergen.

Wollen wir mit der Natur rechten? Dieselbe Kraft der Sonne, welche die köst-

liche Traube, die saftreiche Orange schwellt, sie brütet auch das Natterei aus und zieht neben dem Schönen das Verderbliche groß! Es ist ebenso die sinnliche Lebensfülle des italienischen Naturells, die in gleicher Weise die künstlerische Genialität, wie auch die verbrecherische Entschlossenheit, das Raffinement und die lauernde Tücke erzeugt.

Und darum lassen sich diese verschiedenen Züge auch nicht sondern. Wir finden im Atelier, auf dem Schlachtroß, im Cabinet in jener Zeit immer den ganzen Italiener wieder — und was ihn bald abschreckend, bald bewunderungswürdig, aber immer höchst eigenthümlich erscheinen läßt, es ist, genau betrachtet, stets derselbe: der künstlerische Grundzug ist's mit seinem Ehrgeiz, seinem Drang nach Neuem, seinem Eigenwillen, seiner Rücksichtslosigkeit gegen den Stoff, den er eben unter den Händen hat, mit seiner krankhaften, oft bösartigen Reizbarkeit, überhaupt seiner uncommensurablen, jeder Verantwortung sich entziehenden Individualität. Solche Künstlernaturen im Atelier schaffen das Große, wenigstens das Verwegene und Ueberraschende — und ihre Leidenschaften verglühen unschädlich in der Traumwelt ihrer Schöpfungen; auf dem Throne, auf einem Fürstensitze werden es echte Tyrannen und Ungeheuer, wenn ihnen das lebendige Material eines Staates, eines Volkes zur Verfügung steht. War nicht am Ende Nero selbst eine solche toll gewordene Künstlernatur auf dem Cäsarenthron? Auch das neue Italien im Zeitalter des Cinquecento hat ähnliche Erscheinungen aufzuweisen.

Der Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts hatte ein sehr bedenkliches Ideal des Manneswerthes und des für die Unsterblichkeit vorgemerkten Ruhmes; bedenklich aus dem Grunde, weil dabei von der moralischen Beurtheilung gänzlich abgesehen wurde. Es ist dies das Ideal eines Mannes, der die factische Situation, in der er sich befindet oder die er schafft, ganz und gar mit seinem Geist und Willen ausfüllt und beherrscht, gleichviel, was für Mittel er dafür in Bewegung setzen mag. Der Verein von Kraft und Talent ist es, was bei Machiavell virtù heißt, und ihm auch mit scelleratessa verträglich erscheint. Wie wäre sonst seine Bewunderung für Cäsar Borgia zu begreifen, welchen er ausdrücklich als den Typus des schöpferischen Herrschers bezeichnet, der das Kunststück der Begründung einer neuen Herrschaft im weitesten Umfang wie kein Anderer zu lösen berufen sei? Mit was für einem Scharfblick studirt er diesen Charakter, während er als Gesandter von Florenz mit ihm verhandelt, wie genau verfolgt er die blutige Logik seiner wohlcalculirten Grausamkeiten, und wie drängt sich in dieses Studium zuletzt sichtlich der Respect vor der grauenerregenden Consequenz und Ueberlegenheit einer so vollendet abgeschlossenen, kaum zu ergründenden Tyrannennatur ein! Es ist eine Bewunderung ähnlicher Art, mit der der Naturbeobachter den Adler betrachten mag, wie er voll Kühnheit und Begier, nachdem er sein Opfer ins Auge gefaßt, die Flügel spreitet und zusammenschlägt, mit dem Schnabel ungeduldig durch die Schwungfedern fährt und mit dem siegreichen Blick die Beute schon im vorhinein verschlingt.

Diese Auffassung ist nicht blos machiavellistisch, sie ist echt italienisch im Sinne der damaligen Zeit. Auch auf dem praktischen Gebiete schätzte und beurtheilte man die Individualität wie ein künstlerisch in sich zusammenstimmendes Ganze, gleichviel, was für Elemente es sein mögen, die da zusammenstimmen. Der Macht, dem Erfolge wird von den geistvollsten Männern gehuldigt, wenn jene auch mit dämonischen Mitteln im Bunde stehen — nicht aus Wohldienerei allein und Rücksicht auf den Vortheil, sondern weil dies im tiefsten Instinkt des italienischen Geistes begründet ist. So finden wir die ersten Sterne Italiens als Trabanten in den Anziehungskreis solcher Tyrannen gezogen; in der Nähe Malatesta's bewegt sich der große Leon Alberti, der der Geliebten jenes Ungeheuers, der schönen Isotta zu Ehren, den Dom von Rimini umbaut, in der Nähe Lodovico Moro's, ja sogar des Raubthiers Cesar Borgia weilt der unvergleichliche Lionardo da Vinci. Es war eine Zeit, in der man dem Genius wie dem Dämon ohne Unterschied huldigte, ja beide von einander kaum zu unterscheiden wußte.

Doch ehe wir diese flüchtigen Skizzen des Culturbildes des Cinquecento fortsetzen, haben wir noch das Wesen und den Ursprung der italienischen Fürstenthümer von damals näher ins Auge zu fassen.

Der gesteigerte Individualismus, der überhaupt ein Grundzug der Renaissancecultur ist, trägt auch auf dem Gebiete der Politik seine Frucht. Wenn im Mittelalter, wo die Stadtrepubliken in Italien blühten, die Partei eine ungeheure Lebenskraft entwickelte und den Einzelnen mit bannender Gewalt in ihrer Strömung fortriß: so concentrirt sich jetzt die politische Energie in der Individualität, die das entkräftete Gemeinwesen dem stärkeren persönlichen Willen zu unterordnen versteht. Italien, das nach allen Richtungen sich so reich an eigenthümlich ausgeprägten Talenten zeigte, war auch überfruchtbar an Staatsstreichvirtuosen, an Herrschaftskünstlern und wohl auch an politischen Charlatanen, die aber doch seltener vorkommen; die Gewalt verleugnet da nicht ihren illegitimen, rein thatsächlichen Ursprung, ja sie ist stolz darauf als auf einen Sieg des Talentes und der Kraft. Aus widerstrebendem Stoff meißeln sich diese Gewalthaber ihren Zwangstaat zurecht, wie der Bildhauer aus hartem Block die Gestalt heraushaut — aber es wird doch ein Gebilde, mögen auch seine Züge schroff und herb sein, und vor allem: es wird ihr eigenstes, persönliches Werk. Darüber gewinnen diese Principi selbst die schärfsten Züge abgeschlossener, eigenthümlicher Herrscherindividualität — in erster Reihe jene kriegsgebräunten strammen Gestalten, die Männer der Fortuna, die Condottieri, die sich mit dem Schwerte den Weg durch die Welt hauen und es nicht einstecken, bis sie von ihrem Schlachtroß herab auf einen Fürstenthron steigen. Grausame und wilde Fürsten gibt es unter ihnen nur zu viele, aber keine schlaffen, verkommenen und stumpfen, wie sie sich in einer langlebigen Dynastie von Gottes Gnaden, in einem gesicherten, aber kleinen Herrschergebiet so leicht einfinden. Heine'sche Witze wie die über den guten alten Fürsten in Düsseldorf „der 24 Erholungsstunden im Tage hatte," lassen sich über die Principi der Renaissance nicht machen.

Im 14., selbst auch im 15. Jahrhundert tragen die italienischen Tyrannen noch das volle Gepräge mittelalterlicher Wildheit und Rücksichtslosigkeit; eine brutale Energie blitzt aus ihren Augen, lagert verderbendrohend um ihre finsteren Brauen. Was für eine düstere Tyrannenfigur ist z. B. dieser Giovan Maria Visconti in Mailand, der sich mit Fanghunden umgab, die zum Zerreißen von Menschen dressirt waren, und deren Eigennamen uns überliefert sind, wie die der Bären Kaiser Valentinian's I. Als im Jahre 1409 während eines Krieges, der das Land ruinirte, ihm das verhungernde Volk auf der Straße pace! pace! zurief, ließ er seine Söldner einhauen, und zweihundert Menschen fielen; darauf verbot er bei Galgenstrafe, die Worte pace und guerra auszusprechen, und selbst die Priester mußten bei der Messe statt „dona nobis pacem" sagen: „tranquillitatem!"

Das Hauptvergnügen des Ferrante von Neapel, des Sohnes von Alphons dem Großen, war, seine Gegner entweder lebend in wohlverwahrten Kerkern oder todt und einbalsamirt, in der Tracht, die sie bei Lebzeiten trugen, in seiner Nähe zu haben. Er kicherte, wenn er mit seinen Vertrauten von den Gefangenen sprach oder jener Mumiencollection gedachte. (S. Burckhardt, „die Cultur der Renaissance in Italien." S. 10. 28.) Diese Tyrannen von roherem Schlag kannten die Schlüpfrigkeit des blutgenäßten Bodens sehr wohl, auf dem sie standen; sie glaubten ihren Unterthanen die Erwartung ihres Sturzes auf dem Gesichte zu lesen, und verhärteten sich im Terrorismus aus lauter Mißtrauen und Angst. Selbst die Besseren unter ihnen sehen wir in dem richtigen Gefühl, daß ihre Stellung weder in der Pietät, noch in einer höheren Sanction ihre Wurzeln schlage, sich in die ängstlichsten Maßregeln für die Sicherung ihrer Person verschanzen. Der letzte Visconti, Filippo Maria sitzt in seinem Castell in Mailand, das die herrlichsten Gärten, Laubgänge und Turnierplätze innerhalb seiner Mauern umfaßte, ohne die Stadt in vielen Jahren auch nur zu betreten. Wer um ihn ist, wird hundertfach beobachtet; Niemand soll auch nur am Fenster stehen, damit nicht von außen gewinkt werde. Die Ausflüge des Fürsten gehen nach den Landstädten, wo seine prächtigen Schlösser liegen; dahin führt ihn, von raschen Pferden gezogen, eine Barkenflottille auf eigens gebauten Kanälen, die für die Bedürfnisse der ganzen Etikette eingerichtet ist. Welch' eine öde Existenz, trotz alles Schimmers, der sie umgiebt! Fürwahr — die bezeichnendste moderne

Illustration zu der antiken Anekdote von dem Damoklesschwerte! (Burkhardt, a. a. O. S. 30.)

Doch weiß die Geschichte Italiens auch von anderen Fürsten, die sich, ohne von Armbrustschützen und Sbirren umgeben zu sein, vor ihrem Volke sehen lassen durften. So namentlich der große Federigo von Urbino, der Stern Italiens, wie ihn die Denkenden nannten, ein Muster sowohl der gründlichsten Gelehrsamkeit, wie der mildesten Leutseligkeit, ein Vater seiner kleinen Staatsfamilie, zugänglich selbst dem Geringsten, während die Anderen sich das Volk bei den Audienzen durch hohe Barren so fern als möglich vom Leibe hielten. Kein Wunder daher, daß wenn er durch die Straßen ging, die Leute auf die Knie fielen and ihm segnend entgegenriefen: Dio ti mantenga, Signore!

Weniger aber durch mildes und gerechtes Regiment, als durch die sorgsamste Pflege der Kunst und Bildung suchten sich hinsort diese Principi populär zu machen, als der Begriff der italienischen Herrscheraufgabe und ihrer eigensten historischen Mission ihnen deutlicher und bewußter vor die Seele trat. Sie erkannten damit das Richtige und machten sich so das Wesen des nationalen Genius von Italien zu eigen, so sehr sie sich durch einzelne Gewaltgriffe die Herzen der nächsten Unterthanen entfremden mochten; sie sicherten sich dadurch gleichsam eine allgemein italienische Popularität, wenn auch die territoriale in ihrem eigenen Ländchen mitunter sehr ins Wanken gerieth. Diese Richtung verfolgen die glänzenden Fürstengeschlechter des Cinquecento ohne Ausnahme alle: die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, die Sforza in Mailand, die Montefeltro in Urbino, die Medici in Florenz — und in der That: jene Mäcenatenpolitik gab ihrer Macht eine festere Bürgschaft als all ihre Leibwachen und festen Schlösser.

Was konnte auch wohl in dem damaligen Italien populärer sei als die Kunst und die der Schönheit zugewendete Cultur, und welcher politische und sociale Zustand konnte für zweckmäßiger gelten als derjenige, der sie zu fördern der geeignetste schien? Indem also die Principi theils mit politischer Absicht, theils aus innerem Drang dahin arbeiteten, ihre Principate zu einer italienischen Culturnothwendigkeit zu stempeln, so sühnten sie dadurch gewissermaßen die Gewaltthaten wieder, durch die sie zur Herrschaft gelangt waren. Wenn ihnen dann noch der Patriot vorwarf, daß sie durch ihre Fürstenthümer Italien politisch zersplittert hätten, so durften sie darauf erwiedern, daß sie um diesen Preis das geistige Leben des großen Vaterlandes vervielfacht und aus den drängenden Keimen, die überall verbreitet lagen, zu reicherer Erscheinnng entfaltet hätten; sie durften sich fürwahr mit gutem Grunde dessen rühmen, daß sie dasjenige, was sie dem Volke an realer Freiheit entzogen, dem Genius des Volkes mit Wucher zurückgaben, indem sie seine höchsten idealen Bestrebungen schützten und förderten.

Der Erfolg dieser richtigen Politik blieb nicht aus. Die Intelligenz Italiens erklärte sich unbedingt für die Fürsten, und ihr einstimmiges Lob übertönte die Seufzer der politischen Opfer, die in den Kerkern schmachteten, ja sogar das oft gerechtfertigte Murren des Volkes. Die Unzufriedenheit konnte nicht zu heller revolutionärer Flamme auflodern, sie knisterte nur, wie in blassen Funken, in nutzlosen Verschwörungen fort, die, wenn auch der eine oder der andere Dolchstich traf, zuletzt doch nur dazu beitrugen, die Fesseln der Gewalt noch fester zu schließen.

Wenn wir die Hofhaltungen dieser Fürsten näher durchmustern, so hat es in der That den Anschein, als ob die ganze Arbeit ihrer Regierungskunst mit all' ihren Winkelzügen und Verbrechen zuletzt nur einem höchsten Schönheitszweck dienen sollte, der vollendeten ästhetischen Erscheinung ihrer fürstlichen Existenz. Auf diesen einen Zweck scheint sich Alles zu beziehen; die herrlichen Paläste, Villen und Gärten, die kostbaren Gemäldesammlungen und Bibliotheken, die glänzenden Waffenspiele und sinnreich angeordneten Feste, der auserlesene Kreis von Humoristen, Dichtern, Improvisatoren und Musikern, der sich um das Glanzgestirn dieser Gewaltherren bewegt. Welche Bauten wuchsen auf ihr Machtgebot aus dem Boden! Die Sforzas, die Gonzagen und die Estes wetteifern in dieser stolzesten aller Passionen, in der Bauleidenschaft, mit einander; in Mailand, in Mantua und Ferrara werden ganze Quartiere demolirt und neugeschaf-

fen, großartige Straßencorrectionen werden vorgenommen, damit so die Stadt selbst zum Monument des Herrschers werde, und ihr das Gepräge seines Willens dauernd aufgedrückt bleibe. Statt der alten, trotzigen Stadtburgen und Castelle der Adelsherren und Tyrannen von ehedem erheben sich nun inmitten der Residenz weiträumige Paläste mit Marmortreppen, prachtvollen Hallenhöfen, zierlichen Vestibüls und luftigen Säulenloggien, die sich gegen das Schattengrün der Gärten malerisch öffnen.

Welch' eigenes Zusammentreffen! Eben in jenem Zeitpunkt, wo die Principate zur glänzendsten Entfaltung gelangt waren, hatte die Architektur zwischen den Triumphpforten, den Tempeln und Thermen der Cäsarenstadt ihr neues Bauideal gefunden, im echten Fürstenstil, stolz und heiter, imposant und gefällig, wie er dem Herrschersinn und dem feineren, gesteigerten Lebensgenuß in gleicher Weise entspricht. Sie, die sonst die religiöseste aller Künste ist, wird in der Renaissance sogleich als Weltkind wiedergeboren, und geht sogar in dieser weltlichen Richtung den übrigen bildenden Künsten um einen bedeutenden Vorsprung voran. Während sie früher das Siegel geheimnißvoller Weihe auf die kühnen Bauformen der Dome geprägt, schmückt sie nun mit heiterer Pracht die schöngegliederte Façade, den weiten Festsaal des Palazzo; wenn sie im Mittelalter nur dem republikanischen Stolz der Communen und der Verherrlichung des höchsten Wesens gedient, so tritt sie jetzt aus dem Gottesdienst in den Herrendienst über, um das Prachtbedürfniß der Principi zu befriedigen, aber dabei selbst zur höchsten Entfaltung ihres Kunstvermögens zu gelangen.

Auch die Malerei gesellt sich hinzu, um den Festschmuck der Fürstenpaläste zu vollenden, und das weltliche Dasein in jener heiteren Idealität zu schildern, wie sie der Bestimmung dieser Räume entspricht. Hier lernt der Genius der Malerei, der sonst länger noch in dem religiösen Gedankenkreis festgehalten blieb, gleichsam sein erstes Lächeln; ausgeschüttet liegt das Füllhorn des Lebens vor ihm da, und die neckischen Geister der Schalkheit und des Humors gaukeln um die reichen, duftigen Blüthen. Wer wird an dem gediegenen, tiefen Ernste des großen Paduaners Mantegna zweifeln, wenn er auch nur sein tragisch-ergreifendes Bild im Museum zu Berlin, den von zwei klagenden Engeln gehaltenen Christusleichnam gesehen! Und wie liebenswürdig heiter erscheint derselbe Meister, sobald seine Phantasie einmal zu Hofe geht. Die Fresken verdienen wohl einen Blick im Vorübergehen, mit denen er den herzoglichen Palast zu Mantua, das jetzige Castello di Corte ausgeschmückt. Da sehen wir an den Wänden des Saales Familienscenen aus dem Leben des Lodovico Gonzaga noch in etwas strenger, aber wunderbar bestimmter Auffassung. Freunde und Hofleute umgeben die Gruppe des Herzogs und der Seinen, hinter ihnen öffnet sich eine landschaftliche Perspective mit der reichen, idealen Darstellung des antiken Rom. Ein ander Mal finden wir vornehme Gesellschaft auf der Jagd, inmitten einer poetisch-phantastischen Gebirgslandschaft. An der Wölbung leuchten von Goldgründen mythologische Gruppen herab, ernsteren Blickes schauen die Bilder römischer Cäsaren darein, in reichumkränzten Medaillons von herrlichen Genien getragen. In der Mitte endlich scheint sich, von einem grünen Fruchtkranz umschlungen, die Decke zu öffnen, und man sieht durch einen perspectiv gemalten Ausschnitt in den blauen Himmel hinein. Ein Pfau stolzirt dort auf dem oberen Rande; schöne Frauenköpfe schauen darüber hinweg, kleine Genien stecken schelmisch die Köpfchen durch die Oeffnung der Balustrade, andere stehen turnerartig verwegen auf dem Gesims, und treiben sonst allerlei Kurzweil — das Ganze erscheint als ein lebhaft bewegtes Scherzo, in Farben hingeworfen, eine Erfindung voll Laune und naiver Weltlust.

Doch nicht blos der festlichen Lebensstimmung, auch dem Stolz des Herrschergedankens gab die Malerei in den Fürstenpalästen einen künstlerischen Ausdruck; wenn jene so gern mit Bildern der Mythe ein sinnreich-graziöses Spiel trieb, so boten sich dem letzteren wieder zu ernsterer Auffassung die strammen Römergestalten dar, wie man sie auf den Relief's der römischen Triumphpforten und Ehrensäulen studiren konnte. In diesem Sinne entwarf derselbe Mantegna seinen berühmten Triumphzug des Cäsar für jenen anderen Palast der Gonzagen, in der Nachbarschaft des Klosters St. Sebastiano zu Mantua. Was für bedeutende Compositionen, in denen

sich die gründlichste Versenkung in das römische Wesen mit frischer Auffassung des gegenwärtigen Lebens so wirksam verbindet! Es ist auch dies ein echter Renaissancegedanke, die neuitalienische Wiederbelebung des martialen Römerthums, die Erneuerung des Festgepränges der antiken Triumphe, als ein stolzes Symbol der modernen Fürstengewalt! Hat doch Cesar Borgia, im Carneval des Jahres 1500, mit herausfordernder Beziehung auf seine Person den Triumph Julius Cäsar's in Rom selbst aufführen lassen, gewiß zum Aergerniß der zahlreich anwesenden Jubiläumspilger, die in der Stadt des Heiles etwas Anderes zu sehen erwarteten als dieses profane Schauspiel heidnischen Pomps!

Verweilen wir bei der Bilderwelt der Fürstenpaläste noch einen Augenblick — vielleicht erlauschen wir hinter diesen Gestalten manches Geheimniß über das Leben voll rücksichtslosen Sinnengenusses, das sich in diesen Räumen höchst ungenirt bewegte. Es sind fürwahr seltsame und bedenkliche Stoffe, welche die jugendliche und feingebildete Herzogin Isabella von Este für ihre Privatgalerie angab, und noch dazu von so frommen Meistern, wie Lorenzo Costa, Perugino, und abermals von Mantegna ausführen ließ. Da verfolgt einmal ein Schwarm von Liebesgöttern und Satyrn mit Pfeilen und Fackeln eine Schaar von halbbekleideten Weibern, die sich von einer Minerva und einigen anderen ernsteren Damen, wie es scheint, nur eines unzulänglichen Schutzes zu erfreuen haben. Apoll und die Musen feiern die Liebe zwischen Mars und Venus als ein Freudenfest, indeß Amor, der kleine, kecke Bursche, nach dem aus seiner Werkstatt heraustretenden Vulcan, der sich nach seiner Gattin umsieht, mit einem Blaserohr zielt, um ihn für seine Eifersucht zu strafen. Noch andere Gruppen bezeichnen deutlich genug, wie sich die Renaissance die Seligkeit des Olymps und die Freuden des goldenen Zeitalters ausmalte — und inmitten all' dieses mythologischen Scandals sitzt in einem weiten, prächtigen Garten die jugendliche Fürstin selbst, und wird von Amor, den eine Hofdame neben ihr auf dem Schoße hält, bekränzt, indeß Dichter und Musiker huldigend einen Kreis um sie schließen. (E. Förster, „Raphael" I. S. 13.)

Auch die Liederlichkeit jener Zeit gab sich gern einen gelehrten, humoristischen Anstrich, und liebte es gar sehr, sich mit mythologischem Goldflitter herauszuputzen. Das ist so die bezeichnende Auffassung der Mythologie in der Renaissance: man las sie wie eine Weltbibel der Sinnlichkeit, zu welcher die Lascivität des Zeitalters die Glossen lieferte; sie zu kennen und mit Gewandtheit anzuwenden, sah ebenso gelehrt aus, wie es amüsant war. Und welche heitere Nutzanwendungen ergaben sich daraus! Was die Olympier sich erlaubten, ohne daß ihre Majestät darunter wesentlich litt, glaubten sich diese Erdengötter auch nicht versagen zu sollen. Die Nichtachtung der Sitte galt nur als ein Vorrecht der Souveränetät; nicht den Glauben allein, auch die Moral hielt man für ein bürgerliches Vorurtheil, um das man sich auf den freien Höhen des Genusses nicht zu kümmern brauche.

Ungleich anständiger sieht es allerdings in den Räumen des Palastes der Montefeltro in Urbino, dem Geburtsorte Raphael's, aus; hier befinden wir uns nicht in einem Liebesgarten, sondern in einem Tempel der Wissenschaft — und der hohe Geist des Erbauers, des Herzogs Federigo, der gleich hervorragend war als siegreicher Condottiere wie als gelehrter Fürst, tritt uns schon in der Ausschmückung dieser Räume entgegen. Da hat Timoteo Viti für eines der Zimmer Minerva, Apollo und die Musen gemalt; über den Bücherschränken der höchst auserlesenen Bibliothek sah man eine Folge von Bildnissen der Dichter und Philosophen des Alterthums, ideale Charakterköpfe von der Hand Melozzo's da Forli, gleichsam die wachenden Genien dieses den Studien geweihten Ortes; das Manuscript einer hebräischen Bibel, der seltenste Schatz der Bibliothek, lag auf einem Lesepulte aufgeschlagen, der selbst ein köstliches Kunstwerk war, und den ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln trug.

Das wäre so recht die passende Scenerie, in die wir uns eine klassische Conversation zwischen einem Principe und seinen Hofhumanisten am besten hindenken könnten. Freilich brauchte gerade dieser Fürst, der hier waltete, einen solchen gelehrten Beirath am wenigsten, weil er selbst schon das gediegenste Wissen besaß. Aber anders-

wo — wie trieb sich da jenes wandernde Gelehrtengeschlecht umher, um den nöthigen Vorrath klassischer Anregungen stets bereit zu halten! Wie sehr gleichen diese Hofhumanisten den Improvisatoren, indem sie sich ebenso auf eine Art schlagfertiger Stegreifgelehrsamkeit eingerichtet hatten! Wie gewandt zeigte sich dieses Geschlecht in der Kunst des Schmeichelns, unbekümmert darum, ob es um einen ruchlosen Schöngeist wie Sigismondo Malatesta, oder um einen Fürsten von tieferen, edleren Bestrebungen sich schaarte! Gar seltsam tauschen sich da bei Hofe die Rollen aus. Der echte Cortigiano, der mustergiltige italienische Hofmann, muß auch gelehrt sein, der Gelehrte wieder die Geschmeidigkeit der Höflingsnatur haben; der uomo piacevole muß in seinen lustigen Einfällen gelegentlich classische Belesenheit zeigen, und der Humanist seine Erudition mit Laune würzen; der Tyrann hat den Ehrgeiz, als schöner Geist zu gelten, und die wahre Belletristennatur, wie der Dichter Pietro Aretino, hat wieder alle Launen und Bosheiten eines Tyrannen auf dem Felde der Literatur, die freilich durch das sympathetische Mittel hoher Honorare einigermaßen zu beschwichtigen sind. . . .

In Italien blieb der Humanismus wesentlich nur eine Bravour des Talents, er hat nicht, wie in Deutschland, Charaktere gleich einem Reuchlin gebildet. Die antike Gelehrsamkeit mit der Kunst des Vortrags und gewandter conversationeller Form verbunden, verbreitete einen blendenden Schimmer über das geistige Leben, aber sie durchglühte nicht die Gesinnungen, erhob das Ideal edlerer Menschlichkeit nicht zur Herzenssache. Mit Idealen gaben sich überhaupt die Humanisten vom Metier nicht gern ab, ebenso wenig, als sie sich's beifallen ließen, in dem großen Kampfe des Alten und Neuen, der im Schoße der Zeit gährte, ihren Posten zu nehmen und entschieden Partei zu ergreifen. Ihre Force lag eher darin, die Gegensätze der Zeit mit geistreichem Gerede zu verwischen als sie klar zu scheiden. Zuweilen sind diese italienischen Humanisten wohl kühn und wagehalsig genug in einzelnen Aeußerungen, aber mehr aus verwegenem Naturell als aus tieferer Ueberzeugung; sie haben oft eine sehr scharfe Feder, wie jener Laurentius Valla, der Bekämpfer der Constantin'schen Schenkungsurkunde, aber kaum je ein Herz so voll edlen Zornes wie unser Ulrich von Hutten. Ihre stilistische Fertigkeit, ihre elegante lateinische Phrase haben sie für jeden beliebigen Inhalt bereit; es kommt ihnen nicht darauf an, die panegyrische Schmeichelrede in Vers und Prosa, die gerade in der schlimmsten Epoche der Cäsarenzeit ihre höchste Geschmeidigkeit erlangte, selbst zum schamlosen Lobe der Borgias zu verwenden. Treten sie einmal als Historiker oder Biographen auf, wie etwa Paulus Jovius, dann lösen sie ihre Aufgabe auch wieder als Stilisten oder Rhetoren, und gruppiren den geschichtlichen Stoff nach den Rücksichten des rednerischen Effects.

Was ist der Grund dieser absoluten Haltungslosigkeit? Es ist nicht allein die nahe Beziehung zu den Höfen, welche die Gelehrsamkeit corrumpirte — sondern die Höfe fanden sie schon so vor, wie sie für sie taugte. Von vornan lag ein innerer Mangel in ihr — ja einer der wunden Flecke der Renaissancecultur kam in ihr recht augenscheinlich zu Tage.

Der Baum der Erkenntniß muß tiefere Wurzeln in den Boden schlagen, er braucht ein anderes Erdreich als jenes, in dem sich die Paradiesesblume der Kunst zur schönsten Blüthe entfaltet.

Wenn die letztere ihre Aufgabe wie eine wissenschaftliche Arbeit betreibt, dann wird sie trocken, pedantisch, schwunglos; wenn die Bildung und Erudition dagegen wie ein künstlerisches Problem aufgefaßt wird, dann verliert sie die Weihe und den Ernst, sie unterordnet zuletzt die Wissenschaft den Zwecken des Individuums, statt daß das letztere in den Zwecken der Wissenschaft aufgehen soll.

Betrachten wir einmal, von den Glanzgestalten der italienischen Kunst uns abwendend, einen gar ernsten Kupferstich von Albrecht Dürer, seine „Melancholia," mit der er so eigentlich den Genius tiefsten Forschens und Nachsinnens meinte. Auf den ersten Blick scheint diese altfränkische Gestalt auch nicht den Vergleich aushalten zu können mit den geflügelten Genien der italienischen Intelligenz und Inspiration, mit der Poesie, der Philosophie, der Theologie und Jurisprudenz, wie sie Raphael's Pinsel auf die Decke der camera della segnatura im Vatican hinwarf. Wozu,

könnte man fragen, hat jene Gestalt, die so breit und stämmig, so körperlich schwer dasitzt, überhaupt Flügel? Hängen sie nicht darnieder und wird sie sie je gebrauchen können? Das Kinn in ihre Hand gestützt, sieht sie ja aus, als ob sie für immerdar hier sitzen bleiben wollte, inmitten des seltsamen, aus Faust's Studierstube herbeigeschleppten Gerümpels, ohne je aufzustehen! Der Schlüsselbund der Hausfrau hängt schwer an ihrem Gürtel — aber am Ende sind es die Schlüssel zum Haushalt der Natur, zu den Schatzkästen der Erkenntniß. . . . Und sehen wir einmal in dieses tiefernste, weithin forschende Dämonenauge! Dann können wir darin die Ausdauer der deutschen Wissenschaft auf Jahrhunderte hinaus lesen, die in dieser Stetigkeit ihren eigenen nachhaltigen Schwung, in dieser dunklen Herrschertiefe auch ihre eigene Erleuchtung hat. . . .

Von all' dem besaß die italienische Bildung des Cinquecento wenig. Sie war leichtlebig und sanguinisch; zwar frei von dem uneleganten, eckig verfessenen Wesen der deutschen Gelehrten, aber auch ihres tieferen Ernstes ermangelnd. Die italienischen Humanisten waren Bildungsvirtuosen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, ausgerüstet mit all' den Mängeln und Vorzügen, die wir gewöhnlich bei unseren modernen Musikvirtuosen antreffen; gleich diesen vorwiegend executive Talente, die ihr Können möglichst auf die momentane Wirkung zu concentriren, durch Specialitäten sich auszuzeichnen und mit einander zu wetteifern suchten. Auch das stellt sie zu den Virtuosen, daß sie ihre Gelehrsamkeit ebenso rasch auspacken konnten wie diese ihre Instrumente, und daß sie die Bestimmung des gesammten Vorraths des Wissens nur darin fanden, damit er zur möglichst brillanten Ausstattung der einzelnen Individualität diene. Das unstete Wesen, die Heimathlosigkeit, das beständige Umherziehen und Reisen vervollständigt die Aehnlichkeit dieser Virtuosen der Erudition mit den modernen Concertgenies. Weil die gelehrte Concurrenz zuletzt eine sehr große war, mit der sich ein Jeder von ihnen herumzuschlagen hatte, so verfolgen sie einander mit dem giftigsten Gewerbsneid, und zerfetzen gegenseitig ihren Ruhm durch arge Schmähungen; Hochmuth ist ihnen in ganz besonderm Maße eigen, wie allen jenen Talenten, die ganz nur auf die Ausbeutung des Augenblicks gewiesen sind.

Doch wir verweilten zu lange schon in den Räumen der Bibliothek eines Principe, zwischen den ernsten Bücherschränken, die diese Betrachtungen angeregt; darf ich den Leser zum Schluß noch in den fürstlichen Salon der damaligen Zeit geleiten?

Dort herrscht weibliche Anmuth und Würde über den auserwählten, gebildeten Kreis; da tritt uns die höchste Blüthe jener organisch entwickelten Cultur entgegen, die sich darin kundgiebt, daß die bedeutendsten Ideen des Zeitalters als Conversationsstoff flüssig geworden sind, und Personen der verschiedensten Stände in gleicher Weise zu beschäftigen vermögen. Edle Frauen sind es, welche die anregendste Unterhaltung in den Grenzen des Geschmacks, des edlen Anstandes, der Grazie festzuhalten, die verschiedensten Elemente ohne Zwang an einen Mittelpunkt gemeinsamen Interesses zu fesseln verstehen. Wenn wir die Erscheinung schöner Menschlichkeit gerade bei jenen gelehrten Männern nicht finden, die sich ausdrücklich nach ihr benennen, so finden wir sie um so mehr bei den hervorragenden Frauengestalten der Zeit. Diese üben gleichsam die Praxis des ästhetischen Humanismus, — sie sind überhaupt neben den Künstlern die vollendetsten, abgeschlossensten Erscheinungen des ganzen Zeitalters.

Die allseitige Betheiligung der fürstlichen Frauen an allen Interessen der damaligen Bildung spiegelt sich so bezeichnend in jener Stelle aus Goethe's Tasso, wo die Prinzessin sich selbst, bescheiden und doch auch selbstbewußt, schildert:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten werth;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt;
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhmes,
Des ausgebreiteten Besitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Wie paßt dies alles Wort für Wort auch auf Elisabeth Gonzaga, die geistreiche Fürstin von Urbino, und andere erlauchte Frauen der Zeit! Jene war es zunächst, die den Hof von Urbino zu einer klassischen Stätte der socialen Bildung, zu einem Wohnplatz anmuthvoller und geistreicher Geselligkeit erhob. Ihren Kreis bildeten die bedeutendsten Männer, die aber den verschiedensten Lebensrichtungen angehörten; Staatsmänner, Kriegshelden und Kirchenfürsten, Gelehrte, Dichter, Künstler und Improvisatoren fanden sich da zu einer Unterhaltung der auserlesensten Art zusammen, wo Geist, Kenntniß und Erfahrung jedes Einzelnen zur Geltung kam, und der feine Tact der Fürstin, der die Unterredungen ohne Zwang lenkte, belebte und mäßigte, stets Zusammenstimmung in das Ganze zu bringen wußte. „Der Geist der Herzogin" — so sagt der Graf Castiglione, dem wir die Kenntniß dieser Gesellschaft verdanken, — „er war die goldene Kette, die Alle zusammenhielt; frei und doch ehrbar war das Gespräch mit den Damen; die feinsten Sitten und Gewohnheiten waren mit der größten Freiheit verbunden, die Rede durch Witz gewürzt und durch Anmuth geleitet."

Wollen wir eine Probe dieser Unterredungen im Salon der Fürstin vernehmen? Mag auch unser Gewährsmann, der Graf Baldassare Castiglione, dieselben zu einem Kunstwerk idealer Conversation in seinem Buche il Cortigiano ausgearbeitet haben — die Motive und Anregungen zu jenem Bilde hat er doch der Wirklichkeit entnommen. Wie leicht und ungesucht steigert sich da die Unterhaltung von einfachen Jeux d'esprit, wie sie Signora Emilia Pia, die Freundin der Herzogin angiebt, bis zur Erörterung der inhaltvollsten Themen! Eines der letzteren regt Herr Federico Fregoso, später Erzbischof von Salerno an; es ist die Frage: was zu einem vollkommenen Hofmanne gehöre? Der Graf Lodovico von Canossa, der das Wort erhält, verlangt unter anderem von demselben, daß er auch Musik betreibe, zeichnen könne, Verständniß für die Malerei besitze. „Wundert euch nicht," so fährt er fort, „daß ich dies, was man handwerksmäßig und unadelig zu nennen beliebt, gerade vom Adel fordere. Mußten sich nicht im alten Hellas die adeligen Kinder aufs Malen, als auf die oberste der freien Künste einüben? ja, wurde sie nicht sogar den Sklaven gesetzlich verwehrt? Aus dem vornehmen römischen Geschlecht der Fabier stammte der berühmte Fabius pictor. Wahrhaftig! wer diese Kunst nicht achtet, dessen Verstand ist nicht zu Hause; galt es doch zu allen Zeiten als eine Ehrenangelegenheit der Gebildeten, die Kunst zu schätzen, und zwar die Bildhauerei sowohl wie die Malerei, obgleich diese die schwierigere ist." Die letztere Bemerkung gibt Anlaß, den Bildhauer in der Gesellschaft, Cristoforo Romano, zu befragen, was er dazu meine? Dieser will, daß man der Bildhauerei den Vorzug gebe, da zu ihr mehr Geschicklichkeit gehöre als zum Malen, ihr auch eine größere Würde innewohne. Graf Lodovico beharrt bei seiner Meinung, und findet die Malerei weit angenehmer und lieblicher; nun kommt mit einem Male Raphael's Name ins Gespräch, mit dem man sich wohl in diesem Kreise, als dem berühmtesten der Urbinaten, mehrfach beschäftigte. „Ich glaube ganz gewiß," erwiedert Cristoforo, „daß Ihr wider Eures Herzens Meinung und nur Eurem Raphael zu Gefallen die Malerei vorzieht. Es kann auch wohl sein, daß Ihr denkt, seine Euch bekannte Vortrefflichkeit im Malen habe einen Höhepunkt erreicht, zu welchem die Arbeit im Marmor nicht gelangen könne; aber Ihr müßt erwägen, daß Euer Lob den Künstler trifft, und nicht die Kunst! Die Bildhauerei giebt alle Formen und Rundungen in Wirklichkeit, während die Malerei nur ihre Oberfläche giebt in betrügerischen Farben. Das Scheinen ist der Wahrheit nicht näher als das Sein!" Der Graf läßt sich nicht aus dem Felde schlagen, er antwortet: „Ich rede nicht dem Raphael zu Gefallen; haltet mich auch nicht für so unerfahren, daß ich nicht die Vortrefflichkeit Michel Angelo's in der Sculptur kenne, so gut wie die von Euch und vielen Anderen: ich rede von der Kunst, und nicht von den Künstlern. Gerade der Schein, die täuschende Nachahmung der Natur erfordert eine große Kunst. Oder meint Ihr, es sei eine geringe Sache, das Fleisch in natürlicher Farbe und Abrundung nach Licht und Schatten, die Farben der Gewänder und andere farbige Gegenstände nachzumachen? Ein Bildhauer kann das nicht zu Stande bringen, so we-

nig als den holden Blick schwarzer oder himmelblauer Augen mit verliebten Blitzen. Er kann nicht den Glanz der Waffen, eine dunkle Nacht, den Sturm des erregten Meeres, Hagel und Gewitter, eine brennende Stadt, den anbrechenden Tag mit der entzückenden Morgenröthe und ihren goldenen Strahlen, kurz — er kann weder Himmel, Erde und Meer, noch Berge, Wiesen und Wälder und alles Verwandte darstellen, was dem Maler leicht gelingt. Deswegen halte ich die Malerei für edler und kunstreicher als die Bildhauerei!" —

Was für ein eigenthümlich mildes Licht wirft diese Gesellschaft edler Geister auf Raphael's Vaterstadt! Wie erfreuend berührt es Jeden, daß man bei Hofe sich darüber *ästhetisch* zu orientiren sucht, was der Künstler in seinem Atelier *schaffend* erstrebt!

Doch verlassen wir nicht sofort diesen Kreis. Vernehmen wir noch einige Stellen aus der Rede des *Cardinals Bembo* über die Schönheit, in welcher dieser die Conversation zu platonischem Gedankenadel emporhebt. In seinen Worten pulsirt dieselbe heilig-edle Inspiration für das Ideale, wie sie Raphael's Hand bei seinen Umrissen leitet; es ist gleichsam ein philosophirender Raphael neben dem schaffenden, der uns hier entgegentritt. „Was ist die Schönheit sonst," sagt Bembo, „als der reinste Ausfluß der göttlichen Güte! Wohl ist derselbe über alles Erschaffene ausgebreitet, wie auch das Licht der Sonne überall hindringt; aber vor allem ist er doch einem edlen Menschenantlitz eigen, dessen Formen, Farben und Maße in erfreuender Harmonie sind, so daß die göttliche Güte daraus zurückstrahlt wie die Sonne aus einem herrlichen, mit kostbaren Steinen geschmückten, goldenen Gefäß. Aus Gott ist die Schönheit geboren, und ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt die Seelenreinheit ist; wie kein Kreis ohne Mittelpunkt, so keine wahre Schönheit ohne jene Reine. Sie ist dann das wahre Siegeszeichen der Seele, wenn sie mit himmlischer Kraft die irdische Natur beherrscht und mit ihrem Licht das Dunkel der Körperwelt durchleuchtet. Möge diese süßeste Gewalt der Welt, welche Schönheit und Güte in Einem, dem Himmel und der Erde zugleich eigen ist, für immerdar herrschen, die Elemente in Eintracht verknüpfen, die Anmuth und den Frieden, die Sanftmuth und das Wohlwollen in die Welt bringen und allem Rohen, das da in niederen Regionen waltet, für immer ein Ende machen!"

So schließt die Rede Bembo's gleich einem begeisterten Hymnus.

Wir begreifen, daß eine Zeit, die so dachte, die das Schöne überall mit dem Guten identificirte oder vielmehr ihm substituirte, nothwendig in der *Kunst* ihren höchsten Ausdruck finden mußte. Die Rede des platonisch gesinnten Cardinals am Hofe von Urbino ist der beste Prolog zu jener höchsten Kunstepoche, deren Festfeier Italien eben damals beging.

Literarisches.

König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Wenn seither nach einem alten Erfahrungssatze Lesedramen kein Publicum fanden, so scheint es, daß diese Annahme gegenwärtig über den Haufen geworfen ist, denn die Erfolge, welche Heinrich Kruse erzielt, widerlegen dieselbe vollständig. Woher diese eclatante Ausnahme von der Regel kommt, ist allerdings nicht so auf den ersten Blick zu fassen, denn bei aller Anerkennung dieser sauberen und verständigen Ausarbeitung der oft behandelten Geschichte von König Erich XIV. ist doch kaum anzunehmen, daß dieses Drama berufen sein sollte, den ehrwürdigen Gebrauch in Bezug auf die gedruckten Theaterstücke zu besiegen und ein großes Lesepublicum zu befriedigen. Derselbe Stoff ist ganz neuerdings von Koberstein auf die Bühne gebracht worden und früher schon von Prutz bearbeitet. Kruse hat ihm keine besonders neue Seiten abzugewinnen vermocht. Sein Held ist nur das Werkzeug fremder Leidenschaft. Nicht ohne Bedeutung ist allerdings der demokratische Zug, welcher das Werk durchweht und der besonders bei dem Gegensatze hervortritt, in welchem die beiden Frauengestalten, die Prinzessin Katharina und die Plebejertochter Katharina, die Erich's Gattin wurde, stehen. Sollte das Stück auf die Bühne kommen, so würde man derselben Glück wünschen können zu einem Schritte, der von der jetzt wuchernden übertriebenen Effecthascherei zur Einfachheit im Bau und zur Vertiefung des Gehaltes gethan wäre.



Das meteorische Eis.

Von

J. Berger.

(Schluß.)

Schnee.

Sagen wir einem erfinderischen Talent, das Eis krystallisire im hexagonalen System und geben wir ihm den Auftrag, alle möglichen Figurencombinationen, welche es aus diesem System mit Hinzuziehung der Kreis- und Kugelgestalt abzuleiten im Stande ist, aufzuzeichnen. Ohne Zweifel werden wir eine große Anzahl mitunter recht schöner Zeichnungen zu sehen bekommen.

Halten wir nun diesen Zeichnungen diejenigen gegenüber, die uns verschiedene Beobachter als die Abbilder der von ihnen gesehenen Schneefiguren überliefert haben, so sehen wir in diesen keine andern Elemente verwendet, als die, welche unserm Künstler zu Gebote standen; aber sicher werden die Gebilde der Natur diejenigen der Kunst an Zahl, Mannigfaltigkeit und Schönheit so weit übertreffen, als die Arbeiten eines berühmten Meisters diejenigen eines Anfängers übertreffen.

Lassen wir den Künstler diese schönen Zeichnungen aus irgend einem Stoff in blendender Weiße körperlich darstellen; so werden zwar diese Figürchen wieder den Vergleich mit denjenigen nicht aushalten, welche der erste beste Schneefall liefert; sie werden bei weitem nicht diese Reinheit, Zartheit, Zierlichkeit haben; nichtsdestoweniger aber werden wir die Kunst bewundern, welche sie geschaffen, wir werden die Figürchen sorgfältig aufbewahren und sie vor jeder Beschädigung ängstlich schützen.

Woher kommt aber die Gleichgiltigkeit, welche wir gegen die Meisterwerke der Natur haben? denn sicher ist, daß die Meisten keinen Begriff haben von der Schönheit der Gebilde, welche sie mit den Füßen zusammentreten oder auf sonstige Weise zerstören. Ohne Zweifel darf unsere Erziehung angeklagt werden, welche immer noch ihre Beweise für die Weisheit des Schöpfers überall sucht, nur da nicht, wo sie sich von selbst anbieten.

Aber zerstört ja doch die Natur selbst ihre Gebilde mit derselben Gleichgiltigkeit. Das ganze Menschengeschlecht würde wohl nicht ausreichen, um alle die Gebilde zu verfertigen, welche ein einziger Schneefall liefert. — Ein einziger warmer Tag vernichtet sie alle wieder. Auffälliger jedoch tritt uns dieser Contrast in den organischen Gebilden entgegen. Nur ganz allmälig entwickelt sich beispielsweise das Kind zu körperlicher und geistiger Schönheit und Fülle. — Es steht in der Blüthe seiner Jahre; ist der Abgott seiner Eltern und Verwandten; jeder schöne Zug, jede erwünschte Aeußerung erweckt glühende Hoffnungen

— und mit einem Male breitet die Natur die kalte Hand des Todes darüber aus. Alle Pflege und Sorge und Hoffnung wird zu Grabe getragen. Jahrelanger Kummer preßt viele Thränen auf dasselbe nieder; aber die Sonne scheint so freundlich wie zuvor und die Natur hat keinen Verlust zu beklagen. Warum aber schafft sie solche Gebilde, wenn sie dieselben nicht zur Entwicklung gedeihen lassen will? Die niedrigen Erzeugnisse geben uns wieder eine übersichtlichere Antwort auf solche Fragen als die höheren. Während wir geneigt sind, die Producte, wie sie uns näher treten, als Zielpunkte und Endzwecke aufzufassen, sind sie nur Glieder der Entwicklung. Nicht die Erzeugnisse sind der Zweck der Natur, sondern das Erzeugen; nicht behagliche Beschaulichkeit nach dem Schaffen, sondern beständiges Schaffen und Umschaffen; nicht Beständigkeit, sondern Wechsel und Umänderung. Das Einzige, was stets unwandelbar über Allem bleibt, ist das Gesetz. Stets wandelbar in der Form, beständig aber im Inhalt ist sein Bote, die Kraft, der Gegenstand ihrer Thätigkeit die Materie. Was wir an dieser wieder als allein beständig erkennen, ist der Wechsel in der Form. Heute bewundern wir das herrliche Schneegebilde, ein andermal bricht es als Thautropfen das Sonnenlicht in prächtige Farben; wieder ein ander Mal bildet es den wesentlichen Bestandtheil einer Blume, eines lebenden Wesens u. s. w. In welcher Form es auch erscheine — wir haben etwas zu bewundern; welche Form es auch verlasse — wir haben etwas zu beklagen; welche Form wir auch selbst zerstören — wir sind die Diener des Naturgesetzes. Was uns für alle Formen nothwendig ist — wir haben etwas zu erforschen, hier die Schneefiguren.

Die Schneeflocken, welche sich zunächst an die Graupeln anschließen und welche aus einem Conglomerat einzelner, locker zusammenhängender Schneefiguren bestehen, kommen nur bei höheren Temperaturen — wenn das Thermometer 0 Grad, darüber oder wenig darunter zeigt — vor. Die niedrigste Temperatur, bei welcher Rohrer in Lemberg noch Flocken beobachtete, war — 5,6 Grad. Der einzige Unterschied, der zwischen ihnen und den Graupeln zu bestehen scheint, ist, daß diese durch stärkere Luftströmungen fester zusammen gepeitscht sind, während bei ersteren die einzelnen Figuren, durch sanftere Strömungen an einander getrieben, blos in einander verschränkt sind und lose zusammenhängen.

Weit häufiger bei höheren Temperaturen und ausschließlich bei niedrigeren Temperaturen fallen die einzelnen Figuren getrennt von einander in ungleichen Zwischenräumen nieder.

Indem wir nun diese Figuren einer näheren Betrachtung unterwerfen, halten wir uns behufs besserer Uebersicht im allgemeinen an die Eintheilung, welche Rohrer getroffen hat.

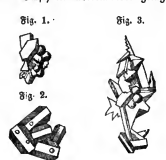
1. Kügelchen und Klümpchen.

Der Himmel ist von einer grauen, gleichförmigen Wolkenhülle bedeckt; der kurze Wintertag scheint nur eine Fortsetzung der Nacht zu sein und die Sonne kommt aus ihrem Versteck nicht hervor. Scharfe Nordwinde wehen, und die düstere Witterung verstimmt das Gemüth. Doch sie bringt uns bald Arbeit; ein lang anhaltendes Schneegestöber nimmt uns in Anspruch. Wir untersuchen die niedergefallenen Gebilde. Es sind lauter kleine Kügelchen oder Klümpchen.

Sie erscheinen dem freien Auge als runde, hier und da mit Stielen versehene, häufiger aber als unregelmäßig geformte Körperchen, bald mit scharfen Kanten, so daß sie Sandkörnern nicht unähnlich sind, daher sie auch „sandartige Klümpchen" genannt werden können — bald allerwärts mit hervorragenden Spitzen und Zacken versehen, „igelartige Klümpchen" — bald mit äußerst zarten, haarähnlichen Ausläufern besetzt, oder aus ihnen bestehend, so daß die Bezeichnung „wollige Klümpchen" eine sehr zutreffende ist. Nur die sandartigen Klümpchen, die bei weitem am häufigsten vorkommen und oft tagelange Schneegestöber bilden, erscheinen öfter farblos, glänzend und durchscheinend. Häufig haben aber auch sie wie die andern eine matte, glanzlose, undurchsichtige Beschaffenheit, welche bei den wolligen Klümpchen in das vollkommen Weiße, schneeartige übergeht. Ihr Durchmesser wechselt zwischen 0,05 und 2 Linien.

Wir bringen nun solche Körperchen unter das Mikroskop. Da löst sich das einheitliche Klümpchen in ein buntes Gewirr von sechsseitigen, auch vierseitigen, kurzen, mit-

unter der Länge nach hohlen oder mit Bläschen versehenen, hin und wieder wie zersprungen erscheinenden Säulen, Pyramiden und Plättchen, von Kügelchen und Bläschen auf. Nicht selten auch erscheinen einzelne Eisschalen übereinander gelagert,


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

wie wir es bei den Hagelkörnern gesehen haben.

Wir wollen hier einzelne dieser seltsamen Gebilde, wie sie sich unter dem Mikroskop zeigen, abbilden (Fig. 1, 2, 3, 4, 5).

Fig. 4.



Auf den Säulen der Fig. 2 sehen wir Bläschen.

In unseren Gegenden kommen diese Formen bei jeder Temperatur von + 4 Grad bis weit unter den Gefrierpunkt, bei wei-

Fig. 5.



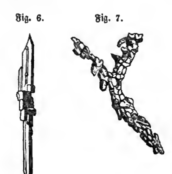
tem am häufigsten aber bei höheren Temperaturen bis einige Grade unter 0 und vorzugsweise bei Nord- und Westwinden vor.

Auf den Alpen und weiter gegen Norden scheinen sie mit der Höhe des Terrains und des Breitegrades an Häufigkeit bis zum ausschließlichen Vorkommen zuzunehmen. Dies gilt namentlich von den sandartigen Klümpchen, welche aber auch in dem Maße, als sie an Herrschaft gewinnen, an Durchmesser verlieren. Wurde uns ja doch neuerdings wieder erzählt, daß die zweite deutsche Nordpolexpedition tagelang von heftigem Schneegestöber heimgesucht war, dessen sandartige Körner so fein waren, daß sie nicht allein die guten Zelte, sondern auch die dicken Kleider durchdrangen und sich auf der Haut ablagerten, auf welcher sie dann schmolzen.

Bei höheren Temperaturen hängen die sandartigen Klümpchen häufig an einander, bilden Flocken von 2 bis 6 Linien Durchmesser. Bei stärkerer Kälte fallen sie immer vereinzelt.

2. Nadeln und Pyramiden.

Neben jenen Klümpchen finden wir auch diese Formen.


Fig. 6. Fig. 7.

Die Nadeln bestehen aus sechsseitigen Prismen, welche theils einzeln, theils parallel mit einander verbunden, mitunter auch zu je zweien an ihren Enden unter Winkeln von 36 oder 70 Grad, oder auch von 110 bis 120 Grad, und wieder zu zierlichen Kreuzen, Andreaskreuzen u. s. w. mit einander verbunden, niederfallen.

Die Ränder und Kanten sind entweder glatt oder mit verschiedenen Zacken besetzt. Im ersteren Falle sind sie glänzend und durchsichtig wie Glas — **Eisnadeln** — im letzteren erscheinen sie matt und undurchsichtig — **Schneenadeln**.

Wenn mehrere' Nadeln parallel zusammenhängen, so sind häufig Luftbläschen zwischen ihnen zerstreut.

Häufig haben die einfachen Nadeln an einem Ende — nicht aber an beiden

— eine nicht mehr krystallinische Verdickung, welche offenbar durch Schmelzen, Herablaufen und Wiedergefrieren des Wassers entstanden ist. Wohl seltner kommt es vor, daß hohle Prismen an beiden Enden mit sechsseitigen, senkrecht auf der Längenachse stehenden Plättchen versehen sind.

Wenn diese Nadeln in einem Schneefall allein vorkommen, so sind sie in der Regel Eisnadeln; fallen sie dagegen in Gesellschaft von Klümpchen und Sternen, so sind sie Schneenadeln mit zahlreichen Rauhigkeiten und Zacken.

Die Länge der Nadeln beträgt 0,2 bis 2 Linien, ihr Querdurchmesser in der Regel weniger als 0,1 Linie.

Es fallen die Nadeln bei jedem Winde, bei höheren und niedrigeren Temperaturen; bei ersteren hängen sie mitunter in Flocken von etwa $3^1/_2$ Linien Durchmesser zusammen.

Wir geben hier eine zusammengesetzte Eisnadel und eine Schneenadel in mikroskopischer Vergrößerung (Fig. 6, 7).

Viel seltener als diese Prismen kommen Pyramiden vor; sie sind meistens sechsseitig. Rohrer hat sie nur zweimal in Gesellschaft von Eisnadeln und Sternen fallen sehen. Scoresby beobachtete einen einzigen Schneefall, welcher nur aus solchen Pyramiden bestand. Wir haben früher eines Graupelnfalles erwähnt, welcher vorzugsweise aus solchen sechsseitigen Pyramiden bestand.

So selten übrigens diese Form selbständig vorkommt, so häufig bildet sie einen mikroskopischen Bestandtheil der vorher erwähnten Formen.

3. Plättchen.

Während die seither betrachteten Gebilde nur dem Beobachter mit bewaffnetem Auge ihre Wunder erschließen, erregen die in einer einzigen Ebene krystallisirten Plättchen und Sterne das lebhafte Interesse auch des oberflächlichen Beobachters, und es gewährt schon einen großen Genuß, die behagliche Bewunderung, die sanfte und doch so intensive Erregung zu beobachten, mit welcher Groß und Klein, zum ersten Mal auf diese Formen aufmerksam gemacht, ihnen nachspürt, — zu beobachten die Verknüpfung der Ideen, welche den Geist von der Betrachtung eines kleinen Körperchens zu der Betrachtung der erhabensten Fragen, welche Geist und Herz beschäftigen, emporführt.

Auch diese beiden Formen kommen als Eis- und als Schneefiguren vor, und die letzteren haben unter dem Mikroskop dasselbe Aussehen wie die Schneenadeln.

Zwischen Plättchen und Sternen läßt sich keine strenge Scheidegrenze ziehen, indem die eine Form unbemerkt in die andere

Fig. 8.



Fig. 9.



übergeht, beide in der Regel auch gemischt mit einander niederfallen; doch wird es die Betrachtung erleichtern, wenn wir diese Scheidung beibehalten.

Die Eisplättchen sind regelmäßige oder längliche Sechsecke, bei welchen letzteren

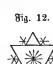
Fig. 10.



Fig. 11.

der Längendurchmesser öfter die doppelte Länge des Queren hat, oder auch Ovale; sie sind von ungemeiner Dünne. Die Schneeplättchen sind theils runde Scheiben, theis Sechsecke von überall gleichem Durchmesser. Rohrer hat den mittleren

Fig. 12.



Längendurchmesser der Eisplättchen = 0,35 Linien, den mittleren Durchmesser der größeren Schneeplättchen = 0,5 Linien gefunden. Bemerkt muß werden, daß die früheren zahlreichen Beobachter den Unterschied zwischen Eis- und Schneefiguren nicht streng hervorgehoben, auch sonst Manches im Unklaren gelassen haben, so daß ihre Figuren nicht immer sehr verständlich sind.

Die Eisplättchen sind es, welche sich bei strenger Kälte — ohne daß gerade Wol-

ken vorhanden wären — in der Luft bilden, in ihr mehr schweben als fallen und das Glitzern derselben veranlassen.

Die schöneren Formen dieser Plättchen, deren wir hier einige zusammenstellen (Fig. 8, 9, 10, 11, 12), sind oft mit prächtigen Zeichnungen versehen, welche sich wohl auch auf den Rand erstrecken.

Fig. 11 hat die seltener vorkommende quadratische Form. In Fig. 12 erscheinen zwei Dreiecke über einander gelegt.

4. Sterne.

Die auffallendsten und zierlichsten Formen, die Sterne, kommen wohl am häufigsten vor und zeichnen sich besonders die Eissterne durch ungemeine Zartheit und Regelmäßigkeit aus. Sie bestehen

Fig. 13.



1) aus sechs einfachen Prismen (Fig. 13, 14), welche entweder mit einem Ende an einander gefügt sind, oder auf den Ecken eines in der Mitte befindlichen, nicht selten durchlöcherten Eisplättchens sitzen. Regelmäßig unter Winkeln von 60 Grad ausschreitend, erscheinen diese Prismen als Radien eines Kreises, von gleicher Länge. Sehr häufig sind sie aber wieder mit kleineren Prismen unter Winkeln von 60 Grad besetzt, wie in Fig. 13. In Fig. 14 sehen wir am Ende eines jeden Prismas wieder einen Stern ausgebildet, während dieselben weiter nach unten mit Eiskügelchen besetzt erscheinen.

Fig. 14.



Die Form der Strahlen, sowie ihres Besatzes, wechselt in der mannigfaltigsten Weise ab: konische, elliptische, vieleckige, kleeblattähnliche Ausbuchtungen am Grund, in der Mitte oder am Ende geben eine Abwechselung, welche wir hier auch nur entfernt zu veranschaulichen außer Stande sind.

2) Aus sechs Plättchen, welche gewöhnlich an einem Centralplättchen sitzen (Fig. 15, 16, 17, 18 a, b, 19).

In Fig. 15 sitzen die mit zierlichen Zeichnungen versehenen Plättchen an den Kanten des Centralplättchens, und ihre Ränder schließen sich so dicht an einander, daß sie ein einziges Plättchen auszumachen scheinen. Indem diese Plättchen gegen den Rand hin in der mannigfaltigsten Weise sich trennen und ihre Zeichnungen die verschiedensten und zierlichsten Formen annehmen, ergiebt auch diese Gattung wieder zahlreiche Abänderungen.

Fig. 15.



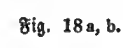
Fig. 16.



Fig. 17.



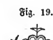
Fig. 18 a, b.





In Fig. 16 stehen die zierlichen Plättchen auf den Spitzen eines Sternes. Der Centralstern kann wieder in vielfacher Weise eingekerbt sein; ebenso können die Plättchen dieser Gattung vielerlei Gestalten annehmen. Einmal schreiten sie mit parallelen Rändern aus und erweitern sich am Ende in ein sechsseitiges oder in ein Plättchen ähnlich den Kleeblättern an gothischen Bauwerken; ein ander Mal sind sie gefiedert mit Paaren von sechsseitigen Plättchen. Wieder ein ander Mal laufen ovale Plättchen aus, die fein gezähnelt sind u. s. w.

Fig. 19.





In Fig. 17 schreiten von einem kreisförmigen Centralplättchen zwölf fein ge-

fiederte Plättchen aus. Fig. 18a, b, eine sehr häufig vorkommende Form, liefert gleichsam den dritten Theil der Fig. 17.

Während die Plättchen selbst durchsichtig wie Glas sind, erscheinen die Fiederfäserchen häufig schneeartig, mattgeschliffenem Glas ähnlich. Die feinen Zeichnungen auf den Plättchen selbst oder längs ihrem Rande

Fig. 20. Fig. 21.

bestehen wieder aus kleinen Plättchen oder Kügelchen, welche sich in großer Regelmäßigkeit auf der Ebene des Sternes erheben.

Nicht selten aber werden diese Zeichnungen durch Sprünge verursacht, welche

Fig. 22.



denen ähneln, die in plötzlich erhitztem Glas entstehen.

3) Aus einer Zusammensetzung von Plättchen und Prismen, wobei letztere als die Rippen der Strahlen erscheinen (Fig. 20, 21, 22).

Fig. 23.



Alle erwähnten Formen können sich hier wiederholen. Es kommt auch vor, daß die Stäbchen nur auf einer Längsseite mit den sehr dünnen Plättchen besetzt sind.

In Fig. 21 sind die Prismen hohl.

In Fig. 22, welche mit ihren zierlichen Ansätzen einer Veronica ähnelt, sehen wir sechs Strahlen, dazwischen sechs getrennte keilförmige Plättchen.

4) Aus Eiskügelchen — Schneesterne (Fig. 23). Diese können wieder die verschiedensten Formen durchlaufen (Fig. 24, 25, 26, 27).

Da zeigt uns Fig. 24 sechs feine prismatische Strahlen mit seitlichen Abstrahlungen, welche in überraschender Regelmäßigkeit mit Kügelchen besetzt sind. Fig. 25 hat einen ebenso regelmäßig aus Kügelchen zusammengesetzten Kern, an welchen sich

Fig. 24. Fig. 25.





schön geschweifte und gefiederte Strahlen anschließen, Fig. 26 einen schneeigen Kern mit Eisplättchen, welche wieder regelmäßig mit Kügelchen besetzt sind, Fig. 27 ein schön geformtes, centrales Eisplättchen mit schneeigem Beschlag an den durchlaufenden

Fig. 26.



Strahlen, welche am Ende wieder mit je zwei Kügelchen besetzt sind, u. s. w.

Außerdem kommen unregelmäßige Formen, Bruchstücke von Sternen u. s. w. vor.

Den mittleren Durchmesser der Sterne hat Rohrer = 0,92 Linien, den größten

Fig. 27.



= 3,2 Linien, den kleinsten = 0,1 Linie gefunden. Sie kommen bei jedem Winde vor. Während die Klümpchen und Nadeln an verhältnißmäßiger Häufigkeit mit der Temperatur abnehmen, werden Plättchen, und besonders Sterne, um so häufiger, je niedriger diese wird. —

Phantasiegebilde! hörte ich nicht selten von denjenigen ausrufen, welche solche herrliche Figürchen auf dem Papier, nie aber in der Natur gesehen. Und doch genügte

nicht selten die Beobachtung eines einzigen Schneefalles, um sie zu überzeugen, daß die Phantasie von der Natur übertroffen wird. Allerdings liefert jede Periode eines Schneefalles nur die ihr eigenthümliche Form, welche selten mit einer wesentlich verschiedenen gleichzeitig niederfällt. Allein eine einzige Form reicht auch schon hin, um den Glauben an die Möglichkeit anderer Formen zu erwecken.

Der Umstand, daß gleichzeitig nur mehr oder weniger verwandte Figuren niederfallen, ist jedenfalls der Gleichartigkeit der Bedingungen, unter welchen sie sich bilden, zuzuschreiben.

Dieser Einfluß geht sogar so weit, daß jeder Winter seine eigenthümlichen Formen hat und die Häufigkeit des Vorkommens je nach den verschiedenen Wintern wechselt. So herrschten z. B. im Winter 1857 bis 1858 Eissterne, 1856 bis 1857 Schneesterne und wollige Klümpchen, 1855 bis 1856 igelförmige Klümpchen vor, und der Winter von 1870 auf 1871 lieferte vorzugsweise Schneesterne in der mannigfachsten Form.

Je veränderlicher das Wetter in einem und demselben Winter ist, desto mannigfaltiger scheinen die Formen zu sein. Während z. B. Schuhmacher in dem Winter, in welchem er beobachtete, nur sehr einfache und sehr wenig eigentlich verschiedene Gebilde fand, hat Rohrer in vier Beobachtungsjahren eine hübsche Anzahl der schönsten und durchgebildetsten Formen verzeichnen können; und der letzterwähnte Winter ließ es, wie schon angedeutet, an Mannigfaltigkeit nicht fehlen.

Im allgemeinen hat das bis jetzt gewonnene Beobachtungsmaterial zu der Ansicht geführt, daß je weiter nach Norden, desto größer der Formenreichthum wird, so daß man dort, wie schon Olaus Magnus bemerkt, oft fünfzehn Arten in einer Stunde auffinden kann; während dessen hat Rohrer das gleichzeitige Vorkommen von mehr als drei Formen nie beobachtet. Dabei hat er allerdings die zahlreichen Varietäten der Schneesterne nicht geschieden. Möglich, daß weitere, genauere Beobachtungen das Verhältniß zwischen Nord und Süd doch als ein anderes constatiren.

Bei uns kann man den Uebergang der Schneeformen in einander bei einem länger andauernden Falle sehr leicht beobachten. Er findet nie plötzlich statt. Im Anfang fällt eine Form; dann mischt sich eine andere damit, welche allmälig immer häufiger wird, zuletzt ganz allein herrscht und dann ebenso allmälig von einer dritten verdrängt wird, welche entweder den Schneefall abschließt, oder auch einer vierten weicht.

Gehen wir nun zum Versuch einer Erklärung unserer Erscheinungen über, so haben wir die Schneegebilde in zwei Gruppen zu theilen. Die erste können wir erklären, d. h. auf bekannte Erscheinungen zurückführen, die zweite nicht. Es umfaßt nämlich jene erste Gruppe die mehr körperlichen Gebilde, welche wir in Nr. 1 und 2 näher betrachtet haben.

Aus dem, was wir in der Einleitung erfahren haben, sind wir wohl zu schließen berechtigt, daß Wasserkügelchen, welche aus Dampf über 0 Grad entstanden sind, wohl zu größeren Tropfen zusammenfließen und überkalten können, daß aber ein Ueberkalten nicht möglich, wenn das aus der Dampfform heraustretende Wasser 0 Grad oder darunter hat. In dem Augenblick der Condensation wird es gefrieren und sich zu einer soliden, durchsichtigen oder zu einer lockeren, schneeartigen Masse gestalten. Mit andern Worten heißt das: die größeren Gebilde der ersten Gruppe werden vorzugsweise nur dann entstehen können, wenn der eine der beiden Verticalströme eine höhere Temperatur besitzt. In der That kommen in Rohrer's Beobachtungen diese Gebilde auch nur bei Temperaturen über 0 Grad oder wenig darunter vor. Die äußerst feinen sandförmigen Klümpchen des hohen Nordens dürften wohl nichts Anderes sein als im ersten Stadium der Entwicklung begriffene Plättchen und Sterne.

Denken wir uns nun alle Versuche, welche wir in unserer Einleitung angestellt haben, durch die Natur ausgeführt, so werden wir alle Formen erhalten, welche uns dieselbe in dieser Gruppe liefert, alle bis zu den wolligen Klümpchen, welche dadurch zu erklären, daß der Wasserdampf an schon gebildetes Eis sich niederschlägt und sogleich gefriert, ohne damit zusammenzufließen.

Dagegen wird es uns nicht möglich, mit diesen Hülfsmitteln die wundersamen Gestalten der zweiten Gruppe zu erklären. Es wäre denn auch die vollständige Erklärung dieser Formen wohl gleichbedeutend mit Entdeckung der Geheimnisse der Kry-

stallisation. Doch werden wir der Sache etwas näher kommen bei Betrachtung der Fensterblumen. Wir dürfen hier jedoch die Versuche nicht unerwähnt lassen, welche Wilke angestellt hat.

Mit großer Geduld hat er Seifenblasen zum Gefrieren gebracht und es haben sich dabei Sternformen gebildet, welche mit den Schneesternen große Aehnlichkeit hatten. Doch rechtfertigt dies den Schluß nicht, daß die Schneesterne auf ähnliche Weise entstehen. Denn angenommen, die Nebelkörperchen wären wirklich Bläschen, was bis jetzt nicht erwiesen und sogar sehr zu bezweifeln ist, so sind diese Bläschen doch so außerordentlich klein, daß sich auf diese Weise nur die allerkleinsten Anfänge der Sterne bilden könnten und ihre weitere Ausbildung immer noch zu erklären bliebe. Aber ganz abgesehen hiervon, sehen wir an Fenstern solche Sterne sich bilden ohne vorherige Nebelbildung; ja beim Gefrieren größerer Wassermassen können wir nicht selten derartige Formen beobachten.

Reif- und Rauhfrost.

An einem heiteren Frühlingsmorgen machst du einen Spaziergang ins Freie. Es gibt da so Vieles zu bewundern, so Vieles, was von Poeten tausendfach besungen worden ist: Vogelsang und Blüthenpracht, laue Frühlingsluft und ergötzliche Düfte, wiedererwachte Liebe überall und frische Regung in den eigenen Gliedern. Vermöge letzterer sehen wir Alles wohl viel schöner, als wir es sonst sehen würden. Was ist aber unter dem Schönen all das Schönste? Es dürfte wohl schwerlich einem Zweifel unterliegen, daß wir die tausend und wieder tausend Thautropfen dazu rechnen müssen, welche entweder an den Pflanzen hängen, oder theils als Halbkugeln, theils als volle Leidenfrost'sche Tropfen auf ihren Blättern liegen. Das Sonnenlicht wird von ihnen in den mannigfaltigsten Farben gebrochen; und ihr Glanz überstrahlt den des reinsten Edelsteins. Bei jedem Schritt bietet sich ein neues Bild. Du gehst deinem Schatten nach in die Wiese, und siehst an demselben dein Haupt umgeben von einem lichten Glorienschein. Die bescheidenen Tröpfchen haben deine Schattenseite verherrlicht. Wer außer ihnen vermag das?

Die Thautropfen sind die Kinder des friedlichen Ausgleichsbestrebens der Natur. Während des Tages hat die Sonne ihre Strahlen durch den weiten Himmelsraum zu uns herübergesandt und hat die Erde erwärmt. Der Himmelsraum ist leer ausgegangen. Während der Nacht aber strahlt die Erde von ihrem Ueberfluß dem kalten Raume wieder einen beträchtlichen Antheil zu. Ihre Pflanzen sind darin besonders freigiebig; sie strahlen so viel Wärme aus, daß sie sich beträchtlich unter die Temperatur ihrer Umgebung abkühlen — oft um 8 bis 10 Grad. Das geschieht jedoch nur in ganz heiteren Nächten, in welchen ein sanfter Wind weht. Nur der ganz freie Himmelsraum ist so arm an Wärme, daß er für die erhaltene Gabe nichts gegenleisten kann. Wolken sind schon wohlhabender; sie empfangen Wärme und geben Wärme wieder zurück; so daß die freigiebigen Pflanzen keine bemerkbaren Opfer zu bringen brauchen.

Wenn nun aber in einer sternklaren Nacht die Pflanzen so viel Wärme abgeben, so entsteht ein emsiges Treiben in ihrer nächsten Umgebung. Die sie berührende Luft kühlt sich ebenfalls ab, sinkt an ihnen nieder, erwärmt sich am Erdboden wieder, und steigt an geeigneten Stellen wieder empor; neu abgekühlte Luft kommt wieder herab und so geht es fort, so lang die Abkühlung währt — bis zum Morgen, wo das Tagesgestirn wieder erscheint und den Pflanzen wieder mehr Wärme spendet, als sie abgeben. Bei einer so bedeutenden Abkühlung aber kommt die Temperatur der Luft leicht zu ihrem Thaupunkt und noch unter denselben herab. Sie ladet ihren Ueberschuß an Feuchtigkeit auf die noch kühleren Pflanzen ab, deren Freigiebigkeit durch einen Labetrunk belohnt wird. Doch werden einzelne Pflanzen von dieser Feuchtigkeit nicht benetzt, letztere schwebt in Gestalt vollständig freier Tropfen auf ihnen.

Die Luft wird jedoch nicht allein bis zu ihrem Thaupunkt, sondern auch sogar bis zum und unter den Gefrierpunkt des Wassers abgekühlt. In diesem Fall ist es mit der Herrlichkeit der Thautropfen aus. Der Landmann geht nicht mehr hinaus, um sich an ihrer erfrischenden Pracht zu weiden, sondern um seine Pflanzung zu bedauern. Aber für den Beobachter beginnt ein neues Feld der Bewunderung. Er sieht nicht allein die meisten der schönen und seltsamen Schneeformen, nicht allein manche Gebilde,

wie er sie im Winter an seinen Fenstern beobachtete; auch eine Menge anderer eigenthümlicher Formen tauchen vor seinem bewaffneten Auge auf. Da sieht er es wie Pilze aus der Pflanze aufschießen, dort steht ein zierlicher Strauch, dort ein prächtiges Bäumchen, hier ein Zweig mit glänzenden, krystallinischen Edelsteinen besetzt, dort eine Koralle, zart wie junges Moos, hier eine Perlenschnur, dort ein zierlicher Fächer, — und das alles von blendender Weiße; wie überall stellt uns auch hier die Natur selbst im Unscheinbarsten Wunderbares vor.

Wenn es nun aber die Pflanzen sind, an welchen Thau und Reif sich vorzugsweise anlagern, so sind doch andere Körper, selbst Glas und Metalle nicht davon ausgeschlossen; nur sieht man sie an diesen durchschnittlich viel seltener.

Von dem Reif ist eine andere Erscheinung wohl zu unterscheiden, der sogenannte Rauhfrost. Er ist ein Bruder des Glatteises. Wenn nämlich längere Zeit strenge Kälte geherrscht hat, sind dicke Mauern und Quadersteine, Baumstämme und Aeste stark durchkältet. Tritt nun plötzlich ein warmer, feuchter Südwind ein, so condensirt sich seine Feuchtigkeit in fester Form an diesen noch kalten Gegenständen in Gestalt mehr oder weniger regelmäßiger Sechsecke, krystallinischer Plättchen und Fäden.

In dem Maße, als diese Gegenstände durchwärmt werden, schwindet auch der Eisüberzug; und zwar schmilzt er an den eher durchwärmten Ecken und dünneren Massen rascher; ja es werden diese so rasch durchwärmt, daß an ihnen gar kein Gefrieren stattfindet, während bei der eigentlichen Reifbildung gerade die Ecken und Spitzen am meisten mit Eisgebilden überzogen werden, weil sie die Wärme am leichtesten ausstrahlen.

In anderer Weise mit dem Glatteis verwandt, aber dem Reif ähnlich, ist eine dritte Art von Eisgebilden. Wenn sich nämlich in den untersten Schichten der Atmosphäre Nebel gebildet hat, die Bäume und übrigen Gegenstände aber unter den Gefrierpunkt erkaltet sind, so gefrieren die — wohl in der Regel überkalten — Nebelkörperchen an diese Gegenstände in Gestalt langer Fäden und Bärte an. Da die Nebelkörperchen hauptsächlich durch den Wind mit den festen Körpern in Berührung gebracht werden, so finden sich diese Formen vorzugsweise an der Windseite, viel seltener aber an der Leeseite derselben.

Die beiden letzten Arten von Eisgebilden finden sich in nördlichen Breitegraden viel häufiger als bei uns. Doch hatten wir in dem an unseren Erscheinungen überhaupt sehr reichen Winter von 1870 auf 1871 häufig genug Gelegenheit, beide kennen zu lernen.

Ausflüge in Warwickshire.

II.

Die Hauptstadt von Warwickshire, Warwick, liegt beinahe im Centrum am Ufer des Avon, der von Nordosten nach Südwesten fließend, das „schwarze Land“ vom Süden scheidet, dessen Bewohner meist Agricultur und Viehzucht treiben. Zwischen sanft anschwellenden Hügeln hingeschmiegt, deren einer von dem großen Schloß der Earls von Warwick gekrönt ist, bietet die kleine, alte Stadt eine Menge höchst pittoresker Ansichten und mancherlei interessante Orte in mäßiger Entfernung: wie im Norden Birmingham, die bedeutendste Fabrikstadt Englands und vielleicht der Erde, Leamington, ein viel besuchter Badeort im Süden, die schöne, merkwürdige Ruine Kenilworth im Osten und im Westen Stratford-on-Avon, die Geburtsstätte und das Grab Shakespeare's enthaltend, machen dieselbe zu einem passenden Hauptquartier für den Touristen. Es giebt hier leider keinen „Peacock“ wie in Rowsley, allein die „Krone“ ist ein gutes, altes Gasthaus in altenglischem Stil gehalten, und wer etwas mehr Tapeten mit höheren Rechnungen und weniger Zurückgezogenheit vorzieht, wird diese in der Mitte der Hauptstraße in den „Warwick-Arms“ finden.

Die Gründung Warwicks ist in einen historischen Nebel gehüllt, wird aber vielleicht mit Recht dem Gutheline oder Kimbeline, einem britischen Fürsten, der um die Zeit vor Christi Geburt lebte, zugeschrieben. Es ward mehrmals von den

Picten und Schotten zerstört und schließlich von Warremund, dem ersten König von Mercia, wiederaufgebaut, und nach seinem eigenen Namen „Warrewyk“ benannt. Der Bau des Schlosses ward unter Ethelfleda, Tochter des Königs Alfred des Großen, begonnen und fällt in das Jahr 915. Wilhelm der Eroberer belehnte einen seiner Anhänger, Henry de Newburgh, mit dem Earlthum von Warwick, das Schloß ward vergrößert und seit jener Zeit blieb es in einem stetigen Glanz. Zu Edward's I. Zeiten wurden hier zahlreiche Turniere gehalten, Elisabeth besuchte Warwick 1572, drei Jahre vor den berühmten Festlichkeiten von Kenilworth, James I. ward hier 1617 glänzend bewirthet, William III. war 1695 hier.

Die Earls von Warwick scheinen eine rührige Klasse von Menschen gewesen zu sein und machten die Welt von sich reden. Der erste, von dem wir hören, war der berühmte Guy, ein Jüngling von acht Fuß Länge, der Held vieler Sagen, der um die Zeit des Königs Artus und seiner Tafelrunde lebte. Er amüsirte sich damit, Riesen und vielfarbige Drachen, unter denen besonders ein grüner eine große Rolle spielt, zu tödten, erschlug auch unter anderem einen gefährlichen Auerochsen, der die Umgegend beunruhigte und dessen Knochen noch jetzt an verschiedenen Stellen aufbewahrt werden, und nachdem er den dänischen Riesen Colbrand niedergehauen, wandte er sich einem stillen Klausnerleben zu, zog sich nach Guy's Cliff, etwa zwei Meilen stromauf am Avon, zurück, wo er 929 starb. Als Drachen, Riesen und anderes Gethier zu Ende ging, suchten sich die Warwicks andere Beschäftigung; einige gingen nach Palästina als Kreuzfahrer, andere hieben sich mit den Franzosen herum, die, wenn weiter nichts zu thun, immer nahe bei der Hand waren, und wechselten diese heroischen Beschäftigungen gelegentlich auf angenehme Weise mit Pilgerfahrten nach dem heiligen Grabe, oder der Gründung von Klöstern und Hospitälern. Ein heldenmüthiger Earl, nachdem er in Palästina während einiger Jahre wie ein Bär gefochten, brachte einen lebendigen Sarazenenfürsten nach London, wo er einen Christen aus ihm machen ließ. Dann kommt Richard Neville, Earl von Warwick, der sogenannte „Königmacher,“ der erst einer Partei zu Macht und Einfluß verhalf und dann bemüht war, die andere an ihre Stelle zu bringen, ein außerordentliches Talent entwickelte, auf beiden Seiten zu fechten und schließlich in der Schlacht von Barnet fiel, für Henry VI. fechtend, den er einige Jahre vorher vom Throne gestürzt.

Seine nächsten Nachfolger starben alle eines gewaltsamen Todes; sein Schwiegersohn, George Plantagenet, Herzog von Clarence, Bruder Edward's IV., ward in London im Tower ermordet, dessen Sohn Edward 1499 enthauptet, ebenso der nächste Erbe John Dudley und mit dessen Enkel starb 1589 eine Linie aus. Das Haus ging nun auf Lord Rich über, in dessen Familie es während sieben Generationen blieb; einer der Erben heirathete die jüngste Tochter Oliver Cromwell's, und als auch diese Linie erlosch, ging der Titel, Schloß und Land auf Francis Greville, Earl Brooke über, dessen Nachkommen noch jetzt in Besitz derselben sind.

Diese Linie hat sich nie sehr mit Politik beschäftigt, sondern wandte ihre Aufmerksamkeit der Verbesserung ihres Besitzthums und der Lage ihrer Untergebenen zu, welche beide Vieles zu wünschen übrig ließen. Diese Anstrengungen hatten guten Erfolg, das gesunkene Vermögen ward in bessere Ordnung gebracht, und obschon der jetzige Besitzer nicht sehr reich ist, so ist dennoch sein Eigenthum in blühendem Zustande.

In der malerischen kleinen Stadt befinden sich verschiedenartige Monumente, darunter die Kirche von St. Mary mit vielen interessanten Gräbern, einschließlich desjenigen, welches die Gebeine von Robert Dudley, Earl von Leicester, Günstling der Königin Elisabeth, und seiner dritten Gemahlin enthält, die Kirchen von St. Nicholas und St. Paul, das Leicester-Hospital, ein malerisches, altes Gebäude, das Kloster des heiligen Grabes, ein altes Collegium und die sehr malerischen Stadtthore; das anziehendste Gebäude ist jedoch das alte Schloß, „das schönste Denkmal,“ wie Walter Scott es bezeichnet, „alter, ritterlicher Pracht, welches der Zerstörung der Zeit widerstanden hat.“ Seine gewaltigen Thürme stehen auf einem Felsen an der südöstlichen Seite der Stadt, dessen Fuß vom Avon gewaschen wird, und nach Süden zu dehnt sich der schöne, große Park aus, durch den der Avon fließt. Es ist dies

einer jener wenigen Rittersitze, welche seit tausend Jahren ununterbrochen bewohnt waren und es noch sind, und in Bezug auf seinen historischen Werth, den Reiz seiner edlen, imposanten Architektur und den hohen Werth der alten Kunstschätze, welche es enthält, steht das Schloß in der ersten Reihe englischer Monumente.*

Durch ein mäßig großes Thor, mit Halle und der Wohnung des Thürhüters, in der äußeren Umwallung gelegen, eintretend, gelangt man in den dicht mit Bäumen bepflanzten Vorpark, verfolgt einen etwa zwanzig Fuß tief in den Felsen gehauenen Fahrweg, der einen Viertelkreis beschreibt, und aus demselben in einen offenen Garten kommend, wird man von der gewaltigen Façade des Schlosses überrascht. Zwei mächtige Thürme ziehen das Auge besonders an, von denen der zur äußersten Linken Cesar's Thurm, der zur äußersten Rechten Guy's Thurm benannt wird, nach jenem Riesen getauft, von dem wir früher gesprochen. Der Haupteingang ist zwischen beiden, in der Ansicht theilweise von Bäumen verdeckt, der alte Graben, welcher das ganze Schloß umgiebt, besteht noch, ist aber vor Bäumen und Strauchwerk nur an wenigen Punkten sichtbar. Auffallend ist die Form der Schießscharten, die ein Kreuz bilden und besonders sehr dienlich für Bogenschützen erscheinen. Durch die lange verticale Spalte ward das Geschoß entsendet, während man durch die horizontale Spalte eine bequeme Umsicht nach den Seiten hat. Durch das Thor, über dem die großen eisernen Zähne des Fallgatters gleich einem rostigen Riesen hängen, eintretend, gelangt man in den einzigen großen Hof des Schlosses, um den sich alle Gebäude gruppiren. Der Eindruck ist ein überraschend schöner. Thüren, Thürmchen, Barlicans, Wälle, Mauern und große Gebäudemassen ziehen sich in ovaler Form um Anlagen, in denen die fürstliche Kunst der berühmten englischen Landschaftsgärtnerei Alles aufgeboten hat, was sich mit blätterreichen Dickichten, den wundervollsten Bäumen, Aussichten und großen Flächen des herrlichsten, dicksten, kräftigsten Grases und Blumen erreichen läßt. Welche wundervolle Resultate man in England, begünstigt durch die feuchte Atmosphäre, in Gras erreicht! Die Mühe, welche auf das Säen, Pflanzen, Schneiden, Mähen, Rollen und andere Besorgung dieser grünen Flächen verwendet wird, erzeugt entzückende Effecte. Eichen sind auch hier häufig und in den schönsten Formen zu finden, aber am anziehendsten sind immer die gewaltigen, vielleicht 120 Fuß hohen Kiefern der pittoreskesten Art und die noch größeren und ausgedehnteren Cedern, welche die Worte der Psalmen: „Herrlich sind die Cedern," verwirklichen. Dieselben dehnen sich über einen großen Theil des Parkes aus und auf einem Raume von etwa fünfzig Acre vor den Gewächshäusern sind die meisten Baumgruppen Cedern, eine wahrhafte Personification königlicher Majestät und eine passende Umgebung des alten Feudalsitzes von Richard Warwick, dem Königmacher, ihre mächtigen Arme in herrlichster Breite und edlem Schwung der Linie ausstreckend, in sich selbst lebende, fortdauernde historische Epen. Ihr Same ward in den alten Zeiten der Kreuzfahrten aus dem heiligen Lande gebracht, und Hunderte von Legenden knüpfen sich an die Zeit, den Ort und die Umstände ihrer Pflanzung. Roger de Newbury, zweiter Earl von Warwick, ein thätiger, wohlwollender Mann, der in der Umgegend verschiedene Abteien und Hospitäler gründete und mehrere Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande unternahm, wird als der Urheber dieser Pflanzung bezeichnet.

Sollte wohl der Anblick dieser herrlichen Pflanzung in Shakespeare jene Strophen erweckt haben, mit denen er den sterbenden Königmacher aus der Welt scheiden läßt:

> So weicht der Art die Ceder, deren Arme
> Dem königlichen Adler Schutz verliehen,
> In deren Schatten schlafend lag der Leu,
> Die mit dem Wipfel Jovis breiten Baum
> Weit überschauet hat und niedre Stauden
> Vor dem gewalt'gen Wintersturm gedeckt.
>
> König Heinrich VI. 2. Theil. 5. Act, 2. Scene.

Während Shakespeare's Leben war Warwick-Castle im Besitz von Greville, dem Freunde von Sir Philipp Sidney, einem einflußreichen Gönner der Künstler und Schriftsteller. Stratford, Shakespeare's Wohnort, liegt nur acht Meilen oder gegen drei Stunden Weges von Warwick, es scheint deshalb nicht unmöglich, daß der

* Leider ist das schöne Schloß mit den prachtvollen Kunstschätzen im December 1871 ein Raub der Flammen geworden.

Dichter manchmal diesen Park besucht habe und der schöne, nirgend in Europa wiederholte Anblick diese ebenso schönen Zeilen erzeugt habe.

Der Haupteingang in die Gemächer des Schlosses ist über eine Freitreppe durch ein gothisches Portal an der Südostseite des inneren Hofes, durch welches man in die große Halle tritt, die sechzig Fuß lang und vierzig Fuß breit, mit entsprechender Höhe, einen imposanten Eindruck macht, gesteigert durch den Blick auf eine lange Reihe reich decorirter und meublirter Gemächer. Der Reichthum des gegenwärtigen Besitzers ist wahrscheinlich um vieles geringer als der des Besitzers von Chatsworth, und dennoch ist der Anblick dieser Gemächer bei weitem reicher und prächtiger, denn die Meubel, Bilder, Rüstungsstücke u. s. w. sind durch lange Jahrhunderte von vielen Generationen gesammelt und getreu aufbewahrt worden. Unter ihnen befinden sich Schätze von großem Werth. Dabei macht der sich kundgebende liberale Geist des Besitzers einen sehr angenehmen Eindruck. Die Familie war seit mehreren Monaten abwesend und ward erst gegen Weihnachten zurückerwartet, nichtsdestoweniger war die ganze gewaltige Suite von Appartements für das besuchende Publicum geheizt und zwar auf kostspielige Weise durch große Holzblöcke, die in den mächtigen Kaminen brannten. Auf dem kostbaren, mit Marmor getäfelten Fußboden der großen Halle lag ein zehn Quadratfuß umfassender, vier Fuß hoher Stoß von fünf Fuß langen Scheiten Eichenholz, das war das Deputat für einen Tag. Der Major-domus, den man hier findet, ist gleichfalls im Einklang mit dieser würdevollen Liberalität. Die Besucher werden nicht, wie in Chatsworth, von einem Diener dem andern übergeben, von denen jeder einige Schillinge erwartet, sondern er führt sie durch alle Theile des Schlosses und giebt eine gute Erläuterung der verschiedenen Sehenswürdigkeiten in gedrungener Weise, die er auf Nachfragen erweitert.

Die große Halle mußte der Baufälligkeit der Decke wegen 1830 restaurirt werden, allein diese Arbeit fiel in die Hände eines guten Architekten (Poynter aus London), der die schön gelungene gegenwärtige gothische Decke ausführte. Das Wappen des gegenwärtigen Earls füllt die Mitte, um welches sich die Wappen der früheren Earls und Herzöge gruppiren, sowie die Wappen der mit ihnen verwandten Familien, reichlich vermischt mit dem Bären, der mit goldener Kette an einem Baumstamme befestigt erscheint. Die Flur besteht aus Platten von weißem und röthlichem Marmor, auf der sich der große Holzstoß etwas seltsam ausnahm, und rings an den Wänden herum gruppiren sich Rüstungen, Waffen und Jagdtrophäen der verschiedensten Art. Spanische Waffen, darunter eine sehr reich verzierte Arquebuse, die Lord Archibald Hamilton, der Ur-Ur-Großvater von mütterlicher Seite des gegenwärtigen Besitzers, in einem spanischen Schiffe erbeutet; eine Rüstung des Marquis von Montrose, der in Edinbourgh enthauptet ward, ein Mann von vielleicht fünf Fuß zwei Zoll; der Helm von Richard Neville, dem Königmacher, ein gewaltiges, schweres eisernes Gebäude, nach dessen Proportion zu schließen, der Träger nahezu sieben Fuß gemessen haben muß, wenn er nicht einen Wasserkopf gehabt hat, was doch, nach den scharfen Calculationen, die er beim Königmachen angestellt, nicht anzunehmen ist; ein Helm Oliver Cromwell's, nicht hoch, doch stark, bequem und mit Seitenplatten, die Nacken und Wangen gut decken; ein ledernes Wams, in dem Lord Brooke, ein General der Parlamentsarmee, 1643 bei Litchfield getödtet wurde, und das noch die Spuren seines Blutes zeigt. Unter den Jagdtrophäen befinden sich eine Anzahl von Elen- oder Mooshörnern, sowie mehrere Hörner und Schädel des irländischen Riesenhirsches. Im Museum von Liverpool befindet sich ein vollkommenes Skelet des letzteren, das in den Schultern sechs Fuß acht Zoll Höhe mißt und dessen Beine außerordentlich lang sind, während der Körper verhältnißmäßig kurz und gedrungen ist, augenscheinlich ein starkes Thier und ein guter Läufer.

Ist man es müde, diese anziehenden Gegenstände zu beschauen, so bietet ein Blick aus den Fenstern eine reiche Abwechslung, denn die umgebende Außenwelt ist fast ebenso interessant als das Innere des Schlosses. Hundert Fuß tiefer spiegeln sich die grauen Mauern in dem braunen Wasser des Avon, der ihren Fuß wäscht. Etwas stromauf läuft ein kleiner Damm durch den Fluß, einen niedrigen Fall bildend und einen Theil des Wassers der Mühle zuführend, in der seit Jahrhunderten das Getreide der

Familie gemahlen wird, und noch höher oben spannt sich die neue Brücke von 105 Fuß Länge über den Fluß, während offene und bewaldete Landstriche sich bis in die weite Ferne nach den Hügeln von Worcestershire und Gloucestershire erstrecken.

Zu beiden Seiten der Halle dehnen sich Reihen großer Säle und Boudoirs aus in einer Gesammtlänge von über 300 Fuß. Der Speisesaal, nächst der Halle der größte Raum im Schlosse, enthält einen kostbaren Tisch, in dem viele werthvolle Steine, wie Amethyst, Onyx, Sardonyx, Agat, Lapis Lazuli auf geschmackvolle Weise zusammengefügt sind. Am oberen Ende steht das berühmte „Kenilworth Buffet," welches 1851 in London auf der Weltausstellung ein so wohlverdientes Aufsehen erregte. Das Material, etwa 600 Cubikfuß Holz, ist einer kolossalen Eiche aus den Ruinen von Kenilworth entnommen, die Reliefs stellen Scenen aus Walter Scott's Roman gleichen Namens vor, in der Mitte der Einzug Elisabeth's in das Schloß, zur Linken Amy Robsart zu den Füßen der Königin, sie um ihren Schutz anflehend, zur Rechten Leicester, der Königin seine Vermählung bekennend. Dieses schöne Kunstwerk ward für 1200 Pfund Sterling (8000 Thaler) von den Verfertigern Cookes und Sohn, Tischler und Bildschnitzer in Warwick, angekauft, und am 10. März 1852 dem gegenwärtigen Earl als Hochzeitsgeschenk verehrt. Einige etruskische Vasen, sowie Büsten von Augustus, Cäsar, Scipio Africanus und Trajan verdienen eine nähere Betrachtung.

Südwestlich von der Bankethalle liegt eine Reihe von Sälen voll schöner, seltener Meubel, darunter ungewöhnlich viel alte Boule-Meubel und Bilder großer Meister. So findet man z. B. im sogenannten „rothen Saal" über dem Kamin zur Rechten einen Bürgermeister, von Rembrandt, zur Linken die Frau Snyder, von Vandyk, gegenüber Johanna von Arragonien, von Raphael, unweit vom Fenster Thomas Howard, Earl von Arundel, von Rubens; links von der Thür den Marquis von Spinola, von Rubens, in der Mitte die Herzogin Margarethe von Parma, von Paul Veronese, und gegenüber vom Fenster eine Dame mit ihrem Sohne, von Vandyk. Diese Bilder gehören den besten Perioden der Meister an, und verschiedene steinerne und bronzene Vasen, die Boule-Cabinete, sowie die Uhr auf dem Kamin sind Kunstwerke hoher Ordnung.

In den zwei nächsten Sälen, dem „Cedersaal" und dem „goldenen Saal" wiederholt sich diese Ordnung, und Büsten, Vasen und Gemälde nebst mancherlei kleineren Merkwürdigkeiten, wie z. B. eine Sammlung schöner Porzellanstücke, bedecken die Wände so reich als möglich. Unter den historischen Porträts befindet Charles I. mit Henriette Marie, seiner Gemahlin, Prinz Rupert, Robert Rich, Earl von Warwick und Admiral von England, unter dem Parlament, von Vandyk, Maria Stuart und ihr Sohn James I. von England, Robert Dudley, Earl von Leicester, Elisabeth's Günstling u. s. w.

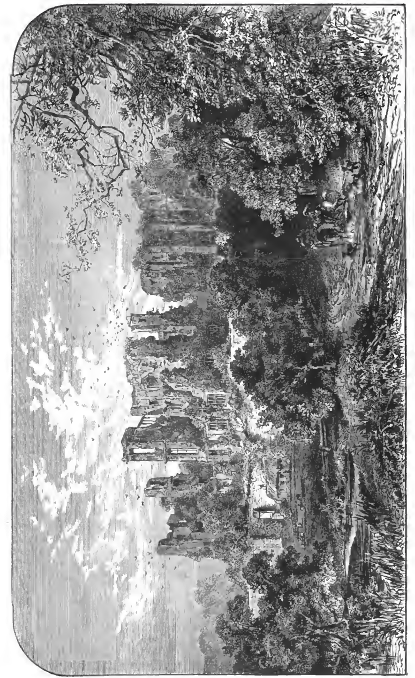
Im Staatsschlafzimmer befindet sich ein schöngeschnitztes Bett, in dem Elisabeth, Königin Anna, Georg III. und viele andere Monarchen bei ihren Besuchen in Warwick geschlafen. Die die Wände bedeckenden Tapeten datiren aus dem Jahr 1604, und sind in Brüssel gemacht, die hier befindlichen Boule-Meubel sind gleichfalls von außerordentlicher Schönheit.

Das letzte Zimmer dieser Reihe ist Lady Warwick's Boudoir, ein reizender etwas zurückgelegener Ort mit einer lieblichen Aussicht über Park, Wald und Hügel. Ein wahrer Ueberfluß von Kunstwerken, von Bronze, Terra cotta, Krystallen, Boule, sowie reiche Tische füllen das Zimmer und an den Wänden findet man einige besonders schöne Bilder, König Hal, von Holbein, verschiedene Schönheiten vom Hofe Charles' II., ein schönes Brustbild Martin Luther's, von Holbein, Henry IV. von Frankreich, von Patoun, verschiedene Bilder von Salvator Rosa, Teniers dem Jüngeren, Gerhard Dow, dem jüngeren Vandervelde, Vandyk u. s. w., und diese Sammlung dehnt sich nach dem in westlicher Richtung daranstoßenden „Compaßzimmer" aus.

Die hinter Lady Warwick's Boudoir liegende Kapelle enthält außer einer geschmackvollen Ausstattung nichts merkwürdiges, allein die Passage, durch welche man längs der ganzen Reihe von Sälen nach dem Haupteingange zurückkehrt, ist voll der schönsten, seltensten Waffen, von Zeiten der Römer (etwa ein Dutzend ganz vortrefflich erhaltene Schwerter), Sachsen und Kreuzfahrer, aus Indien, China und Gott weiß



Schloß Warwick.



Schloß Kenilworth.

aus welchen Ländern. Wendet man sich nahe dem Eingang um; so erblickt man am südlichen Ende dieser langen Galerie das durch den Stich so bekannte lebensgroße Reiterbild von Charles I., von Vandyk. Der König reitet ein graues Roß, neben ihm trägt sein Stallmeister St. Antoine seinen Helm. Der Effect ist außerordentlich gelungen, und Charles erscheint in einem würdevollen, selbst majestätischen Lichte, mit etwas idealer imposanter Größe, so daß man beinahe etwas Sympathie mit seinem traurigen Schicksale fühlen möchte. Im Grunde that er nichts, als was sonst alle Fürsten seines Zeitalters thaten, das heißt, er log beständig, unveränderlich und auf das gewissenhafteste, sobald er glaubte, daß sich dadurch etwas gewinnen lasse, just so, wie es Karl V., Franz I., Katharine von Medicis, Heinrich VIII., Elisabeth und andere Fürstengrößen machten, sein Unglück war, daß er gerade über Leute regierte, die sich das nicht gefallen ließen, und so fiel sein Haupt. In grellem Contrast zu diesem Porträt liegt ihm gegenüber ein Gipsabguß der Maske Oliver Cromwell's. Ernst, ruhig, steinern liegt sie auf ihrem Sammetkissen, das Bild des Königs still betrachtend, und weder Frage noch Antwort ertönt von einem Mund zum andern.

Man fühlt sich hier recht ernst und nimmt gern des freundlichen Führers Anerbieten an, die gewaltigen Keller zu besuchen, welche so ausgedehnt sind, daß in Cromwell's Zeiten ein Regiment in denselben casernirte. Jetzt enthalten sie Ale und guten Wein, der des Menschen Herz erfreut.

Gelangt man wieder auf die Oberfläche der Erde, so ist es der Mühe werth, einen der beiden Hauptthürme zu besteigen. Der südöstlich gelegene, der 147 Fuß hoch ist, wird Cäsar's Thurm genannt, ist römischen Ursprungs, allein, es ist nicht der geringste Grund da, anzunehmen, daß er von Julius Cäsar erbaut worden sei. Er ist von achteckiger Grundform, von bedeutender Stärke und in vollkommen gutem Stand. Nordwestlich liegt Guy's Thurm, 1394 von Thomas de Beauchamp gebaut und nach jenem acht Fuß messenden Ahnen bezeichnet. Obschon dieses Bauwerk nur 130 Fuß mißt, so bildet es, des Felsens halber, auf dem es steht, den höchsten Punkt des Schlosses und man hat von den Zinnen einen schönen weiten Umblick über Stadt und Land, und einen Gesammtüberblick über das Schloß. An den Wänden der über einander liegenden verschiedenen Appartements sind viele Anfangsbuchstaben, Namen und Sentenzen in englischer und französischer Sprache eingegraben, wahrscheinlich die Arbeit von Gefangenen, die auf diese Weise ihre langen, einsamen Kerkerstunden zu verkürzen suchten.

Versäumen darf man nicht, das Gewächshaus zu besuchen, um die berühmte Warwick-Vase zu sehen. Dieses seltene Kunstwerk ward 1774 in einem See unweit von Kaiser Hadrian's Villa bei Tivoli gefunden, von Sir William Hamilton, englischem Gesandten in Neapel angekauft, von dem sie wiederum der Großvater des gegenwärtigen Earls erlangte. Auf einem Piedestal, umgeben von blühendem Strauchwerk, mit dem der weißgelbliche Marmor angenehm contrastirt, steht diese schöne, 163 Gallonen haltende Schaale an einem passenden Ort in der Mitte des Gewächshauses, und man kann die vortrefflichsten Sculpturen von Masken, umschlungen von einer Pantherhaut und Weinreben, von allen Seiten auf vortheilhafteste Weise betrachten.

Vollkommen gesättigt vom Anschauen all dieser Herrlichkeiten, kehrt man nach der Stadt zurück, allein indem man des Portiers Loge am äußeren Wall passiren will, wird man von dessen Frau oder Mutter festgehalten, die sich nicht beruhigt, bis sie ihr kleines Kunstcabinet, unweit des Eingangs gelegen, gezeigt.

Außer verschiedenen Reliquien von Guy (eine ungeheure Rippe, die Hörner und ein Glied des Rückgraths des famosen Auerochsen, den er auf Dunsmore-Heide tödtete, Hauer und Schulterblatt eines gleichfalls von ihm erlegten Ebers), den eisernen Steigbügeln seiner Gattin, Toledo-Schwertern und spanischen Hellebarden, Streitäxten, Dolchen, Kettenkugeln u. s. w., finden wir hier einen Theil der Rüstung dieses langen Menschenkindes, bestehend aus Helm (wiegt 7 Pfund), Schild (32 Pfund), Brustpanzer (52 Pfund) und ein zweihändiges Schwert (20 Pfund), oder Alles zusammen 111 Pfund. Nimmt man an, daß dazu Handschuhe, Rückenpanzer, Arm- und Beinschienen gehörten, so würde das Costüm dieses Recken gegen 200 Pfund

wiegen, eine angenehme Last, um sich Bewegung zu machen. Die Größe dieser Stücke ist vollkommen passend für einen Mann von acht Fuß, und eine hier befindliche Pferderüstung läßt auf einen Gaul von entsprechenden Verhältnissen schließen. Dazu kommt noch Guy's Suppenkessel, ein Gefäß aus Glockengut, welches 102 Gallonen (510 Flaschen) hält, mit einer dazu gehörigen Fleischgabel von gleichem Material und denselben Verhältnissen. Die Alte verweilt besonders bei diesem Stück mit besonderer Vorliebe, erzählt mit großem Wohlbehagen, daß dieser Kessel jetzt nur als Punschbowle benutzt werde und daß, als der gegenwärtige Earl seine Mündigkeit erreichte, derselbe drei Mal gefüllt und geleert ward.

Der Straße folgend, die ohne erhebliche Abwechslung über die niedrigen Hügel gen Norden führt, gelangt man zunächst in das Dörfchen Leek Wooten und drei Meilen weiter in das aus einer einzigen Straße bestehende gegen zwei Meilen lange Kenilworth. Manche der Gebäude sind alt, manche neu, manche zwischen beiden, allein der einzige architektonische und landschaftliche Anziehungspunkt unter ihnen allen sind die Ruinen des Schlosses, westlich auf einer Erhöhung am Ufer eines kleinen Flusses gelegen.

Der Ursprung dieses berühmten Schlosses ist weniger alt als der von Warwick, und wird Geoffrey de Clinton zugeschrieben, der von Henry I. mit der Grafschaft belehnt worden war. Nach drei Generationen an die Krone zurückgefallen, belehnte Henry III. Simon de Montfort Earl von Leicester, den Gatten seiner Schwester Eleanor damit, und seit jener Zeit spielte das Schloß eine geschichtliche Rolle. 1266 hielt es eine sechsmonatliche Belagerung aus, und unter Edward I. fanden hier eine Reihe glänzender Turniere statt, an denen gegen hundert Ritter, von denen Viele aus fernen Landen kamen, theilnahmen. Unter Edward II. ward der Besitzer von Kenilworth wegen Aufruhr enthauptet, allein bald darauf gerieth der König in Gefangenschaft, und ward in Kenilworth bis zu seiner Abdankung festgehalten. Unter Richard III. fiel das Besitzthum wieder an die Krone zurück, und blieb so, bis Elisabeth ihren Günstling Dudley damit belohnte. Jetzt entwickelte sich das Feudalschloß zu einem seltenen Glanz, denn der reiche, stolze neue Besitzer verwendete bedeutende Summen auf die Erweiterung und Verschönerung seines Stammsitzes. Elisabeth besuchte Kenilworth 1566, 1568 und 1575, welchen letzten Besuch Walter Scott in seinem Roman Kenilworth so meisterhaft beschrieben. Die Studien des Dichters waren mit ungewöhnlicher Sorgfalt an Ort und Stelle gemacht.

Während des ganzen Aufenthaltes Ihrer Majestät trank man 320 Faß Bier von der gewöhnlichen Sorte, die Ausgaben sollen sich täglich auf 1000 Pfd. St. (6600 Thaler) belaufen haben.

Robert Dudley starb 1588 in Kenilworth, wie man sagt an Gift, welches er für Andere bestimmt, und das Schloß ging auf seinen Bruder Ambrose Earl von Warwick über. Unter Cromwell war es während geraumer Zeit in den Händen seiner Beamten, die es der Materialien halber demolirten, die Waldungen niederhieben und die Gräben austrockneten. Später gingen die Ueberreste in die Hände des Earls von Rochester und Essex, Thomas Villiers über und schließlich in die des Earls von Clarendon, dessen Familie noch jetzt im Besitz derselben ist.

Die südwestliche Seite wird ganz von der großen Halle gefüllt, welche unzweifelhaft den prächtigsten Theil des ganzen Schlosses bildete. Dieser Theil ward von John of Gaunt erbaut und ein reich verziertes Portal deutet das Niveau des Bodens des Hauptsaales an, der auf gewölbten Hallen ruhte, welche wahrscheinlich als Vorrathsräume benutzt wurden. Der Saal maß 90 Fuß Länge und 45 Fuß Breite mit entsprechender Höhe, wie die noch stehenden gewaltigen, schöngeformten Fensterrahmen andeuten. An der Südseite dieses Saales endet eine Wendeltreppe in zwei gewölbten Gemächern, und Walter Scott's Beschreibung gibt ein gutes Bild dieses Raumes zur Zeit als Elisabeth ihn besuchte.

Alle Ruinen sind umspannt und überzogen von den reichsten, gewaltigsten Epheuranken, die vielleicht auf der Erde zu finden sind. Stämme von der Stärke eines Mannes sind nicht selten. Hier die Mauern mit ihren gewaltigen Ranken bedeckend und schützend, dort dieselben durch die sich ein-



Schloß Kenilworth: Die große Halle.

drängenden Wurzeln brechend und zerstörend.

Auf der Höhe von Mervyn's Thurm schaut man, hinausblickend in die weite Landschaft, die Trümmer dieses einst so herrlichen Palastes, wo Fürsten schwelgten, Helden fochten, bald in ritterlichen Spielen, bald im blutigen Ernst des Sturmes und der Belagerung. Jetzt ist Alles öde und verfallen, Tausende von Vögeln, welche die Luft mit ihren Rufen und Gesängen erfüllen, sind die einzigen Bewohner. Das Bett des Sees ist ein schilfiger Sumpf, die massiven Ruinen des Schlosses zeigen nur, was es einst war, prägen dem vorüberziehenden Besucher ein, wie vorübergehend der Werth menschlichen Besitzthumes ist und erinnern ihn an das Glück derjenigen, welche sich eines bescheidenen Glückes in tugendhafter Zufriedenheit erfreuen.

Römische Skizzen.

Von

M. B. Lindau.

Die Krippe.

Wie während der Osterzeit in allen Kirchen ein heiliges Grab — ein von Kerzen beleuchter Sarkophag — ausgestellt ist, so sind zu Weihnachten die meisten Kirchen mit der Darstellung der Krippe, dem sogenannten „Presepe“ geschmückt, die allenthalben zahlreiche Beter und Beschauer herbeizieht. Die besuchtesten und bedeutendsten Darstellungen dieser Art bieten die Kirchen S. Andrea della Valle und Santa Maria Maggiore. Aber ich wäre dieser Darstellung vielleicht weder hier noch dort nachgegangen, wenn nicht bei S. Andrea della Valle mein Verlangen, gelegentlich Domenichino's Evangelisten wiederzusehen, und bei S. Maria Maggiore eine besondere Vorliebe für diese Kirche mitgewirkt hätten. Die Kirche S. Andrea wird so leicht nicht übersehen, wenn man darauf ausgeht, die römischen Kirchen zu besuchen, weil sie bei jedem Blicke auf die Stadt mit ihrer großen schönen Kuppel nächst S. Peter ganz besonders in die Augen fällt. Sie hat eine schöne säulenreiche Façade, und ein Besuch der prächtigen freien inneren Räume wird besonders durch die Fresken, womit sie geschmückt sind, belohnt. Die vier Evangelisten und Scenen aus dem Leben des Apostels Andreas, der angeblich im Jahre 83 zu Patras gekreuzigt wurde und dessen Haupt die Peterskirche seit 1460 als kostbare Reliquie bewahrt, gehören, mit den Fresken aus dem Leben der Heiligen Nilus und Bartholomäus in der Kirche zu Grotta ferrata, zu den besten Werken des Domenichino. Das berühmteste Oelbild des bei Lebzeiten mißkannten Meisters, das bekannte Abendmahl des sterbenden heiligen Hieronymus, prangt jetzt in der vaticanischen Galerie in einem und demselben Gemache mit Raphael's größten Meisterwerken, der Transfiguration und der Madonna von Foligno. Als Domenichino dieses Bild vollendet hatte, war es den Bestellern, den Franciscanern, für ihre Kirche zu schlecht und der Künstler empfing dafür nur fünfzig Scudi. Und doch soll er an Kummer über den Neid der Naturalisten, oder gar an Gift gestorben sein. Das Krippentransparent in S. Andrea war sehr besucht; die Leute kamen, beteten oder schauten und gingen. Es waren auch Hirten darunter, wilde trotzige Gestalten aus der Campagna, die nicht die Illusion aufkommen ließen, als hätte sie die Verkündigung eines Engels zur Krippe geführt.

Die Ausstellung der Krippe in Santa Maria Maggiore hat eine besondere Bedeutung, denn diese Kirche rühmt sich des Besitzes — der wirklichen Krippe des Christkindes, die ihr von dem Donator der Kirche, einem reichen Römer Namens Johannes, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts lebte, vererbt worden sein soll, und ursprünglich noch das Heu und die Windel enthielt, jetzt aber wohl nur noch aus einigen zusammengefallenen Holzstücken besteht, die in einer besonderen Capelle, in einem reich verzierten Behälter aufbewahrt werden. Das Heu der Krippe hat sich begreiflicher Weise für den Hochaltar erhalten, der außerdem noch viele merkwürdigere Reliquien, wie Milch von der heiligen Jungfrau, einen Arm des heiligen Lucas und als diejenige Reliquie eines Heiligen, die jeder katholische Altar bergen muß, den Körper des Apostels Mat-

thäus besitzt. Es müßten sich interessante Dinge ergeben, wenn man die Reliquien der verschiedenen Kirchen und vielleicht auch die Geschichte ihrer Erwerbung verzeichnen wollte. So reichte St. Lucas auf die Bitten irgend eines Papstes der ersten Jahrhunderte seinen Arm selber aus dem Grabe heraus. Am reichsten an derartigen Reliquien ist wohl die Kirche S. Croce in Gerusalemme, die erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts erwähnt wird, aber der Sage nach ursprünglich von der Kaiserin Helena, zu Ehren der von ihr aufgefundenen Reliquien, namentlich des heiligen Kreuzes, erbaut ward. Sie besitzt u. a. einige Buchstaben von der Inschrift des Kreuzes — ehemals soll sie dieselbe vollständig besessen haben — einige Dornen aus der Leidenskrone des Heilands, ein Stück von dem Stricke, womit er gebunden, und von dem Schwamme, womit er getränkt wurde, und endlich — den Finger, den der ungläubige Thomas in die Wundenmale des Herrn legte. S. Giovanni in Laterano besitzt ein Stück Cedernholz von dem Tische, an welchem der Herr das Abendmahl hielt, der zahlreichen Reliquien in der Kapelle der Scala santa nicht zu gedenken. Doch lassen wir der S. Maria Maggiore und anderen Kirchen ihre Reliquienschätze unangefochten, ich will auch nicht untersuchen, ob S. Maria Maggiore die größte Marienkirche der Welt sei, wie man sagt, aber ich glaube, es kann keine schönere geben. Der Platz, auf welchem sie steht, ist zwar groß, aber unschön und öde wie ein Exercierplatz, wozu er auch von einer in der Nachbarschaft casernirten Truppenabtheilung benutzt ward, meist von alten kleinen unregelmäßigen Häusern und hohen Mauern umgeben. Selbst der Obelisk, der einst vor dem Mausoleum des Augustus stand, aber schon seit dem 16. Jahrhundert hierher versetzt ist, fällt nur als Antiquität, nicht als Schmuck in die Augen; es scheint als müßte er über kurz oder lang zusammenbrechen. Der Platz von S. Maria Maggiore und der von S. Giovanni in Laterano sind ein Bild der Verödung. Auch das äußere Gebäude der Kirche selber ist — mit Ausnahme der schönen Façade mit ihren Bögen und Säulen — keineswegs imposant oder prächtig, wird vielmehr durch an- und eingefügte Nebengebäude beeinträchtigt. Das Innere aber ist von wahrhaft großartiger und erhabener Wirkung. Es ist mit seinen antiken ionischen Säulen, mit der überaus schönen geschmackvollen weißen, reich mit Gold verzierten Decke, seinen Mosaiken und seinem Marmorboden von majestätischer Pracht, aber in seinen schönen Verhältnissen, und mit seinem von oben hereinfallenden Lichte zugleich von einer so milden würdevollen Ruhe überhaucht, wie kaum eine andere Kirche Roms. Man kann sich beim ersten Eintritt in den schönen Raum eines leisen Ausrufes der Bewanderung nicht erwehren, und es gibt neben der Basilika Maria Maggiore nur noch eine Kirche in Rom, die einen so unmittelbaren Eindruck auf mich gemacht hat — die gothische Kirche S. Maria sopra Minerva, wo Fiesole begraben liegt. Das Gold, womit die Decke von S. Maria Maggiore so reich verziert ist — sie gehört zu den geschmackvollsten Werken der Renaissance — stammt von der ersten Beute, welche die Spanier aus dem neu entdeckten Amerika heimbrachten. Die vierzig Säulen der Schiffe sollen einst einen Tempel der Juno Lucina getragen haben, erscheinen aber nicht wie die antiken Säulen anderer römischen Kirchen als zusammengesuchter Schmuck. Der horizontale Architrav ist mit alten Mosaiken auf Goldgrund geschmückt. Sie stammen aus der Zeit vor dem 5. Jahrhundert, ehe auch diese Kunst aus dem beunruhigten Italien entfloh, während eine andere wunderschöne Mosaik der Kirche, die Krönung der heiligen Jungfrau darstellend, unstreitig zu den schönsten Werken dieser Art gehört, die uns aus der Zeit des Wiederaufblühens dieser Kunst in Italien (gegen Ende des 13. Jahrhunderts) erhalten sind. Während zur Weihnachtszeit die Krippe auf dem Hochaltar für das gläubige Volk ausgestellt ist, sind die beiden, sich gegenüberliegenden Seitenkapellen dieser Kirche, die Sixtinische und die Borghesische, glänzend erleuchtet. Sie sind von den verschiedenen Kapellen dieser Kirche die prachtvollsten, vielleicht die prachtvollsten in Rom. Die erstere wurde nach einer Zeichnung Fontana's unter Sixtus V. erbaut und enthält das schöne Denkmal dieses Papstes († 1590) mit seiner knieenden Statue und unter anderen Monumenten, Sculpturen und Ausschmückungen auch noch das Denk-

mal Pius' V. Die andere Kapelle, in ihrer Ausstattung von Marmor, Gold und Edelsteinen wo möglich noch prächtiger als jene, errichtete Paul V. aus der Familie Borghese, die bis auf den heutigen Tag unter dieser Kapelle ihr Erbbegräbniß hat. Sie enthält die Grabmäler des genannten Papstes und Clemens' VIII., Fresken von Lanfranco, Guido Reni und anderen Zeitgenossen des Erbauers. Den kostbarsten Schmuck birgt der mit prächtigen Säulen und Edelsteinen geschmückte Hochaltar in dem allberühmten Madonnenbild, das unscheinbar, schwarz und verräuchert, für alle gläubigen Seelen von ehrfurchtgebietender Bedeutung, seit anderthalb Jahrtausenden als Talisman gegen alle die Stadt bedrohenden Gefahren betrachtet und benutzt worden ist. Es wurde bei solchen Gelegenheiten, namentlich auch bei Pestzeiten, schon in den frühesten Jahrhunderten in feierlicher Procession durch die Stadt getragen, und noch in neuester Zeit (1860) hat man in gleich feierlicher Weise seine Wunderthätigkeit bei dem Einfall der Piemontesen erprobt. — Der Ursprung dieser merkwürdigen Reliquie wird auf den Evangelisten Lucas zurückgeführt, den die Sage bekanntlich zu einem Maler macht und der deshalb auch von der Malerzunft als Schutzheiliger verehrt wird. Die Kapelle der Scala Santa beim Lateran hat ein Bildniß des Heilands, das Lucas gemalt haben soll, und auch die sehr alte Kirche S. Maria in Via lata, sowie S. Maria in Ara Coeli besitzen angeblich von Lucas gemalte Madonnenbilder. In der ersteren dieser beiden Kirchen zeigt man ein unterirdisches Gemach, als Ueberrest der Stätte des Hauses, wo Petrus, Johannes, Paulus und Lucas gewohnt haben sollen. Paulus soll hier seine Epistel an die Hebräer, Lucas seine Apostelgeschichte geschrieben und außerdem seine Madonnenbilder gemalt haben. Ich sehe nicht ein, warum man sich Mühe geben soll, diese malerische Autorschaft zu bezweifeln; was sollte man thun, wenn uns z. B. an der Kirche der Nonnen der heiligen Clara in Tratevere über der Thür ein Madonnenbild gezeigt wird, das — von Engeln gemalt sein soll. Indem ich des Apostels Petrus gedenke, fällt mir ein, daß man auf dem Wege nach S. Maria Maggiore links ablenkend in geringer Entfernung die Kirche S. Pudentiana erreicht. Sie ist der Sage nach die erste Kirche, die in Rom erbaut wurde — einige Theile derselben deuten trotz der vollständigen Erneuerung des Ganzen im 16. Jahrhundert, auf ein sehr hohes Alter zurück und auch sie macht Anspruch auf die Ehre, auf der Stelle des Hauses zu stehen, wo Petrus wohnte und schließlich seinen Nachfolger (Clemens) weihte. Es war der heilige Pudens, der nach der Legende den Apostel hier beherbergte und dessen heilige Töchter Pudentiana und Prassede in einer alten Mosaik dieser Kirche in Gesellschaft des Heilands und seiner Jünger erscheinen. Auch der Hauptaltar dieser Kirche birgt wie der von S. Giovanni in Laterano einen hölzernen Tisch, an welchem Petrus Messe gelesen, oder das Abendmahl gespendet haben soll. Es ist natürlich allenthalben reichlich dafür gesorgt, die Legende von Petri Leben, Wirken und Märtyrertod in Rom in den markigsten Zügen zu veranschaulichen, so daß wir es uns schließlich ohne Widerspruch gefallen lassen, wenn wir dem Boden des Zweifels scheinbar oder wirklich mehr und mehr entrückt werden. Hier erhebt sich eine Kirche auf der Stätte, wo er wohnte, eine andere birgt kostbare Reliquien seiner apostolischen Wirksamkeit oder seine Fesseln, wieder eine andere steht auf dem Kerker, wo er schmachtete. Die Eremitenkirche S. Nereo und Achilleo bezeichnet die Stätte, wo Petrus auf seiner Flucht die Binde von seinem durch die Fesseln verwundeten Fuße verlor, die kleine Kirche Maria delle piante oder Domine quo vadis an der Via Appia die Stätte, wo er auf seiner Flucht dem Herrn begegnete und sich zur Rückkehr nach Rom bewegen ließ, um den Märtyrertod zu sterben. Pietro in Montorio endlich ist sein Golgatha und der Dom von St. Peter sein Grab. Und selbst wenn wir diese geweihten Stätten in ihrer derartigen Bedeutung unbeachtet lassen wollen, auch auf profanen Wegen, auf Paradeplätzen, Promenaden und Straßen tritt uns die Erinnerung an das Märtyrerthum des Apostels entgegen, denn sein römischer Nachfolger schmückt die Brust der kriegerischen Vertheidiger seines Stuhles mit einem Ordenszeichen, das aus einem verkehrten Kreuze besteht, denn Petrus wurde bekanntlich der Sage nach mit dem Kopfe nach unten ans Kreuz geschlagen.

Ich für meinen Theil habe mich in der kleinen Kirche Domine quo vadis draußen auf der Via Appia, in der Nähe des ehemaligen jetzt verwüsteten Eichenhaines der Egeria, dem Apostel näher gefühlt als unter der majestätischen Kuppel von S. Peter. An seinem Grabe unter jener Kuppel, das von hundert ewigen Lampen beleuchtet ist, die bei dem von oben hereinfallenden magischen Himmelslichte so überflüssig erscheinen, steht der Apostel vor uns nur in der ihm verliehenen Glorie als Begründer einer Macht, die den weckenden und mahnenden Hahnruf schon oft überhört hat. In der schlichten Kirche Domine quo vadis aber erscheint uns Petrus in seiner Liebe und Treue zu seinem Herrn und Meister und die Legende, auf welche der Ursprung des Kirchleins zurückgeführt wird, steht mit dem biblischen Charakter des Apostels im rührendsten Einklang. Nero verfolgte die Christen mit Feuer und Schwert und aus dem Kerker befreit, die Schafe, die er weiden soll, verlassend, sucht auch Petrus sein Heil in der Flucht. Hat er die Thränen vergessen, die er im Vorhofe des hohenpriesterlichen Palastes in Jerusalem vergoß, als sich die Prophezeiung des Herrn an ihm erfüllte, nachdem er diesem gesagt: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen!“ — Schon hat er die Mauern des blutgetränkten Roms hinter sich, da erscheint ihm an der Stelle, wo jetzt jenes Kirchlein steht, der Herr. „Domine quo vadis — Herr, wohin gehst du?“ fragt ihn der Apostel. „Nach Rom, um mich abermals kreuzigen zu lassen,“ lautet die Antwort. Da gedachte Petrus der Frage des Herrn: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ — und seiner Worte: „Weide meine Schafe — wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hin wolltest, wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hinwillst — folge mir nach!“ Da war die Gotteskraft aufs neue in dem Jünger erwacht, er kehrte um und besiegelte seine Treue mit dem Tode am Kreuze. Bedarf es, um uns diese Erscheinung lebendig zu machen, der angeblichen Fußstapfen des Heilandes, die in dem vor dem Altar dieser Kirche liegenden Marmor abgedrückt sind?

Aber ich bin aus S. Maria Maggiore plötzlich vor die Porta S. Sebastiano gerathen; ich wollte eben noch von der Sage der Entstehung der prächtigen Basilika S. Maria Maggiore erzählen, und habe statt dessen die Legende von der Entstehung eines kleinen Kirchleins auf der Via Appia eingeschaltet. Es erhellt daraus, wie schwierig es ist, auf dem eingeschlagenen Wege zu bleiben, wenn man von römischen Kirchen spricht. Außer dem Krippenfeste, an welchem der Papst früher immer mit großer Feierlichkeit Theil zu nehmen und einen Hut und einen Degen zum Geschenk für irgend einen treuen katholischen Fürsten zu weihen pflegte, feiert S. Maria Maggiore ihr Hauptfest im August, bei welchem man zur Erinnerung an das Wunder, welchem die Kirche ihre Entstehung verdankt, einen Regen von weißen Rosenblättern von der Decke der Kirche herabfallen läßt. Es ist das Fest „S. Maria ad Nives;“ denn als ein reicher römischer Bürger, so erzählt die Legende, die Jungfrau bat, ihm kund zu thun, auf welche Weise er seinen Reichthum am besten zum Heile seiner Seele verwenden könnte, wurde ihm in der darauf folgenden Nacht durch eine Traumerscheinung der Befehl zu Theil, auf der Stelle, auf welcher er am nächsten Morgen frisch gefallenen Schnee finden würde, der Jungfrau eine Kirche zu erbauen. Der verheißene Schnee fand sich — es war mitten im Sommer — an der Stelle, wo jetzt die Kirche sich erhebt, und da der damalige Papst Liberius († 366) merkwürdigerweise in der vergangenen Nacht ganz denselben Traum gehabt hatte, so traf derselbe mit dem Donator an dieser Stelle zusammen und der Bau der Kirche wurde sogleich beschlossen. Mir scheint, als wären die weißen Rosenblätter eine recht duftige Erläuterung jenes Schneewunders mitten im Sommer.

Will man aber einmal den Weihnachtsfestlichkeiten nachgehen, so darf man vor allem auch die Ausstellung des „Santo Bambino“ mit der Anbetung der Hirten in der alten ehrwürdigen Kirche Ara Coeli auf dem Capitol nicht versäumen, da diese, wie es scheint, ganz besonders beliebt und für das römische Volk von besonderer Bedeutung ist. Die Kirche S. Maria in Ara Coeli ist an und für sich eine der interessantesten Kirchen der Stadt. Hinsichtlich

ihres Ursprungs ist so viel wie nichts bekannt; sie soll auf der Stelle des großen Jupitertempels entstanden sein, hat aber außer ihrer breiten Marmortreppe von hundertundzwanzig Stufen, die jedenfalls aus alten Tempelresten zusammengefügt sind, äußerlich nichts besonders Bemerkenswerthes; einen desto imposanteren Eindruck macht das Innere mit seinen antiken Säulen und seinen schönen Denkmälern. Die Franciscaner, welchen diese Kirche gehört, scheinen gerade während der Weinachtszeit eine ganz besondere Theilnahme des römischen Volks für ihre Kirche in Anspruch zu nehmen, denn die Ausstellung des Jesuskindes mit dem Transparent der Hirtenanbetung ist nicht das Einzige, was während dieser Festtage eine große Menschenmenge in diese Kirche führt. Noch größeren Zulauf als die Krippentransparente verursachen die Kinderpredigten, die am Tage nach Weihnachten beginnen und sich zu gewissen Tagesstunden, gewöhnlich während des Nachmittags in der Woche bis Neujahr wiederholen. Das Christkind, „il santo bambino," eine beliebige Figur von irgend welchem Stoffe, erfreut sich von Seiten des Volkes ganz besonderer Verehrung; es wird daher nicht bloß am Weihnachtsfeste ausgestellt, sondern an bestimmten Tagen auch in kostbarem Schmucke von der Treppe der Kirche aus gezeigt, wobei natürlicherweise das Volk ehrfurchtsvoll auf seine Knie fällt. Die Puppe hat nach dem Volksglauben schon tausendfache Wunder an Kranken und Sterbenden gethan und wird daher vielfach in Anspruch genommen. Wenn sie zu irgend einem Kranken gebracht wird, fährt sie, von Franciscanern begleitet, in einer besonderen ausschließlich für ihren Dienst bestimmten Kutsche, die beim Volke allgemein bekannt ist und die man nicht vorüberfahren läßt, ohne das Knie zu beugen. Die Kinderpredigten sind eine Eigenthümlichkeit von Ara Coeli, ob sie ein Vorzug dieser Kirche sind, vermag ich nicht zu beurtheilen, wenigstens kann mich der Eifer, womit sich das Volk dazu zu drängen scheint, nicht überzeugen, daß der Zweck derselben mehr sei als ein Amusement. Es ist mir entfallen, welcher Veranlassung der Brauch dieser Kinderpredigten entsprungen ist, ich weiß nur, daß auch die Congregation des heiligen Neri derartige Kinderpredigten pflegte; aber ich glaube, sie haben irgend einen Zusammenhang mit dem Santo Bambino, dessen Wunderwerke zu verkündigen, die Mönche nicht müde werden, und vielleicht wird auch die Beredsamkeit der Kinder seinem Wundereinfluße zugeschrieben. Der kleine vielleicht neunjährige Knabe, der von der zu diesem Zwecke errichteten Rednerbühne aus die ihm eingelernte kleine Predigt hersagte, löste seine Aufgabe mit großer Lebhaftigkeit und energischen Gesticulationen, denn Mundwerk und Geberdenspiel sind ja bei dem italienischen Volke so urwüchsige, schon sehr früh hervortretende Eigenthümlichkeiten, daß die Mönche keine große Mühe haben werden, diese Kinder für diesen Dienst vorzurichten und sie über die kindliche Scheu vor solchem öffentlichen Auftreten hinwegzubringen. Es war mir bei der Beweglichkeit des Publicums nicht möglich, von der kurzen Predigt des Knaben mehr zu vernehmen, als einzelne durch die Säulenhalle gellende Laute; ich konnte demnach keinen klaren Begriff von dem Inhalte und der Bedeutung dieser Kinderpredigten gewinnen, aber ich überließ mich gern dem Wahne, daß dieser Feierlichkeit eine gewisse Weihe inwohne, weil mich heller Kerzenglanz und Kinderstimmen an die gewichtige Rolle mahnten, welche das deutsche Weinachtsfest den Kindern einräumt.

Literarisches.

Reiseskizzen und Federzeichnungen von H. C. Andersen. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann.

Blätter aus dem Tagebuche eines liebenswürdigen, von seinen Verehrern verhätschelten, naiven Dichters, der seine Freude an der Natur und an ihm wohlwollenden Menschen so gemüthvoll ausspricht, daß man gern zuhört, auch dann, wenn er etwas zu sehr dem Glänzenden den Vorzug giebt, berühmten Namen, hervorragenden Verbindungen und dergl. Wie kindlich erscheint unter anderem die Art, wie das verwöhnte Schoßkind der Oeffentlichkeit erzählt, daß ihn während des Besuchs bei Dickens eine ungünstige Kritik tief unglücklich machte, bis der große englische Dichter gleich einem väterlichen Freunde ihn tröstete und aufrichtete.



Wilibald Alexis.

Eine Studie
von
Julian Schmidt.

(Schluß.)

III.

Gleichzeitig mit dem „falschen Waldemar" begann Wilibald Alexis die Herausgabe des „neuen Pitaval," und legte sich damit auf das Studium merkwürdiger Criminalfälle. Der nun folgende Roman, „Urban Grandier, oder die Besessenen von London" erschien 1843 und verließ das vaterländische Gebiet, auf das er erst 1846 in den „Hosen des Herrn von Bredow" zurückkehrte.

Der Landschaftsmalerei unsers Dichters ist bisher nur flüchtig gedacht; wenden wir uns, um sie zu charakterisiren, noch einmal zu „Cabanis" zurück. — Etienne, von einem Kameraden, einem Chevalier französischer Abkunft, begleitet, kommt auf dem Wege nach Berlin durch die Luckauer Heide.

Etienne lag unter hochstämmigen Kiefern und sein Auge verfolgte das Spiel der vom lauen Luftzug durchschauerten Wipfel. Es war tiefe Stille in der weiten Heide. Nur die Bienen summten um die violetten Blüthen des Haidekrautes, ein einsamer Specht hämmerte an den Fichtenstämmen, Krähen flatterten um das Nest oben. Das helldurchsichtige Himmelsblau verrieth den nördlichen Herbsttag, und doch brannte die Mittagssonne. Etienne sog den duftigen Harzgeruch ein, und sein Auge verfolgte das Spiel, das der Wind mit einem Tannenapfel trieb. Er nickte den rauschenden Kiefern zu, und horchte mit Lust der eintönigen Musik, die sich fortwiegte auf den Wipfeln meilenweit. — Indeß tränkt sein Kamerad die Pferde.

„Das unterscheidet allein unsere vertrackten Sandwüsten von den afrikanischen, daß man Wasser trifft."

„Höre doch das Rauschen über uns! es hat mich lange keine Stimme so bewegt; mir ist, als bewillkommten mich die Geister meines Vaterlandes."

„Und mich, wenn die zähen knorrigen Kiefernäste geschüttelt knarren, überläuft eine Gänsehaut. Wie kann man in Italien gelebt haben und nicht gähnen bei dem tristen Nadelholz! Wäre es noch in Schottland oder Norwegen, wo die Fichten, von Nebelstreifen durchschwitzt, auf schroffen Klippen in den Abgrund schauen, wo ein Orcan sie fassen und hinunterschleudern kann. Hierzulande sind sie nichts als die personificirte Langeweile: ohne Abdachung oder Terrasse, auf einem so dürren Wald-

fleck, daß selbst sie für ihre Wurzeln keine Nahrung fanden. Da schaue diese lieblich violetten Blumenfelder von Kraut! wenn ich mit dem Fuß durchfahre, ist es, als ob ich mit dem Stiefel durch eine staubige Kratzbürste streifte. Sonst gedeiht nicht einmal das Kraut, die weißen und gelben Flechten halten kaum den Boden zusammen, als hätte die liebe Sonne sich in der Mark in puren Sand umgesetzt."

„Chevalier! sieh doch oben das Hellblau an! ich glaube, es schwimmt kein Atom darin."

„Weil der Himmel nichts zu reflectiren findet. Nun denke dich im August her, wenn die Mittagssonne brennt wie in der Provence, nur kein Provenceröl ausstedet, sondern Kiefernharz. Du hast dich verirrt in der meilenlangen Haide, wo jeder Weg ein Holzweg und jeder Baum ein Meilenzeiger ist, an dem geschrieben steht: du kannst hingehen, wohin du willst! Die Zunge lechzt dir wie einem tollen Hunde, Stirn und Scheitel glühen, und die Fußsohlen versinken in dem trocken gekochten Pulverstaub. Wenn du halb verschmachtet dich hinwirfst, findest du unter den Nadeln kaum Schatten; kein Gras, kein schwellender Moosteppich, so weit das Auge reicht, und fällst du endlich hin, so mußt du zufrieden sein, wenn die Ameisen nicht über dich herfallen." —

Wie der verwöhnte Chevalier, so hat wohl häufig der Norddeutsche selbst empfunden, wenn er zu Fuß die Mark durchstreifte. Der erste Eindruck ist trostlos, und man kann sich schwer vorstellen, daß in dieser Art von Landschaft Poesie stecken soll. Wilibald Alexis hat diese Poesie entdeckt und sie mit einer so gewaltigen Kraft herausgetrieben, daß sie nun auch dem Unempfänglichsten aufgeht. Er hat dem Märker das Auge zu öffnen verstanden für das tausendfache Schöne, das in seiner Sandwüste liegt.

„Die Sonne wirft den scharfen Strahl auf die Gipfel der Berge und in die Thäler, sie leuchtet so hell auf das Dächermeer der Städte, als auf die bemoosten Hütten der Dörfer. Ueberall schafft sie Bilder, und sie fragt nicht nach Vornehmheit und Schönheit, ob sie die Firnen der Alpen anglüht, oder ihren Abendhauch in den Hagedorn sprenkelt, da auf dem einsamen Rain, wo nur die Mücken wirbelnde Kreise durch die goldene Gluth ziehen. Unsere Kunst thut es nicht gleich der großen Gleichmacherin."

„Wenn die Monotonie einer afrikanischen Wüste den Maler zum Bilde begeistern kann, was nicht auch eine der wüsten Moorgegenden, an denen unsere Küstenländer so reich sind? Das Licht macht die Landschaft; die Stimmung, in der wir sie betrachten, drückt ihr den Charakter auf. Der einsame Raubvogel, der über dem buntschillernden Wasserspiegel schwebt, die graue Weide, vom Winde zerrissen, das bleichende Gebein eines Thieres, ein morscher Wegweiser, dessen Arme niedersinken, eine überwachsene Wagenspur, die in Gras und Moor sich verliert — hauche das rechte Licht darauf und bringe den Sinn dafür mit, so ist das Bild fertig."

In diesem Sinn wird (im „Isegrim"), übereinstimmend mit der Stimmung des Romans, ein regniger Tag in den Umgebungen der Hohen-Ziatz geschildert. „Aus dem graudunstenden Horizont schoß ein mattgelber Lichtstrahl auf das Torfmoor. Es lebt, und es war doch kein lebendiges Wesen da, so weit das Auge trug. Auch der Wind bewegte nicht die entblätterten Gesträuche. Grau in Grau umspannte Himmel und Erde. Und doch hätte es einen Maler entzücken können, das weite Bild einer absterbenden Natur. Die scharfgeschnittenen Torfgräben mit ihren grauen Wasserlinien freilich nicht, aber diese Linien liefen nur aus wie Radien, welche die Cultur hineingeschnitten in die noch unbewältigte Masse. Freilich hatten schon die Väter Torf gegraben, aber das war lange her, und die Natur hatte wieder Besitz genommen von ihrem Eigenthum. Die scharf abgestochenen Wände waren eingefallen, das quellte über, Gestrüpp und Schilf wucherten, und die braun-gelben Hügel waren überwachsener Auswurf des Spatens. Da verfiel eine Hütte, von den alten Torfgräbern zum Schutz vor der Witterung errichtet; aus ihrem eingesunkenen Dach wuchsen junge Birken auf, und wenn der schräge gelbe Strahl alle die aufquellenden Wasserstrahlen traf, wenn er sich drüben am Horizont an den bloßgelegten Hügeln brach, die ihren rollenden Sand ins Meer schütteten, konnte man sagen, die Gegend blitzte, lebte. Es war aber nur das letzte Aufblitzen, hätten An-

dere gesagt, eines Sterbenden: seine Augen starren noch einmal die Gegenstände an, die er nicht mehr sehen soll, und im Körper ist schon der Todesfrost, der ihn niedersinken läßt, ein starrer Klumpen, Erde um Erde zu werden. Wenn die Wolken sich schlossen, der Strahl versank, schillerten und blickten auch die Wasser nicht mehr, es ward Alles wieder Grau in Grau."

Mit besonderer Farbenkraft entwickelt W. Alexis die Poesie der Halde. „Wer im heißen Sommer," heißt es in „Dorothee," durch eine märkische Haide reist, denkt, da können keine Geister und Kobolde wohnen. Komm aber, wenn Abends der Wind anhebt und ein Gewitter im Anzug ist, wenn es durch die fernen Büsche flüstert, die welken Blätter sich am Boden bewegen, der Staub sich hebt und die ersten Vögel als ängstliche Boten hin und her flattern; wenn dann ein Stoß und wieder einer wie ein Kanonenschuß aus dem Walde fährt, weiß der Schäfer, was es zu bedeuten; er steckt den Strickstrumpf ein und sucht den übergipfelten Abhang, der Hund treibt die Schafe zusammen. Wenn es dann heraufkommt, der Sand sich wirbelt, als wolle er ingrimmig den Hagebuttenstrauch, der noch von seiner Armuth Nahrung saugt, in die Lüfte schleudern, wenn die Riesenarme der rothen Kiefern knarren und sich schütteln, die Krähen Unglück kreischend in die Höhe steigen, um sich in dem Aufruhr der Lüfte zu wiegen, sie wissen nicht wohin; wenn die ersten dicken Tropfen durch die Sandwolken fallen, und es nun prasselt, peitscht, dunstet, heult: dann möchtest du das Ohr schließen, um die hohlen Geisterstimmen nicht zu hören. Aber es sind nur polternde Geister. Wohl knicken sie manchen jungen Stämmling, wohl bricht eine schlanke Birke und stürzt eine morsche Buche entwurzelt über das Gestrüpp, es zerdrückend; aber es muß arg kommen, wenn die hochgewipselte Kiefer, die in grimmiger Geduld ihre Schmerzenslaute in den Sturm schickt, der Gewalt unterliegt. Neckische Kobolde nur sind's, die den Wandrer glauben machen wollen, daß eine Sündfluth im Anzuge sei, und wenn er sich in heillose Angst jagen läßt, Gelübde auszustoßen, die er nicht halten kann, so lachen sie hinter seinem Rücken. — Oder sahen wir nicht oft die dicke, schwere Wetterwand ansteigen, der Hauch berührt schon unser Haar, und während die Schlossen über uns herabgießen, blitzt es vor uns, und durch einen Blitz erblicken wir pures Gold — eine Reihe ferner sonnbeschienener Sandhügel, daß wir ausrufen möchten: ach, wenn wir dort wären! — Und wären wir dort, ständen wir weitab verirrt auf einer nackten Scholle, während das Schild der Schenke drei Schritt vor uns an der Stange knarrte, und wir sahen es nicht. Den Wanderer in die Irre zu führen, bis er das Nächste und sich selbst vergißt, das ist Koboldslust." —

„Wenn du aus einem langen, bangen Kiefernwald kommst, der von oben aussieht wie ein schwarzer Fleck Nacht, welchen die Sonne auf der Erde zu beleuchten vergessen, und nun fangen sich die hohen Bäume zu lichten an, die schlanken braunen Stämme werden vom Abendroth angesprenkelt, und die krausen Wipfel regen sanft ihre Nadeln in den freier spielenden Lüften, da wird dir wohl zu Muth ums Herz. Das Freie, was du vor dir siehst, sind nicht Rebengelände und plätschernde Bäche, aus fernen blauen Bergen über ein Steinbett schäumend, es ist nur ein Elsenbruch, vielleicht nur ein braunes Haidefeld, und darüber ziehen sich Sandhügel hinauf, in denen der Wind herrscht, das magere Grün, das von unten schüchtern hinaufschleicht, anheulend wie ein neidischer Hund, der über seine nackten Knochen noch murrend Wache hält. Eine Birke klammert sich einsam an die Sandabhänge, ein Storch schreitet vorsichtig über das Moor, und der Habicht kreist über den Büschen. Aber es ist hell da, du athmest auf, wenn der lange, gewundene Pfad durch die Kiefernacht hinter dir liegt, wenn das feuchte Grün dich anhaucht, das Schilf am Fließ rauscht, die Käfer schwirren, die Bachstelzen hüpfen, die Frösche ihren Chor anheben, und dein Auge dem Luftzug folgt, der leise über die Haidekräuter streift.

„Es ist der stille Zauber der Natur, die auch die Einöden belebt; und ihr Auge ist auch hier, denn dort hinter dem schwarzen starren Nadelwald liegt ein weiter stiller, klarer See. Er hüllt sich ein, wie ein verschämtes Weib, in seine dunkelgrünen Ufer, und möchte sie noch fester um sich ziehn, daß kein unberufener Lauscherblick eindringe. Er spiegelt sie wieder in seinem dunkeln Wasser, mit ihrem Rauschen, mit

ihrem Flüstern. Aber das dunkle Wasser wird plötzlich klar, wenn die Wolken vorüberziehn, ein Silberblick leuchtet auf; der blaue Himmel schaut dich an, der Mond badet sich, die Sterne funkeln. Dort ergießt der volle See sein Uebermaß in ein Fließ, das vom Waldrand fort durch die Ebene sich krümmt. Hier bespült es Elsenbüsche, die es überschatten und gierig seine Wellen ausschlürfen möchten, sickert über in nasse Wiesen und wühlt sich dort im Sande ein festeres Kiesbett, um Hügel sich windend, an Steinblöcken vorübersprudelnd und durstige Weiden tränkend. Die vereinzelten Kiefern, Vorposten des Waldes, wettergepeitscht, trotzig in ihrer verkrüppelten markigen Gestalt, blicken umsonst verlangend nach den kühlen Wellen: nur ihre Riesenwurzeln wühlen sich unter dem Sande nach dem Ufer, um verstohlen einen Trunk zu schlürfen."

Diese prachtvollen Landschaftsbilder sind aus dem Roman, welcher in diesem Genre das Größte leistet. Das Motiv desselben ist anscheinend ein komisches. — „Die Hosen des Herrn von Bredow" führen ihrem Ursprung nach in die mythische Zeit zurück; sie sind aus der Haut eines Elenn gefertigt, welches zum Ahnherrn des Hauses Bredow in irgend einem unheimlichen Rapport stand: die Verwendung zu einem Kleidungsstück war gleichsam eine Entzauberung. Sie haben sich von Vater auf Sohn fortgeerbt; der gegenwärtige Stammhalter, der alte Götz, hält sie besonders werth. Er ist ein wackerer Landjunker, der für nichts Sinn hat als für Essen und Trinken, aber darin ungeheure Dinge leistet; wenn er einmal betrunken nach Hause kommt, schläft er in der Regel volle acht Tage aus. Er hält nun große Stücke darauf, daß keine ungeweihte Hand seine Hosen berührt: das ist der einzige schwarze Fleck in einer sonst glücklichen Ehe. Seine Gattin Brigitte ist für die Reinlichkeit, und möchte die Hosen waschen: es gelingt ihr auch zuweilen durch List, während des achttägigen Schlafs sich ihrer zu bemächtigen, obgleich immer unter Fährlichkeiten, denn der mißtrauische Gemahl hat sie unter seinem Kopf versteckt, und die schelmische Tochter Eva muß ihm leise am Bart krauen, um sie heimlich darunter wegzuziehen. Brigitte ist eine treue Gattin, und die kleinen Lügen, zu denen sie greifen muß, um ihren Zweck zu erreichen, machen ihr starke Gewissensbisse, aber die Reinlichkeit siegt. Freilich, damit Götz die begangene Unthat nicht merkt, werden die gewaschenen Hosen erst wieder ein paar Mal durch den Schmutz gezogen.

Zu Anfang des Romans ist gerade ein solches Attentat verübt. Die gnädige Frau hält große Wäsche. Die Scene wird lustig und ausführlich beschrieben; die kleinen Schäkereien zwischen Eva und ihrem etwas tölpelhaften Anbeter Hans Jürgen, die rauschenden Vergnügungen der Knechte und Mägde erlebt man mit großem Behagen mit. Nun aber treibt ein heftiger Sturm die Gesellschaft von der Wäsche nach Hause; unglücklicherweise werden die Hosen vergessen, und der Ritter erwacht, ehe sie wieder da sind. Sein Zorn und seine Versöhnung durch gute Speisen und Getränke gibt wieder ein prächtiges Genrebild.

Indeß haben die Hosen ihre dämonische Wirkung geübt. Hans Jürgen, der Neffe des Ritters, ein wenig das Aschenbrödel der Familie, wird von der gestrengen Hausfrau in den Wald geschickt, um sie zu suchen. Das rettet ihn von der Theilnahme an einem Verbrechen, den Raubanfall auf einen Krämer, den seine Stammes- und Hausgenossen unternehmen. Der unschuldige Götz, der während dessen geschlafen, wird wegen dieses Verbrechens angeschuldigt und verhaftet, die Hosen weisen sein Alibi nach und bewirken seine Freisprechung, obgleich er durch einen schlauen Dechanten sich hatte einreden lassen, er könne im Rausch ausgezogen sein, und ein förmliches Bekenntniß abgelegt hatte.

„Dechant! Mir geht's im Kopf herum, ich weiß nicht, wie mir ist. Aber — wenn sie nur ihre Seife nicht daran gehabt hätte! dann wäre die ganze Geschichte nicht gekommen. Ich weiß auch gar nicht, was die Frauensleute immer mit ihrem Waschen haben! Ich glaube, da steckt auch was vom Satan darin, wenn man immer alles rein haben will. Ueberhaupt, wenn Alles immer beim Alten bliebe, dann wäre nicht so viele schwere Noth in der Welt." —

Frau Brigitte ist tief betrübt über die Abführung ihres Hausherrn. „Ach du lieber Gott! Was soll man nun anfangen!" Die Großmagd blickte sie schlau an. „Gestrenge! der Herr ist fort, da könnten wir

ja mal scheuern." Und wieder unterliegt die fromme Frau der Versuchung, wieder rächt sich die Sünde: denn gerade als durch die Scheuerei im Haus Alles drüber und drunter gestellt ist, trifft der Kurfürst zum Besuch ein, der dadurch dem Hause Bredow für die unrechtmäßige Verhaftung seines Hausherrn Satisfaction geben will. Bald findet sich aber Gelegenheit, das Böse zum Guten zu wenden.

Götz hat sich in der Trunkenheit mit den andern Junkern in eine Verschwörung gegen den Kurfürsten eingelassen; warum, das weiß er nicht, aber er hat sein Wort gegeben und wird es halten; um es ja nicht zu vergessen, hat er in seinen Handschuh gebissen. Ihn zu retten, unternimmt Brigitte, die davon unterrichtet ist, einen neuen Anfall: sie entführt ihm die Hosen und geht mit der ganzen Dienerschaft aus der Burg, die sie verschließt, nachdem sie vorher sorgsam ihrem Eheherrn reichliche Speisen und Getränke zurecht gestellt. Die Hosen hatte mittlerweile Hans Jürgen angezogen, belauscht in der Verkleidung die Verschwörer und rettet durch die Entdeckung den Fürsten und das Land.

Aber den guten Götz haben die mannigfaltigen Schicksale zu Boden gedrückt; er stirbt einige Zeit darauf, und Brigitte erklärt auf die Frage des Dechanten: „Ach hochwürdiger Herr! wenn man's recht nimmt, er ist eigentlich am Denken gestorben. Das war zu viel für ihn; er war nicht darauf gekommen in seinen jungen Jahren, und nun sollte es mit einem Mal losgehen, als der Leib alt war und die Glieder steif. Es waren alles klare christliche Gedanken, nur, wie gesagt, es war zu viel mit einem Male, darum konnte er sie nicht klein kriegen."

Auch mit dem Tode des alten Götz ist die dämonische Einwirkung der Hosen noch nicht zu Ende. Er vererbt sie an seinen Schwiegersohn Hans Jürgen, der sich verpflichten muß, sie immer zu tragen; er hält sein Wort und veranlaßt dadurch den Spott der Hofleute, die, an die modernen Pluderhosen gewöhnt, ihn als einen ungebildeten Menschen gering schätzen. Es ist ein Schatten, der auf seinem Leben liegt; selbst der Kurfürst, der sonst große Stücke auf ihn hält, weiß ihn damit zu ärgern: wenn Hans Jürgen ihm guten Rath giebt und er ihm nicht zu antworten weiß, klopft er ihm verdrießlich auf die Schultern: „Hans, kümmere dich um deine Hosen! das verstehst du."

Eva, seine treue Gattin, möchte ihn gern von diesem Fluch befreien; sie wäscht die Hosen aus Leibeskräften, aber die Elennhaut widersteht aller Lauge, und als sie einmal der böse Geist versucht, Gewalt anzuwenden und das Kleidungsstück zu zerschneiden, siegt das Gewissen, und Hans Jürgen wird schließlich auf legitime Weise von dem Schatten seines Lebens befreit.

Die Sache hat auch ihre Bedeutung für die Sitten der Zeit. Die Pluderhosen veranlassen die Junker zur Verschwendung, und der Hofprediger Musculus wird nicht müde, wider den Hosenteufel zu predigen. Aber die fromme Kurfürstin, die sonst seinem geistlichen Rath gläubig folgt, kehrt, als er einmal in ihrer Gegenwart das unschickliche Wort ausspricht, die strenge Gebieterin heraus, und weist ihn in seine Schranken zurück.

Wenn nun der Leser in die Stimmung der Kurfürstin gerathen und finden sollte, daß in dem Roman von den Hosen zuviel die Rede ist, so muß man doch bekennen, daß der Refrain zu der lustigen Geschichte vortrefflich stimmt. Denn lustig ist der Eindruck, so ernste Dinge auch darin vorkommen. Götz und Brigitte sind Figuren, in deren Nähe Einem wohl wird, und das schelmische kleine Fräulein mit ihrer echt weiblichen Mischung von Herzensgüte und Neckerei, ist eine erfrischende Erscheinung.

Lebhafter als in den früheren Romanen, wird in diesem das märkische Naturgefühl angeregt. Meisterhaft ist namentlich Hans Jürgen's nächtliche Irrfahrt, seine Jagd nach den verlorenen Hosen, wie er sich im Walde und im Moor verirrt, und von weitem die Glocke des Klosters Lehnin hört, während Knecht Ruprecht ihm von den mythologischen Bildern der Heimath erzählt. Auch der Raubzug kommt in prächtigen realistischen Farben heraus. Noch mehr als in dem städtischen Wohnhause der Rathenows wird man auf der Burg Hohen-Ziatz zu Hause.

Auf einer Anhöhe, die aus den Sumpfwiesen vorragte, war sie gebaut. Ringsum wo die Gräben und Teiche aufhörten, zogen sich weite Föhrenwälder auf unebenem Boden, dessen Bestandtheil, der helle weiße Sand, schon dicht neben dem schwarzen

Moorboden zu Tage lag. Enge und krumme Wege schlängelten sich mühsam durch die Waldung, und die Roggen- und Haferfelder, die in der Lichtung der Forst lagen, schienen dem Auge im Verhältniß zum Walde zu klein, daß es zweifeln konnte, ob die in der Burg wirklich davon leben konnten. Und doch stieß auf der einen Seite noch ein kleines Dorf daran, dessen elende Lehmhütten sich aus der Niederung in den Wald verloren.

Aber ein sicheres Nest mußte es in den alten Tagen gewesen sein. Der Hügel, auf dem das Schloß gebaut war, war nicht Sand, sondern festgestampfte Erde, mit kurzem dichten Rasen bekleidet; bei genauerer Betrachtung sah man ihm an, daß er, wenigstens in seinen oberen Theilen, nicht das Werk der Natur, sondern der Menschenhand war; ein Bollwerk, ein alter Burgwall der Wenden, auf dem erst später die deutsche Cultur mit Steinen gemauert hatte. Aber ein Schloß, wie sie im Frankenlande oder in Schwaben auf den Bergen und Hügeln mit den rothen Ziegeldächern in der Sonne flimmerten, war es doch nicht geworden. Die dicken Mauern und Thürme, die über und hinter den Erdwällen sich erhoben, waren nicht in dem Verhältniß ausgebaut, als sie angelegt schienen. Den Herren mochten die Mittel ausgegangen sein, mit so schwerem Geräth ein Haus aufzubauen. Sie waren zu dem Stoff und zum Theil zur Sitte ihrer Väter zurückgekehrt, wo der Stein aufhörte, war mit Holz gezimmert, und wo die gebrannten Steine ausgingen, selbst der Lehm nicht verschmäht, um das Fachwerk auszufüllen. Selbst die Umfassungsmauer schien nicht von allen Seiten fertig geworden, und wo sie Lücken bot, waren diese durch eingestemmte Stämme mit Klammern, Gegenbalken und eisenbeschlagenen Spitzen ausgefüllt. Das Thor war noch ein großer, steinerner Bogen, freilich nicht größer als in manchem Bauerhof der sächsischen Lande, aber der achteckige Thurm darüber war schon aus Holz in einander gefugt, das mit rothen Ziegelsteinen ausgemauert war. Bunt genug, und nicht immer rechtwinklich, sah er von draußen aus.

Es war ein rechtes Nest für Eulen, hätte Einer denken mögen, wenn er Abends einen Blick in den Hof warf. Aber wieder war Alles so klein, daß man auch hätte fragen können, wo denn die Eule und Nachtvögel Platz fänden neben den Menschen? Doch unsere Vorfahren brauchten wenig Raum für sich; unter freiem Himmel war immer Platz genug, und wenn es regnete und stürmte, fand sich doch eine Halle, eine Flur, eine Diele, wo die Genossenschaft am Feuer sitzen und durch Scherz und Gespräch die Ungunst des Wetters vertreiben konnte. Es thut nicht gut, daß der Mensch allein sei mit seinen Gedanken.

Die Pferde hatten ihren Stall im Hof, die Hunde ihre Hütten am Thor, die Schweine ihre Koben daneben, auch Kühe und Stiere wurden bei schlimmer Zeit in den Zwinger getrieben: wie sie sich da mit den Rossen vertrugen, war ihre Sorge. Der Storch nistete auf der Dachfirst, die Schwalben an den hölzernen Galerien, die um den Hof liefen, die Tauben beim Thürmer, die Eulen in den alten Mauerblenden. War dem Knecht keine Kammer zugewiesen, so stand eine Bank in dem Gange, und lag schon ein Anderer darauf, so jagte er die Hunde fort, die unterm Verdeck im Hof schliefen. —

Es ist von Interesse, die Genremalerei verschiedener Meister zu vergleichen. Die Schilderung der Burg Hohen-Ziatz, so sachlich sie ist, so sehr sie dem märkischen Charakter entspricht, erinnert doch an die andere einer weit davon abliegenden Baulichkeit: an die Beschreibung des „Maibaums" in „Barnaby Rudge." Der Roman erschien 1840, es ist wohl möglich, daß einige Reminiscenzen daraus sich bei W. Alexis festgesetzt haben. Die Art, wie ein Winkel nach dem andern aufgewiesen wird, um der Einbildungskraft eine deutliche Physiognomie aufzuprägen, ist in beiden Bildern verwandt; zugleich aber zeigt sich ein merklicher Gegensatz. Bei Dickens verwandeln sich sofort die materiellen Formen, die er anschaut, in eine Art von Persönlichkeit: sie haben Gefühle, sie wollen und fürchten, ja sie denken. Bei dem deutschen Dichter bleibt bei aller Lebhaftigkeit der Stein Stein, das Holz bleibt Holz. Ich wüßte von unseren Genremalern nur Hoffmann, bei denen in der Hallucination ähnliche Metamorphosen vorkommen: Arnim, so phantastisch er erscheint und so wenig Widerstand bei ihm die Gegenstände der Stimmung bieten, scheidet doch genau

zwischen Geist und Materie. Wenn die Burg Hohen-Ziatz persönliches Ansehen gewinnt, so ist es nur durch die Menschen, die in ihr weilen. Mit diesen wird man vertraut in jeder Art der Beschäftigung. Die Spinnstube der gealterten Frau Brigitte, als sie ihren Eheherrn verloren hat, nimmt den Leser eben so gastlich auf als das große Waschlager zu Anfang des Romans. Wo die Sache das Genre zuläßt, wird man überall befriedigt: eine komische Geschichte kann nicht besser erzählt sein als z. B. hier der Raub des Tetzel'schen Ablaßkastens durch den Ritter Haake von Stülpe.

Aber der Roman hat auch einen ernsten tragischen Sinn. Der junge Kurfürst Joachim I. glaubt ebenso an eine höhere Mission als der falsche Waldemar; er will sein Land sittlich und glücklich machen, wenn auch mit Gewalt und ohne viel darnach zu fragen, wie weit seine Umgebungen darauf vorbereitet sind. Nur einen Vertrauten glaubt er zu haben, seinen Rath Wilkin von Lindenberg, der ihm geistig am nächsten steht. Ihm vertraut er alle seine Entwürfe und hält seine freudige Zustimmung für echt. Aber die hofmännische Bildung ist bei dem ehrgeizigen Mann nur Maske; er gehört nicht nur in der Gesinnung zur Partei seiner Standesgenossen, die den Neuerungen des Herrn mit äußerstem Mißtrauen zusehen, es tobt in ihm auch noch das alte Junkerblut, das sich zuweilen Luft machen muß. Als er einmal leichtsinnig sein Geld verspielt hat, plündert er nächtlich einen Krämer auf der Landstraße. Die Sache kommt aus und Joachim läßt seinen Liebling hinrichten. Vorher hat er aber noch eine Unterredung mit ihm, in welcher Lindenberg, da doch nun Alles verloren ist, ihm geradezu bekennt, er habe ihn stets belogen, und ein Fürst, der ganz in seinen eigenen subjectiven Ideen befangen sei und nicht aus der allgemeinen Natur seines Landes heraus handele, könne nicht Anderes verlangen. Der Dichter spricht nicht mit vollkommener Deutlichkeit aus, wie er selbst darüber denkt: im Ganzen scheint er Lindenberg nicht Unrecht zu geben. In der That sind die nächsten Folgen übel für den Fürsten. Der Adel verschwört sich gegen sein Leben, und in der Strafe wendet Joachim furchtbare Grausamkeit an. Er vereinsamt mehr und mehr: „Gebenedeite Himmelskönigin! ein Fürst ist nicht verloren, der noch einen wirklichen Menschen um sich weiß. Die Klugen sind alle Verräther, ich will's nun mit — mit dem will ich's versuchen."

Der, mit dem er es versuchen will, ist eben unser Hans Jürgen, der Erbe der Hofen, ein wackerer ehrlicher Junge ohne viel Scharfsinn. Ihm gestattet der Fürst freies Wort; aber, wie Hans Jürgen selbst seiner Braut erzählt, sieht er ihn dabei an, als wollte er sagen: „Kann der kleine Hund auch bellen?" Der Ausdruck belustigt die kleine Schelmin so, daß sie ihn ihrem lieben Hans Jürgen nachruft, was ihr aber gleich darauf leid thut. Auch selbst in diesem beschränkten Grade schenkt der Fürst ihm sein Vertrauen nur halb. „Warum ist Der und Jener mir treu?" fragt er ihn einmal; „du auch, Hans Jürgen? Die Macht der Gewohnheit ist's, nicht mehr was dich an mich fesselt. Vielleicht liefest du nicht davon, wenn ein anderer Herr dir mehr Lohn böte: deine Seele ist zu träge, du knirschest in dir, zuweilen wird's ein heiseres Gebell, dann schüchtert dich ein Blick ein, du kriechst in dein Haus und streckst dich und denkst, ob du wohl anderwärts auch so bequem ruhen würdest. Das ist gut, die Trägheit ist die beste Fessel für dies Geschlecht: hebe sie auf, und das Feuer bräche heraus, jedes Flämmchen suchte seinen Weg für sich. Christus, mein Heiland, wie könnte man leben in dieser Welt voll Irrlichter!"

Dies ist der Grund, welcher den Kurfürsten zum heftigen Widersacher gegen die Reformation macht. Die Hofleute freilich sehen es anders an: sie meinen, daß Joachim ihr nur darum nicht beitritt, weil er sie nicht selbst erfunden hat. Vielleicht haben sie nicht Unrecht. Der Dichter macht es dem Leser nicht klar. Er zeigt nicht blos, was ganz richtig wäre, wie verschiedene Motive, kleinliche und ideale, sich in der Seele kreuzen, die zum Entschluß kommen will, sondern er selbst weiß diese Fäden nicht zu entwirren, und dadurch kommt in die Fortsetzung des Romans („der Wehrwolf" 1848) etwas Unruhiges und Unbehagliches.

Wieder hat sich Wilibald Alexis eine höchst interessante Aufgabe gestellt, der er aber nicht ganz gewachsen ist. Die Einsamkeit und der Eigenwille verführen Joa-

chim nicht blos, in der großen Angelegenheit des Vaterlandes sich auf die unrechte Seite zu stellen, sondern sie drängen ihn auch in Thorheiten, die man für unmöglich halten sollte. Er wird der Spielball abgeschmackter Astrologen: einmal läßt er sich einreden, am 15. Juli 1525 stehe eine neue Sündfluth bevor, und wandert mit seinem Hof auf den Kreuzberg aus, um vor derselben gesichert zu sein. Dann wechselt bei ihm Scham und neue Ueberhebung, und die Sache endigt nicht tragisch, sondern verdrießlich.

Seine Einsamkeit wird noch durch einen häuslichen Conflict gesteigert. Während er hartnäckig an der alten Kirche festhält, neigt sein Land sich mehr und mehr der Lehre Luther's zu; auch die Kurfürstin wird eine heimliche Bekennerin. Hier stellt sich nun Wilibald Alexis nicht etwa einseitig zu den Anhängern der Confession, die auch ihm die richtige scheint, er enthüllt vielmehr mit äußerstem Humor die endlichen Beweggründe der eitlen und eigenwilligen Frau. Das Bild kommt gut heraus. Aber die Sache des Kurfürsten wird durch die Schwäche des Gegenparts nicht gefördert. Es kommt zum offenen Bruch, die Kurfürstin entflieht ihrem Gemahl, er verfolgt sie, ist aber leidlich damit zufrieden, als Hans Jürgen ihn auf eine falsche Fährte bringt, da er gar nicht den Wunsch hatte, sie einzuholen. Der leidenschaftliche energische Mann ist so weit gekommen, nicht mehr zu wissen, was er will, und dem Dichter geht es nicht viel besser. Die einzige Ausbeute dieses Zwischenfalls ist die Aeußerung des Kurfürsten über die Betheiligung der Frauen an Religionsverhandlungen, in der die eigene Ueberzeugung des Dichters durchblickt.

„Was will die Anbetung, was sollen die Verzückungen der Frauen für die Wahrheit einer Sache zeugen! Sie müssen anbeten, aufgehen in Verehrung; es ist ihre Art. Schlimm, wo sie aus der Art fallen, schlimm, wo sie nichts anbeten können als sich selbst! Das arme Weib, ich gönne ihr so gern den Trost. Aber beweisen soll das etwas, daß die Frauen an den neuen Altären opfern? — Wenn je ein Zweifel an der Göttlichkeit des Evangeliums mich beschleichen können, wär's, daß die Weiber es zuerst waren, die dem Erlöser nachliefen. Wo laufen sie nicht nach, wo ein Prophet sich ihrer Empfindungen bemeistert, die immer dem meistbietenden Straßenhelden zu Gebot stehen! Auf diesem weichen Boden von Gefühlen und Entzückungen der Magdalenen, Marien und Marthen wäre die christliche Kirche nimmer erbaut worden. — Und zu jenem schlaffen, matten Weiberhimmelreich voll maßloser Seligkeit und unbestimmter Sehnsucht wollen die Reformatoren die Kirche zurückführen!" —

Die Idee ist dem Dichter selbst nicht fremd. Ueber die Gefahr erregter Weiblichkeit in neuesten Zeiten spricht sich der folgende Roman ausführlicher aus.

IV.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" so schloß die Proclamation, in welcher der Staatsminister Graf Schulenburg-Kehnert den Berlinern das Unglück von Jena mittheilte. Das bezeichnende Wort hat W. Alexis zum Titel seines neuen Romans gemacht, der März 1852 erschien und sich die Aufgabe stellte, die sittlichen Zustände zu charakterisiren, aus welchen die schmachvolle Haltung Preußens während der Invasion zu erklären ist.

Das Datum des Erscheinens ist nicht unwesentlich. Es war eine der traurigsten und hoffnungslosesten Perioden der preußischen Geschichte, und die Verstimmung macht sich auch im Roman geltend. Heute, da das Höchste erreicht ist, wovon der preußische Ehrgeiz träumte, würde man den Zuständen von 1806 unbefangen gegenüberstehen. 1852 war das schwer. Es war kein augenblickliches Unglück, welches das Volk drückte, es war das Gefühl allgemeiner Kraftlosigkeit; nirgend ein frischer Luftzug, nirgend eine frohe Aussicht. Wer hätte damals mit Bestimmtheit behaupten wollen, die sittlichen Voraussetzungen seien besser als die vor fünfzig Jahren! Es gehörte ein kräftiges inneres Leben dazu, an dem Beruf Preußens nicht zu verzagen. Alexis hatte sich den Glauben bewahrt, und dieser Glaube giebt den Nachtgemälden, die er vor uns aufrollt, eine versöhnende Färbung.

Wieder eine Reihe prachtvoller Genrebilder. Der Dichter führt uns das Leben sämmtlicher Stände vor. Er orientirt uns

zunächst in der Berliner Geheimrathwelt, aufgeblasen, liederlich, unproductiv, nur auf äußere gleichgültige Formen bedacht; er stellt einige wirkliche Portraits auf, z. B. Haugwitz, Schulenburg; viel besser aber gelingen ihm die erdichteten Typen; der wirkliche Geheimrath Bovillard, der subalterne Geheimrath Lupinus, der Kammerherr St. Real. Die Zeichnungen sind viel correcter als die ähnlichen bei Tieck und Jean Paul, weil der Dichter über die historischen Farben verfügt. Ich mache namentlich auf einen sehr feinen Zug aufmerksam. Alle diese Wichte sind frivol, ungläubig, egoistisch und betrüglich, und doch geht durch ihre Art zu sein ein Zug philanthropischer Sentimentalität, der eben die Signatur jener Periode bildet. Diese geheimen Räthe ließen sich nicht einfach von Napoleon kaufen, sie bissen an den Köder der Schmeichelei an, und redeten sich in eine Art kosmopolitischer Begeisterung hinein, bis dann endlich das Unwetter ausbrach.

Auch in die eigentlichen Subalternkreise führt uns der Dichter: gute, in ihrer Art gewissenhafte Leute, aber absolut willenlos und unsicher in ihrer persönlichen Ehre. Wie die Familie Alltag in Tempelhof Königs Geburtstag feiert, das bildet einen reizenden Contrast gegen die blasirten Geheimrathsgesellschaften, die man vorher durchgemacht: aber aus diesen Kreisen, das sieht man klar, konnte eben so wenig als aus dem französisirten Hof dem Vaterland in der Noth ein Halt gefunden werden.

Der Bürger- und Gelehrtenstand ist flüchtiger skizzirt, eigentlich nur in ein paar verkümmerten Exemplaren; daß viel darüber reflectirt wird, ist keine genügende Entschädigung; reflectiren kann der Leser selbst, der Dichter soll ihm Bilder geben. Am wenigsten genügt es, wenn die Reflexionen historischen Persönlichkeiten in den Mund gelegt werden: wie Stein, Fichte und Schleiermacher über ihre Zeit gedacht haben, das wissen wir aus ihren Schriften und Briefen besser, als der Dichter es uns berichten kann.

Kräftiger heben sich die militärischen Bilder ab. Die jungen Cornets in ihrem Uebermuth gegen den Bürgerstand, in ihrem Verkehr in schlechten Häusern, dazwischen ehrliche, beschränkte, halb drollige Figuren, mit denen die Andern ihr Spiel treiben, wie der Rittmeister Dohlenek, das alles ist wieder ganz vortreffliches Genre. Worauf es aber dem Dichter am meisten ankommt, nämlich zu zeigen, daß auch die militärischen Einrichtungen Preußens den Ansprüchen nicht genügten, das läßt sich einmal im Roman nicht leisten. Wir hören wohl, wie von fortgeschrittenen Leuten der Kamaschendienst getadelt wird, aber das hörten wir 1865 auch, und doch folgte 1866.

In einem Roman ein Gesammtbild von den Zuständen von 1806 zu geben, ist eine schwierige Aufgabe; zu bewundern ist immer, wie namentlich im Anfang mit geschmackvoller Rücksicht auf Farbe und Stimmung eine Scene sich an die andere reiht, wie in dem ziemlich lebhaften Wechsel doch ein greifbarer Zusammenhang sich herausstellt. Für das Ganze war noch ein novellistischer Faden nöthig.

Der Dichter spannt einen doppelten Faden aus: die Geschichte einer unschuldigen Schönheit, Adelheid Alltag, die durch widerwärtige Zufälle mit allen krankhaften Seiten der Zeit in Berührung gebracht wird, und die Geschichte einer Verbrecherin.

Adelheid's erstes noch halb kindliches Auftreten ist allerliebst, je weiter man aber im Buch kommt, desto mehr erlahmt die Theilnahme. Man will sie zuerst zur Maitresse des Prinzen Louis Ferdinand machen: und in dieser Aufgabe lösen sich eine Gelegenheitsmacherin von Profession und eine Geheimräthin, die ein Haus macht, ab; dann greift man höher, und bestimmt sie für den Kaiser Alexander. Dazwischen wird sie geliebt, erst von einem platonischen Idealisten, Walter van Asten, der ursprünglich für die blaue Blume geschwärmt hat, nun aber Politik treibt und später im Tugendbund eine erhebliche Rolle spielt: neben seinem Patriotismus ein äußerst resignirter junger Mann, der denn auch die Liebe der schönen Adelheid nicht zu erringen weiß. Dann wird sie geliebt von einem Kraftgenie, das in Liederlichkeit unterzugehen droht, weil die Zeit seinen Thätigkeiten keinen Spielraum bietet, Louis Bovillard, Sohn des Geheimraths. Seine Liebe findet Erwiederung, und Adelheid wird ihm angetraut, als er gerade im Sterben liegt: ein Schluß, von dem man nicht weiß, ob man ihn weinerlich oder komisch nennen soll.

Einen viel größeren poetischen Werth hat die eingewebte Criminalgeschichte. Im Anfang dieses Jahrhunderts machte der Proceß der Geheimräthin Ursinus in Berlin kein geringes Aufsehen. Sie gehörte zur besten Gesellschaft, bis man auf den Verdacht kam, sie habe ihren Mann vergiftet. Bald stellten sich noch weitere Umstände heraus, es kam eine ganze Anzahl von Giftmorden zum Vorschein, die sie anscheinend ohne allen Zweck, weder aus Rachsucht noch aus Gewinnsucht, blos aus Liebhaberei begangen hatte. Da es noch keine Geschworenen gab und sie nicht gestand, konnte sie nicht zum Tode verurtheilt werden, obgleich das Gericht von ihrer Schuld überzeugt war; sie überlebte ihre Gefängnißstrafe. W. Alexis hat im „Neuen Pitaval" den Fall nach den Acten dargestellt, im Roman hat er ihn frei benutzt, wie er ihn für seine Zwecke gebrauchen konnte.

Der Dichter hat eine entschiedene Vorliebe für dämonische Frauengestalten, deren Leben ein grauenvolles Räthsel umschließt; mehrmals hat er den Anlauf genommen, sie zu zeichnen, in Mathilde von Nordheim, in der Kurfürstin Dorothea. Der vorliegende Fall ist wohl am meisten gelungen, weil sich der Dichter in der Sphäre hielt, die ihm am vertrautesten war.

Es kommt ihm nicht darauf an, das Verbrechen zu erklären: welcher Poet wäre das auch im Stande! Er will nur zeigen, wie eine Person beschaffen ist, in deren Seele ein solcher Gedanke, ein solcher Entschluß zum Keim kommt. Er zeigt seine Heldin nicht im Moment des Verbrechens, sondern gleichsam in Uebergangsstadien, wo ihre Seele sich sammelt. Er verurtheilt sie ganz, nicht blos als böse, sondern auch als innerlich hohl und leer; er deutet auf die Hohlheit der Seele als auf den eigentlichen letzten Grund ihres Verbrechens hin: und doch sucht er ihr einen eigenen unheimlichen Reiz zu verleihen, der sein eigenes Interesse erklären soll. Gleich bei ihrem ersten Auftreten.

„Das ganze Gesicht war, was man spitz nennt; vielleicht hätte man auch die kleine Gestalt der Dame so nennen mögen. Indeß war ein Etwas darin, entweder nenne ich es Anmuth oder Elasticität, was diesen Eindruck verwischte. Alabasterarbeit, hätte ein Künstler gesagt, der erst der Hauch des Gedankens oder des Gefühls Farbe und Bewegung giebt. Weder jung noch alt, weder schön noch eigentlich hübsch, konnten doch ihre dunklen kleinen beweglichen Augen, wenn sie aus den blonden Augenbrauen besondere Blicke schossen, anziehen. Es war schwer zu sagen, wovon diese Blicke sprachen, ob von Verstand, Gefühl, Sinnlichkeit; ob sie stachen, suchten, lockten; ob sie aus einer beglückten oder zerrissenen Brust kamen. Sie konnten einen sehr verschiedenen Glanz annehmen, nur nicht den der ursprünglichen Wahrheit, jenen Glanz, der auf den ersten Blick überzeugt. Man sah in diesen Augen, daß die Gedanken und Gefühle sich erst sammeln mußten, um ihren Blicken den Ausdruck zu geben, den sie wollte. Es war überhaupt etwas Besonderes in der Frau; es lag in ihrem Wesen Ruhe und Unruhe, man konnte sie in diesem Augenblicke für sehr bedeutend, im nächsten für ein gewöhnliches Weib halten."

Sie tritt in der Gesellschaft mit vollendeter Sicherheit auf; sie coquettirt wie alle Uebrigen, aber geschickter; sie spielt eine Rolle, aber sie langweilt sich.

„Und das heißt Leben! unter diesen nüchternen, langweiligen, abgeschmackten Puppen wandeln, sich kleiden, sprechen, die Gefühle und Gedanken zusammenhalten, damit ja nichts entschlüpft, was sich nicht schickt! Und darum leben wir!"

Ihr Mann, ein Gelehrter, steckt ganz in seinen Büchern, er läßt ihr völlig freien Willen. Aber er weiß nicht sie zu beschäftigen; sie haßt ihn nicht, aber er kommt ihr wie ein Gespenst vor. Als sie in dieser Stimmung einmal in ihr Schlafzimmer kommt, bemerkt sie eine Spinne und verbrennt sie. Die Scene ist mit großer Virtuosität ausgemalt: der Dichter zeigt bei dieser an und für sich unerheblichen Begebenheit ihre Physiognomie so genau, daß man von den geheimsten Instincten ihrer Seele eine Ahnung bekommt. Die verbrannte Spinne verfolgt sie noch im Traum, sie sieht sich von lauter Gliederpuppen umgeben und eine Stimme ruft ihr zu: man brauchte ja nur alle die Puppen zu verbrennen, das giebt ein gutes Kaminfeuer!

Einige Zeit darauf spricht sie sich gegen den Romantiker Walther ausführlicher aus. Sie gesteht ein, daß es ihr schmeichelt,

Mittelpunkt der Gesellschaft zu sein. „Aber wenn sie gegangen, die Lichter ausgelöscht sind, überfällt mich doch wieder ich weiß nicht was — ein inneres Gähnen, eine Hohlheit. Von all dem schwirrenden Geschwätz, von den Händedrücken, den zärtlichen Betheuerungen, was bleibt denn anders als eine Lüge! Ich empfinde das ganze Unbehagen, von dem man mir erzählt, daß es die Schwelger nach ihrem Rausch fühlen."

Als sie sich einmal wieder übermäßig anstrengt, um in der Gesellschaft zu gelten, und Adelheid, die sie als Pflegetochter angenommen, sie fragt: warum muß man denn gelten wollen? erwiedert sie: „Ja warum lebt man? der Philosoph fehlt noch, der uns die Frage beantwortet."

Daß sie Adelheid in ihr Haus nahm, rettete diese aus der furchtbarsten Lage ihres Lebens; es geschah aber nicht aus Wohlwollen: abgesehen von den egoistischen Zwecken, die sie damit verband, stachelte es sie, ein junges, unverdorbenes Gemüth aller Illusionen zu entkleiden, es im Innersten zu verwunden. „Die Frau vergiftet mich!" ruft Adelheid einmal entsetzt aus.

Die unternommene Gesellschaft gilt der Verherrlichung Jean Paul's (beiläufig ein kleiner Anachronismus); sie fällt zur Unzufriedenheit der Frau Geheimräthin aus, die auf eine beleidigende Weise unbeachtet geblieben ist. „Was kann eine Frau," sagt sie in ihrer Bitterkeit, „in dieser Welt der Conventionen! und wenn die Revolution fortgährte über die Welt, sie erhöbe nur Männer, und die Weiber blieben Sclavinnen. Nur das kleine Spiel der Ränke, um hie und da mit giftigen Nadeln zu stechen, ist ihnen vergönnt. Wenn sie die Armseligen, Gemeinen, Undankbaren von der Erde wegspülen möchte — sie kann nur morden im Traum." —

Wie diese Gedanken in ihr weitergähren, das bleibt hinter einem Vorhang. Sie leidet an Congestionen, Beklemmungen des Herzens, und klagt über Visionen. Im Kreise vertranter Menschen sieht sie oft andere Gesichter; sie redet oft eine Person an und meint die andere. Die Leute halten sie für etwas mystisch; Moses Mendelssohn liegt immer aufgeschlagen auf ihrem Tisch. Wir sehen sie wieder, als sie ihr erstes Verbrechen bereits begangen hat: sie hat ihren Bedienten vergiftet, einen guten Kerl, mit dessen krankhaften Zuständen sie sogar einiges Mitleid fühlt.

Für einen Criminalisten hat sie eine besondere Anziehung. „Ich kann die Vorstellung nicht los werden, daß ich die Frau einmal vor mir sitzen hätte am grünen Tisch, in einem Glorienschein von erhabener Tugend und philosophischer Resignation. Da steht mir der kalte Schweiß auf der Stirn, wie sie auf meine Fragen antwortet. Sie redet sich aus und in mich drein, daß ich an mir irre werde. Glauben Sie mir, das konnte die Frau in solcher Lage, mit ihrem züngelnden Blick voll Sanftmuth und doch in die Seele bohrend, mit ihrem feinen Lächeln, mit der unendlichen Milde, die um ihre blasse Todtenlippe schwebt! Sie bedauert mich, sich, die ganze Welt, und Gott weiß, was hinter dem Bedauern lauert: Hohn und Haß, Gift und Tod."

Die Geheimräthin hat sich indeß ein vollständiges System zurecht gemacht. „Wir Alle," sagt sie einmal offen zu Adelheid, „werden gemartert von den Verhältnissen, vom Urtheil der Menschen. Die Leute sagen, daß wir endlich gleichgültig werden. Das ist nicht wahr: man wird nicht gleichgültig, wenn man sich nicht aufgegeben hat. Wer sich noch fühlt, ruht nicht, bis er Andere wieder martern kann. Das ist das Gesetz der Welt." — „Das Leben ist ein fortdauernder Krieg Aller gegen Alle. Die stillen friedlichen Pflanzen haben kein ander Naturgesetz, als eine die andere niederzudrücken. Wir leben auf dieser Erde, ihre dämonischen Säfte, ihr Athem zuckt in unserem Blut, und ihr Princip ist: tödten, indem wir nach Luft und Leben ringen. Die Rechtsgelehrten sprechen ja wohl von dem Recht der Noth, wonach von zwei Schiffbrüchigen auf einem Brett der Schlauere und Stärkere den Andern hinabstoßen darf. Die Thoren nennen es einen Ausnahmefall: es ist die Regel, das Naturgesetz, es gilt allüberall." — Wie sie diese Ideen dem jungen Walther entwickelt, kommt sie eben aus dem Zimmer ihres Gemahls, den sie durch Arsenikstaub langsam umbringt.

Wie nun die Welt in ihrem Urtheil schwankt, sie bald für eine „femme incomprise" hält, die ein großes Unglück mit Würde trägt, bald vor ihr schaudert, das ist mit vollendeter Virtuosität erzählt. Noch

brillanter die Entdeckung. Der einzige Mensch, der ihr eine stärkere Neigung eingeflößt hat, ein Legationsrath Wandel, ein Giftmischer anderer Art, denn er vergiftet aus Gewinnsucht, hat sie insgeheim beobachtet: er benutzt seine Entdeckung, ihr Geld abzupressen. Nun bricht in ihr die letzte Illusion; um sich an der Welt zu rächen, öffnet sie das Zimmer ihres Mannes, der eben im Sterben liegt. Dann sucht sie lange im Zimmer nach einem Spiegel, und als sie ihn endlich gefunden, kann sie nichts darin sehen. „Sie rieb und rieb, aber der Spiegel blieb blind. Mein Gott! ich muß doch die Wahrheit sehen! rief sie und sucht nach einem Tuch. Jetzt meinte sie, der letzte Hauch sei abgerieben; sie sah sich und sie sah sich nicht. Allmächtiger, schrie sie auf und preßte die Hände über ihren Scheitel. Diese Bewegung sah sie, aber sonst nur Umrisse. Umsonst quollen die Augäpfel aus ihren Höhlungen hervor, mit einem neuen entsetzlichen Schrei fuhr sie zurück; die Gestalt im Spiegel fuhr auch zurück: Ich bin ja hohl!“

Es hat indeß mit der Frau Geheimräthin noch eine andere Bewandtniß. Sie ist hohl und schlecht, aber die Art, wie sie über die Welt urtheilt, wird von dem Dichter nicht unbedingt gemißbilligt. Adelheid wird darum so von ihr gequält, weil sie ihren Argumenten nicht immer ganz zu widersprechen weiß. Auch sie empfindet die Resignation als eine Lüge. Auch der Dichter empfindet die Resignation als die schlimmste Krankheit der Zeit, die er schildert. In dieser Empfindung liegt das Mittelglied zwischen der Sittenschilderung des Romans und der episodischen Criminalgeschichte.

„Wäre doch,“ sagt der Criminalrichter Fuchsius, indem er die Acten der Ursinus durchblättert, „ein inniger Connex da, den wir nur nicht sehen, zwischen den Werken der großen Geschichte und den Thaten der kleinen Menschen? spiegelte sich das Ungeheuerliche des Weltbrands wieder im Thun der Individuen? Die Revolution in der Desorganisation der Gefühle und der krankhafte Drang, der Welteroberer erzeugt, rief hier in der schwachen Weiberbrust den Kitzel hervor zur scheußlichen That!“

Dieser Fuchsius war früher Assessor im Dienst des Ministers Schulenburg; er durchschaute die Erbärmlichkeit der Regierenden vollkommen, gab sich aber dazu her, ihre Politik in den Zeitungen zu vertreten. Als Stein ans Ruder kommt, compromittirt er sich durch ein Plagiat und nimmt in Folge dessen seinen Abschied. Aber er weiß dafür auch andere Gründe anzuführen. Er glaubt nicht an die Möglichkeit einer Erhebung.

„Einen Sturm wollen Sie loslassen,“ sagt er zum Idealisten Walther, „und was weht er auf? — Staub! mehr nicht. Das Ferment, das Kreuzzüge möglich machte, ist ausgegangen, auch die französische Revolution könnte sich nicht wiederholen. Ja, trockene Stoffe liegen in Hülle und Fülle um uns her, aber es ist Asche. Wo ist etwas Ureigenes, Schaffendes zurückgeblieben, von den Säulen des Hercules bis zur Mongolei? Die Völker sind ein farbloses Decoct geworden, eine träge, weiche, schwammige Masse, der die Excesse der Furcht und Dummheit die elastische Kraft förmlich abgezapft haben.“

Fuchsius ist aus der Politik zur Criminalistik übergegangen: „der Sprung ist für mich zur Rettung geworden, aus einer Welt der Verwesung, über welcher der gleißende Schein immer mehr reißt, in eine Naturwelt, wo es noch chaotisch daliegt, unschön, meinethalben ekelhaft, aber es ist die grelle Naturwahrheit, die der Mensch bessern, veredlen sollte, aber er hat sie verpfuscht. Die Wahrheit, die ich in der Psychologie des Staats nicht fand, suche ich in der der Gefängnisse. Jetzt begreife ich die Völkerwanderung.“

Es ist nicht blos der zweideutige Politiker, der so empfindet; hören wir, wie Wilibald Alexis den Freiherrn von Stein über die Lage der Dinge urtheilen läßt.

„Gott allein kann helfen. Wenn kein Gewitter diese faule Luft reinigt, so helfen alle unsere Vorschläge nichts. Dies in liederlicher Humanität aufgepeppelte Lottergeschlecht ist zu nichts Urkräftigem mehr tüchtig. Im glücklichsten Fall würden sie unsere Pläne wie ein neues Spielzeug hinnehmen, das so lange amüsirt, als es neu ist. Die Blasirtheit ist weder der Begeisterung noch der Entrüstung fähig. Im Drang nach Unterhaltung spielen sie mit Allem, was ihnen hingeworfen wird, sie flattern aber auch in jedes Netz, das die Arglist ihnen stellt. Die Herrschaft dieser frivolen

Schwätzer ist nicht geeignet, den Boden zu anderer Saat weich zu machen. Ein Ekel muß doch am Ende die bessere Natur überkommen, auch die nichts Besseres weiß: sie stürzt sich dann aus Verzweiflung in das erste Beste, das ihr vorgehalten wird. Die Versuche der Wöllner und Bischofswerder kamen nur zu früh, zu ungeschickt. Darauf ließ man die Romantiker los; junge Genies, von denen ich gern glauben will, daß sie in ihrem taumelnden Uebermuth selbst nicht wußten, an welchen Fäden sie flatterten. . . . Den ewigen Gott haben sie zum sentimentalen Großpapa im Schlafrock gemacht. Gott läßt sein nicht spotten. Den Gott am Kreuz wollen diese nicht mehr anbeten, es können Andere kommen, die fordern, daß wir das Kreuz ohne den Gott anbeten."

Ebenso faßt eine geistreiche Frau, die russische Fürstin Gagarin, die deutsche Bildung auf. „Was ist sie? Eine bunte Garderobe, aus allen Ländern zusammengeholt, Frack und Frisur aus Frankreich, ein Surtout darüber aus England, bunte Flitter aus Italien, Spanien, wo es her ist. Und die gerühmte Intelligenz, aus welcher Quelle schöpft sie? Aus schleichenden Flüssen, künstlichen Canälen. Womit beschäftigte sich ihre Poesie, Philosophie und Kunst, als über die Wüste der Alltäglichkeit einen glitzernden Teppich zu weben, und den Gott, den sie nicht sahen, aber doch bisweilen fürchteten wie Kinder das Gewitter, aus seinem Aethersitz herabzureißen und ihm ein bürgerliches Kleid anzuziehen, bis er zum guten Nachbar ward, den man zu Gevatter bittet und die Hand schüttelt. Wen verfolgen diese Nicolaiten, als die von seinem Geist durchschauerten! So im Siegeswahn haben sie über dem Schutthaufen, der Gott und Teufel, Religion und Aberglaube begräbt, den Thron der Aufklärung aufgerichtet. Der rechte neue Aberglaube und Aberwitz, wo den Sündern vergeben wird, wie man irgendwo Gefangene laufen läßt, weil kein Gefängniß für sie ist. Die nach dem Trunk dürstenden Wüstenpilger speist man ab mit dem Trost, ihr Durst sei Illusion, er werde vergehen durch Enthaltsamkeit."

Die Fürstin treibt nicht Giftmord wie die Ursinus; aber sie läßt einmal einen Kutscher wegen geringen Versehens zu Tode peitschen. Sie hat stark religiöse Anwandlungen, sie spricht mit den Worten de Maistre's, sie ist die Agentin des Kaisers Alexander gegen Napoleon und die Revolution. Ueber die Bedeutung der Magdalenen für die christliche Symbolik, und den Beruf der Frauen überhaupt spricht sie sich sehr geistreich aus. In Wandel sah sie zuerst wie die Ursinus einen dämonischen Menschen; er wurde ihr Liebhaber, nachher verachtete sie ihn und warf ihn zur Thür hinaus. Zur Ursinus steht sie in geheimnißvollen Beziehungen; sie verstehen einander, aber die vornehme Frau blickt höhnisch auf die Bürgerliche herab.

Ein anderes Symptom von der Krankheit des Zeitalters, Louis Bovillard. „Was kann man denn Besseres thun in dieser Gesellschaft, als sich selbst verwüsten! Trinken, und wenn man erwacht, wieder trinken. Sind nicht alle Edleren bei uns dazu verdammt? — Lieber doch berauscht untertauchen und rasch, als nüchtern zusehen, wie wir Zoll für Zoll im Morast versinken. Oder wo ist denn die Kraft, die nach Besserem ringt, wo nur ernster Wille? Die beschränkte, duckmäusige Tugend, die sich den Himmel malt an ihre vier Wände, aber der Himmel draußen ist ihr zu frisch und kühl. Wem nun anderes Blut in den Adern pulst!"

Aehnlich urtheilen die Giftmischer. „Es ist keine unedle Natur," sagt die Geheimräthin von Adelheid, „die den Drang fühlt, sich zum Opfer zu bringen. Aber das Mädchen ist krank. Es ist die Krankheit der Resignation." — „Daß Sie," entgegnet Wandel, „ein armes junges Mädchen anklagen um die Krankheit, welche Theologen, Dichter Philosophen um die Wette unserm Geschlecht einimpften! Um das Siechthum unserer Staaten, unserer Bildung, daß wir aus uns hinaus uns denken, schwärmen, speculiren, statt zu rechnen!" — — Etwas später: „So ist sie, voller Laune und Phantasie." — „Wie unsere Zeit und diese Menschen. Nichts, wohin wir sehen, als Phantasie und kein Entschluß."

Es läßt sich nicht leugnen, diese Art, die geheimen Sünden der Gesellschaft und die offenen Sünden des Staats zu combiniren, ist geistvoll; auch entbehrt sie keineswegs des historischen Anhalts. Lesen wir die Anklagen gegen das Zeitalter, von Klinger, Schiller, Fichte und Hölderlin,

so kommt uns das, was W. Alexis seine Idealisten sagen läßt, beinahe matt dagegen vor. Auch beginnen diese Anklagen nicht erst, da das Elend wirklich über Deutschland ausbricht. Es läßt sich wohl begreifen, daß nach dem Frieden von Basel gerade kräftigere Geister von Unmuth ergriffen wurden, da Norddeutschland ruhig zusah, wie von geschäftigen Feinden der Boden des gemeinsamen Vaterlandes unterwühlt wurde, und dieser Unmuth äußerte sich dann in sehr abweichenden Richtungen: die Gründe jener Schriftsteller stimmen keineswegs überein. Aber lange vor dem Frieden von Basel gährte es in den Köpfen der Jugend, und die sogenannte Sturm- und Drangperiode wird man doch nicht unbedingt als ein historisches Document für die Schlechtigkeit des Zeitalters gelten lassen. Daß ein überkräftiger junger Mann, wie Prinz Louis Ferdinand oder Louis Bovillard, weil er keinen angemessenen Spielraum für seinen Ehrgeiz findet, sich dem rohen Sinnengenuß ergiebt und darin zu Grude geht, wird zu anderen Zeiten auch vorkommen: mitten im mächtig bewegten Leben des Ganzen findet nicht Jeder die rechte Gelegenheit, das zu werden, was er hätte werden können. Es muß dann untersucht werden, ob die Krankheit mehr im Ganzen oder mehr im Individuum liegt. Am bedenklichsten ist es, durch eigentliche Criminalverbrechen eine Zeit charakterisiren zu wollen. Der Fall der Ursinus bleibt immer eine Abnormität, ihr Verbrechen steht keineswegs so in einem innern Zusammenhang mit den schlechten Neigungen des Zeitalters wie etwa die Verbrechen der Lucrezia Borgia oder der Brinvilliers. Wer wollte z. B. aus Tim Tode's Unthat etwas auf schleswig-holstein'sche Zustände schließen? Dadurch nun, daß die Giftmischerin in ihren Monologen zu nah an die Monologe der übrigen historischen Persönlichkeiten herantritt, kommt in das so geistreich angelegte Gemälde etwas Schielendes, was keineswegs dadurch gebessert wird, daß ein zweiter Giftmischer sich ihr anschließt. Die Ursinus ist sehr fein psychologisch geschildert, Wandel ist eine Mosaikarbeit, eine Reminiscenz aus Hofmann.

Ich finde, daß die Schlechtigkeit des Zeitalters am kräftigsten hervortritt, wenn man ohne alle Declamation schlicht erzählt, was in den Jahren 1806 und 1807 vorfiel; hier im Roman sieht man doch nicht die Sachen selbst, sondern die Stimmungen, die sich gleichsam nebenher entwickeln, und die Stimmung ist nie ein vollgültiges Zeugniß.

In der Fortsetzung des Romans, „Isegrimm" 1854, hat W. Alexis einen strengeren historischen Ton anzuschlagen versucht. Die Geschichte, die sich auf der großen Heerstraße hält, läßt viele Punkte unberührt, die für die Kenntniß der Zustände von Wichtigkeit sind. Was 1806 in den Städten geschah, erfährt man hinlänglich, aber dasselbe Elend und dieselbe Noth breitete sich auch über das Land, und jeder Flecken und Winkel hatte davon zu tragen.

Der Feind kam nicht wie eine Ueberschwemmung, sondern wie graue Wolken, die langsam aber sicher eine Gegend überziehn, bis sie in einen Regen sich entladen, so durchdringend und andauernd, daß endlich kein noch so verstecktes Plätzchen undurchweicht ist. Die einzelnen Schreckensscenen und Gewaltthaten hätte man abgeschüttelt wie ein Unwetter; aber dann die Colonnen auf Colonnen, die wie ein Alp ruhten, wie Vampyre aussogen, und hinter ihnen die Marodeure, die nächtlichen Einbrüche, Feuersbrünste, die Lazarethe und ihr vergiftender Pesthauch. Doch das Schlimmste war das System, das die Fremden mitbrachten und auf die Verhältnisse, die sie vorfanden, impften. Ihre Commissäre begünstigten nicht die Plünderer, sie retteten wohl vor ihnen das Privateigenthum, denn was sie retteten, retteten sie für sich, die Besitzer wurden ihre Verwalter. Das war der feuchte Nebelregen, der in alle Poren des Landes drang, das Spinnengewebe der französischen Beamten mit höflichen Redensarten und lächelnden Mienen, aber mit Argusblicken und den Klauen des Luchses. Sie drangen bis ins Herzblut, und hatten sich eingewühlt und gefressen, wie die Maden in alle Theile des Leibes; nicht an einem Aderlaß sollte das Opfer verbluten, nein sie pflegten es, damit es wieder Kräfte bekäme, und dann zapften sie langsam und sicher Tropfen um Tropfen ab. Das war der Schrecken der Schrecken, weil man es nicht sah und doch in jeder Fiber fühlte, das systematische Aussaugungssystem, das

von der Hauptstadt auslief, bis es mit seinen Schlingen und Fasern das letzte Haus des letzten Dorfes umspannt hielt.

Der Nebel- und Regenstimmung der Geschichte entspricht die Farbe, die Wilibald Alexis seinem Roman gegeben hat: er gehört landschaftlich zu seinen vorzüglichsten Leistungen. Gleich die erste Fahrt über das angeschwollene Wasser der Quilitz zeigt nicht nur echt märkisches Landleben, sie schlägt den Grundton der Geschichte an: die Natur empfindet mit das Elend des Menschen.

In dieser verwilderten Gegend wohnt ein kräftiges wenn auch armes Geschlecht. Die Schilderung der Querbelitzer Schenke, des Schulzen Gottlieb Köpke und des Kutschers Lambrecht ist ein Meisterstück. Die tolle, in ihrer Art aber heimliche Wirthschaft drängt sich dem Zuschauer mit unendlicher Komik auf, die Sitten zeichnen sich fest und deutlich ab. Es ist die echte gesunde Bauernnatur, keine Spur von Empfindsamkeit, eine Fülle der ungereimtesten Vorurtheile, dickköpfiger Widerstand gegen jede Neuerung zum Bessern; dabei aber kluge Beobachtung der wirklichen Dinge, und diplomatische Feinheit im Verkehr mit Vornehmen und Gebildeten. Diese Leute bringen der Einquartierung, von der sie heimgesucht werden, keinen überschwenglichen Patriotismus entgegen; von Deutschland haben sie nie etwas gehört, und was Preußen betrifft, so wissen sie zwar, daß, wer cantonpflichtig ist, für den König sein Blut lassen muß — das ist nun einmal so! — aber weiter hinaus geht ihre Initiative nicht. Die derbe, rüstige Martha läßt wohl, wenn es nöthig ist, sich von den Fremden küssen, um etwa einen Topf Fleisch zu retten; auch die Männer fügen sich, ohne daß ihr Herz angegriffen wird. Wie nun in diesen trägen Naturen allmälig Trotz und Haß erwacht, wie sie zu Schill gehen, um auf eigene Hand gegen die Franzosen zu kämpfen, das erlebt man mit und begreift es vollkommen. Ich weiß nichts Aehnliches als die Bilder von Staoenhagen, die doch jünger sind; die Dichter sind einander ebenso verwandt als die Volksstämme, welche sie schildern.

Von den Bauern kommen wir zum Landadel und lernen alle Typen desselben kennen. Zuerst den Landmarschall von Quarwitz auf Quilitz, ein herzloser Aristokrat im Sinn der damaligen Gouvernements, mit allem Egoismus des Standes ausgestattet, aber ohne das starke Ehrgefühl, das diesen Egoismus adelt; eine vortreffliche Figur, bis zu Ende mit voller Consequenz durchgeführt. Auch das ist gut erdacht, daß diese Menschen immer oben bleiben, in so bedenkliche Dinge sie sich einlassen, weil in ihrer kalten Natur kein Motiv dem andern widerspricht.

Die meisten seiner Standesgenossen sind seiner würdig: eine Reihe verzerrter Figuren; jede mit sehr bestimmter Physiognomie. Um bei der lästigen Pferdelieferung von den französischen Behörden schonend behandelt zu werden, projectiren sie einen Versöhnungsball, zu dem sie die Franzosen einladen; das Unternehmen hat aber ein schlechtes Ende: die Gesellschaft wird von den Schill'schen Husaren überfallen, und in Folge dessen die Behandlung des Landes noch strenger.

Die Gesellschaft ist nicht sehr einladend; die halbgebildeten Damen sind ihrer Männer vollkommen würdig. Trotzdem hat W. Alexis gegen den Stand eine andere Empfindung als Spielhagen.

„Ich bekenne Ihnen," sagt Walther van Asten, der als Emissär des Tugendbundes auch diese Gesellschaft besucht: „trotz der traurigen Erfahrung, die wir gemacht, klopfe ich vertrauensvoller an, wo das Gefühl der Ehre seit Jahrhunderten, wenn auch nur als überkommene Pflicht fortlebt, als da, wo es erst geweckt werden soll.... Unsere Aufgabe ist es ja, in Sumpf und Brandschutt nach den lebenskräftigen Keimen der Nation zu suchen.... Dies Krautjunkerthum mit seinen Gefühlen, Bestrebungen, Wünschen, die den Begriff eines Staats nicht erfassen können, ihre Ernte sammeln sie nicht zur Saat, nur wie der Hamster zum nächsten Winterbedarf; aus Verehrung ihrer Privilegien kennen sie kein Recht, das über den Besitz hinausgeht, sie können nicht glühen für Ideen von Menschenwohl, weil ihr kleines Ich mit dem engsten Umkreis von Vetter- und Fraubasenschaft alle ihre Gedanken einnimmt und beschäftigt. — Und doch, es sind Menschen, die der Natur näher stehen. Die Erdluft der umgeworfenen Aecker, die Sonne, der Hauch der Kieferwälder hat ihre Haut gebräunt. Sie lieben etwas — sich selbst, ihre Kinder und Familie; sie haben Respect vor

etwas — vor ihren Erinnerungen und Namen; es erbt in ihnen etwas fort, wenn nicht die Tugend der Väter, doch ihre Güter und Titel. In dieser Welt, wo Niemand mehr liebt, wo Alles wankt und zittert, greifen wir nach dem geringsten Festen, um uns selbst zu halten." Was Walter von Asten hier sagt, ist im Wesentlichen des Dichters eigene Meinung.

Um nun den Kern zu zeigen, der in diesem Stande noch vorhanden ist, wählt W. Alexis einen Junker vom reinsten Wasser, eben unseren Isegrimm, den verabschiedeten Major von der Quarwitz auf Flitz: als Modell hat ihm einigermaßen der bekannte General von der Marwitz gedient. Er ist befangener in den Vorurtheilen seines Standes als irgend einer seiner Genossen, er haßt den Liberalismus nach allen Richtungen; von dem Werth eines Menschen ist nach seinem Begriff der Stammbaum unzertrennlich. Gegen die benachbarten Edelleute, die er gründlich verachtet, ist er voll kalter Ironie, seinen Pastor redet er mit „Er" an; einen wohlgesinnten Gutsbesitzer, in dem etwas jüdisches Blut steckt, behandelt er mit souveräner Verachtung, obgleich er ihm vielen Dank schuldet. Dabei wird der strenge und energische, im ganzen auch gescheidte Mann doch im Stillen von allen denen geleitet, die seinen Vorurtheilen zu schmeicheln wissen, von seiner sehr beschränkten guten Frau, von seinen Pächtern, seinen Bauern, seinem Informator, ja von seinem höfischen Vetter selbst, dem er gerechtes Mißtrauen entgegenbringt. Zu allen diesen wunderlichen Eigenschaften kommt nun strenges Rechtsgefühl, Ehre, Muth ohne Grenzen, und die Fähigkeit, große Dinge groß zu nehmen. Gedacht ist diese Mischung vortrefflich, und in der Erscheinung kommt sie auch gut heraus: wo Isegrimm auftritt, glaubt man an ihn. Aber es ist dem Dichter nicht gelungen, Handlungen zu erfinden, in denen der Keim des Charakters in Blüthe und Frucht übergeht. Daß Isegrimm später an den Freiheitskriegen tapfern Antheil nimmt, wird nur flüchtig erzählt; was er vorher erlebt, ist durch schielende Romantik in ein falsches Licht gestellt.

Isegrimm hat drei Töchter, von denen er die eine, die hausmütterliche Wilhelmine, wenig schätzt, weil er in ihr nichts Adeliges findet; der standesmäßigen Gesinnung der beiden andern ist er sicher. Er wird aber in seinen Erwartungen getäuscht: Wilhelmine heirathet einen Reichsgrafen, sein Lieblingskind Amalie verlobt sich mit einem armen Candidaten, Karoline wird gar die Beute eines französischen Abenteurers. Die Art, wie sich Isegrimm in diesen drei Fällen benimmt, entspricht keineswegs dem Kern seines Charakters.

Schon die Art, wie er die verständige Wilhelmine in ihren bürgerlichen Neigungen theils gewähren läßt, theils dagegen ankämpft, zeigt mehr Wunderlichkeit, als man aus seiner Natur zu erklären vermag. Sein Verhalten vollends in der Liebesintrigue zwischen Amalie und dem Candidaten streift nahe ans Sinnlose. Er giebt dem jungen Menschen, dessen Schwächlichkeit er durchschaut, eine Stellung als Gewissensrath und Vormund seiner Töchter, die gegen sein eigenes stolzes und verschlossenes Wesen auf das härteste streitet und deren bedenkliche Folgen er vorhersehen mußte; er verliert bei der Entdeckung ganz die Haltung eines Gentleman, und wenn man das aus dem Uebermaß seines Jähzorns erklären wollte, so hört alle Erklärung auf, als er den eben erst gemißhandelten Mann weiter in seinem Hause duldet und Jahre lang zusieht, wie die Beziehungen auf eine für Alle gleich unwürdige Weise Jahre lang fortgesetzt werden. Im dritten Fall tritt eine Romantik von außen ein.

Der Oberst Espignac, der Verführer der schönen Caroline, ist eine von jenen Figuren, bei welchen der Dichter wieder in die Voraussetzungen seiner früheren poetischen Bildung verfällt. Er ist der Sohn eines Conditors, war zuerst selbst Conditorjunge, dann Schauspieler, Kunstreiter, alles Mögliche, bis er sich in den Napoleonischen Kriegen durch Tüchtigkeit zu hohen militärischen Graden aufschwang. Die Marotte seines Lebens ist nun, daß er sich für den Abkömmling einer uralten legitimistischen Familie auszugeben sucht. Er spielt diese Rolle mit so viel Geschick und Ausdauer, daß er wie der falsche Waldemar halb und halb selbst daran glaubt. Nur lag in der Rolle Waldemar's etwas Positives: da er die Mission des verstorbenen Markgrafen ausübte, konnte er sich in gewissem Sinn für den wirklichen Markgrafen halten.

Espignac dagegen hat mit seinem Betrug gar keinen Zweck; sein Avancement wird dadurch in keiner Weise gefördert, und daß später die Legitimisten wieder ans Ruder kommen würden, konnte er nicht voraussehen. Für das Grundproblem des Romans hat die Sache insofern ihren Sinn, als auch Isegrimm getäuscht wird: er hält Espignac für einen echten Edelmann im höchsten Sinn des Wortes, und wird also in seinen Vorurtheilen durch die Entdeckung beschämt. Aber einmal wird dies Motiv nur ganz flüchtig angedeutet, während es doch die tragische Katastrophe im Charakter des Helden bilden sollte; dann ist es unerlaubt, eine lebendige Figur als Vehikel eines sittlichen Motivs zu mißbrauchen. Eigentlich soll ein Original geschildert werden, das neben vielen andern guten Eigenschaften von der Monomanie der Lüge besessen ist, wie es in Tieck's Novellen häufig vorkommt, freilich in einer Atmosphäre, die dergleichen mehr begünstigt. Oder wollte Wilibald Alexis die Lügenhaftigkeit der Franzosen geißeln? Diese Art der Lüge wenigstens war bei den Franzosen nicht typisch, am wenigsten 1807.

Eine solche falsche Figur bringt denn auch die anderen in Verwirrung. Schon bei der Entdeckung seiner Schuld, die freilich einige hochpoetische Momente hat, werden wir in ein närrisches Maskenspiel geführt, das den tragischen Eindruck beeinträchtigt: verkleidete Ahnfrauen und dergleichen Costüm aus der romantischen Rumpelkammer; die Verwirrung steigert sich aber, als auf die Schuld Buße und Rache folgen soll. Der Dichter redet sich selbst so in Aufregung und Hitze hinein, daß die Figuren seinem Willen nicht mehr folgen, die Erzählung wird ganz verwirrt, die Gesetze von Raum und Zeit verlieren ihre Geltung, und die Sünde gegen diese Gesetze macht sich auch am Charakterbild geltend: die schließliche Entscheidung erfolgt durch einen Act des Somnambulismus, und ein harter Charakter wie Isegrimm hat nicht das Recht des Nachtwandelns. Dabei ist auch in dieser falschen Episode Einiges sehr brillant, die weitere Entwicklung Karolinens läßt nichts zu wünschen übrig.

Es ist sehr schade, daß Wilibald Alexis für seine Novelle die Einmischung eines ihr ganz fremden Elements für nöthig hielt: sie ist im übrigen sehr glücklich angelegt. Die Berliner waren durch Fouqué'sche Edelsitze verwöhnt; auch Hauff und andere süddeutsche Dichter gaben den Schlössern und den Edelfräulein immer einen Uhland'schen Hauch; bei W. Alexis wird man nun einmal die Wirklichkeit gewahr, und begreift, daß das conventionelle Costüm keineswegs zum Wesen der Sache gehört.

Ich kann mich bei dem letzten Roman des Dichters, „Dorothea," kurz fassen. Auch in ihm ist Einiges vortrefflich, die landschaftlichen Bilder aus dem Oderbruch, die zerstörte Haidemühle, die Schilderungen der Rechtsverhältnisse des 17. Jahrhunderts, die Tollheiten der lutherischen Fanatiker und Aehnliches. Aber meistens kommt der Roman auf ältere Motive zurück. Die Kurfürstin Dorothea ist die Geheimräthin Ursinus, nur in eine höhere Sphäre erhoben und vor der äußersten Consequenz der bösen Sinnesart bewahrt: ihr Giftmord ist nur eine Gedankensünde, obgleich man bei der sehr verwirrten Erzählung darüber nicht ganz aufgeklärt wird. Der Astrolog Balsamo ist Wandel, und der holländische Philolog Skytte hat so viel von Walter van Asten, als im 17. Jahrhundert nur irgend möglich ist. Der große Kurfürst ist in sehr blassen Farben ausgeführt, und die Schleichhändler und Räuber erinnern mehr als billig an W. Scott.

Ich komme zum Schluß. Ich habe im Eingang die Bedeutung des Dichters hauptsächlich für die Mark Brandenburg hervorgehoben; er ist aber, abgesehen davon, ein Dichter von sehr bedeutender Kraft, der nur darum nicht einen unbedingt reinen Eindruck macht, weil er vielfältig sein Talent verkannte und seine Stimmlage in eine Höhe hinaufschrob, der sie nicht gewachsen war. W. Alexis ist ein Genremaler vom ersten Range. Es werden sich wenig deutsche Dichter finden, die mit seinen Landschafts- und Sittenbildern zu wetteifern vermögen; fast möcht' ich sagen, ich finde keinen. Mit diesem Talent verbindet er ein gründliches Studium der Geschichte und ein Verständniß für alle Züge derselben, die durch die fluctuirende Masse hervorgebracht werden. Was die großen Männer, die Helden der Geschichte betrifft, so hat er über sie das Urtheil des reif gebildeten Mannes; sich aber in ihre Seele hinein zu versetzen, und aus ihrem Innern heraus zu denken und zu empfin-

den, das ist er weniger im Stande. Wo er dergleichen versucht, liegt die doppelte Gefahr nahe, entweder triviale Dinge zu wichtig zu nehmen, oder aus dem Dämonischen ins Phantastische zu verfallen. Diese letztere Neigung wird bestärkt durch seine frühere poetische Bildung, durch seinen Zusammenhang mit der romantischen Schule. Diese Schule ging darauf aus, das Große dadurch zur Wirkung zu bringen, daß sie es uns als fremd und unverständlich zeigte: das ist ein bedeutender Schritt über den gemeinen Pragmatismus hinaus, aber es genügt nicht: denn nicht derjenige ist der echte Geisterbanner, der die Geister heraufbeschwört, sondern der sie zu reden zwingt.

Wenn also fast in sämmtlichen Romanen unseres Dichters, in dem einen mehr, in dem andern weniger, ein incommensurabeles Moment eintritt, das gegen den Ton des Ganzen verstößt, von dem man also abstrahiren muß, um einen reinen Genuß zu empfangen, so hoffe ich gezeigt zu haben, daß diese Abstraction im hohen Grad die Mühe lohnt: man trägt reichen Gewinn davon, die Phantasie empfängt neue in correcter Anschaulichkeit dargestellte Stoffe, und über diese Stoffe ist die poetische Wärme gebreitet, die uns das Leben lieben und unser Gemüth mit sich selbst versöhnen lehrt.

* * *

Nachschrift. Der vorstehende Aufsatz war bereits gesetzt, als der Tod des Dichters erfolgte. Er ist am 16. December 1871 in Arnstadt gestorben, 73 Jahre alt, seit mehreren Jahren schwer krank, von seiner Gattin treu gepflegt. Sein Andenken soll uns theuer sein.

Spanien in deutscher Dichtung.*

Von

Robert Giseke.

„Ueber Geschichte kann Niemand urtheilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben." Das sagt Goethe in seinen „Sprüchen in Prosa" (Sämmtliche Werke von 1840, Bd. 3, S. 162), und wir sehen aus seinen Worten, daß, wenn er den Deutschen das Literaturverständniß als eine neue Errungenschaft zuschreibt, er über ihr Geschichtsverständniß gar nicht scheint sprechen zu können, weil er, an sich selbst Geschichte erlebt zu haben, ihnen kaum zutraute.

Nachdem Deutschland ein halbes Jahrhundert hindurch, nach der heiligen Restauration von 1815, all seinen geschichtlichen Lebensdrang in seinem Busen ersticken mußte, kann es nun doch sagen, daß es Geschichte an sich selbst erlebt hat. Es hat, nach jenem Goethe'schen Spruche, damit erst das Recht erlangt, über Geschichte, auch anderer Nationen, zu urtheilen. Und wahrlich, nachdem wir an den letzten europäischen Krisen unmittelbaren und erfolgreichen Antheil genommen, will es scheinen, als ob wir die Geschichte mit anderen, begeistigteren Augen anzusehen anfingen, als ob das Historiengemälde vornehmlich des letztverflossenen Säculums eine erkennbarere Physiognomie für uns gewänne, und als ob alle die Jahrhunderte europäischer Entwicklung, auf deren tiefste Culturprobleme Germanien doch wieder einmal eine laute, eigenmachtvolle Antwort zu geben gewagt hat, nun mit ihrem vieltausendstimmigen Geisterchore in neuen Offenbarungen, aber auch zugleich in lösungbegehrenden Räthseln zu uns sprächen!

Die Gegenwart hat aus der Geschichte zu lernen; aber auch die Geschichtschreibung entwickelt sich mit der Gegenwart. Ein interessantes Beispiel für den letzteren Satz liegt uns vor in sieben Bänden, Dichtungen aus und über Spanien, die von einem und demselben Verfasser, dem Dr. Johann Fastenrath in Köln, in den Jahren 1866 bis 1871 erschienen sind. Auch Dichtungen können Geschichtschreibung sein, und in schöpferischen Zeiten wie die unsere, wo die fortwirkende Geschichte selbst eine aus dem Vergangenen neues Leben erweckende Dichterin zu sein scheint, hat die geschichtliche Dichtung wahrlich vollen Anspruch darauf, vernommen und verstanden zu werden. Wie Goethe, offenbar von den Ereignissen der mit-

* Fastenrath's spanisch-deutsche Poesien.

erlebten Gegenwart ermüdet, im Jahre 1815 sich mit seinen Phantasiestudien plötzlich in entlegene Gegenden und entfernte Vergangenheit versetzte, und aus arabisch-persischer Poesie seinen „West-östlichen Divan" schuf, so sehen wir hier einen neuzeitlichen deutschen Dichter, offenbar in Vorahnung der nahen Beziehungen zur hispanischen Vergangenheit und Gegenwart, welche die nächsten nationalen Katastrophen mit sich bringen sollten, plötzlich mit seinem ganzen Schöpfen und Schaffen sich jenem Probleme der Völkerpsychologie zuwenden, welches aus dem romantischen Lande mit der ältesten Geschichte Europa's noch immer sphinxartig geheimnißvoll und ehrwürdig zu uns herüberblickt.*

Ich will es versuchen, Entstehung und Inhalt dieses „Hesperischen Divans" in einem kurzen Ueberblicke über diese sieben Bände, der Reihenfolge ihrer Herausgabe nach, den Lesern vorzuführen.

I.

Ein spanischer Romanzenstrauß. Von Dr. J. Fastenrath. Leipzig, 1866.

Herr Fastenrath hat im Jahre 1864 eine Studienreise nach Spanien gemacht, um dessen Nationalpoesie an Ort und Stelle zu studiren. Eine literargeschichtliche Sammlung altspanischer Heldengesänge, zweitausend Romanzen umfassend, wurde ihm eine Quelle poetischer Begeisterung: „Was ich hier las," sagt er, „wurde mir bald selbst zum Gedichte; der gemessene Schritt der Romanze, der markigen castelanischen Sprache und der Heldengeschichte des spanischen Volks so entsprechend, lud mich zum Mitwandern ein, und im Tonfall des Romanzenmetrums begleitete ich das spanische Volk von den ersten Spuren der Araber bis zum letzten Seufzer Boadbil's, durch die Liebesgesänge der Mauren hindurch bis zu ihren Klageliedern, bis zum letzten Triumphgesange der Spanier über die im Jahre 1860 gewonnene Schlacht von Tetuan."

Wie ist das Welttheater der Historie doch so wechselvoll in seinen Scenerien, so unerschöpflich überraschend in der Gruppenbildung seiner Contraste. Wie greifen alle die großen Geschichtsacte des orbis mundi der alten Welt, die rings um das Mittelländische Meer sich abspielen, doch zu einem großen Völkerdrama in einander! Und da, wo das Weltmeer zwischen die nächsten Berührungspunkte von Afrika und Europa sich drängt, da kämpfen durch Jahrtausende die Gegensätze des fernsten und des ältesten Orients. Die Phönizier hatten um 1500 vor Chr. Cadix gegründet und brachten über Mittelmeer und karthagenische Küsten Cultur und Herrschaft Asiens nach Iberien. Dann wuchs aus dem damaligen Weltmittelpunkte die Herrschaft Roms empor und die Waffen Italiens drangen erobernd nach Asien, Afrika und Spanien, nach Gallien und Germanien. Und wieder dann drang der Orient, aber dieses Mal aus dem Norden, nach dem Westen vor; in unabsehbaren wilden Horden zogen die Vandalen als Pioniere voran, und von Andalusien, dem sie bis heute den Namen — Vandalucia — gaben, setzten sie nach dem großen unbekannten Welttheile über, als wollten sie, das Paradies des indischen Südens auf dem Wege um das Mittelmeer erreichend, zur Wiege der Menschheit zurückkehren. Aber auf den Ruinen Carthago's, so scheint es, verschmachtet ihre Kraft. Und als die anderen Nomaden aus dem Nordosten, die Gothen, in Hispanien die neue Herrschaft festhalten wollten, siehe da, da wieder rüstete sich Asien; aus der Himmelsgegend der alten verschollenen Phönizier erstand die Erfindung einer neuen Weltreligion, der zweiten in jenem Jahrtausend, einer berauschend kriegerischen Eroberungsreligion, die den gleichen Halbkreis, den eben das besänftigende, auf den Himmel verweisende Christenthum im Norden beschrieben hatte, nun im Süden nachahmte und an den Säulen des Hercules mit dem blutdürstigen Zeichen des Halbmondes dem bluttropfenden Zeichen des Kreuzes begegnete. So kämpften Nord und Süd, Occident und Orient, Asien und Europa auf dem Westende unseres Continentes jenen achthundertjährigen Kampf, in welchem zur Zeit, als Columbus Amerika entdeckte, kurz vor 1500 nach Christo, endlich der spanische Einheitsstaat Ferdinand's des Katholischen siegte, den schon

* Das 1852 erschienene „Spanische Liederbuch" von E. Geibel und P. Heyse, sowie die Bestrebungen von P. Heyse und Fr. v. Schack auf diesem Gebiet haben wir wohl nicht nöthig, unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen. Die Red.

1504 das deutsche Haus Habsburg als Erbschaft antrat.

Die Romantik dieser maurisch-christlichen Conflicte ist vielfach beschrieben und besungen; Chateaubriand's Roman „Der Letzte der Abenceragen“ galt Anfang der dreißiger Jahre in ganz Europa als Klassicität (Cherubini entlehnte ihm einen Operntext), und unser Freiherr von Auffenberg überschätzte die Wichtigkeit dieses poetischen Stoffes nicht, wenn er denselben in dem umfangreichsten dramatischen Gedichte der deutschen Literatur, unter dem Titel „Alhambra,“ sechs Bände umfassend (1829 bis 1830), in grandios leidenschaftsvollen Gemälden versinnbildlichte.

Was Fastenrath, nach dem Muster spanischer Originalpoesie, aus jenen wunderbaren Culturberührungen schildert, trägt, im vollsten Gegensatze zu der pathetischen Ueberschwänglichkeit Auffenberg's, den Charakter der aphoristischen, duftig skizzirenden, elegisch gestimmten Nationalromanze; der Dichter selbst sagt zur Charakteristik derselben: „Nach der Eroberung Granada's (1492) empfing die Romanze einen sie verschönernden und befruchtenden Inhalt, es wurde die Vermählung des roheren spanischen Volks mit dem idealischfeinen, lyrischbegeisterten arabischen Volke in maurischen Romanzen gefeiert.“

Aus der reichen Fülle dieser siebzig Dichtungen greife ich ein Sujet heraus, das ausschließlich der Geschichte des christlichen und europäischen Spaniens angehört, aber eben in Bezug auf dieselbe durch seinen Namen schon erwähnenswerth ist. Dasselbe knüpft sich hier nur an zwei Balladen (S. 50 und 53), und betrifft das Schicksal jener Maria de Padilla, welche die Geliebte Pedro's des Grausamen, Königs von Castilien (1350—1369) war, und nebst ihrer Rivalin, der legitimen Königin Blanca von Bourbon, ein tragisches Ende fand, das auch dramatisch schon auf deutschen Bühnen zur Darstellung gelangt ist. Wenn ich auf die vielbewegten Schicksale Pedro's des Grausamen, wie die Geschichte sie darstellt, hinblicke, so kann ich ein Verständniß ihres Zusammenhanges nicht anders sehen, als wenn ich in seinen Gewaltsamkeiten gegen seine Gemahlin, die Schwester der Königin von Frankreich, das bewußte Streben ausgesprochen finde, die nationale Politik des particularistischen Spaniens vor der umsichgreifenden Obermacht des damals schon straffer centralisirten Frankreichs zu vertheidigen. Als er sich mit Maria de Padilla, einer Tochter des eingeborenen Adels, vermählen will, wird ihm, wie es scheint von den oppositionellen Cortes, die Ehe der aus Paris abgeholten Blanca von Bourbon aufgezwungen, deren er sich sofort aber entledigt, indem er sie im Alcazar (Königsschlosse) von Toledo einschließt. Während er gegen eine deshalb unter seinen Vasallen ausgebrochene Empörung, die der König Ferdinand von Aragonien unterstützt, zu Felde zieht, stirbt Maria de Padilla in ihrem Residenzschlosse, dem Alcazar zu Sevilla, woselbst, zur Erinnerung an ihre zauberischen Reize, ihre Zimmer, Bäder und Gärten noch nachgewiesen und zum Theil erhalten werden. Blanca von Bourbon* starb darauf, auf Pedro's Befehl, in Medina Sidonia an Gift, als die Maria Stuart Spaniens, wie Fastenrath (III, Anm. S. 44) sie nennt. Pedro erhob nun die Padilla zu seiner rechtmäßigen Gemahlin und setzte ihren hinterlassenen Sohn Alphons zu seinem Thronerben ein. Dagegen erhob ein außerehelicher Bruder Pedro's, Heinrich von Trastamara, mit Unterstützung des Königs Karl V. von Frankreich, einen neuen für Pedro unglücklichen Krieg. Pedro fand Hülfe bei den in Frankreich siegreichen Engländern; Eduard von Wales, der berühmte schwarze Prinz, drang seinetwillen in Castilien ein; aber die Grausamkeiten, die Pedro bei dieser Restauration an den castilischen Vasallen beging, machten ihn unmöglich; er unterlag einem neuen Angriffe Heinrich's von Trastamara, wurde von diesem gefangen, von ihm mit eigner Hand erdolcht, und dieser Bastard, unter dem Namen Heinrich II. eine neue Dynastie gründend, wird König von Castilien. — Zur Charakteristik Pedro's füge ich hier noch hinzu, daß der Erzherzog Maximilian, der unglückliche Kaiser von Mexico, in seinen Memoiren, die er unter dem

* Dieser Dynastenname tritt auch auf in Fastenrath's „Wunder Sevilla's“ (III, S. 263), wo in der Ballade „Castellanische Treue“ altspanischer Adel dem Connetable Karl von Bourbon, dem Empörer gegen Franz I. von Frankreich und später Erstürmer Roms (1527), den Fluch entgegenschleudert.

Titel: „Aus meinem Leben“ herausgegeben hat (zweite Aufl. Leipzig, 1867), bei Gelegenheit einer Reise durch Andalusien im Jahre 1851 die Bemerkung macht: „Und doch sind es nach der Aussage gut Unterrichteter jener Peter der Grausame und der eiserne Philipp II., die unter allen Herrschern in Spanien die größte Popularität genießen. War auch Peter fürchterlich, Philipp unerbittlich, so ließen sie doch große geschichtliche Erinnerungen im Lande zurück und sind daher den Spaniern die rechten Könige.“

Ich bemerke alsbald, daß Fastenrath die an diese Episode sich anknüpfenden Ereignisse in seinen, unter III. aufzuführenden „Wundern Sevilla's“ in einem eignen Balladencyklus (S. 35 bis 42) nochmals behandelt, und demselben auch in den sehr sorgfältig ausgesuchten Anmerkungen neue spanische Originaldichtungen von Don Jose Buena und dem Herzog von Rivas anreiht. Im Uebrigen habe ich dieses Sujet so weit specialisirt, weil ich fernerhin bei Fastenrath's „Immortellen aus Toledo“ (V.) eine andere, nicht weniger berühmte Maria de Padilla, von noch viel mehr prononcirt nationalem Charakter, dem Leser vorzuführen habe.

Der „Spanische Romanzenstrauß“ schließt mit drei Balladen (Uebersetzungen nach Severo Catalina und Marques de Aunon) aus dem spanisch-afrikanischen Kriege gegen Marokko, der im October 1859 begann und nach der Niederlage der Mauren bei Tetuan und Gualdas im April 1860 beendet wurde, indem Marokko sich zu zwanzig Millionen Piaster und Gebietsabtretungen bei Ceuta verstehen mußte. Wenn man vor 1859 einen Diplomaten von Fach gefragt hätte: „Wie denken Sie über Afrika?“ so würde er vermuthlich solche Frage lächelnd als einen ungehörigen Scherz behandelt haben. Dennoch will es uns als ein Verdienst erscheinen, daß die Dichtung schon jetzt vom geschichtlichen „Genius Afrika's“ dem Publicum Europa's ein Bild zu entwerfen sucht und Schilderungen giebt von jener Stelle des Erdballs, „wo der Talmud und der Koran sich im Satanskuß verbinden (?), wo von Racen, Trachten, Sprachen, ein mosaisch-türk'scher Knäuel, ist ein Wirbelwind, ein Chaos, ein entsetzlich Pandämonium.“

II.

Klänge aus Andalusien. Romanzen. Von Dr. Joh. Fastenrath. Leipzig, 1866.

Die Vorrede des „Spanischen Romanzenstraußes“ ist datirt vom September 1865. Der Dichter mußte sich nach Herausgabe dieses ersten Buches sagen, daß die Stofffülle seiner in Spanien gesammelten Anschauungen und Empfindungen für einen Band zu reich sei; er concentrirte seine ferneren balladenhaften und lyrischen Darstellungen auf einen Theil des alten romantischen Landes, auf die am meisten spanische Provinz Spaniens, auf das Südende des südwestlichen Europa, auf Andalusien, das nächste Nachbarland der unabsehbaren terra incognita Afrika's, und er datirte im März 1866 die Vorrede zum zweiten, soeben überschriebenen Werke. Er sagt von der Entstehung desselben: „In der Neujahrsnacht des Jahres 1866 befrug ich die andalusische Erde um ihre Geheimnisse, und Tag für Tag enthüllte sie mir ihre innersten Schätze. Es kam plötzlich über mich wie eine wilde Jagd der Gesänge: Andalusische Lieder, die noch keines Spaniers Mund gesungen, tönten mir ins Ohr. Die Mesquita von Cordoba, der wunderbare Maurentempel des Abendlandes, um den noch heute weinen im Morgenlande alle, die an Allah und den Propheten glauben, erzählte mir von ihren königlichen Erbauern, und die Alhambra, noch heute des christlichen Granada herrlichste Zierde, flüsterte mir die Geschichte ihrer Kalifen zu. Komm mit mir, freundlicher Leser, an die geheiligten Stätten des Islam, komm mit mir nach Cordoba, zum Andalusien Andalusiens, zum Garten der Gärten, zur alten (!) Königin des Guadalquivir, zur Stadt des Goldes und der Edelsteine, die heute das bunte Zigeunerkleid der Armuth trägt, wo noch aus elenden Hütten prächtiger Jaspis und Marmor ragt. Dann komm mit mir in altes christlich-romantisches Land, nach Altcastilien, nach Zamora, wo ein treues Volk um seine Fürstin sich schaarte und mit dem Feldruf: „Laßt uns sterben für unsere Königin!“ gegen den König Sancho selbst und gegen den gewaltigen Cid die Kraft des Degens erprobte. Höre der Vergangenheit herrliche Thaten, und wenn du der Gegenwart gedenkest, so weine!“

In die Einzelheiten dieses seines Bilderreichthumes kann ich dem Dichter hier nicht folgen. Aber auf ein paar für das Verständniß der neuzeitlichen Situation Spaniens interessante Mittheilungen verweise ich die Leser. — Nach meiner Ansicht liegt in den sich offen und geheim, mannigfach mit einander kreuzenden und wieder compromittirenden Interessen der spanischen Bourbonen einerseits, der spanischen Nation andrerseits und drittens endlich der bonapartistischen Familie ein Schlüssel für die Erklärung des Problemes jenes ersten Napoleonismus, der um so wichtiger ist, als dem Probleme des jüngsten Napoleonismus, wenn auch weniger evident, eine nicht ganz unähnliche Interessenbasis als tiefste Grundlage gedient haben dürfte.* Was zum Verständniß dieses Fundamentalverhältnisses von geschichtlichen und literargeschichtlichen Beleuchtungen mitgetheilt werden kann, scheint mir deshalb Beachtung und Dank zu verdienen. Solche Beleuchtungen sind hier zunächst ein Gedicht des Herzogs von Rivas über „Die Schlacht von Baylen," vom 19. Juli 1808, siegreich für die Spanier in dem berühmten Unabhängigkeitskriege, den sie gegen die französische Invasion der Bonapartes unternahmen, vielleicht weniger, als man allgemein annimmt, im Interesse für ihre nach Rom und Frankreich gegangene Dynastie, und vielleicht vielmehr gegen den die Revolution dominirenden Napoleonismus, weil er mit dieser ursprünglich französischen Dynastie einen Compromiß abgeschlossen zu haben schien? — Auch eine politische Beziehung aus dem letzten Jahrzehnt theilt Fastenrath mit. An eine Episode „Zamora," aus dem Romanzencyklus des Cid, knüpft er eine Ballade „Das heutige Zamora," in der er vom General Prim, dem Grafen von Reus, erzählt, „den als Cid von Cataluna rühmt das Volk mit hohem Preise;" diese poetische Erzählung bezieht sich auf jenen räthselhaften Putsch, den der Held von Castillejos in den ersten Tagen des Januar 1866 unternahm, der aber noch Ende Januar ohne Blutvergießen durch die Flucht Prim's nach Portugal endete.

Diesen Band schließt ein vom 28. Mai 1866 datirter „Epilog," in welchem der Dichter in schmerzvoller Ueberraschung über den damals sich rasch entwickelnden deutschen Conflict ein „O mein Deutschland, wehe, wehe!" auszurufen nicht unterlassen kann.

* Vergl. G. Baumgarten's „Neueste Geschichte Spaniens," vier Bände, erschienen 1861—1871.

III.

Die Wunder Sevilla's. Romanzen und Lieder. Von Dr. Joh. Fastenrath. Leipzig, 1867.

Indeß war diese Klage, die der Dichter des internationalen spanisch-deutschen Culturaustausches beim Beginne des Krieges von 1866 erhob, nach dem Ende desselben nicht mehr begründet. Die Entwickelung der damaligen Ereignisse ist für Fastenrath's poetisch-historische Tendenzen durchaus keine störende gewesen, denn schon im März 1867 konnte er die Vorrede eines neuen umfangreichen Bandes von 500 Seiten unterzeichnen, in welchem seine Phantasie und Technik nochmals nach Andalusien zurückkehrt, aber nur um den Schauplatz seiner bunten Schilbereien noch mehr zu beschränken und ganz auf die Hauptstadt des Wunderlandes zu concentriren, auf Sevilla, die geheimnißvolle Residenz der königsgeliebten Maria de Padilla, unserem deutschen Opernpublicum zunächst bekannt als die Vaterstadt Figaro's und Don Juan's.

Diese literarisch-poetische Vorliebe Fastenrath's für Andalusien ist keine zufällige. Das Heimathland der bedeutungsvollen spanischen Verfassung von 1812, die von den allgemeinen und ersten souveränen Cortes von Spanien auf der Insel Sant Leon bei Cadix beschworen wurde, ist in den letzten Jahrzehnten auch in Spanien selbst der Schauplatz für die Schilderungen eines berühmten Schriftstellers in Prosa geworden; die Novellen und Romane des spanischen George Sand, genannt Fernan Caballero, einer Dame, die von väterlicher Seite eine deutsche Herkunft aufweist und in ihrer Jugend, im Anfang dieses Jahrhunderts, in Deutschland Erziehung genossen hat (erschienen seit 1849), spielen fast ausschließlich in den zauberhaft wechselvollen Scenerien und romantisch mannigfachen Gesellschaftsschichten Andalusiens, in Dorf und Stadt, in Ebnen und Gebirgen, auf der See und in Häfen, in Schlössern, Klöstern und Hütten, alle in den Zeit-

entwicklungen dieses Jahrhunderts, mit tief einsichtsvollen Hinweisungen und Charakteristiken über sociale Zustände und politische Parteiungen, die im Hinblick auf die jetzige europäische Situation Spaniens im höchsten Grade auch für historisches Verständniß interessant und werthvoll sind. — Ich verweise hier auf diesen modernen Klassiker spanischer Prosa auch deshalb, weil Dr. Fastenrath ihm mehrfach, theils in eignen Sonetten, theils in beziehentlichen Anmerkungen seine Bewunderung kund giebt. So sagt er im vorliegenden Werke (S. 48 des Anhanges) im historischen Rückblick auf die königliche Residenz der Padilla: „Der Alcazar, dessen Dämon Don Pedro el Cruel war, hat seinen guten Genius in Fernan Caballero, dem Ruhme Spaniens, erhalten. An dem Bogen des Alcazars, auf welchem der spanische Löwe gemalt ist, der in der einen Klaue eine Lanze, in der andern das Kreuz trägt, nebst der strahlenden Devise: ad utrumque, dort wohnt sie selbst die fromme Verfasserin der Gaviota, der Lagrimas, der Elia, die uns die Einfachheit des spanischen Landlebens, die religiöse Einfalt andalusischer Dorfbewohner, die Frömmigkeit spanischer Klöster so sinnig zu schildern weiß und Legenden voll Gluth und Glauben in der Sprache des Cervantes erzählt. Vielfach ist unter dem Pseudonym Fernan Caballero irrthümlich die Herzogin von Montpensier, die Schwester der Königin Isabel, vermuthet worden. Aber schon Latour, der Erzieher des Herzogs selbst, hat diesen Irrthum aufgeklärt. Fernan Caballero ist die Tochter des Hamburgers Don Juan Nicolas Böhl de Faber, der eine wohlgeordnete Florenta de Rimas antiguas castellanas herausgab. Ein wie schönes Bild hat sie von Aachen entworfen. Sie liebt Deutschland, aber über Alles ihr Wunderland Andalusien!"

Die gesammelten Schriften Caballero's sind spanisch in der Leipziger Colleccion de autores espagnoles und in deutscher Uebersetzung gegen 1860 in Paderborn in 17 Bänden erschienen. (Zu vergleichen „Unsere Zeit," deutsche Revue der Gegenwart, Leipzig bei Brockhaus, Heft 7 von 1871.)

„Niemand noch," sagt Fastenrath in seiner dritten Vorrede, „hat Sevilla besungen von seiner Wiege bis heute; ich, ein Deutscher, ich liebe die spanische Stadt, die Stadt des Orangenduftes, der plätschernden Brunnen und der Säulenhöfe, die Stadt der maurischen Giralda und der herrlichsten christlichen Kathedrale, die Stadt des echt andalusischen Geistes und Witzes, die Madonnenstadt Murillo's!" *

Fastenrath greift diesmal in den Stoffen seiner poetischen Bilder noch tiefer in die Geschichte des spanischen Alterthums hinein als in seinen bisher aufgezählten Werken, wo er sich auf die Zeit seit dem Eindringen der Araber beschränkt. Er geht bis in die vorgeschichtlichen Zeiten zurück und beginnt seinen Cyklus bei den „Säulen des Hercules." Aus seinen oft auf tiefer Gelehrsamkeit beruhenden Anmerkungen erfahren wir, daß der Fluß Guadalete in Andalusien, der in die Bucht von Cadix fließt, von den Griechen als „Lethe," der Strom des Vergessens, bezeichnet sein soll, als derselbe, an den die Elysäischen Felder versetzt wurden: kurze Zeit nach der Zerstörung Troja's (1184 v. Chr.) kamen aus den Bergen des Antilibanon kühne Seefahrer, handeltreibende Phönizier, und errichteten auf den Vorgebirgen von Gibraltar und Ceuta (Afrika) pyramidenförmige Denksteine mit der Inschrift: Non plus ultra. Indem Fastenrath diese Worte in poetische Anwendung bringt, erinnert er uns daran, daß jener Habsburger, der deutsche Kaiser Karl V., der als Enkel Ferdinand's von Arragonien und Isabella's von Castilien zugleich König von Spanien war (1516—1558), offenbar weil die Entdeckungen des Cristobal Colon — Fastenrath besingt auch ihn und seinen Sohn — die Schranken der bekannten Welt erweiterten, den Sinnspruch führte: Plus ultra, welcher in steinerner Schrift in den Galerien des von diesem Herrscher neu ausgebauten Alcazar von Sevilla noch heute zu lesen ist. (S. Anmerk. S. 46.)

In geschichtliche Zeiten versetzen uns zunächst die Balladen „Cäsar im Tempel des Hercules," „Cäsar's Sohn" u. s. w. Dann werden uns, im Contraste dazu, Erinnerungen an das älteste Christenthum, an die erobernden Vandalen, an den letzten Gothenkönig Rodrigo und noch einmal an

* Dr. Fastenrath ist vom Magistrat von Sevilla kürzlich zum Ehrenbürger dieser Stadt ernannt worden.

die Maurenzeiten vorgeführt. Wir aber greifen einen Sagenstoff heraus, der ebenfalls in der Stadt der wunderbaren Frauenschönheit seine Heimath hat, das ist die Don-Juan-Sage. Das historisch-ethische Geheimniß derselben ist wahrlich noch lange nicht aufgeklärt. Muß es uns doch alsbald seltsam auffallen, daß Herrn Fastenraths Don Juan gar nicht also, sondern Don Miguel heißt (s. die Balladen 61 und 62: „Don Miguel von Manara," erste und zweite Tradition). Nur in den Anmerkungen verweist der Dichter auf die Sage von jenem Don Juan Tenorio von Sevilla, die mit dem Sujet der Mozart'schen Oper einige Aehnlichkeit hat. — Vollständigere Mittheilungen über die Ursprünge dieses so verschieden aufgefaßten problematischen Stoffes findet man in der literarischen Curiositäten-Sammlung „Das Kloster," herausgegeben von Scheible in Stuttgart, im Band III vom Jahre 1846. Dort wird der angeblich älteste Don Juan nicht Manara, sondern Maranna genannt. Poetisch dürfte das Sujet zuerst Tirso de Molina, ein Predigermönch, dargestellt haben in dem Drama „Der Spötter (!) von Sevilla und der steinerne Gast" (zuerst gedruckt 1634). Molière's „Lustspiel," das seinem Helden viel Noblesse zuerkennt, aber auch mit der Höllenfahrt tragisch endet, war auch in den letzten Jahrzehnten eines von den klassischen Studienstücken des théâtre français in Paris. In Deutschland hat Grabbe die Gestalt des Don Juan seinem Drama „Don Juan und Faust" eigenthümlich eingefügt. Lord Byron in seiner genialen Don-Juan-Dichtung, die im vorigen Jahrhundert spielt, hat es sich offenbar zur Aufgabe gemacht, die Anschauungen über Ursprung und Inhalt dieses Mythus nicht aufzuklären, sondern zu verwirren. Die navigatorischen, militärischen und selbst diplomatischen Elemente, die er seinem, im Grunde humoristischen oder satirischen Epos einfügt, möchten auf die Vermuthung führen, er habe ein Don-Juan-Sujet darstellen wollen, wie es aus der Verwechselung des galanten Don-Juan der Sage mit irgend einem anderen geschichtlichen Don Juan, etwa mit dem Bastard-Prinzen Don Juan d'Austria (Johann von Oesterreich), dem Seehelden von Lepanto gegen die Türken (1571), durch mißverständliche Tradition entstanden sein könnte! — Wenn ich im Uebrigen hier auch noch die Notiz des „Klosters," Band III, S. 697, herbeiziehe, wonach Don Juan zum Spielgefährten Pedro's des Grausamen gemacht und also mit der erwähnten Maria de Padilla in Zeitgenossenschaft gesetzt wird, so kann ich doch andrerseits die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der moralische oder respective unmoralische Begriff des sogenannten Don-Juanismus, den man bei uns mit diesem Namen zu verbinden pflegt, doch wohl nur in zufälliger und oberflächlicher Opernbildung, nicht aber in literargeschichtlichen oder volksthümlichen Traditionen Spaniens seine Voraussetzung haben dürfte. Don Juan heißt auf deutsch bekanntlich nichts anderes als Herr Johann, und an Johannes, dessen Namenstag „San Juan" auch in Spanien heilig ist, knüpft sich nun einmal ein gewisser Märtyrerbegriff. Was Fastenrath darauf Bezügliches in seinen „Hesperischen Blüthen" (IV, S. 293) andeutet, läßt, nach spanischer Volksanschauung, auf Unbeständigkeit eher des weiblichen als des männlichen Charakters schließen.

Zu den Wundern Sevilla's gehören auch seine Maler. Fastenrath giebt Künstlerromanzen über Franzisco Herrera (1576 — 1656) und Bartolomeo Esteban Murillo (1618—1682). Ueber Letzteren muß ich aus den Anmerkungen hier die Worte excerpiren: „Wie Dante die Hölle, malt Murillo den Himmel; in seinen Bildern ist die Theologie der Schönheit."

Auch daß Spanien sein 16. Jahrhundert, sein Zeitalter der geistlich reformatorischen Tendenzen hatte, lesen wir aus den Balladen dieses Bandes. Zwar sehen wir nicht die tragischen Scheiterhausen aus dem Todesjahre Kaiser Karl's V. (1558) lodern; dafür aber führt der Dichter uns in das Verständniß religiöser Mystik ein, indem er die Santa Teresa schildert, die Jeanne d'Arc der spanischen Kirche, die durch Visionen Christi begnadigte und neben Santiago zur Schutzpatronin Spaniens erhobene Jungfrau. (Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, II, 143.)

Aber auch sinnig interessante Bilder aus den Reizen des heutigen Lebens von Sevilla hat der Dichter gesammelt, und vereinigt sie in einen Blüthenstrauß unter dem

Titel „An den Ufern des Betis,“ d. i. des Guadalquivir, der, wie Fernau Caballero sagt, mit echt spanischer Grandezza Sevilla die Füße küßt. Diese lyrischen Romancillos sind Blüthen theils seiner eigenen, theils der spanischen Poesie. Als Charakter-Figuren zeichnen seine Verse uns auch die andalusische Cigarrenarbeiterin, den Torrero (Stierfechter), die Manola (Tänzerin) und den genialen Zagal (Postillon), in dessen Schilderungen aus den Zeiten, da er durch die Locomotivführer noch nicht ersetzt war, bekanntlich die Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Hackländer und Hans Wachenhusen gewetteifert haben. In dem Abschnitte „Bunte Bilder“ sind uns Nr. 161 bis 165 „Aus dem Leben der spanischen Zigeuner“ werthvoll, die auch ein Wunder sind, ein Völkerwunder, denn sie sind dieselben aus Indien stammenden Nomaden, die uns aus Ungarn besuchen, die bei den Franzosen Bohémiens heißen und bei den Spaniern Germanos, weil sie häufig deutsche Pässe aufweisen. Daher kommt es auch, daß ihre Sprache, das spanische Rothwälsch oder Diebeslatein dort germania heißt. (Auch Avé Lallemand in seinen polizeiwissenschaftlichen Werken, erschienen 1858 u. f., kennt letzteren Ausdruck.)

Endlich treffen wir noch auf ein Bild „aus unseren Tagen,“ ein Märtyrerbild. Narvaez, der Herzog von Valencia, hatte Ende 1866 von den politischen Verbrechern für die Constitution Hundertunddreiundzwanzig nach Fernando do Po im Stillen Ocean deportiren lassen. Der Dichter legt ihnen die Verse in den Mund:

> Aber auch in fremdem Lande
> Beten wird die Lippe noch,
> Daß Gott sprenge Spaniens Bande,
> Daß bald falle Spaniens Joch!

IV.

Hesperische Blüthen. Lieder, Sprüche und Romanzen. Von Dr. Joh. Fastenrath. Leipzig, 1869.

Dieser Band ist datirt vom Mai 1868. Er enthüllt auch Wunder, Wunder der älteren spanischen Dichtkunst. Für die Literarhistorie höchst beachtenswerth sind diese Uebersetzungen von Dichtungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Wir werden hauptsächlich mit Don Luis de Gongora (1561—1627), Don Esteban Manuel de Villegas (1595—1669), Don Lope de Vega (1562—1635), Don Fernando de Herrera (1534—1597), Don Francisco de Rojas (geb. 1641 zu Toledo) und Don Garcilaso de la Vega (geb. 1503 zu Toledo, gest. 1536) bekannt gemacht, von welchen namentlich auch der Letztere, als Freund des Herzogs von Alba und Gesandter Karl's V. historische Beachtung verdient. Wenn der geneigte Leser die hier citirten Jahreszahlen ins Auge fassen und zugleich meiner Versicherung trauen will, daß die von den genannten Dichtern mitgetheilten Proben eine unserer heutigen Kunstblüthe völlig ebenbürtige formelle Vollendung und sinnige Grazie entfalten, so wird er mir, im Hinblick auf die deutschen Literaturzustände bis ins 18. Jahrhundert, sicher zugestehen, daß unsere gegenwärtige allgemeine Meinung die Bildungsverhältnisse der romanischen Nationen auch in früheren Jahrhunderten mannigfach und mit Unrecht unterschätzt.

Zum Verständniß jener bereits (bei II) erwähnten verhängnißvollen Katastrophen in den Geschicken Spaniens am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts werden uns im Anhange drei Gedichte von Don Josef Quintana (lebte 1772—1857) mitgetheilt, das eine „Gegen den Krieg“ aus dem Jahre 1795, als der Friede zwischen Spanien und Frankreich geschlossen wurde; das zweite „Der Lohn der Nachwelt“ aus dem Jahre 1797, an Don Gaspar de Jovellanos, als derselbe das Justizministerium übernahm; und das dritte „Auf die Schlacht bei Trafalgar“ vom Jahre 1805.

Aus der heutigen Zeit führt Fastenrath uns hier zunächst nur Lieder des Don Antonio de Trueba vor, eines Dichters aus dem Volke, dessen Universität nur die Schule seines heimathlichen Dorfes war.

V.

Immortellen aus Toledo. Romanzen und Sonette. Von Dr. Joh. Fastenrath. Leipzig 1869.

Aus den mehr als sechshundert Seiten dieses Bandes hebe ich einen Stoff von großem geschichtlichen Interesse hervor, den der Verfasser in einem Cyklus von zehn Romanzen feiert, und über den er im

Anhange historische Mittheilungen macht, die zum Theil in deutscher Sprache noch nicht vorhanden sein dürften; das ist der eigentliche Schicksalstoff Toledo's, die Tragödie einer zweiten Maria de Padilla, nicht der von Sevilla, sondern der von Toledo. „Unverloren," sagt Fastenrath, „bleibt der spanischen Nation der Ruhm, die erste in Europa gewesen zu sein, die den Gedanken einer gemäßigten, einer beschränkten Monarchie gefaßt hat; sie that das in der guerra de las Communidades, im Städtekrieg." Dieses eigenthümliche Ereigniß fällt in die Jahre 1520 bis 1522, unter die Regierung jenes Habsburgers, König Karl's I. von Spanien (seit 1516), der bald nach seinem Regierungsantritte auch die österreichischen Länder seines Großvaters Maximilian I. übernahm und dann auch von den deutschen Kurfürsten zum deutschen Kaiser, als Karl V., gekrönt wurde, so daß er für die ungefähr vierzig Jahre seiner Regierung eine westeuropäische Kolossalmonarchie repräsentirte, in welcher das alte römische Cäsarenreich und das Karl's des Großen wiederhergestellt erscheinen konnten. National-spanische Elemente, die sich von einem solchen universellen Regimente und namentlich von der Willkür der dasselbe ausübenden burgundischen und niederländischen Staatsmänner bedroht sahen, veranlaßten, gestützt auf die althistorischen Provinzialprivilegien und ständischen Fueros, jene denkwürdige Erhebung Toledo's und der castilianischen Städte, die insofern eine Epoche für die spanische Staatsbildung geworden ist, als durch ihre Unterdrückung die decentralisirenden Provinzialstände ihre Wirksamkeit verloren und der unbeschränkte Absolutismus für drei Jahrhunderte seine Vollendung erhielt. Tragisch kann man diese patriotische Communalerhebung, mit einer gewissen katholisch-religiösen Färbung, namentlich deshalb nennen, weil es Anzeichen giebt, daß sie in ihrem Grunde gar nicht antimonarchisch war; ja, man könnte annehmen, sie habe nur den Fehler begangen, daß sie habe königlicher sein wollen als der König selbst, indem sie glaubte, daß er als Spanier patriotischer sein wolle, als seine fremdländischen Minister und Bevormunder seinem jugendlichen Alter gestatteten. Thatsache ist es, daß beim Beginne der Regierung Karl's sowohl die Städte als die Adelsgeschlechter vom nationalen Gesichtspunkte aus Miene machten, gegen die absolutistische Monarchie in Opposition zu treten, und daß die letztere dadurch, daß sie die Communen unterdrückte, die Aristokratie gewann und sie — in einer freilich nicht immer bequemen Alliance mit zwei fremdländischen Dynastien — für Jahrhunderte zur herrschenden Kaste machte.

Als Karl nach seinem Regierungsantritte verfassungsgemäß die Cortes von Castilien berufen hatte, brachen über die Anerkennung ihrer alten Rechte Differenzen aus. In Toledo, der bisherigen Hauptstadt von Castilien, trat Don Juan de Padilla an die Spitze der offenen Empörung und erhielt den Oberbefehl über die Truppen der Santa Junta von Castilien. Aber er wurde von den königlichen Truppen bei Villalar 1521 geschlagen und starb auf dem Schaffot. Seine Gattin, Maria de Padilla, aus der Familie Pacheco, vertheidigte heldenmüthig das belagerte Toledo, aber vergeblich; nur mit Gefahr entkam sie den einbrechenden Eroberern und fand in Portugal eine Zuflucht. — Eine nicht ganz klar daliegende Rolle hat in diesen Ereignissen auch Karl's Mutter, die eingeborene Königin Juana, die man die Wahnsinnige nannte, gespielt, deren Schicksal noch kürzlich von der Geschichtsforschung in neue Untersuchung gezogen ist.*

Seitdem ist der Stern von Toledo verblichen. Kaiser Karl's Sohn, der finstere Philipp II., machte 1563 Madrid officiell zur Hauptstadt von Spanien. Madrid stieg, Toledo sank und ist jetzt eine majestätische Ruine. — Nicht einmal die Geschichtschreibung hat viel gethan, um die Erinnerung an das einstige Heldenthum der verfallenen Stadt zu erhalten. Ausführlich darüber hat Robertson in seiner Geschichte Karl's V. geschrieben, die nach 1770 in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Auch Dr. Wilhelm Havemann hat in seinen „Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens während des 16., 17.

* Neuerdings hat Wilhelm Jensen das Schicksal dieser unglücklichen Königin dramatisch unter dem Titel „Juana von Castilien" behandelt. Auch Prinz Georg von Preußen (G. Conrad) führt in seinem „Don Sylvio" ihre seltsame Gestalt dramatisch vor. Die Red.

und 18. Jahrhunderts" (Göttingen, 1850) einige schätzenswerthe Mittheilungen darüber gemacht. Eine deutsche Touristin hat pseudonym unter dem Namen Arthur Stahl eine Reise nach Spanien (erschienen 1866 in Leipzig) unternommen, um Studien über diese Maria de Padilla zu machen, und darauf einen lesenswerthen historischen Roman „Die Tochter der Alhambra" (Berlin, bei Otto Janke) veröffentlicht. — In der spanischen Literatur ist das Andenken an diese Padillas mit den ersten Napoleonischen Zeiten wieder auferweckt. Fastenrath theilt uns eine „Ode an Juan de Padilla" mit, die der schon erwähnte Dichter Don Manuel José de Quintana im Mai 1797 gedichtet hat. Ein anderer Dichter, Don Francisco Martinez de la Rosa hat den Stoff dramatisch behandelt im Jahre 1812 in Cadix, als dasselbe, während die souveränen Cortes jene epochemachende Verfassung, nach jenem Jahre benannt, debattirten, von den Napoleonischen Kanonen hart bedrängt wurde; die Tragödie La viuda de Padilla wurde unter solchen denkwürdigen Verhältnissen auf einem improvisirten Podium damals aufgeführt, da in das städtische Theater die Bomben bereits eingeschlagen hatten. Fastenrath giebt Proben aus dieser im regelrechten Geschmack der französischen Klassicität geschriebenen Dichtung, und bemerkt endlich noch, daß ein moderner spanischer Dichter, Namens Don Eusebio Asquerino, 1846 ein Drama, „Padilla," geschrieben hat, in welchem der Charakter der nationalen Königin Juana besonders interessant gezeichnet ist.*

Die Vorrede zu seinen „Immortellen von Toledo" datirt Fastenrath vom 8. November 1868, also aus einer Zeit, da die politischen Zustände Spaniens, nach dem Gelingen der Septemberrevolution, sich wieder zu consolidiren begannen. Zum Verständniß jener Revolution trägt diese sechsundfünfzig Seiten umfassende Vorrede wesentlich bei, namentlich auch durch die Uebertragung der „Riego-Hymne," der spanischen Marseillaise, gewidmet dem Andenken jenes Generals Riego, der am 1. Januar 1820 eine Revolution für die wieder abgeschaffte Verfassung von 1812 wagte, mit königlicher Sanction die Constitution in Madrid triumphirend einführte, aber nach der Reaction durch die französische Militärinvasion am 7. November 1823 hingerichtet worden ist.

Indem ich hier Fastenrath's Sympathie für die spanische Revolution von 1868 constatire, die sich auch in Originaldichtungen an Serrano und Novaliches, sowie an die Schlacht von Alcolea (Sept. 1868) ausspricht, kann ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß wir die politischen Zustände Spaniens und das moralisch Berechtigte in ihnen mit einem durchaus anderen Maßstabe messen müssen, als wir gegenwärtig bei unseren eigenen Vaterlandsverhältnissen anwenden dürfen. Die Situation der Principien — um mit Arnold Ruge's nun dreißigjährigem, immer ehrwürdiger werdenden Ausdrucke zu reden — ist für die heutige Lage von Westeuropa eine viel complicirtere, als unser verwöhnter Conservativismus anzunehmen beliebt. Das Verhältniß von Legitimismus und Liberalismus, Revolution und Reaction, Dynasticismus und Nationalität, kurz aller kirchlichen und weltlichen Parteien ist bei den romanischen Nationen, namentlich Italienern und Spaniern, seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten ein ganz anderes, zum Theil absolut entgegengesetztes als bei uns. Jetzt endlich — oder vielleicht in diesem Augenblick noch? — können wir darauf hinweisen, daß diese revolutionären Nationalbewegungen der Romanen ja bei uns die Constituirung eines nationalen und zugleich liberalen Legitimismus indirect erst ermöglicht haben. Möge der Geist der Geschichte es geben, daß durch die noch bevorstehenden Verwicklungen und Umschläge denjenigen Nationen, die offenbar in Sympathie für das neue Germanien, vielleicht in directer Hoffnung auf seine internationale Geschichtsaufgabe, Regenerationen ins Werk gesetzt haben, aus Enttäuschung nicht Unglück und aus Unglück nicht nationale Antipathie erwachse!

---

* Ein späterer Padilla war der Herausgeber eines der älteren Romanceros (1583), und in diesem Jahrhundert taucht der Name wieder auf in der Revolutionsgeschichte Spaniens und Südamerikas. (S. Gervinus II, 196, III, 144, 297, IV, 259, 411, 474—9, 632).

VI. VII.

Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonette, Romanzen und Märchen. Von Dr. Johann Fastenrath. Zwei Bände. Leipzig, 1871.

Um das Spanien nach 1868 zu sehen, trat Fastenrath 1869 eine neue Reise dorthin an, und zwar zunächst nach Madrid, wo er den — gleichfalls aus deutscher Herkunft abstammenden — Dramatiker und Lyriker Hartzenbusch kennen lernte. Derselbe setzte ihn zu den vorzüglichsten spanischen Dichtern und Dichterschulen der Gegenwart in Beziehung. Das äußere, für unseren deutschen Landsmann höchst auszeichnende Verhältniß dieser Bekanntschaften, die Begrüßungen, die ihm von Seiten der Journalistik, die officiellen Anerkennungen, die ihm durch Titel und Diplome von den ersten Wissenschaftsakademien zu Theil wurden, schildert Fastenrath in den Vorreden seiner neuesten beiden Bände. Das innere Resultat dieses geistigen Verkehres, niedergelegt in den unerschöpflichen Variationen lyrischer Form, ist der Inhalt des „Buches meiner spanischen Freunde," ein ausdrucksvolles Gemälde über heutiges Geistesleben in Spanien, mit der Beziehung auf das symbolische Verständniß von deutscher Seite. Der Dichter bietet hier theils Uebersetzungen neuer und neuester spanischer Lyrik, theils Originaldichtungen seines eigenen Talentes, welche letzteren insofern eine internationale Bedeutung haben, als sie entweder unmittelbar in Spanien empfangene Eindrücke schildern oder, übersetzt ins Spanische, auf spanische Gemüther einen solchen Eindruck hervorgebracht haben, daß sie die hier documentirte Annäherung spanischer und deutscher Dichtkunst veranlaßt haben.

Ich schließe diesen meinen Bericht, indem ich zu jenem Citate aus Goethe, mit dem ich begonnen habe, zurückkehre. Unmittelbar vor der erwähnten Goethe'schen Maxime finden sich in jenen „Sprüchen in Prosa" folgende Zeilen: „Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar aus der Natur genommen sind. Dieses Vortheiles aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde. Hierbei haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen als eigentlich Gebildete." Diese sieben Bücher Dr. Johann Fastenrath's sprechen zu uns mit dem Geschichts-Lakonismus spanisch-nationaler Charaktere.

Krieg und Poesie
bei den
Hellenen und Germanen.
Von
Bernhard Arnold.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Bundesgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Aber nicht blos auf dem Gebiete der Kunstpoesie, auch in der Volksdichtung haben die Kreuzzüge neues Leben geweckt, und zwar noch schöneres und kräftigeres. Im 12. Jahrhundert war es, wo ein sinniger Geist aus den alten im Munde des Volkes treu bewahrten Gesängen das gewaltige Lied der Nibelungen bildete, das einzige Epos, das der Iliade der Hellenen zur Seite treten darf. Da ist vor Allem Siegfried, der strahlende Held aus Niederland; von ihm sagt Hagen, dem wohl kund sind die Reiche und alles fremde Land, als er ihn zum ersten Male erblickt:

So viel ich mag verstehn,
Ob ich gleich im Leben Siegfrieden nie gesehn,
So will ich doch wohl glauben, wie es damit auch steht,
Daß er es sei, der Recke, der so herrlich dorten geht.

In Siegfried glüht noch die volle unbändige Kampflust der altgermanischen Helden: ganz allein reitet er in der Sachsen Land und als er mit deren Könige zusammentrifft,

Da schlug der Herre Siegfried, das Feld erscholl umher,
Da stoben aus dem Helme, als ob's von Bränden wär,
Die feuerrothen Funken, von des Helden Hand;
Da stritt mit großen Kräften der kühne Voge von Niederland.

Nicht minder gewinnt er bei dem Jagen das Lob von Allen: er erlegt so viel des Wildes, daß seine Genossen fürchten, er möchte an einem Tage leeren den Berg und auch den Wald; und einem Bären, der sich der Bande entledigt, läuft er mit dem

Schwerte nach und schlägt ihn so zu Tode. Doch auch die Minne — und darin erkennen wir den Einfluß der damaligen Zeit — blieb dem Helden nicht ferne: er trägt in seinem Herzen Kriemhild, die hehre Königstochter aus Burgund, und um ihretwillen begiebt er sich in die Dienste ihres Bruders Gunther.

Einen wirksamen Contrast zu dieser hellen Gestalt bildet die dunkle des grimmen Hagen von Tronje, des allerkühnsten Recken, der je Schwert trug:

Der Held war wohl gewachsen, das ist sicher wahr;
Breit von Brust und Schultern; gemischt war sein Haar
Mit einer greisen Farbe. Von Beinen war er lang
Und schrecklich sein Gesichte; er hatte herrlichen Gang.

In keiner Figur hat die deutsche Mannentreue energischere Darstellung gefunden als in ihm. Seinem Herrn zu Liebe schreckt er vor nichts zurück, selbst nicht vor hinterlistiger Ermordung des herrlichsten Helden. Jene echt deutsche Treue ist es auch, die ihn den tiefergreifenden Todesbund schließen läßt mit Volker von Alzeie, dem kühnen Spielmann, der, wie es uns die deutsche Sage so oft bietet, zugleich ein Sänger und ein Held ist. Als er mit Hagen im Hunnenlande vor dem Schlafsaale der burgundischen Könige Wache hielt:

Da klangen seine Saiten, daß all das Haus erscholl;
Seine Kraft und sein Geschicke die waren beide voll.
Süßer und sanfter zu geigen hub er an;
So spielt' er in den Schlummer gar manchen sorgenden Mann.

Anderseits rühmt er von sich selbst:

Ich fiedle mit dem Schwerte das Allerbeste, das ich kann.

Aber nicht blos einzelne Helden freuen sich des Streites: im Hunnenlande kommt es zu großen Massenkämpfen und als da Etzel's Mannen und die Burgunder auf einander stießen,

Wie da der Schwerter Tosen so grimmig erklang,
Daß unter ihren Schlägen das Schildgespäng zersprang;
Die Schildsteine fielen nieder in das Blut;
Sie fochten also grimmig, wie man nie es wieder thut.

Wir dürfen nicht von dem Nibelungenliede scheiden, ohne noch einer Eigenthümlichkeit zu gedenken, die wieder mit der Zeit der Abfassung zusammenhängt und sich auch in allen andern damaligen Epen findet: die Helden sind in Sitten und Tracht zu Rittern geworden. Sie selbst tragen Waffenröcke von schneeblanker oder rabenschwarzer Farbe mit funkelnden Steinen aus India; und auch die Sättel der Rosse sind „wohl gesteinet“ und mit „Schellen von lichtem Golde roth“ verzieret, die Zäume goldfarben, die Brustriemen von Seide.

Gleich der Iliade fand auch die Odyssee ein Analogon in der deutschen Poesie, und aus der Kudrun meerdurchrauschten Blättern steigen uns freudig entgegen die schönsten Züge germanischen Wesens. Da darf begreiflicherweise die Kriegsfreudigkeit nicht fehlen und sie tritt uns in höchst lebendiger Weise entgegen in der berühmten Schlacht, welche die Normannen und die Hegelingen auf dem Wülpensande schlagen.

Es wehen von den Alpen die Winde nie den Schnee
So dicht als hier die Schüsse flogen von den Händen;

und von zwei der besten Hegelinger Helden heißt es:

Ortwein und Morung bauten das Land
Und düngten es mit Todten, daß man nicht Manchen fand,
Die es so verstunden zu treffen und zu fällen.
Da schlugen viel der Wunden die Helden beid' und ihre Heergesellen.

Der gewaltigste von allen jedoch ist Wate, der graue Held von Sturmland. Als er von den Frauen gefragt wird, ob er lieber bei schönen Frauen weilen oder in den harten Kämpfen fechten wolle, da antwortet der Alte: wie sanft er auch stets bei schönen Frauen gesessen, Eines hätte er doch immer leichter gethan, daß er mit guten Helden in gar harten Stürmen focht. Und in der Schlacht auf dem Wülpensande,

Als Wate der grimme vernahm des Königs Tod,
Da hub er an zu limmen wie ein Eber; Abendroth
Sah man von Helmen scheinen bei seinen schnellen Schlägen.

Vor der Burg des Normannenkönigs aber stößt er ins Horn, daß man es von dem Strand wohl dreißig Meilen in die Runde hörte, daß die Fluth erbebte und die Eckſteine aus den Mauern fallen wollten. Doch auch der ritterliche Sänger wird nicht vermißt: es ist Horand von Dänemark, eine milde Gestalt wie Volker im Nibelungenliede. Allen, die ihn einmal hörten, war nach ihm weh; denn er sang so süß, daß

ringsum in den Hagen alle Vögel schwiegen:

Die Thier' im Walde ließen ihre Weide steh'n,
Die Würme, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Verließen ihre Fährte. Wohl durft' ihn seiner Künste nicht verdrießen.

In der Kudrun läßt sich übrigens der Einfluß der Kreuzzüge sogar direct nachweisen an den mannigfachen orientalischen Elementen, mit denen die ursprünglich rein deutsche Sage besonders im ersten Theile verwebt ist.

Mit den Kreuzzügen ging auch die von ihnen hervorgerufene Blüthe der deutschen Poesie zu Ende: mußte schon naturgemäß Erschlaffung eintreten, so waren auch die danach geführten Kriege nicht dazu angethan, auf die Dichtung fördernd zu wirken.

Erst als an die Stelle der Ritter unter Kaiser Maximilian I. die Landsknechte getreten waren, da scholl, angeregt von dem belebenden Geist des Krieges, wieder lustiger Gesang durch alle Gauen des deutschen Landes. Ja, es weht ein poetischer Hauch in den Liedern der frommen Landsknechte des 15. und 16. Jahrhunderts, wie auch in ihrem Leben und Treiben. Treulich verbunden in Streit und Sturm, in Lust und Leid durchziehen diese leichtsinnigen Gesellen mit Pfeifen und Trommeln die Welt, überall freudig ihre Haut zu Markte tragend; mit Spießen richten sie sich die Mahlzeiten und selbst wenn ihnen, wie sie sich ausdrücken, ein Flügel vom Leibe gehauen wird, können sie noch lustige Scherz- und Spottlieder darüber singen. Das ist immer noch dieselbe wilde Kampflust, wie sie uns schon aus dem Waltharilied entgegenleuchtete, der kühne abenteuerliche Sinn, der Leib und Leben in Kampf und Krieg aufs Spiel zu setzen als die höchste Lust auf Erden erachtet.

Es dürfte vielleicht nicht unnöthig sein, zu bemerken, daß die Landsknechte ihren Namen nicht, wie man gemäß der sich öfter findenden unrichtigen Schreibung „Lanzknechte" etwa glauben möchte, von der Lanze führen, sondern davon, daß sie die Kriegsleute des Landes waren; denn „Knecht," das ursprünglich den Mann in voller Jugendkraft und Frische, sodann auch den streitbaren Mann bezeichnete, war damals der allgemein ehrende Name des Kriegers überhaupt. — Auch das stereotype Beiwort „fromm" verlangt wohl eine Erklärung:

Es ist die allerwildeste Rott:
Man heißt sie die frumen Landsknecht,

sagt einmal Hans Sachs und in einem Landsknechtliede heißt es:

Fasten und beten lassen sie wohl bleiben
Und meinen, Pfaffen und Mönch' sollen's treiben;

so daß ihnen jedenfalls Frömmigkeit im modernen Sinne nicht nachgerühmt werden kann. „Fromm" steht hier eben in der älteren Bedeutung von tüchtig, tapfer.

Die Lieder der Landsknechte sind meist von Landsknechten selbst gedichtet: daher der häufige, in mannigfachen Variationen wiederkehrende Schluß:

Der uns dies neue Liedlein sang,
Von neuem g'sungen hat,
Das hat gethan ein Landsknecht gut.

Sie enthalten vor allem getreue und lebhafte Schilderungen des landsknechtlichen Lebens und Treibens, anderseits aber feiern sie auch besonders hervorragende Waffenthaten, so namentlich die Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525, welche der höchste Triumph der deutschen Landsknechte war. In ihr hatten sie nämlich unter Anführung des wackern Georg von Frundsberg die seit mehr als einem Jahrhundert für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend besiegt und ein deutscher Graf von Salm sogar den ritterlichen König von Frankreich, Franz I., gefangen genommen.

Es mögen hier Proben aus Landsknechtliedern folgen. An erster Stelle erwähne ich:

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vor'm Feind erschlagen
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n Wehklagen.

Und in einem aus dem Jahre 1552 stammenden Liede spricht der Hauptmann zu dem Fähnrich, der ihn auf die siebenfache Ueberzahl der Feinde aufmerksam macht:

Hab' gemeint, du sei'st ein Fähnrich gut;
So bist du ein verzagtes Blut,
Laß' du dein Fähnlein schweben, ja schweben!

Der Fähnrich nahm ein stolzen Gang,
Er gab dem Fähnlein einen Schwang,
Er schwang's über Veiel und grünen Klee:
„Heut Fähnrich, morgen nimmer me!
Beim Fähnlein will ich sterben, ja sterben!"

Der Fähnrich der ward hart verwund't:
„Nun werd' ich jetzund nimmer g'sund.
Also muß ich sterben, ja sterben."

Endlich sind auch noch anzuführen die sogenannten Reiterliedlein jener frischen Jungen nach Art des Georg im Goethe'schen Götz von Berlichingen, die auf flinken Rossen dahintraben und sich kein Gewissen daraus machen, bei guter Gelegenheit einen ehrsamen Städter auszuplündern oder dem gestrengen Reichsregiment einen lustigen Schabernack zu spielen. — Kurz, das 15. und 16. Jahrhundert ist die Blüthezeit des kriegerischen Volksliedes, das die übermüthigsten wie die gefühlvollsten Töne mit gleicher Meisterschaft zu handhaben weiß.

So sind wir denn bei jenem traurigen Kriege angelangt, der dreißig Jahre lang (1618—1648) Deutschland sich zum Tummelplatze seiner Greuel auserſehen hatte. Auch seine hervorragenden Persönlichkeiten, wie Gustav Adolf, der Held aus Mitternacht, Mansfeld, Wallenstein, Tilly, der tapfere Reitergeneral Johann v. Werth, auch seine Schlachten und Belagerungen sind Gegenstände volksthümlicher Poesie geworden. Ein sehr beliebtes Thema war der letzteren namentlich die Auffassung einer belagerten Stadt als einer Braut, um deren Hand der Belagerer wirbt. In dem ältesten hierher gehörenden Gedicht spricht Wallenstein zu der Stadt Magdeburg, die er 1629 belagert:

> Magdeburg, aller Damen Zier,
> Prinzessin deiner Landen,
> Wann wirstu dich nun der Gebühr
> Ergeben unsern Handen?

worauf Jungfrau Magdeburg antwortet:

> Wohl hab' ich, hochgeborner Herr,
> Die Werbung längst verstanden,

und den Herzog mit einem unzweideutigen Korbe abziehen läßt, sowie mit der Mahnung, er solle künftig besser „courtesirn" lernen.

Allein in all diesen Producten des dreißigjährigen Krieges ist kaum ein Körnlein jener echten Poesie zu finden, die uns in den Landsknechtliedern der vorhergehenden Periode so wohlthuend berührt hat. Die lange Dauer entkleidete diesen Krieg aller poetischen Momente und brachte nur die wilde Roheit der Soldatesca zur Ausbildung. Und doch thut man ihm Unrecht, wenn man ihm jede Förderung der deutschen Poesie abstreitet. Seine Drangsale waren es vielmehr, die der letzteren das deutsche Kirchenlied gegeben und mit wunderbarer Innigkeit erfüllt haben. Damals entstanden die herrlichen Lieder Paul Gerhard's: „Befiehl du deine Wege," „Nun ruhen alle Wälder," „O Haupt voll Blut und Wunden;" damals Fleming's:

> In allen meinen Thaten
> Laß' ich den Höchsten rathen,
> Der Alles kann und hat.

Aber auch die weltliche Poesie lehrte der Krieg singen von treuem Zusammenhalten in Pein und Noth. Der Königsberger Simon Dach pries sein Aennchen von Tharau, dem er folgen will „durch Wälder und Meer, Eisen und Kerker und feindliches Heer;" denn „der Mensch," heißt es in seinem schönen Liede von der Freundschaft,

> hat nichts so eigen,
> So wohl steht ihm nichts an,
> Als wenn er Treu erzeigen
> Und Freundschaft halten kann.

Andere suchten den deutschen Krieger durch die Macht der Idee zu heben und zu läutern, so namentlich Zinkgref, der ihm zuruft:

> D'rum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse,
> Schlag' ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
> Für's Vaterland aufsetz', von dem du frei es auch
> Zuvor empfangen hast: das ist der Deutschen Brauch.

und mit directem Anklang an Tyrtäos mahnt er:

> Im Feuer sei bedacht, wie du das Lob erwerbest,
> Daß du in männlicher Postur und Stellung sterbest.
> An deinem Ort bestehst fest mit den Füßen dein
> Und beiß' die Zähn' zusamm und beide Lefzen ein,
> Daß deine Wunden sich lobwürdig all' befinden
> Da vorne auf der Brust und keine nicht dahinten.

Endlich ergingen auch warnende Rufe, Deutschland und deutsches Wesen nicht untergehen zu lassen:

> Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
> O Deutschland, wach doch auf, faß' wieder einen Muth,
> Gebrauch dein altes Herz und widersteh' der Wuth,
> Die dich und die Freiheit durch dich selbst überwunden.

Während hier Weckherlin ernst und warm seine Stimme ertönen läßt, eifert der scharfe Epigrammatiker Logau gegen die Modesucht der Deutschen, „die Frankreichs Livree wie Knechte tragen." Das treueste Gemälde jener wilden Kriegszeit

findet sich in dem satirischen Roman: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philander's von Sittewald," das so recht eine Frucht des dreißigjährigen Krieges ist; denn Moscherosch — das ist der Name des Verfassers — war von den Stürmen jenes Krieges vielfach hin und her geworfen worden und hat das Resultat seiner hierbei gemachten Erfahrungen in dem genannten Werke niedergelegt, worin ein eigenes Kapitel von dem Soldatenleben handelt.

Der bedeutendste Dichter der ganzen Periode aber ist Andreas Gryphius, der erste, der es unternommen, das Volk durch historische Dramen zu belehren. Er habe, äußert er selbst, die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge in etlichen Trauerspielen sich vorzustellen beflissen, nachdem das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharrt. Es ist zu beklagen, daß in Folge eines allzugroßen Hanges zum Düstern und Gräßlichen bei ihm die Größe des Wollens hinter dem Können zurückblieb. Um so mehr hat er dagegen als Lustspieldichter geleistet und sein Scherzspiel „Horribilicribrifax" muß hier schon darum erwähnt werden, weil es unmittelbar vom dreißigjährigen Kriege beeinflußt ist. In dem Horribilicribrifax und dem Daradiridatumtarides, „zwey weiland reformirete Hauptleute," werden nämlich die Prahlhänse und Eisenfresser lächerlich gemacht, welche der obige Krieg in so üppiger Fülle hatte emporschießen lassen. Ersterer, der den Beinamen „von Donnerkeil" führt, ist „der unüberwindliche weltberühmte Kapitän," der in einem Streich in hunderttausend Stücke zertheilet, und der Andere, „Windbrecher von Tausendmord" geheißen, sagt von sich selbst: „Alsbald ich auff diese Welt gebohren bin, hab' ich auff der Erden herumgesprungen, ich habe meines Vaters Degen von der Mauer heruntergezogen und damit so ritterlich herum geschwermet, daß ich der Hebammen den Kopff und der Kinder-Magd den Leib entzwey gehauen, und mit einer güldenen Ketten," brüstet er, „verbinde ich mir meine Göttin (d. h. seine Geliebte), welche mir GOtt Mars selber mit allen seinen Feuerspeyenden Granaten und Donnerschwangeren Canonen nicht abjagen soll." Trotz alledem ist der „großmächtigste Kapitän" nach dem Berichte seines eigenen Dieners „nicht Anders als ein geheimeter Hase."

Als nicht gar lange nach dem dreißigjährigen Kriege der französische Einfluß im deutschen Reich wie in der deutschen Dichtung dominirte, da waren es nur die Türkenkriege, die dem Volksliede glückliche Töne zu entlocken vermochten; ihnen gehört „Prinz Eugenius, der edle Ritter" an, dessen Popularität sich gerade jetzt wieder aufs schlagendste bewährt hat, indem seiner Form unter andern das treffliche Lied „König Wilhelm saß ganz heiter" eingefügt worden ist. — Aber der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam, wie der zeitgenössische Goethe äußert, durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. „Die Feinde in der Poesie und Politik," sagt Prutz in seiner Geschichte des deutschen Theaters, „waren zum Theil gemeinsam. Dasselbe Hasenpanier, das die Franzosen, ein Spott ihrer eigenen Landsleute, bei Roßbach ergreifen, müssen die französischen Tragiker, muß vor Allem Voltaire vor den Streichen Lessing's und seiner Genossen ergreifen. Ja wie Friedrich der Große in seinem Kampf gegen das verbündete Europa nur einen Freund hat: England, und wie nächst den unversiegbaren Quellen seines Genius die englische Unterstützung allein ihn vor dem Untergange bewahrt, so auch erhalten jene literarischen Kämpfer ihre kräftigste Unterstützung, ihren siegreichsten Verbündeten gleichfalls aus England: Shakespeare!" Die Wirkung freilich, die dieser Krieg auf die Lyrik geäußert hat, würden wir nicht mehr so hoch anschlagen, wie es Goethe, wie es überhaupt jene Zeit gethan hat. Denn obwohl man ernstlich die Frage aufwarf: „Was ist Tyrtäos gegen Gleim?" so sind des letzteren „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" eben doch nichts Anderes als gereimte Prosa, und auch an den pedantischen Ergießungen Ramler's haben wir glücklicherweise den Geschmack verloren. Nicht hoch genug jedoch kann der Einfluß des siebenjährigen Krieges auf das deutsche Drama angeschlagen werden. Vor allem erhielt durch ihn, wie einst durch den dreißigjährigen Krieg, das Lustspiel die directeste Förderung. Mitten unter der Armee schrieb Lessing seine Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. „Eines Werks aber," sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit,"

„der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, muß ich hier vor allem erwähnen; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm." Sie sei es gewesen, meint Goethe weiter, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hätte, glücklich eröffnete. Der Friede zwischen den Gemüthern hätte bei den Preußen und Sachsen in Wirklichkeit nicht sogleich hergestellt werden können. „Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen." Und, fügen wir hinzu, giebt es eine beißendere Kritik des Franzosenthums, wie es sich damals auch in Deutschland breit machte, als die Figur des Riccaut de la Marlinière, der die deutsch Sprak für ein arm Sprak, für ein plump Sprak erklärte, da sie corriger la fortune und ähnliche elegante Ausdrücke mit „betrügen" wiedergebe? Dieselbe kräftige, mitten aus der Zeit schöpfende Frische kam durch Lessing auch der Tragödie zu gute, deren Wiederaufblühen somit wenigstens indirect gleichfalls auf den belebenden Hauch des siebenjährigen Krieges zurückzuführen ist.

Es kann nicht verlangt werden, hier den weitgehenden Einfluß dieses Krieges auch in einzelnen Gedichten nachzuweisen; ich begnüge mich mit der Hindeutung auf die populärste deutsche Ballade, auf Bürger's Lenore, der jener Krieg als historischer Hintergrund gegeben ist:

> Er war mit König Friedrich's Macht
> Gezogen in die Prager Schlacht.

Aber auch das Volkslied selbst bemächtigte sich des siebenjährigen Krieges, und häufig waren Soldaten, die persönlich mitgekämpft, die Dichter. So schließt das bekannte

> Als die Preußen marschirten vor Prag,
> Vor Prag, die schöne Stadt,

nachdem es geklagt, daß „Schwerin ist geschossen todt," mit den Worten:

> Wer hat dies Liedlein denn erdacht?
> Es haben's drei Husaren gemacht.
> Unter Seydlitz sind sie gewesen,
> Sind auch bei Prag selbst mitgewesen.
> Victoria, Victoria, Victoria!
> König von Preußen ist schon da!

Anderntheils faßte man die komische Seite auf und machte sich über die Reichsarmee, die Reißausarmee genannt wurde, wie über die Franzosen lustig. Nach der Schlacht bei Roßbach spottete man:

> Und wenn der große Friedrich kommt,
> Und klopft nur auf die Hosen,
> Dann läuft die ganze Reichsarmee,
> Panduren und Franzosen.

Aus der Vergangenheit bleibt uns nun lediglich noch eines Kampfes zu gedenken, des großen Befreiungskampfes, den Deutschland gegen Napoleon I. unternahm. Von einem glücklichen Instinct getrieben und wohl auch zum Theil geradezu von seinem kampfdurchwühlten Zeitalter beeinflußt, hatte Schiller bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts in den Dramen „Die Jungfrau von Orleans," „Die Braut von Messina" und vor allen im „Wallenstein" die glänzendsten Bilder kriegerischen Lebens entrollt. Er hatte aber in ihnen, wie außerdem noch im Tell, auch der Freiheit, der Eintracht, der Vaterlandsliebe das herrlichste Lob gesungen. All' dies war nicht auf steinigen Boden gefallen, und so war es wieder einmal die Poesie, welche die Initiative ergriff und in feurigen Worten mahnte, die Napoleonische Tyrannei zu brechen, den gewaltigen Kampf aufzunehmen.

Von wunderbarer Mannigfaltigkeit sind die Töne, die da angeschlagen wurden. Tödtlicher Haß glüht in den Versen Heinrich's von Kleist, mit denen er Germania ihre Kinder zur Rache an den Feinden aufrufen läßt:

> Alle Triften, alle Stätten
> Färbt mit ihren Knochen weiß.
> Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
> Gebet ihn den Fischen preis!
> Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
> Laßt gestäuft von ihrem Bein
> Schäumend um die Pfalz ihn weichen
> Und ihn dann die Grenze sein!

Selbst der fromme Schenkendorf singt:

> Es ist ein schönes Kriegen
> In solchem heil'gen Haß
> Und auch erschlagen liegen
> Im grünen kühlen Gras.

Dieselbe Stimmung zieht durch Rückert's geharnischte Sonette, wie denn auch Arndt, der treue Eckart des deutschen Volkes, wettert und donnert:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Sie weht ferner durch die gewaltsam mit sich fortreißenden Gesänge:

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,

und

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Gesänge, deren Dichter, Theodor Körner, nach uraltem deutschen Brauch zugleich ein Sänger und ein Held, uns selbst wie ein poetisches Gebild entgegentritt.

Er ist es auch, der den Krieg darstellt als einen Kreuzzug, einen heiligen Krieg, und mit großartiger Andacht ruft er im brüllenden Dampf der Geschütze den himmlischen Lenker der Schlachten:

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!

Die innigsten Lieder aber werden dem Vaterlande, werden Deutschland geweiht:

O Deutschland, heil'ges Vaterland,
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir aufs neue.

Damals entstand auch jenes berühmte Fragegedicht, das endlich in unsern Tagen seine glückliche Antwort gefunden hat.

Anderseits klingen kecke, kriegsfrohe Töne:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?

fragt der ritterliche Sänger sein gutes Schwert, das er herzinnig liebt, als wär' es ihm getraut als eine liebe Braut, und in freudigem Kreise, laut nach germanischer Weise begrüßt den Beginn des Kampfes das „Trinklied vor der Schlacht," das mit den schönen Worten schließt:

Schlacht ruft! Hinaus!
Horch, die Trompeten werben.
Vorwärts auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

Hierher gehören auch die Jäger- und Reiterlieder, wie Fouqué's:

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,*
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!

und Friedrich Förster's:

Auf und an!
Spannt den Hahn!
Lustig ist der Jägersmann.

ingleichem das Lied von Lützow's wilder verwegener Jagd und Brentano's Soldatenlied:

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden:
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld,
Trallalalalai,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Endlich wurden die hervorragenden Waffenthaten und Persönlichkeiten jener Kämpfe, Napoleon mit seinen Marschällen, dann die deutschen Helden Scharnhorst, Gneisenau u. A., namentlich aber Blücher einerseits verhöhnt und verdammt, anderseits erhoben und gefeiert. Allbekannt ist Arndt's:

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.

und seine „Leipziger Schlacht":

Wo kommst du her in dem rothen Kleid?
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so roth.

Die allgemeine Begeisterung ergriff auch einen Dichter aus königlichem Hause, den damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern, der klagend, daß ihm persönliche Theilnahme am Kampfe versagt wäre, bei den Klängen des baierischen Schützenmarsches in die Worte ausbricht:

Höchstes, reinstes, seligstes Entzücken,
Zu genießen dieses Siegs Beglücken,
Zu erleben Teutschlands schönste Zeit!

Ja, die Dichter nahmen sich Arndt's Mahnung zu Herzen:

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!

* Auch von Friedrich Förster existirt ein Gedicht mit dem gleichen Anfangsverse. Dasselbe ist aber „Schlachtlied" betitelt und lautet in den ersten vier Zeilen:

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Seid munter und erwacht,
Die Hörner locken und rufen
Uns heut' zur ersten Schlacht.

Fouqué und Förster haben beide ihren Text der alten Weise:

Auf, auf zum fröhlichen Jagen,

unterlegt.

Auch das Volkslied blieb natürlich von den Befreiungskriegen nicht unberührt; doch gelang es mit ihm — es ist eine eigenthümliche Erscheinung — Dichtern, wie Arndt und Brentano, besser als dem Volke selbst. Das letztere beschränkte sich meist auf Spottlieder, wie

> Napoleon, der große Held,
> Der lief bei Leipzig aus dem Feld,
> Der lief wohl über Stock und Stein,
> Bis daß er kam wohl übern Rhein.

und nur höchst spärlich begegnet uns der echte Ton, der dem „Husarglauben" nicht abzusprechen ist:

> Es ist nichts lust'ger auf der Welt
> Und auch nichts so geschwind,
> Als wir Husaren in dem Feld,
> Wenn wir beim Schlachten sind.

Aber die Befreiungskriege zahlten der Poesie die so große Schuld nicht genügend heim: sie gaben in dem höchsten Bereiche dichterischer Thätigkeit, im Drama, keiner einzigen Schöpfung das Leben, die jener großen Tage würdig gewesen wäre. Ihr wesentlichstes Verdienst ist, daß sie den Romantikern Veranlassung geworden sind, die Erinnerungen an alte deutsche Herrlichkeit wachzurufen, Erinnerungen, die seitdem im Herzen des Volkes wie in der Seele der Dichter nie mehr in Vergessenheit gerathen sind. Darum bedurfte es, als anfangs der vierziger Jahre „Thiers die Wälschen aufgerührt" hatte und wegen des Rheines ein Krieg mit Frankreich drohte, nur dieses Drohens, um die Poesie wieder in die Schranken zu rufen:

> Sie sollen ihn nicht haben,
> Den freien deutschen Rhein,
> Bis seine Fluth begraben
> Des letzten Manns Gebein,

sang Niklas Becker; der alte Arndt schleuderte seine flammenden Verse:

> Und brauset der Sturmwind des Krieges heran
> Und wollen die Welschen ihn haben,
> So sammle, mein Deutschland, dich stark wie Ein Mann
> Und bringe die blutigen Gaben,
> Und bringe das Schrecken und trage das Grauen
> Von all' deinen Bergen, aus all' deinen Gauen,
> Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
> All-Deutschland in Frankreich hinein!

und Max Schneckenburger sprach das innige Wort:

> Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
> Fest steht und treu die Wacht am Rhein

Es möge mir schließlich noch ein flüchtiger Blick auf den jüngsten Krieg gestattet sein. Sein Beginn gab das Signal zu einem lebendigen Rauschen und Tönen in dem deutschen Dichterwald und manch' schöne Weise ist daraus in die Lande gedrungen. Das Beste findet sich vereint in der bekannten Sammlung: „Lieder zu Schutz und Trutz." Eine feine Charakteristik der poetischen Kinder dieses Krieges giebt Gottschall in seiner vergleichenden Betrachtung: die Kriegslyrik von 1813 und 1870 („Unsere Zeit," Jahrgang VII, Heft 4). Gottschall nennt dort die damalige Lyrik gemüthsinniger, die jetzige farben- und gestaltenreicher; jener erkennt er mehr Energie des Ausdrucks, intensive Gluth der Empfindung und Prägnanz des Lapidarstils zu, dieser größere Sprachgewalt und Formvollendung. Daraus erklärt sich auch, daß das Volk immer noch lieber in die Poesie der Befreiungskämpfe und die mit ihr gleichgeartete der vierziger Jahre zurückgreift.

Glaubwürdigen Berichten zufolge waren auch in dem letzten Kriege die Kämpfer selbst poetisch thätig, wenngleich der gefeiertste unter ihnen, der Füsilier Kutschke, der mit Homer das Loos eines symbolischen Namens zu theilen schien, aus den Reihen der jetzt lebenden Dichter gänzlich gestrichen worden ist durch die Entdeckung, daß die unübertrefflichen Verse

> Was kraucht dort in dem Busch herum?
> Ich glaub', es ist Napolium,

in einem bereits 1869 erschienenen Buche als Beispiel des Hallischen Dialekts angeführt sind.

Wie schon die alten Germanen mit Gesang den Feind und die beginnende Schlacht begrüßten, wie die Deutschen des Mittelalters mit frommen Liedern in den Kampf zogen, wie auch in den späteren Zeiten deutscher Krieg und deutsche Poesie stets zusammenstanden, so hat sich nicht minder in unsern Tagen das deutsche Lied als der treue Gefährte des deutschen Kriegers bewährt. Es zog mit ihm über den Rhein, es hielt ihn aufrecht in den Mühen und Kämpfen, es erzählte dem Einsamen auf der fernen Wacht von der süßen Heimath, von Liebe und Treue der Zurückgebliebenen. Es geleitete ihn bis ins kühle Grab und betrat auch mit den Geretteten des Vaterlandes Boden wieder.

So übt die Poesie gleichsam Vergeltung für den fruchtbaren Samen, den der gewaltige Säemann Krieg auf ihren Acker gestreut.

Briefe Schiller's.

Mitgetheilt von

Wilhelm Röseler.

Nachfolgende Briefe Friedrich Schiller's glaubte ich der Veröffentlichung nicht unwürdig erachten zu sollen, da sich dieselben bisher weder in Biographien befinden, noch sonst irgendwo zum Abdruck gelangten.

An wen der erstere gerichtet, habe ich nicht ermitteln können, — wahrscheinlich an Voß, der, seitdem Boie von der Leitung des Göttinger Musenalmanachs 1775 zurückgetreten und hannöver'sche Dienste angenommen, von Wandsbeck aus den Almanach redigirte und mit Schiller in stetem Briefwechsel stand. Unmöglich wäre es indeß auch nicht, daß jene Zeilen an Wieland gerichtet wurden, da sich Schiller bekanntlich um diese Zeit zur Mitwirkung an dessen „deutschem Mercur" verpflichtete.

Ich brauche kaum zu bemerken — der Leser wird es selbst herausfühlen — daß sich in diesem Briefe eine gewisse Behaglichkeit, Zufriedenheit mit sich selbst, ein allgemeiner Frohsinn des Dichters documentiren, der baare Gegensatz zu dem zweiten Brief, in welchem er gleich im Anfang schon von der „leidigen Krankheit" spricht.

Schiller, nahe daran, sich mit seiner „Lolo" zu verloben und im Mai des folgenden Jahres durch Goethe's Vermittelung die Geschichtsprofessur in Jena zu übernehmen, schreibt wie folgt:

„Volkstädt pr. Rudolstadt, d. 17. Julius 88.

Mein werther Gönner
und hochzuverehrender Freund.

Sie waren so gütig, mir nachträglich noch ein Urtel über mein Erstlings-Werk, aus dem Pfalzbayerischen Musäum, sowie das Mannheimer Tagebuch, anlangend den Dom Carlos, zu übermitteln. Ich erhielt das Päckel heut' in der Früh in meiner Lauben von der Lengefelden und sage Ihnen bestgemeynten Dank. Was das Erstere betrifft, so habe ich's bereits kürzlich bey Körnern gelesen. Das Zweyte war mir bisdem unbekannt. In beyden Schriften werden die Herren Acteurs und Ich hefftig getadelt; da ich nicht bey der Action zugegen war, kann ich nicht den Tadel ermessen, der Acteurs (!), mich aber trifft er mit vollem Recht, denn itzt, da ich den Dom Carl. als ein Ganzes vor mir sehe, durchschaue ich wol die grossen Gebrechen und Errata, welche diesem Opvs anhaften. Ich habe mich ja auch schon, wie Sie wol gelesen, darüber des Breiteren vernehmen lassen. Wenn das Blatt sagt, mein Stück werde auff den Schau-Bühnen niemalen Glück machen, so stimme ich dem ungenannten Herrn Recensenten bey, vollends, denn es ist zu lang, viel zu lang. Sollte überhaubt nicht auffgeführt werden mehr, noch viel weniger darinnen gestrichen werden, denn wollte man darinnen streichen, so hätte man es können bald ganz lassen streichen für die Schau-Bühne. — Beil'n als Alba hätte ich ohneracht et mögen sehen: ein Mann von Ingenium und vielem Wiz.

Nochmals besten Dank und kömmt Ihnen mal wieder waß in den Wurf über meine Arbeiten (was ich hier im stillen Volkstädt nicht zu sehen bekomme): so senden Sie's nur immerzu, ich lese Alles.

Der Aufenthalt hier ist für mich sehr zuträglich; ich bin im Stande, im Freyen zu schaffen und das thut wol. Und dann die Lieben hier! — Kant und Aristot, laß' ich nicht aus den Händen.

Ich reiche Ihnen die Hand.

Ihr stetsgewogener Schiller."

Das zweite Schreiben Schiller's an Böttiger in Dresden, im Original sehr flüchtig und voller Correcturen, lautet:

„Jena, 10. Jenner 96.

Die leidige Krankheit, mein trauter Böttiger, ließen mir nicht Muße, den Beytrag unseres Historikers eher an Sie abzusenden, denn heut'. Sie werden denselben — und daran zweyffle Ich keinen Moment — mit Plaisir lesen, i. e. wenn Sie Sich erst an die Hand gewöhnt oder wollen Sie warten bis er in den Horen steht?

Ich muß nun schließen. Cotta drängt wegen des Damen-Calender. L. läßt herz-

lich grüßen, noch immer Migraine, ditto Murr. Den — (ausgestrichen und unleserlich) — dankend anbey retour, nicht sonderlich erbaut.

In Eil'.

Ihr ganz ergebenster Schiller."

Am Rande dieser Zeilen stehen noch die Worte: „Grüßet Dresden!" Der im Anfang erwähnte „Historiker" ist der bekannte J. W. von Archenholz, dessen geschichtlichen Beiträgen, namentlich den biographischen Darstellungen von Sixtus V. und Sobiesky (Horen v. Jahre 95, XII. St. No. 9) Schiller großen Beifall zollte. Mit dem Buchstaben L. ist jedenfalls Schillers Gemahlin gemeint.

Es ist uns ein Brief Schiller's* ein Jahr vor seinem Tode an seinen Freund Hufeland in Berlin aufbehalten worden, in welchem der Dichter von Weimar aus (16. Juli 1804) bemerkt, es lebe schon längst der Wunsch in seinem Herzen, einige Zeit im Jahre in Berlin zuzubringen und den Einfluß einer so großen Stadt besonders auf seine dramatische Productivität erfahren zu können; es müsse ihm jedoch keine fixirte Niederlassung in Berlin zur Bedingung gemacht werden, denn außerdem, daß er sich aus mehr als einem Grunde nicht ganz von Weimar trennen könne und daß ein Aufenthalt zu Berlin mit seiner ganzen Familie äußerst kostspielig für ihn sein würde, so kenne er sich auch selbst zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß die Zerstreuungen einer großen Stadt, sowie überhaupt die größere Bewegung um ihn herum das glimmende Fünkchen seiner Thätigkeit ganz ersticken würde. Um etwas Poetisches zu leisten, müsse er sechs bis acht Monate im Jahre einsam leben und dazu sei ein Ort wie Weimar, dem es nicht ganz an einigem belebenden Umgange fehle, eben recht u. s. w.

Im Anschluß hieran theile ich schließlich noch einen Brief des Dichters an Nicolai in Berlin mit, der zum Theil ein Pendant desjenigen an Hufeland ist. Der Brief, ohne Jahreszahl und Datum, lautet:

„Ja, mein sehr geschätzter Nicolai, Sie sind jetzt der Dritte, der mich invitiret, meine kranken Füße auf märkischen Sand zu setzen und ich fühle mich sehr geehrt, daß Ihr's gethan, ich kann's nicht leugnen. Aber ihr seyd doch im Irrthum, lieber Nothanker, wenn Ihr glaubt, die Fortune des Tell würde mich noch hernachdem bestimmen, zu Ihnen gänzlich überzusiedeln und an denen gelehrten Berahtungen drüben thäthigen Anteil zu nehmen. Die neuerliche Reise nach der Residenz und nach Potzdam haben für mich nachtheilige Folgen gehabt, mehr als ich glaubte und meine Frau, die soeben entbunden, meinte auf Ihren Brief hin, meine Gesundheit stelle diesem Vorhaben gewaltige Pallisaden entgegen und schon aus diesen für mich gewiß verzeylichen Gründen kann ich Ihren und Ihrer Collegen Wunsch nicht erfüllen. Die Reise schon, das bloße Fahren in der Reichskutsche laßen in mir das Bewußtseyn rege werden, ich hätte die grand tour angetreten. — Daß auch Ihnen der Tell so viel Plaisir gemacht freut mich um so mehr, als Sie früher ein Gegner der, wie Sie so nannten, Krafft- et Original-Genies waren. Ich habe in dem poëtischen Werk Britisch, al fresco, gemalt, für's Volk, denn das Volk will mit Donnerstimme und Drommetenton angeredet werden, wenn's sich um Freyheit handelt, sonst versteht's die Freyheit falsch und verwechselt sie leicht mit Ränken und Zwietracht. Sie haben aber, wie ich sehe, zu günstig und vorteilhafft über das Stück und die Aufführung geschrieben und recensiret und gar Manniches vom „Hofrath Schiller" gesprochen u. s. w. Laßen Sie doch, lieber Freund, den Hofraht beiseyt! Auch Ihrem und meinem lieben Hippocrates mit den freundlichen blauen Augen hab' ich's untersagt. Ich liebe daß nicht, ich bin und will nur bleiben sonder Zeremoniell und Titulatur

Euer Schiller."

* S. Schiller-Album d. Allg. deutsch. National-Lotterie, Dresd. d. 1861, Pag. 41 ff.

Paul Konewka.

Dem Tode gegenüber bleibt dem Menschen nur die ernste Betrachtung, und so sind wir gewohnt, beim plötzlichen Scheiden hervorragender Menschen unsere Ansichten auszusprechen und mehr oder weniger zu bedauern, daß der unerbittliche Schnitter zu früh gekommen, der nur dann

zu spät kommen könnte, wenn ein früheres Wirken durch das spätere beeinträchtigt wäre. Paul Konewka, ein eigenartiger Künstler, der die Silhouette zu einer kaum geahnten Höhe der Charakteristik gehoben hat, ist kürzlich gestorben, nachdem er, kaum dreißig Jahre alt, soeben begonnen hatte, zu einer Popularität zu gelangen, die um so rühmlicher war, je mehr seine genialen Schöpfungen durch geringe Mittel ins Leben traten. Die Schere und und ein Stück schwarzes Papier, also in gewisser Weise nicht mehr und nicht weniger, als wenn dem Zeichner ein Blatt weißes Papier und ein Stück Kohle dient, — etwas Anderes bedurfte die von dem genialen Auge geleitete Hand nicht, um die geistvollsten und feinsinnigsten Ideen wiederzugeben, denn er schnitt die meisten seiner Figuren zuerst aus, bevor sie in Zeichnung und Druck vervielfältigt wurden. Es ist dies die häufigste Art, in welcher die nicht gar so seltene Begabung für die Silhouette sich äußert, aber freilich, die Höhe der Vollendung, bis zu welcher sie sich entwickelt, ist sehr verschieden, und Paul Konewka dürfte bis jetzt unerreicht darin erscheinen. Ein ganz besonders entwickelter Sinn für den Umriß, für die Grenzen der Form, verbunden mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit in der Handhabung der Schere, war das äußere Erforderniß, dem dann durch das Gefühl für das künstlerisch Schöne die höhere Weihe gegeben wurde — und wie sehr dieses Gefühl vorhanden war, das zeigen seine reizenden Gruppen zu „Faust," zum „Sommernachtstraum," zum „Schwarzen Peter," und auch die letzte Schöpfung, „Falstaff und seine Gesellen," bewährt das vielseitige Genie Konewka's aufs Glänzendste. Wer kann wissen, bis zu welcher nicht zu ahnenden Höhe sich diese eigenthümliche Künstlernatur bei längerem Leben noch entwickelt hätte; begnügen wir uns damit, seine mannigfaltigen Darstellungen heitern Scherzes, liebenswürdiger Naivetät und derber Lebenslust mit immer neuer Freude zu genießen und schenken wir ihm das Andenken, das ihm, als einem beginnenden Liebling der Nation, gebührt.

Von den äußeren Lebensumständen Konewka's ist nicht viel zu sagen. Wie den meisten Vertretern geistiger Richtungen in der Welt war auch ihm das Geschick in der Jugend nicht besonders günstig und kaum erfreute er durch sein Talent sich äußerer Erfolge, als seine Laufbahn im Tode endete. Auf mehreren seiner Bilder hat er seine eigene Silhouette angebracht, so namentlich in der Gruppe der Spaziergänger aus dem „Faust," wo das Gesicht und die feine Gestalt unter den Studenten den Künstler seinen Bekannten in Erinnerung bringt.

Wenn man die Fülle der Figuren betrachtet, die Konewka geschaffen, so erstaunt man über die große Scala des Ausdrucks, die er in die verschiedenen Profile zu legen wußte. Sein Gretchen ist so sinnig, einfach und herzig, wie sein Puck schelmisch und reizend ist. Ebenso sind die andern Elfengestalten im „Sommernachtstraum" duftig und von zarter Schönheit, während er in seinen komischen Figuren alle erdenklichen Nuancen vorführt, oft derb und kräftig, ohne ein einziges Mal trivial zu werden. Eine ganz besondere Fundgrube war ihm Shakespeare, in dessen scharf gezeichneten Charakteren er immer neuen, willkommenen Stoff entdeckte, und sein letztes Werk, welches mit Text von Herm. Kurz, in Straßburg bei Moriz Schaumburg erschien, läßt erkennen, wie reich die Ausbeute hätte werden können, wäre durch ein längeres Leben dem fleißigen Künstler gestattet worden, umfassendere Anregung aus den Dramen des britischen Dichterheros zu schöpfen, dessen Silhouette den Titel des Buches „Falstaff und seine Gesellen" schmückt. Wohl durfte Konewka noch kurz vor seinem Tode an Hermann Kurz schreiben: „Ich mag wohl ohne Ueberhebung sagen, daß meine Shakespeare-Gestalten noch nach vielen Jahren lebensfähige, maßgebende und feststehende Typen sein werden." Wenn seine reizenden Kindergruppen in „Schwarzer Peter," zu welchem der liebenswürdige Dichter J. Trojan die Verse schrieb, lange Zeit unvergessen bleiben werden, so sind doch die Gesellen des Falstaff und die Rüpel aus dem „Sommernachtstraum" von höherer Bedeutung für die humoristische Richtung des Künstlers, weil sie reifere und drastischere Typen darstellen. Wie sehr ihm die Totalität der darzustellenden Charaktere aufgegangen war, beweist unter anderm das Bild „Poins und Jungfer

Dortchen," welches diese beiden Figuren in treffendster und drolligster Weise gegenüberstellt, obgleich eine solche Scene in der Dichtung bei Shakespeare nicht vorkommt. Bei dem Dichter berichtet Poins dem Prinzen von der Gemeinheit der Dirne, welche wir hier vor ihm in lebhafter Gesticulation und auffallendem Putze erblicken, wodurch uns der Bericht auf die wirksamste Weise Hinblick auf sein Versprechen, sie zu heirathen — und die dann mit dem elenden Renommisten, Fähnrich Pistol, vorlieb nehmen muß, ausnehmend dem Bilde, welches man sich von ihr macht, so daß diese Gestalt die größte Genugthuung gewährt, wie sie mit ihrer Kanne dasteht und den Prahlereien des neuen Gastes im „Wilden Schweinskopf" zuhört.



Falstaff und Frau Fluth.

illustrirt wird, während das Bild doch mehr als bloße Illustration ist. Aehnlich verhält es sich mit dem einen der beiden Bilder, die wir unserem Aufsatze beifügen. Da steht die Wirthin, Frau Hurtig, mit Pistol, ihrem Courmacher, zusammen, und jede der beiden Figuren stimmt vollkommen mit dem Bilde überein, das uns aus Shakespeare bekannt ist. Namentlich entspricht die gute Frau Hurtig, die unermüdlich dem dicken Ritter borgt — wohl im

Weit allgemeiner bekannt sind die beiden anderen Figuren: er selbst, der dicke Held des ganzen Buches, und die liebliche, lustige Frau Fluth, in deren Zügen sich Schelmerei und Reiz vereinen.

Konewka verstand es übrigens auch vortrefflich, Porträts höchst ähnlich zu schneiden, oder Caricaturen zu schaffen, und er fertigte derartige Gelegenheitssachen so rasch, daß ein Freund von ihm erzählte, er habe einem alten General, der ihm auf

einem Balle sagte, er sei vor seinem Talente gewarnt worden, sofort sein Porträt überreicht, das er, die Hände unter den Frackschößen haltend, rasch aus dem schwarzen Futter geschnitten.

Auch in Thierfiguren zeigte er eine staunenswerthe Sicherheit und liebevolles, feines Verständniß. Seine Productionen in dieser Richtung sind nach allen Seiten zerstreut; er selbst hat sie nie aufbewahrt, da er sie jede Minute von neuem erzeugen konnte.

Leider bleibt sein Wunsch, „noch viel mehr und viel Besseres zu leisten," ohne Erfüllung, aber seine Gaben, und namentlich sein „Falstaff," sind würdig, den echten Kunstleistungen zugezählt zu werden, in denen die Flamme und das Licht des Genies unverkennbar sich offenbart.

Seine letzte Lebenszeit, vor der tödtlichen Krankheit, brachte Konewka in Berlin zu, nachdem er früher einige Zeit in Stuttgart und vordem schon, als jüngerer Mann, in Berlin gelebt und seine künstlerische Individualität an beiden Orten im Umgange mit bedeutenden Geistern gefördert hatte.



Frau Hurtig und Pistol.

Literarisches.

Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz. Im Verein mit einer Anzahl schweizerischer Gelehrten und Staatsmänner herausgegeben von Max Wirth, Director des eidgenössischen statistischen Bureau. Erster Band. In drei Abtheilungen. Zürich, 1870 bis 1871. 800 Seiten. 8. Mit Karten u. s. w.

In dem Prospect sagt der Herausgeber, daß er ein Werk liefern wolle, welches an die Stelle der verdienstlichen, doch jetzt längst veralteten Werke von Franscini treten könne. Kein einzelner Schriftsteller kann heutigestags die verwickelte Aufgabe einer Landesbeschreibung mehr lösen, nur die Vereinigung von Kräften kann zum Ziele führen.

Der durch seine volksthümlichen Lehrbücher schon längst rühmlichst bekannt gewordene Verfasser hat sich daher an die Spitze eines Vereins von Gelehrten gestellt, deren jeder den ihm naheliegenden Theil der Aufgabe selbständig bearbeitet. Das Werk enthält eine reiche Fülle von Material, woraus eine Landesbeschreibung sich zusammensetzt, und zwar ist der Stoff in folgende „Bücher“ eingetheilt: I. Land. II. Volk. III. Verkehr. IV. Versicherungswesen. V. Justizstatistik, wozu noch als Anhang ein Decret der Bundesversammlung kommt, worin dieselbe bekannt macht, was sie als die amtlichen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. December 1870 anerkennt. Danach hatte die Schweiz damals eine Wohnbevölkerung von 2,655,113 Seelen, was als neueste Angabe unsern Lesern vielleicht willkommen ist.

Um von dem reichen Inhalt des Werks eine Vorstellung zu geben, genügt schon die Angabe dessen, was im zweiten Buch „Volk“ enthalten ist. Zuerst werden die schweizerischen Alterthümer von J. Uhlmann besprochen, dann die schweizerischen Stämme von Max Wirth, die Bevölkerungsstatistik von W. Gisi, die Bevölkerungstabellen, mitgetheilt vom statistischen Bureau, endlich die Auswanderung, ebenfalls von der genannten Behörde. Die anderen Bücher sind ebenso reichhaltig.

Der zweite Band des Werkes, der noch nicht vorliegt, wird folgende Gegenstände behandeln: Verfassung und Gesetzgebung, Verwaltung, Kirche, Erziehung, Gesundheitspflege, Armenwesen, Militärwesen, sociale Verhältnisse (gehört die „Kunst“ unter diese Rubrik, wie das Programm angiebt, und das „Armenwesen“ nicht?), Volksfleiß. Möchte es dem Herausgeber gelingen, sein verdienstvolles Unternehmen in der beabsichtigten Weise bald beendet zu sehen.

Schöpfung und Mensch. Vom Verfasser von „Naturgesetz und Menschenwille.“ Erster Band. Hamburg, Verlag von Meißner. 1871.

Dies Buch macht ganz den Eindruck einer guten Compilation, wenigstens was seinen ersten Theil betrifft, der in neunundzwanzig kurzen Abschnitten von Entstehung der Welt bis zum Menschengeist und zur „Gottheit“ den Inbegriff alles Daseins behandelt. Der Verfasser geht von der atomistischen Anschauung aus. Im Ganzen erinnert dieser Theil an „Kraft und Stoff.“ Die Form ist jedoch eine weniger schroffe. Sehr bemerkenswerth ist der kurze Abschnitt über „Unsterblichkeit.“ Die Ansichten des Verfassers sind durchaus gesund, leichtverständlich und aufgeklärt.

Der zweite Theil ist pädagogisch und wird daher wohl nur denjenigen munden, welche sich mit Erziehungstheorien beschäftigen. Die Anforderungen, welche an die Erzieher und Eltern gestellt werden, sind zwar keineswegs neu und werden auch bei allen aufgeklärten Menschen Anklang finden, aber es dürfte noch lange Zeit verfließen, ehe sie auch nur einigermaßen erfüllt werden. Gerade das Natürliche, durch den einfachen gesunden Menschenverstand Bedingte will ja unseren Pädagogen, sei es aus Gelehrtendünkel, sei es aus Pietisterei, oft am wenigsten in den Kopf.

Die Sonne. Die wichtigsten Entdeckungen über ihren Bau, ihre Strahlungen, ihre Stellung im Weltall und ihr Verhältniß zu den übrigen Weltkörpern. Von P. A. Secchi. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben durch Dr. H. Schellen. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann.

Was ist die Sonne? Was ist das strahlende und mächtige Gestirn, welches die Finsternisse der Nacht verscheucht, welches Tageslicht über die Erde verbreitet, welches Wärme, Licht und Leben über uns ausgießt und durch seine geheimnißvolle Anziehung, mit welcher es die Planeten in ihren Bahnen erhält, so wesentlich zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Schöpfung beiträgt?

Diese Frage in einer dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechenden und auch zugleich dem gebildeten Laien zugänglichen Weise zu beantworten, ist die Aufgabe, welche sich Pater Secchi, der Director der Sternwarte des Collegii Romani zu Rom, bei Abfassung seiner Monographie über die Sonne gestellt hatte.

Secchi gehört unter die Zahl derjenigen neueren Astronomen, welche die Sonne vorzugsweise zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht und sich durch bedeutende Leistungen auf diesem Felde ausgezeichnet haben; er ist deshalb auch ganz besonders befähigt und berufen, den gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntnisse über die Sonne darzustellen. Bereits im Jahre 1866 hatte er seine Beobachtungen über Sonnenflecke, Sonnenfinsternisse, Protuberanzen u. s. w., sowie auch seine Ideen über die physische Beschaffenheit und den Bau der Sonne in italienischer Sprache ausgearbeitet. Bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867, an welcher er sich durch Aufstellung seiner ausgezeichneten selbstregistrirenden meteorologischen Instrumente betheiligt hatte, trug er den Zöglingen der Ecole St. Geneviève das Wesentlichste aus dieser Abhandlung vor und aus diesen Vorträgen ging dann im Jahre 1870 das Werk „Le soleil" hervor, welches ungeachtet der Kriegswirren, während deren es veröffentlicht wurde, überall die allgemeinste Anerkennung und den reichsten Beifall fand. In der That bietet dieses Werk zum ersten Male eine übersichtliche, auf Beobachtung gestützte, durch vortreffliche Abbildungen erläuterte, wissenschaftlich geordnete Darstellung aller Erscheinungen, von welchen eine Theorie über die physische Constitution der Sonne ausgehen muß.

Im Hinblick auf diese Thatsachen müssen wir es daher als ein sehr verdienstvolles Unternehmen Schellen's begrüßen, Secchi's treffliche Arbeit auch dem deutschen Publicum zugänglich gemacht zu haben. Hier ist nun aber durchaus nicht von einer einfachen Uebersetzung des französischen Originalwerkes die Rede, denn zunächst hat Secchi selbst, behufs der von ihm autorisirten deutschen Ausgabe, eine Umarbeitung, Ergänzung und Erweiterung der einzelnen Kapitel vorgenommen, während andererseits Schellen, welcher durch seine „Spectralanalyse" eine tüchtige Vorarbeit gemacht und durch dieselbe seinen Beruf für das vorliegende Unternehmen vortrefflich documentirt hatte, volle Freiheit behielt, seine eigenen Bemerkungen und Ergänzungen beizufügen, so daß der deutschen Bearbeitung bezüglich der neuesten Entdeckungen und der umfangreichen Erweiterungen mit vollem Rechte der Titel eines Originalwerkes gebührt.

Der Verleger hat keine Opfer gescheut, das Secchi-Schellen'sche Werk über die Sonne würdig auszustatten. Die Anzahl der in den Text gedruckten Holzschnitte, zu welchen er die vorzüglichsten Clichés der französischen Abbildungen erhalten hat, ist in der deutschen Bearbeitung ansehnlich vermehrt worden; außerdem aber sind derselben in zehn Tafeln die werthvollsten wissenschaftlichen Abbildungen, theils in photographischer, theils in lithographischer und chromolithographischer Ausführung, beigegeben worden.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Hauptheile, von welchen der erste den Bau der Sonne, der zweite aber die äußere Wirksamkeit derselben behandelt. In der französischen Ausgabe umfaßt der erste Theil neun, in der deutschen Ausgabe umfaßt er die folgenden zehn Kapitel:

I. Allgemeiner Anblick der Sonne, die Sonnenflecke und ihre Haupterscheinungen.
II. Neuere Methoden der Beobachtung.
III. Bau der Sonnenflecke.
IV. Eigene Bewegung der Flecke, Axendrehung der Sonne.
V. Die Sonnenatmosphäre.
VI. Die Spectralanalyse des Sonnenlichts.
VII. Erscheinungen, welche bei totalen Sonnenfinsternissen beobachtet worden; Folgerungen, welche sich daraus für die Atmosphäre der Sonne ergeben.
VIII. Die Corona bei totalen Sonnenfinsternissen.
IX. Beobachtung der Protuberanzen oder der rosenfarbigen Hervorragungen bei totalen Sonnenfinsternissen.
X. Temperatur der Sonne, ihr Ursprung und ihre Erhaltung.

Von der deutschen Bearbeitung sind bis jetzt erst die neun ersten Kapitel des ersten Theiles erschienen. Die Reihenfolge der Kapitel ist in der deutschen Ausgabe eine andere als in der französischen, indem das Kapitel über die Spectralanalyse des Sonnenlichtes, welches in der französischen Ausgabe das achte ist, hier als sechstes den Kapiteln vorangestellt ist, welche die bei totalen Finsternissen wahrgenommenen Erscheinungen und die Protuberanzen behandeln. Diese Aenderung muß als eine sehr zweckmäßige bezeichnet werden, denn im sechsten und siebenten Kapitel der französischen Ausgabe werden bereits Beobachtungen besprochen, welche die vollständige Kenntniß der erst im achten Kapitel entwickelten Lehre von der Spectralanalyse voraussetzen.

Die Paragraphen, welche das achte Kapitel der deutschen Ausgabe bilden, sind in der französischen auf die Kapitel vertheilt, in welchen die totalen Sonnenfinsternisse (das sechste und siebente Kapitel der französischen Ausgabe) besprochen werden.

Von einer detaillirten Besprechung der einzelnen Kapitel dieses trefflichen Werkes kann hier natürlich nicht die Rede sein, wir müssen uns deshalb nur auf einige Andeutungen beschränken.

Von besonderem Interesse wird wohl im ersten Kapitel für die meisten Leser die durch ihre Unparteilichkeit ausgezeichnete Geschichte der Entdeckung der Sonnenflecke und der älteren Untersuchungen über dieselben sein. An diese schließt

sich dann eine Besprechung der schon seit längerer Zeit zur Beobachtung der Sonnenoberfläche in Anwendung gebrachten Methoden an, nämlich der subjectiven Beobachtung durch das Fernrohr mit Sonnenglas und die objective Projection des Sonnenbildes auf einen weißen Schirm, wie sie durch das Ocular des Fernrohrs hervorgebracht wird. Da gerade diese letztere Methode für den Laien besonders instructiv ist, so wäre sehr zu wünschen gewesen, daß dieser Gegenstand etwas ausführlicher behandelt worden wäre. Wenn es nämlich Seite 10 heißt: „Man macht zu diesem Zwecke in den Fensterladen eines dunklen Zimmers eine Oeffnung von der Größe des Fernrohrobjectivs, stellt die Axe des Rohrs durch diese Oeffnung in die Richtung der Sonnenstrahlen und zieht das Ocular so weit heraus, bis auf einem demselben gegenüber gehaltenen weißen Schirm das Bild der Sonne mit scharf begrenzten Rändern erscheint," so ist diese Anleitung doch für den minder Geübten nicht genügend, um danach den Versuch auszuführen und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche aus der fortschreitenden Bewegung der Sonne am Himmelsgewölbe entstehen. Wie man den Versuch mit Hülfe eines Aequatorialinstruments in einem mit einer Drehkuppel versehenen Observatorium ausführen kann, läßt sich wohl leicht verstehen, nicht aber, wie man denselben Zweck mit einfacheren Hülfsmitteln erreichen kann. Es wäre sehr erfreulich, wenn dem hoffentlich bald erscheinenden zweiten Theil dieses Werkes eine kurze, diesen Punkt betreffende Anleitung angehängt würde.

Damit das Auge durch das Licht der Sonne nicht allzu sehr geblendet werde, wendet man bekanntlich nach Scheiner's Vorgang dunkelfarbige Gläser, die sogenannten Sonnengläser, an.

So viel wir aber auch der Anwendung der Sonnengläser verdanken mögen, so sind sie doch durchaus unbrauchbar, wenn es sich darum handelt, die Farbe der Sonnenoberfläche und der verschiedenen auf ihr vorkommenden Gebilde zu erforschen; hier gilt es, den Glanz des Sonnenlichtes zu mildern, ohne die Farbe zu beeinflussen, und das kann nur durch polarisirende Vorrichtungen erzielt werden, welche gegenwärtig als helioskopische Oculare in Anwendung gebracht und nebst den Sonnenphotographien im zweiten Kapitel unseres Werkes besprochen werden. Eine vortreffliche, von Rutherfurd am 22. September 1870 aufgenommene Photographie der Sonne bildet das Titelblatt unseres Werkes. Von der hier sichtbaren Hauptfleckengruppe hat Rutherfurd an sieben auf einander folgenden Tagen (vom 19. bis zum 26. September) photographische Aufnahmen gemacht, deren Abdruck der Schlußlieferung des Werkes beigegeben werden soll. Schellen hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er auf diesem Wege die Verbreitung dieser ebenso interessanten, als instructiven Photographien vermittelt hat, welche sonst nur einem kleinen Kreise zugänglich geblieben wären.

Die bedeutendsten Bereicherungen und Verbesserungen hat in Schellen's Hand unzweifelhaft das über die Spectralanalyse der Sonne handelnde sechste Kapitel erfahren. Allerdings ist hier Manches wiederholt, was bereits in seiner „Spectralanalyse" verhandelt worden ist, eine solche Wiederholung war aber durch die Umstände unbedingt geboten, denn ohne eine solche hätte das Werk über die Sonne kein in sich abgeschlossenes Ganzes gebildet.

Unter den dem sechsten Kapitel beigegebenen Illustrationen ist besonders eine auf Tafel VI wiedergegebene, sehr gelungene Copie der von Rutherfurd ausgeführten Photographie des Sonnenspectrums zu erwähnen, welche gewiß allgemein, namentlich aber den Physikern und Chemikern willkommen sein wird. Wenn übrigens von Tafel VI gesagt ist, sie stelle das Rutherfurd'sche Spectrum in natürlicher Größe dar, so ist doch nicht recht klar, was damit gemeint ist. Für das Spectrum giebt es eben keine natürliche Größe, da man dasselbe nach Belieben größer oder kleiner entwerfen kann; der Maßstab des Rutherfurd'schen Originals (wenigstens des uns bekannten) ist aber nur ungefähr halb so groß als der Maßstab der Tafeln IV, V und VI.

Die bis jetzt erschienene erste Abtheilung der deutschen Ausgabe ist bereits auf 24 Bogen angewachsen, während die französische im Ganzen nur 27 Bogen stark ist. Wenn sich dies aber auch durch die bedeutende Vermehrung des zu besprechenden Materials erklärt, so drängt sich doch die Frage auf, ob es nicht im Interesse des Werkes gewesen wäre, durch eine hier und da etwas gedrängtere Darstellungsweise ein allzu starkes Anwachsen desselben zu vermeiden.

Wie man aber auch über diesen Punkt denken mag, so steht doch zweifellos fest, daß das Secchi-Schellen'sche Werk eine hervorragende Stellung in der neueren naturwissenschaftlichen Literatur einnimmt, da es in seltener Weise populäre Form mit gediegenem wissenschaftlichen Inhalt verbindet. Die Lectüre dieses höchst empfehlenswerthen Buches, welche nur so viel Vorkenntnisse voraussetzt, als man billigerweise bei jedem Gebildeten voraussetzen muß, ist nicht nur im allgemeinen sehr belehrend, sondern auch durch die Masse neuer Thatsachen, die es bringt, und die überraschenden neuen Anschauungen, die es dem Leser vorführt, im höchsten Grade anregend.

Freiburg i. Br. Prof. J. Müller.



Neuestes aus der Ferne.

Indianer-Angelegenheiten

Der Jahresbericht des Secretärs des Innern der Vereinigten Staaten hebt hervor, daß die friedliche und humane Politik, welche die Regierung in der Leitung der Indianer-Angelegenheiten zur Geltung gebracht, befriedigende Resultate hervorgebracht habe. Jene Commissäre, die durch das Gesetz vom 10. April 1869 autorisirt wurden und aus Bürgern bestehen, die wegen ihrer Intelligenz und ihrer Philanthropie einen ausgezeichneten Ruf haben, und die ohne Besoldungsbezüge dienen, haben sehr viel dazu beigetragen, aus dem Indianerdienst recht viele Dinge zu entfernen, die man früherhin als die Quelle des Uebels und der Ungerechtigkeit angesehen hatte, und die, wie man glaubt, den Erfolg der öffentlichen Maßregeln verhütet haben, die man als Civilisationsmittel hatte in Anwendung bringen wollen. Diese Commission habe sich angelegen sein lassen, die neue Politik einzuführen, und der active Beistand, den sie den Maßregeln der Regierung zu Theil werden ließ, sei für das Departement sehr werthvoll gewesen.

Die bemerkenswertheste Wirkung der neuen Politik sei bis jetzt die Unterdrückung von Indianerkriegen und Freveln, die Vereinigung der Stämme auf Reservationen, die ihnen die Regierungsbehörden anwiesen, und die Verbesserung ihrer Erziehung vermittelst Schulunterricht und Unterricht im Ackerbauwesen und anderen industriellen Beschäftigungen, die Ausrottung herrschender Laster und überhaupt der Fortschritt zum Besseren gewesen, welcher guten Grund zur Hoffnung auf die nach und nach eintretende sociale Erhebung der Race und ihre Bekehrung zum Christenthum zu geben geeignet ist. Die verschiedenen Stämme haben während des Jahres Agriculturproducte im Werthe von acht Millionen Dollars erzeugt, wobei nicht einmal die von den Cherokeesen erzeugten Producte mitgerechnet sind, von denen noch kein Bericht einlief, und die im Jahre vorher einen Werth von zwölf Millionen Dollars Agriculturproducte hervorgebracht hatten. Es bestehen jetzt unter den Indianerstämmen 216 Schulen mit 322 Lehrern, in denen 8920 Schüler unterrichtet werden.

Um die Indianer zum Fortschritt anzufeuern, schlägt der Secretär vor, dieselben in ihren ackerbaulichen Bestrebungen aufzumuntern und den am besten cultivirten Indianer-Farmen Prämien zu gewähren. Dies läßt sich aber nicht ausführen, so lange die Stämme ihr Land unvertheilt als Gemeingut bewirthschaften. Da die Aufgabe behufs Vertheilung der Ländereien unter die Indianer den Agenten neue und delicate Pflichten auferlegt, so dürften deren jetzige Gehälter zu gering erscheinen. Sie sollten Männer sein, die nicht auf ihr Amt zu speculiren brauchen, und sollten neben ihrer legalen Remuneration daraus kein anderes Einkommen beziehen. Es haben mehrere Religionssecten, die eingeladen worden sind, Agenten aus ihrer Mitte zu ernennen, sich gezwungen gesehen, den von ihnen Ernannten, so lange

sie der Regierung dienen, den Lebensunterhalt zu liefern, weil die legale Remuneration derselben zu gering ist, ein Umstand, welcher der Regierung nicht zur Ehre gereicht. Der Secretär befürwortet daher die Erhöhung der Gehälter der Indianer-Agenten. Zugleich verlangt er für sich die Befugniß zur Ernennung von Inspectoren, welche die verschiedenen Stämme und Agenturen von Zeit zu Zeit besuchen und über die Treue und die Fähigkeit der Agenten und die Zustände der ihrer Sorgfalt anvertrauten Stämme Bericht erstatten, die Gleichförmigkeit der Verwaltung erzwingen, die allenfalls erforderlichen Reformmaßregeln vorschlagen und überhaupt die allgemeine Politik der Regierung befördern sollen.

Auch die Erhöhung des Gehalts des Commissärs der Indianer-Angelegenheiten befürwortet der Secretär.

Die Anzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten giebt der Bericht auf 321,000 an, darunter befinden sich die Indianer Alaska's, deren Zahl auf 75,000 geschätzt wird, so wie 3663, die durch die Staaten Florida, Nord-Carolina, Indiania, Iowa und Texas zerstreut sind, und die nicht in Stammesverhältnissen leben. Es wohnen Indianer im Washington-Territorium 15,487, Oregon 24,503, Californien 7383, Arizona 5066, Nevada 6000, Utah 12,800, New Mexico 18,640, Colorado 7300, Dakota 27,815, Idaho 4469, Montana 18,825, Wyoming 2400, Nebraska 6410, Kansas 6052, Indianer-Territorium 53,476, Minnesota 6377, Wisconsin 6355, Michigan 8099, New-York 4804. Zusammen 242,371.

Die Indianer sind jetzt auf Reservationen untergebracht, die eine Landfläche von 228,473 Quadratmeilen oder 137,846,791 Acre umfassen. Zieht man hiervon das südlich von Kansas gelegene Indianer-Territorium ab, dann verbleibt noch eine Bevölkerung von 172,000, die auf Reservationen wohnt, welche einer Fläche von 96,155,785 Acre entsprechen. Es kämen demnach auf den Kopf 558 Acre.

Das sogenannte Indianer-Territorium liegt westlich von Missouri und Arkansas und südlich von Kansas. Dasselbe enthält 44,154,240 Acre Land und eine Bevölkerung von circa 60,000 Seelen. Westwärts bis zum 96. Grade westlicher Länge ist die Scholle von der besten Qualität, das Land ist gut bewässert, vorzüglich bewaldet und wohl im Stande, die darauf verwendete Arbeit mit den reichsten Ernten zu lohnen. Westlich vom 96. Längengrade ist das zwischen jenem Punkte und dem Arkansas liegende Land gebirgig und bietet dem Ansiedler geringere Verlockungen dar. Indessen weiß man, daß das Gebirge reiche Schätze an Kohlen und, wie man vermuthet, an werthvollen Mineralablagerungen enthalte. Im Arkansas-Thal ist der Boden wieder auf einer Breite von zehn Meilen vortrefflich, während weiter westlich das ganze Land, obwohl es nicht so reich wie die östliche Gegend ist, immerhin den Bedürfnissen der Farmer Genüge leisten kann. Gegenwärtig kommt eine Person auf jede 630 Acre. Könnte die ganze Indianerbevölkerung, auch die von Alaska und diejenige, die in den Staaten zerstreut ist, im Indianer-Territorium untergebracht werden, dann würden noch immer 183 Acre per Kopf, und zwar für die ganze Anzahl, vorhanden sein, so daß das Land groß genug ist, um ihnen allen bequeme Heimstätten zu bieten. Die Aufgabe des Departements sei es, dieses Problem zu lösen. Würden die zerstreuten Stämme alle im Indianergebiet versammelt werden, dann würden 93,692,731 Acre Land frei, das sie jetzt occupiren, und der weiße Ansiedler könnte es in Besitz nehmen und cultiviren. Der Secretär hält die gegenwärtige Politik von großer Bedeutsamkeit, welche die Indianer unter eine Territorial-Regierung zu bringen sucht. Die im 41. Congreß für die Organisation des Oklahoma-Territoriums eingebrachte Bill, und die Ocmulgee-Constitution, die die Rathsversammlung der Indianer-Nationen im December 1870 angenommen hat, seien darauf berechnet, das gewünschte Resultat herbeizuführen. Jene beiden Urkunden werden die Indianer gegen Trug und Ungerechtigkeit schützen, bis sie solche Fortschritte gemacht haben, durch welche sie im Stande sein werden, sich selbst zu schützen. Der Secretär berichtet, wie er Ansiedler, die sich auf Ländereien im Indianer-Territorium niedergelassen hatten, durch Proclamationen hinwegbeordert habe. Bürger von Kansas lassen sich fortwährend solche Ueberschreitungen zu Schulden kommen, und dieselben hauen viel werthvolle Holzbestände ab.

Das Departement wird sich indessen bemühen, solchen Spoliationen, welche den Indianern zu großer Unruhe gereichen, in Zukunft vorzubeugen, um so mehr, als in Folge derselben die Indianer die Aufrichtigkeit der Regierung in Zweifel zu ziehen beginnen, wodurch die Ausführung ihrer allgemeinen Indianer-Politik sehr gehemmt wird.

Die Eisenbahnen, die dem Vertrage von 1866 gemäß durch das Indianer-Territorium gebaut werden, nämlich die Missouri-, Kansas- und Texas-Bahn, von Norden nach Süden, und die Atlantic- und Pacific-Bahn, von Osten nach Westen, haben das Wegrecht und 200 Fuß breit Land für die Bahn. Die Compagnien möchten gern größere Land-Grants haben, denn das an ihre Bahnen stoßende Land ist vielleicht das werthvollste im ganzen Territorium, und sollte der allgemeinen Ansiedlung offen sein. Diese Frage empfiehlt der Secretär der sorgfältigen Aufmerksamkeit des Congresses.

Das Massacre im Camp Grant, Arizona, und andere Ereignisse haben das Gefühl der Feindschaft zwischen den Apachen und den weißen Ansiedlern aufgeregt. Da der Apachen-Häuptling Cochise im vorigen Sommer sich bereit erklärte, seine Feindseligkeiten einzustellen und seine Leute auf die Reservation zu bringen, so wollte man ihm diese Gelegenheit gewähren, und Vincent Colyer, Secretär der Indianer-Commission, wurde nach Arizona geschickt, um dem Cochise den Schutz der Regierung anzubieten. Colyer bestimmte eine Reservation für ihn und seinen Stamm. Die Militärbehörden wurden angewiesen, mit den Beamten des Indianer-Bureau zusammenzuwirken und den Apachen zu rathen, auf den Reservationen zu bleiben, in welchem Falle die Regierung sie schützen, widrigenfalls aber auch zu züchtigen wissen werde. Man hofft, daß diese Politik erfolgreich sein wird, und bedauert nur, daß in Bezug auf die Dispositionen und die Gesinnungen der Indianer in Arizona so viel Mißverständnisse vorkommen. Mögen die Indianer und die weißen Ansiedler sich in Zukunft so betragen, daß es keinen Grund zur Klage mehr giebt.

Man bemüht sich, die Flatheads und Pend d'Oreilles von Bitter-Root-Thal in Montano zu entfernen und nach dem Jocko-See zu bringen. Wenn dieser Plan zu Stande kommt, werden die reichen Indianerländer im Bitter-Root-Thal den weißen Ansiedlern eröffnet werden.

Südamerika und das Kaiserreich Brasilien.

Südamerika betritt jetzt ein Stadium üppiger Entfaltung, wie es die anglosächsischen Staaten auf der nördlichen Hälfte dieses Continents ein Jahrhundert früher durchlaufen haben. Schon länger zwar sind die Fesseln eines isolirenden Monopols gefallen, wodurch Spanien und Portugal ihre Colonien an sich ketteten, aber bei der langen Abgeschlossenheit von der übrigen Welt dauerte die Entfremdung auch nach erkämpfter Unabhängigkeit noch fort, bis die Dampfer, dort gleichfalls Leben zuführend, Leben erweckten und jetzt allwöchentlich an der Silberküste, in der Bai von Rio Janeiro Posten und Frachten landen und laden. Offen liegt jetzt das Binnen-Areal des mächtigen Erdtheils, ein ergiebiges Arbeitsfeld für den europäischen und anglo-amerikanischen Untersuchungsgeist, seit im September 1867 die Flußschifffahrt Brasiliens freigegeben ist.

Der Kaiserstaat Brasilien beginnt seine gigantischen Glieder zu rühren, und sicher, er würde sich als Riese erheben, wenn es gelingen sollte, sie mit genügender Lebenskraft zu durchgießen. Pulsirender Adern giebt es genug. Dort wälzt der mächtige Maranon seine Fluthen, der Patriarch der Ströme, im Gefolge zahlloser Quellen, begleitet von einer Doppelreihe imposanter Vasallen, die ihn von Norden, die ihn von Süden ernähren. Frei wandelt der Handel auf allen diesen Armen, frei vom Atlantic bis dort, wo der Himmelswall der Andes emporsteigt. Nach Süden ziehen der Parana, der Uruguay und alle jene anderen Flüsse, die das Aestuarium des Rio Plata bilden, von Süden her ist jetzt der Eintritt gebahnt in das Herz des Continents, in die mit kostbarem Metallgeäder durchsäumten Provinzen Brasiliens, die zugleich auf entsprechenden Erhebungen gewinnreiche Culturen und einen günstigen Boden für Einwanderer bieten. Auch die Fluren von Buenos Ayres werden sie einladen, die Thäler Uruguay's und Paraguay's, wenn die Kämpfe ein Ende gefunden, die Gesittung in ihre Rechte eintritt und die südamerikanischen Republiken ihrer

ziel- und resultatlosen Präsidenten-Revolutionen endlich müde werden sollten.

Ein weites Binnenmeer, rollt der Maranon seine Fluthen durch eine noch unberührte Welt, durch ein von steten Ostwinden temperirtes Tropenland, strotzend an Kostbarkeiten jeder Art, an Luxushölzern, an Balsamen, an Farbestoffen, und die aus seinen Quellen den Hauptarm speisenden Bäche verschlingen sich in den Thalwindungen der Andes mit den von Osten durchbrechenden Strömen, so daß auf dieser größten Breite der amerikanischen Südhälfte Atlantic und Pacific aus Ost und West für den Handelsweg nahe zusammengerückt sind.

Agassiz' Werk über die Erforschungsreise am Amazonas ist erschienen, Burton theilt seine Beobachtungen aus den brasilischen Minendistricten mit, Duran den Besuch der Serra von Caraça. Die Colonisationsfrage behandelt Tschudi und ebenso Schultz (in seinen nachgelassenen Notizen), die Coroados Hensel. Die von der brasilischen Regierung herausgegebene Karte des Amazonas wurde von Kiepert für die Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde reducirt.

Erfolge des Weinbaues in Californien.

Ueber die Erfolge des Weinbaues in Californien berichten amerikanische Zeitungen, daß sich im letzten Jahre nicht nur in Bezug auf Quantität, sondern auch auf Qualität eine wesentliche Verbesserung im Vergleich mit früheren Jahren bemerkbar macht. Je älter der weintragende Boden Californiens wird, desto mehr verschwindet der herbe Geschmack, der dem californischen Wein anhängt. Die Vermehrung der Production erklärt sich aber hauptsächlich durch die neuen Weinberge, welche theils von den bisherigen Weinbauern, theils aber auch von den neuen Ansiedlern angelegt werden. Das Totalergebniß des letzten Jahres beträgt nicht weniger als acht Millionen Gallonen, im Durchschnittswerthe von 30 Cents die Gallone. Das Sonora- und das Naga-Thal sind im Norden die vorzüglichsten Productionsquellen, im Süden des Staates aber sind Annaheim und Los Angelos die Plätze, von welchen aus die bedeutendsten Verschiffungen des Rebensaftes stattfinden, weil in jener Gegend viel von dem Wein gebaut wird, welcher den in Süd-Frankreich und Spanien wachsenden Sorten gleich kommt. Branntwein wird dort allerdings ebenfalls destillirt, und zwar von einer ganz vorzüglichen Qualität. Viele Weinbergbesitzer wollen sich jedoch damit nicht abgeben und ziehen es vor, das zur Bereitung des Branntweins erforderliche Material wegzuwerfen, weil sie sonst mit den Steuerbeamten in Collision zu kommen fürchten. Die lästigen Gesetze, welche es selbst dem redlichsten Manne unmöglich machen, mit Sicherheit zu wissen, ob er sich eines Verbrechens gegen das Steueramt schuldig macht oder nicht, sind Schuld daran, daß dem Staat Californien alljährlich Tausende von Dollars entgehen, welche andernfalls gewonnen werden könnten, anstatt daß sie jetzt ihren Weg nach dem Auslande finden, welches nur zu bereitwillig ist, Waare zu liefern, die der hiesigen an Qualität nicht überlegen ist, für die wir aber einen doppelten und dreifachen Preis bezahlen müssen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 90 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 186.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1872.



Steuerlos.

Novelle

von

F. L. Reimar.

Die Gasflammen erleuchteten an einem Abend des Vorfrühlings bereits die Straßen der Residenz, als ein Herr in Reisekleidern, der aus dem Portal eines stattlichen Hauses getreten war, durch dieselben hinschritt, und offenbar war ihm der helle Schein nöthig, um sich auf seinem Wege zurecht zu finden, denn der aufmerksame Blick, welcher die Häuserreihen streifte, und der etwas zögernde Gang verriethen, daß er an dem Orte nicht recht orientirt war. Jedenfalls aber rettete ihn das langsamere Gehen vor einem heftigen Zusammenprallen mit einem Anderen, augenscheinlich älteren Herrn, der jetzt raschen Schrittes um eine Straßenecke bog und so plötzlich auf den Fremden stieß, daß Einer wie der Andere Mühe hatte, einer unsanften Berührung auszuweichen. Die Begegnung zwang beide Herren, die vielleicht achtlos an einander vorbeigegangen wären, sich voll ins Gesicht zu blicken, und in demselben Moment verrieth ein zwiefacher Laut der Ueberraschung, daß dieser Blick ein wechselseitiges Erkennen hervorgerufen hatte.

Das unwillkürlich gemurmelte „Pardon!" erstarb auf den Lippen des Eilenden, er vergaß die Hast, welche er eben noch gezeigt hatte, und rief:

„Leide ich an Hallucinationen, oder habe ich Fleisch und Blut vor mir? Antworten Sie auf meine Losung: Tirol und die Alpen!"

„Gute Kameradschaft hier wie dort,

Herr Commerzienrath!" entgegnete der Jüngere, dessen ernste Züge ein Lächeln überflog, und streckte dem kleinen, lebhaft gesticulirenden Herrn, den er wohl um eine Kopfeslänge überragte, seine Hand entgegen, die dieser kräftig schüttelte.

„Sie sind's, Sie sind's wirklich!" rief er dabei: „mein Reisefreund vom Sommer; und wahr ist das Wort: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber — die Menschen! Allein nun, vortrefflicher Freund, erklären Sie mir das Woher und Wohin, das ganze Räthsel ihres Hierseins, vorausgesetzt, daß Sie keine geheimnißvollen Zwecke verfolgen!"

„Keineswegs!" entgegnete der Fremde. „Wenn auch mein Zweck für den Augenblick ein verfehlter ist, so kann ich ihn doch ohne weiteres nennen: meine Reise gilt lediglich einer Forderung der Pietät, indem ich meinen Onkel, den General von Halden, den ich seit seiner vor sechs Jahren erfolgten Verheirathung nicht gesehen habe, besuchen wollte."

„Ah, der General ist Ihr Onkel?" unterbrach ihn der Commerzienrath; „richtig, Sie sprachen einmal davon! Nun, und wie ist dies Wiedersehen ausgefallen?"

„Ich habe leider hören müssen, daß ich mich noch eine Weile zu gedulden habe," entgegnete der Fremde, „denn der General ist verreist und wird erst in einigen Tagen zurückerwartet."

„Nun, aber seine Gemahlin? Ich sage Ihnen, es lohnt sich schon, auch ihrethalben Pläne zu machen, und nimmer kann ich mir denken, daß Sie vor einer schönen Frau Kehrt machen wollten!"

Der Andere überhörte vielleicht den etwas leichtfertigen Ton der letzten Worte, denn er entgegnete ruhig:

„Auch auf das Vergnügen, die Dame des Hauses kennen zu lernen, muß ich vorläufig noch verzichten: man sagte mir, die Generalin sei im Theater."

„Nun, lieber Freund, wenn denn also die Bande der Verwandtschaft Sie noch nicht ziehen und fesseln, belege ich Sie für diesen Abend ohne weiteres mit Arrest," rief der Commerzienrath, „und wissen Sie, was ich mit Ihnen vorhabe? Ich präsentire Sie als hors d'oeuvre einer Anzahl von Gästen, die sich heute Rechnung auf meine Liebenswürdigkeit als Wirth gemacht haben, und hoffe, mir somit aufs neue den Ruhm zu verdienen, daß es bei mir stets ‚etwas Besonderes' gäbe. Widerspruch wird nicht geduldet!" schnitt er die Entgegnung des Fremden ab, von der er fürchten mochte, daß sie ablehnend ausfallen könne. „Achten Sie den Fingerzeig des Schicksals, das unser heutiges Wiederfinden offenbar zu Ehren meiner heutigen Assemblée arrangirt hat! Ich hoffe, Sie werden dieselbe nicht gerade langweilig finden, und — was mir noch einfällt: — die Generalin von Halden werden Sie dort ebenfalls sehen können, denn sie hat ihr Erscheinen nach dem Schluß der Oper in Aussicht gestellt."

Mochte nun das letzte Argument durchschlagen, oder mochte der Fremde überhaupt keinen ernstlichen Einwand haben: genug, er erklärte nach kurzem Besinnen, daß er die Einladung annähme.

„Wohlgesprochen!" rief der Commerzienrath und schüttelte dem Bekannten die Hand, „und nun en avant! Ich führe Sie sofort Ihrer Bestimmung zu, denn die Stunde für die Soirée hat bereits geschlagen und war auch Schuld an der Eile, mit welcher ich Sie vorhin beinahe über den Haufen gerannt hätte!"

„Wie, Sie wollen mich doch nicht so, wie Sie mich von der Straße aufgelesen haben, in die Gesellschaft bringen?" fragte der Fremde. „Mein Reisecostüm möchte Ihrem Salon wenig Ehre machen!"

„Und warum nicht?" lachte der Commerzienrath. „Hony soit qui mal y pense! Gehören Sie doch zu den Auserwählten, welche weiße Glacéhandschuhe, schwarzen Frack und sonstige Requisiten eines Salonmenschen entbehren können, um überall für ‚nobel und distinguirt', wie unsere tonangebenden Damen es nennen, zu gelten!"

Trotz dieser schmeichelhaften Erklärung jedoch lehnte der Fremde es ab, seinem Wirth auf der Stelle zu folgen, während er die Zusage gab, in kürzester Frist in dessen Salon erscheinen zu wollen, und kehrte nach einer vorläufigen Trennung in sein Hotel zurück, während der Commerzienrath sich beeilte, seine Wohnung zu erreichen, deren helleuchtete Fensterreihen ihm verkündeten, daß Alles zum Empfang der Gäste vorbereitet sei.

Wohl kaum gab es ein Haus in der Residenz, welches so besucht gewesen wäre wie das des Commerzienraths Horstig, keins aber auch, dessen Gesellschaft aus so bun-

ten Elementen zusammengesetzt war. Neben der Fülle der vornehmen Welt, die es nicht verschmähte, an den von der Commerzienräthin mit großem Luxus und vielem Geschmack arrangirten Festen theilzunehmen, fanden sich hier Künstler, Gelehrte, Schauspieler und Alle, welche einen heiteren, freien Ton der Unterhaltung liebten, zusammen; und der Magnet für diese Letzteren war die in der That unverwüstliche Laune des Wirths, welche die grauen Haare des Mannes, er war bereits ein starker Fünfziger, Lügen strafte.

Auch heute brachte er Leben und Fröhlichkeit in alle Gruppen, indem er sich bald hier- bald dorthin wandte und durch ein launiges Wort, eine witzige Bemerkung überall Gelächter und Beifall erregte, und so war denn die Gesellschaft bereits in der heitersten Stimmung, als der Diener noch einmal die Thür öffnete, um einem etwas verspäteten Gast Einlaß zu gewähren.

Daß man bei dem Commerzienrath fremden, bisher noch von Niemandem gesehenen Persönlichkeiten begegnete, war den gewöhnlichen Besuchern seines Hauses nichts Seltenes, denn er liebte es, allen, die durch irgend eine Empfehlung an ihn gewiesen waren, namentlich aber Solchen, deren Namen nach dieser oder jener Seite hin eine Bedeutung hatten, seinen Salon zu öffnen, und so konnte das Erscheinen des Fremden kaum etwas Auffallendes haben. Es mußte demnach etwas Besonderes in seiner Persönlichkeit liegen, weil die Blicke Vieler sich mit einer gewissen Spannung auf ihn richteten und wohl auch Einer den Anderen leise fragte, ob er mit Stand und Namen des Eintretenden bekannt sei. Der Commerzienrath machte aber dieser Neugier schnell ein Ende, indem er auf seinen Gast zutrat, ihm herzlich die Hand schüttelte und ihn dann der Gesellschaft mit den Worten vorstellte:

„Herr Waldheim, mein werther Bekannter, den mir mein glücklicher Stern vorigen Sommer zum ersten Mal in Tirol entgegenführte. Unsere schönen Seelen erkannten sich damals sofort und thaten sich für ein paar Wochen zusammen, während unsere Füße zu dieser Harmonie lustig den Tact schlugen. Und diesen Abend, als ich in harmloser Kinderunschuld um eine Straßenecke bog,

„Les beaux esprits se rencon — trennt,
Wenn ein Genie an's and're rennt!

wer tritt mir da entgegen? Niemand anders als mein Freund von den Alpen, aber in so imposanter Haltung, daß ich zuverlässig den Geist der letzteren, den „Bergesalten" zu sehen geglaubt hätte, wäre sein Aussehen nur um ein paar Dutzend Jahre älter gewesen."

Waldheim erwiederte nicht viel auf die wortreiche Rede seines Wirthes, doch nahm sein Gesicht einen heiteren Ausdruck an, der sich angenehm von dem ursprünglichen Ernst seiner regelmäßigen Züge abhob. Zur Anknüpfung eines Gesprächs mit den übrigen Gästen ließ Horstig ihm aber nicht Zeit, denn er fuhr in seiner hastigen Weise fort:

„Nun kommen Sie, daß ich Sie zunächst meiner regierenden Frau Gemahlin vorstelle! Ich höre schon die Gardinenpredigt, die es setzen würde, wenn ich so gegen die débors sündigte, ihr einen Fremden, der diese Räume betritt, nicht sofort zuzuführen."

Damit geleitete er den Gast in ein anstoßendes Zimmer, wo sich die Dame des Hauses befand, um dem weiblichen Theil der Gesellschaft, der sich zumeist um sie gesammelt hatte, die Honneurs zu machen.

Die Commerzienräthin war eine Frau, der man die einstige große Schönheit noch ansah, und einem aufmerksamen Beobachter mochte es nicht entgehen, daß sie sich wohl schwer von derselben getrennt hatte, denn es blieb zu bemerken, daß sie sorgfältig und ängstlich alle Hülfsmittel aufbot, um sich noch ein gewisses jugendliches Ansehen zu erhalten. Auch die äußerst sorgfältig gewählte Toilette schien darauf berechnet zu sein, sollte aber zugleich wohl ihre Absicht unterstützen, das Ceremoniel der Gesellschaft, das von dem Gemahl oft ziemlich rücksichtslos behandelt wurde, in möglichst feierlicher Weise aufrecht zu erhalten. Ueberhaupt bildete das Benehmen der Eheleute einen eigenthümlichen, halb komischen, halb peinlichen Contrast, der dem Fremden sofort auffiel, als er von Horstig der Dame des Hauses vorgestellt wurde. Sein Name wurde diesmal in etwas ausführlicherer Weise von dem Letzteren genannt, denn dieser sagte:

„Herr Erich Waldheim, Besitzer des Gutes gleichen Namens in der Nähe von

B., welcher vor Verlangen brennt, die Frau seines Freundes kennen zu lernen! Und hier," fuhr er in feierlich-parodirendem Tone fort: „Frau Commerzienräthin Horstig, Selbstherrscherin im Hotel Horstig, née baronesse de Selberg!"

Die Dame strafte den aus Burschikose grenzenden Ton ihres Gatten mit einem keineswegs freundlichen Blick, und die Bezeichnung Waldheim's als seines Freundes schien diesem auch keinen besonderen Anspruch an eine auszeichnende Behandlung ihrerseits verliehen zu haben, denn sie richtete nur einige, von der gewöhnlichen Höflichkeit dictirte Phrasen an ihn und es ward Erich bald klar, daß sein Rückzug erwünscht und an der Zeit sein dürfte. Sein Auge suchte Horstig, der sich inzwischen mit einigen anderen Gästen unterhalten hatte, nun aber wieder zu ihm trat, rasch seinen Arm ergriff und sagte:

„Jetzt will ich Sie geschwind noch mit meiner Tochter bekannt machen, dann haben wir uns mit der Convenienz abgefunden und dürfen uns selber leben!"

„So besitzen Sie eine Tochter?" fragte Erich verwundert; „Sie haben mir nie von ihr gesagt!"

„Ja, was wollen Sie, lieber Freund?" entgegnete Horstig: „in den Bergen war ich viel zu glücklich, mich als freier Mann fühlen zu dürfen, um viel an die misère der Häuslichkeit, der Familie denken zu mögen! Daß ich verheirathet sei, habe ich Ihnen, glaube ich, auch nicht gesagt, Sie werden es aber wohl an dem Ringe da, dem Talisman meiner ehelichen Liebe und Treue, errathen haben. Ein Stück seiner Fessel schleppt man eben überall durchs Erdenleben mit!"

Erich konnte sich doch eines leichten Mißbehagens bei diesen lachend gesprochenen Worten nicht erwehren. Wenn sich aber auch der Ausdruck desselben auf seinen Zügen gemalt hatte, so verschwand dieser sofort, als Horstig mit ihm zu dem jungen Mädchen trat, welches von einem dichten, meistens aus Herren bestehenden Kreise umringt war und — wie sich aus einigen aufgefangenen Aeußerungen und den lächelnden Stimmen schließen ließ — allerlei Neckereien mit den Letzteren austauschte.

„Welch ein reizendes Geschöpf!" war Erich's erster Gedanke, als der Vater ihn der Tochter vorstellte und sie seine ehrerbietige Verbeugung mit einem leichten, graziösen Nicken des Hauptes erwiederte. Auf seine Anrede antwortete sie mit einigen halb keck, halb anmuthig ausgesprochenen Worten und er hatte währenddem Zeit, sie genauer zu betrachten. Allerdings mußte er sich nun im stillen sagen, daß das junge Mädchen — Josephine hatte es der Vater genannt — streng genommen nicht schön sei, aber es blieb doch ein eigenthümlicher Reiz, der in seinen Augen um die Erscheinung webte. Piquant hätte Erich sie nennen mögen, wenn er in die blitzenden, von schöngezogenen Brauen überwölbten dunkelgrauen Augen blickte und dabei das schelmische, fast herausfordernde Lächeln wahrnahm, welches um den kleinen Mund spielte; aber ein anderer Ausdruck, der etwas entschieden Weiches und Träumerisches hatte, widersprach dem ersten wieder ganz und gar und schien ihn noch überbieten zu wollen. Ja es war, als wenn dies Weiche, Träumerische über die ganze schlanke, biegsame Gestalt ausgegossen sei und sie in einen gewissen ätherischen Duft hülle. Er sprach einige Minuten mit ihr und es war seltsam, wie rasch sie den Uebergang von einer Stimmung in die andere finden konnte, denn als sie gehalten und sinnig auf seine ernsteren Bemerkungen antwortete, schien sie selbst vergessen zu haben, wie lustig sie noch eben mit ihrer Umgebung geplaudert hatte. Zufällig aber wandte sie jetzt ihre Augen nach der Thür, durch die gerade eine Dame eintrat, und in demselben Moment ging eine neue Veränderung mit ihr vor: ihre Züge verklärten sich freudig und sie schien nicht mehr an Erich's Gegenwart zu denken, denn sie ließ ihn ohne Entschuldigung stehen und eilte der Kommenden entgegen.

„Ach, liebe Valeska, wie glücklich machen Sie mich!" rief sie. „Tausend, tausend Dank, daß Sie mich nicht vergebens haben bitten lassen!"

Erich's Blicke, die der Davoneilenden gefolgt waren, fielen auf eine schöne Frau, die vielleicht achtundzwanzig Jahre zählen mochte, in reicher, aber geschmackvoller Kleidung, die das Imponirende ihrer Gestalt noch mehr hervorhob. Sie lächelte zu der lebhaften Begrüßung, der unverstellten Freude des jungen Mädchens und sagte freundlich:

„Sie verstanden so liebenswürdig zu

bitten, liebe Josephine, daß ich mich schon entschließen mußte, den letzten Act der Oper trotz der Lucca im Stich zu lassen, und nun ich Ihre Augen so glänzen sehe, darf ich ja kaum noch an dies Opfer denken!"

Dann wandte sie sich dem Herrn und der Frau des Hauses zu, die gleichfalls zu ihrer Begrüßung herangetreten waren, und als Beide mit ihr sprachen, fiel es Erich, der ein Beobachter der kleinen Scene geblieben war, auf, daß Horstig der schönen Frau gegenüber weniger Nonchanlance blicken ließ als vor seinen übrigen Gästen, die Commerzienräthin aber ihre steife Haltung milderte und ein viel freundlicheres Entgegenkommen zeigte, als er bisher von ihr gesehen hatte. Seine Neugier, wer die Dame sein möge, sollte bald befriedigt werden, denn Horstig ergriff ohne weiteres seine Hand und führte ihn dieser mit den Worten zu:

„Ihr Kommen bedeutet eine Freundes-, d. h. eine gute That, gnädige Frau, und darum gebührt ihr auch ein Lohn, den Sie auf der Stelle empfangen sollen; ich schätze mich glücklich, die Bekanntschaft mit Ihrem Verwandten, die, wie ich aus seinem Munde weiß, erst bis zur Namenskunde gediehen ist, vermitteln zu können!"

Erich wußte aus diesen Worten schon, daß er vor der Generalin von Halden, der Frau seines Onkels, stand, während die Züge der Letzteren von Ueberraschung überflogen wurden, als ihr der Name des jungen Mannes genannt wurde. Mit einer liebenswürdigen Herzlichkeit reichte sie ihm die Hand und sagte:

„Oh, über die bloße Namenskunde geht die Bekanntschaft — von meiner Seite wenigstens — doch hinaus: ich weiß durch Halden genug über Sie, um Sie willkommen heißen zu dürfen und zu wissen, welche Freude mein Mann über Ihre Ankunft haben wird."

Sie setzte noch hinzu, daß der General den letzten Nachrichten zufolge schon am nächsten Morgen eintreffen würde und daß sie es als selbstverständlich betrachte, Erich würde von dieser Stunde an der Gast ihres Hauses sein.

Sein Dank lautete so verbindlich, wie ihre Einladung gewesen war, doch behielt er nicht lange Zeit, die Unterhaltung mit ihr fortzusetzen, den ersten Eindruck, den er von ihr gewonnen, tiefer werden zu lassen, denn Andere drängten sich um die Generalin und vor allem schien Josephine vor Ungeduld zu brennen, dieselbe für sich in Beschlag zu nehmen. Sie legte ihren Arm schmeichelnd in den der schönen Frau und suchte sie mit sich fortzuziehen — vielleicht in einen stillen Winkel zu ungestörtem Gespräch, und lächelnd leistete die Letztere dem jungen Mädchen, zu welchem sie trotz des Unterschiedes der Jahre — Josephine mochte kaum neunzehn zählen — in einem eigenthümlichen, wenn auch überlegenen Freundschaftsverhältniß zu stehen schien, Gewährung.

Erich sah die beiden Gestalten noch vor sich, als sie sich bereits von ihm abgewandt hatten, und es beschäftigte ihn der Gedanke an die große Verschiedenheit derselben — die Eine fast elfenhaft zart und lieblich, „wie ein Dichtergebild," die Andere von nahezu junonischer Gestalt und klassischer Schönheit, aber nicht so verlockend, vielmehr trotz ihrer Freundlichkeit etwas zurückhaltend, oder doch — er fand keine bessere Bezeichnung für sie — vornehm. Er fragte sich, ob die äußere Erscheinung auch der Stempel des Charakters der beiden Frauen sei, wurde aber in seinem Sinnen durch Horstig unterbrochen.

„Charmante Frau, die Generalin, nicht wahr?" sagte er. „Verdenke es Ihrem Onkel gar nicht, daß der alte Bursche sich in seinem sechsundfünfzigsten Jahre noch in das junge Ding verliebte! War aber der Familie wohl nicht sehr erwünscht, he?"

Erich erröthete bei der unzarten Frage und sagte kurz und kühl:

„Mein Onkel steht so hoch in der Liebe und Verehrung seiner Familie, daß es für uns alle eine Freude war, als er sich, wenn auch erst in späteren Jahren, sein Lebensglück schuf."

Horstig zuckte mit einem etwas spöttischen Blick die Achseln, sagte aber nichts. Der halbunmuthige Ton Erich's berührte ihn jedoch gar nicht und stimmte den seinigen um kein Haar breit herab. Er fuhr fort, mit seiner Umgebung zu plaudern und zu scherzen.

„Heda, Sie junger Apelles," rief er einem jungen Manne zu, dessen legère Kleidung den Künstler verrieth, „kommen Sie, daß ich Sie mit dem brillantesten Bart unseres Jahrhunderts bekannt mache," er deutete dabei auf Erich's in der That

prächtigen Vollbart, „dessen naturgetreue Nachbildung Ihrem Pinsel die Unsterblichkeit sichert!“ Einem jungen Mädchen begegnete er dann wieder mit einer Neckerei und lachte nicht wenig, wenn sie ihn mit gleicher Münze bezahlte.

Eine Weile amüsirte Erich sich an der jovialen Manier des Mannes, auf die Dauer aber wollte sie seinem ernsten Sinn doch nicht mehr behagen und er war froh, als ihn Horstig in den Kreis mehrerer älterer Herren führte, die eifrig einen wissenschaftlichen Gegenstand discutirten, und bald war sein eigener Antheil an der Unterhaltung ein eben so eifriger, während sein Wirth sich anderen Gruppen anschloß, bei denen seine Laune ein besseres Terrain fand.

Josephine war indessen kaum von der Seite der Generalin gewichen, die entschieden die Hauptperson des Abends für sie ausmachte; sie schien allein für diese ältere Freundin noch Auge und Ohr zu haben, und es machte sie geradezu ungeduldig, wenn ihr Gespräch in irgend einer Weise gestört wurde. Ja, als jetzt einige Herren an sie herantraten und sie mit Bitten bestürmten, der Gesellschaft die Freude zu gönnen, ihren Gesang hören zu dürfen, weigerte sie sich unter einem ziemlich nichtigen Vorwand, und in dem halb verdrießlichen Ton war schwer die liebenswürdige Weise wiederzufinden, welche sie noch soeben gezeigt hatte.

Auf Valeska's schönen Zügen war eine leise Mißbilligung zu erkennen.

„Warum wollen Sie nicht singen, Josephine?“ fragte ihre klare, ruhige Stimme. „Ich schließe mich den Bitten der Herren an, denn auch ich bin begierig auf Ihren Gesang, den Sie mir noch immer vorenthalten haben.“

Das alte Lächeln glitt plötzlich wieder über Josephinens Züge und sie rief aus: „Ja, dann freilich — dann singe ich! — Lieutenant Roberts, holen Sie mir meine Noten!“ fügte sie in ziemlich befehlendem Tone hinzu, und während der Aufgeforderte flog, ihrem Gebote zu gehorchen, gab sie den übrigen Herren mit der Miene einer kleinen Königin ein Zeichen, ihr zu folgen, und kehrte in das anstoßende Zimmer zurück, wo der Flügel stand. Das leise Kopfschütteln, mit welchem die Generalin ihr nachblickte, bemerkte sie nicht mehr.

Josephine besaß eine volle, schöne Stimme, die durch die ersten Lehrer der Residenz gebildet war, zudem war ihr Vortrag ein wahrhaft künstlerischer; so konnte es denn nicht fehlen, daß sie nach der Beendigung einiger Opernarien, welche sie sich hatte vorlegen lassen, mit dem allgemeinsten Beifall belohnt wurde. Sie mochte indessen selbst fühlen, daß derselbe wegen der besonderen Reinheit, mit welcher sie heute gesungen hatte, ein verdienter war, denn sie nahm die ihr von allen Seiten gespendeten Schmeicheleien halbwegs als einen ihr gebührenden Tribut hin und schien sich kaum um dieselben zu bekümmern, nachdem sie bemerkt hatte, daß Valeska in dem Kreise fehlte, der sich bewundernd um sie gebildet hatte. Sie stand bald auf, um die Freundin zu suchen, und fand sie in einem nicht entfernten Winkel an einem Ecktischchen sitzen, wo sie einige der dort aufgelegten Albums durchblätterte. Sie lächelte dem jungen Mädchen zu, als dasselbe herantrat, empfing es aber nicht, wie Josephine erwartet haben mochte, mit einer Bemerkung über den eben gehörten Gesang, sondern sagte etwas über eins der Bilder, die sie gerade in der Hand hatte. Josephine antwortete ein wenig zerstreut, dann aber, unfähig sich zu verstellen, oder sich vor der Freundin Zwang anzulegen, schlang sie schmeichelnd ihren Arm um dieselbe und sagte:

„Valeska, sagen Sie mir ein Wort über meinen Gesang: Sie wissen recht gut, daß ich nur für Sie gesungen habe!“

„Sie haben brillant gesungen, liebe Josephine!“ sagte Valeska freundlich. „Wenn Herr Benoni, Ihr Lehrer, Sie gehört hätte — er würde sicher einen Triumph in seiner Schülerin gefeiert haben.“

Es war etwas von der Miene eines verzogenen Kindes, das auf dem Antlitz des jungen Mädchens hervortrat. Lebhaft das Köpfchen schüttelnd rief sie:

„Nein, nicht das, Valeska — das sagen mir ja die Uebrigen auch! Sie müssen anders mit mir sprechen, denn ich weiß jetzt schon ganz genau, daß hinter Ihrem Lobe ein Aber steckt!“

Valeska lächelte über den Eifer ihrer jungen Freundin, ward dann aber plötzlich ernst und sagte, während sie Josephinen die Hand aufs Herz legte:

„Wie ruhig es da drinnen pocht! Erst

muß es hier klopfen und beben, bevor ich Ihnen sagen kann: Sie haben nicht allein dem Ohr genug gethan, Sie haben meine Seele durch Ihren Gesang getroffen und bewegt! — Verstehen Sie mich, liebe Josephine?"

„Ich glaube es!" sagte das junge Mädchen leise, indem es einen Augenblick die Hand auf der Stirn ruhen ließ. „Manchmal ist mir selbst, als lebte ich noch gar nicht das eigentliche rechte Leben und müßte erst zu demselben aufwachen. Aber dann erfaßt mich eine Ahnung, eine Angst vor diesem Erwachen, als würde damit meine ganze Natur zusammenbrechen!"

Es war fast, als ginge ein leiser Schauer durch die zarte Gestalt; Valeska aber legte sanft die Hand auf Josephinens Arm und sagte freundlich:

„Und ich hoffe, daß das Leben, die Zukunft Sie klar und fest machen, Ihre Natur erst zur vollen Entfaltung und Blüthe bringen wird!"

In diesem Augenblick ward der Generalin ein Billet eingehändigt, das ihr den freudigen Ausruf entlockte: „Von meinem Mann! So ist er also schon zurückgekehrt!" Sie erbrach es hastig und sagte dann: „Es ist, wie ich dachte: Halden meldet mir, daß er es möglich gemacht habe, seine Reise früher zu beenden, und da seine Ungeduld, mich zu sehen, so groß sei, erlaube er sich, mir den Wagen eine Stunde vor der Zeit zu schicken. Er ist so gut!" fügte sie mit einem fast gerührten Tone hinzu!

Josephine sah etwas mißmuthig drein bei der Beweisführung dieser Güte des alten Herrn, wagte aber doch nicht, die Freundin zu halten, die sich jetzt rasch von ihr und den Eltern verabschiedete, während sie Erich, der gleichfalls noch zu ihr getreten war, in freundlichen Worten aufforderte, sich morgen zeitig in ihrem Hause einzufinden. Etwas von der Empfindung des jungen Mädchens, dem es war, als sei nach Valeska's Fortgang Licht und Wärme des heutigen Abends erloschen, theilte sich Erich mit, indem ihm das um ihn wogende Treiben immer ermüdender, die Unterhaltung seines Wirths immer inhaltsleerer vorkam, so daß er froh war, als er mit den übrigen Gästen den Heimweg antreten konnte. — —

In behaglicher Plauderei saßen am folgenden Tage Onkel und Neffe beim Nachmittagskaffee in der Halden'schen Wohnung, deren ganze Einrichtung erkennen ließ, daß hier eine weibliche Hand waltete, die Eleganz und Bequemlichkeit zu vereinigen wußte. Der März hatte den ersten Frühlingstag gesandt, welcher Valeska vermochte, die lang verschlossene Thür zu der Terrasse zu öffnen, um den lauen Lüften draußen den Einzug zu verstatten. Sie selbst hatte sich auch von ihnen verlocken lassen, in den Garten hinauszutreten und sich an den Blumen zu erfreuen, die schon in lieblicher Fülle auf den Beeten blühten. Die Herren dagegen waren ihr nicht gefolgt, da der General lachend erklärt hatte, Frühlingsempfindungen harmonirten in diesem Augenblick nicht mit seiner Bequemlichkeit und er gäbe unter allen Umständen der letzteren den Vorzug; Erich aber fühlte, daß der Onkel seine Unterhaltung wünschte, und mochte sich ihm aus Rücksicht nicht entziehen; so behielten Beide ihre Plätze auf den reichgepolsterten Lehnsesseln und benutzten Valeska's freundliche Erlaubniß, in ihrem Zimmer eine Cigarre rauchen zu dürfen, indem sie die kleinen, blauen Wölkchen behaglich vor sich hin bliesen. Ihre Augen folgten dabei unwillkürlich der hohen, schlanken Gestalt, wie sie langsam zwischen den Beeten wandelte, bald sich hier beschauend zu einer Blume niederbeugte, bald dort eine brach.

Die Blicke des Generals leuchteten immer heller, als er sie so anschaute, und plötzlich wandte er sich mit der Frage an seinen Neffen:

„Nun beichte einmal, mein Junge; was sagst du zu meiner Frau?"

Die Antwort ward Erich eigentlich schwer, denn Valeska's ganze Persönlichkeit war ihm vom ersten Augenblick zu bedeutsam erschienen, als daß er gewagt hätte, sich schon ein fertiges Urtheil über sie zuzutrauen, noch weniger aber mochte er Gemeinplätze vorbringen und so half er sich mit der Erwiederung:

„Ich habe nie angestanden, lieber Onkel, deine Wahl für durchaus gerechtfertigt zu halten, muß dir aber doch jetzt, da ich deine Frau gesehen habe, sagen, wie vollkommen ich es begreife, daß dein Herz noch seine Rechte geltend gemacht hat!"

„Ja, meine Frau ist ein Engel!" sagte der General mit unverkennbarer Rührung.

„Aber wenn sie mir auch das Theuerste auf der Welt ist, so wirst du mir doch nicht zutrauen, daß ich in meinen weißen Haaren wie ein verliebter Narr um sie geworben habe? Du bist mein nächster Verwandter und darum kann ich dir schon sagen, wie es gekommen ist, daß Valeska, die ja meine Tochter hätte sein können, meine Frau geworden ist. Sieh, ich habe sie auch anfangs als mein Kind geliebt, sie auf meinen Armen geschaukelt, als sie noch klein war, denn sie war ja so gut wie mein Kind, die Tochter meines besten Kameraden, des Hauptmann von Steinach. In der Schlacht bei Belle-Alliance hatte ihr Vater mir das Leben gerettet, dabei aber sebst einen Hieb bekommen, den er nie ganz verwinden konnte; als Valeska ein paar Jahre zählte, war er invalid und mußte seinen Abschied nehmen; — noch ein paar Jahr später und wir begruben ihn. Du begreifst, daß ich von der Zeit an für Frau und Kind sorgte, soviel sie mich eben sorgen ließen, denn Valeska's Mutter war verwünscht stolz und erzog auch ihre Tochter so, daß Beide nichts von mir annehmen wollten, als was sie durchaus nicht zum Leben entbehren konnten. Als Valeska etwa zweiundzwanzig Jahre alt war, starb ihre Mutter und nun erklärte sie mir rund heraus, daß sie meine Güte nicht ferner annehmen könne, sie wolle ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und Erzieherin werden. Ich war wie erstarrt, denn ich wußte, wie solche unglückliche Geschöpfe oft behandelt werden, und wollte ihr den Gedanken ausreden. Es war aber Alles vergebens: Valeska blieb so sanft wie eine Taube, zeigte mir aber doch, daß sie einen eisernen Willen besaß. Da — ich weiß nicht, wie es kam — schoß mir plötzlich die Idee durch den Kopf: „Mache sie zu deiner Frau, dann braucht sie sich nicht zu schämen, Alles von dir anzunehmen!“ Und in demselben Augenblick war's auch schon heraus! Wie ich eigentlich meine Werbung angebracht habe, weiß ich selbst nicht mehr, ich weiß nur, daß Valeska im ersten Moment erschrocken aussah. Dann aber faßte sie sich, sprach davon, wie gut ich es meine ꝛc., indessen das Ende vom Liede war: sie gab mir einen Korb! Ich merkte es wohl: sie wollte nicht aus Mitleid von mir zur Frau genommen sein, und verdenken konnte ich es ihr just auch nicht, daß sie nebenbei mich alten Kerl nicht mochte. Ich war aber nun einmal ins Feuer gekommen: sie sollte glücklich werden! Und so schwatzte ich ihr denn noch allerlei vor, um ihr die Zukunft recht schön auszumalen — es machte aber Alles keinen Eindruck! Da entschlüpfte mir ein Wort, das plötzlich ihren ganzen Sinn umwandelte, obgleich es eigentlich ganz anders gemeint war, als sie es auffaßte. Ich sprach nämlich von meinem invaliden Zustand, indem ich mir dabei dachte: Wie lange kann es denn am Ende noch währen, daß sie dich hat? Ein paar Jahre noch — und sie ist frei und als Erbin deines Namens und deines Vermögens hat sie ihre Zukunft für sich! — Valeska aber, wie ich schon sagte, begriff das Ding anders; kaum hörte sie von den Wunden und Gebrechen, die ich mir aus dem Kriege geholt nnd die das Alter verschlimmert hatte, als sie plötzlich ganz weich wurde und zu mir sagte, sie wolle meine Pflegerin sein, mein treues, gutes Weib werden, denn ich sei ihr ja nach ihren Eltern stets der Liebste auf der Welt gewesen. So war denn die Sache in Richtigkeit gebracht. Ich ließ ihren Irrthum gelten und nahm es an, daß sie nun mir aus Mitleiden ihre Hand reichte, gelobte mir aber dafür natürlich, aus aller Macht für ihr Glück zu sorgen. Aber auch dazu ließ sie es nicht kommen, denn von dem Augenblick an hat sie alles Sorgen auf sich genommen und es ist, als ob sie nur dazu da wäre, um mir heitere und glückliche Tage zu verschaffen. Ich bin wieder jung geworden in ihrer Pflege und das — das quält mich manchmal,“ setzte er etwas stockend hinzu, „denn ich hatte mir das Ding anders ausgerechnet —“

Valeska's Eintritt unterbrach die Erzählung ihres Gatten und ließ ihn die halb ausgesprochene Selbstanklage nicht vollenden. Sie trug einen großen Strauß Frühlingsblumen, die sie den Herren mit den Worten darbot:

„Der Frühling ist so voll unerschöpflicher Güte, daß er sich für das Verschmähen nicht einmal rächt und seine Gaben doch anbietet. Können sich die Herzen noch länger gegen ihn verstocken?“

Damit begann sie, den General und Erich auf die Schönheit der Krokus und Schneeglöckchen, die sie in der Hand trug, aufmerksam zu machen. Selbst einige frühe

Veilchen fanden sich schon unter den Blumen und wurden von ihr sorgsam ausgelesen, um demnächst ein eigenes Schälchen zu zieren, „denn was besonders ist, muß auch besonders aufgefaßt werden," sagte sie.

„Wohl, jeder Individualität ihr Recht, gnädige Frau!" scherzte Erich dazu.

Die förmliche Anrede, welche sein Neffe gebrauchte, brachte den General in Eifer und er forderte von ihm wie von Valeska, daß sie die Verwandtschaft besser in Ehren halten und daran denken sollten, wie lieb er sie Beide habe und daß er daher das Fremdthun zwischen ihnen nicht leiden könne.

Valeska ging leicht und ungezwungen auf den Wunsch ihres Gatten ein, indem sie Erich freundlich die Hand bot und zu ihm sagte:

„Ich denke, wir werden recht gute Freunde werden; ich will dafür auch freiwillig auf die Rechte einer Tante verzichten!"

„Das ist auch gut," lachte der General; „Erich müßte dir immerhin noch ein paar von seinen Jahren abgeben, damit ihr euch im Alter nur gleich würdet!" Erich aber küßte ihre Hand und sagte:

„Ich nehme willig und dankbar jede Stellung an, die Sie mir sich gegenüber einräumen wollen, da dieselbe nichts an meiner unbedingten Ergebenheit ändern wird."

„Und nun, Erich," sagte der General, als Valeska sich mit einer Handarbeit neben den Herren niedergelassen hatte und der gemüthliche Kreis hergestellt war, „nun laß auch einmal von dir hören, nachdem dein alter Onkel so lange die Kosten der Unterhaltung getragen hat, und erzähle von deinem Leben und Treiben!"

Erich entsprach der Aufforderung bereitwillig und berichtete von seinem Gut, dessen Verwaltung er schon vor mehreren Jahren, nach dem Tode seines Vaters, übernommen hatte. Er sprach es aus, mit welcher Lust und Liebe er sich der Bewirthschaftung widme.

„Man schafft sich da eine kleine Welt für sich," sagte er, „in der Alles seinen ruhigen Kreislauf nimmt, und dem Geiste bringt es ein unsagbares Genügen, wenn er wahrnimmt, wie Alles sich festen, geregelten Gesetzen unterordnet, die in ihrer Einfachheit doch wieder so groß sind."

„Aber liegt nicht auch eine gewisse Gefahr darin?" fragte Valeska. „Ich denke, die übrige Welt muß Einem ferner und ferner rücken, wenn man Alles zu bestimmten, naheliegenden Zwecken lenkt, die stets in sich selbst zurückkehren."

„Allerdings, einer gewissen Einseitigkeit verfällt man leicht, wenn man so für das Nächste lebt," entgegnete Erich. „Und weil ich es erkenne, daß ein wenig ‚Weiterschweifen' dem Geiste noth thut, so sorge ich dafür, daß ich mir von Zeit zu Zeit auf Reisen Fernsichten schaffe. — Noch diesen Sommer habe ich mir Leib und Seele auf einer köstlichen Alpenreise erfrischt und gestählt."

„Trafen Sie dort nicht mit dem Commerzienrath Horstig zusammen?" warf Valeska ein; „ich meine, dies gestern von ihm verstanden zu haben."

„Allerdings stammt unsere Bekanntschaft von einem zufälligen Zusammentreffen in Tirol," entgegnete Erich und erzählte dann die näheren Umstände desselben. Er bemerkte, daß ihn die gute Laune Horstig's damals nicht wenig unterhalten habe und flocht zum Ergötzen seiner Zuhörer manche Anekdote ein, in welcher sein jovialer Humor die Hauptrolle spielte.

„Und hat dir denn gestern seine Unterhaltung noch eben so zugesagt?" fragte der General.

„Aufrichtig gestanden — nein!" entgegnete Erich. „Der leichte Ton paßte damals ganz gut, aber in der Umgebung des Hauses wollte er mir doch nicht so recht behagen."

„Nun, mir gefällt er auch nicht!" rief der General. „Der Mann versteht nicht, alt zu werden, und lügt sich und Anderen vor, daß die grauen Haare seiner Jünglingsnatur, die er mit Gewalt festhalten will, nichts anhaben könnten. Und doch mag ich ihn immer noch lieber als seine verknöcherte Frau Gemahlin, die in ihrem ganzen Leben nicht gewußt hat, daß der liebe Gott ihr ein Herz in die Brust gesetzt hat. Sie trägt statt desselben nur Tabellen mit sich herum und berechnet nach ihnen, was die Menschen in der Gesellschaft werth sind, während er doch wenigstens noch einen Rest von Gefühl und Gemüth besitzt, wenn er auch sichtlich bemüht ist, ihn sich selbst wegzuspotten."

„Und die Tochter?" fragte Erich mit

dem Ton einer gewissen Erregung; „nach welcher Seite neigt sie sich? Hat sie mehr Aehnlichkeit mit dem Vater oder mit der Mutter? — Mein eigenes Urtheil geht kaum über ihr Aeußeres hinaus, das allerdings für sie einnehmen muß.“

„Nun, ein curioses Ding ist die Josephine auch,“ sagte der General, „doch befrage über sie meine Frau, die einmal ein faible für die Kleine gefaßt hat.“

Erich sah fragend auf Valeska, deren Gesicht plötzlich einen ernsten, fast trüben Ausdruck annahm.

„Ja, ich habe sie sehr lieb,“ sagte sie, „trotz ihrer mangelnden Entwicklung, und meine Liebe ist darum eine schmerzliche, weil ich fürchte, daß diese reich angelegte Natur sich nie vollkommen entfalten wird; ich sehe sie an wie ein Kind, an dem eine vielleicht tödtliche Krankheit nagt, und getraue mir doch nicht, den rechten Arzt für sie zu finden.“

„Und liegt ihr Unglück denn allein in den Verhältnissen?“ fragte Erich.

„Zum Theil auch in Josephinens eigener Natur,“ entgegnete Valeska, „denn sie ist aus seltsamen Elementen zusammengesetzt. Heiter bis zur Ausgelassenheit in einem Moment, kann man sie in dem nächsten wie träumerisch in sich versunken sehen, und das nicht etwa aus oberflächlicher Laune und Stimmung, sondern in Folge eines tiefen inneren Zwiespalts, der sie zu keiner Einheit des Denkens und Empfindens kommen läßt und wo denn ihr ganzes Leben zu zerfallen droht. — Sie hat herrliche Talente, aber keins derselben schafft ihr oder Anderen volles Genügen; ihr Gesang ist glockenrein, aber ohne Wärme und Gefühl, ihr Zeichnentalent genial, aber es fällt ihr nicht ein, irgend ein Studium an ihre Kunst zu wenden, und so bleibt Alles skizzenhaft und unbefriedigend.“

„Aber das findet man bei hundert jungen Mädchen gerade so — und Sie leiten es aus einem inneren Zwiespalt her?“ fragte Erich mit einem halben Lächeln.

„Ja; wenigstens aus dem Zwiespalt ihrer eigenen angeborenen Natur und den sie umgebenden Verhältnissen, namentlich aber den Persönlichkeiten ihrer Eltern, die Halden Ihnen nur zu wahr geschildert hat. Josephine ist nicht zu einem starken Geist, vielmehr für ein Gemüthsleben geschaffen und ein solches konnte in ihrem elterlichen Hause nicht Grund noch Boden finden. Weder bei der zerfahrenen, unruhigen Natur des Vaters noch bei der auf Glanz und Schein gerichteten der Mutter fand sie irgend einen Halt, vielmehr überließen Beide das Kind von früh auf so ziemlich sich selbst. Da hat Josephine sich denn allmälig in eine Art Traum- und Phantasieleben eingesponnen, das auf einsamen, abenteuerlichen Wanderungen durch Feld und Wald, von denen sie mir oft erzählte, reiche Nahrung fand und ihr die Oede und Leere des Elternhauses verhüllte. Die Wirklichkeit blieb ihr eigentlich fremd und sie konnte sich darum einbilden, es sei Alles gut und gehöre sich so, wie es war. Als sie heranwuchs, hätten ihr wohl über manche Dinge die Augen aufgehen müssen, aber weil sie instinctmäßig fühlt, daß dann vielfache Conflicte mit den Eltern nicht zu vermeiden sein würden und ihr — ich muß es sagen — der Muth gebricht, gegen diese anzukämpfen, hält sie absichtlich an jener Täuschung fest und — was das Schlimmste ist — ergiebt sich ziemlich widerstandslos dem Einfluß der Mutter, obwohl ihr zuweilen offenbar die Ahnung kommt, daß ihr diese Hingabe verderblich werden kann. Schon jetzt verwickelt sie sich darüber in allerlei Widersprüche mit sich selbst, die ihrem Wesen alles Harmonische nehmen — wie es aber werden soll, wenn sie doch einmal zum vollen Bewußtsein kommt und sich dann mit ihrem ganzen bisherigen Leben, mit denen, die ihr auf der Welt am nächsten stehen, zerfallen sieht, wage ich nicht zu sagen.“

Erich hatte schweigend, aber mit augenscheinlichem Interesse zugehört; jetzt sagte er: „Wie kommt es, daß Sie dem jungen Mädchen so nahe getreten sind, da der Boden, auf dem sie steht, Ihnen doch wenig zusagend sein kann?“

„Nehmen Sie einfach an,“ entgegnete Valeska, „daß ich nur Josephinens wegen einen gewissen Verkehr mit dem Horstig'schen Hause unterhalte, nachdem ein Zufall unser Bekanntwerden — es war vor etwa einem halben Jahre — vermittelt hatte, nicht aber, ohne daß ich vorher durch die verschiedensten Urtheile aufmerksam auf sie gemacht worden war. Während Einige sie kokett nannten, rühmten Andere ihre Natürlichkeit; hier schalt man sie oberflächlich und dort war man entzückt von ihrer

rischen, genialen Natur. Allmälig bekam ch denn den Schlüssel zu all jenen Widersprüchen in die Hand und trotz der Verschiedenheit der Jahre entwickelte sich unsere Zuneigung."

Ein Diener brachte in diesem Augenblick einen prächtigen Strauß der auserlesensten Treibhausblumen, nebst einem Billet, das Valeska mit den Worten: „Von Josephinen!" entgegennahm.

„Lupus in fabula!" lachte der General, „nun, in der Gestalt eines reizenden jungen Mädchens sei er willkommen, nicht wahr, Erich?"

Valeska hatte inzwischen die Zeilen überflogen und las sie nun lächelnd vor:

„Sie irren sich doch, Valeska, wenn Sie glauben, daß in meinem Herzen nichts flüstert, nichts sich regt; fragen Sie nur die Blumen! Die kennen seine Sprache und können Ihnen erzählen von der Liebe

Ihrer Josephine."

Sie erklärte kurz die Veranlassung, welche sie in dem gestrigen kleinen Vorfall sah.

„Das ist liebenswürdig!" sagte Erich.

„Ja," entgegnete Valeska, „es ist eben in Zug aus Josephinens eigenstem Wesen."

Erich blieb noch einige Tage bei den Verwandten und traf auch während derselben noch verschiedentlich wieder mit Horstigs zusammen, ohne daß ihm aber der in der Familie herrschende Geist im geringsten anziehender geworden wäre als am ersten Abend. Das frühere Gefallen an dem einstigen Reisegefährten wollte nicht wiederkehren und obwohl die Commerzienräthin ihn einer gewissen höflichen Beachtung würdigte, vermochte er dieselbe nicht auf seine Person zu beziehen, sondern mußte sich lächelnd sagen: „Sie hat aus ihren Tabellen herausgebracht, wieviel Herr Erich Waldheim — will sagen sein Gut und sein Vermögen — in der Welt werth ist." — — Ein oder zweimal hatte er versucht, sich Josephinen zu nähern, da Valeska's Mittheilungen in ihm ein gewisses Interesse für das junge Mädchen erhöht hatten, aber er mußte bemerken, daß sie ihm mit einer Art Scheu auswich, die er sich nicht zu erklären vermochte, um so weniger, da sie sonst keine Spur von Blödigkeit zeigte und ihrer Umgebung Proben genug von ihrer Schlagfertigkeit mit raschen und selbst witzigen Worten zu kosten gab.

Desto herzlicher gestaltete sich dagegen das Verhältniß zu seinen Freunden, so daß es bald Allen war, als habe man längst so mit einander gelebt und verkehrt, und als er endlich erklärte, er dürfe seine Abreise nicht länger aufschieben, weil seine Anwesenheit auf dem Gute wegen der beginnenden Feldarbeiten nöthig sei, stieß er anfangs bei dem General auf heftigen Widerspruch, während Valeska allerdings stumm blieb, durch ihre Mienen aber zeigte, wie gespannt sie auf seine Entscheidung war. Er gab indessen nicht nach, indem er scherzend erklärte, daß er sich selbst mit seinen Neigungen und Wünschen dem Kreislaufe einfügen müsse, von dem er neulich gesprochen. — Er sollte nun versprechen, bald aufs neue einen Besuch abstatten zu wollen:

„Aber nicht hier, sondern auf Fichtenau," sagte der General. „Du weißt, es ist das Gut, welches ich vor einigen Jahren gekauft habe und das seitdem sehr verbessert worden ist. Ich gedenke, mit Valeska die Sommermonate dort zuzubringen, vorausgesetzt, daß ihr die Einsamkeit nicht zu groß sein wird."

Sie verneinte dies lächelnd, fügte dann aber freundlich gegen Erich gewandt hinzu: „Immerhin aber werden wir es dankbar empfinden, wenn Sie durch Ihr Kommen Anregungen in unser Stillleben hineintragen wollen."

Obgleich Erich sich noch durch keine bestimmte Zusage binden wollte, stellte er es doch in Aussicht, daß es ihm wohl einmal in den Sinn kommen könnte, die Verwandten in Fichtenau unvermuthet zu „überfallen," und in dieser Hoffnung trennte man sich.

Der Frühling hatte sich in seiner schönsten Pracht entfaltet und in der Stadt war es leer geworden, denn Alles drängte hinaus aus den engen Mauern, um sich durch einen Badeaufenthalt oder durch Reisen in der schönen Gotteswelt zu erquicken. Auch in der Halden'schen Wohnung ward zum Aufbruch gerüstet, denn in zwei Tagen wollte man hinaus nach Fichtenau ziehen. Valeska war eifrig beim Packen beschäftigt, als Josephine kam, um von der Freundin Abschied zu nehmen. Der Gedanke, daß sie dieselbe längere Zeit entbehren sollte, trieb ihr fast die Thränen in die Augen und sie sagte:

„Ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen soll, wenn Sie fort sind, Valeska, und es ist mir, als würde ich gar keinen Boden unter den Füßen haben."

Der General, welcher zugegen war und den der Kummer des jungen Mädchens rührte, rief plötzlich aus:

„Wissen Sie was, Fräulein Josephine? Gehen Sie mit uns nach Fichtenau: da haben Sie den allerschönsten Boden für Freundschaft, Naturschwärmerei und was Sie sonst wollen!"

Die Augen des jungen Mädchens wanderten mit einem freudigen Schreck zu Valeska und als diese lebhaft in die Einladung ihres Gatten einstimmte, rief sie jubelnd aus:

„Ja, ja, aufs Land — weit weg von hier und aus Allem heraus! Wie glücklich bin ich, daß Sie mir das gesagt haben: ich weiß jetzt, daß die schönste Zeit meines Lebens anfängt!" Und dabei umarmte sie Valeska immer aufs neue und war in ihrer Freude ausgelassen wie ein Kind.

Die Einwilligung der Eltern war leicht zu erlangen, denn Josephinens Vater hatte selbst zu reisen beschlossen und der Mutter fiel es nicht schwer, eine Zeit lang ohne die Tochter zu leben; so wurden denn auch von ihrer Seite alle Vorbereitungen getroffen und an dem bestimmten Tage reiste sie in voller Glückseligkeit mit ihren Freunden ab.

Ihre heitere Stimmung verließ sie nicht, als man auf dem Gute angelangt war und sich eingerichtet hatte. Wie ein Kind, glücklich und sorglos, freute sie sich über Alles, was ihr in den Weg kam, über den Sonnenschein und den blauen Himmel, über jede Blume im Garten und jeden Baum im Walde, zumeist aber über jede Minute, die sie neben Valeska verbringen durfte, der sie sich mit einer fast leidenschaftlichen Zärtlichkeit angeschlossen hatte, während sie den General theils durch diese Liebe zu der von ihm selbst vergötterten Frau, theils durch ihren Frohsinn, der ihn stets neckend umflatterte, gewann.

„Es steckt doch mehr in dem Mädchen, als ich geglaubt habe," sagte er zu seiner Frau, „oder vielmehr: sie ist total verwandelt, denn weder Laune noch Widerspruch kommt ja zum Vorschein."

Valeska freute sich über diese günstige Beurtheilung ihres Lieblings, vermochte aber doch nicht ganz mit einzustimmen, denn ihr blieb zu klar, daß nur die veränderte Umgebung die Wandlung Josephinens hervorgerufen hatte. „Wird sie auch bei der Rückkehr Stich halten?" fragte sie sich.

Vier Wochen weilte die kleine Gesellschaft schon auf dem Gute und es waren Tage voll äußerer und innerer Heiterkeit für Alle gewesen. Das herrlichste Wetter begünstigte den Aufenthalt und so verbrachte man die meiste Zeit im Freien, indem man bald Streifereien durch Wald und Feld unternahm, bald sich in einer der schattigen Lauben des Gartens zu behaglicher Unterhaltung versammelte. Häufig wurde hier auch getafelt, dann aber stets in besonderer Gesellschaft, denn Josephine liebte es, Alles, was um sie her lebte und webte, an sich heranzuziehen. Bald lockte sie den großen Hofhund durch einen leckeren Bissen, neckte ihn mit demselben aber auch in der Weise eines übermüthigen Kindes, bald streute sie Krümchen und Körner für die Tauben, die sich in großen Schaaren um sie sammelten, und der General und Valeska lächelten dann wohl einander zu über das reizende Bild, wenn die gefiederten Lieblinge auf Kopf und Schultern des jungen Mädchens Platz nahmen und sie sich lachend und anmuthig gegen ihre allzu große Vertraulichkeit wehren mußte.

Heute hatte sich nun die bisher wohlthuende Wärme zu drückender Hitze gesteigert und Alle mit einem Unbehagen belastet, das sich erst löste, als gegen Abend ein Gewitter aufstieg, welches die Gesellschaft nöthigte, den Schutz des Hauses aufzusuchen. Der zunehmenden Dunkelheit wegen hatte man die Lampe anzünden müssen und der General las bei ihrem Scheine die Zeitungen; Valeska dagegen saß im Hintergrunde des Zimmers, dem Fenster zugewandt und blickte ernst und still zu dem dunklen Himmel auf, der von Zeit zu Zeit durch grelle Blitze erleuchtet ward. Sie hatte keine Furcht, sondern fühlte nur Erhebung bei dem majestätischen Schauspiel; Josephine aber hatte sich ängstlich an sie geschmiegt, verbarg den Kopf an ihrer Schulter und zuckte bei jedem Donnerschlage heftig zusammen.

„Wie ist es nur möglich, sich so zu fürchten?" schalt Valeska endlich lachend. „Glaubst du denn, einer der Blitze müsse niederfahren und aus hunderttausend Men-

schen heraus gerade meine kleine Josephine treffen?"

„O nein, ich habe keine besondere Vorstellung dabei," entgegnete diese, „nur eine unsagbar quälende Angst vor einer unbestimmten Gefahr. Ich weiß auch nicht, ob mich mehr die grellen Blitze schrecken, oder die Nacht, die gleich nachher so grausig dunkel ist."

Valeska wollte fortfahren, sie tröstend zu beruhigen, als sie plötzlich horchend innehielt, denn durch das Geräusch des fallenden Regens glaubte sie Hufschläge auf dem gepflasterten Hofe vor dem Hause zu vernehmen. Die Anderen, von ihr aufmerksam gemacht, lauschten nun ebenfalls und man hörte jetzt deutlich, daß ein Reiter anhielt. Wenige Minuten später erschallten Tritte auf der Hausflur, denen ein Pochen an die Thür folgte. Auf des Generals kräftiges „Herein!" öffnete sich diese und eine hohe Männergestalt erschien auf der Schwelle.

„Erich!" riefen der General und Valeska freudig.

„Nun, erhalte ich Verzeihung, daß ich wie ein Dieb in der Nacht komme?" fragte er heiter.

„Aber kaum dafür, daß Sie sich diesem Unwetter aussetzten!" entgegnete Valeska freundlich.

„O, das Gewitter erwies sich mir als ganz wohlthätig!" rief er. „Ich gestehe, daß ich einige Mal in Gefahr war, mich im Walde zu verirren, aber die Blitze ließen mich den richtigen Weg stets wiederfinden."

„Siehst du nun, daß die grellen Lichter ihr Gutes haben?" wandte Valeska sich scherzend an Josephine zurück, und ihre Worte erst machten Erich auf das junge Mädchen aufmerksam, das halb schüchtern aus dem Hintergrunde des Zimmers hervortrat. Sie hatte die Augen etwas gesenkt und mochte deshalb den Ausdruck einer freudigen Ueberraschung nicht wahrnehmen, der über seine Züge flog. Es war überhaupt, als stecke noch etwas von der Gewitterangst in ihr, denn gegen ihre Gewohnheit blieb sie noch längere Zeit still und befangen und fand sich erst allmälig in den heiteren Ton der Gesellschaft, der hauptsächlich durch Erich belebt wurde. Es machte ihr heute besondere Freude, mehr zuzuhören, als selbst zu sprechen, aber sie hörte mit vollem Antheil und hing an den Lippen des jungen Mannes, wenn er mit Valeska über Gegenstände der Kunst und Literatur, in denen sich ihre Interessen begegneten, sprach, oder dem Onkel von dem Zustande seines Gutes und neuen dort getroffenen Einrichtungen erzählte. Daß er seine Worte selten direct an sie selbst richtete, war ihr seltsamerweise gerade lieb, obwohl sie es sonst immer ganz natürlich gefunden und als ein gewisses ihr gebührendes Vorrecht betrachtet hatte, daß man sie zum Mittelpunkt der Unterhaltung machte.

War sie aber in dieser Stimmung anders als sonst, so ging von diesem Tage an überhaupt eine Wandlung ihres Wesens vor. Ihre frühere sprudelnde Heiterkeit erschien mit einem Male wie gedämpft und es trat etwas entschieden Träumerisches, mithin ein neuer Widerspruch ihrer Natur hervor, nur daß derselbe sich nicht in seiner alten Schroffheit bemerkbar machte und ihre Liebenswürdigkeit vielleicht nur noch erhöhte.

Eine eigene Weichheit war über sie gekommen, die sie antrieb, Jedem zu Gefallen, zu Liebe zu leben. Ein von Valeska oder Erich vorgeschlagener Spaziergang konnte sie glücklich machen und doch war sie auf der Stelle bereit, ihn wie jedes andere Vergnügen zu opfern, wenn es z. B. galt, dem General eine Aufmerksamkeit zu erzeigen. Während sie sonst nie lange ruhig auszudauern vermochte und am glücklichsten war, wenn sie leicht und frei wie ein Vöglein im Freien herumflattern durfte, konnte sie jetzt stundenlang unverdrossen mit ihm am Schachbrett sitzen oder ihm vorlesen. Gegen Valeska war sie nach wie vor ganz Hingebung, während sie in der Unterhaltung mit Erich selten den Ton einer gewissen scheuen Ehrerbietung verlor. Die einsamen Wanderungen, welche sie von Kindheit auf so geliebt hatte, wurden auch jetzt wieder gern von ihr unternommen, und entweder kam sie heiter und aufgeregt von ihnen heim, oder sie ging ganz still auf ihr Zimmer und kehrte dann erst nach einer längeren Weile zu der Gesellschaft zurück, die noch die Spuren träumerischen Sinnens an ihr wahrnehmen konnte. — Erich ließ seine Augen oft still auf ihr ruhen; er beschäftigte sich in directer Weise nicht auffallend viel mit ihr, aber einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen,

wie sich sein besonderes Interesse an ihr Thun und Treiben heftete.

Eines Tages — es war um die Mittagsstunde und er bis dahin wie gewöhnlich mit Büchern und Scripturen auf seinem Zimmer beschäftigt gewesen — kam er zu Valeska herunter, die er allein bei ihrer Arbeit traf. „Wo ist Josephine?“ fragte er.

„Das böse Kind!“ entgegnete sie lächelnd. „Sie ist mir wieder einmal heimlich entwischt und schon seit Stunden auf und davon; ich sorge, daß ihr die Wanderung bei der heutigen Hitze Schaden thut.“

Erich ging einige Male schweigend auf und ab, dann trat er wieder zu Valeska und sagte, indem er neben ihr stehen blieb:

„Denken Sie wohl noch daran, wie Sie mir zuerst Josephinens eigenthümliches Wesen geschildert haben?“

Es lag etwas in seiner Stimme, das sie gespannt und fragend zu ihm aufblicken ließ.

„Gewiß!“ sagte sie, „und nun?“

„Sie haben damals das erste Interesse für das junge Mädchen in mir erweckt,“ fuhr er fort, „und ich habe die Wahrheit Ihrer Schilderung erkannt, seitdem ich ihr selbst näher getreten bin. Ich habe den Liebreiz erkannt, der in Josephinen liegt, weiß aber auch, was ihr noch fehlt. — Valeska, Sie sagten einst, Sie getrauten sich nicht, den Arzt zu finden, der den Zwiespalt in ihrer Natur zu heilen verstände. — Sie kannten mich damals nicht wie heute, darum frage ich Sie jetzt: trauen Sie meiner Hand zu, die junge Seele zu leiten, trauen Sie es mir zu, sie vor aller Gefahr bewahren zu können?“

Es war Valeska einen Augenblick, als dränge alles Blut nach ihrem Herzen und sie fühlte ihre Wangen bleich werden; in der nächsten Secunde aber hatte sie sich gefaßt und blickte klar und ruhig zu dem Manne auf, der eben zu ihr gesprochen hatte. „Ja, Erich, Sie, und ich glaube Sie allein, sind im Stande, dies Herz zu schützen. Wenn Josephine von Ihnen geleitet und behütet wird, wird sie stark werden.“

„Ich danke Ihnen, Valeska!“ sagte Erich innig.

Es entstand eine Pause, denn Beide waren vollauf mit ihren Empfindungen beschäftigt. Valeska hatte das schöne Haupt auf die Hand gestützt und blickte wie träumend vor sich hin. Nach einer Weile sagte sie mit einer Stimme, die von einem leisen Zittern nicht frei war:

„Da kommt Josephine!“

In der That sah man das junge Mädchen den Laubweg dahereilen, welcher von der Seite auf das Wohnhaus zuführte, und schon aus einiger Entfernung konnte man bemerken, daß ihre Wangen erhitzt waren, ihre Augen aber in freudiger Erregung glänzten. Valeska war aufgestanden, um ihr einige Schritte entgegenzugehen und empfing ihren lieben, wilden Flüchtling mit freundlichen Vorwürfen über den raschen Lauf in der glühenden Mittagshitze.

„Aber um Gotteswillen, Kind, wie siehst du aus?“ fügte sie wirklich erschrocken hinzu, als sie Josephine näher betrachtete und wahrnahm, in welchem Zustande sie war. Ihr kostbares seidenes Kleid war beschmutzt und zerrissen, das Haar halb aufgelöst und verwirrt, kurz: die ganze Toilette in der größten Unordnung. „Es ist dir doch kein Unfall begegnet?“

„Nein, keinerlei Unfall!“ entgegnete Josephine lachend und erröthete doch zugleich darüber, daß auch Erich sie so sehen mußte, „aber ich habe ein paar Stunden lang Feldwirthschaft getrieben.“

Und dann erzählte sie, als sie sah, daß die Beiden sie verwundert anblickten: „Ich ging diesen Morgen früh aus und hatte meinen Weg durch den Wald aufs freie Feld genommen, du weißt, Valeska, nach jener Gegend hin, wo wir neulich den Arbeitern zusahen, die das Getreide schnitten. Das war nun eingefahren und man sah nur noch Stoppeln, zwischen denen einzelne Aehren lagen. Eine arme Frau sammelte sie auf und weil sie so bekümmert aussah, sprach ich mit ihr und erfuhr, daß sie daheim ein krankes Kind habe, das sie gern pflegen möchte, doch dürfe sie den Verdienst nicht im Stich lassen, sagte sie, da ihr der Verwalter erlaubt habe, hier die Aehren aufzulesen. Und da, Valeska, konnte ich doch die arme Frau unmöglich allein arbeiten lassen und selbst müßig herumlaufen. Ich ging also schnell dabei, ihr zu helfen, bis wir das ganze Feld abgesucht hatten, worauf sie sonst sicher den ganzen Tag zugebracht haben würde. Es war aber auch eine Freude zu sehen, was wir geschafft hatten: die arme Frau hat sicherlich auf

wei Wochen mit ihren Kindern Brot da-
on."

„Und dein schönes Kleid muß das be-
ahlen," sagte Valeska bedauernd.

„Das ist freilich hin," lachte Josephine,
indessen, das ließ sich nicht ändern."

„Aber fiel dir denn gar nicht ein, du
nbesonnenes Kind, daß es nur eines Wortes
egen mich oder den Verwalter von dir be-
urfte, um für die arme Frau ein paar
olle Garben zu erlangen, die ihr das
Sechsfache eingebracht hätten?"

„Nein, daran habe ich wirklich nicht ge-
acht," sagte Josephine betroffen. „Aber
ɪß nur gut sein," fügte sie, sich gleich wieder
lbst tröstend, hinzu: „ich glaube, das Brot,
elches die Frau sich mit eigenen Händen
esammelt hat, wird ihr doch noch besser
hmecken, als wenn sie es geschenkt bekom-
ɪen hätte. Ich kann wenigstens versichern,
aß ich heute mein Mittagsbrot mit ganz
usgezeichnetem Appetit verzehren werde,"
hloß sie in wieder aufgelebter fröhlichster
aune.

Valeska's und Erich's Augen begegneten
ch unwillkürlich; die seinigen leuchteten
ı einem freudigen Ausdruck und auch auf
rem ernsten, sanften Gesicht schwebte ein
ächeln. Dann begleitete sie die Freundin,
m ihr beim Wechsel der Kleider behülflich
ɪ sein und sich dann am Mittagstisch
ieder mit den Ihrigen zusammenzufinden.
ier war sie wie immer durch ihre milde,
ɪhige Heiterkeit und die liebenswürdige
üte, welche sie gegen Alle zeigte, die Seele
r Gesellschaft.

Vielleicht schlief Valeska in der Nacht,
elcher diesem Tage folgte, nicht ganz so
ɪhig wie sonst, aber als sie sich am Mor-
n von ihrem Lager erhob, blickte ihr
uge wieder so klar wie immer, und auch
s schärfste Auge vermochte keine Ver-
derung ihres Wesens wahrzunehmen,
nn es nicht etwa die war, daß sie
t noch größerer Sorge und Liebe ihre
ige Freundin umgab, daß sie ihre Sinne
ärfte, um in die Seele derselben ein-
dringen. Vielleicht waren Josephinen
e Regungen des eigenen Herzens nicht so
r, wie sie es in kurzer Zeit für Valeska
urden, und es lockte wohl ein Lächeln auf
e Lippen der Letzteren, wenn sie sah, wie
osephine manchmal halbängstlich dem Zu-
mmensein mit dem jungen Manne aus-
ich. Tief in ihrem Herzen wußte sie es:
ihr Herz gehörte ihm eigen wie ihr das
seine.

Von dem Augenblicke an, wo sie diese
Ueberzeugung gewonnen hatte, suchte sie
Erich Gelegenheit zu geben, sich zu erklären,
und glaubte ihren Zweck zu erreichen, als
sie in den nächsten Tagen einen von ihm
vorgeschlagenen Spaziergang nach einer
der schönen Partien des Fichtenauer Forstes
unter irgend einem Vorwand ablehnte, da
sie wußte, daß auch der General die jungen
Leute nicht begleiten würde. Diese traten
daher ihren Weg allein an und versprachen,
in einer Stunde wieder daheim zu sein.

Wie lang ward Valeska diese Stunde!
Sie wußte auch nicht, ob die Uhr inzwischen
einmal, oder ob sie zweimal geschlagen hatte,
als sie endlich das Paar zurückkommen sah,
wohl aber wußte sie, wie es mit demselben
stand, als Beide näher gekommen waren.
Hätte sie es nicht an Erich's glücklich-
strahlenden Zügen erkannt, so würde ihr
Josephinens Anblick das Geheimniß ver-
rathen haben. Das junge Mädchen erschien
ganz aufgelöst in Wonne und Rührung;
sie eilte Erich voraus, um sich in Valeska's
Arme zu werfen und halb schluchzend, halb
lachend zu ihr zu sagen:

„O, Valeska, du ahnst nicht, du weißt
nicht — — ich bin mit einem Male
grenzenlos glücklich geworden!"

Valeska drückte sie an ihr Herz und
sagte dann mit dem weichsten Ton ihrer
tiefen, schönen Stimme:

„Ich weiß Alles, mein Liebling, und
danke Gott, daß es so gekommen ist!"

Dann reichte sie Erich die Hand, welche
dieser mit Inbrunst an seine Lippen drückte,
indem er sagte:

„Valeska, Ihnen danken wir unser Glück:
ohne Sie hätten wir uns nimmer erkannt
und gefunden."

Sie antwortete nur mit einem ruhigen
Lächeln.

Ueberraschter, zugleich aber, wie es schien,
halb betroffen, zeigte sich der General, als
ihm Erich seine Verlobung mittheilte. Er
fuhr sich mit der Hand ein paar Mal durch
die Haare und murmelte etwas von ge-
störten Plänen und Combinationen, so daß
es Erich's freundlich mahnender Frage be-
durfte, ob ihm Josephine, die er sich in
diesem Augenblicke nicht als Josephine
Horstig, sondern bereits als Gattin des
Neffen denken solle, nicht als Nichte will-

kommen sei, um zu bewirken, daß er sich besann und Erich beide Hände entgegenstreckte. Und als dann in demselben Augenblicke Valeska mit dem jungen Mädchen hereintrat und die kleine, lieblich erröthende Braut dem Onkel in die Arme führte, umfaßte er sie gerührt und sagte, während ihm die Thränen in die Augen traten:

„Ja, die kleine Hexe: uns allen hat sie es angethan und mir altem Graukopf nicht am wenigsten! So sei's denn, wie's der liebe Gott haben will!"

Valeska wollte darauf bestehen, daß Josephinens Eltern sofort Kunde von dem Ereigniß erhalten sollten; sie fühlte sich persönlich ihnen gegenüber zu der Erklärung verpflichtet, wie Alles so rasch gekommen sei, damit nicht etwa der Verdacht aufkäme, daß ein überlegter Plan die beiden jungen Leute zusammengeführt habe.

Erich und Josephine dagegen waren anderer Meinung und namentlich die Letztere beschwor die Freundin förmlich, sie wenigstens noch ein paar Tage ihr Glück genießen zu lassen, ehe die Welt und selbst die Eltern eine Ahnung von demselben hätten.

„Weißt du, der schönste Schimmer ist dahin, wenn außer uns vieren noch Jemand in unserem Himmel wohnen will," sagte sie, und leiser, halb traurig sogar, setzte sie hinzu: „Ich glaube, die Eltern verstehen auch gar nicht, wie sich's in einem solchen Himmel lebt!"

Auch Erich bat Valeska dringend, wenigstens noch einige Tage hingehen zu lassen, ehe man das Geheimniß enthüllte.

„Ich möchte Josephine erst ganz und gar mein eigen nennen können," sagte er zu ihr. „Sie soll sich in mich, ich will mich in sie hineinleben, damit sie schon einen Boden gewonnen hat, bevor ich sie den Ihrigen noch auf eine Weile zurückgeben muß."

Der General trat dem Wunsch der Verlobten bei, indem er zu seiner Frau sagte: „Laß sie immerhin noch ein Weilchen ihres jungen Glücks froh werden! Die Alten werden schon früh genug dafür sorgen, daß es ihnen getrübt wird;" und ihren Einwand, daß bei alledem ein Unrecht gegen die Eltern darin läge, wenn man so gar nicht nach ihrem Willen frage, suchte er mit den Worten zu beschwichtigen:

„Was den Willen betrifft, so kannst du versichert sein, daß sie mit beiden Händen nach dieser Partie greifen werden! Glaubst du, daß ihnen so leicht ein solcher Schwiegersohn wiederkommen würde und daß sie sich selbst dies anders sagten? Daß Erich ein vortrefflicher Mensch ist, wird allerdings bei Horstigs wohl erst als Argument Nr. 3 gelten, während Nr. 2 schon seine Liebenswürdigkeit ist, die den Alten ja bereits schon ganz und gar gewonnen hat, wie ich mir denn auch denke, daß ihm die Mutter wegen seines vornehmen Wesens vergeben wird, daß er nicht direct von Adel ist; vor Allem aber schlägt Nr. 1 durch — und das ist sein ansehnliches Vermögen, das ohne Zweifel als conditio sine qua non bei der Wahl eines Schwiegersohns angesehen werden wird, denn man weiß nur zu gut, daß Horstig durch eigenen Leichtsinn und durch die sinnlose Verschwendung seiner Frau nahezu ruinirt ist."

Valeska sah sich hiermit von allen Seiten überstimmt, und obwohl sie ein leises Mißbehagen nicht ganz überwinden konnte, mußte sie es doch geschehen lassen, daß die Verlobung noch für ein paar Tage geheim gehalten wurde. — Und welch' eine Fülle von Glück und Seligkeit brachten diese Tage über die Verlobten! Wie entzückte es Erich, täglich und stündlich in der Seele des jungen Mädchens zu lesen, die vor ihm aufgeschlagen lag wie ein offenes Buch! Es war ihm immer, als umspiele ihn ein warmer, weicher Hauch, wenn sich ihr Gemüth mit seiner kindlichen Harmlosigkeit und Reinheit vor ihm aufthat. Und Josephine! Wo war Alles geblieben, was die Welt und wohl auch die Freunde an ihr getadelt hatten? War in ihrer demüthigen Hingebung an den Geliebten noch eine Spur von dem früheren mädchenhaften Trotz und der launenvollen Stimmung zu erkennen? Die Liebe schien mit einem Male alle Widersprüche ihrer Natur harmonisch ausgeglichen zu haben! Wenn Valeska sie sah, so strahlend, so selig und wieder so weich und so bewegt, wiederholte sie wohl leise die Worte, die sie damals zu Josephinen selbst gesagt hatte: „Ich danke Gott dafür, daß Alles so gekommen ist!" und ihr Auge blickte dabei klar und freudig.

Einmal — es war gegen Sonnenuntergang — saß Valeska auf der vor ihrem Wohnzimmer befindlichen Terrasse, wäh-

end Erich und Josephine unsern davon
ı einer Laube des Gartens Platz ge-
ommen und dort lange in glückseliger
wiesprache verweilt hatten. Sie dagegen
atte gelesen; das Buch lag noch in ihrem
Schoße und sie blickte nachdenkend vor sich
:n, als sich plötzlich leichte Schritte neben
r hören ließen und zwei weiche Arme sie
chmeichelnd umfingen:

„Valeska, denke doch jetzt daran, was
ich wir fühlten," rief Josephine, „daß wir
rei zusammengehören, und laß das lang-
eilige Lesen, das gar nicht für den köst-
hen Abend paßt!"

Valeska ließ es lächelnd geschehen, daß
sephine das Buch von ihrem Schoße
hm und es aufschlug, wobei sie voll ko-
schen Entsetzens in die Worte ausbrach:
„Ist's möglich? nicht einmal Geibel
er Lenau — die ließe ich mir noch ge-
len — nein, nüchterne Prosa ist's, was
liesest! und noch dazu — laß sehen!
wahrhaftig: ‚Culturstudien von Riehl!'
Solch' ein Buch würde ich im Leben
ht anrühren! Und dies Kapitel gar:
mancipation von den Frauen!' — Wie
setzlich ungalant. Valeska, vergieb es
h nicht deiner Würde, dies abscheuliche
ch zu lesen!"

Valeska lachte; dann aber sagte sie
ster:

„Der Verfasser meint es gar nicht so
imm mit uns, wie du glaubst. Er macht
s vielmehr Zugeständnisse, wie es die
sten unserer Verehrer nicht thun, indem
uns etwas zu haben erlaubt, ja sogar
uns fordert, was die Männer vielfach
sich allein in Anspruch nehmen."

,Und das ist? — du machst mich neu-
ig, Valeska!"

Charakter, Josephine!"

„O, Charakter! den laß immerhin den
nnern, Valeska! Es ist so schwer, sich
s Grundsätze zu bilden und sich an diese
unden zu wissen! Für die Männer ist's
n ein Anderes: sie müssen wollen und
deln können!"

,Und was sollen wir denn, Josephine?"
Lieben, Valeska; lieben und wieder
:n! Sieh', ich liebe dich und liebe
h: das ist mein ganzer Charakter!"

Dabei umschlang sie die Freundin und
te mit leuchtenden Augen Erich ent-
n, der jetzt gleichfalls seinen Sitz ver-
n hatte und auf die Terrasse zuschritt.

„Glückselig das Herz, welchem das Leben
eine solche Stütze in seiner Liebe giebt!"
sagte Valeska vor sich hin. „Ob es aber
dennoch nimmer wanken wird, wenn Stürme
es heimsuchen und das weiche Gefüge zu
zerreißen drohen?!" — —

Sie vollendete ihr Selbstgespräch nicht,
denn ihre Augen folgten Josephinen, die
sich zärtlich an den geliebten Mann ge-
schmiegt hatte. Er drückte ihr Haupt an
seine Brust, als ob er es dort schützen und
schirmen wollte, und blickte dann hinüber zu
Valeska, deren hohe Gestalt aufrecht auf
der Terrasse stand. Die Strahlen der
untergehenden Sonne fielen auf sie und ihr
weißes Gewand und umgaben sie mit einer
goldenen Glorie, während die ruhig-edlen
Züge des schönen Angesichts wie verklärt
erschienen. Er blieb stehen und es währte
einige Momente, ehe er seine Augen wieder
von ihr abzuwenden vermochte; als er
dann aber näher getreten war, ergriff er
unwillkürlich ihre Hand und küßte sie ehr-
fürchtig.

Die von Valeska den Liebenden gestattete
Frist war abgelaufen, und diese erkannten
nun selbst die Nothwendigkeit, sich den
Eltern zu entdecken, um deren Einwilligung
zu erhalten. Erich schrieb deshalb an
Horstig und hielt bei ihm in aller Form
um die Hand seiner Tochter an; zugleich
setzte Valeska die Mutter von dem Vor-
gefallenen in Kenntniß, wobei sie mit feiner
Hand die Vorzüge Erich's hervorzuheben
wußte, um sie günstig für ihn zu stimmen,
während Josephine in einer Einlage die
Eltern um ihren Segen bat, welcher das
Einzige sei, was noch zu ihrem Glücke
fehle.

Die Antwort traf unverzüglich ein und
wenn sie auch durch den Ton nicht anzu-
sprechen vermochte, vielmehr erkaltend auf
die Gemüther wirkte, so enthielt sie doch
die Einwilligung zu der Verlobung, zu-
gleich aber von Seiten der Mutter die
Nachricht, daß sie mit dem Vater in den
nächsten Tagen selbst auf Fichtenau ein-
treffen würde, um Josephine von dort ab-
zuholen, da unter den „obwaltenden Um-
ständen" deren Rückkehr in das elterliche
Haus am passendsten gefunden werden
dürfte. — Horstig schrieb in seiner ge-
wohnten leichten Weise, gratulirte sich noch
nachträglich zu der vorjährigen Tiroler
Reise, wo er in der Alpenwelt sich einen

Schwiegersohn „entdeckt" habe und wünschte Josephinen, daß Erich sich auf der jetzt anzutretenden Lebensreise als ein ebenso gefälliger und heiterer Begleiter erweisen möge, als er selbst an ihm gefunden; Alles in scherzhaftem Ton gehalten, ohne Anklänge von tieferem Gefühl und väterlicher Rührung bei der Verlobung der einzigen Tochter.

Josephine hielt die Briefe in ihrem Schoße und blickte mit einem trüben Ausdruck auf sie nieder. Erich nahm denselben wahr und fragte:

„Fehlt meiner Josephine etwas?"

„O Erich, ich möchte überall Liebe geben und finden, möchte sie mit der ganzen Welt austauschen, seit ich so glücklich bin, und nun" — — sie vollendete nicht, er aber verstand sie, lehnte ihr Haupt an seine Brust und sagte weich:

„Laß hier deine Welt sein, Josephine!"

Sie umschlang den Geliebten und rief: „Was ist mir auch Alles, Alles sonst, nun ich dich habe?! Ich glaube, ich könnte das ganze übrige Leben um dich verlassen und vergessen!"

Genau zu der angegebenen Zeit trafen Horstigs auf dem Gute ein und wurden von dem General und Valeska aufs artigste empfangen. Josephine warf sich den Eltern in die Arme, empfing aber von dem Vater nur neckende und scherzende Worte, mit denen auch Erich begrüßt wurde, und von der Mutter genau das Maß von Zärtlichkeit und Umarmungen, welches sie mit den Formen des guten Tons in Uebereinstimmung hielt. Den Bräutigam begrüßte sie dagegen etwa in der Art, wie sie einem Gaste das Willkommen bot, dem sie das Recht eingeräumt hatte, in ihren Salon zu treten, ohne daß ihr seine Gesellschaft besonders angenehm gewesen wäre — nach allen Regeln der Höflichkeit, aber kühl. „Ich finde es unverständig und tactlos, sich gegen Verhältnisse aufzulehnen, an denen unser Wille nichts mehr ändern kann, wie sie sich ja auch ohne ihn gefügt haben!" das war die einzige Aeußerung, die sie gegen Valeska über die Verlobung that, und sie schnitt damit jede Besprechung des Schicksals, des Glücks ihrer Tochter ab.

Es war übrigens schwer, der Liebenswürdigkeit, welche Valeska als Wirthin zeigte und mit der sie überall versöhnend und vermittelnd eingriff, zu widerstehen, und so kam es denn, daß dies erste Zusammensein mit den Eltern keine herben Conflicte hervorrief, sondern mindestens äußerlich freundlich verlief. Nur in Josephinen vermochte sie die frühere strahlende Heiterkeit nicht wieder zu erwecken, es war, als sei sie in einem seltsamen Bann befangen, der alle Aeußerungen ihres thaufrischen Glücks dämpfte und sie sich nur schüchtern und leise zwischen Erich und den Eltern bewegen ließ.

Unter heißen Thränen nahm sie am anderen Tage von Valeska Abschied, um mit den Eltern nach der Stadt zurückzukehren.

„Es ist mir, als sei nun mein schönster Tag zu Ende, und es ist mir so eigen und schwül zu Muthe, als wäre ein Gewitter im Anzuge und ich müsse dies in namenloser Angst allein bestehen!" sagte sie.

„Bist du denn allein, Josephine?" fragte Valeska mit sanftem Vorwurf und einem Blick auf Erich, der in einiger Entfernung stand.

„O nein, Valeska, du hast recht: ich bin nicht mehr allein!" rief Josephine in wiederkehrender Freudigkeit. „Es war thöricht und undankbar, dies nur einen Augenblick zu vergessen!"

Eine eigene wehmuthsvolle Ruhe kam über Valeska, als der Wagen mit den Gästen davongerollt war. Wohl hatte sie einen Augenblick die Hand unwillkürlich gegen das Herz gepreßt, aber schon im nächsten richteten sich ihre Blicke mit einem leuchtenden Ausdruck nach oben und ein Lächeln des Friedens glitt über ihre schönen Züge. — Müßigen Träumereien hatte sie sich nie überlassen, jetzt aber war der Eifer, mit dem sie sich dem Wirken und Schaffen hingab, ein doppelter und jede Stunde, welche nicht von ihrer Hauptaufgabe, der Pflege und Unterhaltung ihres Gemahls, erfüllt war, widmete sie der Sorge für die Angehörigen des Guts, auf dem Verbesserungen und Einrichtungen der mannigfaltigsten Art getroffen wurden. Alle aber legten Zeugniß ab von ihrem praktischen Sinn, ihrer verständigen Einsicht, wie von der Güte ihres Herzens, und es war daher kein Wunder, daß in dem ganzen Umkreise ihrer Wirksamkeit ihr Name bald nur noch mit Verehrung und Liebe ausgesprochen wurde.

Leider aber sollte diese Zeit, die sie selbst

eine schöne nannte, da sie ihrer Seele Beruhigung und Erhebung gebracht hatte, eine unerwartete Unterbrechung erfahren, denn der General erkrankte plötzlich in nicht unbedenklicher Weise, so daß Valeska sich noch vor dem festgesetzten Termin und ehe der Sommer mit seinen schönen Tagen Abschied genommen hatte, genöthigt sah, nach der Stadt zurückzukehren, um stets ärztliche Hülfe bei der Hand zu haben. — Der Kranke erholte sich allerdings bald wieder, doch schien sein Zustand dem Arzte immer noch Besorgnisse einzuflößen, denn er bestand darauf, daß noch trotz der vorgerückten Jahreszeit eine Badereise unternommen würde, und schlug Baden-Baden als den geeignetsten Ort vor. So rüstete man sich denn in der Halden'schen Wohnung kurze Zeit nach der Rückkehr schon wieder zu einer neuen Abwesenheit und die Vorbereitungen nahmen Valeska zu sehr in Anspruch, als daß der Verkehr mit Josephinen ein anderer als flüchtiger und oberflächlicher hätte sein können. Dennoch war es der älteren Freundin nicht entgangen, daß die Letztere nicht mehr ganz dieselbe war wie auf Fichtenau, ohne daß sie sich gerade sagen konnte, in welcher Weise sie das junge Mädchen verändert fand, denn wie Josephine ihr selbst die alte Herzlichkeit bewies, so sprach sie mit begeisterter Liebe von Erich, mit Entzücken von seinem bevorstehenden Besuch. Und daß sie daneben mit einer gewissen kindlichen Pietät der Eltern, namentlich der Mutter, gedachte und erwähnte, daß sie sich den Anordnungen und Wünschen derselben soviel als möglich in dieser letzten Zeit des Beisammenseins unterordne, durfte Valeska ja kaum anders als gerechtfertigt finden — und doch konnte sie sich eines gewissen bangen Gefühls bei diesen Aeußerungen nicht erwehren. Nicht ohne eine ihr sonst fremde Hast fragte sie:

„Ist schon der Zeitpunkt deiner Verbindung mit Erich fest bestimmt, Josephine?"

Das junge Mädchen erröthete in lieblicher Freude und Verschämtheit, als es erwiederte:

„Erich drängt fast ungestüm auf ihre Beschleunigung und so hat die Mama denn nachgegeben, daß sie noch im Herbst stattfinden soll. Aber keinenfalls vor deiner Rückkehr," setzte sie eifrig hinzu, „denn nur du, Valeska, darfst mir den Kranz aufs Haupt setzen!"

„Und mit welcher Herzensfreude werde ich meine Josephine für ihren schönsten Lebenstag krönen!" sagte Valeska innig und küßte das junge Mädchen zum Abschied. —

Während Valeska sich in Baden-Baden der sorgsamsten Pflege des Generals widmete und wenig an der Gesellschaft des noch sehr besuchten Curorts theilnahm, lebte Josephine daheim in dem buntesten Treiben, das hauptsächlich durch ihre Mutter gepflegt ward. Die Neigung der Commerzienräthin für prunkende Festlichkeiten war dadurch gesteigert worden, daß ein junger Verwandter von ihr, Eugen von Lessen, den sie bisher wenig gekannt hatte, als Forstjunker nach der Stadt gekommen war, und sich sofort als Vetter bei den Horstigs eingeführt hatte. Was war natürlicher, als daß ihm dafür die splendidesten Feste gegeben wurden, denn außer dem vornehmen Namen brachte er die Empfehlung mit, daß er hübsch, liebenswürdig und sehr reich war. Daß er die Dame des Hauses ma chère tante nannte, entzückte dieselbe und rief in ihr alle Erinnerungen an frühere Zeiten, als sie noch inmitten ihrer vornehmen Verwandtschaft gelebt hatte, wieder wach. Sie konnte nicht müde werden, Josephinen mit den adeligen Namen, an die sich ebenso adelige Formen knüpften, zu unterhalten, und unterließ dabei nicht, die Tochter zu bedauern, daß ihr diese Welt, die denn doch eine ganz andere sei als die Umgebung, welche ihr zu Theil geworden, fremd geblieben. — Josephine fühlte einen Stich im Herzen, denn sie wußte, daß in den Bemerkungen der Mutter eine Andeutung auf Erich lag, der es entweder nicht verstand, sich den von ihr so hoch gehaltenen Formen der Gesellschaft unterzuordnen, oder dies grundsätzlich verschmähte. — Sie wagte nicht, ihn anzuklagen, daß er sich die Gunst der Mutter nicht zu erringen suchte, aber es machte sie im stillen oft unglücklich, wenn sie sah, in wie hohem Grade sich dieselbe dem Vetter zuwandte, dessen ewig heitere, frische Laune allerdings in großem Contrast zu Erich's ernstem, gehaltenem Wesen stand.

„Wie wird es erst werden, wenn Beide zusammen sind, und die Mutter beständig den Vergleich vor Augen hat?" mußte sie

sich fragen und dann dachte sie mit einem geheimen Bangen an den Besuch, der sie bisher mit so seliger Freude erfüllt hatte.

Eugen dagegen ließ sich alle ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten gern gefallen. Heiter und lebenslustig wie er war, begegnete er Horstig mit gleichem Humor in der Unterhaltung, sagte der Tante halb ernst, halb scherzhaft gemeinte Complimente über ihr unvergleichliches savoir vivre und machte der Tochter in ziemlich ungenirter Weise den Hof. Ja, er machte bald gar kein Hehl daraus — und am wenigsten der Commerzienräthin gegenüber — daß er aufrichtig in seine schöne Cousine verliebt sei.

„Es ist zum Verzweifeln," rief er aus, „daß ich nicht ein halbes Jahr früher hierher gekommen bin. Himmel und Hölle hätte ich in Bewegung gesetzt um Josephinens willen, und — wetten Sie so hoch Sie wollen — ich wäre jetzt in Waldheim's Stelle!"

Die Tante hatte ihm für seine kecken Worte allerdings einen Schlag mit dem Fächer gegeben, gezürnt aber hatte sie nicht ihm, sondern — dem Schicksal und vielleicht auch Erich selbst, der es gewagt, die Hand nach einem Mädchen auszustrecken, welches einem Eugen von Lessen begehrenswerth erschien!

Endlich kündigte ein Brief Erich's sein Kommen für den nächsten Tag an und von dem Augenblick an war jedes Fürchten und Bangen, jeder andere Gedanke als an den Geliebten aus Josephinens Herzen verschwunden. Sie war wieder die glückliche Braut, die sie in den seligen Tagen auf Fichtenau gewesen war, und als solche flog sie Erich entgegen, als derselbe in das Haus ihrer Eltern trat. Er drückte sie mit inniger Zärtlichkeit an seine Brust und in seinen glänzenden Blicken konnte sie lesen, was er selbst bei diesem Wiedersehen empfand. — Als er dann aber die Mutter begrüßte, als sie ihm mit eisiger Höflichkeit entgegentrat und sich dann gleich wieder mit ausgesuchter Freundlichkeit an Lessen wandte, der fast in demselben Augenblick dazugekommen war, gerade als wolle sie den Unterschied der Behandlung absichtlich hervorheben — da war es um Josephinens heitere Freude gethan, sie verlor alle Unbefangenheit und ihr Wesen erhielt etwas Gedrücktes, das ihrer ganzen Umgebung auffallen mußte.

Zu dem Vater stand Erich allerdings in dem früheren freundlichen, wenn auch oberflächlichen Verhältniß, dagegen wollten sich mit dem Vetter nicht so schnell nähere Beziehungen anknüpfen lassen, da die Naturen der beiden Männer sich nicht anzogen. Namentlich aber konnte dem ernsten Erich das Verhältniß des jungen Mannes zu Josephinen nicht behagen. Letztere hatte bisher ein ganz harmloses Vergnügen an den Aufmerksamkeiten des Cousins gehabt und sich seine Galanterien und seine Scherze und Neckereien gern gefallen lassen, da sie von jeher an einen ähnlichen Ton innerhalb der Herrenwelt gewöhnt war. Daß sie jetzt Braut war, änderte bei ihr die Sache kaum, weil im Grunde diese ganze Art und Weise der Unterhaltung sie stets nur ganz oberflächlich berührt hatte; ja, vielleicht ging sie nur desto unbefangener auf dieselbe ein, seit sie auf einem anderen, sicheren Boden stand. Erich dagegen dachte anders; ihn verletzte es, daß seine Braut noch Sinn für Tändeleien mit anderen Männern hatte, wie es ihn denn auch unmuthig machte, daß sie ihm zu Liebe nicht überhaupt auf die Freuden der großen Welt verzichtete, da sie wußte, daß er durchaus keinen Sinn für dieselben hatte. Er ließ seine Verstimmung manchmal nicht undeutlich merken und erbitterte dadurch zunächst Eugen, der ihn zuerst bei sich, dann aber auch laut einen trockenen, kalten Pedanten schalt, der es gar nicht werth sei, daß ihm ein so holdes, reizendes Geschöpf wie Josephine die Hand reiche. Gegen die Tante ließ er sich einmal zu der Aeußerung hinreißen:

„Es ist offenbar: sie fühlt selbst, wie wenig Waldheim zu ihr paßt! Sehen Sie nicht, daß sie eine ganz Andere geworden ist seit seiner Ankunft?"

Diesmal ertheilte die Commerzienräthin dem unberufenen Sprecher keinen auch noch so leisen Schlag mit dem Fächer, sondern sagte in herbem Tone:

„Ich sehe, was ich sehe, und wage, meinen Theil zu hoffen! Gottlob, daß ich noch Josephinens Mutter bin!"

Erich unterließ es nicht, Josephinen manchmal ein leise warnendes Wort zu sagen, um sie der gewohnten Weise des Verkehrs zu entziehen. Zuerst suchte sie dasselbe hinwegzuscherzen, darauf aber fing sie an, empfindlich zu werden; wenn er sie

dann — was ihm bisher nie schwer geworden war — wieder versöhnt und sogar für seine Anschauung gewonnen hatte, wenn sie versuchte, ihr Verhalten ganz nach seinem Sinne einzurichten, so reizte sie wiederum die Unzufriedenheit ihrer Mutter, welche entschieden das Verlangen an sie stellte, sich so lange den Eltern untergeben zu fühlen, bis Erich ein wirkliches Recht an sie habe.

„Du vergiebst dir etwas, wenn du dich so sklavisch seinem Willen unterordnest!" sagte sie. Josephine fand auch der Mutter gegenüber nicht den Muth des Widerspruchs — noch weniger den eines kräftigen Auftretens, und das Ende blieb, daß sie sich nach beiden Seiten hin unfrei und unglücklich fühlte. Es war ihr darum manchmal eine Wohlthat, wenn sie sich an des Vetters sprudelnder Laune erholen konnte und — ein Kind des Augenblicks, wie sie war — konnte sie oft alle trüben Empfindungen vergessen, wenn er sie mit seinen scherzenden und lebhaften Einfällen unterhielt. Erich's Stirn dagegen faltete sich nicht selten im Unmuth zusammen, wenn er sie kurz nach einer der erwähnten und kaum geschlichteten Mißhelligkeiten in der fröhlichsten Laune fand und Zeuge ihrer Neckereien mit dem Vetter war. Ihr entging seine Verstimmung nicht und wenn sie sich im Grunde auch noch so gern und tief vor ihm demüthigte, regte sich in solchen Momenten doch wohl Uebermuth und weibliche Eitelkeit in ihr und reizten sie, ihn ein klein wenig ihre Macht fühlen zu lassen. Sie wählte aber dazu das unglücklichste Mittel, indem sie ihre früheren kleinen Coketterien wieder aufnahm und durch allerlei an sich unschuldige Vertraulichkeiten, die sie Lessen erwies und gestattete, Erich's Eifersucht zu erwecken suchte. Nun war aber von allen weiblichen Fehlern und Schwächen Erich kaum eine so unerträglich wie die Coketterie, welche er geradezu für ein Aufgeben aller Würde erklärte, und so erbitterte ihn denn ihr unbedachtes Spiel oft dermaßen, daß es schon verschiedentlich zu ernsten Scenen zwischen ihnen gekommen war; doch hatten dieselben freilich noch immer mit seinem vollständigen Siege und ihrer weichsten Reue geendigt.

Es sollte in dieser Zeit ein großes, von der städtischen Casinogesellschaft veranstaltetes Maskenfest gefeiert werden, an welchem sich die ganze Elite der vornehmen Welt betheiligen wollte.

Seit lange schon war es ein Gegenstand großer Vorbereitungen und eben so großer Hoffnungen für alle Vergnügungslustigen gewesen, und wer unter den Letzteren in erster Reihe stand, war die Commerzienräthin Horstig. Sie hatte mit viel Mühe und Geschmack reizende Anzüge für sich und die Tochter beschafft und glaubte auf einen Triumph über alle Nebenbuhlerinnen an dem festlichen Abend rechnen zu können. Für sich selbst hatte sie das Costüm der Marquise Pompadour gewählt; Josephine dagegen sollte als Titania erscheinen und dem Forstjunker war gestattet worden, diese als Oberon zu begleiten; „denn der ernste Herr Bräutigam," hatte die Mutter gemeint, „wird sich doch allerhöchstens zu einem Domino herbeilassen."

Es war wohl einmal in Erich's Gegenwart von der bevorstehenden Festlichkeit die Rede gewesen, doch hatte er anscheinend nicht Acht darauf gegeben und Josephine, der seine Abneigung gegen ein derartiges buntes Treiben bekannt war, scheute es, mit ihm darüber zu sprechen; so waren ihm denn alle getroffenen Vorbereitungen verborgen geblieben.

An dem Nachmittag des für die Feier bestimmten Tages kam er wie gewöhnlich zu seiner Braut und wurde von der Mutter mit den Worten angeredet:

„Nun, lieber Waldheim, sind Sie denn schon eingerichtet, an der heutigen Lustbarkeit mit uns Theil zu nehmen? Mein Mann hat Karten für uns alle besorgt."

„Sie meinen doch nicht das Maskenfest, das, wie ich höre, heute stattfinden soll?" fragte Erich.

„Ei freilich!" entgegnete sie; „es ist ja der große Hebel, welcher alle Gemüther in Bewegung setzt."

„Da bedaure ich es allerdings, wenn Sie auf mich gerechnet haben," war seine ruhige Erwiederung, „denn das Maskenfest werde ich nicht besuchen."

„Wie, Sie wollten Josephinen nicht begleiten, und wissen doch, daß ihr Vergnügen dann nur ein halbes sein wird?" sagte sie mit merklicher Empfindlichkeit.

„Wird denn Josephine heute wirklich zum Maskenball gehen?" fragte Erich mit einem zweifelnden Blick auf seine Braut, die verlegen zugehört hatte und nun ant-

worten wollte, als die Mutter ihr mit den Worten zuvorkam:

„Nun, das ist denn doch wohl selbstverständlich! So viel Rücksicht ist sie der Gesellschaft und namentlich auch den Eltern schuldig, auf deren Betheiligung an dem Fest gerechnet wird."

„In der That, lieber Erich, ich dachte — ich hoffte, daß auch du —" stotterte Josephine.

„Doch wohl nicht, daß ich an dem Maskenscherz theilnehmen würde, Josephine?" sagte er ernst. „Erinnerst du dich nicht, daß heute, wie ich dir noch erst kürzlich erzählt habe, der Todestag meiner Mutter ist?"

„O vergieb, ich hatte dies ganz vergessen!" rief sie betroffen.

„Vergessen!" wiederholte er mit einem leisen Anfluge von Bitterkeit. „Nun, ich natürlich kann den Tag nicht vergessen, der mir die herrliche, über Alles geliebte Mutter von der Seite nahm."

„Und wie lange ist's, daß sie starb?" forschte die Commerzienräthin.

„Es sind heute drei Jahre," sagte Erich bewegt.

„Nun, lieber Waldheim, da macht es ja dem Herzen des Sohnes alle Ehre, wenn Sie den Tag schmerzlichen Erinnerungen widmen wollen, aber von Josephinen werden Sie doch keine ähnlichen Empfindungen erwarten können, da sie die Verstorbene nicht einmal gekannt hat. Wäre gerade heute der Todestag zum ersten Male wiedergekehrt, würde ich es selbst nicht passend gefunden haben, daß Ihre Braut an der Lustbarkeit theilnähme, so aber muß doch auch das difficilste Bedenken schweigen und Sie dürfen überzeugt sein, daß Niemand die geringste Unschicklichkeit darin erblicken wird, wenn Josephine unter dem Schutze der Eltern einige Stunden lang das Vergnügen genießt!"

„Josephine hat allerdings freie Hand, sich ihr Vergnügen zu wählen," entgegnete Erich kalt; „ich mache ihr durchaus keine Vorschriften."

„O, so will ich doch lieber nicht mitgehen!" sagte Josephine. „Es ist dir gewiß angenehmer, wenn ich zu Hause bleibe, Erich?"

„Und die Quadrille, zu der du engagirt bist?" fragte die Mutter gereizt, „und die ohne dich nicht würde zu Stande kommen können? Du vergißt, mein Kind, daß uns auch die Gesellschaft Pflichten auferlegt und daß man es dir mit Recht übel nehmen würde, wenn durch dein — ich muß es sagen, unmotivirtes Zurückziehen Verlegenheiten entstehen sollten!"

Josephine blickte ihren Verlobten an, als erwarte sie von ihm eine Entscheidung; er schwieg aber und schien ihr absichtlich den Entschluß allein überlassen zu wollen.

„Wirst du mir böse sein, Erich, wenn ich für heute der Mutter folge, da sie es so sehr wünscht?" fragte sie, indem sie auf ihn zutrat und seine Hand faßte.

„Nein, Josephine, ich kann nie böse auf dich sein," sagte er weich. „Thue nur jetzt, wozu dein Herz dich treibt!"

Sie deutete seine Worte, als wenn sie sich dem Willen der Mutter fügen solle, und sprach gegen diese mit einem halben Seufzer ihre Bereitwilligkeit aus, mitzugehen, ein Entschluß, der von Frau Horstig mit triumphirendem Lächeln aufgenommen wurde; Erich dagegen schwieg.

„Und wie wirst du nun den Abend hinbringen, Lieber?" fragte sie noch zärtlich.

„Ich habe Briefe zu schreiben, Josephine; zunächst an den Onkel, dem ich Nachrichten von uns versprochen habe. Das Schreiben ist auch bereits angefangen und ich habe es mitgebracht, weil ich mir dachte, du würdest mir vielleicht Aufträge für Valeska zu ertheilen haben."

„O bitte, dann bleibe, während ich mich ankleide, in meinem Cabinet, Erich! Du machst deinen Brief, ich bringe meine Toilette fertig, und dann erscheine ich als Fee und schreibe wohl selbst noch ein paar Worte als Geistergruß an meine theure Valeska!"

Er ging auf ihren Vorschlag ein, und so trennten sich die Verlobten, um an ihre verschiedenen Beschäftigungen zu gehen.

Erich hatte die Feder bereits eine Weile ruhen lassen und war in ernstes Sinnen versunken. Er dachte an die verklärte Mutter, die ihm immer als das Ideal aller weiblichen Tugenden erschienen war, an die tiefe, weiche Liebe, mit der sie ihn, den einzigen Sohn, umfaßt hatte, und an seinen namenlosen Schmerz, als er heute vor drei Jahren die guten, treuen Augen zugedrückt hatte. — Die Wehmuth übermannte ihn und er fühlte seine Wimpern feucht werden — da weckten ihn plötzlich Geräusch und lachende Stimmen aus seiner

Versunkenheit: die Thür ging auf und herein schritt eine seltsame, phantastisch geputzte Gruppe. Voran Pantalon unter grotesk-komischen Bewegungen — Horstig hatte sich diese Rolle nicht nehmen lassen — den Stab in der Hand schwingend, und an seinem Arm, im blendendsten Schmuck von Steinen und Perlen, in der prachtvollen Tracht der Hofkreise unter Ludwig XV., die Commerzienräthin als Marquise von Pompadour. Ihre imposante Gestalt paßte vortrefflich zu der Rolle, und als sie sich erst von dem Arme ihres Gemahls und damit von der in diesem Augenblick allerdings sehr unpassend erscheinenden Verbindung frei gemacht hatte, wußte sie sich so ausgezeichnet in dem angenommenen Charakter zu bewegen, als wenn sie das Ceremoniel der damaligen Pariser Welt auf das sorgfältigste studirt hätte.

Erich's Blicke glitten von ihr ab auf das zweite Paar: Titania, von Oberon geführt. Das Costüm des Feenkönigs hob die schlanke Figur des Forstjunkers höchst vortheilhaft hervor und machte ihn zu keinem unwürdigen Begleiter des zauberhaften Wesens an seiner Seite. Ja, zauberhaft war Josephine in ihrem Gewande von Silbergaze, das wie eine leichte, luftige Wolke die zarten Glieder umfloß und überall mit Rosen bedeckt war. Rosen hafteten an ihrem Saum und Rosen schlangen sich um das Diadem, welches auf dem lieblichen Köpfchen thronte. — — Oberon führte die reizende Erscheinung auf Erich zu und sagte:

„Nun, Sie beneidenswerther Sterblicher, den die Huld dieser Feenkönigin beglückt, wo bleiben Ihre fünf Sinne? Ich behaupte, man verdient zu Zettel, dem Weber, zu werden, wenn man sie noch zusammenhalten kann!"

Josephine hatte sich zärtlich an den Verlobten geschmiegt, ohne der Rosen zu achten, die an ihrem Gewande dabei zerdrückt wurden. Er blickte mit einem innigen Ausdruck auf ihr liebliches Gesicht, mit einem Lächeln in ihre glänzenden Augen — ja, sie war auch für ihn zauberhaft! — Und doch, und doch: er hätte einen Tropfen seines Herzblutes dafür hingeben mögen, wenn sie jetzt im prunklosen Hauskleide an seiner Seite geblieben wäre!

Die Stimme der Mutter mahnte jetzt zum Aufbruch: der Wagen war vorgefahren.

So trennte man sich denn von Erich, der in sein Hotel zurückkehrte, indem er den Brief mit sich nahm, dem er nun noch selbst die Schlußworte hinzufügen wollte, da es für Josephine zu spät geworden war.

Von seinem Fenster aus konnte er das Haus sehen, in welchem die Festlichkeit stattfand. Der Glanz der Kerzen leuchtete zu ihm herüber und sein Ohr fing einzelne Töne der rauschenden Tanzmusik auf. Es ergriff ihn ein unsäglich bitteres Gefühl, wenn er daran dachte, daß Diejenigen, welche er seine Familie nennen sollte — und unter ihnen das Wesen, welches ihm das nächste und theuerste auf der Welt war — sich in den wirbelnden Strom des Vergnügens tauchten, während er hier in dem einsamen Zimmer den Erinnerungen an das, was das Leben ihm schon genommen hatte, nachhing. Sein Herz war von Widerwillen erfüllt vor dem ganzen leeren und hohlen Treiben der Gesellschaft, welcher im Hause seines Schwiegervaters gleich einem Götzen gehuldigt wurde.

„Und diese Marquise Pompadour, welche dies ganze Scheinleben verkörpert, dieser Pantalon in grauen Haaren — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Ekel wäre!" rief er aus. „O Josephine, Josephine, aus wie viel Schutt und Moder muß ich dich erretten, um dich zu einem reinen Dasein zu leiten! Und ob ich dich je ganz erretten werde? Ob das Herz nicht schon angesteckt ist von dem Gift der Fäulniß, das es unfähig macht, die ideale Höhe zu erreichen, zu welcher ich dich emporheben möchte?" — —

Er blickte trübe vor sich hin. Nach einer Weile aber fuhr er mit der Hand über die Stirn und griff dann wieder zur Feder, um an Valeska die Grüße der Freundin zu bestellen. Valeska! Ihr edles, reines Bild tauchte vor seiner Seele auf! Er sah sie wieder wie einst auf der Terrasse stehen, als sie von den Strahlen der scheidenden Sonne angeglüht war, als ihr Anblick ihn zu bewundernder Verehrung hingerissen hatte — und ein schmerzlicher Seufzer zuckte durch seine Seele. Dann aber lebte die ganze schöne Zeit von Fichtenau wieder in ihm auf und neben dem Bilde Valeska's trat das ihrer jungen Freundin hervor, wie sie sich damals in ihrem ganzen Liebreiz vor ihm entfaltet und wie er sie sich genommen hatte fürs

Leben. Ein Theil der Seligkeit jener Tage kam aufs neue über ihn: Josephine stand wieder vor ihm in ihrer kindlichen Holdseligkeit und wieder gelobte er sich, daß er sie wie ein Kind an sein Herz nehmen und sie dort schirmen und schützen wolle vor allen unreinen Gewalten.

Josephine hatte nicht das erwartete Vergnügen auf dem Balle gefunden. Der Gedanke an Erich drückte sie und sie fühlte es nun doch als ein Unrecht, daß sie dem Wunsche der Mutter nachgegeben und ihn verlassen hatte. Zudem fehlte er ihr in jedem Augenblicke. Es hatte sie immer so glücklich gemacht, wenn er sie zu irgend einem Vergnügen begleitete und sie dann zwischen der Aufregung, welche die geselligen Unterhaltungen brachten, von Zeit zu Zeit in seine ruhigen, ernsten Augen blicken konnte, aus denen so viel Liebe für sie sprach! Und nun waren diese Augen nicht da und blickten aus der Ferne wohl gar zürnend auf sie! Sie war unruhig und verstimmt, und ihre Laune paßte schlecht zu der glänzenden Erscheinung der Feenkönigin. Warnend flüsterte die Mutter ihr zu:

„Um Gotteswillen, Kind, compromittire dich doch nicht so vor der Gesellschaft, der du allerlei zu denken und zu rathen giebst! Man muß ja auf eine Scene mit deinem Bräutigam, dessen Ausbleiben ohnehin auffällig genug ist, schließen!"

Es war vergebens: Josephine senkte das Köpfchen und kämpfte mit ihren Thränen. Auch der Vetter Forstjunker vermochte nichts über sie und alle Mühe, die sich König Oberon seiner hohen Gemahlin gegenüber gab, um sie in die allgemeine Fröhlichkeit hineinzuziehen, blieb unbelohnt. Lessen erkannte wohl, was der Grund von Josephinens Verstimmung war, und warf einen bitteren Groll auf Erich, der sich gegen die Commerzienräthin — vor dem jungen Mädchen durfte er solche Aeußerungen nicht wagen — Luft machte.

„Es ist, um desperat zu werden," sagte er, „daß der Mensch wegen seiner sentimentalen Grille Josephinen wie uns allen den schönen Abend verderben muß! Ich nenne dies einen Egoismus sonder Gleichen!"

Die Commerzienräthin stimmte bei und gelobte sich und — dem Vetter, Erich's überhand nehmender Tyrannei fortan mit größter Entschiedenheit entgegentreten zu wollen.

Josephine fühlte sich wie erlöst, als sie endlich mit den Eltern das Haus verlassen, sie daheim das Titaniagewand, welches ihr so wenig Freude gebracht, abstreifen durfte. „Es war ein böser Abend!" sagte sie sich und es währte lange, ehe sie denselben im Schlaf vergessen konnte. Hatten ihr aber hernach liebliche Träume die Erinnerungen verscheucht, so hatten diese auch wohl den Ernst verlöscht, mit dem sie noch im letzten Moment vor dem Einschlafen bei dem Gedanken verweilt, daß so etwas nie, nie wieder vorkommen dürfe und solle; wenigstens fühlte sie sich von dem Bewußtsein der Schuld am anderen Morgen freier, ja es regte sich sogar ein leiser Unmuth in ihrem Herzen, daß er doch nicht die geringste Rücksicht auf ihr Vergnügen genommen, ihr dasselbe so verkümmert habe. Sie redete sich ein, daß sein Verhalten überaus kühl und unfreundlich gewesen sei. „Hätte er es als ein Opfer von mir verlangt, daß ich zu Hause blieb, so würde ich ihm dies mit tausend Freuden gebracht haben," sagte sie zu sich selbst, „aber es schien ihm ja fast gleichgültig zu sein, und er hat kein Recht, mir zu zürnen, daß ich that, was er mir freistellte."

Trotzdem sehnte sie sich nach einer Verständigung mit dem Verlobten und müde und noch halb verstimmt, zugleich aber in innerer Ungeduld wartete sie in ihrem Zimmer auf ihn. Statt seiner erschien aber zuerst der Vetter, welcher sich nach dem Befinden der Damen erkundigen, daneben aber die gestrige fête mit ihnen — und zumal mit seiner schönen Genossin — recapituliren wollte. Er war bis zum Rande voll von Anekdötchen und Mittheilungen und seine gute Laune wirkte so ansteckend, daß Josephine nicht lassen konnte, den lebhaftesten Antheil an seiner Unterhaltung zu nehmen und wohl auch in sein lautes Lachen mit einzustimmen, wenn er das Gebahren einzelner Persönlichkeiten, wie es wohl oder übel zu der angenommenen Maske gepaßt hatte, schilderte.

Ein solcher Ausbruch gemeinsamer Fröhlichkeit traf das Ohr Erich's, als dieser kam, um seine Braut aufzusuchen, und nun schon auf der Treppe ihre und des Forstjunkers Stimme unterschied. Ein Zug von Enttäuschung, selbst von Mißmuth flog

über seine Züge, denn er hatte sich Gutes von der kommenden Stunde für sie wie für sich selbst versprochen, und nun fand er sie nicht allein, nicht in der Stimmung, deren er bedurfte, um zur Verständigung zu gelangen, und vor allem — es war der Forstjunker, der sich zwischen ihn und sie gestellt hatte! — Vielleicht wirkte seine Verstimmung ein wenig auf den Gruß ein, den er beim Eintreten abstattete, und dämpfte unwillkürlich die Freundlichkeit, mit der er sonst seiner Braut zu nahen pflegte. Sie aber deutete sein ernsteres Gesicht als eine Fortsetzung seiner gestrigen Empfindlichkeit und fühlte sich nun ihrerseits gereizt. Ausdrücklich um ihn zu strafen, führte sie die Unterhaltung mit dem Vetter noch eine Zeit lang fort und genau in jenem halb leichtfertigen, halb übermüthigen Tone, der, wie sie wußte, Erich so unangenehm war. Er dagegen verhielt sich schweigend und alle launigen Erzählungen des Forstjunkers vermochten ihm kein Lächeln abzulocken, weshalb diesem endlich der „steinerne Gast," wie er ihn im stillen nannte, unheimlich wurde und er nach seinem Hute griff, um sich zu entfernen.

Josephine war nun allein mit dem Verlobten und halb geärgert über Erich's Zurückhaltung und doch auch wieder von dem Wunsch getrieben, sich mit ihm zu versöhnen, sagte sie, nachdem die Pause zwischen ihnen noch eine kleine Weile gewährt hatte:

„Es schmerzt mich, Erich, daß du in einer so unfreundlichen Stimmung bist."

„Wenn sie unfreundlich genannt werden darf, Josephine, so bin ich wenigstens nicht mit ihr gekommen, sondern sie ist erst unter den Eindrücken, die ich hier empfing, geworden wie sie ist!" erwiederte er.

„Ah, du bist eifersüchtig!" rief sie spöttisch.

Seine Augenbrauen zogen sich leicht, aber doch wie in einem peinlichen Gefühl zusammen.

„Josephine, sprich dies Wort nicht aus! Es kränkt deine wie meine Ehre!" sagte er rasch.

„Nun, du siehst aber doch immer finster drein, wenn ich freundlich mit dem Vetter spreche!" entgegnete sie ein wenig verlegen.

Er sah ihr ernst in die Augen und sagte: „Frage dich selbst, Josephine, ob es blos freundlich ist, wie du ihm begegnest, und ob ich nicht Grund habe, es zu mißbilligen, daß du ihm Huldigungen gestattest, die eine verlobte Braut am allerwenigsten hinnehmen sollte."

„O, aber Erich, du weißt, wie wenig ernst es damit von beiden Seiten gemeint ist!"

„Ich glaube dies wenigstens. Jedenfalls aber solltest du dich erinnern, Josephine, daß ich es nicht ertragen kann, wenn mit dem Schein eines Gefühls gespielt wird, das in meiner Brust so ernst und heilig lebt. Auch dich sollte es, meine ich, davor behüten, daß du dich zu Tändeleien herabwürdigst!"

Es war das erste Mal, daß er einen wirklichen Vorwurf gegen sie aussprach, und sie fühlte sich so betroffen von seinen Worten, daß sie weinte.

In demselben Augenblick trat die Commerzienräthin aus dem Nebenzimmer, wo sie noch einen Theil des stattgehabten Gesprächs gehört haben mochte, herein. Als sie Josephine in Thränen sah, fragte sie in erregtem Ton:

„Was hat das zu bedeuten, mein Kind?" und indem sie sich zu Erich wandte, fügte sie herbe hinzu: „Ich will nicht hoffen, Waldheim, daß Sie meine Tochter gekränkt haben!"

Josephine konnte nicht gleich antworten, Erich aber versetzte:

„Lassen Sie nur gut sein, Mutter! Josephine und ich haben uns allerdings einen Augenblick mißverstanden, aber die Sache ist zu unbedeutend, um sie noch näher zu erörtern: wir können ohne weitere Worte einig werden, nicht wahr, Josephine?" Damit ging er auf seine Braut zu, um ihr die Hand zu reichen. Frau Horstig aber wollte sich den Moment nicht entgehen lassen, ihren Vorsatz auszuführen und dem langverhaltenen Groll gegen Erich endlich einmal Luft zu machen, deshalb trat sie zwischen die Verlobten und sagte:

„Ihnen mag es freilich unbedeutend erscheinen, daß Josephine Thränen vergießt, mir aber, der Mutter, werden Sie erlauben müssen, mein Kind gegen jede Härte, von welcher Seite sie auch kommen mag, in Schutz zu nehmen!"

Erich war blaß geworden. „Härte?" sprach er dann: „Josephine, sprich, bin ich je hart gegen dich gewesen? Ich wollte es nicht sein, wahrhaftig nicht!"

„Und waren es dennoch!“ fiel die Mutter ein. „Warum sind Josephinens Wangen blasser geworden, ist ihre frühere Fröhlichkeit geschwunden, warum fällt sie allenthalben durch ihr gedrücktes Wesen auf? Nur darum, weil sie stets Ihre Mißbilligung zu erregen fürchtet, aus Scheu vor Ihnen nicht mehr frei zu athmen wagt!“

„Josephine, ist dies alles wahr?“ fragte Erich im höchsten Grade aufgeregt.

„O nein, es ist nicht so — nicht ganz so,“ sagte sie geängstigt und mit einem Blick auf ihre Mutter.

„Also doch zum Theil wahr!“ rief er schmerzlich. „Du fürchtest dich vor mir — und ich wollte dich so sanft durch's Leben leiten — das habe ich nicht verdient!“

„Erich, vergieb mir!“ rief Josephine wieder weinend. „Aber nun du selbst es aussprichst, fühle ich, wie es mich quält, daß ich selbst oft nicht weiß, ob ich mich von dir leiten lassen, oder den Wünschen der Eltern folgen soll.“

„Da hören Sie selbst es, wie Sie das Herz des armen Kindes martern mit Ihren Ansprüchen,“ fiel die Commerzienräthin ein, „wie Sie Josephine in Widerspruch bringen mit ihren kindlichen Pflichten und sie unglücklich machen!“

„Mutter, hören Sie auf, Sie wissen nicht, was Sie thun!“ rief Erich fast außer sich.

Sie jedoch glaubte, den gewonnenen Vortheil festhalten zu müssen und fuhr fort:

„O, ich habe es nur zu wohl bemerkt, daß Sie nur äußerlich zu uns gehören, daß sie einzig danach trachten, die Bande, welche sie an Josephinens Eltern, die doch auch Ihre Eltern sein sollten, knüpfen, zu zerreißen. Leugnen Sie es, wenn Sie können, daß Sie auch Josephine in jedem Sinne von uns trennen möchten, um unbeschränkt wie über ein freies Eigenthum über sie schalten und walten zu können!“

Er hatte seine Ruhe bei ihren Beschuldigungen wiedergewonnen und sagte kalt:

„Wenn Sie mit diesen Worten mich fragen wollen, ob ich verlange, daß Josephine ganz mein sein soll, so antworte ich: Ja, nur unter dieser Bedingung kann sie mir, kann ich ihr angehören!“

„Josephine, mein Kind,“ rief die Mutter, „du hörst es, daß du jetzt zwischen deinen Eltern und diesem Manne zu wählen hast! Er selbst hat es ausgesprochen, daß du dich hier oder dort für immer losreißen mußt!“

Josephine hatte bleich und zitternd zugehört; sie war keines Wortes mächtig. Erich sagte jetzt zu der Mutter:

„Nun wohl, Sie haben den Schleier zerrissen, der ihre Augen wohlthätig bedeckte, und ihr gezeigt, daß sie noch in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne Vater und Mutter verlassen muß, wenn sie mir folgen will, daß sie nicht Theil haben kann an dem Leben, welches ich ihr biete, wenn sie nicht die Kraft in sich fühlt, mit ihrem bisherigen zu brechen — so sei es denn! Du, Josephine,“ fuhr er fort, indem er sich an seine Braut wandte, „wähle in dieser Stunde, wem du in Zukunft angehören willst: den Eltern, die Gehorsam von dir fordern, oder dem Manne, dem du dich vor Gott verlobt hast!“

Josephine suchte ängstlich die Augen der Mutter, welche ernst und streng auf ihr ruhten. Es war ihr, als läge sie in einem Bann — sie vermochte die Blicke nicht zu Erich zu erheben.

„Erich,“ sagte sie endlich tonlos, „ich fühle in dieser Stunde, wir passen nicht für einander — du forderst einen Willen, eine Kraft, die ich nicht habe — nicht haben darf! Schilt mich schwach — aber ich kann meine Eltern so nicht verlassen!“

Die Mutter schloß Josephine in ihre Arme und sagte triumphirend zu Erich:

„Sie haben es gehört — Ihr Spiel ist verloren: meine Tochter bleibt ihren Eltern!“

„Josephine!“ rief Erich im äußersten Schmerz, „so giebst du mich auf? Es ist nicht möglich! — Du wirst zu dir kommen, dich besinnen auf die Liebe, die du mir geschenkt hast und die nicht auf einmal ausgelöscht sein kann in deinem Herzen!“

Sie verbarg das Haupt an der Brust der Mutter und wiederholte nur mit derselben tonlosen Stimme, die jetzt wie gebrochen klang:

„Wir passen nicht für einander!“

„Josephine, ist dies dein letztes Wort?“ rief er, fast seiner Erschütterung erliegend.

„Mein letztes!“ scholl es kaum noch vernehmbar zurück.

Einen Augenblick währte es, bis er sich zu sammeln, bis er hervorzubringen vermochte:

„Nun, dann — dann Lebewohl, Josephine! Lebewohl und vergiß, daß du mich einmal geliebt hast!"

Sie blickte nicht mehr auf. Erich sah nur noch, daß ihr Körper wie in einem heftigen Krampf erbebte, und mit einer stummen Verbeugung, die Frau Horstig eben so schweigend erwiederte, verließ er Zimmer und Haus.

In der furchtbarsten Aufregung betrat Erich seine Wohnung wieder und lange, lange dauerte es, bis sich der Sturm in seinem Innern zu legen begann und er das Vorgefallene ruhiger zu überdenken vermochte. War es denn wirklich so, hatte er sein Kleinod verloren, das zu schirmen er sich stets mit so heiligen Eiden gelobt hatte? Eine einzige Stunde, ein Augenblick nur hatte hingereicht, es ihm zu entreißen, während er geglaubt, es für Zeit und Ewigkeit gewonnen zu haben! Er aber — ja er hatte dies sein Kleinod preisgegeben, muthlos und feige hatte er es sich entreißen lassen, statt mit allen Kräften des Herzens seinen Besitz zu vertheidigen! Ein bittres Gefühl gegen sich selbst kam über ihn und zugleich ein unsägliches Mitleiden mit dem armen Kinde, auf dessen Seele er eine so schwere Entscheidung gewälzt hatte. Zwar, die Mutter hatte es zuerst ausgesprochen, daß sie nicht auf demselben Wege mit den Eltern und mit dem Geliebten weiterwandeln konnte, daß dieser sich nach zwiefacher Richtung theilte, aber ihn traf die Schuld, daß er sie schroff und unerbittlich zur Wahl gedrängt hatte. Vielleicht wäre es doch möglich gewesen, die schützende Binde noch so lange vor ihren Augen zu erhalten, bis sie sein Weib geworden und in ihm ihre Stütze gefunden hätte; es würde sich dann Alles sanfter gelöst haben, was gelöst werden mußte, und der unheilvolle Bruch wäre nie eingetreten! Seine Reue machte ihn weich und wie die alte Liebe noch einmal mit voller Macht in sein Herz zurückkehrte, schien es ihm, als könne und müsse noch Alles gut werden. In dieser Stimmung setzte er sich endlich nieder, um an Josephine zu schreiben. Er sagte ihr, daß er ihr letztes Wort als nicht gesprochen ansähe, erinnerte sie an die Liebe, in der sie Beide so selig gewesen waren, an das heilige Vertrauen, das sie ihm geschenkt, und bat sie um ihres und seines Friedens willen, ihm noch einmal zu vertrauen, ihm zu glauben, daß er ihr Herz nicht durch Zwiespalt zu zerreißen strebe, ihr nimmermehr die Pietät gegen ihre Eltern rauben wollte. Nur zu einer höheren Freiheit des Wollens und des Handelns suche er sie zu führen und in dieser würde auch die Liebe zu den Eltern mit der, welche sie ihm geweiht habe, ihre Versöhnung finden. Seine Worte waren wie eine rührende Bitte um Vergebung, daß er nur einen Augenblick einen Zweifel an dem Geliebten in ihrer Seele habe aufkommen lassen, und als damit die Erinnerung an die Reinheit, die Unschuld, aber auch die Hülfsbedürftigkeit des ihm so theuren Wesens sein eigenes Innere erfüllte, da war es ihm, als sei es nur ein Traum gewesen, daß Josephine sich je von seinem Herzen losreißen könne.

Nach einer Stunde kam der Brief uneröffnet zurück; zugleich waren von Frau Horstig's Hand einige Worte beigefügt, in denen sie ihm kurz und kalt anzeigte, daß sie wie ihre Tochter die Verbindung als gelöst betrachteten, und daß daher weitere Erörterungen für beide Theile nur peinlich sein dürften. Daneben lag der goldene Ring, den er vor einigen Monaten mit so glückseligen Empfindungen an Josephinens kleine Hand gesteckt hatte. Voll tiefer Wehmuth hielt er ihn jetzt in der seinen und sagte, nach Fassung ringend:

„So ist denn Alles aus! Das war das Ende von Glück und Hoffnung — möge es ihrem Herzen leichter werden als dem meinen!" —

Der Commerzienrath war an diesem Tage zufällig abwesend und deshalb bei all diesen Vorgängen weder handelnd, noch auch blos zuschauend gewesen; er kehrte erst zurück, als die Entscheidung schon vorüber war. Obwohl aber sonst gewohnt, daß seine Frau alle Familienverhältnisse ordnete, und stets bereit, ihr in dieser Beziehung die Herrschaft einzuräumen, war er doch diesmal ernstlich erzürnt über ihr rasches Eingreifen und ebenso schalt er auf Josephine, welche „die Unklugheit" begangen habe, die gute Partie aufzugeben, wie er es nannte. Die Commerzienräthin setzte seinem Poltern nur gleichgültige Erwiederungen entgegen, und Josephine war ihm nicht zugänglich, da sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen hatte und Niemand sehen wollte. So entschloß er sich denn, die

Sache selbst in die Hand zu nehmen, „um zu retten, was noch zu retten sei.“ Er eilte zu Erich, den er mit augenscheinlichen Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt fand, und half sich rasch über jede Verlegenheit hinweg, indem er seinen gewöhnlichen, etwas vulgären Ton anschlug und die ganze Sache als Bagatelle zu behandeln suchte, als einen kleinen Zwischenfall, der durch verliebte oder eigensinnige Launen hervorgerufen und kaum der Rede werth sei.

„Im Ehestande, liebster Waldheim, das sage ich Ihnen, kommen ganz andere Dinge vor!“ rief er, „da muß man nur den Rücken krumm machen und kommt so am sichersten unter dem Regenwetter durch. Mit den Frauenzimmern ist einmal auf vernünftige Weise nicht zu rechnen — darum geben Sie jetzt auch nur die krause Stirn auf und folgen Sie mir zu Ihrer Braut, die sicher bereits die süßesten Liebkosungen wieder in petto hat! Bei einer Bowle Punsch feiern wir heute Abend das Versöhnungsfest!“

Zu seinem Schrecken mußte aber der Commerzienrath die Erfahrung machen, daß alle seine Versuche, der Angelegenheit eine heitere Wendung zu geben, an Erich's ehernem Ernst scheiterten. Derselbe erklärte mit kurzen aber bestimmten Worten, daß eine Aenderung der Dinge jetzt von beiden Seiten gleich unmöglich geworden sei. Zugleich aber bat er, ihn allein zu lassen, da er selber der Einsamkeit bedürftig sei und überdies die Stadt in wenigen Stunden verlassen würde. Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben stand Horstig rathlos und verlegen — stammelte er halbunverständliche Worte, die fast wie Bitten klangen, Erich's Sinn aber nicht zu ändern vermochten.

„Scheiden wir ohne Groll, aber — scheiden wir!“ Das war Alles, was der Letztere erwiederte, und damit bot er seinem gewesenen Schwiegervater die Hand, in welche dieser zögernd und mit niedergeschlagenem Gesicht die seine legte, um sich dann seufzend zu entfernen.

Ueber Erich aber kam das Gefühl einer unbeschreiblichen Oede und Leere. Wohl eine Stunde saß er still da und blickte in trübem Sinnen vor sich hin — hinein in den dämmernden Abend und in die Zukunft, die noch dunkler vor ihm lag. Sein Gemüth lechzte nach einem Trost, nach einer Seele, die ihm liebend beigestanden hätte in dieser Stunde. Da plötzlich aber war es, als besänftige ein Gedanke sein wogendes Gefühl, als ginge ein Stern friedeverheißend vor ihm auf. Seine Blicke verklärten sich. „Erst zu ihr — dann in die weite Welt hinaus!“ sagte er sich.

Zwei Tage darauf war er in Baden-Baden und trat in Valeska's Zimmer. Sie erschrak, als sie ihn sah, und rief:

„Um Gotteswillen, Erich, es ist ein Unglück geschehen! Was ist es — was ist Josephine begegnet?“

„Sie ist wohl, soviel ich es weiß,“ sagte er mit ruhiger, jedoch gepreßter Stimme, „aber — meine Braut ist sie nicht mehr.“

Valeska konnte einen Laut der schmerzlichsten Ueberraschung nicht unterdrücken und sah ihm angsterfüllt in das Gesicht.

„Wie konnte das zugehen, Erich? — Ihr hattet euch doch so lieb!“

„Ja, wir hatten uns lieb!“ sagte er bewegt. „Aber dennoch — sie selbst hat es ausgesprochen: wir paßten nicht für einander!“

„O, Erich, Sie haben sie zu rasch aufgegeben!“ klagte Valeska mit Thränen im Auge. Er schüttelte das Haupt und sagte dann nach einer Pause:

„Ich habe es jetzt eingesehen — es mußte so kommen, wenn es auch scheinbar durch einen Zufall geschah, daß wir uns trennten. Josephinen gebrach der Wille, ganz mein zu sein, und um sie retten zu können, mußte ich dies fordern. Valeska, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich versichere: ich würde sie für diese eine Hingebung auf meinen Händen durchs Leben getragen haben.“

„Und nun stoßen Sie die Arme in das Leben zurück, in welchem sie untergehen muß!“ sagte sie fast vorwurfsvoll.

„Ich habe sie nicht zurückgestoßen, Valeska,“ entgegnete er traurig, „aber sie selbst hat sich von meiner Hand losgemacht und nun bin ich machtlos geworden, ihr zu helfen, auch wenn meine Ehre mir erlaubte, noch einen Versuch zur Annäherung zu machen, denn das Vertrauen zwischen uns ist für immer zerstört.“

Er erzählte ihr dann kurz den Hergang des Ereignisses, während sie in schmerzlichem Schweigen zuhörte.

„Und was gedenken Sie nun zu thun, Erich?“ fragte sie endlich.

„Mir thut jetzt ‚die Fernsicht‘ Noth,“ sagte er mit einem trüben Lächeln. „Ich habe den Entschluß zu einer größeren Reise gefaßt — nach Italien, vielleicht auch nach Griechenland. Wenn dem Geiste Bewegung geboten wird, kommt das Herz am ersten zur Ruhe.“

Sie sagte nichts mehr, aber sie konnte einen leisen, schweren Seufzer nicht zurückdrängen. —

Als der General aus Valeska's Munde das Geschehene erfuhr, zeigte er sich wohl anfangs etwas bestürzt, verhehlte aber nicht seine Befriedigung über das Wiedersehen seines Neffen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Erich seinen Kummer männlich zu tragen verstand, ihn in keiner Weise Herr über sich werden ließ. Er konnte heiter wie in gesunden Tagen sein, wenn dieser mit ihm und Valeska, welche den größten Theil des Tages an seinem Lager zubrachte, plauderte, und mehr als einmal sagte er:

„Der liebe Gott meint's freundlich mit mir, daß er die, welche mir die Liebsten sind, noch einmal wieder vor meinen Augen zusammenführt, ehe ich der Welt Valet sage!“

Erich und Valeska fühlten sich eigenthümlich ergriffen von den Worten, weil eine entschiedene Todesahnung in ihnen lag; und doch schien zu derselben kein Grund zu sein, denn der Zustand des Generals hatte sich durch die Wirkung des Bades bedeutend gehoben und die Aerzte gaben Hoffnung, daß dasselbe in Verbindung mit Valeska's ausgezeichneter Pflege seine Gesundheit völlig wieder herstellen könne. —

Zwei Tage blieb Erich bei seinen Verwandten, dann trat er seine Weiterreise an.

„Wie lange werden Sie fortbleiben?“ wagte Valeska zu fragen, als sie beim Abschied ihre Hand in die seine legte.

„Ich weiß es nicht, Valeska,“ sagte er. „Jedenfalls werden wir alle ruhiger und glücklicher geworden sein, wenn wir uns wiedersehen. Wollen Sie mir bis dahin Eins versprechen?“

Sie sah ihn fragend aber mit einem Blicke an, der Gewährung verhieß.

„Bleiben Sie Josephinens guter Engel! Ich ahne, ich weiß es, daß sie einer Hülfe, einer Stütze bedürfen wird.“

„Sie ist meinem Herzen immer theuer gewesen,“ erwiederte sie ernst; „nun aber soll diese Liebe wie eine heilige Pflicht, ein Vermächtniß von Ihnen sein, Erich!“

Das war ihr Abschied. —

Die Gedanken, welche Valeska dem Freunde nachsandte, wurden schnell durch eine Veränderung in dem Zustande ihres Gemahls abgeleitet. Die Prophezeiung der Aerzte schlug unerwartet in das Gegentheil um und es war bald Grund zu der ernstlichsten Besorgniß vorhanden. Binnen wenigen Tagen erschien Alles wieder verloren, was durch die Cur erreicht worden war, und es stellte sich bald deutlich heraus, daß nur noch ein neuer Luftwechsel einige Hoffnung auf Genesung übrig lasse. Die Aerzte riethen dringend zu einer Reise nach dem Süden, einem Winteraufenthalt in Nizza oder Mentone, dennoch aber mußten Wochen, selbst Monate vergehen, ehe an eine Ausführung dieses Planes gedacht werden konnte. Erst im Anfang des Decembers hatte der General sich so weit von seiner Krankheit erholt, daß die Reise ohne Gefahr für seinen Zustand angetreten werden durfte — immerhin aber bestand die letztere noch vor Valeska's Augen, und trüben Sinnes eilte sie an der Seite ihres kranken Gatten dem sonnigen Süden entgegen.

Aus der Heimath hatte sie seither nur spärliche Nachrichten erhalten. Wohl hatte sie gleich nach Erich's Abreise an Josephine geschrieben, hatte sie mit leiser Hand an das Vorgefallene und zugleich an das Herz des jungen Mädchens gerührt, in der Hoffnung, daß dasselbe sich ihr öffnen würde und sie der Armen dann mit Rath und Trost nahen dürfe, aber es kam keine Zeile von ihr zurück. Dagegen erwähnte eine Freundin einmal in ihrem Briefe, daß Horstigs nach wie vor an allen Festen und geselligen Vergnügen theilnähmen und daß Josephine jetzt ganz und gar unter dem Einfluß ihrer Mutter zu stehen scheine. Sie hatte hinzugefügt, daß Jeder, welcher dem jungen Mädchen gut sei, sie mit Bedauern auf dieser abschüssigen Bahn sähe und man geneigt sei, es als eine Art Glück für Josephine anzusehen, wenn die Mutter ihr Allen offenbares Ziel erreichen und eine Verbindung ihrer Tochter mit dem Forstjunker von Lessen zu Stande bringen sollte. Der junge Mann widme dieser seine Huldigungen ganz unverhohlen und die Art und

Weise, wie Josephine dieselben annähme, ließen wenigstens die Möglichkeit zu, daß bald ein anderer Verlobter an Waldheim's Stelle treten könne. — Valeska griff bei diesen Worten an ihre Stirn und in ihr rief es laut: „Nein, es ist ja nicht möglich — nicht möglich!"

Die trüben Vorahnungen, mit denen Valeska nach Italien gekommen war, hatten sie nicht getäuscht, sollten sich vielmehr nur zu bald erfüllen. Die weiche Luft des Südens verschaffte dem Kranken nur eine kurze Linderung — zu seiner Heilung vermochte sie nichts mehr beizutragen. Etwa sechs Wochen hatte der Aufenthalt in Nizza gedauert, da kam der Tag, wo er ihr mit seinen letzten Worten für all ihre Liebe und Treue dankte, wo er sie noch einmal mit bleichen, aber lächelnden Lippen seinen Engel nannte und wo sie sich mit Thränen über ihn beugte, um ihm die Augen zuzudrücken. — Kein verzweifelnder Schmerz, aber eine tiefe Trauer kam über sie; und als seine Hülle der fremden Erde übergeben war, als sie allein an dem Grabe ihres Gatten stand, war ihr einen Augenblick, als sei jetzt dem eigenen Leben, das sie ihm so lange gewidmet hatte, mit einem Male jeder Halt und Zweck geraubt; es überkam sie ein Gefühl trostloser Verlassenheit. —

Sobald sie alle traurige Angelegenheiten, die mit dem Todesfall in Verbindung standen, erledigt hatte, rüstete sie sich zur Abreise, denn Alles drängte sie jetzt nach der Heimath zurück, an der ihr Herz mit so vielen Fäden hing. Doch sollte sie den italienischen Boden nicht verlassen, ohne noch eine neue Erschütterung erleiden zu müssen, denn einige Tage nach des Generals Bestattung empfing sie einen Brief von der Commerzienräthin Horstig, in welchem dieselbe ihr in aller Form die Verlobung Josephinens mit dem Herrn Forstjunker von Lessen anzeigte. Von der Tochter selbst war kein Wort, nicht einmal ein Gruß beigefügt.

Fast erstarrt hielt Valeska das Blatt in ihren Händen. So war doch geschehen, was sie nicht zu fassen, nicht zu glauben vermocht hatte! Sie ward irre an Josephinen, an ihrer eigenen Einsicht in deren ganzes Wesen, und fühlte sich nur von einem schneidenden, tiefen Schmerz ergriffen. Ob sie im stillen gehofft hatte, die beiden getrennten Herzen würden sich doch noch wiederfinden — sie wußte es jetzt selbst nicht, sie mußte sich nur immer und immer wieder fragen: „Wie ist es möglich, daß man Erich vergessen kann?"

Die bevorstehende Rückkehr überhob sie der peinlichen Mühe einer Beantwortung jener Anzeige, aber dafür blieb ihr das Wiedersehen, das erste Begegnen mit Josephinen, dem sie mit tausend widerstreitenden Empfindungen entgegendachte. Bald zog es sie hin zu der jungen Freundin und dann schien es ihr wieder eine Unmöglichkeit, dieselbe je wieder wie früher ans Herz drücken zu können. Da aber kam ihr die Erinnerung an Erich's sanfte Bitte: „Bleiben Sie Josephinens guter Engel!" an den Moment, wo sie ihre Hand zu dem verlangten Gelöbniß in die seine gelegt hatte, und von Stunde an hatte sie kaum noch Ruhe, bis sie das junge Mädchen sehen, bis sie aus Josephinens eigenem Munde erfahren würde, wie das alles so hatte kommen können.

Endlich war sie wieder in der Heimath und kaum hatte sie sich die nothwendigste Erholung nach der Reise gegönnt, so eilte sie nach der Horstig'schen Wohnung. Mit stockendem Tone fragte sie nach Josephinen. Das Fräulein sei oben, hieß es, mit der Frau Commerzienräthin und dem Herrn Forstjunker. Valeska's Fuß, der schon die Treppe betreten hatte, zögerte einen Augenblick, als sie den Zusatz vernahm, und sie schwankte, ob sie nicht lieber umkehren und ihren Besuch ausführen solle, wenn Josephine allein sei; dann aber ging sie entschlossen weiter, denn der Gedanke kam ihr, daß der Zwang, welchen die Gegenwart Anderer auflegte, die Erschütterung des ersten Wiedersehens dämpfen würde.

Als sie eintrat, überflog ein rascher Blick das Zimmer, um Josephine zu suchen. Das junge Mädchen saß am Fenster, vertieft, wie es schien, in eine Arbeit, die sie in Händen hielt und welche sie vielleicht unfähig machte, in diesem Augenblick viel auf die Worte zu erwiedern, die ihr Verlobter, welcher seinen Platz an ihrer Seite hatte, vorbrachte. Sein heiteres Geplauder wurde nur von der Mutter beantwortet, die in einiger Entfernung von dem jungen Paare in halbliegender Stellung auf dem Sopha ruhte und deren ganzer Ausdruck eine sehr befriedigte Stimmung verrieth.

— Josephine mußte sehr von ihrer Handarbeit in Anspruch genommen sein, denn ihre Züge waren ohne Spur der Theilnahme an der Unterhaltung; sie blickte auch nicht auf, als die Thür sich öffnete, und erst als die Commerzienräthin im Ton der Ueberraschung ausrief: „Ah, Frau Generalin von Halden! welch' ein unverhofftes Wiedersehen!" fuhr sie plötzlich auf, starrte einen Moment auf Valeska wie auf eine Erscheinung und hatte sie in der nächsten Secunde voll krampfhafter Heftigkeit umschlungen. Ein Laut, der wie Schluchzen klang, rang sich aus ihrer Brust, aber es kam kein Wort über ihre Lippen, keine Thräne aus ihren Augen. Auch Valeska hatte die erste Bewegung stumm gemacht, dann aber suchte sie sich und das junge Mädchen zu beruhigen, was ihr bei dem letzteren erst gelang, als sie liebkosend mit der Hand über ihre Wangen, über ihr schönes Haar gefahren war, und sie auf die Augen geküßt hatte, die traurig zu ihr aufblickten. Da endlich glitt etwas wie ein schwaches Lächeln über Josephinens Züge und sie vermochte sich ruhig neben die Freundin zu setzen, deren Hand sie beständig in der ihrigen hielt. Doch auch jetzt nahm sie nur geringen Antheil an der Unterhaltung, die sich entspann, nachdem die Mutter es übernommen hatte, der Generalin den Bräutigam ihrer Tochter vorzustellen, welcher die erstere alsdann in ihrem Bemühen, die Conversation in passender Weise fortzusetzen, unterstützte. Ueberhaupt ward es der weltgewandten Frau nicht schwer, eine gewisse Befangenheit, die der Verwandten Erich's gegenüber allen Anwesenden natürlich erscheinen durfte, nicht aufkommen zu lassen. Von der Verlobung wurde nur wenig gesprochen, indem sie geschickt die Unterhaltung auf Valeska's persönliche Interessen überzuführen wußte und es dabei an dem Ausdruck ihrer Theilnahme für deren Verlust nicht fehlen ließ. Natürlich aber konnte diese Theilnahme Valeska nicht eben wohlthuend berühren und überhaupt — hatte ihr das Wesen der Commerzienräthin je mißfallen, so war es in diesem Augenblicke, und durch alle ihre Artigkeit fühlte sie den geheimen Triumph heraus, der sie beseelte, den Triumph, daß sie ihr Ziel erreicht und alle ihr widerstrebenden Beeinflussungen ihrer Tochter aus dem Felde geschlagen hatte.

— — Lessen hätte ihr jedenfalls einen angenehmen Eindruck machen müssen, wenn sie unbefangen geurtheilt hätte, denn er war offenbar ein glücklicher Bräutigam, und gewiß würde seine Liebe zu Josephinen, die unverkennbar war, sie gerührt, sein frisches, fröhliches Wesen sie angesprochen haben, wenn es nicht immerdar in ihrem Herzen geklungen hätte: „Er ist kein Erich — und Josephinens Glück war nur bei einem Erich!"

Josephine blieb bleich und stumm und Valeska machte daher bald dem peinlichen Beisammensein ein Ende, indem sie aufstand, um Abschied zu nehmen. Sie war bereits unten an der Treppe angelangt und im Begriff, das Haus zu verlassen, als oben plötzlich die Thür des Wohnzimmers aufgerissen wurde, und im nächsten Moment Jemand in fliegender Hast die Stufen herabeilte. Unwillkürlich hemmte sie ihre Schritte, ehe sie sich aber noch umwenden konnte, fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen und eine fast erstickte Stimme flüsterte:

„O, Valeska, Valeska, laß mir deine Liebe! ich vergehe sonst!" zugleich fühlte sie ihre Wangen, ihre Hände von den heißen Thränen benetzt, die jetzt unaufhaltsam aus Josephinens Augen quollen. Erschreckt suchte sie nach Worten; um das junge Mädchen zu beruhigen, suchte sie dasselbe fester an sich zu ziehen, aber schnell wie die Arme sie umschlungen hatten, ließen diese sie wieder frei und einer Erscheinung gleich war Josephine fast noch in derselben Secunde durch die nächste Seitenthür verschwunden.

Mit noch schwererem Herzen, als sie gekommen, kehrte Valeska nach ihrer Wohnung zurück, und zu der ersten Frage: „Wie hat das so kommen können?" gesellte sich jetzt die zweite, noch peinigendere: „Was soll aus alledem werden?" Umsonst aber hoffte sie auf eine Erklärung über Josephinens seltsames Betragen, umsonst auf eine Annäherung derselben, einen Beweis ihres Vertrauens: vielmehr schien ihre junge Freundin sie fortan förmlich zu meiden, wenigstens ein Alleinsein mit ihr zu fürchten, denn Valeska sah sie kaum anders als in Gesellschaft des Bräutigams oder der Mutter, welche die Tochter fast immer an ihre Seite zu fesseln suchte und der Welt dabei das Schauspiel einer nahezu

auffallenden Zärtlichkeit, die wieder auf ein sehr inniges Verständniß schließen ließ, zu bereiten wußte. Gesellige Kreise suchte Valeska in diesem Winter natürlich nicht auf und so hörte sie nur durch Andere, daß Josephine in einem wahren Taumel von Vergnügungen lebe und also vortrefflich mit den Neigungen des Bräutigams und der Mutter harmonire; ja sie thue es den Beiden in dieser Beziehung fast noch zuvor, denn mit einer an das Fieberhafte grenzenden Hast stürze sie sich von einer Festlichkeit in die andere. — Dann auch hörte Valeska von großer Niedergeschlagenheit sprechen, in welcher man Josephine betroffen hatte und die man als die natürliche Folge ihrer sinnlosen Vergnügungssucht deutete; sie hörte sagen, daß das junge Mädchen bisweilen wie stumpf erscheinen könne und dann völlig theilnahmlos für ihre ganze Umgebung sei, während sie in der nächsten Stunde wieder die größte Lebhaftigkeit, die sich oft bis zur Ausgelassenheit steigere, zur Schau trage. — Das war wieder der alte Wechsel in Josephinens Stimmungen — nur, wie es der Freundin schien, in beängstigender Weise verstärkt! — Die drückendste Sorge lastete mehr und mehr auf Valeska's Herzen.

So war der März herangekommen und mit ihm der Zeitpunkt für Josephinens Vermählung. Sie selbst hatte zur Beschleunigung derselben gedrängt und damit natürlich dem sehnlichsten Wunsch ihres Verlobten entsprochen, da dieser es kaum erwarten konnte, sie in sein Haus zu führen. — Valeska hatte heute von der Commerzienräthin eine schriftliche Einladung zu der Hochzeitsfeier, die auf den übernächsten Tag angesetzt worden, erhalten, dieselbe aber abgelehnt, da ihre Trauer ihr das Erscheinen in bunter Gesellschaft unmöglich mache; sie wollte nur vor dem Eintreffen der übrigen Gäste zu Josephinen kommen, um diese, wie sie es gewünscht hatte, mit dem Kranze zu schmücken, und dann der kirchlichen Trauung beiwohnen.

Es war bereits Abend und sie hatte in ihrem Zimmer die Lampe angezündet, als unerwartet an ihre Thür gepocht wurde Auf ihr „Herein!" öffnete sich dieselbe und ein bleiches Gesicht blickte ihr scheu und ängstlich entgegen.

„Josephine, du noch einmal hier!" rief sie freudig überrascht aus und umarmte das junge Mädchen zärtlich.

„Ja, Valeska, ich mußte dich noch einmal sehen und sprechen," sagte Josephine, jetzt scheinbar ganz ruhig. „Uebermorgen ist ja meine Hochzeit und vorher muß ich mit Allem Frieden haben und auch dich fragen, ob du mir noch zürnst. Sieh, Valeska, ich halte es nicht aus, wenn du mir böse bist!"

„Wie kannst du nur so sprechen, Josephine," sagte Valeska bewegt. „Glaubst du wirklich, man könnte dir je gram werden, wenn man dich einmal ins Herz geschlossen hat?"

„Ich danke dir, Valeska! O, du bist ebenso gut, wie — —" sie vollendete den Satz nicht, sondern lehnte den Kopf in die Ecke des Sophas zurück, auf welchem sie neben Valeska Platz genommen hatte, und blieb einige Augenblicke schweigend so, dann sagte sie mit immer noch ruhig klingender Stimme:

„Weißt du auch, Valeska, daß es heute vor einem Jahre war, als ich Erich zum ersten Male sah?"

„Ich habe daran gedacht, Josephine; aber laß jetzt die Erinnerungen an das, was nicht hat sein sollen! Es ist ja nun Alles vorüber!"

„Vorüber?" wiederholte Josephine mit einem Ton, aus dem es wie ein tiefer, heißer Schmerz hervorklang. „O ja, es ist vorüber! Für ihn ist Alles, Alles vorüber! Es war vorüber, als er damals sein Lebewohl sagte und die Thür hinter sich schloß!"

„Und sein Brief?" fragte Valeska sanft.

„Was für ein Brief?"

„Den er dir nachher schrieb und der euch die Versöhnung bringen sollte, den er aber uneröffnet zurückerhielt."

Eine dunkle Röthe blitzte auf Josephinens Wangen auf, machte aber ebenso schnell einer geisterhaften Blässe Platz.

„Ich habe keinen Brief gesehen!" sagte sie dann leise; aber es klang doch wie ein Stöhnen aus tiefster Brust.

Mit einer hastigen Bewegung strich sie dann die auf die Stirn fallenden Haare zurück und rief mit fast wildem Ton:

„Aber es ist Alles gleich! Ich habe es ihm gesagt: wir passen nicht für einander!"

Sie war aufgestanden und trat jetzt an das Fenster, durch welches sie einige Minuten schweigend in die Nacht hinaussah; dann wandte sie sich um und erblickte den aufgeschlagenen Flügel, auf welchem Valeska vorhin gespielt hatte. Sie setzte sich nieder und begann ohne weitere Einleitung zu singen:

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein schlimmes Leiden,
Wie's härter keines giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Leb' wohl, leb' wohl auf immerdar,
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Das eine Wort nur sprach Er klar:
Leb' wohl, leb' wohl auf immerdar!
Mein Frühling ging zur Rüste —
Ich weiß es wohl, warum.

Es lag eine so namenlose Trauer, ein solch' unsäglicher Schmerz in ihrem Gesang, daß Valeska bis ins innerste Herz hinein erbebte. — Sie wußte es jetzt, daß sie den Jammer eines todeswunden Gemüths gehört hatte, und der eigene Jammer darüber machte, daß sie keines Wortes mächtig war.

Als sie geendet, ließ Josephine das Haupt, welches sich immer tiefer gesenkt hatte, einen Augenblick in beiden Händen ruhen und Valeska sah, daß ihr Körper wie in einem innern Krampf erbebte; gerade wie es einst auch Erich gesehen hatte. Dann sprang sie plötzlich auf, ergriff Valeska's Hand, preßte sie auf ihr Herz und rief:

„Hörst du nun, wie's pocht? Und nicht wahr, jetzt — jetzt kann ich singen, Valeska?!" Valeska fühlte, daß das Herz schlug, als wolle es die Brust zersprengen; zugleich glühten Josephinens Augen und Wangen wie im Fieber. Sie umfaßte sie angstvoll und sagte:

„Um Gotteswillen, theures Kind, du bist krank und außer dir!"

„O ja: krank und außer mir — sie haben mich dazu gebracht! Weißt du, Valeska, was eine Mutter thut? Sie hetzt ihr Kind in die Verzweiflung hinein und dann streichelt sie es und ist zärtlich mit ihm und singt ihm Wiegenlieder: ‚Schlafe, mein Püppchen, schlaf ein!' O, aber ich kann nicht mehr schlafen, ich will nicht mehr schlafen: ich bin aufgewacht und nun ist es so entsetzlich hell um mich geworden. Ich sehe Alles, aber das Licht hat mir das Herz versengt! Ich habe keine Eltern mehr und der mir mehr war als Vater und Mutter — er hat mir Lebewohl gesagt, Lebewohl für immer und immer!"

Ihre Stimme, die erst in der furchtbarsten Aufregung gebebt hatte, brach bei den letzten Worten in Weinen und sie sank jetzt erschöpft zusammen. Valeska war in der tödtlichsten Angst. Sie trug den zarten Körper auf das Sopha und suchte ihn aus seiner Ohnmacht zu erwecken; doch erst nach einer Weile schlug Josephine die Augen auf und kam allmälig wieder zum Bewußtsein.

„Wo bin ich?" fragte sie, als sie Valeska's bleiches, kummervolles Gesicht über sich geneigt sah.

„Bei deiner Valeska, Josephine, die ihr Herzblut hingeben möchte, um dich glücklich zu wissen!"

„O, ich erinnere mich jetzt an Alles," sagte Josephine, indem sie sich mit der Hand über die Stirn fuhr. „Armes Herz, ich habe dich wohl recht erschreckt? Aber vergiß jetzt Alles, Valeska, denk', ich hätte im Fieber gesprochen — und im Fieber sagt man ja Manches, von dem das Herz nichts weiß! Nun, ich muß mich zusammennehmen, daß ich gesund werde, denn übermorgen ist meine Hochzeit! Du feierst sie doch mit mir, Valeska?"

„O Josephine," rief diese unter ausbrechenden Thränen, „zwinge dein Herz zu keiner unnatürlichen That: bedenke — es ist noch Zeit!"

„Thorheit, Liebe!" sagte Josephine mit einem Male wieder lächelnd. „Lessen liebt mich ja so sehr und ich — ich habe ihm auch gesagt, daß ich ihn liebe und glücklich mit ihm zu sein hoffe; wir werden gewiß recht glücklich sein, Valeska; die Mutter sagt es mir immer. Du aber, laß deine Thränen, es ist ja nichts so Unerhörtes, daß man den Einen scheiden und den Anderen kommen läßt! Alle Tage geschieht so etwas, sagt die Mutter."

Sie hatte die Ruhe wiedergewonnen, die sie zu Anfang der Unterhaltung gezeigt, und so wenig Valeska sich auch jetzt noch durch dieselbe täuschen ließ — Josephine hielt ihre Gefühle verschlossen und es war weiter kein Geständniß, keine Mittheilung von ihr zu erlangen. So liebe-

voll sie sich im übrigen gegen die Freundin zeigte, fühlte diese sich zu ihrem Schmerz mit all ihrem Verlangen zu trösten und zu helfen zurückgewiesen. Als nach einer Weile der Horstig'sche Bediente kam, um das Fräulein heim zu geleiten, umarmte Josephine die Generalin noch einmal zärtlich und erinnerte sie beim Abschied in ruhigem Ton an ihr Versprechen, zur festgesetzten Zeit zu ihr zu kommen, um ihr den Kranz aufzusetzen.

Valeska verbrachte eine schlaflose Nacht. Es war ihr zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß Erich noch in Josephinens Herzen lebte und daß sie nur widerwillig Lessen die Hand reichte. Ein bitteres Gefühl gegen die Mutter, welche das arme Kind in diese unselige Lage gebracht hatte, stieg in ihrer Seele auf und zugleich beklemmte sie das Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht, dem Einfluß dieser Frau gegenüber, auf das schmerzlichste. Aber dennoch — daß Josephine in dem gegenwärtigen Augenblicke, dem Zustande, in welchem sie dieselbe noch gestern gesehen, dem Verlobten ihre Hand reichte, war ja eine Unmöglichkeit! Sie beschloß, ihr Aeußerstes bei der Commerzienräthin zu wagen, um ihr mütterliches Herz wenigstens so weit zu rühren, daß die Verbindung noch aufgeschoben würde.

So früh ihr die Sitte einen Besuch irgend gestattete, eilte sie nach der Horstig'schen Wohnung und ließ die Mutter um eine Unterredung bitten. Dieselbe empfing sie artig, aber es entging Valeska doch nicht, daß das Willkommen kein herzliches war, daß sie sich zur Abwehr irgend eines Angriffs oder auch nur eines Anliegens rüstete. Vorsichtig, aber doch mit großem Ernst theilte sie nun der Commerzienräthin ihre Zweifel mit, ob Josephine ihrem Verlobten in wirklicher Neigung zugethan, vor allem aber, ob sie gegenwärtig ihrer vollen Ueberlegung mächtig sei, so daß man sie ohne Gefahr einen unwiderruflichen Schritt thun lassen dürfe. Die Dame hörte Valeska's eindringlichen Worten kalt und ruhig zu, und erwiederte dann, daß sie ihr für die Sorge um ihre Tochter danke, selbst wenn sie sich zu weit von derselben treiben lasse, daß aber gewiß Niemand der Mutter die Einsicht in ihres Kindes Herz bestreiten würde, und gerade diese lasse sie das Glück derselben erkennen. — Und als Valeska dann dringender wurde, als sie ihr den Vorfall des gestrigen Abends mittheilte, lächelte sie halb spöttisch und suchte Alles mit der Aufregung zu erklären, welche bei einem jungen Mädchen, das unmittelbar vor ihrer Hochzeit stehe, sehr natürlich sei.

„Daß Josephine leicht etwas phantastisch ist," sagte sie, „haben Sie längst gewußt, Frau Generalin, und dürfen sich deshalb nicht darüber wundern, daß sie auch einmal mit Bildern und Vorstellungen spielt, die einer vergangenen Zeit angehören. Sie selbst hat ja Gottlob jenen Irrthum ihres Herzens richtig genug erkannt und daher darf uns diese kleine momentane Anwandlung widerspruchsvoller Stimmung — wir kennen dieselbe ja bei meiner Tochter! — nicht im geringsten beunruhigen!"

Noch gab Valeska nicht nach — noch beschwor sie die Commerzienräthin, nur einen kurzen Aufschub, eine Frist von wenigen Tagen zuzulassen, damit Josephinens Gemüth sich erst wieder beruhigen könne — aber mit Entschiedenheit ward ihr Begehren zurückgewiesen. Die kurzen und dürren Worte der Commerzienräthin waren:

„Sagen Sie selbst, Frau Generalin, wie wir dies Aufsehen vor der Welt — von dem Bräutigam gar nicht einmal zu reden — entschuldigen wollten! Die unselige erste Verlobung Josephinens und deren unvermeidliche Lösung haben ohnehin Stoff genug zum Gerede gegeben, so daß wir nicht wünschen können, uns aufs neue allerlei Deutungen auszusetzen. Das erste Mal waren fremde Hände geschäftig, eine Verbindung zu knüpfen, die sich bald genug als unhaltbar herausgestellt hat, darum bin ich jetzt entschlossen, keine Einmischung von anderer Seite in das Geschick meiner Tochter wieder zuzulassen."

Valeska schwieg zu der kränkenden Bemerkung und erkannte nur seufzend die Unmöglichkeit, an dieser Stelle das Geringste auszurichten. Auf ihre Frage nach Josephine ward ihr entgegnet, daß dieselbe schon ausgegangen sei und wohl auch im Lauf des Tages schwerlich zu sprechen sein dürfte, da der Bräutigam seine Verlobte ohne Zweifel völlig in Anspruch nehmen würde. Es ward ihr klar, daß die Mutter jede weitere Unterredung mit dem jungen Mädchen zu hintertreiben entschlossen war.

Fast trostlos kehrte Valeska in ihre

Wohnung zurück. Sie zermarterte sich mit Grübeleien, was sie noch zur Rettung des unglücklichen Mädchens thun könne, und verwarf doch wieder einen Gedanken nach dem andern. An den Vater konnte sie sich nicht wenden, selbst wenn sie sich die geringste Hülfe von ihm hätte versprechen dürfen, denn sie hatte erfahren, daß er eine Vergnügungstour mache und erst kurz vor der Trauung wieder eintreffen würde; den Gedanken, sich Lessen selbst mitzutheilen, seinem Edelsinn Alles anzuvertrauen und dann von seiner gesunden Vernunft mindestens einen Aufschub zu fordern, mußte sie aufgeben, denn sie mußte sich sagen, welches Unheil daraus entstehen könne, wenn sie dem jungen, ihr fast völlig unbekannten Manne Zweifel an der Gesinnung, der Liebe seiner Braut einflößte. Und dann — die Ueberlegung kam ihr fast tröstlich — was erwartete Josephine, wenn die Verbindung gelöst oder auch nur hinausgeschoben wurde? Etwa Ruhe und Frieden im Elternhause, in einer Fortführung des Lebens, das sie bis an den Rand des Abgrunds gebracht hatte? Es war nicht anders, sie mußte sich sagen: die einzig mögliche Rettung für Josephine lag jetzt vielleicht nur noch in der Verbindung mit einem Manne, der ihr von allen Seiten als achtungswerth geschildert ward — wenn auch die Liebe diesem Bunde fehlte; und sie — sie konnte nichts thun, als die Freundin in heißem Gebet dem Schutze des Allmächtigen zu empfehlen; er allein verstand hier zu helfen! — Dennoch, obgleich sie ihr Herz durch ihr Gebet beruhigt zu haben glaubte, dennoch war es ihr bei jedem Glockenschlage, den sie in dieser schlaflosen Nacht hörte, als rücke das unabweisbare Verhängniß um einen Schritt näher.

Endlich kam der Morgen und mit ihm die Stunde, wo sie zu Josephine kommen sollte. Mit bangen Empfindungen trat sie ihren Weg an und ihr Herz klopfte stärker und stärker, je mehr sie sich der Horstig'schen Wohnung näherte, so daß es fast ihrer Erwartung zu entsprechen schien, als sie beim Eintritt in dieselbe eine gewisse Unordnung und Verwirrung wahrnahm, die hier herrschte. Die halbvollendete Ausschmückung der Hausflur, der breiten Treppen, an denen die Guirlanden, die hier befestigt werden sollten, lose herabhingen, ließen auf eine plötzlich eingetretene Störung schließen, denn Niemand war in diesem Augenblick mit dem Werk beschäftigt, vielmehr eilten Verschiedene von der Dienerschaft anscheinend verstört hin und her und als sie sich ihnen näherte, bemerkte sie einen auffallenden Ausdruck von Schreck und Bestürzung auf allen Gesichtern. Ihre hastigen, von einer unbestimmten Angst eingegebenen Erkundigungen nach dem Fräulein wurden scheu und mit verlegenem Ausweichen beantwortet und vielleicht nur um weiteren Fragen zu entgehen, öffnete man ihr die Thür des Wohnzimmers.

Mit Weinen und Händeringen trat ihr hier die Commerzienräthin entgegen.

„Allmächtiger Gott, was ist hier geschehen?“ rief Valeska in tödtlicher Angst.

„O mein Kind, mein Kind! ich überlebe es nicht!“ jammerte die Mutter. „Wodurch haben wir das verdient?!“

Valeska's Knie drohten unter ihr zu brechen. „Ist sie todt?“ preßte sie heraus.

„Nein, nein! aber — o es ist schrecklich! Wie sind wir niedergeworfen vor der Welt und wie wird sie jetzt auf uns blicken!“ stieß die Commerzienräthin wieder fast außer sich heraus.

Valeska vermochte die Pein der Ungewißheit nicht mehr zu ertragen, oder noch länger mit der Mutter zu reden, sie flog auf dem so oft von ihr betretenen Wege die Treppe hinauf nach Josephinens Zimmer.

Noch ehe sie dasselbe erreicht hatte, schallten ihr Töne entgegen, die das Blut in ihren Adern erstarren machten: es waren abgerissene Weisen, Bruchstücke von Tanzmelodien, die sie hörte, und die Stimme, welche sie sang, kannte sie, so seltsam und unheimlich die Laute auch klangen. Im nächsten Augenblicke hatte sie die Thür aufgerissen und starrte auf den Anblick, der sich ihr darbot. Dort, in der Mitte des Gemachs, stand Josephine, angethan mit dem reichen Brautkleide, das aber unordentlich an ihrem Leibe niederhing, in den Händen den Schleier, welchen sie über der Myrtenkrone tragen sollte und mit dem sie phantastische Stellungen und Beugungen nach Art der Ballettänzerinnen ausführte. Nun fing sie an, sich nach dem Tact der Melodie, welche sie sang, bald in raschem, bald in langsamem Tempo tanzend um sich selbst zu drehen. Mit den Fuß-

spitzen schlüpfte sie behende durch einzelne, auf dem Boden vertheilt liegende Sträußchen, die sie aus dem zerrissenen Brautkranz gebildet hatte, und gleich der geübtesten Eiertänzerin verstand sie, sich im schnellsten Wirbel durch dieselben hinzuwinden, ohne die Blüthen und Blätter nur zu streifen. —

Valeska hätte aufschreien mögen bei dem Anblick und doch erstickte der furchtbare Schmerz jeden Laut in ihrer Brust; sie mußte nach einem Halt greifen, um nicht umzusinken, denn sie fühlte, daß ihre Glieder unter ihr brachen. Die Wahrheit drängte sich ihr auf, klar, unbeugsam, entsetzlich! Josephine war wahnsinnig!

Die Unglückliche hatte anfangs den Eintritt der Freundin gar nicht beachtet, sich keinen Augenblick in ihrem unheimlichen Beginnen stören lassen, war es nun aber, daß sie zufällig einen Blick in die Augen that, die mit so unsäglicher Trauer auf sie gerichtet waren und daß dieser Blick einen Schimmer des Verständnisses in ihr hervorrief — genug, sie hielt plötzlich mit Tanzen inne und sagte, indem sie zu Valeska trat:

„Ah, Valeska, du bist zu meiner Hochzeit gekommen, aber ich werde nun nicht getraut, ich muß tanzen! Es thut mir leid, aber ich habe nicht länger Zeit, dir gut zu sein — und ihm auch nicht."

Valeska wollte Josephinens Hand ergreifen, sie nannte ihren Liebling mit den süßesten Namen: es war ihr, als müsse sie mit ihrer Liebe den Bann zu brechen suchen — aber schon hatte das junge Mädchen sich wieder abgewandt und aufs neue begann sie ihren unseligen Tanz, sang sie ihre entsetzlichen Melodien.

So grauenhaft die Scene war, Valeska vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren, bis sie durch Neuhinzutretende eine Veränderung erlitt. Der Commerzienrath, welcher vor einer Stunde zurückgekehrt und dann fortgeeilt war, um Aerzte herbeizuholen, trat in Begleitung seines Schwiegersohnes, der gleichfalls schon die entsetzliche Kunde vernommen hatte, ins Zimmer. Beide waren aufs äußerste verstört und namentlich schien der Vater alle Haltung verloren zu haben. Als Josephine die Herren erblickte, gerieth sie in eine furchtbare Aufregung und schien von einer unsagbaren Angst und Verzweiflung erfaßt zu werden, so daß der Arzt, welcher unmittelbar nach ihnen eingetreten war, mit bestimmten Worten ihre Entfernung verlangte, wie er denn überhaupt bat, daß man ihn eine Weile ganz allein mit der Kranken lasse. Somit verließ auch Valeska das Zimmer. Im Vorgemach traf sie noch einmal mit Lessen zusammen und hörte fast mechanisch zu, als dieser das Mädchen, welches Josephine bediente, inquirirte, um von ihm den Hergang der Katastrophe zu erfahren, da die Commerzienräthin in einem Zustande gänzlicher Unzurechnungsfähigkeit verharrte und Horstig selbst nach Auskunft zu forschen hatte.

Die Dienerin erzählte, daß sie das Fräulein, neben dessen Schlafzimmer das ihrige lag, während der Nacht habe aufstehen und umhergehen hören. Sie sei deshalb zu ihr gegangen, um sich zu erkundigen, ob sie unwohl wäre, von Josephinen aber beruhigt und wieder zu Bette geschickt worden. Ganz früh aber sei dieselbe an ihr Lager gekommen mit dem Befehl, aufzustehen und ihr beim Ankleiden zu helfen. Als sie die Bemerkung gewagt habe, daß ja noch viele Stunden lang Zeit sei, wäre Josephine heftig geworden und während des Anziehens, das gar kein Ende habe nehmen wollen, da die angelegten Kleider stets von ihr wieder abgerissen worden seien, habe sie immer wildere Reden geführt und zuletzt angefangen zu tanzen. „Ich muß nun immerfort tanzen," sagte sie dabei, „so lange bis ich todt bin!" schloß die Dienerin ihren Bericht und fügte noch hinzu, daß sie darauf in der Angst ihre Herrschaft gerufen habe.

Es lag ein solcher Ausdruck von Kummer auf dem Gesicht des jungen Mannes, daß Valeska trotz ihres eigenen Schmerzes von demselben gerührt wurde. Wie hülfesuchend trat er jetzt auf sie zu und sagte:

„Glauben Sie, daß Alles noch gut werden wird?"

Es war ihr unmöglich, ihn mit Hoffnungen zu trösten, die sie selbst nicht theilte — sie wußte, daß die liebliche Blume für immer gebrochen war — und stumm und mit Thränen reichte sie Lessen die Hand.

Die ernste Stimme des Arztes, der jetzt wieder zu ihnen trat, sein Wort, daß er noch nicht „unbedingt" das Schlimmste aussprechen wolle, erschreckte sie kaum mehr; wohl aber fühlte sie, daß hier keine Stätte

länger für sie war, keine Stätte für ihren Trost, ihren Rath und ihre Hülfe — und in tiefer Bekümmerniß verließ sie das Haus. — —

Ein halbes Jahr später wurden die Augen der Welt noch einmal durch einen erschütternden Vorfall auf das Haus gelenkt, welches kaum erst der Schauplatz eines tragischen Ereignisses gewesen war. Der Commerzienrath Horstig hatte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Nach seinem Tode erwiesen sich seine Vermögensverhältnisse als total zerrüttet und man sprach sogar davon, daß öffentliche Gelder, die ihm anvertraut gewesen, nicht mehr in ihrem vollen Bestand gefunden seien, doch verstummte das Gerücht bald wieder, weil Viele vermutheten, weil der Fürst das Fehlende aus seiner Schatulle ersetzt und die Untersuchung niedergeschlagen hatte, um die Ehre des früher hochangesehenen Hauses vor der Welt zu retten.

Was das unglückliche Mädchen von der Sache gewußt, ob der Gedanke, sie habe den Vater vor Entehrung zu schützen, sie neben dem Zureden der Mutter zu einer Verzweiflungsthat getrieben hatte — das blieb für immer ein Geheimniß, denn die Mutter, die Einzige, welche möglicherweise Auskunft hätte geben können, schwieg darüber. Sie verließ die Stadt bald darauf ganz, um in einer anderen Gegend von der kümmerlichen Gnade entfernter Verwandten zu leben.

* * *

Etwa vier Jahre waren seit den erzählten Ereignissen verflossen, als an einem Sommertage ein Herr und eine Dame im leichten, eleganten Wagen einem weitausgedehnten Gebäude zufuhren, welches in einiger Entfernung vor ihnen auftauchte. Dasselbe lag in schöner aber einsamer Umgebung und verrieth mit seinen vielen Nebengebäuden und weitläufigen Flügeln, mit den dicht eingefriedigten Gärten und verschiedenen hochummauerten Höfen deutlich seine Bestimmung: es war die Irrenanstalt des Landes. Beim Näherkommen zeigten sich dann auch die zahlreichen vergitterten Fenster, zwischen denen nur wenige waren, die einen freundlicheren Aufenthalt zu verkünden schienen, indem man sie mit hellen Vorhängen und blühenden Gewächsen geschmückt hatte.

Auf den Zügen der nicht mehr ganz jugendlichen, aber immer noch schönen Frau lag eine leichte Blässe, als ihr Blick über die Außenseite des Gebäudes glitt, und auch auf denen ihres Begleiters war eine innere Bewegung nicht zu verkennen. Er beugte sich zu ihr nieder und sagte:

„Fühlst du dich auch stark genug für das Wiedersehen, Valeska?"

Sie nickte nur und sah mit einem liebevollen Blick zu ihm auf.

Der Wagen hielt jetzt an der verschlossenen Pforte des Thorwegs. Der Diener sprang herab und auf das Läuten der Glocke erschien der Pförtner, um nach dem Begehren der Herrschaft zu fragen. Auf die Erkundigung, ob der Director der Anstalt daheim sei, ertheilte er eine bejahende Antwort und empfing dann eine Karte, auf welcher die Worte standen: „E. Waldheim, Gutsbesitzer und Frau." Der Herr ersuchte ihn dabei, dem Doctor Brauer zu melden, daß die Fremden ihm ihren Besuch zu machen wünschten.

Eine Minute darauf erfolgte die Einladung, das Haus zu betreten, und kaum hatten Erich und Valeska den Wagen verlassen, als ihnen schon der Director, ein Mann in mittleren Jahren und von zugleich ernstem und freundlichem Aussehen, entgegentrat, um seine Gäste in das dem Eingang nahgelegene Besuchszimmer des Hauses zu führen.

Erich beeilte sich, ihm den Grund seines Kommens mitzutheilen.

„Es ist um einer jungen Dame willen," sagte er, „die sich in dieser Anstalt befindet, Fräulein Josephine Horstig" — der Director verneigte sich — „deren Schicksal meiner Frau und mir gleich sehr am Herzen liegt." Er fügte hinzu, daß er sich mit der Letzteren erst seit gestern wieder in der Nähe der Anstalt, dem Gute Fichtenau, befände, nachdem sie jahrelang auf Reisen oder einer entfernten Besitzung gelebt hätten, und wie es sie nun dränge, von dem als ausgezeichneten Psychologen bekannten Arzt Näheres über den seelischen Zustand der Kranken zu erfahren.

Der Director gab eine artige Erwiederung und sagte dann:

„Sie werden kaum in der Hoffnung hierhergekommen sein, viel Erfreuliches

zu hören, da Sie, wie ich nach ihren Worten annehmen darf, mit dem früheren Leben des Fräuleins bekannt sind; ja, mit der Katastrophe, welche den Ausbruch ihrer Geistesstörung begleitete, werden Sie wahrscheinlich vertrauter sein als ich selbst, indem ich erst ein Jahr später, nach dem Tode meines Vorgängers, die Anstalt übernahm und mich daher nur auf Erzählungen Dritter stützen konnte. Indessen sind mir die einzelnen Umstände auch verhältnißmäßig unwichtig, wie ich denn den Grund zu der Krankheit des jungen Mädchens in ihrem ganzen früheren Leben, der Erziehung, die ihr zu Theil geworden ist, suchen muß.

„Es ist ein Wort von verhängnißvoller Wahrheit, was einer unserer ausgezeichnetsten Seelenkundigen, der Arzt und Dichter Feuchtersleben, gesprochen hat, daß in jeder Menschenbrust ein entsetzlicher Keim von Wahnsinn schlummere und daß demselben entgegengearbeitet werden solle mit allen thätigen Kräften der Seele. Daß aber diese Kräfte hier lahm gelegt worden sind, daß die, wie es scheint, an sich geringe Willenskraft der Unglücklichen durch die Erziehung nicht gehoben, vielmehr gänzlich vernichtet worden ist — das war ihr Verderben und darin liegt auch der Grund, weshalb wir sie zu den unheilbaren Kranken unserer Anstalt zählen müssen."

„Also Sie geben uns nicht die geringste Hoffnung?" fragte Valeska traurig, aber doch ohne Ueberraschung.

„Für ihre Herstellung keine," sagte der Arzt ernst. „Darum aber glaube ich, werden Sie es als einen Trost aufnehmen, wenn ich Ihnen sage, daß nach meiner Ansicht bald ein höheres Licht für die umnachtete Seele aufgehen wird.. Es haben sich seit einiger Zeit Symptome eingestellt, die eine nahe Auflösung verkünden, und ich irre mich wohl nicht, wenn ich glaube, daß das Leben der Kranken sanft und ruhig enden wird, gleich wie ein Licht, das ein Hauch auslöscht."

„Und wie ist dies Leben jetzt?" fragte Valeska, ihre Thränen kaum noch bemeisternd.

„Still und fast heiter;" entgegnete der Director. „Sie ist freundlich und geduldig und so genügsam und leicht zu erfreuen wie ein Kind. Die Summe für ihren Unterhalt fließt mir alljährlich aus unbekannter Hand zu, indem sich die Geber nur als die Freunde und Vormünder der Kranken bezeichnen, immer aber ist der Sendung die Bitte hinzugefügt, daß Alles für ihre Bequemlichkeit und Erheiterung gethan werde, was irgend mit den Regeln der Behandlung übereinstimme. Leider ist es indessen sehr wenig, was in dieser Beziehung geschehen kann, da sie nur eine besondere Lieblingsneigung hat, nämlich für Blumen, und da lassen wir es dann allerdings unsere Sorge sein, daß sie stets eine Auswahl der schönsten und seltensten beisammen hat, mit denen sie sich tagelang beschäftigen kann, um sie mit feinem Geschmack zu Sträußen zu ordnen und sie an die, welche sie gern hat, zu verschenken."

„Hat die Musik keine Wirkung mehr auf sie?" fragte Erich bewegt. „Ihr Sinn für dieselbe war früher sehr groß."

„Ich gestehe, daß ich selbst daran als an ein Reizungs- oder Erheiterungsmittel gedacht habe," entgegnete der Director, „da ich erfuhr, daß sie eine schöne Stimme gehabt und gern gesungen habe. Aber mit ängstlicher Hast lehnte sie jede Aufforderung, sich hören zu lassen, ab und sagte: „Ich kann nicht singen, denn mein Herz kann nicht mehr klopfen und ist ganz todt!"

Beide Gatten schwiegen eine Weile erschüttert still, dann äußerte Valeska ihr Verlangen, die Kranke zu sehen, und richtete ihre Augen fragend auf den Arzt, ob er seine Zustimmung geben könne.

„Ich stehe nicht an, Ihnen den Wunsch zu gewähren, gnädige Frau," war seine Antwort, „aber allerdings würde ich dann Sie allein bitten, mir zu der Kranken zu folgen, denn dieselbe wird immer sehr traurig, wenn sie sich Männern gegenübersieht. ‚Sie haben es verschuldet,' sagt sie, ‚daß ich nicht mehr lachen kann.' Darum sorgen wir dafür, daß außer mir und meinem Assistenzarzt keine männliche Person in ihre Nähe kommt."

Erich, der sehr bleich geworden war, erklärte, daß er hier die Rückkehr seiner Frau erwarten wolle.

Es war ein freundliches, helles Gemach, welches Valeska wenige Minuten später an der Seite des Directors betrat, bequem und sogar mit dem Luxus ausgestattet, an welchen Josephine von jeher gewöhnt gewesen war. Die Sonne schien warm und heiter herein und ihre Strahlen legten sich

um das Haupt des jungen Mädchens, das in der Mitte des Zimmers saß, umgeben von Vasen und Körben voll der köstlichsten, duftigsten Blumen. Auch auf ihrem Schoße lagen Blumen und augenscheinlich hatte sie sich beim Eintritt der Fremden mit ihnen beschäftigt. Sie trug ein einfaches, weißes Gewand — ihre gewöhnliche Kleidung, wie der Director sagte — das sich gefällig und zierlich um den schlanken, feinen Körper legte, aber durch keinen Schmuck, nicht einmal ein farbiges Band geziert war. Es war, als sei ihr feines Schönheitsgefühl noch jetzt rege und lehre sie, daß jeder künstliche Schmuck die Wirkung des natürlichen, ihrer Blumen, nur beeinträchtigen würde. — „Lieblich noch selbst im Wahnsinn!" hallte es schmerzlich in Valeska's Herzen wieder.

Der Director richtete einige freundliche Worte an die Kranke, welche sie mit der Miene und dem Ton eines schüchternen Kindes beantwortete. Dann hatte auch Valeska sich von ihrer Bewegung erholt, trat an sie heran, legte die Hand sanft auf das immer noch so schöne, blonde Haar und sagte mit dem weichsten Ton: „Kennst du mich noch, Josephine?"

Die Kranke schüttelte mit einem schwachen Lächeln das Haupt. „O nein," sagte sie, „aber ich will dir doch Blumen geben, denn du bist so schön und ich habe dich lieb!"

Damit reichte sie der Fremden den Strauß, welchen sie fertig hatte und den diese unwillkürlich an ihre Brust drückte. Als sie ihr dabei in die Augen blickte, legte sie plötzlich die Hand an die Stirn, als sänne sie einem Gedanken nach, und sagte dann:

„Ich habe dir schon einmal Blumen gegeben — aber das ist lange, lange her; sie sind wohl verwelkt?!"

War es nun auch, als ob ein Blitz des Erkennens in ihre Seele gedrungen sei, so war der Moment doch rasch wieder vorüber, die Hand sank matt in den Schoß nieder und die Züge, die einige Secunden lang einen gespannten Ausdruck gezeigt hatten, waren wieder vollkommen ruhig. Kein weiteres Zeichen verrieth, daß sie wisse, wer neben ihr stand, wer sie mit süßen Namen, den Liebkosungen aus früheren Tagen, nannte und dabei heiße Thränen auf sie niederperlen ließ.

Der Director drückte jetzt leise den Wunsch aus, daß der Besuch beendigt werden möchte. Noch einmal legte Valeska die Hände wie segnend auf Josephinens Haupt, noch einmal hauchte sie einen Kuß auf ihre durchsichtigen Wangen, dann wandte sie sich, um das Zimmer zu verlassen. „Es war das letzte Mal!" sagte sie sich.

Nach einem herzlichen Abschiede von dem Director trat das Paar seinen Heimweg an; aber erst als das liebliche Fichtenau sie wieder empfing, trat bei Beiden die glückliche Gegenwart in ihre Rechte und siegte über die schwermüthigen Erinnerungen an vergangenes Leben und vergangenes Leid. Und als dann auf der Schwelle des wohnlichen Zimmers die Wärterin mit einem holden, etwa ein Jahr alten Kinde den Eltern entgegentrat und dieses seine Aermchen mit hellem Jauchzen und dem Rufe: Mama! Mama! nach der Mutter ausstreckte — da flog ein sonniges Lächeln über Valeska's schöne, edle Züge; sie herzte das kleine Geschöpf mit inniger Zärtlichkeit und legte es dann dem Vater auf den Arm mit den Worten:

„Da, Erich, hab' deine kleine Josephine lieb!"

Er küßte das Kind und sagte leise:

„Möchte sie so lieblich werden wie die, deren Namen sie trägt und — glücklicher!"

Dann aber legte er den Arm um sein treues Weib und zog es fest an sich. Valeska vermochte nicht zu reden, aber sie schmiegte sich an seine Brust und ihre Blicke begegneten sich in unendlicher Liebe.

Die Reorganisatoren des preußischen Staates.

(1807 bis 1813.)

Von

W. Hoffner.

II.

Karl August von Hardenberg.

Es giebt Politiker von außerordentlichen intellectuellen Gaben, welche unter der Leitung eines großen Charakters ungemeiner Leistungen fähig sich erweisen, die aber, selbst

zur höchsten Leitung berufen, stets den Eindruck machen, als blickten sie sich nach dem starken Arm um, an welchen sich zu lehnen ihnen Bedürfniß ist, und über deren Verdienst oder Schuld alsdann die Bedingungen entscheiden, welche sie vorantreiben. Ein solcher war Hardenberg. Hätte er mit Stein zusammen den preußischen Staat leiten können, so wäre er eben der Mann gewesen, was in Stein hindernd war, auszugleichen. Er hätte dem feurig vorandringenden Manne die Kunst seines Benehmens und sein gewinnendes, ja bezauberndes Wesen geliehen. Er hätte den in der Verwaltung aufgewachsenen Staatsmann durch seine Kenntniß des äußeren Departements und der in ihm herrschenden Formen unterstützt. Er hätte den stürmischen Reformer ausgeglichen und versöhnt mit den tief verletzten höheren Klassen, deren Rückstoß unfehlbar sich gegen Stein gewandt hätte, wäre er länger im Amte geblieben. Nun sollte diese weltmännische Natur das Gewicht der inneren Reformen und der großen äußeren Politik allein tragen seit 1809, welches für die mächtigen Schultern des größten deutschen Staatsmannes seit Friedrich dem Großen bemessen war. Anderes kam dazu, was diesem merkwürdigen Manne schwer machte, für große politische Maßregeln mit seiner Person einzustehen, mit ihnen zu stehen und zu fallen, wie doch jeder wahre Staatsmann muß. Es ist ein merkwürdiges psychologisches Drama, das Leben des späteren Staatskanzlers Fürsten Hardenberg.

Er war das älteste von neun Kindern des Generalfeldmarschalls von Hardenberg in Hannover. In Begleitung eines Hauslehrers studirte er in Göttingen, durch dessen Schule ebenso Stein und Humboldt gegangen sind. Denn diese Universität verknüpfte zuerst in Deutschland Geschichte, Recht und Politik und ward daher für den höheren Staatsdienst die allgemeine Schule. Eine aufflammende Neigung für das schöne Fräulein von Münchhausen ward durch das Einschreiten der Verwandten von beiden Seiten zurückgedrängt und Hardenberg ging nach Leipzig, wohl um zu vergessen; erst nach einem Jahr kehrte er nach Göttingen zurück und beendete dort seine Studien. In der Kammer, der höchsten Verwaltungsbehörde in Hannover, fand er dann Anstellung und sein rascher, gewandter Geist durchschaute schnell, wie sehr die Verwaltung dieses Landes der Reform bedurfte. Diese Arbeiten wechselten mit Reisen, welche seinen politischen Gesichtskreis erweiterten. So besuchte er mit seinem Vater England unter den günstigsten Verhältnissen: den alten tapfern Feldmarschall zu ehren eilten alle höchsten Kreise und die Anmuth des Jünglings gewann alle Herzen. Ebenso besuchte er die deutschen Höfe, besonders aber Wetzlar, wohin immer noch der höchste deutsche Gerichtshof mit seinen in der Ferne schwer zugänglichen Einrichtungen, wie zu der Zeit, als da Goethe war, junge Juristen zog. Im folgenden Jahre sah er Frankreich und Deutschland. Schon damals stellte sich seine Lebensweise fest, welche in den heterogenen Anlagen seiner Natur und dem Mangel eines dieselbe beherrschenden starken Willens gegründet war. Er wechselte zwischen tiefem Studium der Verfassung dieses Landes und üppigem, uneingeschränktem Sinnengenuß.

Die Eltern verheiratheten ihn mit der kaum dem Kindesalter entwachsenen fünfzehnjährigen Gräfin Juliane von Reventlow in Holstein. Anmuth, Schönheit, hohe Geburt, sehr großen Reichthum, allen Glanz des Lebens brachte sie ihm zu. Hardenberg selbst war damals vierundzwanzig Jahre alt, die Gestalt von mittlerer Größe, der Körperbau kräftig, er bewegte sich mit großer Gewandtheit und leichtestem Anstande, aus den feurigen Augen und der hohen, gewölbten Stirn sprach ein Geist, der unfehlbar seine Umgebung bezauberte. Wer die Beiden sah, dem schienen sie wie geboren, einander das höchste Glück zu bringen. Doch waren das keine Naturen, welche die Unfertigkeit ihres Charakters in geduldigem Ernst zu bessern die Neigung besaßen. Sie wollten Beide grenzenlos genießen. Sie hatten Beide keine Idee von Ordnung des Hauses und der Verhältnisse. Sie verstanden Beide, bittere Zerwürfnisse im leidenschaftlichen Genuß des nächsten Moments zu vergessen. So ward diese Verbindung für sie die Quelle tiefer Verwicklungen. Nicht lange nach der Verbindung, 1774, traten schon die ersten Zerwürfnisse ein.

Diese Vorfälle, zusammentreffend mit seinem kühnen Auftreten in der Beurtheilung der hannöverschen Verwaltung, führten zu Verwicklungen, welche ihn aus seiner Bahn

warfen. Er hatte dem König in London zwei Denkschriften eingereicht, deren eine die Mängel der Finanzverwaltung, den Druck der Steuerlast schonungslos bloslegte, deren andere die gefährdete politische Lage des Kurfürstenthums darlegte und, ganz wie bald darauf Friedrich der Große, ein Bündniß zwischen Preußen, Hannover, Sachsen, Hessen und Braunschweig anrieth. Verhältniß Beider ward bald ein beliebter Gegenstand in den englischen Tagesblättern. Nur ein königliches Machtwort hinderte, daß Hardenberg sich mit dem Prinzen von Wales mit dem Degen in der Hand begegnete. Hannover war ihm nun verleidet. Und da er sich bereit erklärte, als Reichstagsgesandter nach Regensburg zu gehen, hintertrieben seine Feinde diese Ernennung.



Fürst Karl August von Hardenberg.

Diese Denkschriften erwarben ihm ebenso viel Feinde als Bewunderer. Und ein Vorfall kam, welcher den Feinden eine furchtbare Blöße bot. Als geheimer Rath der Kammer war er mit seiner Gemahlin nach London gegangen und Beide überließen sich dort, gefeiert in der ersten Gesellschaft, dem Uebermuth wenig gezügelter Leidenschaften. Unter den Verehrern der schönen Frau gewann nach einiger Zeit der englische Thronfolger allen Anderen den Vorrang ab. Das So trat er aus dem Staatsdienst. Die Familie empfand aufs tiefste, was geschehen war.

Aber dies war keine Natur, an der Treulosigkeit eines schamlosen Weibes zu Grunde zu gehen. Auf Vermittlung eines seiner Verwandten trat er 1782 in braunschweigische Dienste, als wirklicher Geheimerath. Seine Reformthätigkeit in dem Herzogthum war durchgreifend. Er begann auch hier mit den Finanzen und setzte die

Steuern des Bauernstandes herab, belebte durch Unterstützungen des Staats die Gewerbthätigkeit. Ein Amt nach dem andern übertrug ihm das Vertrauen des Herzogs, bis er schließlich das Herzogthum regierte. Es scheint inzwischen, daß die Verwirrungen seiner persönlichen Lage ihm auch hier den Aufenthalt verleideten. Er machte mit Frau von Hardenberg in Braunschweig ein glänzendes Haus. Sie überboten sich in Verschwendung. Rücksichtslos fast gegen den äußeren Anstand, gab sich Hardenberg allen sinnlichen Genüssen hin. Und als die Scheidung von seiner Frau vollzogen war, verband er sich, ehe noch irgend die Geldangelegenheiten geordnet waren, mit einer schönen Frau, für die er schon seit Jahren eine leidenschaftliche Liebe gehegt hatte, Sophie von Lente, geborene von Heßberg. Nur das außerordentliche Wohlwollen des Herzogs machte es ihm möglich, sich pecuniär zu halten. Hardenberg wünschte einen Wechsel des Ortes.

1786 hatte der König von Preußen Hardenberg kennen gelernt, als derselbe im braunschweigischen Auftrag das Testament Friedrich's des Großen nach Berlin überbrachte. Er hatte die gewinnende Persönlichkeit desselben nicht vergessen. Er sandte ihn nun nach Ansbach und Baireuth in eine höchst bedenkliche Stellung, welche zu beherrschen gerade Hardenberg sehr geeignet erschien. Es galt, den Markgrafen, dessen Land später dem Erbrecht nach an Preußen fiel, zu beaufsichtigen und zu lenken. Hardenberg scheute schlüpfrige Wege nicht, dem Markgrafen die Abtretung des Landes zu seinen Lebzeiten abzugewinnen. Er leitete alsdann in fast selbständiger Stellung als Statthalter diese Fürstenthümer. Er reformirte nach preußischem Muster.

Die großen Weltbegebenheiten riefen ihn 1795 aus Baireuth zu einer hervorragenden, aber nichts weniger als erfreulichen Rolle. Der Minister Graf von der Goltz war inmitten der Baseler Friedensverhandlungen plötzlich gestorben und Hardenberg ward ernannt, diese Verhandlungen von preußischer Seite fortzuführen. Es war ein unseliges Debut eines Staatsmanns, mit dem Abschluß dieses für Deutschland verderblichen Friedens zu beginnen. Zugleich trat von da an die Eifersucht von Haugwitz Hardenberg entgegen. Er wußte ihn auf die innere Verwaltung der Fürstenthümer zu beschränken und auch hier dadurch zu hemmen, daß er ihn zwang, von Berlin aus dieselbe zu führen. Alle stimmen überein, daß diese Verwaltung vortrefflich war. Die Irrnisse seines persönlichen Lebens hafteten nach wie vor an ihm. Die leidenschaftliche Liebe, die er einst für seine zweite Gemahlin genährt, war erloschen. Schönheit, Zartheit, reiche Empfindung, aufrichtige Erwiederung seiner Liebe hatten nicht vermocht, den in seinen Neigungen so Wankelmüthigen dauernd zu fesseln. Von neuem wirkte seine eigene Verschuldung auf die Gesinnung der Frau zurück und auch diese zweite Ehe ward gelöst. Nicht genug damit. Eine Schauspielerin, die aller Reize des Geistes und des Körpers entbehrte, Charlotte Lengenfeld, verstand es, ihn in ein dauerndes Verhältniß zu verwickeln. Nachdem sie sich von ihrem Ehemann getrennt, begleitete sie ihn nach Basel, Ansbach, Berlin. Durch einen festen Willen, verbunden mit der Absicht und der Kunst, Hardenberg zu lenken, erreichte hier eine Frau, die in Allem tief unter ihm war, was Anmuth, Liebe und Geist nicht über ihn vermocht hatten. Weder die Bemühungen der Familie, noch die unangenehmsten Scenen mit der Geliebten selber, die auf maßlosen Forderungen fest zu bestehen pflegte, vermochten dies Verhältniß zu lösen. Ja der ihn umgebende Widerstand, zusammen mit einer solchen Charakteren eigenen marklosen Güte, trieb ihn nur weiter. Er erhob sie 1807 zu seiner Gemahlin. Dies war ein bequemes Verhältniß für ihn, das weder nach innen Treue, noch nach außen gemessene Repräsentation von ihm forderte. Allen vorübergehenden Anwandlungen der Sinne durfte er sich überlassen. Aber es zerstörte zugleich in ihm jede heroische Regung des Ehrgefühls. Es isolirte ihn, auch in den höchsten Stellungen. Es fesselte ihn an seine hohen Posten. Denn nur auf diesen überwand er den Widerstand der Welt.

Man kann nicht umhin, eine allgemeinere Betrachtung hier anzustellen. Die Leidenschaften greifen das Innerste des Charakters an, wo sie denjenigen abhängig machen von einer äußeren Lage, welche doch nur nach den höchsten Gesichtspunkten mit dem ganzen Gefühl der Verantwortlichkeit behandelt werden dürfte. In dieser Art aber

waren die Staatsmänner der Wiener Verträge und der Restauration abhängige Naturen. Metternich, Gentz, Hardenberg hatten nicht den Muth, ihre Pflicht gegen Deutschland zu erfüllen, weil sie nicht den Muth hatten, ihre Stellungen zu wagen. Es ist unzureichend, nur von Hardenberg's Schwäche zu reden. Dieser hochbegabte Staatsmann ist Deutschland dadurch auf eine so verhängnißvolle Weise verderblich geworden, daß er, nach der persönlichen Lage, in welche seine Leidenschaften ihn versetzten, gar nicht daran denken konnte, an die Gesichtspunkte, welche seine politische Ueberzeugung ausmachten, seine Person zu setzen. Indem er sie geltend machte, mußte er gleichzeitig im Auge behalten, nicht gegenüber dem König mit ihnen zu stehen und zu fallen, nicht um ihn her Intriguen das Uebergewicht zu verschaffen, nicht allzu mächtige Feindschaften hervorzurufen. Durch seine Naturanlage befähigt, durch Anmuth des Betragens überall zu versöhnen und zu gewinnen, Persönliches und Sachliches zu verknüpfen, Gegensätze zu vermitteln, entwickelte er zunehmend in sich die Neigung, auch in den größten Verhältnissen, in welchen männliche Beharrlichkeit erfordert war, seinen persönlichen Bedürfnissen und den Neigungen seiner Natur nachzugeben auf Kosten der Sachen. Stein, der ihn festgehalten hätte durch eine Art physischer Gewalt, welche ein solcher gewaltig sich äußernder Wille über Naturen von Hardenberg's Art hat, hatte seit 1809 keine amtliche Stellung, die seinen Einfluß auf Hardenberg gesichert hätte. Humboldt, in dem freies Interesse an den Sachen, unbestechlicher Wahrheitssinn und klarer Wille zusammentrafen, um ihn überall zum denkbar trefflichsten Rathgeber zu machen, war doch in der Hardenberg untergeordneten Stellung, die er einnahm, durch die geschlossene Kühle, in welcher sein Wille hervortrat, nicht der Mann, den Minister zu bewegen, ja zu bezwingen. So nahmen die Dinge ihren unseligen Lauf.

Seit 1804 erlangte Hardenberg das Uebergewicht über Haugwitz und leitete mit Unterbrechungen die auswärtige Politik Preußens. Es kann hier nicht meine Absicht sein, in diese verwickelten politischen Verhältnisse unseres Jahrhunderts einzugehen. In den Gesichtskreis dieser Darstellung fällt erst seine Thätigkeit, seitdem er 1810 an die Spitze aller Geschäfte Preußens gestellt ward und sonach die Aufgabe vor ihm stand, die von Stein begonnene Reorganisation des Staates fortzuführen.

Am 6. Juni 1810 ernannte ihn der König zum Staatskanzler und beauftragte ihn mit der Leitung aller äußeren und inneren Angelegenheiten.

Wir besitzen eine höchst merkwürdige Denkschrift Hardenberg's, in welcher dieser Staatsmann, fern von den Geschäften, die „Reorganisation des preußischen Staates" in Grundzügen entwirft. Es war, als er unmittelbar nach dem Frieden von Tilsit dem Argwohn Napoleon's hatte weichen müssen und Stein an seine Stelle getreten war. Die Größe der Zeit erhob ihn gewissermaßen über sich selber. „Mußte ich," schrieb er damals an Stein, „nicht darauf rechnen, daß Sie jede persönliche Rücksicht bei Seite setzen werden, um die Befriedigung zu haben, den Staat zu retten, dem Sie seit Ihrer Jugend Ihre Kräfte geweiht hatten? Es ist von größter Wichtigkeit, daß Sie sich ohne Zögern zum König begeben. Die ersten Augenblicke werden die größte Sorgfalt erfordern. Der König hat durch das Unglück viel gewonnen und seine Ausdauer macht ihm Ehre." Dies war auch die Voraussetzung, unter welcher er wagte, aufgefordert von dem König, ihm die folgenden Gesichtspunkte darzulegen.

Diese Gesichtspunkte sind von höchstem Interesse. Man ist heute, unter dem Einfluß der letzten Begebenheiten, nicht selten ungerecht gegen den Einfluß, welchen Frankreich auf unsere politische Entwicklung gehabt hat. Sicher müssen wir unsere Auffassung dessen, was in der Revolution geschah, modificiren. Das Heroenthum der heutigen Commune wirft ein unheimliches Licht auf das Heroenthum der revolutionären Ausschüsse jener Zeiten rückwärts. Indem wir heute nothgedrungen lernen, Lüge und Wahrheit in der Phraseologie Frankreichs zu scheiden, sehen wir uns genöthigt, rückwärts in den berühmtesten Reden der Führer der Revolution dieselbe Scheidung vorzunehmen. Aber diese gerechte Kritik hindert nicht eine gerechte Anerkennung. Unsere Nation erhielt durch die Revolution und die von ihr ausgehende Propaganda Antriebe, welche uns von

größtem Werthe waren. Die französische Revolution wirkte auf die deutsche Reform. Sie that es, indem sie im populären Geiste und in der Klasse der Schriftsteller neue Ideen in Bewegung brachte und neue Ziele aufstellte. Sie that es, indem sie durch die Gewalt der Waffen und das politische Uebergewicht in Europa, welches sie unter Napoleon's Führung erlangte, die deutschen Regierungen nöthigte, den Wettlauf der Freiheit mit dem aus der Revolution entsprungenen französischen Kaiserthum einzugehen.

Hardenberg, welcher von der äußeren Politik nunmehr herkam, welcher die Reorganisation unter dem Gesichtspunkt eines Mittels für die politische Selbsterhaltung Preußens auffaßte, stellt diesen Gesichtspunkt nackt und einfach voran.

Die französische Revolution, sagt er, gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Das Veraltete ward zerstört. Die schlafenden Kräfte wurden geweckt. Die benachbarten Regierungen sahen den Einfluß der Revolution auf ihre eigenen Länder wachsen von Tag zu Tag und die Mittel selber, zu welchen sie griffen, verstärkten nur dies Wachsthum. „Der Wahn, daß man der Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung der durch solche geltend gemachten Grundsätze entgegentreten könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu fördern und derselben eine, stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergang oder der erzwungenen Annahme derselbe entgegensehen muß; ja selbst die Raub-, Ehr- und Herrschsucht Napoleon's und seiner begünstigten Gehülfen ist dieser Gewalt untergeordnet und wird es gegen ihren Willen bleiben."

Nun zieht Hardenberg seine politische Folgerung.

„Also eine Revolution im guten Sinne, gerade hinführend zu dem großen Zweck der Veredelung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder von außen, das ist unser Ziel, unser leitendes Prinzip. Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung, dies scheint mir die angemessene Form für den jetzigen Zeitgeist."

Es ist beachtenswerth, wie diese ursprüngliche politische Ideenreihe Hardenberg's ihn, hätte er selbständig die Reorganisation Preußens übernommen und hätte er die Kraft gehabt, inmitten aller Hemmungen sie durchzuführen, einen ganz andern Weg geführt hätte, als welchen Stein zur selben Zeit einzuschlagen begann, in der Hardenberg dies niederschrieb. Der Gegensatz der Charaktere entscheidet auch hier. Stein, gegenüber der aus der Revolution erwachsenen furchtbaren Macht, stemmt sich nur um so fester auf die ureigenen Bedingungen und Charakteranlagen seines Landes, seiner Nation. Hardenberg, beweglich, gewandt, geneigt zum Vortheil zu wenden, was andere besaßen, ließ sich von den Erfolgen Frankreichs fortreißen und sah allein in mäßiger Aufnahme der dortigen Ergebnisse in die eigene politische Entwicklung Rettung. Hardenberg hatte sich durch den Gang seiner persönlichen Schicksale von den Interessen seines Standes losgelöst. Stein besaß die geistige Größe, diese Interessen den Staatsinteressen unterzuordnen, aber mit starker Betonung hob er sie jederzeit hervor.

So fordert denn Hardenberg als leitende Maxime für die innere Verwaltung nach französischem Muster „möglichste Freiheit und Gleichheit." „Jede Stelle im Staat, ohne Ausnahme, sei nicht dieser oder jener Kaste, sondern dem Verdienste und der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen. Jede sei der Gegenstand allgemeiner Aemulation, und bei Keinem, er sei noch so klein, noch so gering, tödte der Gedanke das Bestreben: Dahin kannst du bei dem regsten Eifer, bei der größten Thätigkeit, dich fähig zu machen, doch nie gelangen. Keine Kraft werde im Emporstreben zum Guten gehemmt."

Dies also waren die durchgreifenden politischen Gesichtspunkte, mit welchen im Sommer 1810 Hardenberg an die Spitze der Geschäfte trat.

Die Basis aber, von welcher aus er weiter zu bauen gedachte, war die Vervollständigung der socialen Umbildung durch Stein, indem besonders auch der Verkehr von seinen Fesseln befreit wurde; alsdann eine durchgreifende rationelle Steuergesetzgebung. Dies waren die Gedanken, welche

er mit den Erfahrungen vieler in der Verwaltung zugebrachter Jahre mitbrachte. Leider ist das Verdienst ihrer Durchführung sehr wesentlich durch die Schwäche eines Charakters beeinträchtigt worden, welcher erschrak vor dem Lärm der höchsten Klassen über den Verlust ihrer Privilegien, und zurückscheute davor, sich mit den Tüchtigsten zu umgeben, welche tüchtige Arbeit und solide rasche Durchführung ermöglicht hätten.

So ging denn der Minister in folgender Ordnung mit seiner Reform vor. Am 27. October 1810 legte er dem König einen Gesetzentwurf zur Unterzeichnung vor, in welchem die Steuerfreiheit des Adels aufgehoben und die Aufstellung eines allgemeinen Landescatasters befohlen wurde. Den 30. October legte er dem König einen zweiten Gesetzentwurf vor, in welchem die geistlichen Güter eingezogen wurden, um mit ihnen einen Theil der Staatsschuld zu bezahlen. Dann folgte den 2. November das Gesetz über Zünfte und Gewerbefreiheit.

Hier ist denkwürdig, wie wörtlich durchgeführt das von Hardenberg aufgestellte Problem in diesen drei Verordnungen erscheint. Aehnliche Decrete hatte die französische Nationalversammlung zwanzig Jahre früher erlassen, und der preußische Staat hatte in seiner Gesetzgebung innerhalb sechs Tagen einen Cyklus durchlaufen, den zu durchlaufen die Revolution zwei Jahre gebraucht hatte.

Viel länger dauerte es, bis die Accise zu fallen begann. Hardenberg erkannte ganz genau ihre Unhaltbarkeit. Aber er schwankte lange über das System der indirecten Steuern, welches sie zu ersetzen im Stande wäre. Endlich durch das Gesetz vom 26. Mai 1818 wurden alle Zollinien im Innern aufgehoben und auf die allgemeine Grenze Preußens verlegt: so war der sämmtliche Verkehr im Innern frei. Als Ersatz traten zwei andere indirecte Steuern auf. Eine Verbrauchssteuer, durch Gesetz vom 8. Februar 1819 eingeführt, von folgenden vier Gegenständen inländischer Erzeugung, von Wein, Bier, Branntwein, Tabaksblättern. Die Schlacht- und Mahlsteuer, durch Gesetz vom 30. Mai 1820 eingeführt, nicht neu als solche, wohl aber in dieser gleichmäßigen Durchführung durch 132 Städte der Monarchie. So war die Accise umgeformt in die indirecten Steuern, die bei Eintritt der Waaren aus dem Ausland und ihrer Ausfuhr erhoben wurden, und die Verbrauchssteuern bestanden in inländischen Producten. Den Ausfall mußte endlich eine directe Personensteuer decken, welche unter die Einwohner nach Klassen vertheilt wurde.

Große und schwere Fehler wurden begangen. Ein Chirurg, der einen Arm abnehmen soll und dies ins Werk setzte, indem er füglich einen Finger und so weiter abnähme, würde keinen Dank verdienen. Ist es anders mit den Abgaben eines Staats? Sie sind ein System von Gliedern in der Staatsmaschine, man kann nicht allmälig, stückweise eines nach dem andern abnehmen, ohne unnütze Grausamkeit. Durch Hardenberg's zögernde Reform entstand eine verhängnißvolle Unsicherheit in den Verkehrsverhältnissen. Der erste Grund lag leider auch hier in dem Charakter des Staatskanzlers. Das Gesetz von 1810 über die Durchführung der Grundsteuer rief den Widerstand des ganzen Standes der von Steuern befreiten Grundbesitzer gegen ihn auf. Man zieh ihn jakobinischer Grundsätze: Man intriguirte zu seinem Sturz. In den Provinzialständen organisirte sich ein starker Widerstand. Da wich Hardenberg zurück. Er verzichtete darauf, das Gesetz vom 27. October 1810 uneingeschränkt durchzuführen. Die Grundlage seines Werkes blieb damit schwankend.

Worauf hatte das bisherige Steuersystem Preußens beruht? Die leitenden Grundsätze waren: die directen Steuern werden als unveränderliche Staatsrenten aus dem Grundeigenthum behandelt. Zu ihnen treten die Renten aus dem ansehnlichen Staatseigenthum d. h. den Domänen. Alle Bedürfnisse, welche durch diese Einkünfte nicht gedeckt sind, werden durch indirecte Steuern aufgebracht.

Die Erhebung so hoher indirecter Steuern — denn diese mußten mehr als jene directen vom Grundeigenthum einbringen — war nur möglich durch die berüchtigte Acciseeinrichtung, mit deren letzten Resten wir heute zu kämpfen haben. Wenn heute der Reisende durch die Thore Berlins fährt und ihm die Frage des Zollwächters entgegentönt: Nichts Zollpflichtiges? auf sein verdrießliches Nein dann der Wagen weiterrollt: so mag er daran denken, daß dies ein letzter Rest eines umfassenden,

schwer drückenden Systems ist, das einst auf allem Handel und Wandel im Königreich Preußen lastete. In den fünf alten Provinzen betrugen diese Steuern zwischen acht und neun Millionen. Die Erhebung so hoher indirecter Steuern war aber nur in Folge der Thatsache möglich, daß aller Verkehr in den Städten des Landes concentrirt war. Man behandelte die Städte gewissermaßen als königliche Packhöfe. Da das flache Land seine Bedürfnisse in den Städten holte, ward es mit besteuert. An den Thoren der Städte erhob man diese indirecten Steuern, welche das Haupteinkommen des Staates ausmachten.

Schon seit dreißig Jahren hatte man das Lähmende solcher Binnenzölle für Gewerbe und Verkehr erkannt. Eine der ersten Maßregeln der französischen Nationalversammlung war die Unterdrückung der Zölle im Innern Frankreichs selbst gewesen. Die Freiheit des Verkehrs in der europäischen Gesellschaft ist einen von der Natur der Sache vorgeschriebenen Weg gegangen. Man verlegte zuerst die Zollgrenzen, welche ehedem Orte nächster Nachbarschaft von einander wie durch Schlagbäume geschieden hatten, an die äußeren Grenzen der Staaten.

Man hat in Deutschland dann die Zollgrenzen der einzelnen Zollvereinsstaaten aufgehoben. Endlich schreitet man dazu fort, sowohl die Klassen der zu besteuernden Gegenstände als die Höhe der Steuern an den großen Grenzen der europäischen Staaten zu verringern.

Der Staatskanzler fügte zu den socialen Reformen Stein's, die hauptsächlich den Ackerbau betroffen hatten, solche, welche die Gewerbe betrafen. Den 2. November 1810 legte er dem König den denkwürdigen Gesetzentwurf vor, in welchem die Zünfte aufgehoben und eine völlige Gewerbefreiheit eingeführt wurde, damit jeder Staatsbürger seine Kräfte frei und nach eigener Einsicht gebrauchen könne.

Damit war nothwendig gegeben, daß das Accisesystem fallen mußte. Denn wo Schlagbäume benachbarte Städte von einander scheiden, ist der Freiheit der Gewerbe die Lebensader unterbunden.

Alsdann vermochte er eben so wenig energisch die ergänzenden Maßregeln von hervorragenden Finanzautoritäten durchführen zu lassen. Die erste außer Stein war damals Niebuhr. Dieser war so tief erbittert von der frivolen Art, mit welcher der Staatskanzler die Frage behandelte, daß er trotz der lebhaftesten Bitten desselben sich weigerte, mit ihm gemeinsam zu arbeiten. Damals rief er Schön zu Hülfe. Aber auch Schön, einverstanden durchaus mit den leitenden Gesichtspunkten, war von seinem Finanzplan ganz unbefriedigt. So entsprangen überall aus seinem Wesen Hemmungen.

Von diesen wichtigsten Arbeiten Hardenberg's, welche die Gesellschaft und die Verwaltung betrafen, wenden wir uns zu der Stellung, welche er der großen Verfassungsfrage gegenüber einnahm.

Die Gesellschaft muß die Mittel zu ihren Bedürfnissen aufbringen; aber sie allein vermag auch anzuzeigen, wie sie aufzubringen seien. Ein rationelles Steuer-, Handels- und Finanzsystem in Europa ward erst möglich durch den allmäligen Fortgang der Repräsentativverfassungen. Daher hatte Hardenberg an die neue Gesetzgebung unmittelbar die Aussicht auf eine Repräsentativverfassung geknüpft.

Ich habe erzählt in der Uebersicht über Stein's Wirken, welche Versprechungen gegeben, welche Vorschläge gemacht wurden, vor und unmittelbar nach dem Kriege. Es waren auf dem Wiener Congreß besonders die preußischen Gesandten, welche darauf drangen, daß ein Minimum ständischer Rechte in der Bundesacte selber festgestellt werde. Als dies durch widerstrebende Interessen einzelner Fürsten vereitelt war, als der König zum zweiten Male sein Volk auffordern mußte, in den Kampf zu ziehen, uneingelöst die älteren Versprechungen: da ging Preußen allein vor; der König erklärte den 22. Mai 1815, daß er nach beendetem Kriege dem Lande eine Repräsentativverfassung geben werde.

Als der Krieg beendet war, wurde zunächst die wichtige Organisation der Verwaltungsbehörden vollendet. Was Stein vorbereitet hatte, ward nun abgeschlossen. Denn man trat in definitive Zustände. Den 20. März 1815 erschien das Gesetz, welches den Staatsrath errichtete, auf den Stein von Anfang seiner Laufbahn ab hingewiesen hatte. Ein Ausschuß dieses Staatsraths ward mit Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde beauftragt. Man saß zusammen, berieth, arbeitete.

Da kamen die Gegenwirkungen. Das Studentenfest auf der Wartburg. Stourdza über die Gefahren des deutschen Universitätswesens. Kotzebue's Ermordung durch Sand. Metternich's für Oesterreich höchst scharfsinnige, für Preußen unheilvolle Furcht vor der Ausbreitung der Repräsentativverfassungen.

Hardenberg war von der Partei der Restauration umlagert und bewacht. Sie kannten ihn. Er, der gefürchtete Staatskanzler, beobachtete nicht nur sorgsam jede Wendung seiner Gegner in Berlin und an andern europäischen Höfen, sondern fürchtete sie. Er wollte die Stelle behaupten, die er inne hatte. Er wollte gern den seinen Ueberzeugungen entsprechenden Weg gehen, aber lieber jeden anderen, als die Höhe verlassen, zu der keine Widrigkeit aus seinen persönlichen Verhältnissen hinaufreichte. Er sah den König täglich. Besser als irgend Jemand durchschaute er, daß dieser keine Repräsentativverfassung acceptiren würde. Ja, er sah, daß der König mit Metternich völlig einstimmig war. Damit war ihm die Linie seiner eigenen Politik vorgezeichnet. So trüb als die öffentlichen Verhältnisse waren seine persönlichen. Von seiner dritten Frau hatte er sich durch gütliches Abkommen getrennt. Er selber kränkelte. Ein Nervenschlag endete sein Leben, zu einer Zeit, da Niemand wahrhaft ihn betrauerte als diejenigen, welche von ihm abhingen. Sein einziger Sohn entsagte für sich der fürstlichen Würde und starb ohne Nachkommen. Seine einzige Tochter löste zwei Ehen. So versank ein Geschlecht, welches bestimmt schien, durch ihn zum höchsten Glanz sich zu erheben.

„Man kann," so urtheilte Humboldt über ihn, „mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 wie die Entwicklung eines Dramas betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieselbe für Preußen herbeizuführen, als den seinigen. Ich habe dies inmitten dieser Begebenheiten oft gefühlt." Man darf hinzufügen: in allem Guten und Schlimmen, was in dieser Zeit geschah, leitend durch seine Stellung, bedurfte er für die Durchführung des Guten mächtiger durch die Zeit gegebener Beweggründe und starker ihm zur Seite stehender Naturen; auch das Schlimme war bedingt durch mächtige Verhältnisse und eine Verbindung von Europa leitenden Personen, welchen zu widerstehen ein stärkerer Wille wäre erforderlich gewesen; und ein reinerer, als der seinige war. So versanken die Hoffnungen Deutschlands auf nationale Einheit und auf Repräsentativverfassung während seines Ministeriums, nicht zuletzt durch die Schuld seines Charakters.

Vor hundert Jahren.

Von

Karl von Wehrs.

Welch' byzantinisches „Im Staube sich krümmen" noch vor hundert Jahren selbst bei unsern großen Denkern und Gelehrten möglich war, wenn vom Throne herab ein allerhöchstes Lächeln allergnädigst auf sie fiel, um sie dann allerunterthänigst und in tiefster Devotion ersterben zu lassen in dem Gefühle ihres „Nichts," davon geben mir wieder einmal Briefe Zeugniß, die ich — in alten vergilbten Papieren meines längst verstorbenen Großvaters blätternd — zu Gesicht bekomme.

Diese Briefe stammen von dem berühmten philosophischen Schriftsteller und Herausgeber der viel gelesenen und gepriesenen Werke „Ueber die Einsamkeit" (zuerst in Zürich 1755 erschienen und dann oft neu aufgelegt) und „Vom Nationalstolz" (Zürich, 1758 und später); jenem Manne, der im Canton Bern am 8. December 1728 geboren, als großbritannischer Leibarzt und Hofrath im Jahre 1795 — und zwar am 7. October — als Menschenfeind, zerfallen mit sich und eigentlich aller Welt, verbissen und vergrämt, kurz — in ausgesprochenster Hypochondrie zu Hannover starb: Johann Georg Ritter von Zimmermann.

Aber nicht nur als Schriftsteller genoß unser Zimmermann seiner Zeit eines großen, wohlverdienten und weit über die Grenzen Deutschlands verbreiteten Rufes, sondern auch als praktischer Arzt.

So schreibt z. B. Zimmermann am 14. März 1788 an meinen Großvater: „Wenn

gestern und vorgestern Abend und jeden Abend vor dieser gantzen Woche ein König zwischen halb fünf Uhr und neun Uhr des Abends mich hätte besuchen wollen, so hätte ich diesen Besuch nicht annehmen können: weil ich am 8. Märtz einen Brief von der Kaiserin von Rußland durch einen Courier aus Petersburg erhalten hatte, der mich eine gantze Woche lang ohne Aufhören, des Morgens und des Abends beschäftigt hat ꝛc."

Meinem Großvater war nämlich — wie weiter aus dem Briefe ersichtlich — vom Bedienten Zimmermann's gesagt worden: „Der Herr Hofrath sind nicht zu Hause." Ein Beweis dafür, daß auch unsere Altvordern schon das „Sichverleugnenlassen" verstanden und auszuüben wußten.

Uebrigens wurde Zimmermann häufig von der „russischen Semiramis" — der Kaiserin Katharina II. — consultirt und erhielt einmal sogar einen sehr ehrenvollen Ruf derselben, an ihren Hof zu kommen.

Unser Zimmermann wurde auch an das letzte Krankenlager Friedrich's des Großen berufen, ohne daß er dem Weisen von Sanssouci noch hätte Hülfe bringen können. — Ueber diesen Besuch veröffentlichte Zimmermann dann: „Friedrich der Große und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode" (Leipzig, 1788), eine Schrift, die gerade nicht zu seinem Ruhme gereicht und ihm viele schwere Anfechtungen zugezogen hat, Anfechtungen, die wohl vielleicht mit Veranlassung geworden sind zu seiner anfangs erwähnten Menschenfeindlichkeit.

Die Bekanntschaft Zimmermann's mit dem großen Könige wurde indessen schon viel früher und zwar im Jahre 1771 gemacht, als Zimmermann einer sehr schwierigen, an sich vorzunehmenden Operation wegen, die durch den General-Chirurgus Schmucker und unter Aufsicht des Arztes Dr. Meckels vollzogen wurde, nach Berlin gereist war.

Es war diese Operation infolge einer sehr lebensgefährlichen, höchst schmerzlichen und angreifenden Krankheit nöthig geworden, einer Krankheit, die Zimmermann lange Zeit an die preußische Residenz fesselte. Am 24. Juli 1771 war der Tag der Operation und erst im Septemper fühlte sich der Kranke so vollkommen wieder wohl, um an die Rückreise nach Hannover denken zu können. — Kurz vor der Abreise aber erhielt der wiedergenesene Zimmermann eine Einladung des großen Friedrich, zu ihm nach Sanssouci zu kommen, und der Brief, den Zimmermann über diesen Besuch bei dem großen Könige schrieb, giebt mir eigentlich den Anlaß zu diesem Artikel. —

Der Leser mag ersehen, wie sehr menschlich selbst dieser große Gelehrte durch die Hofatmosphäre, die doch etwas sehr Betäubendes haben muß, berührt wurde.

Der Brief lautet seinem ganzen Inhalt nach wörtlich:

Berlin, am 27sten October 1771.

„Diesen Augenblick, mein liebster Freund, komme ich trunken von Freude und unaussprechlich grossem Glücke von Potsdam zurück, und finde Ihren liebenswürdigen, herzrührenden Brief vom 16ten October. Gott segne Sie vor den Seegen, den Sie mir wünschen und den ich würklich in vollem Maas geniesse; denn erstlich bin ich gesund, und zweitens habe ich gestern Abend das mit keinen Worten zu beschreibende Glück gehabt, den König von Preussen fünf Viertel Stunden in Sanssouci zu sprechen.

Letzten Dienstag Abends um halb 9 Uhr in der Nacht kam ich in dem zunächst bei Sanssouci liegenden Wirthshaus ausserhalb den Thoren von Potsdam an; meine Gesellschaft bestund in drey liebenswürdigen Damen, die ich von Berlin mitgenommen, und die Potsdam noch nie gesehen hatten. Am Freytag Morgens gieng ich nach dem alten Schloß von Sanssouci, wo der König noch etwas krank am Podagra lag; ich machte einen Besuch daselbst und besahe allda noch das Schloß, in so weit es wegen der Gegenwart des Königs angieng; sodann fuhr ich mit meinen Damen und einer Gesellschaft von Herren, die uns zugehöreten, nach dem neuen Schloß, und sahe da einen Reichthum von allem, was die Künste bewunderungswürdiges und die Schätze der Könige kostbarstes haben; ein Schloß über alle Beschreibungen erhaben, und gegen welches mir Versailles, als die Wohnung eines Zwergen vorkommt.

„Von dem neuen Schloß giengen wir in den Tempel der Antiken, wo ich vor Bewunderung, vor Erstaunen und Freude über alles, was ich gesehen, fast ohnmächtig ward." (Man muß hierbei allerdings bedenken, daß der Briefsteller noch in der

Reconvalescenz war, um eine „Ohnmacht" begreiflich zu finden.)

„Nach Tisch gieng ich in die Gemählde-Gallerie von Sanssouci und ward da vor Entzückung beynahe versteinert!"

Diese Ueberschwenglichkeiten, wie sie an dieser Stelle und später noch oft vorkommen, sind durchaus charakteristisch für die damalige Zeit, wo man einer Schwärmerei, Sentimentalität und Ueberschwenglichkeit in allen Stücken huldigte, von der in unserer gegenwärtigen praktisch-nüchternen, dem Materialismus huldigenden Zeit höchstens unsere Jünglinge und Jungfrauen, denen zum ersten Male die Liebe im Herzen keimt, einen leisen Anflug spüren. In damaliger Zeit schrieb Joh. Mart. Miller seinen Aufsehen erregenden Roman „Siegwart," eine Klostergeschichte, nach welcher die „Siegwart'sche Sentimentalität" sogar lange Zeit sprüchwörtlich wurde. Goethe schrieb oder hatte schon seinen „Werther" geschrieben, der unzweifelhaft den allergrößten Einfluß auf die lächerlichen Extravaganzen, die wir an unsern Großeltern oft geißeln müssen, übte. Daß da selbst ein Mann wie Zimmermann nicht frei davon blieb, darf wohl kaum Wunder nehmen.

Eingeschaltet mag hier noch sein, wie bezeichnend für den Autor des „Siegwart" und die Zeit, in der er lebte, eine Strophe genannt werden muß, die dieser Joh. Mart. Miller, als er mit meinem Großvater zusammen in Göttingen studirte und Beide dem dortigen „Hainbunde" angehörten, meinem Großvater ins damals ganz unvermeidliche „Stammbuch" schrieb:

Sie ist's nicht werth, so eine Welt wie diese,
Daß man ihr eine Thräne weint!

Das ist denn doch der Weltschmerz zur höchsten Potenz erhoben!

Doch nun zurück zu Zimmermann's Briefe. — Zimmermann war also „beynahe versteinert," und wenn er's ganz wäre, stände er vielleicht noch heute im Antikencabinet zu Sanssouci; aber er kann doch weiter schreiben:

„Des Abends um 7 Uhr kehrte ich ohne Laterne mit meinem Bedienten nochmals nach dem alten Schloß Sanssouci zurücke; alles war daselbst in der äussersten Stille; kein einziger Soldat war zu sehen; kein Licht von aussen; alle Thüren der Zimmer rund um den König offen, und einige erleuchtet. Ich sahe in den Zimmern einige Laquaien gehen, keiner redete mich an, und hier in dieser öden Einsamkeit lag Friedrich, der grösste Monarch des Erdbodens, der Schrecken von Europa, ohne Wache, ruhig wie ein Vater mitten unter seinen Kindern! — ich gieng in das Schloß, machte da einen Besuch und blieb daselbst bis 8 Uhr. Um diese Zeit hörte ich schon, daß der König sich sehr sorgfältig nach mir erkundigt habe, daß er gefragt, wie mir das neue Schloß gefallen? — Wie lange ich in Potsdam bleiben werde? wie mein Charakter, meine Manieren seyen? wie ich aussähe? was ich für eine Gesichtsbildung habe? was für Reisen ich gethan? was für Sprachen ich spreche? was für Verbindungen und Umgang ich in Berlin gehabt? wessen Gesellschaft ich vorzüglich geliebet? ob ich die Versammlung der Akademie besuchet? u. s. w. u. s. w.

„Insbesondere freuete sich der König, daß Sulzer, (den er über alles hochschätzet) und ich, intime Freunde wären."

Sulzer (Joh. Georg) nämlich war ein Landsmann Zimmermann's, geboren im Schweizer Canton Zürich am 5. October 1720; — also acht Jahre älter als unser Briefsteller. Es mag hier erwähnt sein, daß die Eltern Sulzer's, die er beide an einem Tage verlor und deren jüngstes Kind er war, ihn als fünfundzwanzigstes ihrer Kinder das Licht der Welt erblicken ließen! Sulzer war Philosoph und Aesthetiker. Schon im Jahre 1747, auf Sack's und Euler's Empfehlung, als Professor an das Joachimsthaler Gymnasium nach Berlin berufen, nahm er nach dem Tode seiner Frau — im Jahre 1760 — eine Professur in der Schweiz an, kehrte aber, als Friedrich der Große ihn nach dem Hubertusburger Frieden, der den siebenjährigen Krieg im Jahre 1763 beendigte, als Professor für die neue Ritterakademie berief, nach Preußen zurück. Der König schenkte Sulzer ein schönes Stück Land an den Ufern der Spree, wo er sich anbaute und am 27. Februar 1779 starb. Sein Hauptwerk ist wohl: „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (vier Bände, neueste Ausgabe, Leipzig, 1794); es hat jedenfalls viel dazu beigetragen, der Aesthetik und den schönen Künsten bei uns in Deutschland allgemeinere Achtung zu verschaffen.

Zimmermann fährt fort:

„Des Sonnabends früh fuhr ich mit meiner Gesellschaft nach der Stadt Potsdam; besahe daselbst das alte Königliche Schloß und aus dem Fenster desselben die Parade, die ein eben so grosses Wunder der Welt, als das neue Schloß in Sanssouci ist. Nachdem alle Regimenter vorbeygezogen waren, so fuhr ich mit meiner Gesellschaft nach einem Berge hinter Potsdam, um von da bey dem schönsten Wetter Potsdam, Sanssouci, und alles, was dazu gehöret, zu übersehen.

„Um 1 Uhr wurde ich in Königlicher Equipage von dem Herrn von Catt aus meinem Logis nach Sanssouci geholt; ich fande allda den Obersten von Cocceji, seit dem Kriege gewesenen preußischen Gesandten in Schweden, einen Liebling des Königs, nebst verschiedenen anderen Herren, die mit mir nochmals nach dem Tempel der Antiken giengen, um mir und meiner Gesellschaft daselbst das Stoschische in Schränken verwahrte Cabinet zu zeigen.

„Herr von Catt sagte mir, daß der König diesen Morgen wieder sehr viel von mir gesprochen, und daß es das Ansehen habe, als wenn mich der König diesen Abend würde rufen lassen, welches jedoch wegen den grossen Geschäften Ihrer Majestät noch sehr ungewiß seye. Indessen sollte ich, sobald als möglich, meine Gesellschaft verlassen, nach Sanssouci gehen, und den Erfolg abwarten.

„Herr von Catt gieng indessen zum König."

Zimmermann schreibt übrigens irrthümlich Catt; denn dieser Catt war ein Bruder des Lieutenants von Katt, jenes vertrauten Freundes Friedrich's des Großen, als dieser noch Kronprinz war und einst vor seinem despotischen Vater nach England flüchten wollte.

Also Zimmermann erzählt uns, Catt sei zum Könige gegangen, und dann weiter:

„Um halb 4 Uhr kam ich allein nach Sanssouci. Daselbst ward mir im Königlichen Schloß das ehemalige Zimmer des Marquis d'Argens angewiesen, allwo ich mich zu einem Caminfeuer setzte, und lange allein war, zwischen Furcht und grosser Hoffnung schwebte, bald zitterte und mich ausserordentlich freuete."

Dieser Marquis d'Argens, in dessen Gemach Zimmermann wartete, war in demselben Jahre, als der uns vorliegende Brief geschrieben, und zwar am 11. Januar in seiner Heimath Frankreich, zu Toulon, gestorben, auf einer Reise begriffen. — D'Argens war einer der intimsten Freunde des großen Königs und nur in dem letzten Jahre hatte dieses Freundschaftsverhältniß dadurch Abbruch erlitten, daß der Marquis sich gegen den Wunsch und Willen seines königlichen Freundes mit der Schauspielerin Cochois verheirathet, in die er sterblich verliebt war. — Der französische Edelmann hatte eine ganz besonders bewegte, abenteuerliche Vergangenheit hinter sich, bis er endlich in Sanssouci ein Asyl fand. Ursprünglich für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, nahm er schon mit fünfzehn Jahren Kriegsdienste, verliebte sich bald darauf in eine Schauspielerin, floh mit dieser nach Spanien, wo er sich mit ihr trauen ließ, wurde aber verhaftet, mußte nach Frankreich zurückkehren, seine Ehe trennen lassen und ging nun mit der französischen Gesandtschaft später nach Constantinopel. Er wurde später noch einmal Soldat und als solcher bei der Belagerung von Kehl, im Jahre 1734, schwer verwundet, darauf durch einen Sturz mit dem Pferde vor Philippsburg ganz dienstuntauglich. — Da der Vater den Sohn enterbt hatte, so blieb diesem keine andere Wahl als die, sich sein Brot als Schriftsteller zu verdienen. Er ging nach Holland, wo Preßfreiheit bestand, und schrieb hier unter dem Schutze derselben seine „Lettres juives," „Lettres chinoises" und „Lettres cabalistiques," die großes Aufsehen erregten und die Aufmerksamkeit des großen Friedrich auf den Autor lenkten. Friedrich aber war damals noch Kronprinz und sein Herr Vater bekanntlich leidenschaftlicher Liebhaber riesiger Kerle, die er in seine Potsdamer Garde steckte. Als der Kronprinz nun d'Argens einlud, zu ihm zu kommen, lehnte dieser ab, weil er in Gefahr sei, seiner Größe von sechs Fuß wegen, die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen. — Erst als Friedrich den Thron bestieg, folgte der Marquis der an ihn ergehenden Einladung, wurde königlicher Kammerherr, Director der schönen Künste bei der Akademie und, wie schon bemerkt, ein unzertrennlicher Gesellschafter Friedrich's II., der ihm sogar in der Minoritenkirche zu Aix später ein Denkmal errichten ließ.

Zimmermann erzählt nun weiter:

„Um halb 5 Uhr stürzte Herr von Catt in mein Zimmer herein, war ganz ausser Athem vor Freuden, und sagte, der König beföhle, daß ich diesen Augenblick zu ihm kommen sollte.

„Herr von Catt nahm mich mit Entzückung bey der Hand, wir sprangen durch fünf oder sechs Zimmer hindurch. ‚Hier,‘ sagte Herr von Catt, ‚hier ist die Thüre, die zu dem Zimmer führet, worinnen der König ist.‘

„Das Herz klopfte mir beynahe zum Leibe heraus!

„Indessen besahe ich das Vorzimmer, wo ich (gleich wie auch im Schreibcabinet des Königs im neuen Schloß) auf der Commode vor einem Spiegel zwey Porträts des Kaysers fand. — Den Augenblick gieng die Thür eines weiteren Zimmers auf, und Catt sagte, ich solle hereintreten.

„Mitten in diesem Zimmer war ein kleines eisernes Feldbett ohne Vorhang, so groß wie ein Ruhebette, auf demselben lag eine schlechte Matratze, und auf dieser der König ohne Decke in einem sehr schlechten blauen Rokelor, worauf der schwarze Adler gestickt war. Auf dem Kopfe hatte er einen grossen Hut mit einer weißen Feder, diesen nahm er sehr gnädig ab, da ich noch zehn Schritte von ihm entfernt war und sagte: „Approchés Mr. Zimmermann“ (treten Sie näher Herr Zimmermann). — Ich kam bis auf zwey Schritte vor den König; Er nahme eine unaussprechlich gnädige und zugleich mit einer unendlichen Majestät vermischte Miene an, und sagte zu mir: j'apprend, que vous avez rétrouvé votre santé à Berlin et je vous felicite (ich vernehme, daß Sie Ihre Gesundheit in Berlin wiedergefunden haben und ich wünsche Ihnen Glück hierzu). Ich antwortete: Sire! j'ai trouvé la vie à Berlin et dans cet instant je trouve un bonheur plus grand encore. (Sire! ich habe mein Leben in Berlin gefunden, aber in diesem Augenblicke finde ich noch ein weit grösseres Glück.)“

Welches Gesicht der König machte, der bekanntlich Schmeicheleien gar nicht gut vertragen konnte und seine „Windspiele“ deshalb lieber hatte, wie die vor ihm kriechende, heuchelnde Menschheit, weil den Hunden denn wenigstens doch das „Schwanzwedeln“ angeboren war, erfahren wir aus dem Briefe leider nicht, denn es heißt weiter:

„Der König fuhr fort: vous avéz subi une cruelle operation; vous devez avoir souffert enormement. (Sie haben eine grausame Operation erlitten; Sie müssen furchtbar dabei gelitten haben.) — Ich antwortete: Sire! il n'en valait pas la peine. (Sire! es hatte nicht viel auf sich), und von diesem Augenblicke an ward mir so wohl, mein Gemüth so munter, so unbesorgt und so leicht, als es jemals in meinem Leben mitten unter meinen besten Freunden gewesen ist.

„Der König fuhr fort: vous êtes-vous fait lier avant l'operation? (Haben Sie sich vor der Operation binden lassen?“

Man hatte ja noch kein Chloroform erfunden; aber auch das würde unser Held sicher nicht haben einathmen wollen, denn er antwortete auf diese Frage des Königs doppelsinnig, wie auch der Monarch die Antwort auffaßte:

„Non Sire! j'ai vouln conserver ma liberté.“ (Nein Sire, ich wollte mir meine Freiheit erhalten!)

Der König hat diese Antwort wahrscheinlich lieber gehört, wie die anfängliche Schmeichelei, mit der man etwas „ins Haus stürzte,“ denn Zimmermann schreibt:

„Der König lachte hierauf sehr freundlich und sagte: Ah, vous vous êtes conduit en bon Suisse! (Ah, Sie haben sich als guter Schweizer tapfer gehalten!) —

„Friedrich der Große fuhr dann fort: „Mais êtes-vous bien retabli?“ (Aber sind Sie völlig wieder hergestellt?) — ich versetzte: Sire, je viens de voir à Sanssouci et à Potsdam toutes les merveilles de Votre creation, et je m'en trouve infinement bien. (Sire! ich habe eben alle Wunderwerke Ihrer Schöpfung zu Sanssouci und zu Potsdam besehen und ich befinde mich sehr wohl dabei.) Der König antwortete: cela me fait plaisir, mais il faut vous ménager, et sur tout ne pas monter à cheval. (Das macht mir Vergnügen, aber Sie müssen sich schonen und besonders nicht zu Pferde steigen.) Ich beantwortete jeden Spruch Sr. Majestät mit freudenvoller Schnelligkeit; — der König fragte mich hierauf: dans quelle ville du canton êtes-vous né? (in welcher Stadt der Schweizer Cantone sind Sie geboren?) ich antwortete: à Brugg und

der König meinte hierauf: je ne connais pas cette ville (ich kenne diese Stadt nicht)." — Zimmermann muß sich über diese Antwort nicht verwundert und in seiner Eitelkeit verletzt gefühlt haben, denn er denkt hierauf französisch: „je n'en suis pas étonné" (darüber bin ich durchaus nicht verwundert); dann diesem Satze im Briefe noch deutsch anfügend: „und ich antwortete nichts."

„Jetzt fragte mich der König: où est-ce que vous-avez fait vos études? (Wo haben Sie studirt?) ich nannte den Ort, worauf Er mich fragte, was Herr Haller mache? — Ich antwortete: Sire! il vient finir sa carriere litteraire par un roman. (Sire! er endigt seine literarische Laufbahn eben mit einem Roman.) Der König lachte und sprach: ah! cela est bien. (ah! das ist schön.)"

Was diese, doch wohl beiderseits sehr ironisch gemeinten Bemerkungen über einen Mann wie Albrecht von Haller bedeuten sollen, der jedenfalls doch einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit war, ist mir aus sonstigen Briefen Zimmermann's und auch aus seinem Buche „Das Leben des von Haller," welches allerdings schon vor fünfzehn Jahren (Zürich 1755) erschienen war, nie recht klar geworden. — Zimmermann war dem berühmten Anatomen und Physiologen, dessen Vorträgen, wie er selbst schreibt, in Göttingen er das beste Theil seines Berufswissens zu verdanken hatte, auch noch anderweit zu Dank verpflichtet. Haller war ein Landsmann unseres Zimmermann, am 16. October 1708 zu Bern geboren, und nicht ohne Einfluß auf die Berufung des ehemaligen Schülers als Leibmedicus nach Hannover gewesen. Zimmermann sagte auch dem Könige einfach die Unwahrheit, wenn er behauptete, Haller „endige" seine Laufbahn als Schriftsteller gerade mit einem Roman. Haller, der nicht nur als Anatom, Physiolog, Botaniker und praktischer Arzt einen europäischen Ruf hatte, sondern auch als Dichter von seinen Zeitgenossen hochgepriesen worden ist, hat allerdings Romane geschrieben und herausgegeben, aber keineswegs damit seine schriftstellerische Laufbahn abgeschlossen. — Haller schrieb drei Romane: „Usong" (Bern 1771), „Alfred" (Göttingen 1773) und „Fabius und Cato" (Göttingen 1774), Romane, in denen er die despotische, monarchische und republikanisch-aristokratische Regierungsform schöngeistig behandelte. Hieraus ist also ersichtlich, daß, als Zimmermann seinen Brief, der, wie wir im Anfang gesehen haben, vom 27. October 1771 datirt ist, schrieb, nur der erste Roman „Usong" im Buchhandel erschienen war, mit dem Haller seine „schriftstellerische Laufbahn" durchaus nicht als beendigt betrachtete. Auch ist bekannt genug, daß die letzte Arbeit Haller's keineswegs ein Roman war, sondern seine Schrift: „De functionibus corporis humani praecipuarum partium" (vier Bände, Bern 1777 bis 78), an deren letztem Bande er bis kurz vor seinem Tode, zu Bern, am 12. December 1777, wo Kaiser Joseph II. ihn kurz vorher besucht hatte, gearbeitet hatte. — Aber selbst ganz abgesehen von diesem Werke, so schrieb Haller noch im Jahre 1777 z. B. viele bedeutende Abhandlungen für verschiedene Zeitschriften und sehr zahlreiche Recensionen in den „Commentarii societatis Gottingensis." Haller war immerwährender Präsident der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen und genoß überhaupt der höchsten Ehren. Seine Zeitgenossen huldigten ihm auch seiner poetischen Erzeugnisse wegen in fast übertriebener Weise, denn man nannte ihn z. B., wie ich aus einem Briefe Bürger's, des Dichters der „Leonore," ersehe, häufig „Haller den Großen." Seine elegischen Gedichte, vorzüglich seine Elegie auf den Tod seiner ersten Gattin Marianne, enthalten große Schönheiten und sind in fast alle neueren Sprachen übersetzt.

In das unvermeidliche „Stammbuch" meines Großvaters schrieb Haller vor länger als hundert Jahren folgende Strophe:

> O selig, wen sein gut Geschicke
> Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
> Der — was die Welt erhebt — verlacht;
> Der frey vom Joche der Geschäfte,
> Des Leibes und der Seelen Kräfte
> Zum Werkzeug für die Tugend macht.

Aber kehren wir nunmehr nach diesem langen Abschweif zu dem Briefe Zimmermann's zurück.

„Hierauf fragte mich der König: d'apres quel systeme traites vous vós malades? (Nach welchem System behandeln Sie Ihre Kranken?) ich antwortete: d'apres aucun (nach keinem); und der König versetzte:

mais il y aura pourtant des medecins, dont vous aimés les methodes par préference? (aber es giebt doch Aerzte, deren Heilungsmethode Sie vorziehen?) ich antwortete: j'aime par préference les methodes de Tissot, qui est mon ami intime. (Ich ziehe Tissot's Methoden vor, der mein vertrauter Freund ist.) Der König sagte: je connais Mr. Tissot; j'ai lû ses ouvrages et j'en fait un grand cas. (Ich kenne Herrn Tissot; ich habe seine Werke gelesen und ich schätze ihn sehr hoch.)"

Auch dieser Tissot war Schweizer von Geburt, geb. zu Granig im Waadtlande am 20. März 1728. Er ließ sich als praktischer Arzt zu Lausanne nieder.

Der König fährt fort: „En general, j'aime la medicine, mon père a voulu, que j'en aie quelque connaissance et il m'a souvent envoyé pour voir les hopitaux. (Ueberhaupt, ich liebe die Medicin, mein Vater verlangte, daß ich einige Kenntniß davon haben sollte und er hat mich oft ausgeschickt, die Hospitäler zu besuchen.) Hier lachte ich auch und erwiederte augenblicklich wieder ernsthaft: Sire! la medicine est une art difficile. Votre Majesté est accoutumée de soumettre tous les arts à son genie et de vaincre tout ce qui est difficile. (Sire! die Medicin ist eine schwere Kunst. Ew. Majestät aber ist gewohnt, alle Künste Ihrem Genie zu unterwerfen und zu besiegen Alles, was schwer ist.) Der König antwortete: helas! je ne fais pas vaincre tout ce qui est difficile! (Ach, ich kann nicht alles Schwere überwinden!) Hier ward der König nachdenkend! Er schwieg auf ein paar Augenblicke und fragte mich mit liebenswürdigem Lächeln: Combien des cimetieres avez-vous remplis? (Wie viel Kirchhöfe haben Sie gefüllt?) ich lachte und sagte: Sire! dans ma jeunesse j'en ai remplis plusieurs, mais à present cela va mieux, puisque je suis devenu plus timide. (Sire! in meiner Jugend habe ich deren viele angefüllt, aber gegenwärtig geht es besser damit, weil ich verzagter geworden bin.) Auf dieses antwortete der König: Fort bien, fort bien! und hier fing die Unterredung an äußerst lebhaft zu werden. Der König gieng mit mir alle die hitzigen und alle die wichtigsten, langsamen Krankheiten durch. Er fragte mich, woran ich sie erkenne? wie ich sie von ähnlichen Krankheiten unterscheide und wie ich sie behandele?

„Er fragte auch zum Beispiel von den Blattern, wie ich darin von Tag zu Tag verfahre; hieß mein Verfahren ungemein gut und sprach mit vieler Rührung von dem zweyten Prinzen von Preussen, der vor ein paar Jahren an den Blattern gestorben.

„Er fragte mich um meine Meinung von der Inoculation und von tausenderlei der wichtigsten Gegenstände der Medicin, über welche alle der König selbst als der größte Meister in der Kunst sprach, und allenthalben die trefflichsten Coups de Genies anbrachte. — Ich antwortete mit innigstem Vergnügen und mit der freyesten Seele, weil der König wohl fünfzigmal sagte: cela est très bien — Vos methodes sont très bonnes — je suis charmé de voir à quel point notre façon de penser se rencontre. (Das ist sehr gut — Ihre Methode ist sehr gut — ich bin entzückt zu sehen, in wie weit unsere Art zu denken übereinkommt.) Oft sagte er mir auch zwischen durch: mais je vous assome de questions! (Aber ich ermüde Sie mit Fragen!) ich antwortete bald: Votre Majesté me donne des plus excellentes leçons de medecine — (Ew. Majestät geben mir die ausgezeichnetsten Lectionen in der Medicin) bald: Votre majesté bat les maladies comme elle bat les ennemis — (Ew. Majestät schlagen die Krankheiten, wie Sie Ihre Feinde schlagen) — und zwanzig andere Dinge dieser Art. —

„Hierauf erzählte der König mir alle Krankheiten, die er selbst gehabt und fragte mich überall um meine Meinung. Er sagte einmal: la goutte aime à se loger chés moi, puisqu'elle fait, que je suis Prince et quelle croit, quelle sera bien traitée, mais je la traite très male et je vis très maigrement. (Das Podagra nimmt gern seine Herberge bei mir, weil es weiß, daß ich ein Fürst bin und weil es daher glaubt, daß es gute Tage bei mir haben werde, aber ich gehe sehr schlimm mit ihm um und ich lebe sehr mager.) ich antwortete: je souhaiterois, que la goutte fût si mécontente de sa Majesté, qu'Elle en soit abandonnée à jamais (ich wollte wünschen, daß das Podagra so unzufrieden mit Ew. Majestät wäre, daß es Sie deshalb auf immer verließe.) Der König antwortete: je suis vieux, les maladies ne me feront plus grace (ich bin alt, die Krankheiten

werden kein Mitleiden mit mir haben.) Ich antwortete: Sire! Europe sait, que vous avez autant de vigueur, qu'à l'age de trente ans et la physionomie de votre Majesté le prouve. (Sire! ganz Europa weiß, daß Sie noch ebenso viel Stärke besitzen, als in Ihrem dreißigsten Jahre und die Gesichtsbildung Ew. Majestät beweist es.) Der König meinte hierauf lachend: bon! bon! bon! und schüttelte den Kopf.

„Auf diese Art dauerte die Unterredung zwischen dem König und mir ununterbrochen in einem beständigen Feuer fünf viertel Stunden fort.

„Endlich gab der König das Zeichen zum Weggehen; (worauf man immer warten muß). Es bestand für mich darinnen, der König nahm den Hut ab und sagte:

„Adieu! mon cher Mr.! J'ai été bien aise de vous voir. (Adieu, mein lieber Herr, ich habe mich sehr gefreut, Sie zu sehen.) Ich antwortete: Votre Majesté a rendu ce jour le plus heureux de ma vie! (Ew. Majestät haben den heutigen Tag zu dem glücklichsten meines ganzen Lebens gemacht!)

„Ich machte zwey tiefe Verbeugungen und gieng heraus. Der Herr von Catt, der bei dieser ganzen Unterredung zugegen gewesen, begleitete mich bis ins Vorzimmer."

Hiermit hatte also diese so denkwürdige Zusammenkunft zweier Männer des vorigen Jahrhunderts, deren Einer der „Größte" seines Jahrhunderts hieß, ihr Ende erreicht. —

Zimmermann muß vor freudiger Aufregung nach dieser langen Unterredung mit Friedrich dem Großen völlig erschöpft gewesen sein, denn er fährt nun in seinem Briefe fort:

„Ich konnte nicht weiter kommen, war beinahe vor Freuden ausser mir und brach in einen Strom von Freudenthränen aus, so, daß ich gar nicht mehr sprechen konnte. Der Herr von Catt sagte: je retourne vers le Roi; allés à l'appartement où je vous ai pris, et à 8 heures je Vous ramenerai chés Vous. (Ich kehre zum König zurück, gehen Sie in das Zimmer, woraus ich Sie abgeholt habe und um 8 Uhr werde ich Sie dann nach Hause begleiten.) Ich drückte ihm die Hand und stammelte die Worte heraus: le plus grand homme de mon siecle en est aussi le plus aimable! (Der größte Mann meines Jahrhunderts ist auch der liebenswürdigste!)

„Nachdem der Herr von Catt bei dem Könige war, sahe ich mich noch ein wenig in dem Zimmer um, erblickte aber niemand, als einen Pagen und einen Husaren, und gieng wieder nach dem Zimmer aus welchem Catt mich abgehohlet hatte, setzte mich zum Camin und dankte Gott aus vollem Herzen für seinen Beistand.

„Um 8 Uhr kam der Herr von Catt. Er erzählte mir, daß der König, sobald er wieder in das Zimmer gekommen seye, gefragt, was ich gesagt habe?

„Er antwortete: ich hätte vor Freuden geweinet; der König sagte: J'aime cette sensibilité de coeur; j'aime bien ces braves Suisses. (Ich liebe dieses gefühlvolle Herz; ich habe diese braven Schweizer gern.) Heute Morgen sagte der König: J'ai trouvé Zimmermann, comme on me l'a depeint. (Ich habe Zimmermann so gefunden, wie man ihn mir geschildert hat.)

„Ich fragte von Catt beim Wegfahren noch, was bis um 8 Uhr noch in des Königs Zimmer vorgegangen sey? Er antworte mir, daß der junge Page, den ich ja im Vorzimmer gesehen hätte, dem Könige des Montesquieu causes de la grandeur et de decadence des romains habe vorlesen müssen und daß der König dann mit ihm — Catt nämlich — immer dazwischen über das vorgelesene geurteilet (buchstäblich so im Briefe) habe.

„Unter anderm fragte der König: qu'est ce que Vous preferés, une Monarchie ou une republique? (Was ziehen Sie vor, eine Monarchie oder eine Republik?) Catt antwortete: Une monarchie, si le Roi est un sage, une republique, s'il ne l'est point. (Eine Monarchie, wenn der König ein Weiser ist; eine Republik, wenn er es nicht ist.) Auf dieses antwortete der König: Vous avés raison. (Sie haben Recht.)

„Herr von Catt sagte mir, und seitdem wird es mir von allen Grossen in Berlin bestätiget, daß tausend fremde Herren aus allen Landen nach Potsdam gekommen wären, ohne den König zu sehen, und er wisse sich nicht zu erinnern, daß seit dem Kriege ein Einziger das Glück gehabt hätte, fünf Viertel Stunden lang nach einander den König zu sprechen.

„Er sagte noch vieles mehr, wovon ich billig schweige.

„Denselbigen Abend — nehmlich gestern — und heute Morgens gieng die Gnade, die ich bei dem König gehabt, wie ein Lauffeuer durch gantz Potsdam. Denselbigen Abend ward ich von dem General de Rossieres (einem Schweitzer und Favoriten des Königs, der ietzt alle Mittage mit dem Obersten Cocceji bei Sr. Majestät speiset, und der einer der ehrlichsten, hochachtungswürdigsten und liebenswerthesten Männer ist, die ich jemals gesehen) zum Nachtessen eingeladen. Ich verbat mir es aber, weil ich schon zu müde war und aß im Wirthshause bei meinen drei Damen. Der General de Rossieres ladete mich also zum Frühstück auf heute ein.

„Um 9 Uhr gieng ich hin, und fand daselbst den Major de Martine aus Morsen, einen ebenfalls verdienstvollen Officier. Der General brachte mich um drey Viertel auf 10 nach der Parade, wo ich das Glück hatte, alle Bataillons von der Garde in ihrer unbeschreiblichen Schönheit bei dem schönsten Morgen zu sehen.

„Der General de Rossieres stellte mich allen Officieren, vielen Generalen der Infanterie und Kavallerie, die häufig gegenwärtig waren, vor und in Gesellschaft aller dieser Helden, sahe ich mit äusserster Entzückung alle Bataillons drey Schritte vor mir in einer Staatsuniform vorbey marschieren.

„Die Absicht des Herrn v. Rossieres war es auch, mich dem Kronprinzen darzustellen. Allein dieser erschien erst, als ich schon weg war; denn um 11 Uhr gieng ich ans Essen, weil ich um 12 Uhr verreisen wollte, nachdem ich noch vorher in Sanssouci gewesen, welches auch geschehen ist.

„Unendlich freuet es mich, zu wissen, wie viel die Schweitzer bey dem König von Preussen gelten. Er hat gesagt: daß er ietzt keine andere Physiker und Mathematiker bei der Akademie haben wollte als Schweitzer.

„In Potsdam sind 19 Schweitzer Officiers, die Rossieres in der Kriegskunst unterrichtet. Rossieres ist einer der größten Lieblinge des Königs; wir beide haben uns beim Abschiede fast zu Tode geküßt. Unaussprechlich zärtlich liebe ich den König von Preussen.

„Als ich eine halbe viertel Stunde vor meiner Abreise noch einmal in Sanssouci war und neben des Königs Zimmer vorbei den einsamen Hügel hinuntergieng, stund ich oft stille, kehrte mich nach Sanssouci zurück und betete zu dem Herrn im Himmel für diesen grossen König, für die Verlängerung seiner Jahre, für seine und seines Landes Wohlfahrt, und zerfloß fast den gantzen einsamen Hügel in Thränen.

„Eine Kleinigkeit muß ich Ihnen noch berichten! — Ich wollte nur Einen Tag in Potsdam bleiben, und ehe hätte ich des Himmels Einsturz vermuthet, als daß ich den König von Preussen sprechen würde. Ich nahm deßwegen nur ein Hemd mit und gar keine Kleider. Vor dem König erschien ich also in einem schwarzen Hemd, wovon ich nehmlichen Tages an der Stecknadel eines Frauenzimmers die Spitzen zerrissen hatte; ein schlechtes Kleid, eine mit Schweiß und Staub accomodirte Perücke mit einem Zopfe und ein grosser Degen war mein ganzer Staat!

„Aber, mein Liebster! bey dem König von Preussen kommt es wahrlich nicht auf Kleider an. Ich war sogar froh, daß ich kein kostbares Kleid, als nur einen schlechten Englischen Rock, bei mir hatte."

Hiermit endet dieser Brief, der immerhin als ein kleiner, nicht ganz uninteressanter Beitrag zur Geschichte der damaligen Zeit gelten darf; — Weiteres hat mein Artikel auch nicht beansprucht.

Wir haben schon anfangs gehört, daß Zimmermann, als Friedrich der Große im Jahre 1786 unheilbar an der Wassersucht in Sanssouci darniederlag, um am 17. August seine schönen blauen Augen, deren Blick so Viele, wenn er im Zorn sich auf sie richtete, kaum zu ertragen vermochten, zu schließen, auch noch als letzter Hoffnungsanker von Hannover an das königliche Sterbelager war hergerufen worden; und auch über diesen Besuch berichtet der Autor des Buches „Ueber die Einsamkeit." — Die Wiedergabe des ganzen Briefes deucht mir seinem Inhalte nach nicht am Platze, nur möchte ich hervorheben, daß die Ent-, um nicht zu sagen: Verzückung, die aus jeder Zeile des im Jahre 1771 geschriebenen Briefes über den Besuch beim Könige in Sanssouci zu Tage tritt, in diesem, fünfzehn Jahre später — nämlich Ende Juli 1786 — geschriebenen Briefe, einer viel kälteren Anschauung der Dinge gewichen zu sein scheint. Da ist kein Wort dieser überschwenglichen Seligkeit, die sogar

„Ströme von Thränen" hervorbrechen läßt, über das grenzenlose Glück, diesem Könige, den Rotteck treffend schildert, wenn er ihn den Erben aller Vorzüge und Tugenden, aber nicht der Fehler seines Vaters nennt, noch einmal wieder unter die Augen treten zu dürfen. — Im Gegentheil, leise Anklänge von Klagen tönen hindurch über die „entwürdigende Weise mit der der König Viele aus seiner Umgebung behandelt." Es heißt da einmal: „es ist oft, als ob der König glaubte, daß Alle, die ihm dienten, jeden Ehrgefühles baar und verlustig seyen." Allerdings mag der König seine bekannte Menschenverachtung, die ja mehr und mehr am Ende seines Lebens noch zugenommen hatte, auch gegenüber Zimmermann nicht zurückgehalten haben, und vielleicht um so mehr nicht, weil er sah, daß auch dieser Sterbliche, der als Arzt doch eine europäische Berühmtheit war, ihn, den großen Sterblichen, dessen großer Gedanke seines ganzen Lebens war: „Als König leben, denken, sterben!" nicht vor dem Tode des Fleisches länger mehr schützen konnte.

In einem Briefe vom Jahre 1788 kommt Zimmermann auf seine letzte Potsdamer Reise dann noch einmal zurück; er schreibt meinem Großvater:

„Noch erinnere ich mich auch, daß Sie mir in Ihrem Hause sagten, als wir im Julius von Potsdam zurückkamen: ‚Sie möchten gern Alles wissen, was der König in Preussen zu mir gesagt habe!'

„Gantz kann ich diesen Wunsch nicht erfüllen, mein lieber W.; aber doch zum Theile. Etwa in drey Wochen überschicke ich Ihnen: meine Unterredungen (nehmlich dasjenige, was ich davon bekannt machen wollte) mit dem König in Preussen gedruckt."

Wir haben schon anfangs erwähnt, daß diese Schrift, die 1788 in Leipzig erschien, und eine spätere, ebendaselbst 1790 in drei Bänden herausgekommenene: „Fragmente über Friedrich den Großen" nicht den Ruhm Zimmermann's vermehrt, sondern das Gegentheil gethan haben. — In Folge dieser Schriften erstanden unserm Freunde viele Gegner und der heftigste war Dr. Bahrdt. Als dann ein Pasquill, „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn," wiederum Zimmermann rächen sollte, war auch da leider das gerade Gegentheil der Fall: seine Ruhe wurde auf das schmerzlichste durch diese Lästerschrift gestört; eine leidenschaftliche Empfindlichkeit trübte die ganzen letzten Jahre, und zerfallen mit sich und der Welt: vereinsamt starb der Autor des berühmten Buches „Ueber die Einsamkeit" am 1. October 1795 zu Hannover.

Literarisches.

Beiträge zur Geschichte des Oratoriums. Von C. H. Bitter. Berlin, Verlag von R. Oppenheim. 1872.

Der Verfasser, der musikalischen Welt durch sein Werk über J. S. Bach bereits bekannt, hat den Versuch gemacht, dasjenige zusammenzustellen, was das vorige Jahrhundert auf dem Gebiete der Oratorien-Musik geschaffen hat. An eine Betrachtung der Mendelssohn'schen Oratorien anknüpfend, sucht er zunächst den Begriff des Oratoriums überhaupt zu definiren, bespricht die Arten desselben, und geht dann auf die ersten Anfänge dieser Kunstgattung in Deutschland zurück, Heinrich Schütz u. A. erwähnend. Die verschiedenen Passions-Oratorien und Cantaten von Keiser, Telemann, Mattheson, Händel, Graun bis J. S. Bach werden aufgeführt und verglichen; des weiteren Händel's italienische und große englische Oratorien, daneben aber auch die kleineren Götter jener Zeiten, wie Agricola, Homilius, Rolle, in den Kreis der Betrachtung gezogen. Die letzten Kapitel behandeln das italienische Concert-Oratorium des achtzehnten Jahrhunderts mit den „Sachsen" Hasse und Naumann und führen uns endlich zu Haydn, dem ewig jungen Sänger der „Schöpfung" und der „Vier Jahreszeiten." Von ihm wird namentlich „Die Rückkehr des Tobias" besprochen.

Stoff genug, wie man sieht; auch interessanter Stoff, mit Fleiß gesammelt und in populärer, mitunter etwas breitspuriger Weise vorgelegt. Als Art der Mittheilung ist die Briefform gewählt. Wir empfehlen das Buch den stets zahlreicher werdenden Musikfreunden, die, der gewöhnlichen, ästhetisirenden Salbaderei über Musik satt, ihren Blick durch historische Betrachtung von Schöpfungen, die für alle Zeiten, oder wenigstens für ihre Zeit hervorragend gewesen sind, erweitern wollen.



Ueberlingen.

Von

Edmund Hoefer.

Unter den Plätzen unseres guten Deutschlands, welche entweder an oder doch ganz in der Nähe der großen Reisestraßen gelegen, trotzdem bis auf den heutigen Tag in verhältnißmäßiger Einsamkeit ruhend, fast nur in der Umgegend bekannt und für die „große Welt" kaum vorhanden sind, nimmt auch Ueberlingen, die alte Reichsstadt am Bodensee, eine Stelle ein. Wie die Dampfschiffe sich hier vermehrt und ihre Fahrten ausgedehnt haben, versteht es sich von selbst, daß Reisende auch in diesen Winkel dringen und gelegentlich sogar Tage und Wochen verweilen. Für die eigentlichen Touristen aber ist er, so weit ich bemerken konnte, so gut wie noch gar nicht vorhanden — Gottlob! fügte ich hinzu — und auch die soliden und schlichten Reisenden aus der Ferne wissen meistens wenig von ihm, gelangen nur ausnahmsweise hierher und lernen ihn in den Tagen oder selbst Wochen ihres Verweilens fast immer blos oberflächlich kennen — genau wie vordem ich selbst, wenn auch aus anderen Gründen. In der Umgegend freilich, in Theilen von Baden, Württemberg und sogar der Schweiz, kennt man den Platz sehr gut — die eisenhaltige Quelle hat von Alters her einen gewissen, ich weiß nicht, ob verdienten oder unverdienten Ruf — und liebt ihn und würdigt seine Vorzüge und Schönheiten. Es giebt alte Getreue, die diesen Aufenthalt jedem anderen vorziehen und alljährlich wiederkehren. Mit ihnen oder durch sie veranlaßt, kommen gelegentlich auch Andere, welche dann nicht selten alsbald gleichfalls zu ständigen Gästen werden. Im allgemeinen aber liegt auf den Schätzen und Schönheiten Ueberlingens und seiner Umgebung eine Art von — man möchte fast glauben: absichtlich erhaltenem Geheimniß. Denn, es ist doch seltsam, daß sich zwischen den gründlichen Kennern und enthusiastischen Verehrern meines Wissens nicht Einer zu einer eingehenden, angemessenen und liebevollen Schilderung veranlaßt gefunden hat. Eine solche ist mir trotz alles Suchens überhaupt nicht bekannt geworden. Die paar vorhandenen Schriftchen sind in Ansehung des Künstlerischen und Landschaftlichen so dürftig und trocken wie irgend denkbar, und was ich bisher hier und da in einer illustrirten Zeitschrift oder ähnlichen Blättern fand, geht gleichfalls nicht über das Nächste und rein Aeußerliche hinaus.

Wirklich, man könnte fast glauben, die alten Getreuen, die Kenner und Verehrer

schwiegen absichtlich, um sich den Alleinbesitz so lange wie möglich zu sichern. Und verdenken könnte man's ihnen gewissermaßen nicht. Wo die Touristen und die Kunstenthusiasten — ich sage nicht: Kunstkenner — einziehen, wird für uns harmlose, still beschauliche Leute zum Ausbruch und Abzug geblasen, gerade weil sich der Platz selber nebst Wirthen und Wirthshäusern bei solchem Wechsel viel zu gut stehen. Aus diesem Gesichtspunkt könnte mir sogar mein eigener Bericht fast leid thun.

Für uns war es diesmal gerade das Abgelegene, Stille und Einfache, was uns, im Verein mit den liebevollen Schilderungen eines der erwähnten alten Getreuen, Ueberlingen zum Reiseziel wählen ließ. Der Sommer 1870 hatte keinen Ausflug gestattet, anfangs weil ein französischer Raubzug bis nach Stuttgart nicht blos zu den Möglichkeiten gehörte, sondern sogar nach menschlicher Voraussicht sehr wahrscheinlich war; später weil man viel zu bewegt und erregt war, als daß man sich in einem müßigen Badeortleben hätte wohlfühlen und an einem Platz aufhalten sollen, wo man nicht täglich und stündlich, so schnell wie möglich, von den drängenden Ereignissen erfahren, sich darüber unter den Seinen aussprechen und ausjubeln konnte. Vermißt hatte man die Erholung nicht — wer dachte an sich? Aber der Rückschlag kam dennoch geistig und leiblich: man fühlte sich müde und voll Sehnsucht nach einem gründlichen Ausruhen und Auslüften und man empfand ein nicht minder großes Verlangen nach, wie ich schon sagte, Stille und Einfachheit, nach Nichtsthun und Nichtshören. Der Aufregung und Zerstreuung hatte man mehr als genug gehabt. So dachten Viele. Die Bäder waren alle „gesteckt" voll, wie man hierzulande dies heißt, Ueberlingen gleichfalls. Zimmer mußte man vorausbestellen, wenn man sie nach Wunsch haben wollte.

Die uns zugesichert wurden und uns bei unserer Ankunft sich öffneten, waren allerdings nicht elegant, aber geräumig und bequem und zu einem sehr mäßigen Preise. Ebenso stand es mit allem Uebrigen, was man bei solchem Anlangen sogleich in Anspruch zu nehmen, nach dem man zu fragen pflegt. Der Wirth war artig und entgegenkommend, die Bedienung rasch und aufmerksam. Die Gesellschaft schien, soweit man das erkennen konnte, sich nicht nur zufrieden, sondern auch behaglich zu fühlen; anspruchsvolle Elemente zeigten sich wenige oder gar keine, man stand ersichtlich, ob ein wenig näher oder ferner, auf dem besten Fuß mit einander. Und das blieb auch im Ganzen stets das Gleiche, obschon das Haus anfangs, der Kälte und des Regens wegen, nur mäßig besetzt, und vom Beginn des August und des schönen Wetters an bis in seine letzten Räume gefüllt war.

Ein solches Zusammenleben ist aber durch die Einrichtung des „Bades" (Schwan, auch Badhotel geheißen) auch gewissermaßen bedingt und, wo nicht nothwendig, doch zum mindesten sehr erwünscht. In den übrigen Gasthöfen, unter denen „der Löwe" einen sehr guten Ruf besitzt, sind die Verhältnisse ganz andere, oder vielmehr die gewöhnlichen. Wer seinen Aufenthalt in ihnen nimmt, trifft mit den Mitgästen nothwendig nur zu bestimmten Stunden und im Hause zusammen. Draußen hat die Gesellschaft keinen Vereinigungspunkt, sondern geht aus einander. Im „Bade" hängt das aber vom Belieben der Gesellschaft ab, denn die größte Annehmlichkeit und der größte Vorzug desselben, der Garten, erstreckt sich vom Hause bis an den See und ist nach den Begriffen von uns Städtern sehr groß — es sind drei bis vier Morgen, glaub' ich. Von kunstvollen Anlagen ist keine Rede. Aber er enthält sonnige Plätze und schattige Boskets, schöne alte Bäume und wohlgepflegten Rasen. Man kann sich überall ganz nach Geschmack und Belieben etabliren. Dazu sind die Mineralbäder und die Trinkquellen im und beim Hause, rechts am Garten entlang zieht sich die Trinkhalle bis an den See und bietet für heiße oder regnerische Tage Platz im Ueberfluß. Am See ist ein kleiner Hafen für die Kähne zu Lustfahrten; ein Pavillon erhebt sich, mit dem Lande durch eine sichere Brücke verbunden, mitten aus der Fluth und ladet wiederum zum Ruhen und Schauen ein. Und links endlich erheben sich die Badehütten für Herren und Damen.

Man sieht wohl, es ist hier Alles bei einander, dessen nicht blos der wirkliche Badegast, sondern auch jeder andere Besucher an solchem Platze bedarf. Wer in die Stadt gehen oder durch die Umgegend streifen will, thut das nach Belieben, die

Enge daheim treibt ihn nicht hinaus. Der Garten ist groß genug, um sogar Gelegenheit zur genügenden Bewegung zu geben, und an Unterhaltung fehlt es niemals, wenn man sie anders will. Es giebt daher hier auch stets Manche, welche während ihres Aufenthalts diese Räumlichkeiten nur ausnahmsweise verlassen, und auch die große Masse der Gesellschaft bleibt viel häufiger und länger daheim, als es in einem Gasthof üblich oder auch nur möglich ist. So sieht und begegnet man sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend immer von neuem, im Hause oder im Freien. Von schwer Leidenden, welche das Zimmer hüten müßten, ist nicht leicht die Rede, alle Welt bleibt in Bewegung. Man muß einigermaßen mit einander bekannt werden, man kann sich nicht ganz fern bleiben, und wenn sich auch selbstverständlich kleinere Kreise zusammenschließen, bleiben sie doch zu den Uebrigen stets in gewissen Beziehungen und suchen dieselben freundlich zu erhalten. Für Prätensionen und Ansprüche des Einzelnen fand ich einen sehr schlechten Boden und sah sie alsbald zurückgezogen und aufgegeben. Wer es dennoch mit ihnen versuchen wollte, thäte dies zu seinem ernstlichen Nachtheil; man würde ihn eben sich selbst überlassen, und eine solche Isolirung müßte unter diesen Verhältnissen und Zuständen viel empfindlicher sein als anderwärts.

Dafür erhebt aber auch die Gesellschaft keine Ansprüche an den Einzelnen — von einem sogenannten großartigen Badeleben ist nicht im allerentferntesten die Rede. Es giebt keine Trink- und andere Promenaden, keine allgemeine Vergnügungen, keine bestimmten Versammlungen; Jeder geht und kommt, wie er Lust dazu hat; Jeder treibt, thut und läßt, was ihm bequem ist, und in Ansehung der Toilette hält es auch wieder Jeder, wie es ihm recht erscheint. Es spricht ganz entschieden für den hier zur Herrschaft gelangten Ton und den Bildungsgrad der Gesellschaft, daß man in solcher Weise die Freiheit des Einzelnen respectirt, ja gelegentlich Uebertreibungen und Ausschreitungen — selbstverständlich im guten Sinn — nachsichtig aufnimmt, viel eher darüber lacht, als sich moquirt. Das mag ein Beispiel belegen. Wir Liebhaber des edlen Gerstensaftes waren im Ganzen übel daran, denn trotz mehrerer Brauereien war der Stoff ein sehr mäßiger, zum Theil sogar schlechter, und nur eine Stelle fanden wir, wo er, wenigstens ein paar Wochen lang, beharrlich gut blieb — eine kleine „Kneipe" mitten in der Stadt, ein einziges Zimmer, und allabendlich so gefüllt, daß für uns kein Platz zu erhalten war. Da ließen wir uns denn einen Tisch und die Stühle auf die Straße stellen und saßen dort, unser sechs, acht und auch mehr, alles gesetzte Leute, in Aemtern, Würden und Titeln, unbekümmert und fidel, wie zur langentschwundenen Studentenzeit.

Was die verehrlichen Ueberlinger dazu gesagt haben, weiß ich nicht. Viel wird's nicht gewesen sein. Die Badegesellschaft aber, die uns sah oder von uns erfuhr, lachte, neckte uns auch wohl und fand den Casus in Ueberlingen sehr verzeihlich und begreiflich — „Noth bricht Eisen!"

Daß dieser Ton und solche Zustände nicht immer geherrscht haben, wußten wir selber zum Beispiel aus eigener Erinnerung: Es war vor fünfzehn Jahren ganz und nicht gerade erfreulich anders gewesen, wie von alten Stammgästen bestätigt wurde. Aber auch, daß sie keine dauernden sein können, ist begreiflich. Sie können nur aufkommen und währen, so lange die Gesellschaft eine verhältnißmäßig beschränkte und, zum wenigsten in ihrem Kern, gewissermaßen constante ist, sich hauptsächlich nicht aus der fremden Ferne, sondern aus der bekannten und vertrauten Nähe recrutirt. Daneben müssen aber auch die häuslichen und, sage ich, wirthschaftlichen Zustände von der Art sein, daß, wer Sinn für dergleichen hat, auch warm zu werden vermag und sich zum Wiederkommen veranlaßt findet. Das alles ist hier nun auch seit einem Dutzend von Jahren und länger der Fall. Auf die Gefahr des Verdachts hin, daß ich eine Reclame schreibe, muß ich bekennen, daß das Badhotel und sein wackerer Wirth allen billigen Anforderungen genügen und es den Gästen wohl werden lassen.

Es ist — Gottlob! — kein „Hotel ersten Ranges," sondern ein großes, sauberes und bequemes Haus, ganz geeignet, eine zahlreiche Gesellschaft aufzunehmen und es ihr, nicht für Tage und Stunden, sondern für Wochen behaglich zu machen. Diesem durch und durch anständigen, angenehmen und zugleich einfachen Charakter entspricht

auch, wie ich schon oben andeutete, die nächste Umgebung. Von viel Kunst und Aufwand ist bei den Anlagen für die Badegäste keine Rede, aber Alles ist reinlich und freundlich, bequem und angemessen, so daß einem vernünftigen Menschenkinde kaum etwas zu wünschen bleibt. Als wirklichen Mangel wüßte ich nur zweierlei zu bezeichnen. Das ist einmal die Höhe der Badehütten über dem Seespiegel, so daß die hinabführenden steilen Treppen für zum Schwindel geneigte und nicht ganz kniefeste Leute, für Frauen und Kinder ihr Bedenkliches haben. Das Anwachsen des Sees und die gelegentlichen hohen Sturmeswellen scheinen mir keine Entschuldigung zu bieten. Dergleichen tritt während der eigentlichen Badezeit schwerlich so häufig und anhaltend ein, daß solche — Vorsichtsmaßregeln gerechtfertigt würden.

Der zweite Mangel ist in meinen, des an der großen See geborenen und erzogenen Menschen, Augen ein noch größerer und ernsterer. Die zu Ausfahrten bereit gehaltenen Kähne haben nämlich keinen Kiel, sind also die echten und rechten „Seelenverkäufer.“ Von einer auch nur annähernden Sicherheit kann in solchen schauerlichen Fahrzeugen gar keine Rede sein. Trotz aller Vorsicht müssen sie gelegentlich zu Unfällen führen, und wenn dieselben sich meistens auch auf ein unfreiwilliges Bad beschränken, schon weil fast Jedermann gut schwimmt, so wird dadurch ebenso wenig entschuldigt als durch die Angabe, daß es rund um den See herum nicht anders stehe. Hier könnte und sollte die Badeadministration, oder wie die betreffende Behörde heißt — das Bad ist städtisches Eigenthum — rasch und ernstlich helfen, bevor einmal ein großes Unglück die Hülfe zu spät kommen läßt.

Was den Aufenthalt im „Bade“ und zumal das Verweilen im Garten aber noch ganz besonders angenehm macht, ist die Aussicht, welche man vor sich hat und zu jeder Tagesstunde, bei jeder Beleuchtung in vollster Freiheit und Ruhe genießen und studiren kann. Das ist freilich am deutschen Seeufer überall in gleicher Weise der Fall, ja es ist leicht möglich, daß es manche Punkte giebt, wo einzelne Partien des Sees, des Schweizerufers, der Alpen noch deutlicher und schöner uns vor die Augen treten als in dem verhältnißmäßig engen Ueberlinger Winkel. Man sieht's entweder, wenn man eine Wohnung danach hat, aus seinem Fenster, oder sucht sich einen Aussichtspunkt am Seeufer aus. Im Ueberlinger Badegarten ist es aber doch etwas Anderes. Man macht keinen Spaziergang der Aussicht wegen und erfreut sich ihrer nicht auf eine einzelne Stunde, sondern sie bleibt uns, wie ich wiederhole, von früh bis spät, wo wir gehen und stehen und ruhen, mit dem Ruhen und Aufwallen des Sees, mit den herauf und vorübertreibenden Wolken, im vollsten Sonnenglanz, im weichen Mondenschimmer, in grellen Streiflichtern, und bildet so zu sagen den stets gleichen und stets wechselnden, lieblichen, erhabenen, wunderschönen Hintergrund des ganzen sorgenfreien, der Erholung und Erheiterung, dem frohen Genuß gewidmeten Tageslebens. Dazu kommt, daß man hier nicht immer und überall eine und die gleiche Aussicht hat, sondern schier von jedem neuen Platz aus eine andere, zum wenigsten auf eine einzelne Partie des Gesammtbildes.

Daß aber solch Hinausschauen und Studiren lohnend ist, werden auch die fernen Leser begreifen, wenn sie sich klar machen, was uns hier vor Augen ist: links, an den alten Gebäuden und Thürmen Ueberlingens vorüber, blicken wir in den weiten Obersee, dessen Grenzen durch ferne Bergzüge angedeutet werden, wo von den Ufern aber nichts mehr zu sehen ist und man sich immerhin einmal der süßen Täuschung überlassen mag, daß man nicht vor einem großen Landsee, sondern vor dem wirklichen endlosen Meere steht. Gegenüber, in der Entfernung einer Stunde etwa, erheben sich die waldgrünen Uferhügel der Landzunge, welche den Ueberlinger Seearm vom Untersee scheidet. An ihrer äußersten Spitze liegt, für uns unsichtbar, Constanz; weiter herwärts erkennen gute Augen aber die schöne kleine Insel Mainau, den Sommersitz der großherzoglichen Familie; einzelne Häuser und Weiler, friedliche Dörfer grüßen vom ganzen jenseitigen Ufer freundlich herüber: ich möchte sagen, man erkennt, auch wenn man gar nicht auf die nächste Umgebung blickt, selbst auf eine solche Entfernung schon, wie gesegnet dies Land ist. Rechts, wo es gegen das Ende des Sees und Ludwigshafen zugeht, treten an den Waldhügeln die Schloßgebäude von Bod-

mann hervor und zeigt sich über ihnen die bekannte Ruine. Der alte Thurm, der zum Badhotel gehörend und zu Wohnungen eingerichtet, unmittelbar aus dem See hoch aufsteigt und nebst einem schattigen, weitvorspringenden Privatgarten die Aussicht hier schließt und die nächste Uferstrecke dem Auge entzieht, gehört in seiner Eigenartigkeit und Alterthümlichkeit ganz entschieden zu dem Gesammtbilde; er hält, im Verein mit dem schlanken Storchenthurm links und dem über das Hotel hereinschauenden Galler im Hintergrunde, dem modernen Badhotel gegenüber, den mittelalterlichen Charakter der alten Reichsstadt aufrecht.

Das Schönste von Allem ist und bleibt aber der Vorder- und Hintergrund des ganzen Bildes — der See in seiner ganzen Ausdehnung und von einer Größe, welche, wie ich schon oben sagte, bei einzelnen Ausblicken an das wirkliche Meer erinnert, und daher auch, wenn der Sturm über ihn dahinfliegt, in wahrhaft großartiger Bewegung; und hinten, über all den Vorhöhen die lange, ununterbrochene Kette des Hochgebirges, die tiroler und voralberger Berge und die wirklichen schweizer Alpen mit ihren bekannten Spitzen, der Sesa Plana, dem Sentis, den Kurfürsten, dem Glärnisch und was sonst noch gelegentlich für gute Augen sichtbar wird. Den Eindruck, den diese Bergkette mit ihren gewaltigen Gipfeln auf den Beschauer macht, wenn man sie einmal, besonders am frühen, kühlen Morgen in voller Klarheit vor sich sieht, vermag ich nicht zu schildern. Ich kann nur sagen, es ist eine unbeschreibliche, majestätische Ruhe und Stille, eine stolze Abgeschlossenheit, in der sie dort vor uns liegen. Wenn wir sie aber so im Laufe des Sommers, mit Ausnahme der ersten Frühstunden auch während des Tags deutlich erblicken, so ist ein bedenkliches und nicht erfreuliches Aber dabei. Denn man kann dann mit Bestimmtheit auf einen baldigen Umschlag des Wetters rechnen und geht stürmischen und regnerischen Tagen entgegen.

Ich habe vorhin des mittelalterlichen Charakters der alten Reichsstadt gedacht. Eine solche ist Ueberlingen fast fünfhundert Jahre gewesen. Denn nachdem die treue und wackere Stadt von den alten Kaisern allmälig schon eine Gnade und Freiheit nach der anderen erhalten hatte, erwarb sie sich in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts die volle Unabhängigkeit, als Glied des Reichs, mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen, und bewahrte sich dieselbe, voll Gehorsam und Treue gegen das Reich, voll Freiheitsliebe, voll Opfermuth und Gottesfurcht, bis sie bei dem nichtswürdigsten Länder- und Menschenschacher, dem Deutschland jemals ausgesetzt wurde, durch den Luneviller Frieden, im Jahre 1802 an Baden kam.

Die Geschichte von Ueberlingen ist, wenn man sie durchläuft, im Großen und Ganzen freilich die der meisten dieser alten Städte. Kleinliches und Enges findet sich in unserem Sinne genug — die allgemeinen und localen Verhältnisse jener Zeiten sollten aber bei solchem Urtheil auch vom Laien niemals übersehen werden, denn nur sie können dasselbe bestimmen, — daneben aber auch eine Tüchtigkeit, eine Thatkraft, ein Mannsmuth, eine Vaterlandsliebe und ein Unabhängigkeits- und Rechtssinn, welche immer von Neuem unsere Anerkennung und Bewunderung herausfordern. Lese man nur einmal von den Thaten des Ueberlinger Fähnleins in den Reichskriegen, von der Haltung der Stadt gegen die aufrührerischen Bauern, von der kraftvollen Vertheidigung gegen die Schweden, und wo es sonst galt, seine Pflicht gegen Kaiser und Reich zu thun, sein eigen Recht und seine Freiheit zu wahren.

Aber wir brauchen das nicht aus den geschriebenen Chroniken herauszusuchen, die Stadt erzählt uns selber davon, wohlverstanden, wenn wir zu sehen und hören verstehen und Augen und Ohren richtig gebrauchen *wollen*. Dies Letztere ist hier unumgänglich geboten — das Geheimniß, dessen ich oben gedachte, tritt uns allüberall entgegen — was man so in gewöhnlicher Weise erblickt und vernimmt, ist nichts weniger als besonders oder ansprechend.

Eine *schöne* alte Stadt ist Ueberlingen nicht im entferntesten. Die Thürme am Ufer und im Hintergrunde machen auf den anlangenden Fremden einen alterthümlichen Eindruck, das Münster fällt ihm als ein imposanter Bau in die Augen. Kommt man in die Stadt hinein, so findet man auch wohl noch ein trotziges Thor, ein massives, altes öffentliches oder Privatgebäude. Im allgemeinen aber sieht die

eigentliche Stadt mit wenig Ausnahmen finster, verräuchert, verkommen und verarmt aus, die Gassen und Gäßchen sind eng und winkelig und ihre Häuser zeichnen sich in der großen Mehrzahl durch Alles eher aus, als durch Ehrwürdigkeit, oder gar mittelalterliche Schönheit und Kunst — davon ist selbst an jenen besseren Bauwerken wenig zu entdecken, auch sie sind meistens nur fest und solid. Kurz, der Charakter des Ganzen ist, abgesehen von dem Veralteten, ein ausgeprägt nüchterner und geschmackloser. Man darf allerdings wohl annehmen, daß die jetzt vorhandene Stadt zum größten Theil aus den trost- und segenslosen, armseligen Zeiten des achtzehnten, höchstens siebzehnten Jahrhunderts stammt. Dazu kommt, daß gegen die alten Bauwerke auch hier das berüchtigte Nützlichkeitsprincip in schonungslosester Weise zur Geltung gebracht wurde und wird und Opfer über Opfer fordert. Ihm ist mehr als ein altes Gebäude gefallen, dem man jetzt vergebens nachklagt, ihm müssen die Thürme und Thore Platz machen — der Storchenthurm neben dem Badegarten ist, wie es heißt, auch schon ein Todescandidat. Und wo's nicht zum Aeußersten kommt, schreitet man zum Um- oder Ausbau, zum „Modernisiren“ und „Schönmachen,“ ohne zu bedenken, daß eine saubere Tünche allein schon den alterthümlichen Charakter des ehrwürdigen Quaderbaues auf das schwerste beeinträchtigt. Da hilft das noch erhaltene, gleichfalls überstrichene Patricierwappen über der Thür auch nicht mehr.

Das ist aber nur das Aeußere. Wie die Stadt selber eine sehr wohlhabende und das Spital das reichste im ganzen Lande ist, so sieht es auch hinter der nüchternen, verräucherten und zuweilen sogar hinter der modernisirten Front hier und da noch ganz anders aus. Da findet sich wohl noch ein prachtvoll gewölbter Flur, eine schöne, alte Treppe, da zeigen sich noch Wappen und andere Wandmalereien, und Hauskapellen sind hin und wider auch noch erhalten — unsere Vorfahren lebten eben mehr nach innen als nach außen. So trifft man's zum Beispiel in einem großen Hause, das rückwärts über der Stadt liegt, auch äußerlich eines der bedeutendsten und schönsten. Jetzt ist eine Bierbrauerei darin, vordem gehörte es verschiedenen Patricierfamilien. Ueber der Thür zeigen sich ein paar Wappen und unter ihnen in einem Gesimse eine Inschrift, welche der Curiosität halber hier folgen mag: Divitibus olim congesti, postea modicum Perterriti Lapides isti, tandem Amati Reformatique sub divini numinis tutela florescam. Man könnte schier eine Prämie für denjenigen aussetzen, der das richtig und gemäß der Absicht des alten Scribenten zu verdeutschen vermöchte, denn es heißt nach Angabe der Ueberlinger etwa: „Einst wurde ich von den Reichlin (Meldegg — a divitibus) erbaut, hernach bewohnten mich die Schreckensteine (Perterriti Lapides) und hierauf die Buole (Amati) und Besserer (Reformati) und unter Gottes Schutz möge ich fortblühen.“ Mir ist keine schönere Perle unter derartigen Hausinschriften bekannt.

Aus der Stadt will ich nur noch zwei Gebäude anführen, und zwar zuerst das Münster. Es ist dem St. Nicolaus geweiht, einem Heiligen, der sich meines Wissens hier zu Lande sonst keiner großen Verehrung erfreut hat, während ihm im nördlichen Deutschland, in den alten Küstenstädten eine Kirche nach der anderen anvertraut wurde: er ist der Patron der Seefahrer. Ich bin in der Geschichte Ueberlingens nicht belesen genug, um angeben zu können, ob hier die gleiche Vorliebe des Heiligen und das gleiche Vertrauen der Einwohner zur Geltung kam. Genug, die Kirche wurde von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an, unter Leitung eines Franken, des Meisters Raben erbaut, und in den ersten Jahren des folgenden Jahrhunderts vollendet, ein fünfschiffiger, stolzer und schöner Bau, vor dem und in welchem man von neuem Respect vor jener Zeit und jenen Menschen empfinden muß, welche gottesfürchtig und ausdauernd, ein solches Werk in ihrer Stadt zu schaffen vermochten, wohlverstanden, während sie daneben zugleich auch noch Anderes für ihre Heimath zu leisten hatten, ein Werk, wie wir heute mit unseren viel größeren Mitteln es schwerlich noch zu schaffen im Stande sind. Und Ueberlingen mag immerhin wohlhabend gewesen sein und dazumal möglicherweise mehr Einwohner gezählt haben als jetzt — so groß wie in mancher anderen der alten Reichsstädte ist der Unterschied keinenfalls, es war und blieb stets eine kleine

Stadt. Der Chor ist vom Schiff durch ein sehenswerthes eisernes Gitter getrennt. Der Hochaltar zeigt interessantes Holzschnitzwerk vom Meister Jos. Zira aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Vor der Chorseite der Kirche ist ein kleiner, freier Platz — Ueberlingen hat an solchen keinen Ueberfluß — es erhebt sich auf demselben ein hohes Crucifix, das von zwei prachtvollen, hochragenden Linden beschattet wird, und die Stelle wäre in ihrer Stille und Abgeschiedenheit schön, müßte man die Häuser umher nur nicht als so gründlich häßlich bezeichnen. Nur rechts erhebt sich ein Bau, oder vielmehr Gebäudecomplex, der zum wenigsten durch seine schwere und finstere Masse einen besseren Eindruck macht. Ein unscheinbares Pförtlein in einem kleinen Treppenthurm führt uns hinein, und — da muß ich wieder sagen: Ueberlingen hat es eben in sich. Man ahnt es draußen wahrhaftig nicht, daß das alte graue Gemäuer das Rathhaus der Stadt bildet und drinnen würdige Räume enthält, vor allem den Saal, der dem Fremden als Hauptsehenswürdigkeit empfohlen wird und wirklich mehr als das herkömmliche, oberflächliche Beschauen verdient. Man sagt uns, daß der Saal erst in neuester Zeit wieder vollständig hergestellt worden. Wenn dem so ist, muß man die Restauration nicht nur eine verständniß-, sondern auch liebevolle heißen: man wird ihrer nirgends gewahr, als allenfalls an den Fenstern, und auch diese stören den harmonischen Eindruck des Ganzen nicht. Groß ist der Saal nicht, aber von den schönsten Verhältnissen; die Decke wird von Balken durchzogen, deren Enden reich verziert sind, und die Füllung zeigt gleichfalls eine Fülle von Ornamenten. Am reichsten aber sind die Wände, wo jede der zahlreichen Säulen eine Statuette unter einem Baldachin trägt, während die Bogen, die sich nach oben durchschlingen, drunten, in der Mitte jedes Feldes gleichfalls in Figuren endigen, welche die gleichen Wappen tragen, wie die benachbarten Statuetten. Diese, meistens etwa einen Schuh hoch und von ganz vortrefflicher Schnitzarbeit, voll Ausdruck in den Köpfen, voll Feinheit in der Gewandung, voll wunderbarer Mannigfaltigkeit in den Stellungen, zeigen uns die Glieder des römischen Reichs: die sieben Kurfürsten, die vier Markgrafen, die vier Landgrafen, die vier (einfältigen) Grafen, die vier Burggrafen, die vier semperfreien Schenken, die vier strengen Ritter, die vier Bauern und die vier Städte — zwischen den letzten auch Metz. Die Erbauung des Saals und seine Ausschmückung stammt aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Ueber den Meister hörte ich nur Vermuthungen äußern; ich bin nicht Kenner genug, um zu entscheiden, ob die Schnitzarbeit nur mich persönlich, oder wirklich an diejenige der Chorstühle im Ulmer Dom erinnert.

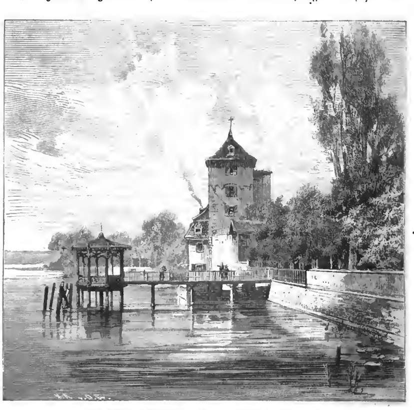
Gedenken muß ich auch noch der Bibliothek, die in einem alten, trübseligen Gebäude am See nicht zu ihrem Vortheil untergebracht ist. Auch sie verdient einen Besuch und bietet, obgleich ihre Schätze vordem wenig sorgfältig gehütet sein sollen, noch einige schöne Manuscripte und alte Drucke mit sehenswerthen Miniaturen.

Allein ich muß doch wohl daran denken, daß zu Ueberlingen auch eine Umgegend, halb der interessantesten, halb der anmuthigsten Art gehört. Denn das Land ist nicht blos ein fruchtbares, es ist auch ein schönes. Die Ebene wird nicht eintönig, sie erscheint als solche landeinwärts überhaupt nur auf kurze Strecken; tiefe, weite Mulden, sanfte Hügel, rasch ansteigende Höhen lösen einander ab, wohlbebaute Felder und reiche Wiesen werden von zahlreichen, bald größeren, bald kleineren Waldpartien unterbrochen; überall erscheinen saubere Dörfer, freundliche Weiler, einzelne Häuser, hier und da ein altes Stift, ein stattliches Schloß, aber auch wohl eine Fabrik, und wo man zu einer Höhe hinaufsteigt, genießt man der, sei es lieblichsten, sei es großartigsten Aussicht in die Ferne, in die Nähe. Auf Ueberlingen selber nicht, denn die Stadt liegt so fest an die Uferfelsen geschmiegt, welche sich in gewaltigen Massen hart am See entlang ziehen, daß man von ihr kaum etwas gewahr wird, bis man auf ihre alten Brücken, in die trotzigen Thore tritt.

Wie fest und gewaltig diese Felsmassen sind, sieht man, wie gesagt, am Ufer, gegen den Weiler und beliebten Ausflugspunkt Goldbach zu, wo die Staatsstraße nach Ludwigshafen zum Theil aus ihnen herausgesprengt wurde und sie nun schroff und

haushoch dieselbe an der Landseite begrenzen. Diesen Sprengungen fiel auch ein Theil der sogenannten Heidenlöcher in der Nähe von Goldbach zum Opfer — das sind Gemächer, die zum Theil nur durch Leitern erreichbar, hoch oben im Fels ausgehauen sind, gewölbt zum Theil, mit Lichtlöchern, Sitzbänken, Luftzügen, Kammern, längeren Gängen. Sie sollen aus der Zeit der frühen Christen- und späteren Heidenverfolgungen stammen und damals zu Schlupfwinkeln der Unglücklichen hergerichtet sein. Vielleicht haben auch schon die ersten Römer, welche sich hier festsetzten, anfangs selber darin gehaust, und während der vergangenen Jahrhunderte siedelte sich allerlei Gesindel darin an. So erklärt sich denn auch die verhältnißmäßig wohnliche Einrichtung, die allerdings nicht von scheuen Flüchtlingen in kurzen Jahren hergestellt sein kann.

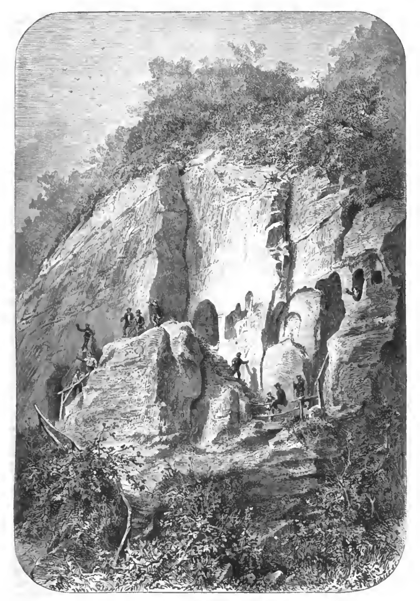
Von der Gewaltigkeit der Felsen aber und von der Herrschaft des Menschen über die gesammte Natur finden wir ganz nahe bei Ueberlingen den wunderbarsten und überzeugendsten Beweis. Gegenüber dem Badhotel steigt der Berg steil an und zeigt auf seiner Höhe den sogenannten Galler- oder Walenthurm, von dem aus man das Land- und Seebild, dessen man sich drunten



Pavillon, Thurm und Gartenpartie des Badhotels.

im Badegarten erfreut, noch in viel größerer Ausdehnung und, jenachdem, Deutlichkeit vor sich sieht. Tritt man an den Rand der, ich will kurz sagen: Thurmterrasse, so schaut man in eine tiefe Schlucht, deren Wände sich in grauer Nacktheit und überraschender Gleichförmigkeit fast perpendiculär vor uns aus dem Grunde erheben. Und man darf wohl überrascht sein, denn es ist keine Schöpfung der Natur, sondern ein Werk der Menschenhand, der Stadtgraben, den die Bürger im Laufe eines vollen Jahr-

hunderts von 1534 bis 1633 durch den Fels arbeiteten. Wenn man drunten, statt sich vor Einem plötzlich und man schreitet vorwärts, in den „Graben“ hinein. Der



Die Heidenlöcher bei Goldbach.

rechts gegen den Gallerthurm hinaufzusteigen, links um ein hier neuerbautes Haus herum gegen die Felswand tritt, öffnet sie Weg ist meist breiter als irgend eine Straße Ueberlingens, die Wände erheben sich haushoch hüben und drüben, nicht gemauert,

sondern glatt herausgehauen aus dem starren Felsen. Man will seinen Augen nicht trauen, aber man muß wohl, denn man sieht die Spuren des Meißels allerwärts. Es ist etwas Ueberwältigendes in dem Anblick. Was sind das für Menschen gewesen, welche zum Wohl und Schutz ihrer Stadt ein solches Riesenwerk unternahmen und vollendeten! Die lange Dauer der Arbeit beeinträchtigt das Werk selber keineswegs. Im Gegentheil, wir müssen gerade die Ausdauer bewundern, mit der man hundert Jahre lang denselben Gedanken, das eine Ziel verfolgte, das eine Gefühl in sich hegte und ihm unwandelbar treu blieb.

Jetzt ist das Gewaltige und Starre des Menschenwerks auf den meisten Stellen längst durch die leise und rastlos fortarbeitende Natur auf das wohlthuendste, ja zuweilen auf das anmuthigste gemildert. Den Grund deckt bis auf den schmalen Fußpfad Gras und Kraut, hier und da erhebt sich ein Baum und treibt seinen Wipfel dem Rande droben entgegen. Dieser Rand selber ist dicht überbuscht, die Büsche steigen auch wohl an dem Fels herab und suchen sich einen kleinen Vorsprung, eine Spalte, um sich genügsam und munter anzusiedeln. Einzelne Bäumchen neigen sich von droben weit herüber und schauen neugierig in den stillen Grund, hin und wieder fallen die wilden Ranken in üppigster Fülle wie Cascaden über den starren Felsen und wehen im Luftzug behaglich hin und her, und wenn man steht und horcht, so hört man's leise, leise um sich her rieseln und tröpfeln und die alten trotzigen Wände sind feucht von den hervorsickernden Wassern, und die Sonne blickt golden herein und streut wunderbare Lichter in die ergreifende und reizende Einsamkeit.

Die Leser dürfen nicht glauben, daß ich enthusiastisch übertreibe; ich bin ziemlich sicher, daß ich keine Erwartungen rege mache, welche nicht durch den Anblick der Wirklichkeit erfüllt, ja übertroffen würden. Was man im Ueberlinger Stadtgraben vor sich und um sich hat, ist von der Art, daß auch der nüchternste Verstand sich betroffen beugt und das kälteste Herz sich ergriffen fühlt.

Von der Umgegend und den beliebten und gerühmten Aussichtspunkten kann ich schweigen. Theils habe ich den Charakter der Gegend und sozusagen des Ausblicks schon im allgemeinen bezeichnet; theils sind der Punkte gar zu viele, und wenn ich von allen reden, das Besondere jedes einzelnen hervorheben wollte, müßte ich keinen kleinen Artikel, sondern ein Buch schreiben. Ich will nur eines einzigen Platzes erwähnen, weil die Aussicht, die man von ihm aus genießt, in einem Theile wenigstens eine nicht gerade schöne, aber ganz eigenartige ist und, wie ich erfahren habe, selbst für häufige Besucher der Stelle noch neu war — man sieht gewöhnlich darüber hin, wie es scheint.

Anderthalb bis zwei Stunden von Ueberlingen liegt ganz oben auf dem Berge, über dem Dorf Sipplingen, ein dem Ueberlinger Spital gehöriges Bauerngut, der Haldenhof, und hart neben ihm bildet der, vielleicht noch sechzig bis siebzig Schuh höhere Fels einen Vorsprung, von dem man allerdings einen ganz einzig schönen Ausblick auf den See und die Alpen, auf den Thurgau drüben und den Hegau rechts hat. Unter uns liegt am jäh abstürzenden, bewaldeten Berg die Ruine von Alt-Hohenfels, ganz drunten Sipplingen — man möchte sagen: miniaturartig klein; davor der Ueberlinger Seearm in zusammenschwindender Breite und drüben die Uferhöhen von Wallhausen bis Bodmann und weiter, gleichfalls vollkommen erkennbar und übersichtlich — so tief unter uns, daß man, wie ich sage, meistens darüber hinaussieht. Und das ist eben das Unrecht, denn diese jenseitigen Uferhöhen, die uns von unten und anderen Punkten aus gesehen, wie eine zusammenhängende, von Wald bedeckte Hügelkette erscheinen, zeigen sich von hier oben in wunderbar gleichförmiger Weise durch — ich weiß nicht, soll ich Spalten oder Schluchten oder schmale Thäler sagen? — zerschnitten, welche vom Ufer ins Land eindringend, hier rückwärts wieder durch ähnliche Längsstreifen zertheilt werden, so daß ein aus lauter aneinandergeschobenen Waldwürfeln gebildetes Plateau entsteht. Ich gesteh's, daß mich dieser Anblick dermaßen überraschte und fesselte, daß ich für alles Uebrige kaum einen Blick übrig behielt. Und Anderen, die ich aufmerksam machte, ist es später ebenso ergangen.

Bevor wir von diesem schönen und lieben

Stück Erde endlich ausbrechen, müssen mir die Leser noch einmal folgen, nicht zu einem Spaziergange, sondern zu einem kleinen Ausfluge, der mehrere Stunden von der alten Stadt fortführt und immerhin den ganzen Tag in Anspruch nimmt — zu viel wird Einem das nicht. Im Gegentheil beklagt man am Abend gewöhnlich, daß man nicht mehr als den einen Tag verwenden konnte oder wollte.

Drei Stunden (wohl verstanden, zu fahren) von Ueberlingen liegt hoch oben an den Waldbergen das Schloß Heiligenberg, das, ein Eigenthum der Fürsten von Fürstenberg, von seinem Platze aus weit in die Welt hinausschaut: überall vom Bodensee her und drüben von der Schweiz sieht man das weiße Gebäude am dunkeln Berg und mag schon um dessentwillen den Besitzer beneiden. Ich glaube nicht, daß es am ganzen Bodensee ein zweites Haus giebt, das durch seine Lage so über Alles bevorzugt ist. Es ist denn aber auch von der fürstlichen Familie bis in die neueste Zeit stets werth gehalten und gepflegt worden; das sieht man bei jedem Blick in das Schloß und auf die Umgebung, und man kann sich nur freuen über den liebe- und geschmackvollen Sinn der Besitzer, welche einem solchen, verhältnißmäßig entlegenen und dem Weltleben entzogenen Punkt so viel Neigung und Aufmerksamkeit zuwandten, so häufig ihm ihre Anwesenheit gönnten. Denn ohne diese geht es nicht ab: ein solcher Besitz braucht das Auge seines Herrn, sonst verkümmert er trotz aller Pflege.

Wie hoch das Schloß mit dem dazu gehörenden Dorf liegt, sieht man nicht blos, sondern man spürt's auch, wenn das ausgezeichnete Ueberlinger Gefährt trotz der neuen vortrefflichen Straße eine volle Stunde braucht, bis es uns vom Fuß des Berges bis auf die Höhe hinaufschafft. Droben wohnen die fürstlichen Beamten und ist auch, um dessen zu gedenken, ein gutes Wirthshaus, so daß man immerhin einige Zeit hier verweilen kann, wie es denn neuerdings auch häufiger und häufiger geschieht.

Ueber das Schloß, das im sechzehnten Jahrhundert erbaut, im Viereck einen geräumigen Hof umgiebt, über seine mir sichtbar gewordene Einrichtung und den Inhalt, habe ich im Ganzen nichts weiter zu sagen: das ist so ziemlich das Gleiche, wie überall in solchen Gebäuden. Von den Alterthümern und Kunstschätzen, welche hier aufbewahrt wurden, soll neuerdings Vieles fortgebracht worden sein; etwas Besonderes und Bedeutendes fiel uns zwischen dem Reste nicht auf. Der Verwalter führte uns auch schnell hindurch und dem Saal entgegen, der über hundert Fuß lang und gegen vierzig breit, den ganzen linken Flügel einnimmt. Da säumen wir denn freilich und schauen und bewundern: die geschnitzte Holzdecke strahlt in Gold und Farben, im reichsten Schmuck der Figuren und Ornamente auf uns nieder, so daß wir in ihr, auch ohne im Voraus davon unterrichtet zu sein, augenblicklich eines der schönsten Werke der Renaissance erkennen müssen, wie es schwerlich in solchem Reichthum und solcher Pracht, zum wenigsten in Deutschland, noch einmal zu finden sein dürfte. Ja Reichthum und Pracht sind so groß, daß sie auf den Beschauer gewöhnlichen Schlags einigermaßen verwirrend und betäubend wirken müssen: es gehen ihm die Augen über, wie man das heißt. Weiß ich doch nicht, wie es mir ergangen wäre, hätt' ich das alles im vollsten, schärfsten Tageslicht gesehen. Jetzt waren die Fensterläden nur zum Theil geöffnet, und die gedämpfte, aber völlig genügende Beleuchtung war dem Eindruck der wunderbaren Arbeit und dem ruhigen Genuß derselben entschieden günstig.

An dem gelben Stuck der Wände zeigt sich eine große Zahl von Ahnenbildern der fürstlichen Familie. Die meisten Augen mögen ziemlich gleichgültig an ihnen vorüberblicken, zu einem genaueren Anschauen und zu einem Urtheil über den Kunstwerth hat man ja auch bei einem solchen einmaligen Besuch kaum die Zeit. Und das ist immerhin schade, denn es ist mehr als ein gutes Bild in diesen Reihen. Für mich hatte diese Sammlung aber ein besonderes Interesse, und während die Uebrigen die im Saal und verschiedenen Schränken aufgestellten kleinen Kunstwerke betrachteten, Bronzen, getriebene Silberarbeiten, Majoliken, einen sinnverwirrend fleißig und zierlich ausgeführten Stammbaum und dergleichen, spazierte ich an den Wänden entlang und verfolgte meinen Zweck. Findet man nämlich unter solchen Bildern einige von der Art, daß man ihnen Porträt-

Aehnlichkeit zutrauen kann, so entdeckt man bald, daß diejenigen, welche aus einem Zeitraum, einer Cultur- oder um mich so auszudrücken, Gesellschaftsepoche stammen, ohne eigentliche äußere Aehnlichkeit dennoch eine merkwürdige Uebereinstimmung im Schnitt und Ausdruck des Gesichts zeigen. Wer auf dergleichen achtet und sein Auge geübt hat, kann ohne viel Schwierigkeit und auf den ersten Blick ein solches Gesicht nicht nur in sein Jahrhundert, sondern auch wohl in einen bestimmten Abschnitt desselben verweisen. Das Costüm hat dabei wenig oder nichts zu thun. Beschreiben kann man dergleichen nicht, man muß es eben zu sehen und zu unterscheiden verstehen. Und so begnüge ich mich denn nur noch anzuführen, daß in dem Saale ein paar Bilder aus dem Anfang und aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hängen, welche den, ich möchte sagen, Typus ihrer Zeit in überraschender Schönheit und Prägnanz zur Anschauung bringen.

Auch die an den Saal stoßende Kapelle hat eine geschnitzte Holzdecke und verdient einen Blick. Das Schönste aber, was Auge und Herz hier findet, ist die Aussicht aus den Fenstern. Den Hintergrund bilden fast das ganze Becken des Bodensees und all die Höhen, von denen Tirol's an bis ins Berner Oberland und rechts herum bis zum Jura, dem Hegau und Schwarzwald, ein Panorama, das kaum irgendwo großartiger zu finden sein dürfte. Der Stunden freilich, wo es uns in seiner vollen Größe und Schönheit vor Augen tritt, sind im Hochsommer nur wenige, und auch für uns lag, trotz des wunderschönen und klaren Tages, die Ferne in duftigen Schleiern. Zum rechten Bedauern darüber vermochte aber zum wenigsten ich nicht zu kommen. Lag doch der Vordergrund in stundenweiter Ausdehnung mit all seinen Reizen in reinster Klarheit zu unsern Füßen, ein reiches, gesegnetes Land, lebhaft und anmuthig gewellt, Felder, Wiesen, Laub- und Nadelholzwaldungen in schönster Farbenmischung, überall einzelne Häuser, Dorfschaften, mitten darin die Abtei Salem. Es wäre schier sündhaft gewesen, hätte man über dies entzückende Bild hinaus an ein anderes, noch größeres denken wollen, dessen voller Anblick uns heute versagt war.

Aber ich muß zum Schluß kommen und mich losreißen, wie wir es auch in Wirklichkeit mußten. So kann ich auch der Gärten und des Parks, die den Berg hinablaufen, eben nur gedenken, obgleich sie die liebevollste Beschreibung verdienten. Ein solcher flüchtiger Besuch genügt für den Heiligenberg ebenso wenig wie die wenigen Worte, die ich ihm und seinen Schönheiten hier widmen kann.

Aber freilich ebenso wenig reichen der eine und die anderen da für das aus, was wir auf dem Rückwege in Salem finden, dem alten Kloster und Reichsstift, dem Cistercienserorden angehörig und von einem Reichthum, den wir schon aus dem Complex gewaltiger Gebäude erkennen. Nach diesen Gebäuden, in denen jetzt der Markgraf von Baden wohnt, sehen wir aber nicht, sondern mit dem ersten und letzten Blick auf die Kirche, die sich schlank vor uns erhebt, ein Prachtwerk aus der besten Zeit der Gothik. Dem Aeußeren steht das Innere aber nicht nach — man ist nach dem Eintritt wie bezaubert und vermag des Eindruck's kaum Herr zu werden, von solcher — ich muß sagen: unbeschreiblicher, himmelsreiner Schönheit ist dieser wundervolle Bau. Die drei Schiffe gehen vom Chor an in fünf über, und dieser Uebergang ist von einer ganz einzigen Anmuth. Ich bin kein Mann vom Fach, aber ich habe mein ganzes Leben lang ein liebevolles, ja leidenschaftlich forschendes Aug' für solche alte Bauten gehabt und nach und nach viel gesehen. Und so sag' ich's aus tiefstem Herzen: etwas Schöneres sah ich nie und nirgends. An die unglaubliche Verschwendung von Marmorarbeiten und anderen Ornamenten, mit denen die Zopfzeit die Altäre bedeckte und den Fuß der schlanken Säulen umwickelte, denkt man gar nicht, oder das Auge erhebt sich von ihnen nur um so entzückter zu der unentstellten und unentstellbaren Schönheit des Grundbaues. Und dennoch wären selbst diese Reliquien der Zopfzeit — natürlich zu einer anderen Stunde — ganz anschauenswerth. Ich glaube nicht, daß man oft eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit dieser wunderlichen Zierarbeiten bei einander finden dürfte. Aber wer kennt denn Salem überhaupt und weiß von ihm, wie dieser Wunderbau es doch in so vollem Maße und vor vielen anderen verdient?

Ich sagt' es ja und muß es immer von neuem wiederholen: über der alten Stadt

am See und ihrer Umgebung liegt es trotz aller Zugänglichkeit noch immer wie eine Art von Geheimniß, in welchem ganz einzige Reize, ganz wunderbare Schönheiten verborgen ruhen und der Entdeckung entgegenschlummern. Möchte meine Mittheilung hin und wieder Jemand veranlassen, gleich mir mindestens eine Ecke des Schleiers zu lüften. Er wird sicherlich nicht unbefriedigt und enttäuscht in seine schlichte Heimath zurückkehren. Und wem's an den Augen und am Sinn nicht fehlt, für den ist mir nicht bange: er wird meine Schilderung nicht zu enthusiastisch finden.

Fensterblumen.

Von

J. Berger.

Keine Blumen blühen!
Nur das Wintergrün
Blickt durch Silberhüllen,
Nur das Fenster füllen
Blümchen roth und weiß
Aufgeblüht aus Eis.
Hölty.

Bist du schon, mein lieber Leser, einmal an einem klaren Wintermorgen vor dein Fenster hingetreten und hast die zarten, zierlich gewundenen, malerisch gruppirten Gebilde betrachtet, welche während der Nacht an dasselbe hingezaubert worden? Nicht die geschickte Hand des Künstlers, dessen Herz warm für sein Ideal schlägt, hat sie hingeworfen, nicht der warme Maiensonnenschein hat sie hervorgelockt; sondern die erstarrende Winterkälte. Das organische Leben ist in tiefen Schlaf versunken, keine Pflanze grünt, kein Vogel singt; nur der Schnee knarrt draußen, während das Feuer im Ofen prasselt; und die tiefstehende Sonne sendet dir matte Strahlen entgegen. Die Natur bietet so wenig Erfreuliches; aber was sie bietet, ist schön, unnachahmbar. Die Farbenpracht einer Sommerblume kann der Künstler wiedergeben, die Reize einer Fensterblume nicht; diesen zarten Flimmer der unzählig vielen Eiskrystallchen, dieses verklärte, mannigfaltige Durchbrechen des milden Sonnenlichtes nicht! Die schönen Formen, welche er wiedergiebt, mußt du durch jene Reize belebt denken, wenn du dir durch sie den Genuß bereiten willst, welchen die unübertreffliche Natur darbietet.

Während wir uns jedoch in die Betrachtung dieser herrlichen Mannigfaltigkeit vertiefen, drängt sich uns unwiderstehlich die Frage auf nach den Mitteln, deren sich die Natur zu ihrer Erzeugung bedient. Aber in dem Maße, als wir bei unseren Erklärungsversuchen auf Widerstand stoßen, wird unser Interesse für diese Gebilde durch den Reiz des Geheimnißvollen noch erhöht, und wir machen an uns selbst die Erfahrung, der Schumacher folgende Worte geliehen: „Es nahm mich dieses Studium — die Beobachtung der an jedem Tage bei jedem neuen Froste erscheinenden anderen wunderbaren Gestalten — so sehr in Anspruch, daß ich alle sonst gewohnten Beschäftigungen der Muse darüber hintenansetzte und selbst meine Gesundheit bei dem langen Verweilen in kalten Räumen, wo ich die Eisfiguren aufzeichnete, aufs äußerste aussetzte, so daß die Freunde mich häufig mit dem zu weit getriebenen Eifer für diese Sache, mit der so heißen Liebe für ein so kaltes Studium neckten." Sie hatten eine Berechtigung, die Freunde, ihn zu necken, ähnlich wie sie derjenige, welcher die trüben Fensterscheiben eines Domes von außen betrachtet, demjenigen gegenüber hat, der, entzückt über ihre Schönheit, aus dem Dom heraustritt. Treten wir hinein in die geheimnißvolle Werkstatt der Natur!

Fensterblumen! Wir denken hierbei natürlich an Glasfenster. Finden wir unsere Blumen nur an diesen? Nein, in dem vorigen Winter hatten wir Gelegenheit genug, sie auch auf der Innenseite von Blechscheiben, von (hölzernen) Kellerthüren u. s. w. zu sehen. Doch erregen diejenigen an Glasfenstern vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit, und zwar wohl aus dem einfachen Grunde, weil sie an diesen vorzugsweise vorkommen und am besten beobachtet werden können.

Der Winter zieht heran! Wir haben in einem Zimmer unserer Wohnung die Fenster geöffnet, in einem andern haben wir sie geschlossen. — An den letzteren sehen wir Blumen, an den ersteren nicht. Ebenso haben wir selten oder nie ein geöffnetes Fenster mit „Beschlag" belegt

gesehen; in gleicher Weise sehen wir höchst selten ein Fenster auf seiner Außenseite befroren oder beschlagen. In der Regel legt sich der Fensterbeschlag, das Material, aus welchem sich die Eisblumen bilden, auf der Innenseite an und zwar dann, wenn es draußen kälter wird. Nur bei plötzlichem Eintritt von Thauwetter sehen wir Fenster und auch Mauern ungeheizter Gebäude von außen beschlagen, letztere sich sogar mit einem dicken Reif belegen. Daß die Temperaturdifferenz zwischen innen und außen die Grundursache unserer Erscheinungen ist, geht aus dem allen klar hervor. Doch hängt von dieser Differenz nur die Bildung des Beschlags ab; denn ist eine Scheibe einmal benetzt, so dürfen wir sie einer allerseits gleichmäßigen Kälte aussetzen; die Eisblumen bilden sich doch.

Wir haben zunächst auf die Frage näher einzugehen: wie bildet sich der Fensterbeschlag? Um dieselbe beantworten zu können, erinnern wir uns des folgenden Naturgesetzes: Die Luft kann um so mehr Feuchtigkeit in aufgelöstem Zustande, in — unsichtbarer — Dampfform aufnehmen, je wärmer sie ist. Hat sie so viel Feuchtigkeit aufgenommen, als sie vermöge ihrer Temperatur gerade aufnehmen kann, so ist sie „gesättigt“ — ein Zustand, welchen sie immer zu erreichen strebt. Ist sie nicht gesättigt, ist sie mehr oder weniger trocken, so sucht sie andern Körpern — genäßten Kleidungsstücken, dem Baumaterial u. s. w. — ihre Feuchtigkeit zu entziehen; diese trocknen. Wird nicht gesättigte Luft auf irgend eine Weise abgekühlt, so kommt sie nach und nach zu dem Temperaturgrad herab, wo sie gesättigt erscheint. Wird sie nun noch weiter abgekühlt, so wird sie übersättigt; die Feuchtigkeit, welche sie jetzt nicht mehr in aufgelöstem Zustande erhalten kann, wird als sichtbares Wasser ausgeschieden; es legt sich in Gestalt von kleinen Wassertröpfchen an festere kältere Körper als „Beschlag“ oder „Thau“ an, oder es schwimmt als Nebel in der Luft umher. Der Temperaturgrad, bei welchem dieser Vorgang beginnt, heißt der Thaupunkt. In Ländern, wo die Atmosphäre sehr trocken, wird dieser Thaupunkt nicht leicht oder nie erreicht. Während uns durchschnittlich jeder Winter Fensterblumen bringt, sollen diese daher in Nordamerika sehr selten oder nie vorkommen.

Untersuchen wir nun, in welcher Weise die Feuchtigkeit zunächst in einem geheizten Zimmer an die Fenster gelangt. Wir bewaffnen uns zu diesem Zweck mit einem Stückchen brennenden Zunders oder einer Cigarre. Der Rauch derselben steigt in einem ungeheizten Zimmer unbehindert empor. Nun wird eingeheizt, der Rauch wird an den Wänden des Ofens und über demselben emporgerissen, bis gegen die Decke hin. Wir bringen nun unsere Rauchquelle in den obersten Theil des Zimmers. Der Rauch wird in horizontaler Richtung gegen die Fenster hingetrieben. Wir folgen dieser Richtung. An den Fenstern wird er ebenso energisch abwärts als am Ofen aufwärts getrieben. Am Boden zieht er wieder dem Ofen entgegen. Die erwärmte Luft beschreibt danach im Zimmer einen Kreislauf vom Ofen nach der Decke, den Fenstern und in der Tiefe wieder zurück nach dem Ofen, wo dieser Kreislauf wieder von Neuem beginnt. Die Ursache desselben erkennen wir sofort. An den Fenstern kühlt sich die Luft ab, wird schwerer, sinkt nieder, drängt die wärmere Luft vor sich her und am Ofen empor.

So wie nun aber die Zimmerluft sich erwärmt, entzieht sie den Wänden ihre Feuchtigkeit, nimmt die durch Athmung u. s. w. erzeugte ebenfalls auf und setzt sie an den kalten Fenstern wieder ab, diese beschlagen.

Betrachten wir den Beschlag genauer! Jedes der unzähligen, äußerst feinen Tröpfchen ist von seinen Nachbarn durch einen wasserfreien Zwischenraum getrennt.

Die großen Fensterscheiben an Verkaufsläden sind ziemlich gleichmäßig an all' ihren Theilen von diesem Beschlag überzogen; und wenn derselbe gefriert, so sehen wir ein gleichförmiges Eisnetz von rundlichen Maschen. An ihnen sehen wir mit Hülfe unseres Rauches die Luft nahezu gleichförmig in größeren und kleineren Wellen herabfallen.

Ich wedele nun mit einem Federbusch kräftig an dem befrorenen Fenster auf und ab — selbstverständlich ohne dasselbe zu berühren. Da sich bei langsamerem Herabsinken der Luft ein mäßiger Eisbeschlag gebildet hat, so wird sich, vermuthen wir, bei rascherem Herabtreiben derselben ein viel stärkerer Ueberzug anlegen. — Wir haben uns geirrt: das Eis beginnt alsbald aufzuthauen; es thaut ziemlich rasch.

— Wir setzen die Arbeit fort: das Wasser wird weniger, immer weniger — die Scheibe wird trocken.

Das Zimmer ist warm und mäßig feucht. Ich wiederhole den Versuch in einem ungeheizten Zimmer. Es währt sehr lange, bis wir eine Spur dieser Erscheinungen wahrnehmen. Ist es trocken und seine Temperatur nahe bei 0 Grad oder darunter, so bemerken wir wohl nach längerer Zeit eine Abnahme des Eisüberzugs, aber kein Aufthauen.

Sind wir einmal durch den Versuch von unserer falschen Vermuthung ab auf den richtigen Weg gebracht; so hält es nicht schwer, die Erklärung zu finden.

Wenn eine einzige warme Luftschicht an dem Fenster verbleibt, so verliert sie in dem Maße, als sie sich abkühlt, weniger Wärme an dasselbe, wird aber alsbald übersättigt, setzt ihre Feuchtigkeit ab; und diese gefriert, falls die Wärmeableitung nach außen stark genug ist. Bewegt sich aber eine große Anzahl von Luftschichten rasch über das Fenster hin, so giebt jede — da sie sehr warm ist — verhältnißmäßig viel Wärme an dasselbe ab und so rasch, daß diese nicht eben so rasch nach außen abgeleitet werden kann; das Eis schmilzt wieder.

Keine der rasch sich bewegenden Luftschichten kühlt sich aber so weit ab, daß sie übersättigt wird; sie behalten vielmehr alle die Fähigkeit, noch mehr Feuchtigkeit aufzunehmen, was sie denn auch auf Kosten des Fensterbeschlags thun.

Dies bestärkt die Aufschlüsse, die uns die Bewegung des Zunderrauchs an unsern kleineren durch Rahmen unterbrochenen Fenstern giebt. Da fällt die Luft herab auf den obersten Zwischenrahmen, verweilt daselbst einige Zeit, besonders an der der Wand abgekehrten Ecke der Scheibe. Dann fließt sie herab; der Strom berührt die folgende Scheibe erst in einiger Entfernung unter dem Rahmen wieder, um sich über dem folgenden wieder in gleicher Weise anzusammeln. Indem aber der Strom die Scheibe trifft, biegt er theilweise wieder nach oben um; und ein Theil unseres Rauches wird emporgekräuselt. Diese Luft verweilt, ebenso wie eine dicht am Rahmen herabgeflossene sehr dünne Luftschicht, einige Zeit unter demselben, bis sie endlich weiter herabfließt.

Die Luft wird sich nun an den Stellen, wo sie am längsten verweilt, am stärksten abkühlen, wird dort die meiste Feuchtigkeit absetzen, während wir jene Mittelstelle, über welche die eintreffende Luft rasch herabgleitet, von Beschlag ganz frei finden. Die untersten Scheiben, an welchen die Luft schon beträchtlich abgekühlt ankommt, finden wir am meisten beschlagen, besonders an ihren untersten Stellen, in deren Nähe das Fenstergesimse dieselbe vorzugsweise aufhält.

Ein Kleidungsstück hängt an dem Fenster, der Kaufmann hat ein Stück seiner Waare, der Gastwirth ein Schutzgitter davorgestellt, so daß der Luftstrom gehemmt wird — die dicke Beschlag- oder Eisschicht giebt ein — wenn auch undeutliches — Abbild davon.

Sowie aber die Luft auf ihrem Kreislauf die Feuchtigkeit mit sich führt, so führt sie auch die in jedem bewohnten Raum zahlreich vorhandenen Staubtheilchen (Sonnenstäubchen) und Kohlentheilchen mit sich. Diese sehr feinen festen Körperchen haben im allgemeinen das Bestreben, sich an andere Körper anzusetzen; und nicht leicht wird sich eine Fensterscheibe finden — mag sie auch noch so rein aussehen — die ganz frei davon wäre. Wenn sie aber über die durch den Beschlag gebildeten Unebenheiten hergeführt werden, so müssen sie sich an diesen selbstverständlich viel zahlreicher ansetzen.

Ehe wir nun diese Vorgänge weiter verfolgen, drängt sich uns die Frage auf: wie verhält sich wohl die Luft an der Außenseite der Scheibe? Wieder verhilft uns der Zunderrauch zur Beantwortung. Lassen wir ihn in einiger Entfernung von der Scheibe eines starkgeheizten Zimmers aufsteigen. Er wird stets nach dem Fenster hingetrieben. Seine Bewegung an demselben geht zwar sehr unstät nach oben, unten, rechts und links; führen wir aber unsern Zunder den Rahmen entlang, so kommt Ordnung hinein; von unten steigt der Rauch in mannigfachen langen Zügen empor bis gegen die nicht beschlagene Stelle hin; von oben sinkt er in kürzeren, mehr zerstreuten Abtheilungen herab, wieder bis gegen jene Stelle hin; und ebenso strömt er von den Seiten her nach jener Stelle: die kalte Luft, welche die Scheibe berührte, wurde an derselben erwärmt, am meisten erwärmt an der Stelle, wo die

Scheibe die meiste Wärme empfangen hatte; die umgebende kältere Luft strömt von allen Seiten herbei, um sie zu verdrängen, am kräftigsten von unten, weniger kräftig und regelmäßig von oben, wo sich die auf der Flucht begriffene wärmere Luft den Durchgang nach außen verschaffen muß. So wird die der Innenseite der Scheibe mitgetheilte Wärme von ihrer Außenseite ab und ins Weite geführt.

An den Scheiben eines eingeheizten Raumes können wir solche Bewegungen des Rauches nicht erkennen, weder innen noch außen; derselbe steigt beiderseits gerade empor. Daraus können wir allerdings nicht schließen, daß die Temperaturdifferenz nicht auf dieselbe Weise sich auszugleichen strebt; aber das können wir schließen, daß die Strömungen wenigstens äußerst schwach sein müssen.

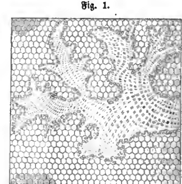
An den Scheiben eines ungeheizten Zimmers sehen wir denn auch den Beschlag viel gleichmäßiger vertheilt, wennschon die Aehnlichkeit mit den obigen Vorgängen nicht zu verkennen ist. Wir können auch an einem solchen Fenster wohl die einfachste Ausbildung der aus diesem Beschlag entstehenden Eisfigur am leichtesten verfolgen:

Unser Wohnzimmer ist behaglich erwärmt. Der Abendthee ist in demselben bereitet, die Luft ist dadurch feucht geworden.

Nun wird die Thür zu dem anstoßenden, sehr kalten Schlafzimmer geöffnet — das sind allerdings, nebenbei bemerkt, nicht sehr löbliche Gewohnheiten. — Unterdessen wird es in dem Wohnzimmer zu kühl, man schürt noch einmal tüchtig ein. Die Familie geht später zu Bette; und wenn sie des andern Morgens sich erhebt, sieht sie die Fenster des Schlafzimmers mit einem dicken Reif überzogen. Sie schließt daraus, daß es sehr kalt sein müsse, geht jedoch gleichgiltig an dem nahezu gleichförmigen Ueberzug vorüber; und doch enthält er zahlreiche Zeugen der anscheinend freien, doch an strenge Gesetze gebundenen Formenwahl der unorganischen Natur, die Elemente herrlicher Gebilde. Der dem Theetopf entstiegene und durch unsere Athmung gebildete, in der ganzen Zimmerluft zerstreute Wasserdampf hat sich hier zusammengefunden und in Reih' und Glied geordnet. Wir treten heran und finden folgende Figur. (Fig. 1.)

Wir sehen da zunächst kleine sechseckige Felder regelmäßig aneinander gereiht, jedes begrenzt von trichterförmig aufsteigenden Wänden, so daß dieselben den trichterförmigen Gebilden unseres Kochsalzes sehr ähneln. Auch erscheinen die einzelnen Wände ganz so wie dort aus einzelnen Schichten zusammengesetzt. Häufig fehlen eine, zwei bis fünf Wände, häufig reihen sich die Wände rundlich aneinander, so daß zwei Seiten eine einzige gebogene zu bilden scheinen. Da wo die Eislagerung besonders dick ist, haben sich über diese Sechsecke wieder andere gelagert, und indem sich diese Uebereinanderlagerung wiederholt hat, wird die ursprüngliche Anlagerung unkenntlich und der Ueberzug erscheint als eine formlose Efflorescenz. An anderen

Fig. 1.



Stellen sehen wir — allerdings seltener — die Trichter mit Eis ausgefüllt, so daß sechsseitige Säulchen erscheinen.

Es sind das Gebilde, wie wir sie an Mauern ungeheizter Gebäude, an dicken Quadersteinen u. s. w. jedesmal zu sehen Gelegenheit haben, wenn nach strenger Kälte plötzlich Thauwetter eintritt.

Sodann sehen wir als Rand der inneren Figur vierseitige Gebilde, deren Seiten oft seltsam in einander verschränkt sind.

Der innere Theil dieser Figur, welcher sich gewöhnlich an den oberen Theilen des Fensters zeigt, liegt im Ganzen tiefer gegen die Scheibe hin als ihre Umgebung. Als die feuchte warme Luft eindrang, gefroren die sich ansetzenden Tröpfchen sogleich. An diesem Theil aber, wo der warme eindringende Strom das sofortige Gefrieren nicht gestattete, flossen die Tröpfchen in einander, die zusammenhängende Wasserschicht

gefror und bildete geschweifte Querzüge. Als später wieder stärker geheizt wurde, erfolgte wieder eine theilweise Schmelzung, dann ein Wiedergefrieren, wobei die in der Figur sichtbaren Nädelchen sich quer durch die vormaligen Züge legten. So ist also dieser Theil der Figur durch die directe Mitwirkung der Zimmerwärme gebildet, während der äußere Theil derselben, aus den sechsseitigen Gebilden bestehend, nur mittelbar von ihr beeinflußt ist. Die Zwischenräume zwischen diesen auf der Scheibe aufliegenden Nadeln tragen senkrecht auf der Scheibe stehende Nadeln (in der Figur nicht sichtbar), deren Köpfe öfter getheilt sind und sich in mannigfacher Weise gegen einander neigen. Diese haben sich später in der Nacht ausgebildet.

Wir können solche Nadeln bei strenger Kälte in Büscheln zusammengruppirt an Ausmündungen unterirdischer, Wasser führender Kanäle sehen, aus denen der Dampf emporsteigt und sogleich gefriert. Auch sehen wir dort klare, dünne Eisplättchen, aus einzelnen Schichten bestehend, welche sich geradlinig an einander gefügt haben — dieselbe Form, wie sie sich an unseren Trichterwänden zeigt. —

Verlassen wir nun unsere Wohnung, um Eisblumen aufzusuchen. An den Fenstern verschiedener Verkaufsläden, wohl schon an denen unserer Hausthür, finden wir Gebilde, von welchen uns die nächstfolgenden Figuren eine äußerst geringe Auswahl darstellen.

Beim Betrachten dieser Gebilde möchten wir glauben, die Natur habe sich im Baumschlag-Zeichnen geübt. Mögen sie auch den Namen „baumschlagartige Figuren“ führen. Wir bemerken an ihnen — mit geringen Ausnahmen — nichts Geradliniges, nichts Krystallinisches. Wie haben sich diese Figuren gebildet?

Zur Beantwortung dieser Frage ist der wäßrige Fensterbeschlag weiter zu verfolgen. Wir haben denselben verlassen, als wir ihn in Form sehr feiner, durch wasserfreien Zwischenraum getrennter Wassertröpfchen sahen. Der Vorgang des Beschlagens ist aber damit nicht beendet; er wiederholt sich noch oft; die Tröpfchen werden wasserreicher und schwerer, einzelne fließen herab und vereinigen sich zu größeren Tropfen. Das kann nun in der mannigfaltigsten Weise geschehen. Die Form des Glases, einzelne Ritzen und Ritzchen in demselben, die Menge des anhaftenden Staubes, die Spuren der Reinigung, Bewegungen, Erschütterungen u. s. w. können zu der mannigfaltigsten Abwechselung in der Form Veranlassung geben.

Wird nun das Fenster etwa von der Sonne beschienen oder das Zimmer ohne Zufuhr neuer Feuchtigkeit stärker geheizt, so verdunstet der Beschlag allmälig. Jeder Tropfen läßt die ihm unfehlbar anhaftende Staubschicht in irgend einer Form zurück. Diese Staubschicht ist gar häufig so fein, daß wir sie bei vollkommener Trockenheit nicht bemerken. Behauchen wir aber die Scheibe sehr leicht, so trübt sich die bestäubte Stelle, die Umgebung bleibt klar. Hauchen wir stärker, so gewinnt die bestaubte Stelle, auf welcher jetzt die größere Wassermasse zusammenfließt, ein klares, die Umgebung ein trübes Aussehen. Behauchen wir vorsichtig, so erreichen wir es vorher, daß die Umgebung trüb erscheint, ehe noch das Wasser auf dem Staube zusammengeflossen ist; wir können beide Stellen kaum mehr von einander unterscheiden.

Hat nun der Vorgang des Beschlagens, Zusammenlaufens und Verdunstens sich öfter wiederholt, so besitzt das Fenster eine außerordentliche große Anzahl geheimnißvoller Figuren, die nicht oder kaum sichtbar sind und durch einen leichten Hauch hervorgezaubert werden können. (Fig. 2, 3, 4, 5, 6.)

Eine reiche Mannigfaltigkeit eröffnet sich beim genauen Beachten des unscheinbaren Fensterbeschlags. Wir sind gewohnt, gleichgültig an ihm vorüberzugehen. Wenn wir alsdann die daraus entstehenden Eisblumen sehen, sind wir erstaunt über ihre Schönheit und verlegen um ihre Erklärung. Die letztere wird uns aber jetzt schon gegeben sein. Tausende solcher Gebilde können wir auf einer Wanderung beobachten — alle unter einander verschieden und doch wieder ähnlich. Sie finden sich alle an den Fenstern wenig oder nicht geheizter, nicht gerade feuchter Räume, bestehen aus gefrorenen Wassertröpfchen und haben ein weißliches, reifähnliches Aussehen.

Wenn der Niederschlag sich allmälig mehrt, so sehen wir alsdann statt dieser zierlichen Figürchen einen mehr oder weniger gleichförmigen Ueberzug. Sehr häufig ist derselbe aber durch klare, vollständig

eisfreie Stellen unterbrochen; denn der nachfolgende Beschlag setzt sich vorzugsweise an den schon befrorenen, weniger leicht an den ursprünglich freigebliebenen Stellen der Scheibe ab.

Wie schon oben angedeutet, setzt sich der Staub auch an nicht beschlagene Fenster an und kann so unmittelbar die Grundlage zu jenen Figuren abgeben.

Fig. 2.



Auch wenn ein Eisüberzug aufgethaut ist, hat er einen Theil der auf ihm haftenden Staubtheilchen zurückgelassen, an welchen sich wieder die Figürchen anlegen können.

Fig. 3.



So wie nun auf diese Weise kleinere und größere Ritzen in den Scheiben wenig warmer und feuchter Räume die Anhaltpunkte zu mehr geradlinigen Gebilden (Fig. 7.) werden können; so sieht man

Fig. 4.



häufig — ohne bemerkbare Grundlage — tannenbaumartige Figürchen mit senkrecht auf ihren Stamm aufgestellten oder schief gegen denselben geneigten Aestchen; sie stehen oft in größerer Zahl und reiner Form, zu schönen Tannenwäldchen gruppirt bei einander, oft kommen sie mit den oben betrachteten Formen zusammenhängend vor. (Fig. 8, 9.)

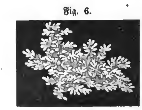
Diese tannenbaumartigen Formen haben, von Ferne betrachtet, ein schneeweißes Aussehen; sie gleichen darin den übrigen, seither betrachteten Formen. Betrachtet man aber ihre Bestandtheile mit der Lupe, so bieten dieselben einen wesentlichen Unterschied dar. Man erkennt in ihnen krystallinische Bildungen, verschobene sechseckige, quadratische oder achteckige Tafeln, Pyramidengestalten u. s. w. — Bildungen, welche in den vorher betrachteten Formen nur andeutungsweise vorhanden waren. Es scheinen diese tannenbaumartigen Figuren gewissermaßen den Uebergang zu einer andern Bildungsart darzustellen. Alle uns

Fig. 5.



bis jetzt vorgekommenen mehr oder weniger krummlinigen Figuren sind, wie wir sahen, aus Wassertröpfchen entstanden, welche sich in flüssigem Zustande vor dem Gefrieren abgelagert hatten. Wenn aber der Wasserdampf in dem Augenblick gefriert, wo er sich ansetzt, so zeigen die Figuren jene gradlinigen, krystallinischen Strebungen und

Fig. 6.



Neigung zur sechsstrahligen Ausbildung. Diese letztere tritt in folgender Figur, welche ich häufig in Räumen gesehen, deren Temperatur 0 Grad und darunter oder nur sehr wenig darüber betrug (Fig. 10.), klar hervor.

Die Strahlen haben ein mehr klares Aussehen. Auch die Füllung erscheint mitunter klar. Häufig aber sitzen auf ihnen, besonders wenn die äußere Kälte streng ist, bis mehrere Linien hoch, mehr oder weniger senkrecht aufgerichtete, kleine, dünne Eisscheibchen, welche der Figur ein weißliches Aussehen auf klarem Grunde geben. Diese Gebilde beginnen als mikroskopische Punkte und vergrößern sich allmälig. Aber an den Punkten ist die Anlage zur sechs-

strahligen Ausbildung schon deutlich sichtbar. Sehr häufig ist irgend ein festes Körperchen als ihr Ausgangspunkt zu erkennen.

Die baumschlagartigen Figuren sind häufig von solchen Strahlen berändert, die sich ohne Zweifel später, als die Temperatur herabsank und das unmittelbare Gefrieren des Dampfes gestattete, ausgebildet haben. Ja man sieht oft Figuren, an welchen die krummlinige Form ganz unvermerkt in die krystallinische übergeht. —

Fig. 7.



An den Fenstern solcher Räume, welche feuchter sind, sehen wir Eisgebilde anderer Art. Erfolgt in dem Augenblick, wo einzelne Tropfen eines reichlichen Beschlags zusammengeflossen sind, ein Gefrieren; so bildet sich ein trüber Eisüberzug aus, der aber von klaren, mannigfach gestalteten Flecken und Fleckchen übersäet ist, welche um so glänzender gegen ihre Umgebung

Fig. 8.



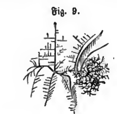
abstechen, je intensiver das einfallende Licht ist. Sind diese klaren Stellen größer und zahlreicher, so hat das Ganze ein moirée-artiges Aussehen.

Werden die kleineren, trüblichen Tröpfchen auf die alsbald näher zu besprechende Weise während der Nacht von Nädelchen und Plättchen überdeckt; so erscheinen sie als zarte, mannigfach geschlängelte und verschränkte Züge, aus welchen die größeren erstarrten Tropfen wie klare Augen heraussehen. Mit der Zunahme der wasserreicheren Stellen an Zahl und Ausdehnung bilden sich diese auch zu selbständigen Gruppirungen aus, welche den Reiz der Gebilde, deren malerischen Grund sie abzugeben den Anschein haben, noch erhöhen.

Erfolgt nun aber nach dem Zusammenlaufen der Tropfen kein Gefrieren, sondern erst eine Verdunstung, bleiben dabei an einzelnen wasserreicheren oder von der Verdunstungsursache weniger erreichten Stellen die Tropfen stehen und gefrieren alsdann; so sehen wir klare Figuren der mannigfaltigsten Art, unregelmäßige Fleckchen, Bogen, Pflanzenblättchen u. s. w., oft zu malerischen Formen zusammengefügt.

Diese Figurengattung bildet sich in man-

Fig. 9.



nigfaltigen Curven auch dadurch aus, daß spärlich zerstreute baumschlagartige oder andere Figuren schmelzen, ihr Wasser sich zusammenzieht und dann wieder gefriert.

Es entstehen auf diese Weise mitunter auch regelmäßige Sechsecke, rhombische Täfelchen und mancherlei andere krystallinische

Fig. 10.



Gestalten, welche sich an den Fenstern selten und mehr vereinzelt, häufiger aber unter den Schneefiguren finden.

Mitunter aber findet ein kräftiges Abdunsten während des Gefrierens und nach demselben statt, wie dies beispielsweise nach dem Schluß einer Vorlesung leicht geschehen kann. Da das Gefrieren an der Peripherie der Tröpfchen beginnt, so sieht man in diesem Falle oft regelmäßig an einander gereihte Kreisringelchen oder sonstige kleine Curven, welche ganz klare Flächen einschließen. —

Die Wirkung des Beschlagens ist aber mit der Bildung größerer Tropfen immer noch nicht abgeschlossen. Diese werden viel-

mehr so schwer, daß sie ganz herablaufen und förmliche Wasserstraßen bilden. An neuen größeren Scheiben, welche weder durch Staub noch durch Putzen gelitten haben, bilden diese Straßen oft vollständig gradlinige klare Streifen, welche die gleichmäßige, äußerst feine, trübliche Schicht von oben bis unten durchziehen, hier in ansehnlicher Breite, dort als sehr feine Linien.

An Scheiben aber, welche schon oft beschlagen waren, welche durch Staub und Putzen viele Unebenheiten erhalten haben, schlängeln sich die herabsinkenden Wasser

Fig. 11.



in der mannigfaltigsten Weise, laufen in einander und bilden so ganze Flußsysteme. Gefrieren diese, so sieht man klare Eisstreifen mit krystallinischem Gefüge. Gewöhnlich durchsetzen Eisnadeln diese Streifen in die Quere.

Selbstverständlich schwemmt das Wasser in jenen Rinnen den Staub auf seinem Wege mit herab, so daß diese Stellen mehr und mehr gereinigt werden.

Bei noch stärkerem Beschlag werden auf diese Weise nicht einzelne Streifen, sondern ausgedehntere Strecken der Scheibe abgewaschen.

Folgt nun nach den verschiedenen Stufen dieses Vorgangs wieder eine Abdunstung und wieder ein reichlicher Beschlag, so werden die abgewaschenen Stellen mit feineren, die andern mit größeren Tröpfchen bedeckt, welche noch weiter zusammenlaufen mögen. Beim Gefrieren entstehen die entsprechenden Eisfiguren.

Alle diese Figuren haben mehr oder weniger ein wasserhelles Aussehen, das um so mehr ins Weißliche übergeht, je feiner die Tröpfchen sind. Wir gehen gewöhnlich gleichgültig an ihnen vorüber; sie fallen uns wenig auf. Dem Grade dieser Gleichgültigkeit am Abend entspricht der Grad der Be- und Verwunderung am folgenden Morgen, wo wir herrliche weiße Schlangenzüge (Fig. 11.), fein bereifte, zierliche, arabeskenartige Schweifungen (Fig. 12.), breite, massige oder schmälere, mannigfach gezackte Blätter und Stämme

Fig. 12.



aus klarerem Grunde sich herausheben sehen. Von all' diesen geheimnißvollen Gestalten waren die einfachen Grundlagen, gewissermaßen als das Negativ des Photographen, gestern Abend schon vorhanden; und sie haben sich aus denselben auf ebenso einfache Weise herausgebildet. Es ging nämlich so zu:

Nachdem die Beschlagtröpfchen aufgefroren, hörte das Beschlagen nicht auf; es ging in dem Maße, als die äußere und innere Temperatur sich senkten, immer weiter. Entweder setzte sich nun dieser weitere Beschlag erst in flüssigem Zustande ab und gefror alsdann nach und nach; die Eistropfen wurden größer, die Zwischenräume zwischen ihnen wurden mit Wasser versehen; dieses gefror und bildete Nädelchen, welche nun in selbständigen Zügen die Tropfen mit einander verbinden und der Bildung gerade noch keinen besonderen Reiz verleihen. Oder aber es war — und

das ist der gewöhnlichere Fall — nach dem ersten Gefrieren die Temperaturerniedrigung so groß, daß der Beschlag aus dem dampfförmigen Zustand sogleich in den festen überging; er bedeckte die feineren Tröpfchen in Form von aufgerichteten Plättchen und Nädelchen beinahe vollständig, von den gröberen aber nur die Umgebung. So behalten letztere mehr ihr klares Aussehen, welches um so mehr hervortritt, je mehr die andern weiß überzogen sind. Wir begegnen also hier den alten Bekannten aus Fig. 1, welche sich ganz auf dieselbe Weise, nur einförmiger, ausbildete. Die Gruppirung der Plättchen verleiht den eben betrachteten Figuren oft ein feinstreifiges Aussehen. Nach einer oberflächlichen Schmelzung werden diese Nadeln und

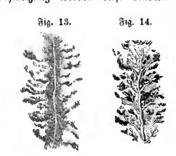


Fig. 13. Fig. 14.

Plättchen oft zu Eis-Pünktchen und Streifchen.

Diese Structur darf uns jedoch nicht verleiten, derartige Gebilde, welche sehr häufig vorkommen, mit den zwar sehr ähnlichen, aber auf ganz andere Weise gebildeten sogenannten soliden Figuren, welche wir später kennen lernen werden, zu verwechseln.

Erfolgt und gefriert aber nach der Rinnenbildung und Abdunstung nicht ein reichlicher, sondern nur ein spärlicher Beschlag, so erscheinen wieder baumschlagartige, aus sehr feinen und gröberen Eisplättchen bestehende Figuren in Form von Fig. 13.

Da die feinen Tröpfchen in den Rinnen, wenn sie nicht gefrieren, gar keine Anhaltepunkte haben, so fließen sie viel leichter herab, als dies an den anderen Stellen möglich ist. Es bilden sich so in den breiten Rinnen ganz feine Strömchen und Flußsysteme aus, deren Verzweigungen hier und da auch noch über die Breite der größeren Rinnen hinaus reichen. Oefter auch bilden diese Tröpfchen keinen zusammenhängenden Strom, sondern erscheinen wie kleine glänzende Perlen über einander gereiht.

Wieder neue Abdunstung, wieder neuer Beschlag! Zunächst sehen wir die bestaubten, nicht von Rinnen durchzogenen Stellen als Flecken hervortreten, dann erscheint die breitere Rinne, durchzogen von den noch nicht beschlagenen feinen Aederchen. Zuletzt beschlagen auch diese.

In der breiten Rinne können sich nun aber die Tropfen wieder sammeln und Staubschichten zurücklassen, so daß sie bei neuem Beschlag als Rinne ganz verschwindet und sich den übrigen Fleckenzeichnungen anschließt. Gefriert nun ein solcher Beschlag, so sehen wir denen in Fig. 14 dar-

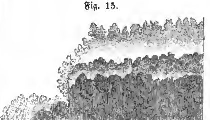


Fig. 15.

gestellten Gebilden ähnliche, oft sehr schöne Figürchen.

So mannigfaltig auf diese Weise die Gebilde werden, so haben wir doch einen Factor ganz außer Acht gelassen, das nämlich, was die Bewohner der Räume zu dieser Vermannigfaltigung direct beitragen.

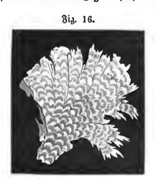
Ein dicker Beschlag hat ein Ladenfenster überzogen. Da der Kaufmann aber wünscht, daß seine Waaren von außen gesehen werden, so wird dieser Beschlag abgewischt bis auf eine Stelle in der Tiefe, welche nicht leicht erreicht werden kann. Bald aber beschlägt die Scheibe von neuem. Die unterste Schicht ist unterdessen gefroren, und baumschlagartige Ausläufe haben sich an dieselbe angelegt. Man wischt abermals ab, läßt eine noch größere Schicht stehen und diese bildet sich auf dieselbe Weise aus. Noch einmal diese Vorgänge und man sieht ein Eisgebilde wie Fig. 15.

Aehnliche Eisfiguren können allerdings auch dadurch entstehen, daß sich zunächst ein Eisüberzug bildet, dieser aufthaut bis auf eine unterste dicke Schicht und daß

dieser Vorgang sich zu verschiedenen Malen wiederholt.

Ein Beschlag ist leicht aufgefroren. Man wischt darüber hin, um durch das Fenster sehen zu können. An einzelnen Stellen weicht das Eis, an anderen nicht. Die Spuren der Riesen des Fingers und die Lineamente, welche von ihm nicht überstrichen werden, bleiben sichtbar. Neuer Beschlag erfolgt, belegt die verschiedenen Stellen verschieden, bildet die Figur in ihrem Innern und an ihren Grenzen selbständig aus: es zeigt sich etwa folgende Figur. (Fig. 16.) Schöner bilden sich die wellenförmigen Zeichnungen durch einen Vorgang ähnlich dem, welcher das entsprechende Gebilde in Fig. 1 herstellte.

Fig. 16.



Die Einwirkung der Hausbewohner kann, wie sich aus diesen wenigen Beispielen ersehen läßt, zu gar mannigfaltigen Bildungen Veranlassung geben — ebenso aber auch die Art des Aufthauens.

Es habe sich auf einer Scheibe ein dicker Eisüberzug gebildet; das Zimmer sei kalt; die Sonne bescheine das Fenster. Die Schmelzung wird vorzugsweise den Theil des Ueberzugs ergreifen, welcher die Scheibe unmittelbar berührt. Das Schmelzwasser drängt sich herab, kann aber keinen Ausweg durch die zusammenhängende Eiskruste finden; diese berstet; die betreffenden Bruchstellen zeichnen sich durch außerordentliche Klarheit vor der trüben, durchnäßtem Schnee vollständig ähnlichen Umgebung aus. Drückt man darauf, so quillt das Wasser aus jenen Sprüngen hervor. Dies geschieht aber auch ohne Druck, nur langsamer; an einzelnen Stellen erweitern sich die Sprünge, die Figuren bilden geschlängelte Züge aus aneinander gereihten glänzenden Perlen, häufiger jedoch Zeichnungen, deren Grundform das Sechs- oder Viereck ist, mit zahlreichen Verästelungen.

Bei weiterer Einwirkung der Sonne schmilzt das Eis an den Bruchstellen vollständig aus. Diese sind mit Wasser gefüllt; die zwischenliegenden Schichten kleben auf dem Glas. Erfolgt nun wieder ein Gefrieren, so sieht man wasserhelle, erhabene Eiszüge in derselben Form aus der trüben Unterlage hervorragen. (Fig. 17.)

Bei dünneren Eisschichten bringt auch die Zimmerwärme solche Brüche und Figuren zum Vorschein. —

Es dürfte hier der Ort sein, eine eigenthümliche Erscheinung zu erwähnen. Wenn nämlich die dicke Eisschicht von der Sonne so weit aufgethaut ist, daß sie nur noch äußerst lose auf der Scheibe sitzt, während das Wasser in Strömen herabfließt, wische

Fig. 17.



ich mittelst eines Schwammes diese lose, gelockerte Schicht hinweg, was äußerst leicht von statten geht. Kaum ist das geschehen, sehen wir zahlreiche solide Eisfiguren auf der Scheibe entstehen, sich rasch und zierlich ausbilden und alsbald wieder aufthauen. Während des vollen Aufthauens Bildung von Eisfiguren!

Vielleicht ist die Ursache dieser Erscheinung darin zu suchen, daß das Glas die Wärmestrahlen der Sonne leicht durchläßt. So lange die Eisschicht vorhanden ist, dringen sie in diese ein, während das Glas noch kalt genug ist, um das zurückgebliebene Wasser von 0 Grad zum Gefrieren zu bringen. Der neue Blumenflor nimmt nun die Wärmestrahlen wieder auf und schmilzt.

* * *

Die bisher betrachteten Figuren sind entstanden, indem entweder der Wasserdampf unmittelbar erstarrte, oder indem derselbe sich in Gestalt kleiner Tröpfchen erst verflüssigte und dann erst gefror, oder indem eine mehr zusammenhängende Wasser-

schicht zu Eis wurde. Die erste und dritte Art haben ein gradliniges — krystallinisches — Gefüge. Die zweite Art dagegen hat mehr krummlinige — krystalloidische — Umrisse, während wir jedoch mittelst des Vergrößerungsglases auch an diesen Eiströpfchen krystallinische Strebungen erkennen können. Alle haben aber — mit geringen Ausnahmen — das mit einander gemein, daß sie sich an eine schon gegebene Form anschließen, und die ihrige dieser entspricht. Anders ist es mit den jetzt zu betrachtenden — „soliden“ — Figuren.

Wir behauchen eine dick befrorene Fensterscheibe. Die oberste, lockere Eisschicht wird flüssig; das Wasser dringt nach allen Seiten in das nicht behauchte Eis ein; wir können, auch wenn wir zu hauchen aufgehört, noch lange seine Wanderung verfolgen. An der durch den Hauch erwärmten Stelle aber bleibt ein klarer, gleichförmiger, innerlich nur von weißlichen, nadelförmigen Strahlen durchsetzter Ueberzug. Erst beim Weiterhauchen schmilzt auch er allmälig weg; es bildet sich eine vollkommen eisfreie Stelle, rings umgeben von einer Eiswand. An dem unteren Theil derselben steht eine größere Wassermasse, die oberen Theile scheinen wasserfrei zu sein; denn die sehr dünne, die ganze Fläche überziehende Flüssigkeitsschicht bemerken wir kaum.

Nun stehen wir einige Zeit in Geduld, ohne irgend was zu bemerken. Verlieren wir jedoch die Aufmerksamkeit nicht; denn sie wird alsbald in hohem Grade nothwendig sein. Plötzlich erscheint an einer der oberen oder seitlichen Stellen des Eisrandes eine unbestimmte Trübung. Wir haben sie kaum bemerkt und sie ist schon eine klare, deutlich als solche zu erkennende Eisspitze geworden. Dieselbe schießt rasch vor; aber während wir dieses Fortschreiten beobachten wollen, schießt dort wieder eine solche Spitze hervor, wieder eine, eine vierte, fünfte — wir können nicht alle beobachten; halten wir uns an einer, an der erst bemerkten; aber sie ist nicht mehr die einfache Eisspitze, sie ist eine Mittelrippe, und zu ihren beiden Seiten sind zahlreiche zarte Spitzchen schief aus derselben herausgewachsen; sie haben ein trübliches Aussehen. Wir glauben eine wohlgestaltete zarte Feder zu sehen. Und während wir diese Form zum Bewußtsein bringen, schreitet's unaufhaltsam vor. Die Hauptrippe wächst weiter, neue Seitenstrahlen entstehen; was von beiden geschieht zuerst? Wir können's nicht entscheiden; das ganze Bilden geht in so lebendiger Thätigkeit vor sich, daß wir zugleich von einem ergötzlichen und peinlichen Gefühl, letzteres aus der Unmöglichkeit, Alles zu übersehen, entsprungen, befallen werden.

Bis jetzt haben wir uns an der einen Figur gehalten und doch nicht Alles beobachtet. Sehen wir nun nach der dünnen Wasserschicht, welche das Material zu dem Gebilde liefert und welche wir anfänglich kaum gesehen haben. Es ist, als ob sie vor dem rasch vordringenden Feinde fliehe. Unmittelbar vor den Spitzen erscheint es daher in dickeren Schichten zusammengedrängt, es umfließt dieselben in ebenfalls lebhafter Thätigkeit und giebt dabei, indem es an den Eislinien emporragt, dem Ganzen ein abgerundetes Ansehen. An der untern Eiswand sehen wir einen Wassertropfen sich fortwährend vergrößern. Das Wasser hat sein Kind wirklich geflohen.

Die einzelnen Eisgruppen stoßen nun aneinander. Zwischen einigen konnte das verdrängte Wasser herauskommen, die Grenze zwischen beiden ist ein scharf markirter Schnitt. Zwischen andern kommt es nicht heraus — bleibt eine klare Wasserlinie, die sich an einzelnen Stellen verdickt und noch einige Zeit flüssig bleibt.

Der unten stehende Tropfen wird von den Eisgebilden eingeschlossen. Wir sehen lange zu, bis er gefriert, endlich bricht uns die Geduld, wir befühlen ihn — er ist schon zu Eis geworden, sieht ganz klar aus, wie jene Wasserlinien. Wir betrachten ihn mit dem Vergrößerungsglas. Auf seiner Oberfläche sehen wir ebenfalls klare, eigenthümlich gekräuselte und gezackte Figuren, welche wir mit bloßem Auge nicht oder kaum bemerkten. —

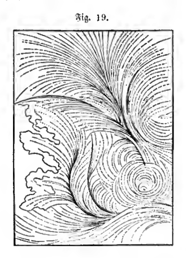
Wiederholen wir den Versuch und sehen wir zu, ob wir vorhin Alles richtig beobachtet haben. Denn richtiges Beobachten ist die Grundfeste der Naturwissenschaften, ist ebenso wichtig, als es schwierig ist. Verfolgen wir mit der Lupe in der Hand den vordringenden befiederten Strahl. — Wir haben nicht richtig beobachtet! Es ist nicht ein Eisstrahl, der da vordringt, son-

dern ein dünner Wasserstrahl — es sind vielmehr die seitlichen Eisstreifchen, welche, eines nach dem andern auf beiden Seiten jenes Wasserstreifens sich erst als feine Pünktchen ansetzen, ihre erste Nahrung theilweise aus demselben herausziehen und sich dann rasch nach entgegengesetzten Richtungen ausdehnen. Die Streifchen derselben Seite laufen parallel mit einander und lassen zwischen sich wieder ganz dünne Wasserstreifchen. Die Linien beider Seiten bilden Winkel von 60 Grad gegen einander.

Fig. 18.



Fig. 19.



Die zurückgelassenen Wasser-Streifen und Streifchen gefrieren erst später.

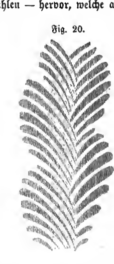
Wie wir schon bemerkt, haben die Eisstrahlen ein trübliches, die später gefrorenen Wasserstreifen ein klares Aussehen.

Fahren wir mit der Spitze eines Federmessers über eine stärker ausgebildete Figur hin: wir erkennen die ursprünglichen Eisstreifchen als Erhöhungen, die andern als Vertiefungen.

Glauben wir nun nicht, daß wir bei dieser Beobachtung die Vorgänge alle kennen gelernt, welche die Bildung der Fensterblumen bewirken. Wiederholen wir dieselbe zu anderen Zeiten, unter anderen Verhältnissen; und fast jedesmal sehen wir ein anderes Lebensbild an uns vorüberziehen. Einmal dringen nicht einzelne Strahlen mit ihren Abzweigungen, sondern ganze, wellenförmig ausgerundete Eisschichten vor und treiben eine sehr dünne Wasserschicht vor sich her. Betrachten wir diese Eisflächen genauer, so erkennen wir sie als äußerst zarte, rankenartige, auch feder- oder fächerförmige Gebilde. (Fig. 18.)

Ein ander Mal schießen einzelne dicke, balkenartige Strahlen — diesmal wirkliche Eisstrahlen — hervor, welche alles Wasser

Fig. 20.



aufzehren und zwischen sich nur einen hauchartigen Anflug lassen.

Wieder ein ander Mal bilden sich parallel neben einander herlaufende breitere Streifchen. Wir betrachten sie genauer: jedes Streifchen besteht aus sehr kleinen und feinen Querstäbchen, welche parallel über einander so dicht gelagert sind, daß sie als ein zusammenhängendes Streifchen erscheinen. (Fig. 27.)

Noch ein ander Mal, bei gelinder Kälte, sehen wir breitere Eisspitzen vordringen, welche jedoch nicht trüb, sondern vollkommen klar erscheinen. Auf ihrer Oberfläche sehen wir bei genauerer Betrachtung allerlei schöne, aber ebenfalls klare Zeichnungen.

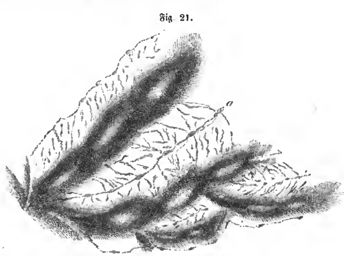
Der sich unten ansammelnde Wassertropfen gefriert nicht immer in derselben Weise, wie wir's vorhin beobachtet haben.

Oft ragen Eisspitzchen vom Rande gegen das Innere desselben; und während diese weiter und weiter vorschießen, scheint er selbst immer kleiner zu werden, bis er endlich ganz durchzogen ist.

Ein ander Mal fließt — bei strenger Kälte — ein solcher Tropfen gar nicht zusammen, die Wasserschicht bleibt am Eisrand ausgebreitet und wird von kräftigeren Strahlen durchzogen. Das Spiel ist außerordentlich mannigfaltig.

Daß zur Bildung dieser Art von Figuren eine zusammenhängende Wasserschicht nothwendig, ist klar. Gewöhnlich bilden den Rändern aus ziehen viele Strahlen in einzelnen Gruppen, meist geradlinig und fächerartig aus einander gehend, gegen die Mitte der Scheibe hin. In einer gewissen Entfernung vom Rande aber biegen sie entweder um oder brechen ganz ab, indem sich ihnen andere Figuren, welche ihren Ausgang entweder ebenfalls von den Rändern oder auch von dem Innern der Scheibe aus genommen haben, entgegenstellen. Wir sehen da Schweifungen und Kräuselungen, wie sie sich in Figur 19 darstellen und wie wir sie auch an Fenstern sehen.

Fig. 21.



sie sich deshalb an der Fensterscheibe erst dann aus, wenn der Beschlag vorher gefroren war, dann wieder aufthaute und sich gleichmäßig vertheilte. Doch ist dieses vorherige Gefrieren keineswegs Bedingung. Wird der Beschlag verwischt oder ist er so dicht geworden, daß ein Zusammenhang hergestellt wurde, so entstehen sie ebenfalls.

Um unsere Untersuchung über die wunderbaren Gebilde freier führen zu können, wollen wir uns vorläufig einer beliebigen Glasscheibe bedienen. Ich begieße dieselbe mit Wasser, welches ich wieder ablaufen lasse, so daß nur noch eine sehr dünne Schicht darauf hängen bleibt. Die Scheibe wird nun in horizontaler Lage vor das Fenster gelegt. Nach einiger Zeit ist das Wasser gefroren. Ins warme Zimmer gebracht, zeigt sie sich von ähnlichen Figuren überzogen wie die Fensterscheiben. Von

Während wir nun diese Gebilde betrachten, geht auf der Scheibe eine eigenthümliche Veränderung vor sich. Es hat den Anschein, als ob einzelne Stellen mit Fett bestrichen wären und das aufgethaute Eis in Folge dessen dort die Scheibe nicht mehr berühre. Es sind die Stellen, auf welchen die Eisstrahlen eine äußerst dünne, nachträglich gefrorene Wasserschicht zurückgelassen haben, diese Strahlen aber ziehen beim Aufthauen das Wasser an sich heran, so daß dicke Wasserstrahlen neben vollkommen wasserleeren Streifen sich bilden. An den Stellen beim Rand, wo die Strahlen enger bei einander standen, zeigt sich dieses Fliehen und Anziehen nicht: das Wasser fließt dort zusammen.

Behutsam lege ich die Scheibe nun wieder in die Kälte. Wir denken, die Figuren, welche in ihren Hauptzügen noch

auf der Scheibe stehen, werden einfach wieder erstarren. Nach einiger Zeit nehmen wir sie wieder herein; es ist wieder einmal anders gekommen, als wir dachten. Die früheren Strahlen sind durchkreuzt von einem neuen Strahlensystem, welches, die vorher wasserleeren Stellen durchsetzend, sich in ähnlicher Weise ausgebildet hat wie das erste.

Auf diese Weise bildet sich mitunter eine herrliche Fensterblume aus. Das Fenster war befroren. Die Mittagssonne thaut alles Eis auf, das Wasser trocknet zum Theil ab. An einzelnen Stellen hat es sich aber in etwas dickeren Streifen gesammelt, es bleibt dort stehen. Eine Wolke verhüllt die Sonne; es bilden sich Eisstrahlen nach einer bestimmten Richtung, während das Fenster zugleich weiter beschlägt, sich also mehr Wasser an der Stelle sammelt. Die Wolke verzieht sich unterdessen, die ihrem Untergang nahe Sonne thaut das Eis nochmals oberflächlich auf. Das Wasser bleibt stehen und gefriert alsbald wieder. Man sieht die ersten Strahlen durchkreuzt von einem zweiten Strahlensystem, etwa in der Weise, wie es das Schema Fig. 20 angiebt. Während der Nacht nun setzt sich das Eis dichter und dichter an den Stellen an, welche schon am meisten Eis besitzen, wo sich die dicken Strahlentheile durchkreuzen. Die Stellen dagegen, an welchen die sich durchsetzenden Strahlen dünn sind, bleiben fast ganz durchsichtig. Das Morgenlicht schimmert zauberisch klar durch dieselben hindurch, während es an den dichteren, mit äußerst zarten Schneeplättchen bedeckten Stellen vielfach gebrochen wird, es skizzirt die Figur 21 namentlich eine Blume, deren Reize auch die geschickteste Künstlerhand nicht wiederzugeben vermag. (Die mit a bezeichneten Theile sind ganz klare Eisadern).

Das Auslegen einer Glasscheibe bietet, sehen wir, ein bequemes Mittel, unseren Gegenstand zu studiren. Benutzen wir es weiter.

Eine erste Frage, die sich uns aufdrängt, wenn wir so schöne Schweifungen sehen, wie sie uns die Figur 19 darstellt, ist: Wie entstehen dieselben? Sollte die Ursache davon in den von uns untersuchten Luftströmungen zu suchen sein? Aber die horizontal ausgestellte Scheibe hat sie auch gezeigt; obschon diese Strömungen auf sie nicht in der Weise wirken können wie auf die senkrecht stehende Fensterscheibe. Doch müssen auch hier noch ähnliche Strömungen vorhanden sein: die kältere Luft erwärmt sich an dem wärmeren Glas, andere kalte Luft strömt dafür herbei, so lange, bis Glas und Eis zur Temperatur der Luft abgekühlt sind. Außerdem ist die Atmosphäre nie ganz ruhig. Suchen wir, uns über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen!

Ich bringe wieder eine dünne Wasserschicht auf unsere Scheibe, lege sie mit der genäßten Seite auf ein schwarz lakirtes Blech, verklebe die Ränder mit nassem Papier, bedecke die Rückseite der Scheibe ebenfalls dicht mit Papier und setze das Ganze nun der Kälte aus. — Das Wasser ist gefroren und die Schweifungen sind wieder da; zwar durchschnittlich weniger stark als vorhin, aber doch immer noch auffällig genug.

Hier können die Luftströmungen keine Wirkung geäußert haben; sie waren ausgeschlossen.

Suchen wir weiter! Begießen wir die Scheibe auch einmal mit einer dickeren Wasserschicht und setzen sie wieder der Kälte aus, aber nicht zu lange.

Wir sehen kräftige Strahlen die ganze Fläche durchziehen. Zwischen ihnen befinden sich noch flüssige Wassermassen, welche ansehnlich tiefer liegen als die Eisstäbe und an letzteren sich emporziehen. Einzelne drei- oder viereckige Stellen, von starken Stäben begrenzt, sind ganz wasser- und eisfrei. Wir nehmen einzelne dieser Stäbe heraus; sie sind vier- oder sechsseitig oder verrathen wenigstens eine Neigung zu dieser Form. — Das alles sehen wir: aber Schweifungen und Biegungen sehen wir nicht.

Wir wiederholen den Versuch öfter, legen eine Scheibe mit dünner, daneben eine andere mit dicker Wasserschicht aus. Die erstere zeigt Schweifungen, die andere nicht, oder wenn sich solche zeigen, sind sie äußerst schwach.

Wir legen eine dick begossene Scheibe etwas schief. — In dem Maße als die Dicke der Eisschicht von der tiefer gelegenen Stelle an abnimmt, in dem Maße geht die geradlinige Figuration in Schweifungen über.

Ich gieße eine größere Wassermenge in ein Theebrett, bedecke die eine Hälfte mittelst einer Glasscheibe, lasse die andere frei. Auch diese Wassermasse wird durchzogen von jenen Stäben, die gar nicht oder doch nur sehr wenig gebogen sind. Nur an der bedeckten Hälfte, auf welche die Kälte weniger einwirken konnte, sehen wir öfter weniger ausgedehnte Figuren von etwa folgender Form. (Fig. 22.)

Es scheinen sich solche und mancherlei ähnliche Figuren vorzugsweise bei langsamerem Gefrieren auszubilden. Doch erscheinen sie nach unseren Erfahrungen, wie schon bemerkt, in der Regel auf einen geringeren Raum beschränkt.

Draußen in der Gosse, in Pfützen, in irgend einem Gefäß ist das Wasser gefroren, aber nicht vollständig; wir sehen

Fig 22.



die Stäbe als die Elemente des Eisüberzugs. Wir sehen auch eine glatte Eisschicht, nehmen sie heraus und betrachten sie genauer: so glatt sie auch erschien, wir bemerken jetzt, daß sie von geradlinigen, wenn auch dünneren Stäben und Streifen durchzogen ist. Nicht selten allerdings sehen wir diese Stäbchen zu Eisscheibchen von größerer Breite ausgedehnt, welche dann entweder wagerecht auf der Wasserfläche liegen oder schief in dieselbe hineinreichen.

In einem tiefen Graben sehen wir neben diesen auch krummlinige Figuren, ähnlich der eben gesehenen.

Wir hätten also aus alle dem den Schluß zu ziehen, daß in dickeren Wasserschichten die geradlinigen, in dünneren die geschweiften Bildungen vorherrschen. Wir hätten diese Schweifungen dem Mangel an Material zuzuschreiben, durch welchen die fest und polar gewordenen Theilchen etwa veranlaßt werden, die zerstreut umher liegenden Wassertheilchen gewissermaßen aufzusuchen.

An Fensterscheiben sehen wir jene dicken Stäbe und jene krummlinigen Gebilde sehr selten. Es können sich an ihnen nicht leicht so dicke Wassermassen ansammeln.

Dagegen sehen wir an solchen oft kürzere Stäbe an einander gereiht, wie wir sie in Fig. 1 als Grenze des inneren krautartigen Gebildes sahen, wo jedes einzelne Stäbchen sich an eine vorher schon gebildete Eismasse in der Zeit anlegte, als, infolge der wieder eingetretenen Schmelzung, neues Wasser hinzutrat.

In der folgenden Figur sehen wir (in der linken Ecke b) ebenfalls solche Stäbchen. (Fig. 23.)

Fig. 23.



Wir sehen solche Blnmen, wie die vorstehende, wenn auch sehr selten in dieser Schönheit, in kälteren, feuchten Räumen, an Vorplatz- oder Ladenfenstern. Heben wir einen Fall hervor, welcher der obigen Blume entspricht. Inmitten eines großen Ladenfensters befindet sich ein Aquarium, ziemlich dicht gegen dasselbe gestellt. Unmittelbar unter demselben sehen wir zerstreut umher liegen die in der Regel sechsstrahligen Gebilde; es hat das Aussehen, als ob sie bei einer Explosion dahin geschleudert worden wären. Und wirklich hätten wir uns nach unserer Vorstellung einen ähnlichen Vorgang zu denken. Die wenig warme, aber feuchte Luft, welche sich von oben herab zwischen Aquarium und Scheibe drängt, wird dort in ihrem Herabströmen theilweise gehemmt, ohne daß ihre Feuchtigkeit sich gerade bis zum Gefrieren abkühlte, da sie durch das Aquarium daran

gehindert wird. Unterhalb desselben aber kühlt sich die Scheibe um so mehr ab, als der Zutritt wärmerer Luft von oben abgeschnitten ist. Hat sich nun die feuchte Luft zu dieser Stelle herabgedrängt, so wird sie rasch abgekühlt, setzt ihre Feuchtigkeit rasch ab, die dann sofort in einzelne Gruppen krystallisirt. — Es ist aber nicht viel Luft, die sich herabdrängt, da die über dem Aquarium herabfließende Luft freien Abzug zu beiden Seiten findet, sich in den Ecken hinter dort aufgestellten Gegenständen ansetzt und viel Feuchtigkeit niederschlägt, die dann geradlinig angefriert und die Figuren a zur Seite und oberhalb des Aquariums fortsetzt. Die Querlinien, welche die geradlinigen Systeme unterbrechen, bezeichnen die Zeitabschnitte, in welchen das Gefrieren erfolgte. —

Ich begieße nun, in unseren Versuchen fortfahrend, eine Glasscheibe mit einer dicken, eine andere mit einer dünneren Wasserschicht, lege dann auf jede ein Stückchen Eis und setze sie sogleich aus. — Wir erhalten Figuren ähnlich den folgenden, an denen die obere aus der dünnern, die untere aus der dickern Wasserschicht sich bildet. Beide sehen wir auch an Fenstern. (Fig. 24.)

Während sonst der Rand der Scheibe oder aber sonst eine nicht scharf gekennzeichnete und begrenzte Stelle innerhalb derselben den Ausgangspunkt der Figur abgiebt, ist es hier das Eisstückchen. Auch andere Körper können auf diese Weise zum Ausgangspunkt der Krystallisation gemacht werden, wenn auch nicht mit dieser Bestimmtheit und Allgemeinheit.

Stellen wir eine begossene Scheibe während eines schwachen Schneefalls aus, so bildet jede eingefallene Schneeflocke einen Krystallisationsmittelpunkt, von welchem strahlige Gebilde sich ringsum ausbreiten.

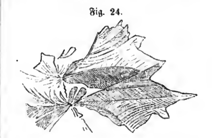
An schmutzigen Fenstern, an welchen beim nicht ganz vollständigen Aufthauen kleine Eispartikelchen viele Anhaltpunkte haben, sehen wir auf diese Weise oft schöne stern- oder rosettenförmige Gebilde entstehen. —

Abermals stelle ich eine begossene Scheibe aus und bestreue ihre Wasserschicht mit semen lycopodii. Dieses liegt ganz unregelmäßig zerstreut umher. Achten wir auf das, was vorgeht. Dasselbe, was wir beim Gefrieren des überkalten Wassers schon einmal vorgehen sahen. Die Bärlappsamen ordnen sich in Reih' und Glied; sie bezeichnen uns genau die Lage der darunter befindlichen Eisstreifchen, ihre Unterbrechungen u. s. w.

Lassen wir diese Scheibe tage-, wochenlang in trockener Kälte liegen. — Das Eis ist vollständig verdunstet; aber die Bärlappsamen liegen noch in derselben Ordnung wie ehedem und geben Zeugniß von der Polarität, vermöge deren die Wassermolecüle sich beim Gefrieren mit bestimmten Punkten gegen einander richten, ähnlich wie die Pole zweier Magnete.

Stellen wir nun wieder ein Theebrett, einige Linien hoch mit Wasser begossen, auf den sehr kalten Stein der Fensterbank. Lassen wir es aber nur kurze Zeit stehen. — Es haben sich Eisstäbe auf dem Grunde

Fig. 24.



des Wassers, unmittelbar auf dem Blech angelegt. Bis an die Oberfläche aber und etwas darüber hinaus ragen krätenartige, regelmäßige Ansätze empor. Auch an ihren Seiten finden wir solche Fortsätze.

Sollten auch die trüben Linien der Fensterblumen so etwas an sich haben, und sollte dadurch etwa ihre Trübung veranlaßt werden? Untersuchen wir mit dem Vergrößerungsglas! — Was uns als eine Eislinie erschien, besteht aus sehr vielen geradlinigen an einander gereihten kleinen Linien, alle durch klare Zwischenräumchen von einander getrennt. Und jedes kleine Streifchen hat zahlreiche Höckerchen oder Längsriefen, deren Höhenstreifen wieder in die Quere gestrichelt sind, während die Vertiefungen wieder klar erscheinen.

Wenn beim Aufthauen einzelne Eisstückchen von oben am Fenster herabgleiten und dabei sich immer mehr in Wasser verwandeln, bleiben zuletzt noch diese Erhöhungen übrig, welche mit der Lupe sichtbar und in ihrem Charakter zu erkennen sind.

Geht diese Theilung noch weiter? Kann selbst das bewaffnete Auge der Natur nicht mehr folgen? Wir stehen hier an der Grenze von Vermuthungen, auf welche einzugehen uns wenig nützen würde. Aber wir können uns aus diesen Erscheinungen erklären, woher das trübliche Aussehen dieser Eisstreifchen kommt. Von ihnen wird das Licht in der mannigfaltigsten Weise gebrochen und reflectirt, von den zwischenliegenden klaren Streifchen mit vollkommen ebener Oberfläche nicht — ein mattgeschliffenes Glas und eine Spiegelfläche.

Wie entstehen nun wohl diese Erhöhungen? Wir erinnern uns, daß wir, als wir im Beginn dieser Versuche das Fenstereis anhauchten, das Thauwasser nach allen Richtungen, auch nach oben, in das stehen gebliebene, lockere Eis weithin eindringen sahen.

Wenn wir ferner einen Eiskrystall in kaltes Wasser halten, sehen wir letzteres an demselben sich emporziehen.

Wir haben, als wir dem Entstehen der Blumen zusahen, beobachtet, daß das vorgedrängte Wasser gegen die eben gebildeten Eisstäbchen anstieg. Aber auf der Höhe dieser Stäbchen angekommen, werden die Theilchen bei stärkerer Kälte ebenfalls gefrieren, und ähnlich wie Eisenfeilspähne auf einem Magnete, eine polare Stellung annehmen.

Die Streifen und Streifchen neben diesen Stäbchen, die erst später gefrieren, die das aufgestiegene Wasser zum Theil liefern mußten, haben ein klares Aussehen, weil bei ihrem Gefrieren dieser Vorgang aus Mangel an Wasser nicht mehr stattfinden konnte.

Aber warum gefrieren diese Streifchen nicht gleichzeitig mit jenen Stäbchen? Aus dem einfachen Grunde, weil, wie wir bereits wissen, diese Stäbchen beim Gefrieren eine bedeutende Wärmemenge abgeben, welche theilweise auf das benachbarte Wasser übergeht. Dieses muß also so lange flüssig bleiben, bis diese Wärme wieder abgeleitet ist.

Wir können uns auf diese Weise auch erklären, warum diese Rippchen in ihrem linearen Fortgang sehr häufig durch klare Zwischenräumchen getrennt sind.

Auch können wir uns klar machen, wie es kommt, daß eine etwas breitere Mittelrippe nicht ganz klar aufgefriert, sondern wieder von schwachen Quer- oder Längsstreifchen durchzogen wird, wie wir es in Fig. 28 sehen.

Wenn auf diese Weise die erste Anlage einer Figur gegeben ist, gefriert der ferner erfolgende Beschlag vorzugsweise auf diesen Erhöhungen an; die klaren Streifen bleiben frei und klar.

Wie kommt es aber, müssen wir weiter fragen, daß das Wasser vor der vordringenden Eisfigur hergedrängt wird, da es doch an den Rippchen emporzieht? Eine uns ebenfalls schon lange bekannte Eigenschaft des Wassers giebt uns auch auf diese Frage Antwort. Die beim Gefrieren stattfindende bedeutende Ausdehnung erheischt nämlich einen viel größeren Raum als die emporgestiegene sehr kleine Wassermenge erheischt hätte. Das außerhalb der neugebildeten Figur verbliebene Wasser wird also fortgeschoben. Wenn später die Blumen einer dünnen Wasserschicht wieder aufthauen, ziehen sie sich wieder zusammen und die neben den dickeren Schichten liegenden sehr dünnen Wasserüberzüge ziehen jenen nach, daher ein wasserleerer Streifen entsteht. —

Wir müssen nun noch einmal auf die Einwirkung der oben näher betrachteten Luftströmungen zurückkommen und finden die nächste Veranlassung hierzu in folgender Erscheinung. Einige Tage vor dem Weihnachtsfeste 1870 brach nach sehr milder Witterung plötzlich ein heftig kalter Nordsturm herein. Wir haben sogleich die Jalousieläden unserer nach Nordosten gehenden Fenster geschlossen. Am andern Morgen sahen wir jeder Querspalte des Ladens eine beinahe die ganze Fensterbreite durchziehende, aus feinen Parallelstreifen bestehende Fensterblume mit ganz geringen Abschweifungen entsprechen. Nur da, wo die Füllung breiter war oder wo der schief eingedrungene Wind sich offenbar gebrochen hatte, waren Störungen in dieser Regelmäßigkeit zu bemerken. An den nach der entgegengesetzten Himmelsgegend öffnenden Fenstern war eine solche Regelmäßigkeit durchaus nicht zu bemerken.

Ohne Zweifel hatte der Sturm die Richtung der ersteren Blumen bestimmt. Dies könnte jedoch die Ansicht, zu welcher uns die Resultate unserer früheren Versuche berechtigten, wieder in Zweifel ziehen. Es lohnt sich daher der Mühe, diesem

Punkte nochmals die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wenn wir die die Fenster geheizter Räume verzierenden Eisblumen mit ein-

Fig. 25.



ander vergleichen, so finden wir als die am weitesten verbreitete Form die sogenannte Palmenform (Fig. 25), wo aus einer Mittelrippe beiderseitig federförmige Verzweigungen mit je wieder einer Mittelrippe wie herausgewachsen erscheinen. Auch

Fig. 26.



in Blumen, welche die Figuren 26 und 27 wiedergeben, ist dieser Charakter noch zu erkennen.

An den Fenstern ungeheizter Räume dagegen sehen wir neben dieser auch häufig die Fächerform, meist geradlinige, fächerartig auseinander gehende Eisstrahlen, wie wir sie in Fig. 23 rechts gesehen; mitunter bilden sie wie dort, größere Winkel mit einander; öfter aber schießen sie fast parallel mit einander hoch empor; eine Mittelrippe als Ausgangspunkt seitlicher Gebilde, wie an den obigen Formen, ist bei ihnen nicht vorhanden und wenn sie vorhanden, so bilden die Eisstreifen in der Regel sehr spitze Winkel mit derselben. Wenn man eine Fensterscheibe, welche mit einer zusammenhängenden Wasserschicht bedeckt ist, auf ihrer Innenseite mit einem Schirm versieht, so daß sie von dem herabsinkenden Strom nicht berührt werden kann, so bilden sich ebenfalls viel häufiger fächerförmige Figuren als palmenartige. Man hätte daraus auf den herabsinkenden warmen Strom als vorwiegende Ursache der palmen- und federartigen Verzweigung zu

Fig. 27.



schließen. Der Grund wäre nicht schwierig zu finden. Die herabsinkende Luft giebt Feuchtigkeit und Wärme ab. Beide üben eine aufthauende Wirkung aus. Und da die Condensation, infolge deren auch die Wärmeabgabe, vorzugsweise an der kältesten Stelle d. h. in derjenigen Richtung, nach welcher die Erstarrung hinschreitet, stattfindet, so würde sich die in dieser Weise ansammelnde Wärme zu der beim Gefrieren frei werdenden gesellen, so das directe Vorschreiten der Strahlen hindern und das seitliche Ausschreiten veranlassen. Die seitliche Abfiederung, welche häufig unter Winkeln von 60 Grad erfolgt, ist meistens nach derjenigen Stelle gerichtet, von welcher der warme Strom kommt.

Die Fächerform — ohne diese seitliche Abfiederung von einer Mittelrippe aus — kommt, wie schon angedeutet, in geheizten Räumen selten oder nie vor.

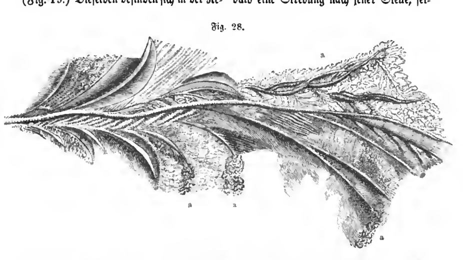
Je stärker die äußere Kälte ist, je stärker infolge dessen im Innern geheizt wird, je beträchtlicher also die Condensation und

Wärmeabgabe an der eben kältesten Stelle ist, desto rascher wird die Temperatur dieser Stelle erhöht, so daß sie alsbald nicht mehr die kälteste ist und die Eisbildung eine andere Richtung einschlagen muß, desto stärkere Biegungen und Schweifungen müssen demnach die Züge haben, was denn auch mit der Erfahrung übereinstimmt.

An Ladenfenstern, an deren innerer Seite sich in nicht großer Entfernung Querbretter zur Aufstellung von Waaren befinden, sieht man häufig Eisfiguren, welche in der mannigfaltigsten und wundersamsten Weise sich schwingen und kräuseln. (Fig. 19.) Dieselben befinden sich in der Regel unterhalb jener Bretter, welche den herabfallenden Strom mit seiner Feuchtigkeit theilweise gehemmt, so daß dieser, wenn er zwischen dem Zwischenraum hindurchgekommen, zu eben solchen Schweifungen veranlaßt war. Wenn uns der Versuch gelehrt, daß Schweifungen sich nur in dünnen Wasserschichten bilden, so sehen wir an Fensterscheiben solche doch auch in dicken Schichten; wir hätten ihre Bildung ebenfalls den Luftströmungen zuzuschreiben.

Auf wagerecht liegenden Scheiben ist ebenfalls die Fächerform bei weitem vorherrschend. Auch die Schweifungen, wie wir sie in Fig. 19 gesehen, entbehren der Mittelrippe. Gar nicht selten sieht man wohl eine Rippe in Gestalt eines Kreisbogens auf einer solchen Scheibe hinziehen; aber nie habe ich die zierlichen Seitengebilde auf beiden Seiten derselben zugleich ausgebildet gesehen; gewöhnlich war die Außenseite des Bogens frei.

Fig. 28.



Die Wirkung des äußeren, kalten Stromes kann nur eine abkühlende sein. Wenn man den Zunderrauch an der Außenseite des Fensters beobachtet, so fühlt man sich versucht, denselben für eine beweglich gewordene Fensterblume zu halten. Eine merkwürdige Aehnlichkeit herrscht zwischen seinem Zug und dem der soliden Fensterblumen. Er wie sie steigen von dem unteren Rahmen in langen Zügen empor gegen die wärmere Stelle. Er wie sie nehmen von den Seitenrahmen aus alsbald eine Strebung nach jener Stelle, seltener nach einer anderen Richtung an. Er wie sie sinken von dem oberen in kürzeren Zügen abwärts nach jener wärmeren Stelle hin. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß diese sanfteren Strömungen dieselbe Rolle spielen, welche der Nordsturm offenbar gespielt hat. Ebenso wahrscheinlich ist aber auch, daß ein so bewegliches und unstätes Element wie die Luft nur selten im Stande ist, dem Gang der Krystallisation ganz bestimmte Wege vorzuzeichnen. Stärke, Richtung und gegenseitiges Verhältniß der beiden Ströme würden den Figuren ihren Stempel aufdrücken; und sowie eine starke Ausbildung derselben eine stärkere Krümmung der Figuren veranlassen, dagegen die Mannigfaltigkeit der Gebilde beeinträchtigen mag, so mag eine schwächere Ausbildung derselben, ein Schwanken zwischen Auf- und Abströmen auf der einen, zwi-

schen Ab- und Aufströmen auf der andern Seite, wohl die Krümmung beeinträchtigen, die Mannigfaltigkeit der Figuration aber erhöhen, wie dies z. B. bei umstehender Blume der Fall ist. (Fig. 28.) Dieselbe entstand, als eben die Sonne, welche die Eisrinde vorher von dem Fenster hinweggeschmolzen hatte, sich gegen den Horizont hinabsenkte und bald von Wölkchen ganz oder theilweise bedeckt, bald wieder frei war. (Die mit a bezeichneten Theile sind durch Schmelzen, Herablaufen und Wiedergefrieren entstanden).

* * *

Wenn es uns nicht möglich war, in unseren kurzen Betrachtungen der Natur in alle Verzweigungen ihrer unerfaßbaren Bildungskraft zu folgen, wenn wir auf jedem Gang Tausende von anderen Gebilden als die hier besprochenen zu sehen Gelegenheit haben, so sind wir vielleicht doch auf dem Wege zur Erklärung der geheimnißvollen Fensterblumen und der Eisbildung überhaupt um etwas weiter gekommen — um etwas. Gar mancher Schritt wird noch zu thun sein, bis das Ziel dieses Weges erreicht sein wird. Der berühmte Chladni rief einmal in einer Anwandlung von Unmuth aus: „Wenn du's versuchst, den kleinsten Zipfel des Schleiers zu lüften, welcher die Natur bedeckt, so ruft sie unaufhörlich nein, nein!" Wir könnten ihm hier beistimmen; denn gar häufig hat sie auf unsere Fragen mit Nein geantwortet; und gar Manches bleibt uns noch durch ihren geheimnißvollen Schleier verhüllt. Aber es geziemen solche Aeußerungen gegen die große Lehrmeisterin Natur dem ihr ergebenen Schüler wenig. Immer in derselben erhabenen Ruhe, regt sie zu steter umsichtiger, geduldiger Selbstthätigkeit an. Auf jede Frage, welche du an sie richtest, giebt sie unermüdlich und ohne Eifersucht Antwort. Wer am fleißigsten und besten zu fragen und ihren Antworten zu lauschen versteht, der ist ihr bester Schüler — der größte Meister; eine ruhige, unvergleichliche Freude ist sein Lohn. Hast du nicht genug oder falsche Fragen gestellt, oder hast du ihre Antworten falsch verstanden, so ruft sie: Forsche weiter!

Forschen wir weiter!

Aus einer Hand in die andere.

Ornithologisches Genrebild.

Von

F. Lichterfeld.

Es giebt Enten, welche ihr Nest in Erdhöhlen und Uferspalten, oder gelegentlich auch in Dachs- und Fuchsbauten anzulegen pflegen, und die deshalb Fuchsenten heißen.

Eine der schönsten derselben, eine Rarität der Thiergärten Europa's, ist die Fuchsente Neuseelands, Casarca variegata, wie der wissenschaftliche Name lautet.

Casarca (d. h. *Κασαρκα*) war früher Artname der rothen Ente des Caspischen Meeres; man erhob ihn aber in der Folge zum Familiennamen und unterscheidet nunmehr Casarca rutila, C. tadornoides und C. variegata.

Bei allen drei Kasarken, der caspischen, australischen und neuseeländischen ist die Hauptfarbe rothbraun mit schwarzen Schwung- und Schwanzfedern. Alle haben die weißen Flügeldecken, die schwarzen Vorderschwingen, den metallgrünen Spiegel und eine kastanienbraune dritte Schwingenreihe mit einander gemein; dagegen unterscheiden sich die Bewohner des südlichen Wendekreises von der weißwangigen Kasarka des nördlichen durch den schimmernd schwarzgrünen Kopf und Hals, der bei dem australischen Vogel durch einen weißen Ring von dem rostbraunen Oberrücken abgegrenzt ist. Bei beiden Antipoden ist Brust, Leib und Oberrücken zierlich gewellt. Je geringer der Unterschied zwischen Enterich und Ente bei der caspischen und australischen Kasarka, desto auffallender ist er bei der neuseeländischen, indem hier das Weibchen, statt des schwarzgrünen, einen ganz weißen Kopf und Nacken hat. Da die Paare stets monogamisch zusammenhalten, so macht sich die Casarca variegata durch diesen Unterschied zwischen Männchen und Weibchen weithin kenntlich.

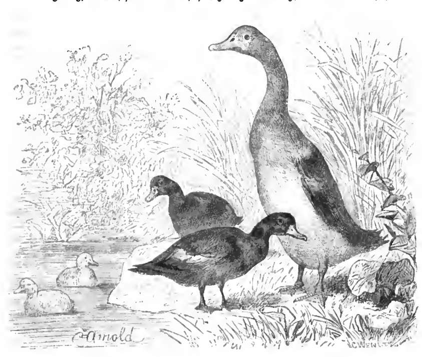
Die von brausenden Hochwassern zerklüfteten Uferabhänge der langgestreckten Alpeninsel der Südsee, ihre wildromantischen Felsenthäler und hochgrasigen Buchten beherbergen, außer andern Schwimm-

und Wasservögeln, etwa sieben Anatiden oder Entenarten, von denen fünf der Insel und ihren Dependenzen eigenthümlich sind.

Die schönste unter denselben ist die Casarca variegata, die sogenannte Paradiesente der Ansiedler; die Eingebornen nennen sie Putangitangi, im Süden Putakitaki. Sie findet sich an allen Flußmündungen der außerst dünn bevölkerten Nord- und Südinsel, ist sehr scheu und stürzt sich bei dem geringsten Anschein von Gefahr mit ihren Jungen in die Brandung. Ihr Fleisch ist ziemlich ungenießbar, das der Jungen aber sehr schmackhaft.

Die Paradiesente wurde zuerst von Latham nach einem Gemälde von Josef Banks beschrieben. Später erhielt sie Forster auf Cook's zweiter Expedition nach der Südsee und nannte sie Anas cheneros (Entengans). Sie gehört in den zoologischen Gärten des Continents noch immer zu den Seltenheiten, während den Engländern auch hier wieder ihre über den ganzen Erdball ausgebreiteten Colonien wohl zu statten kamen. In dem zoologischen Garten zu London ist die neuseeländische Kasarka nicht allein eingebürgert, sondern auch bereits zur Fortpflanzung geschritten.

Ein Grund mehr für den strebsamen Director des zoologischen Gartens zu Berlin, der reichhaltigen Entensammlung der Anstalt auch noch ein Paar Paradiesenten hinzuzugewinnen. Was in London möglich war, konnte ja am Ende, trotz des klimatischen Unterschiedes, auch in Berlin gelingen. Kurz, Dr. Bodinus fahndete, und nicht ohne glücklichen Erfolg, auf ein Paar Paradiesenten.



Die Paradiesenten (Casarca variegata) im zoologischen Garten zu Berlin.

Daß von den zwei Exemplaren, die er im Herbste 1869 ausfindig machte, das eine in Paris just ein Weibchen und das in Rotterdam ein Männchen sein mußte, war ein Zufall, der seinem Bestreben zu Hülfe kam. Er knüpfte die betreffenden Unterhandlungen an und wurde bald handelseins.

Die beiden Landsleute bewillkommten sich bei ihrem Zusammentreffen in dem zoologischen Garten zu Berlin auf das freundlichste, und trotz ihrer antipodischen Heimath begann die Ente Ausgangs Mai

1870 in einer künstlichen Höhlung der kleinen Teichinsel das Brutgeschäft. Leider war sie dabei zu eifrig und erdrückte durch ihr Gewicht die kaum ausgekommenen Jungen. Ein empfindlicher Verlust; aber wenigstens war die Ueberzeugung wirklicher Begattung gewonnen, und damit tröstete sich Dr. Bodinus auf das Jahr 1871.

Die Zeit kam heran und abermals gegen Ende des Wonnemonats Mai saß die Paradiesente brütend auf vier Eiern. Aber daß die Schlange im Grase lauert (latet anguis in herba), wie Virgil sagt, sollte Dr. Bodinus zu seiner nicht geringen Bestürzung erfahren, denn als er eines Morgens seinen gewohnten Rundgang durch den Garten machte, da traf er seine Neuseeländerin in erbittertem Streit mit einer Magellan-Gans der Falklandsinseln. Das Gehege überspringen und die Streitenden trennen, war das Werk eines Augenblicks. Die Neuseeländerin war jedoch bereits flügellahm und ihre Brutstätte ein Tohuwabohu. Zum Glück sah die Sache schlimmer aus, als sie war, denn drei Eier lagen wenigstens noch unversehrt umher. Durch seine Leichtigkeit kennzeichnete sich zwar das eine sofort als sogenanntes Windei, aber zwei ließen, gegen das Licht gehalten, bereits den Embryo erkennen. Sie wurden glücklich einer in der Nähe brütenden ägyptischen Gans untergeschoben und die flügellahme Mutter zur Herstellung des beschädigten Gliedes in einer Privatzelle untergebracht, wo sie sich auch nach einiger Zeit vollständig erholte.

In der Besorgniß, es könnte den zu erwartenden Neuseeländerinnen bei ihrer Pflegemutter derselbe Unfall begegnen, wie früher bei ihrer natürlichen, nahm Dr. Bodinus der Egypterin die untergeschobenen Eier vor ihrer vollständigen Entwicklung wieder weg und legte sie einer als Brutofen bewährten Cochinchina-Henne unter.

Der Drang zu brüten ist eine ebenso merkwürdige Erscheinung in der Vogelwelt als der Trieb zum Wandern. Es ist eine Leidenschaft, die den Vogel förmlich blind macht. Wo bliebe der Kukuk und all die Redensarten, die mit der Existenz desselben verknüpft sind, wenn die arme Bachstelze oder Grasmücke eine Ahnung davon hätte, daß sie neben ihren eigenen Eiern auch ein Kukuksei ausbrütet. Selbst der zu Tage geförderte Findling vermag sie nicht stutzig zu machen. Sie füttert den gefräßigen Vogel, der ihr oft genug die sorgsame Pflege für die eigene Brut unmöglich macht, mit ahnungsloser Mutterliebe, sieht ihn in gutem Glauben von Tag zu Tag größer werden und endlich, nach erlangter Selbständigkeit, ebenso verschwinden. Hier liegt allerdings eine Anordnung der allwaltenden Natur vor, und es erscheint problematisch, ob auch andere freilebende Vögel sich einem etwaigen Findelkinde gegenüber mit solcher Aufopferung benehmen würden. Daß unsere Hausvögel es thun, daß Hühner Enten, und Enten Hühner ausbrüten und großziehen, ist eine allbekannte Thatsache, und nur die Seltenheit der Zucht macht das schließliche Ausbrüten des jungen Neuseeländerpaares durch eine Cochinchina-Henne zu einem ungewöhnlichen Ereigniß.

Es wurde eine Teichecke für die anfänglich ziemlich schmucklosen Kleinen abgegrenzt, und wie ängstlich sich auch die Henne dagegen sträubte, die jungen Enten folgten ihrem angeborenen Triebe für das Wasser. So wurden die Kleinen acht Tage alt und es erschien wünschenswerth, ihnen, unter dem Schutze einer geeigneteren Führerin, als die wasserscheue Henne es war, einen größeren Spielraum anzuweisen.

Ob sie sich wohl bei einer Pinguin-Ente, die gerade ein Paar rothe Fuchsenten ausgebrütet hatte, würden einschmuggeln lassen?

Der Versuch wurde gemacht und gelang trotz des Altersunterschieds der beiden Paare.

Die Pinguin-Ente, eine wunderlich hochgereckte Varietät unserer Hausente, rechtfertigte das Vertrauen, das man in ihre Leichtgläubigkeit gesetzt hatte, und führte in Gemeinschaft mit den caspischen auch die neuseeländischen Kleinen, die bei fortschreitender Entwicklung den Unterschied der beiden Arten noch auffallender machten.

Der Statur nach erschienen die jungen Paradiesenten zweierlei, der Farbe nach einerlei Geschlechts, denn bei beiden war Kopf und Hals schwarzgrün, wie beim Enterich. Trotz dieser Gleichheit des Kleides war aber das eine Junge dennoch ein Weibchen, und präsentirte sich, indem die dunkle Farbe des Halses und des Kopfes mit einem Male in helles Weiß umschlug, auch schließlich in der specifischen Tracht der weiblichen Kasarka Neuseelands.

Ein Wunderbad in Arabien.

Von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Unsere Bäder wirken zwar oft Wunder, aber ein Bad, das selbst ein Wunder ist, zu finden, müssen wir nach Südarabien gehen. Es liegt im Lande der Rezaz. Durch diesen Namen wird der Leser freilich nicht klüger, da er weder in Geographien, noch auf Karten vorkommt. Deshalb muß ich vorausschicken, daß das Land etwa unter 15 Grad nördlicher Breite und 46 Grad östlicher Länge von Greenwich liegt. Etwa, sage ich, denn ich selbst bin ebenso wenig wie überhaupt irgend ein Europäer dort gewesen. Was ich von dem Bade weiß, verdanke ich den Mittheilungen der Eingebornen; da diese aber einstimmig sind, so muß es wohl existiren. Das Wunderbare wird sich der kluge Leser schon selbst erklären.

Das Wunder also ist, daß dort in einem Orte, Mesauda genannt, aus einer und derselben Quelle, sowohl abwechselnd, als zu gleicher Zeit, heißes und kaltes Wasser fließt. Dies geschieht nicht etwa nach irgendwelchen Naturgesetzen, sondern lediglich auf den Wunsch des Badenden. Die Quelle hat natürlich ihren Dschin (Genius). Ohne diesen geschieht nichts. Wer ihn aber anruft und sagt: „o Mesaud (Name des Dschin), heiß!" — dem fließt heißes, auf den Ruf: „o Mesaud, kalt!" — kaltes Wasser. Soweit für die Abwechslung. Sind aber zwei Badende verschiedener Ansicht, und einer verlangt „heiß," der andere „kalt," so ist gleichfalls Mesaud nicht unerbittlich und sie erhalten jeder zu gleicher Zeit das Gewünschte.

Dies Wunder setzte mich natürlich in Erstaunen und ich forschte nach Nebenumständen. Unter anderem erfuhr ich denn, daß der Dschin seine Erhörung an Bedingungen knüpfe. So darf ihn zwar Jeder um kaltes wie um warmes Wasser bitten, aber er muß die eine Bitte auf der rechten, die andere auf der linken Seite der Quelle stellen. Wer aber daraus auf zwei verschiedene Quellen schließen wollte, würde eine Ketzerei begehen.

Die Quelle hat natürlich eine sagenhafte Entstehungsgeschichte. Bei dem Stamme der Saud in Msaida* wohnte ein armer Bettler, welcher Saidan hieß. Er hatte mehrere Gattinnen und entsetzlich viele Kinder, aber nannte auch sonst nichts auf der Erde sein als eine elende Hütte und einen alten Senduk (Holzkoffer oder Bretterlade). Eines Tages pilgerte er zu einem der vielen Heiligengräber, womit Arabien so gesegnet ist. Am Sarge des Heiligen warf er sich nieder, schluchzte und klagte sein Loos dem hölzernen Turban, der die Stelle des Hauptes andeutet. Da überkam ihn der Schlaf und ein Traum zeigte ihm den Heiligen, der zu ihm sprach:

„Morgen geh' in deine Hütte, öffne deinen Senduk und nimm den Gegenstand, den du dort finden wirst. Durch ihn gebe ich dir Heil und Erhörung deiner Bitte."

Der Bettler ließ sich das nicht zweimal sagen. Er fand in seinem Senduk auch wirklich einen ihm bisher unbekannten Gegenstand, nämlich ein steinernes Ei. Aber was sollte er damit machen? Es ausbrüten lassen? Er besaß keine Henne. Er lief bei seinen Nachbarn herum, um sich eine Henne zu borgen, aber diese verspotteten ihn nur, denn das Ei war ja von Stein!

Indeß Saidan hielt das Geschenk des Heiligen in Ehren. Es war gewiß ein Talisman und mußte als solcher stets auf seiner bloßen Brust getragen werden. Des Nachts schlief er damit, stets war es seinem Herzen am nächsten. Und siehe da! die natürliche Körperwärme brütete mit der Zeit das Ei aus. Eines Tages fühlte er, daß von innen etwas an dem Ei pickte. Er rief seine Familie zusammen, um Zeuge des Wunders zu sein. Alle waren einstimmig, daß nun eine Henne hervorgehen werde, die goldene Eier oder gar Diamanten legen würde. Aber solche Schätze barg das Ei nicht. Zur sehr unangenehmen Ueberraschung der armen Familie kam statt eines Küchleins ein langer, fadenartiger Gegenstand heraus, der immer länger und länger ward und sich zuletzt als eine grüne Schlange entpuppte. Großer Schrecken der armen Leute, die, den Giftbiß fürchtend, aus einander stoben und die schaurige Kunde von

* Alle diese Namen: Saud, Msaida, Saidan, Mesaud, Mesauda sind von einer und derselben Wurzel, die den Begriff „Heil, Segen, Wohlthat" in sich schließt, abgeleitet.

dem grünen Ungethüm im Ort verbreiteten.

Jedoch Saidan war, dem Heiligen vertrauend, bei der Schlange zurückgeblieben. Diese zeigte gar keine bösen Absichten. Je mehr sie Saidan anblickte, desto mehr gefiel sie ihm, ja bezauberte sie ihn durch ihre unvergleichliche Schönheit. Oben war sie von dunkelgrüner Farbe, unten von hellerem Grün und schillerte wie eine Wiese vom Thau begossen. Ihre Augen funkelten so ungewöhnlich hell, hatten ein so weißes, klares Feuer, daß Saidan sie bestimmt für Diamanten hielt.

„Sind das vielleicht die Schätze, die mir der Heilige bietet, und soll ich dem Schlänglein die Augen ausreißen?“ so fragte er sich. Aber wie groß auch seine Armuth war, er konnte es nicht über sich gewinnen, dem schönen Thiere die Augen zu rauben.

Unterdessen war seine Familie nicht unthätig gewesen und hatte das ganze Dorf zusammengetrommelt. Die Beduinen kamen mit Stecken bewaffnet, um das Unthier todtzuschlagen. Aber das Schlänglein entschlüpfte ihnen schnell wie der Wind. Keiner der Steckenträger vermochte ihm zu folgen. Nur Saidan verlor seine Spur nicht. Es war, als ob Wunderkraft ihm Flügel lieh. Ueber Thal und Berg glitt das Schlänglein dahin und Saidan folgte ihm. Endlich hielt es an einer Felswand still, als erwarte es ihn. Er kam heran und versuchte, es zu haschen, denn er wollte sich nicht mehr von ihm trennen. Da aber schlüpfte es mitten in die Felswand hinein und Saidan sank, von Schmerz überwältigt, an ihr nieder. Aber er blieb nicht lange liegen, denn plötzlich fühlte er sich von brühheißem Wasser begossen, das aus der Spalte floß, welche die Schlange sich gebohrt hatte.

Er hatte die heiße Quelle entdeckt, die nun sein Eigenthum wurde und die Stämme von nah und fern herbeilockte, ihre Heilkraft zu versuchen, was Keiner that, ohne ihn reichlich zu beschenken. So wurde er aus einem Bettler, wenn auch nicht zu einem Krösus, doch zu einem Manne, der die Noth nicht mehr kennen sollte.

Die kleine grüne Schlange war der Dschin, und noch heute wollen Araber, welche ihre Heilung der Quelle danken, von Zeit zu Zeit das schöne Thierchen gesehen haben.

Einfluß der Gletscher
auf die
atmosphärische Feuchtigkeit.

Von
J. Müller.

Seit einer Reihe von Jahrzehnten bilden die Gletscher den Gegenstand ununterbrochen fortgesetzter, eingehender Untersuchungen von Seiten der ausgezeichnetsten Naturforscher verschiedener Nationen. Demzufolge ist natürlich auch die Gletscherliteratur eine sehr umfangreiche geworden, sie besteht nicht allein aus zahlreichen größeren und kleineren Abhandlungen, welche in verschiedenen Zeitschriften vertheilt sind, sondern es sind auch viele zum Theil bändereiche Werke über diesen interessanten Gegenstand geschrieben worden, ohne daß er dadurch erschöpft worden wäre. Im Gegentheil werden durch die fortgesetzten Gletscherstudien neue wichtige Beziehungen aufgefunden und die Lösung jeder auf die Gletscherwelt sich beziehenden Frage bringt auch Material zu neuen Forschungen ans Licht.

In den letzten Jahren haben unter Andern die Professoren Chr. Dufour und F. A. Forel zu Morges am Genfer See eine Reihe gründlicher Untersuchungen über Gletscher angestellt, von welchen die über den Einfluß der Gletscher und der Schneefelder auf den Feuchtigkeitsgehalt der sie umgebenden Luft die wichtigsten sein dürften und wohl geeignet sind, auch in weiteren Kreisen Interesse zu erregen.

Die atmosphärische Luft enthält bekanntlich bald mehr bald weniger Wasserdampf und zwar ist der Wassergehalt der Luft wesentlich von der Temperatur derselben in der Art abhängig, daß die Luft bei steigender Temperatur auch mehr Wasserdampf aufzunehmen im Stande ist. Für jeden Temperaturgrad giebt es aber auch eine Grenze, über welche hinaus der Wassergehalt der Luft nicht steigen kann. Für die in der ersten Verticalreihe der folgenden kleinen Tabelle angeführten Temperaturen ist die in der gleichen Horizontalreihe stehende Anzahl von Grammen das Maxi-

mum des Wassergehaltes, welches 1 Cubikmeter Luft aufzunehmen im Stande ist.

— 20	Grad	C.	1,5 Gramm
— 10	„	„	2,9 „
— 5	„	„	4,0 „
0	„	„	5,4 „
+ 5	„	„	7,3 „
10	„	„	9,7 „
15	„	„	13,0 „
20	„	„	17,3 „
25	„	„	22,5 „
30	„	„	29,4 „

Bei einer Temperatur von + 5 Grad Celsius kann also jedes Cubikmeter Luft höchstens $7^3/_{10}$ Gramm Wassergehalt aufnehmen, während das gleiche Volumen Luft bei einer Temperatur von 25 Grad C. bereits im Stande ist, $22^5/_{10}$ Gramm Wasserdampf aufzunehmen.

Man sagt, die Luft sei mit Wasserdampf gesättigt, wenn sie gerade so viel Wasserdampf enthält, als sie möglicherweise aufzunehmen im Stande ist. Die Luft ist also z. B. mit Wasserdampf gesättigt, wenn sie bei 5 Grad gerade 7,3 Gramm, bei 15 Grad gerade 13 Gramm oder bei 25 Grad gerade 22,5 Gramm Wasserdampf enthält.

Durchschnittlich aber ist die Luft nicht mit Feuchtigkeit gesättigt, d. h. meistens enthält sie nicht so viel Wasserdampf, als sie bei ihrer Temperatur aufzunehmen im Stande wäre. So kommt es z. B. vor, daß bei einer Temperatur von 25 Grad C. in jedem Cubikmeter Luft nur 17,3 oder nur 13 oder gar nur 9,7 Gramm Wasserdampf enthalten sind, oder mit anderen Worten, daß der absolute Wassergehalt der 25 Grad warmen Luft nur 17,3 oder nur 13 oder nur 9,7 Gramm per Cubikmeter beträgt, daß also die Luft nur $^{17.3}/_{22.5}$ d. h. 77 Procent, oder nur $^{13}/_{22.5}$, d. h. nur 57 Procent oder endlich nur $^{9.7}/_{22.5}$, d. h. nur 43 Procent des Wassergehaltes enthält, den sie möglicherweise aufzunehmen im Stande ist.

Die Zahl nun, welche angiebt, wie viel Procent des möglichen Wassergehaltes die Luft wirklich enthält, nennt man die **relative Feuchtigkeit**.

Wenn nun jedes Cubikmeter Luft bei 25 Grad C. nur 17,3 oder nur 13 Gramm Wasserdampf enthält, so müßte man sie auf 20, oder auf 15 Grad erkalten, um sie auf die Temperatur zurückzuführen, für welche sie gesättigt ist. Die Temperatur nun, bis zu welcher die Luft erkaltet werden muß, damit sie bei ungeändertem Wassergehalt gesättigt sei, nennt man den **Thaupunkt**. Für Luft, welche pr. Cubikmeter 17,3 Gramm Wasserdampf enthält, ist 20 Grad der Thaupunkt. Der Thaupunkt ist 15 Grad oder 5 Grad oder — 5 Grad, wenn jedes Cubikmeter Luft 13 oder 7,3 oder nur 4 Gramm Wasserdampf enthält.

Kommt nun mit der wasserhaltigen Luft ein Körper in Berührung, dessen Temperatur niedriger ist als ihr Thaupunkt, so werden die den Körper zunächst umgebenden Luftschichten unter ihren Thaupunkt erkaltet und sind nun nicht mehr im Stande, ihren bisherigen Wassergehalt gasförmig zu erhalten, ein Theil desselben wird condensirt (niedergeschlagen) und bildet entweder Nebel oder setzt sich in Form von Thau oder Reif an den kalten Körper an.

An einem heißen Sommertage, wenn die Temperatur der Luft beispielsweise 25 Grad C. betragen mag und jedes Cubikmeter Luft 17,3 Gramm Wasserdampf enthält (der Thaupunkt also 20 Grad C. ist), gieße man in eine Glasflasche oder in eine Blechschüssel Wasser, dessen Temperatur nur 5 Grad C. beträgt, so wird sich an den erkalteten Gefäßwänden eine Thauschicht ansetzen und ebenso wird sich auf der Oberfläche des kalten Wassers in der Blechschüssel Wasserdampf niederschlagen.

In dem eben angeführten Falle wird die Menge des an den Gefäßwänden und auf der Wasseroberfläche niedergeschlagenen Wasserdampfes eine sehr bedeutende sein, weil jedes Cubikmeter Luft, welches ursprünglich 17,3 Gramm Wasserdampf enthielt, nach seiner Erkaltung auf 5 Grad nur noch 7,3 Gramm Wasserdampf enthalten kann, also 17,3 — 7,3 = 10 Gramm Wasserdampf abgeben muß. Wäre die Temperatur des eingegossenen Wassers weniger tief, also etwa nur 10 oder 15 Grad gewesen, so würde immer noch eine Condensation, wenn auch eine um so geringere erfolgt sein, je näher die Temperatur des Wassers dem Thaupunkt der Luft (in unserm Beispiele 20 Grad C.) liegt.

Ist aber die Temperatur des Wassers, welches man in die Schüssel eingießt, **höher**

als der Thaupunkt der Luft, so kann keine Condensation von Wasserdampf mehr erfolgen, im Gegentheil muß Wasser verdampfen, denn die mit der warmen Wasseroberfläche in Berührung tretenden Luftschichten werden über ihren Thaupunkt erwärmt, sie können also von Neuem Wasserdampf aufnehmen, welchen sie der wärmeren Wasseroberfläche entnehmen.

Was hier von dem Wasser in der Schüssel gesagt ist, gilt ebenso von jeder größeren freien Wasseroberfläche, also auch von der Oberfläche eines Sees, eines Flusses, einer überrieselten Wiese, eines nassen Felsens oder dem feuchten Boden. Wenn die Temperatur dieser Oberflächen niedriger ist als der Thaupunkt der Luft, mit welcher sie in Berührung stehen, so werden sie Wasserdampf aus der Luft condensiren, also die Luft trockner machen, wenn dagegen ihre Temperatur höher ist als der Thaupunkt der benachbarten Luftschichten, so wird eine Verdampfung stattfinden müssen, durch welche die Luft feuchter wird.

Aus langjährigen meteorologischen Beobachtungen, welche zu Genf angestellt worden sind, haben Dufour und Forel ermittelt, daß die mittlere Temperatur des Wassers an der Oberfläche des Sees meist namhaft höher ist als der Thaupunkt der darüberstreichenden Luft. Im Mai und Juni ist die Temperatur des Seewassers durchschnittlich nur um 3 Grad C. höher als der Thaupunkt der Luft. Vom Juli an wird diese Differenz größer, um im December ihr Maximum zu erreichen, wenn der Thaupunkt der Luft fast 8 Grad unter der Temperatur des Seewassers liegt. Im Durchschnitt wird also an der Oberfläche des Sees Wasser verdampfen. Nur ausnahmsweise steigt an einzelnen sehr feuchten Tagen der Thaupunkt der Luft über die Temperatur des Seewassers, so daß eine Condensation von Wasserdampf an der Oberfläche des Sees stattfindet. Im Jahre 1867 war dies nur an 21 Tagen der Fall, während an 344 Tagen Verdampfung stattfand.

Gerade umgekehrt gestaltet sich die Sache im Hochgebirge, wo die Luft mit ausgedehnten Schnee- und Firnfeldern sowie mit Gletschern in Berührung kommt, deren Temperatur nicht so variabel ist, wie die des Sees, indem dieselbe nie über 0 Grad steigen und nur im Winter unter 0 sinken kann, während der Thaupunkt der Luft, welche über die Schnee- und Eisfelder hinwegzieht, meist über dem Gefrierpunkt liegt.

An der Oberfläche der Gletscher, der Schnee- und Firnfelder wird also im allgemeinen Condensation von Wasserdampf stattfinden müssen, welche die Luft trockner macht, und nur in seltenen Fällen, wenn der Thaupunkt der Luft tief unter den Gefrierpunkt des Wassers gesunken ist, kann eine, wenn auch unbedeutende Verdampfung eintreten.

Dufour und Forel haben diese theoretischen Consequenzen durch Versuche bestätigt, von denen wir nur einige anführen wollen. Am 5. März 1870 Nachmittags um 2 Uhr wurde eine kreisförmige Schüssel von 20 Centimeter Durchmesser, welche mit Schnee gefüllt 711 Gramm wog, ins Freie gestellt. Nach einer Stunde war der Schnee zum Theil geschmolzen, das Gewicht der Schüssel hatte aber um 3 Gramm zugenommen. Nach psychrometrischen Bestimmungen war der Thaupunkt der Luft während jener Zeit 4,4 Grad C., ihre Temperatur aber 10,3 Grad C.

Aus einer Reihe ähnlicher Versuche, welche im Monat Mai in einem Garten zu Morges angestellt wurden (statt des Schnees war gestoßenes Eis in Anwendung gebracht worden), während der Thaupunkt der Luft im Durchschnitt 13 Grad betrug, ergab sich, daß die Quantität des auf einer Eisfläche von 1 Quadratmeter Oberfläche in einer Stunde niedergeschlagenen Wassers 410 Gramm betrug, was auf eine geographische Quadratmeile (55 000 000 Quadratmeter) die enorme Wassermenge von 22 550 Cubikmeter ausmacht.

Allerdings sind die thermischen und hygrometrischen Verhältnisse der über den Gletschern und Schneefeldern schwebenden Luft andere als in einem Garten in der Nähe des Genfer Sees; im Hochgebirge ist die Luft weniger warm und ihr Thaupunkt liegt tiefer als in der Ebene, immerhin muß aber auch dort noch eine bedeutende Condensation stattfinden und um diese zu constatiren, stellten Dufour und Forel zu Ende des Monats Juli und zu Anfang des Monats August 1870 ähnliche Versuchsreihen auf der Oberfläche des Rhonegletschers an.

Die Temperatur der Luft schwankte

während dieser Versuche zwischen 4,2 und 10,8 Grad C., ihr Thaupunkt aber zwischen 0,6 und 3,5 Grad C. und die Menge des stündlich niedergeschlagenen Wassers für das Quadratmeter Eisoberfläche zwischen 50 und 360 Gramm. Nehmen wir im Mittel die stündliche Condensation für 1 Quadratmeter zu 150 Gramm an, so macht das für eine Schnee- und Eisfläche von einer (geographischen) Quadratmeile schon 8250 Cubikmeter Wasser in der Stunde. Die Oberfläche aller Schneefelder, Firnfelder und Gletscher des Rhonegebietes bis zum Genfer See beträgt aber 18 Quadratmeilen, sie liefern also unter den angegebenen Verhältnissen durch Condensation 150000 Cubikmeter Wasser in der Stunde und 3600000 Cubikmeter Wasser in 24 Stunden.

Da die Gletscher und Schneefelder durch Condensation der Luft bedeutende Quantitäten von Wasserdampf entziehen, so tragen sie wesentlich zu ihrer Trockenheit in den Regionen des ewigen Schnees bei, die Allen bekannt ist, welche das Hochgebirge durchwandern, und die sich durch rasches Trocknen nasser Kleider, durch schnelles Austrocknen der Lebensmittel, durch unbedeutende Absonderung von Schweiß u. s. w. bemerklich macht. Die Trockenheit der Luft, welche auf Schneefeldern und Gletschern ruht, wird aber auch durch psychrometrische Versuche bestätigt. So ergab sich aus einer großen Reihe von Versuchen, welche Dufour und Forel zwischen dem 27. Juli und dem 4. August 1870 zu allen Tagesstunden theils bei dem Gasthaus zum Rhonegletscher, theils in einer Entfernung von 900 Metern von dem Gasthaus auf dem Gletscher selbst anstellten, daß jedes Cubikmeter Luft beim Gasthaus im Durchschnitt 8 Gramm, auf dem Gletscher dagegen nur 5,5 Gramm Wasserdampf enthielt.

Die oben besprochene massenhafte Condensation von Wasserdampf durch Schneefelder und Gletscher bewirkt aber auch bedeutendes Wegschmelzen von Schnee und Eis. Durch Condensation von 1 Gramm Wasserdampf werden nämlich 540 Wärmeeinheiten frei, d. h. so viel Wärme als nöthig ist, um die Temperatur von 540 Gramm Wasser um 1 Grad C. zu erhöhen. Diese freiwerdende Wärme kann aber keine Erwärmung der umgebenden Luft bewirken, weil sie nur zur Schmelzung von Schnee und Eis consumirt wird. Zur Schmelzung von 1 Gramm Schnee oder Eis sind aber nur 80 Wärmeeinheiten nöthig, die Wärme, welche durch die Condensation von 1 Gramm Wasserdampf frei wird, reicht also hin, um $^{540}/_{80}$, also um 6,7 Gramm Eis zu schmelzen, die Condensation des Wasserdampfes vermehrt demnach in kolossaler Weise die Wassermenge, welche den Schneefeldern und den Gletschern entströmt, und trägt also wesentlich zu ihrem Abschmelzen und zum Rückgang der Gletscher bei.

Die Condensation des Wasserdampfes an der Oberfläche gefrorener Körper erklärt vollständig den Nutzen des Winterschnees für die Ernährung der Quellen. Es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, daß nach schneereichen Wintern die Quellen reichlicher fließen als nach regnerischen. Das Wasser, welches als Regen herabfällt, dringt nur theilweise in den Boden ein, ein großer Theil desselben verdampft an der Oberfläche des feuchten Bodens. Das Wasser dagegen, welches in Form von Schnee herabfällt, bewirkt eine namhafte Condensation von Wasserdampf aus der Luft und die durch diese Condensation vermehrte Wassermenge kann bei allmäligem Wegschmelzen des Schnees viel vollständiger in den Boden eindringen, weil es nicht so rasch abfließen kann als das Regenwasser.

Literarisches.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Herausgegeben von einer Anzahl von Gelehrten. München, Rudolph Oldenbourg.

Unsere Leser sind bereits mit dem Anfange dieses Unternehmens bekannt geworden. Schon 1869, gleich beim Erscheinen des ersten Bandes — „Die Lehre vom Schall, von R. Radau“ — haben wir Gelegenheit genommen, ein hoffnungsvolles günstiges Urtheil darüber auszusprechen. Seitdem sind nun auch die sechs folgenden Bände — „Licht und Farbe, von Prof. Dr. Fr. Jos. Pisko“ — „Die Wärme, von Prof. Dr. Carl“ — „Das Wasser, von Prof. Dr. Pfaff“ — „Himmel und Erde, von Prof. Dr. Zech“ — „Die elektrischen Naturkräfte, von Prof. Dr. Carl“ — „Die vulcanischen Erschei-

nungen, von Prof. Dr. Pfaff" — an die Oeffentlichkeit getreten und haben unsere Erwartung vollkommen gerechtfertigt. Das Werk will das Gesammtwissen der Gelehrten über die Naturkräfte dem gebildeten deutschen Volke zu einem klaren Verständniß bringen und besonders darauf hinweisen, welchen reichen Gewinn daraus das praktische Leben schon gezogen hat, und wie sich dies noch immer mehr verbessern läßt. Der Standpunkt ist durchaus populär. Von weitläufiger Professoren-Gründlichkeit ist nirgends eine Spur. Stets kurz und interessant zu bleiben, scheint ein entschiedener Grundsatz aller Mitarbeiter zu sein. Dabei vergeben sie der Würde ihrer Wissenschaft gar nichts. Sie wissen recht gut, daß die Zeit längst vorüber ist, wo man die Leser mit schönen Redensarten abspeiste, daß man auch selbst auf dem populären Gebiete der Naturkunde eine kräftige geistige Kost verlangt, welche das Denken veranlassen und auch befriedigen kann. Darum ist ihnen jeder Schein der Oberflächlichkeit ein Gräuel, sowie sie grundsätzlich jeden nicht für Volksbildung passenden Gelehrtenglanz ganz entschieden für überflüssig halten.

Wir lenken nun unsere specielle Aufmerksamkeit auf die zuletzt ausgegebenen drei Bände.

Band 5:

Himmel und Erde. Eine gemeinfaßliche Beschreibung des Weltalls. Von Prof. Dr. Zech in Stuttgart. Mit 45 in den Text aufgenommenen Holzschnitten und 5 Tafeln. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1870. VI und 293 S. (24 Sgr.)

Das ist ein vortreffliches Buch. Der Verf. hat es meisterhaft verstanden, sich nur auf das zu beschränken, was aus dem astronomischen großen Gesammtwissen wirklich verdient, ein Gemeingut aller denkenden Menschen zu werden. Und ebenso ausgezeichnet ist die leichtfaßliche würdige Bearbeitung des Stoffes. Dem Leser wird hier in schmuckloser Einfachheit ein erhebendes Bild über die seit Jahrhunderten eingeernteten reifen Früchte der Sternenkunde geboten, und es wird ihm ganz besonders erwünscht sein, wenn er in diesem Weltengemälde auch selbst den allerjüngsten Forschungen durch die Spectralanalyse gehörig Rechnung getragen findet. Das ehrwürdige gute Alte steht hier ganz gleichberechtigt neben dem hoffnungsvollen bewährten Jüngsten, und das Urtheil über die wirklichen Verdienste aller Zeiten ist ebenso unbefangen, wie gerecht und billig. Diese unparteiische, ehrliche, friedliche Milde des Verfassers, zwischen den vielen oft heftig einander gegenüberstehenden Parteikämpfen, macht einen sehr wohlthuenden Eindruck auf den Leser. — Nach der Einleitung, welche in übersichtlicher Kürze die besondere Art der astronomischen Forschung, das Fernrohr und das Spectroskop bespricht, wendet sich das Werk sogleich auf den ersten Hauptgegenstand seiner Untersuchung, auf die Fixsternwelt, wobei die Bewegung, die Entfernung, Parallaxe und die Aberration der Fixsterne, sowie die Vertheilung derselben im Weltenraume zur deutlichen Anschauung gebracht wird. Das nächste Kapitel ist dem Sonnensystem gewidmet. Hier regiert die Sonne als Licht- und Wärmequell, als Beherrscherin aller himmlischen Mechanik bei den ihr zugehörigen Weltkörpern; auch wird die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, über Sonnenflecke, Protuberanzen, Kometen, Asteroiden u. s. w. das Wissenswürdigste zur Mittheilung zu bringen. Daran schließt sich dann das Kapitel über die Planeten und über das in ihnen herrschende Gravitationsgesetz Newton's. Daß hierbei unserer Erde und dem Monde eine eingehendere Aufmerksamkeit zutheil wird, ist selbstverständlich, auch nimmt man ein aufklärendes Wort über das Zodiakallicht gern entgegen. Das Schlußkapitel giebt Aufschluß über die Orientirung auf der Erde nach Raum und Zeit. Was hier über die Bestimmung der geographischen Länge und Breite, über Zeitrechnung und Kalender gesagt wird, hat in der That einen hohen Werth für die praktische Volksbildung, so daß man schon um dieses einen Abschnittes willen wünschen könnte, das Buch möchte in die Hände recht vieler aufmerksamer Leser kommen. Denn es ist in unserer Volksaufklärung das eigentliche Kalenderwissen noch immer ein unverstandener finsterer Punkt.

Band 6:

Die elektrischen Naturkräfte — der Magnetismus, die Elektricität und der galvanische Strom — mit ihren hauptsächlichsten Anwendungen. Gemeinfaßlich dargestellt von Prof. Dr. Carl in München. Mit 110 Holzschnitten. München, Verlag von Rud. Oldenbourg. 1871. IV und 314 S. (24 Sgr.)

Das ist ein Werk, welches die Eigenschaft besitzt, sich rasch Freunde zu verschaffen. Alles, was es bringt, zieht an, und das nicht blos durch die Auswahl des interessanten Stoffes, sondern auch durch die geistreiche Behandlung und Vorführung desselben. Es herrscht darin durchweg eine historische Entwicklung, wie sie jeder denkende Leser gern mag, weil es ihm mehr zusagt, das allmälig Werdende zum klaren Bewußtsein zu bringen, als das vollendet Fertige anzustaunen, zu bewundern, zu begreifen. Uebrigens liegt diese genetische Methode hauptsächlich in der Neuheit des Gegenstandes selbst. Die Hauptgrundlage des Ganzen fällt ja in unsere Zeit, auch haben die großen Forscher, Entdecker

und Erfinder es nirgend unterlassen, die betretenen Wege offen an den Tag zu legen. Nachdem die Grundbegriffe des Magnetismus gegeben sind, kommt der Verf. sogleich auf den Erdmagnetismus und geht dann ebenso rasch von der Entwicklung der Fundamentalerscheinungen zur Elektrisirmaschine über, um das Wesentliche vom Gewitter und Blitzableiter zur Mittheilung zu bringen. Der galvanische Strom wird ebenfalls gleich mit der elektrischen Telegraphie verbunden und gezeigt, wie großartig und vielfach davon Gebrauch gemacht ist, im Weltverkehr, in der Wissenschaft, im alltäglichen Leben. In ähnlicher Weise sind auch die Inductionsströme und die dazu gehörenden Apparate behandelt und gezeigt, wie der Elektromagnetismus als Triebkraft und die Magnetoelektricität zu physiologischen Zwecken benutzt worden ist. Der Galvanoplastik ist in allen ihren praktischen Beziehungen wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In derselben Weise ist auch eingehend von den elektrischen Zündapparaten die Rede.

Band 7:

Die vulcanischen Erscheinungen. Von Prof. Dr. Friedrich Pfaff in Erlangen. Mit 37 Holzschnitten. München, Verlag von R. Oldenbourg. VII u. 321 S. (24 Sgr.)

Das Werk zerfällt, nach einer kurzen Einleitung, in drei Hauptabschnitte, wovon der erste die Vulcane, der zweite die Erdbeben und der dritte die Hebungen und Senkungen des Bodens bespricht. Besonders die beiden ersten Abschnitte sind sehr reich illustrirt mit vortrefflichen Holzschnitten, und dies war nöthig, weil sie sich zum Theil auf eine charakteristische Form der Vulcane im allgemeinen, zum Theil aber ganz speciell auf die bereits erforschten Vulcane der Erde beziehen, und dabei die furchtbaren Wirkungen ihrer Ausbrüche und der Erdbeben zur bildlichen Darstellung bringen. Das Ganze giebt uns eine Naturgeschichte der Erde in Bezug auf das großartige Walten der verborgenen inneren Naturkräfte. Dafür interessirt sich jeder gebildete Denker, und der geistreiche Verf. hat dieses Thema so ausgezeichnet behandelt, daß es eine vollkommene Befriedigung für jeden Leser gewährt. Das will nun viel sagen, da man weiß, wie ungewiß und widerstreitend noch immer die Ansichten der Fachgelehrten sind, sobald es sich um das Angeben der Ursachen dieser gewaltigen Phänomene bezieht. Der Verfasser bewahrt indeß gerade bei diesen unsicheren Hypothesen einen durchaus neutralen Standpunkt der unparteiischen Kritik, und tritt nur selten mit einer entschiedenen eigenen Ansicht auf. Er weiß, wie es sich in diesem Kapitel der Naturforschung viel mehr um das richtige Verständniß der Thatsachen, als um ein befriedigendes endgültiges Erklären der Naturerscheinungen handelt; er weiß, daß sich unser Wissen in diesem zweiten Punkte erst noch viel mehr erweitern und befestigen muß, ehe es zur wirklichen Entscheidung reif geworden ist.

Bunte Blätter. Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst von A. W. Ambros. Leipzig, Verlag von Leuckart.

Eine Sammlung liebenswürdiger Aufsätze eines feinen Kopfes über die verschiedenartigsten Themata aus allen Reichen der Kunst: über den Originaltext zu Weber's Freischütz, über das Campo santo zu Pisa, über Fétis, wie über Giotto, über Liszt und die Holbein-Ausstellung. Welchen Gegenstand oder welchen Künstler Ambros aber auch immer besprechen mag, er thut es im Geiste guter Kritik, im Sinne liebevollen Wohlwollens, stets bereit, alles Schöne und Erfreuliche, wo und wie es zur Erscheinung komme, anzuerkennen, ohne dabei zu vergessen, daß der Wahrheit stets die Ehre zu geben, und daß dem Dünkel, der Anmaßung scharf und schneidig zu begegnen sei. (Vgl. die Artikel Hector Berlioz, Wagneriana u. A.) Tritt aber Ambros vor ein Kunstwerk, wie es seiner Art und Neigung innerlich entspricht, da ist es ein Vergnügen, ihm zu lauschen, wie er nicht müde wird, alle Vorzüge des geliebten Werks und des theuren Meisters hervorzuheben und zu preisen, und dem Leser theilt sich nicht nur die Liebe des beredten Mannes zu dem geschilderten Werke mit, sondern er fühlt sich ihm selbst freundlich geneigt und gewogen um dieser seiner Liebe willen. (Vgl. „Tage in Assisi," „Schwind's und Mendelssohn's Melusine.")

Einer von Ambros' Aufsätzen bespricht auch Robert Franz und erwähnt dessen lesenswerthe Brochüre:

Offener Brief an Eduard Hanslick. Leipzig, Leuckart,

worin derselbe Bearbeitungen (und speciell die seinigen) von Werken älterer Meister, wie Bach und Händel, vertheidigt, gegenüber dem puristischen Eifer zelotischer Schriftsteller und Dilettanten, welche über dem Buchstabenglauben vergessen, daß nur der Geist frei macht.

Ludwig van Beethoven. Gelegentliche Aufsätze von Ferd. Hiller. Leipzig, Leuckart.

Beredte Worte eines geistvollen Musikers über seinen Liebling und den der Nation. Besonders interessant ist Hiller's Bericht über seinen Besuch bei Beethoven, und kurz und trefflich der Artikel „Beethoven's Claviersonaten."



Die Porträts der Maria Stuart.

Von

A. Leesenberg.

Eine Art lieblicher Popularität ist mit dem Andenken an die unglückliche Maria Stuart verknüpft, deren verhängnißvolle, zauberische Schönheit selbst noch Jahrhunderte nach ihrem Tode die Nachwelt für sie zu begeistern vermag. Ihre Lebensgeschichte ist häufig geschrieben worden, kürzlich erst von dem Franzosen Mignet und der Engländerin Miß Strickland. Daß wir aber Maria Stuart wirklich kennen, verdanken wir dem Fürsten Alexander Labanoff. Er hat ihren Briefwechsel in sieben Bänden herausgegeben und mit einer unermüdlichen Sorgfalt Alles gesammelt, was auf sie Bezug hat. Von ihm ging denn auch die erste kritische Sichtung ihrer unendlich zahlreichen Bildnisse aus. Seit dem Jahre 1539 sammelte er mit unverdrossenem Eifer alle Porträts der Maria Stuart, deren er nur habhaft werden konnte, und legte die Resultate seiner Forschung in einer ausführlichen Abhandlung nieder, worin er außer einem raisonnirenden Katalog seiner Sammlung, eine Beschreibung des Grabmals in der Kirche St. Andreas zu Antwerpen, so wie eine chronologische Uebersicht der Lebensdaten giebt. (Notice sur la collection des portraits de Marie Stuart appartenant au prince Alexandre de Labanoff. S. Petersbourg 1856, 8.). Ferner hat P. G. J. Niel in seinen „personnages français les plus illustres du XVI[e] siècle reproduits en facsimile, sur les originaux dessinés au crayon de couleur par divers artistes comtemporains“ ein Näheres über verschiedene Bildnisse der Königin von Schottland mitgetheilt, und endlich spricht Feuillet de Conches, einer der unterrichtetsten Ikonophilen, von einer in England erschienenen Schrift, die folgenden Titel trägt: „On the portraits of Mary, queen of Scots, with remarks on an original picture of that princess, recently discovered in London 1845 in 4.“ Diese Arbeit, die ich mir nicht verschaffen konnte, da sie nicht in den Handel kam, soll von einem W. Patrick Fraser herrühren.

Wenn es wahr ist, daß der Charakter eines Menschen sich in dessen Gesicht ausspricht, sich gleichsam der Stirn aufprägt und daher der aufmerksame Beschauer eines historischen Bildnisses sofort weiß, mit wem er es zu thun hat, so muß Maria Stuart der Gegenstand der verschiedenartigsten Beurtheilungen gewesen sein. In der That, die große Anzahl und die Unähnlichkeit ihrer Bildnisse unter einander gehören zu

den größten Merkwürdigkeiten der Ikonographie. Es giebt kein Schloß, fast keine Wohnung einer adligen Familie in England, keine nur irgend bedeutende Sammlung in Frankreich, wo man uns nicht mit dem Anspruch entgegentritt, im Besitz eines authentischen Bildnisses dieser unglücklichen Königin zu sein. Nach der Aussage des Besitzers ist es gemeiniglich ein unzweifelhaft echtes Porträt, das die Königin selbst während ihrer Gefangenschaft für irgend einen treuen Freund oder einen loyalen Vertheidiger ihrer Sache malen ließ. Hier zeigt man sie uns blond, dort brünett, bald mit einer griechischen langen, geraden, bald mit einer kurzen, selbst abgestumpften Nase. In einem Porträt ist das Gesicht rund und fleischig, in einem anderen länglich und oval. Die Bildnisse weichen von den Medaillen ab, und beide Theile wieder von dem Kopf der Grabstatue in der Abtei von Westminster, welche letztere erst 1612 nach Ueberführung der sterblichen Reste der Königin von der Kathedrale von Peterborough nach Westminster entstand und also in Bezug auf die Authenticität der Gesichtszüge wenig maßgebend ist. Es begreift sich nach alledem leicht, daß die Meinung über die wirklichen Züge der unglücklichen Frau von jeher sehr variirend war, zumal Keiner sich die Mühe gegeben, einmal gründlich nachzuforschen, wer von den zeitgenössischen Malern Gelegenheit gehabt, sie nach der Natur zu malen, und wohin diese wenigen authentischen Bilder gekommen.

Maria Stuart war wahrhaft schön und bezaubernd; ihre erbittertsten Feinde müssen es zugestehen, und selbst die Correspondenz der Minister und Gesandten der Königin Elisabeth lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig. Aber wenige der vorhandenen Bildnisse sind ihrer würdig, denn im allgemeinen geben sie weder ihre Jugendschöne, noch jenen unendlichen Reiz wieder, der Alle bestrickte, die sich ihr nahten. Man kann indessen einzelne Ausnahmen gelten lassen, besonders zu Gunsten des Bildes bei Graf Morton in Schottland.

Die Nachrichten, die wir über die Künstler besitzen, welche Maria Stuart nach dem Leben malten, sind weit entfernt, zufriedenstellend zu sein. Gewiß wissen wir, daß während ihres Aufenthalts in Frankreich, von 1548—1561, also von ihrem sechsten bis achtzehnten Jahre, Janet und Peter Pourbus ihr Porträt malten, der erstere ein Schüler des Primaticio, dessen eigentlicher Name François Clouet ist; der zweite ein flämischer Maler, der lange in Paris lebte. Sie wurde zum ersten Male 1555 von Janet gemalt, als sie ihr Bildniß ihrer Mutter, Maria von Lothringen, damals Regentin von Schottland, sandte, und das zweite Mal 1560, als er sie in Trauerkleidern nach dem Tode Franz' II. darstellte. Ersteres ist wahrscheinlich das Original der Skizze von Janet, die sich in der Sammlung des Grafen Carlisle befindet und 1521 von Thomas Ryder in Folio gestochen wurde (Verlag von Colnaghi u. Co. in London). Die in der Bibliothek von St. Geneviève in Paris aufbewahrte Zeichnung in farbiger Kreide, welche Niel in seinen Illustres Français du XVIe siècle: M. A. Riffaut sculpsit veröffentlicht hat, ist nach seiner Meinung auch nur die Copie eines Bildes, das François Clouet gen. Janet um 1558 gemalt. Um diese Frage endgültig entscheiden zu können, müßte man im Stande sein, die Zeichnung beim Grafen Carlisle mit der in Paris befindlichen zu vergleichen.

Von dem zweiten befinden sich Exemplare in den Palästen von Hampton Court (1842 in 8° von Day et Hughe lithographirt), Kensington* und in der Galerie von Versailles (von L. Monard für das Versailler Galeriewerk gestochen in 8°), ohne daß man sich bis jetzt mit Bestimmtheit für die Originalität des einen oder des anderen entschieden hätte. Den meisten Anspruch darauf macht das Bildniß in Kensington, weil es mit dem Namen des Künstlers bezeichnet ist. Maria Stuart ist auf diesen Bildern als „Reine blanche“ dargestellt, d. h. in den Trauergewändern, die sie um Franz II., gestorben den 5. December 1560, anlegte.

Bald nach dem Tode Franz' II. kehrte Maria Stuart bekanntlich in das Land ihrer Väter zurück, um von dem angestammten Throne Besitz zu ergreifen. Dieser Schritt, den sie weniger aus Neigung als von der Nothwendigkeit gezwungen, vollführte, ward ihr unendlich schwer, da sie sich nur ungern von Frankreich losriß,

* Gestochen 1796 von Trotter in 8°.

wo sie glückliche Tage gesehen. Wie nun die meisten Historiker berichten, dichtete die Königin bald nach ihrer Ankunft in Schottland, noch unter dem Einfluß der widerfahrenen schmerzlichen Trennung jene Verse, die alle Welt kennt und die auch dem Gedichte Beranger's zu Grunde liegen, in welchem er sich zum Dolmetscher der Gefühle macht, welche die unglückliche Fürstin bei ihrem Abschiede von Frankreich beseelten:

Adieu plaisant pays de France,
O ma patrie
La plus chérie
Qui a nourie ma jeune enfance! etc.

Leider aber rühren diese Verse nicht von ihr, sondern von einem Dichter des achtzehnten Jahrhunderts her. Man findet sie in dem Journal de Verdun (Februar 1766 p. 140) und Herr Feuillet de Conches besitzt einen Originalbrief Meusnier's an den Abbé de St. Léger, worin er sich als Autor dieser Verse bekennt.

Ich muß hier noch auf ein unbegreifliches Falsum in Betreff des Versailler Exemplars aufmerksam machen. Auf der Rückseite dieses Gemäldes steht folgende Inschrift, die auch in den begleitenden Text des Gallerieswerks übergegangen ist:

Les dames de Marie Stuart s'étant retirées à Anvers après la mort de la reine, donnèrent ce tableau à la Cathédrale d'Anvers, où il était placé, depuis cette époque, dans une des chapelles de cette Cathédrale.

Dies ist durchaus apokryphisch. Das Bildniß der Maria Stuart, worauf hier angespielt wird, ist noch in Antwerpen, aber nicht in der Kathedrale, wo es niemals gewesen, sondern in der Kirche St. Andreas.

Auch von diesem Bilde existirt, wie von dem vorhergehenden, eine farbige Kreidezeichnung in der Bibliothek von St. Geneviève in Paris, welche man von jeher dem Daniel Dumoustier zuschrieb; diese Zeichnung kann Dumoustier indessen unmöglich nach dem Leben gemacht haben, weil er kaum zehn Jahre zählte, als Maria Stuart die Trauer für Franz II. trug, wahrscheinlich hat er sie mehrere Jahre später nach Janet copirt.

Was Peter Pourbus betrifft, so haben wir von ihm das Bild der Maria Stuart, welches, um 1559 gemalt, sie als Königin von Frankreich mit der Krone auf dem Haupte darstellt. Zu beiden Seiten steht die Inschrift:

Mariae Stuardae Scotiae Angliae
et Franciae Reginae.

Die unglückliche Fürstin führte nur während der kurzen Regierung ihres Gatten Franz II. den Titel einer Königin von Frankreich, also vom 10. Juli 1559 bis zum 5. December 1560. Nach dieser Zeit wird sie immer als Reine d'Ecosse et douairière de France angeführt. Hiernach dürfte das Porträt also 1559 oder 1560 gemalt sein. Es wurde schon während der ersten Revolution in Paris angekauft und befindet sich seitdem im Besitz des Fürsten Labanoff in St. Petersburg. — Da ich das Bild nicht selbst gesehen, so kann ich nicht sagen, ob Stiche direct nach demselben veröffentlicht sind. Es giebt aber verschiedene, sehr alte Blätter, die Maria Stuart als Königin von Frankreich darstellen, denen also immerhin das Bildniß von Pourbus zu Grunde liegt. Ich besitze in dieser Weise einen alten Stich in 8°, der Manier nach von Abraham Bosse, wo Maria Stuart auch als Königin von Frankreich mit der Krone und dem Lilienmantel dargestellt ist. In dem ovalen Rand, der das Bild umgiebt, liest man zwar die Inschrift: Marie Stuard Royne d'Ecosse; da es aber nach Labanoff die spätere Verkleinerung eines Foliostichs ist, der die Inschrift trägt: „Maria Stuart Reg. Franc. et Scot. Francisci II. Regis Uxor,“ so geht daraus hervor, daß man nur die Bezeichnung verändert hat.

Von dem Originalbilde muß es viele Copien geben, da die Königin während ihrer langen Gefangenschaft bei verschiedenen Gelegenheiten sich welche von Paris kommen ließ, um sie an die ihr getreuen Edelleute zu verschenken. Hierher gehört denn auch das Bild in der Kirche St. Andreas zu Antwerpen. Die Engländer sind bekanntlich sehr begierig, wenn sie auf dem Continent verweilen, Alles zu sehen, was ihre eigene Geschichte betrifft, und versäumen daher selten, die Kirche St. Andreas zu besuchen. Ihre Bewunderung für dieses Bild, welches vom historischen Gesichtspunkte wegen der sich daran knüpfenden Erinnerungen allerdings äußerst interessant, dessen künstlerischer Werth indeß nur ein secundärer ist, geht so weit, daß sie dasselbe nicht allein für eines derjenigen halten,

welches uns die Züge der unglücklichen Fürstin am getreuesten wiedergeben, sondern die Autorschaft desselben sogar dem van Dyk zuschreiben. Was die Aehnlichkeit betrifft, so ist dieselbe nicht wohl zu bestreiten. Die Züge des Antlitzes sind dieselben, wie man sie in den besten Bildnissen der Königin von Schottland findet, und der Maler hat selbst nicht verabsäumt, dem Haar jenen röthlichen Schimmer zu geben, von dem die Historiker reden und dessen auch Walter Scott gedenkt. Die Meinung indessen, welche die Autorschaft des Bildes dem van Dyk zuschreibt, dürfte als sehr gewagt erscheinen, denn erst elf Jahre nach dem Tode der Maria geboren, konnte er sie also nicht nach dem Leben malen, und um Copien anzufertigen, war er ein zu großer Künstler. Eher kann man der Meinung des Fürsten Labanoff beipflichten, der es für eine Copie nach Pourbus hält, dessen Details es bis zu den Beiwerken mit der peinlichsten Genauigkeit wiedergiebt. Obgleich von zweifelhafter Originalität, ist es dennoch bis in unsere Tage, zumal für Engländer, häufig copirt worden, unter Anderen auch durch den Maler Schmeller für den Großherzog Karl August, der darüber am 2. Januar 1824 an Goethe schreibt:

„Hierbei ein geschichtlich merkwürdiges Opus, was ich mir durch Schmellern habe in Antwerpen copiren lassen. Das Bild der Königin steht im obern Zirkel, die Aufschrift auf der großen Fläche und auch etwas im untern Felde, wenn ich nicht irre. Das Monument selbst steht in einer Kirche, deren Namen mir entfallen ist, an einem Pfeiler; Schmeller muß den Namen dieser Kirche wissen."

Hierauf antwortete Goethe Ende des Monats:

„Das Bild der Maria Stuart ist mir besonders merkwürdig, da es auf dem Grabmal zweier ihr höchst anhänglichen Frauen aufgestellt worden, so kann man die Authenticität voraussetzen. Auch die sehr saubere Copie giebt den Begriff von einer problematischen Individualität, die uns weder Geschichte noch Poesie völlig enträthseln kann. Auch der Grabstein selbst und die Inschriften sind im Verhältniß zum Bilde sehr schätzenswerth."

Da die Inschriften außer bei Labanoff nirgend verzeichnet stehen, so gebe ich hier die deutsche Uebersetzung nach dem lateinischen Originaltext. Die erstere steht auf der oberen Kranzleiste:

„Maria Stuart, Königin von Schottland und Frankreich, Mutter König Jakob's von England, suchte 1568 ein Asyl in England, wo sie, durch die Treulosigkeit der Königin Elisabeth, ihrer Verwandten, und den Haß eines ketzerischen Parlaments nach neunzehnjähriger Gefangenschaft ihrer Religion wegen enthauptet ward und im Jahre 1587 im fünfundvierzigsten ihres Alters den Märtyrertod erlitt."

Die Hauptinschrift aber lautet: „Ehre sei dem allmächtigen Gott! Wanderer, Du erblickst hier ein Grabmal, unter dem zwei englische Edelfrauen der Auferstehung der Gerechten entgegenharren. Ihre Anhänglichkeit an die orthodoxe Religion ließ sie ihr Vaterland fliehen, um sich unter den Schutz Seiner katholischen Majestät zu stellen.

Die eine derselben, Barbara Mowbray, Tochter des Barons Jean Mowbrey, Ehrendame der erlauchten Maria Stuart, Königin von Schottland, war an Gilbert Curle verheirathet, welcher während mehr denn zwanzig Jahre Secretär der Königin war. Sie lebten während vierundzwanzig Jahre in der glücklichsten Ehe, welcher acht Kinder entsprossen, von denen bereits sechs in die Ewigkeit eingegangen sind. Die zwei überlebenden widmeten sich den Studien. Jakob, der älteste, trat zu Madrid in den Orden der Gesellschaft Jesu ein. Hyppolite, der jüngste, beabsichtigt ebenfalls, sich den Streitern Christi beizugesellen und in denselben Orden, belgischer Provinz einzutreten. Dieser Letztere, die beste der Mütter beweinend, welche am 31. Juli 1615, im Alter von siebenundfünfzig Jahren aus diesem irdischen Dasein zum ewigen Leben einging, errichtete ihr dieses Grabmonument.

Die andere, Elisabeth Curle, demselben edlen Geschlecht der Curle entstammend, war ebenfalls Ehrendame der Maria Stuart und nachdem sie acht Jahre deren treue Gefährtin in der Gefangenschaft gewesen, war es ihr vorbehalten, bei der Hinrichtung der Königin deren letzten Kuß zu empfangen. Sehr züchtigen Sinnes, blieb sie ehelos und widmete ihr Leben der größten Frömmigkeit.

Ebenfalls zu Ehren dieser Dame, seiner

Tante, errichtete Hippolite Curle, ihr Brudersohn, dieses Monument, als ein Zeichen seiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Sie beschloß ihre Tage am 29. Mai 1620, sechzig Jahre alt.

Mögen ihre Seelen in Frieden ruhen. Amen."

Aus der Zeit des Aufenthalts der Maria Stuart in Schottland, von 1561—1568, kennt man kein anderes authentisches Bildniß als das, welches ich schon oben flüchtig erwähnte, und welches sich jetzt im Besitz des Grafen Morton auf seinem Schloß Dalmahoy befindet. Der Name des Künstlers ist unbekannt, aber man nimmt an, daß es von dem flämischen Maler Lucas de Heere sei, der 1563 Darnley's Bild malte. Sir Horace Walpole, ein so feiner Kenner in Sachen der Kunst, behauptete, daß dieses Bild das authentischste und beste der Maria Stuart sei, und daß es während ihrer Gefangenschaft in Lochleven 1567—68 entstand. Gestochen ward es 1618 in 4° von B. Cooper, für das Leben der Maria Stuart von George Chalmers, nach einer Copie, die dieser von Martin nach dem Original in Dalmahoy anfertigen ließ. Die Stiche von R. Scott in 4° und von Elridge in 8 sind hiernach copirt, dagegen ist der Folio-Stich von C. Picart 1818, nach einer Zeichnung von W. Willon, nach dem gleichen Original gearbeitet. Er giebt zwar das Costüm und alle Beiwerke treu wieder, weicht aber in den Gesichtszügen vom Original ab.

Von 1568—1587, während der Periode der neunzehnjährigen Gefangenschaft der Königin von Schottland, scheint sie nur einmal um 1580 gemalt zu sein. Man behauptet, daß sich das Original dieses Bildes im St. James Palast zu London befindet und nach Bromley (Catalogue of engraved British portraits p. 24) rührt es von Janet her. Den besten Stich nach diesem Bilde hat 1735 G. Vertue geliefert. Das Bildniß der unglücklichen Frau in ovaler Einfassung ist von den Emblemen der Todesart, zu der sie verurtheilt ward, umgeben. Man liest auf dem unteren Theil der Umrahmung:

MARIA SCOTORUM REGINA ET FRANCIAE DOTARIA

weiter nach unten auf dem Piedestal:

ANNO AETAT. XXXVIII.

und darunter:

In the royal palace of St James an ancient painting 1580.

Dieser Stich ist häufig von englischen und französischen Künstlern copirt, von denen ich hier nur Neele et Stockeley 4°, Bonvoisin 8°, Worthington 8°, erwähne.

Aus den gleichzeitigen Briefwechseln geht hervor, daß um 1580 ein Maler nach dem Schlosse Sheffield kam, wo sich Marie Stuart damals unter der Aufsicht des Grafen Shrewsbury befand, mit dem Auftrage, das Porträt der Königin zu malen. Sie war damals leidend und hatte sich schon sehr verändert, woraus sich vielleicht einigermaßen der Unterschied erklären läßt, der zwischen dem Stich Vertue's von 1735 und einem früheren von 1721 existirt.

Auf dem letzteren ist das Oval des Bildes mit der königlichen Krone Schottlands, umgeben von Dornen, geziert, darunter kreuzen sich Scepter und Schwert, ringsum die Inschrift:

NEMO ME LASCIT.

Auf der Kranzleiste liest man:

C. Janet pinxit et Geo. Vertue sculpsit 1721.

Ferner auf dem Piedestal:

MARIA STUART REGINA SCOTIÆ.

und darunter:

Ab originali in Regio Palatio Sti. Jacobi asservata.

Ich erwähne dieses Stichs so ausführlich mit allen Details, weil er eines der Documente ist, worauf man die Behauptung gründet, daß Janet Maria Stuart während ihrer Gefangenschaft in Sheffield malte. Da nun das Bildniß von 1580 nach Bromley's Behauptung auch von Janet sein soll, so ist es schwer zu erklären, wie ein so ausgezeichneter Künstler die Königin in zwei Bildnissen, die doch einer Zeitepoche angehören, so abweichend von einander darstellen konnte.

Mehrere andere Maler haben noch Porträts der Maria Stuart hinterlassen, als A. Moro, Frédéricho Zuchero, Isaak Oliver, Daniel Dumoustier, Claude Vignon, Adrian von der Werff u. s. w. Dies sind indeß alles Phantasiebilder oder Copien nach zweifelhaften Originalen. Diese Künstler haben insgesammt die Königin niemals bei Lebzeiten gesehen. Ebenso verhält es sich mit Holbein und Titian, die sich

nachweislich niemals während der Dauer ihrer Lebenszeit mit Maria Stuart am gleichen Orte aufhielten; überdies starb Holbein in London, während die damals zwölfjährige Königin noch in Frankreich war. Noch wird behauptet, daß Primaticio, Paris Bordone und van Dyk die Königin gemalt, von den Bildnissen der beiden Ersteren ist mir indeß nie etwas zu Gesicht gekommen und über den letzteren habe ich bereits weiter oben das Nöthige gesagt.

Das Bild von A. Moro ist in Hatfield im Besitz des Marquis Salisbury und wurde 1822 in 4⁰ von W. Bond nach einer Copie in Email von H. Bone gestochen. Es trägt die Unterschrift: Mary Queen of Scots aged 17. Da die Königin von Schottland 1542 geboren ward, dürfte das Original von 1559 sein, also aus dem Jahr, das der Vermählung der Maria Stuart mit Franz II. folgte. Falls dieser Stich das Original treu wiedergiebt, so geht daraus hervor, daß dieser flämische Künstler nie Gelegenheit gehabt, die Fürstin nach dem Leben zu malen, denn man sucht ihre Züge vergeblich in diesem Porträt. Und doch war Moro ein berühmter Künstler, der sich nicht allein in der Bildnißmalerei, sondern auch durch seine Historien auszeichnete. Er war längere Zeit im Dienste Kaiser Karl's V., der ihn um 1554 nach London sandte, um dort das Bildniß der Königin Maria Tudor, der damaligen Braut Philipp's II., zu malen. Man findet dieses Bild in der Juventur verzeichnet, die nach dem Tode Karl's V. von dessen Nachlaß im Kloster zu St. Just aufgenommen ward. Außer diesem hinterließ Moro in England verschiedene sehr geschätzte Bildnisse, namentlich sind hervorzuheben, das der Königin Elisabeth, Philipp's II., des Sir Thomas Gresham u. s. w.

Zuchero und sein Schüler Isaak Oliver sollen die Königin verschiedentlich gemalt haben; die ihnen zugeschriebenen Bildnisse weichen aber unter einander wieder so sehr ab, daß sie in sich selber den besten Beweis tragen, daß ihre Urheber die bedauernswerthe Königin niemals gesehen. Eines derselben 1779 von Bartolozzi nach Zuchero gestochen, documentirt am auffälligsten, wie rein erfunden diese Bildnisse sind.

Unter dem Stiche liest man:

Frederico Zuccheri Pinx. S. Roma del. S. Bartolozzi sc.
Mary Queen of Scots.

To the master Wardens & Court of assistants of the Worshipful Company of Drapers, this plate from a pichtur in their possession is dedicated.

Abgesehen davon, daß es durchaus nicht die Züge der Maria Stuart trägt, kommt hier noch der Umstand hinzu, daß sie mit ihrem Sohn in dem Alter von sieben bis acht Jahren zusammen dargestellt ist, während sie ihn nach ihrer Gefangenschaft in Lochleven, 1567, wo er kaum ein Jahr alt war, niemals wiedergesehen hat. Dem Zuchero schreibt auch Fraser in seiner oben erwähnten Schrift das von ihm 1845 entdeckte Bildniß der Maria Stuart zu, weil auf einem Baumstamme die Buchstaben F. Z. stehen. Er behauptet nun ferner, es sei dasselbe Bild, welches um 1560 an Elisabeth gesandt ward. Giebt man nun das Letztere zu, so kann Zuchero unmöglich der Maler des Bildes sein, da er damals erst achtzehn Jahre zählte und Italien noch nicht verlassen hatte. Was nun die Schenkung eines Bildes an Elisabeth von England betrifft, so findet sich allerdings in dem Statepaper office, French correspondenz ein Brief von Trockmorton an Elisabeth, datirt von Orleans den 1. December 1560, demzufolge Maria Stuart beabsichtigt, ihrer Verwandten ihr Bildniß von einem Handschreiben begleitet durch Lord Seaton zu senden. Ein anderer Brief von Trockmorton vom 6. Februar 1561 datirt (Tyller's History of Scotl. Vol. VI.— p. 213) beurkundet, daß die Sendung des Bildnisses bereits geschehen. Wahrscheinlich war dieses Bild nur eine Copie des officiellen Porträts, welches Clouet zur Zeit der Vermählung der Maria Stuart mit Franz II. malte. Ferner wird das im Besitz des Herzogs von Norfolk befindliche Miniaturbildniß dem Isaak Oliver, Schüler des Zuchero, zugeschrieben. Obgleich es nach den Familientraditionen dasselbe sein soll, was Maria Stuart dem unglücklichen Herzog von Norfolk sandte, der für seine Absicht, sie befreien und heirathen zu wollen, enthauptet ward, so ist es doch ein reines Phantasiebild. (Gestochen 1791 in Folio von J. K. Scherwin.) Ein Gleiches gilt natürlich von jenem dem Honble W. Manle of Panmure gehörigen Bildniß,

das entweder eine Copie des vorigen oder auch von Isaak Oliver ist. (Von Cooper gestochen.) Endlich muß ich an dieser Stelle noch eines Stichs von J. Thomson nach einer Zeichnung von J. M. Wright, welchem ebenfalls ein Gemälde von Zuchero zu Grunde liegen soll, gedenken. Die Königin ist hier mit einem kleinen weißen Wachtelhündchen dargestellt, welches sie unter dem Arm hält. Maria Stuart war eine große Thierfreundin und während ihrer langen Gefangenschaft umgab sie sich gern mit Hunden, um sich die Zeit zu verkürzen. Sie schreibt darüber an ihren Gesandten in Frankreich: „Wenn mein Onkel der Cardinal von Guyse nach Lyon gereist ist, so hoffe ich zuversichtlich, daß er mir von dort ein paar schöne kleine Hunde senden wird, und auch Sie wollen mir welche kaufen, denn außer Lesen und Arbeiten, sind diese kleinen Thiere meine einzigste Zerstreuung." Nach der Hinrichtung der Königin, als man den Leichnam in ein anderes Zimmer bringen wollte, um ihn dort einzubalsamiren, entdeckte man Mariens Lieblingshündchen, welches sich unter dem Mantel zwischen Kopf und Hals seiner todten Herrin verborgen hatte. Es wollte diese blutige Stelle durchaus nicht verlassen und man mußte das Thierchen endlich mit Gewalt entfernen. Die Coiffure ist auf dem erwähnten Bilde in derselben Weise behandelt wie in einem Bilde des Isaak Oliver bei Dr. Mead, gestochen 1738 in Folio von J. Houbraken, allein die Gesichtszüge gleichen weder diesem noch sonst einem der vielen dem Zuchero und dessen Schüler zugeschriebenen Porträts. Während die letzten sämmtlich mehr oder weniger Phantasiebilder sind, in denen nur das Costüm getreu dargestellt, die Köpfe aber eben so gut anderen Personen angehören könnten, näheren sich in diesem Bildniß die Züge am meisten den als authentisch anerkannten Bildern bei Graf Morton und in St. James. — Ebenso abweichend von den übrigen Bildnissen des Zuchero ist die Oelminiature im Britischen Museum (gestochen in 8°. von J. Brown nach einer Zeichnung von T. Wagemann).

Wohin das dem Claude Vignon, 1590 bis 1670, zugeschriebenen Bildniß hingekommen ist, habe ich trotz mannigfacher Nachforschungen nicht erfahren können. Der berühmte Kunstkenner und Verleger, Maler und Kupferstecher J. Mariette, 1659 bis 1742, führt es in seinem Katalog an und hat uns selbst einen Stich in Folio darnach geliefert. Maria Stuart hat hier die Arme über die Brust gekreuzt und hält in der linken Hand ein Crucifix. Rechts sieht man die Hinrichtung. Es stimmt in der Hauptsache mit dem älteren Stich von R. Gaywood 1653 nach dem gleichen Urbilde überein, nur daß die Königin dort das Kreuz in der rechten Hand hält. Inschrift:

Marie Stuart Reyne d'Ecosse souffre le martyre pour la Foy: et par constance de sa mort renouvelle, en ces derniers temps, les exemples de l'ancienne Eglise.

Und weiter unten:

Vignon invent. Meriette exud. cum privil. Regis.

Was endlich das durch den noch häufig vorkommenden Kupferstich von Peter van Gunst bekannte Bildniß Mariens von Adrian van der Werff betrifft, so weiß ich auch von diesem nicht anzugeben, wo es sich jetzt befindet. Da dieser Maler erst mehrere Menschenalter später (1659 bis 1722) lebte, so konnte er nur nach vorhandenen Bildern oder Stichen malen. Dem Stiche von P. van Gunst nach, legte er das von Hieronymus Wierix 1587 gestochene Blatt seiner Arbeit zu Grunde, welches zu den interessantesten Stichen gehört. Das Bild der Königin ist dreiviertel nach rechts gewandt in einem Oval, welches von den Wappen Frankreichs und Schottlands gekrönt und von zwei Engeln begleitet ist, die Palmen- und Olivenzweige in den Händen halten. Weiter der Mitte nach zwei kleine Statuen. In den unteren Ecken sieht man die Einzelheiten der Hinrichtung dargestellt. Die Unterschrift des Stiches bilden zwanzig lateinische Strophen von G. A. Scotus, die ich indeß hier nicht weiter anführen will, ebenso wenig wie den französischen Vers, der den Stich von P. van Gunst begleitet.

Auch giebt es noch verschiedene Bildnisse der Maria Stuart, deren Urheber man nicht kennt. Darunter ist wohl dasjenige, welches dem Könige Louis Philipp in der ehemaligen Galerie des Palais Royal angehörte, eines der schönsten. Die Königin ist mit der Krone auf dem Haupte und in sehr reicher Kleidung dargestellt, die Züge sind noch sehr kindlich. Grevedon hat es lithographirt in Folio. Von dem Bildnisse in St.-James-Palast, um 1580 gemalt,

existirt eine gleichzeitige Wiederholung, nur daß Maria hier sitzend und die Hände auf den Sessel gestützt dargestellt ist, im Besitze des Fürsten Labanoff. — Die beiden Bildnisse in der Sammlung des Grafen Graimberg in Heidelberg stimmen in allen Aeußerlichkeiten sehr überein. Auf beiden Theil des Hintergrundes die Darstellung des Todes fehlt. Die Gesichtszüge aber, worauf es doch vorzüglich ankommt, weichen in den beiden Bildern sehr von einander ab und weder das eine noch das andere erinnert an Maria Stuart. In England giebt es sodann noch mehrere Bildnisse, die



Maria Stuart.

Porträts hält die Königin in der einen Hand ein Crucifix, in der anderen ein Meßbuch. Ihr zur Rechten befindet sich ein kleiner Tisch, auf dem Scepter und Krone liegen, und vor demselben steht ein Schild mit den Wappen von Schottland, England und Irland. Der einzige Unterschied ist, daß auf dem einen das Meßbuch blau, auf dem andern roth gebunden ist, und daß bei dem einen im oberen in diese Kategorie gehören und von denen sogar einige sich eines großen Rufes erfreuen. So war das Bildniß in Bodleienne-Galerie zu Oxford von jeher sehr berühmt, obschon es nicht im mindesten die Züge der Maria Stuart trägt. (Gestochen 1531 von T. Woolworth nach einer Zeichnung von J. P. Harding.) Seit einigen Jahren hat sich das Gerücht verbreitet, daß man bei einer vorgenommenen Restauration des

Bildes entdeckte, sämmtlicher Zubehör der Kleidung sei nachträglich auf einem alten niederländischen Porträt hinzugefügt, welches ursprünglich keineswegs eine Königin darstellte. — Das Bild in Workington Hall bei Sir Henry Curven, gestochen in 8° von C. J. Armytage 1853 für den vierten Band der „Lives of the Queens of Scotland etc." by Miss Strickland. Verlag von W. Blackwood & Son. In einer beigefügten Note wird gesagt, daß das Original von der Königin einem Ahnen des gegenwärtigen Besitzers gegeben sein soll. Unter dem Bilde liest man: Mary Stuart in her 25. year, hiernach müßte es ungefähr um dieselbe Zeit gemalt sein, als das Bild bei Graf Morton, dennoch hat es keine Spur von Aehnlichkeit mit demselben. Das Bild in Culzean Castle bei dem Marquis d'Ailsa, gestochen in 8° von C. J. Armytage 1852 für den dritten Band des gleichen Werks, in welchem Seite 94 darüber berichtet wird, daß Maria Stuart das Original dem Grafen de Cassilis 1558 schenkte, als er ihrer Vermählung mit dem Dauphin beiwohnte und daß es seitdem beständig in der Familie de Kennedy verblieb, deren gegenwärtiger Chef der Marquis d'Ailsa ist. Miß Agnes Strickland macht große Lobeserhebungen von diesem Bilde und findet es des Pinsels eines Tizian oder eines Guercino würdig. Ich habe nun bereits oben erwähnt, warum man dem Tizian keine Bildnisse von Maria Stuart zuschreiben kann, und was Guercino betrifft, so ist die Unmöglichkeit eine noch augenscheinlichere, weil dieser Maler erst drei Jahre nach dem Tode der Königin von Schottland und zweiunddreißig Jahre nach der Zeit, wo das Original dem Grafen Cassilis in Paris gegeben ward, geboren wurde. Was die Aehnlichkeit betrifft, so findet man auch hier nicht die Züge der Maria Stuart wieder, es erinnert an die dem Zuchero zugeschriebenen, nur das Costüm ist wie bei allen äußerst zeitgetreu.

Ueberraschend ist es, daß trotz der vielen vorhandenen Porträts dennoch von etlichen, deren die zeitgenössischen Schriftsteller erwähnen, jegliche Spur verloren gegangen ist. Ohne hier weiter darauf einzugehen, will ich hier nur die Frage aufwerfen, was ist aus einem gewissen Bildniß geworden, von dessen Existenz wir durch Brantôme unterrichtet sind und welches die Königin in der Hochländertracht darstellte? Die, sagt er, welche sie so costümirt sahen, konnten bezeugen, daß sie sich als eine wahre Göttin zeigte, und die, welche sie nicht so geschaut, mögen es aus diesem Bilde ersehen. Ein anderes Bild, von dem man auch nicht weiß, wo es geblieben, besaß der Dichter Ronsard, der ihre Schönheit in einem Gedicht, „Fantaisie" betitelt, besungen hat.

Was die gestochenen und lithographirten Bildnisse betrifft, so habe ich viele derselben bereits bei den Originalen, die sie reproduciren, erwähnt, dennoch giebt es noch eine Menge von Stichen, denen kein bestimmtes Originalbild, so viel man weiß, zu Grunde liegt. Was die Aehnlichkeit betrifft, so verdienen wenige unsere Aufmerksamkeit, dagegen giebt es einige, die sehr selten und daher gesucht sind, sowohl wegen ihres hohen Alters, als wegen ihres künstlerischen Werthes. Im ganzen kann man sagen, daß sowohl die älteren als modernen Künstler sich gegenseitig ohne Scrupel copirten, nur einige Veränderungen in den Beiwerken vornehmend, oder sich gar damit begnügten, Phantasiebilder zu produciren. Die ältesten und merkwürdigsten, die dann wieder neueren Künstlern als Muster dienten, mögen hier angeführt stehen.

In Quart: Radirt in der ovalen Randeinfassung liest man die Inschrift:

MARIA JACOBI SCOTORUM REGIS FILIA SCOTORUMQUE NUNC REGINA.

Die Königin hält einen Fächer in der Hand. Es ist ein Stich aus der niederländischen Schule, und der älteste, den man kennt. Demungeachtet ist das Antlitz durchaus Phantasie.

In Folio: Ganze Figur, einen Schild haltend, worauf man die Wappen von Frankreich und Schottland erblickt. In dem oberen Theil des Stiches liest man:

Hans Liefrinck sc.

Da dieser Künstler um 1540 zu Antwerpen lebte, so ist der Stich also sehr alt und gleichzeitig, dennoch ähnelt das Bildniß nicht der Maria Stuart.

In Octav: Ganze Figur. Gestochen in Paris nach dem in den Monuments de la Monarchie française enthaltenen von Montfaucon.

In Octav: Holzschnitt in ovaler Einfassung. Darunter liest man Folgendes:

Pour avoir maintenu notre mère l'église
Marie Stouard est en ce lieu transmise;
Fille de Roys, mère et femme bien née,
Son âme à Dieu, louange soit donnée.

und weiter unten:

Elisabeth trop tard le repentir;
Tu ne devois à tei feict consentir.
Baisse ton sceptre qui ferme l'attoucha
Et poursuivant celuy qui la touche.

In Quart: In einem Rund, in dessen Einfassung stehen die Worte:

MARIA STUARD SCOTIÆ AC FRANCIÆ REGINA.

Sehr alter Stich.

In Quart: Von Leonard Gaultier sc. (der von 1552 bis 1641 lebte). In der Umrahmung liest man oben:

Le Feu Royne d'Ecosse.

Und unter dem Bilde folgende Verse:

Je n'eus point de pareille en ma beauté divine,
Je fus Royne deux foys, fille et mère de Roy.
Yeux ouverts, j'ei peu voir ma mort, mon maraine,
Et me suis éteblye à mourir pour la foy.
P. Gourdelle.

In Octav: Ths. de Leu sc. (lebte von 1562 bis 1620). In der ovalen Einfassung liest man:

Marie Stewert Reyne de Frau. et d'Ecosse.

Und darunter:

Et les belles beautez, et les grandeurs plus grandes,
Sont pleines de dangers et de malheurs divers:
Ce sont buts à maux: Qui n'en croira mes vers
Viene voir cette Reyne, et lire ses légendes.

In Octav: Ths. de Leu sc. In einem Oval nach einem Bilde von A. P. Man liest darunter:

Marie Stuard Reine d'Ecosse.
née le Décembre 1542, décapitée le 8 Février 1587.

Die Haltung und das Costüm sind dem vorhergehenden ähnlich, aber in den Gesichtszügen herrscht eine große Verschiedenheit.

In Octav: In ovaler Einfassung von zwei Engeln umgeben, welche die folgende Devise tragen:

UNA PRO MULTIS.

In der Umrahmung liest man:

MARIA STUARTA REGINA.

Und darunter schweben vier Kronen mit der lateinischen Inschrift:

Ne dimittas legem matris tuae; addetur
Gratia capite tuo et torques collo tuo.

In Quart: Gestochen 1602 für Johnston's Inscriptiones. Man liest darunter:

Marie Reg. Scotorum.

In Folio: Von R. Elstrake (geboren in London um 1590). Maria Stuart ist hierauf mit allen Attributen des Königthums angethan. In der Umrahmung liest man:

Jacobi Mag. Brit. Reg. Mater Serenissima
MARIA REGINA.

Und darunter:

The most excellent Princesse Mary
Queen of Scotland and Dowager of France,
Mother to our Souveraigne Lord James
Of great Brittaine, France and Irland King.

In Folio: Von J. Conway. Sitzend im Krönungsmantel und die Krone auf dem Haupte, in der Linken hält sie das Bild ihrer Hinrichtung. Sehr schön, aber nicht ähnlich.

In Octav: Von S. J. Desrochers, (1693 bis 1723) in ovaler Einfassung. Darunter liest man:

Marie Stuart. Reine de France, épouse de François II. et fille de Jacques V Roy d'Ecosse; La reine Elisabeth luy fit trancher la tête l'en 1585, agée de 42 ans.

Und weiter unten:

Cette Reine en son mauvais sort,
Peut donner et de la pietié et de l'envie,
Puisque le gloire de sa vie
Oste la honte de sa mort.

Zum Schluß muß ich noch der zu Ehren der Maria Stuart geschlagenen Medaillen gedenken. Es liegt mir über diesen Gegenstand ein vortrefflicher Aufsatz von Didron in den Annales Archéologiques, tome XI. 2. livraison vor, auf den ich den Münzsammler verweise. Drei der beschriebenen Denkmünzen sind zur Erinnerung an die Verbindung Franz' II. und der Maria Stuart geschlagen. Man kann unmöglich das Interesse leugnen, das an den von Didron beschriebenen Stücken haftet; es sind werthvolle Zeugnisse, immerhin aber nur als Supplemente zu den großen Porträts zu betrachten, die nach dem Leben gemalt wurden. Ich hebe diesen Punkt hervor, weil Didron von seiner antiquarischen und historischen Begeisterung hingerissen, das ganze Schicksal der Maria Stuart aus diesen kleinen Bildnissen der Medaillen herauslesen will.

Das dieser Abhandlung beigefügte Bild stammt aus guter Quelle, indem es nach einem gleichzeitigen Original von einem der besten Stecher der englischen Schule angefertigt ist, nämlich nach dem schon oben erwähnten Stich, den G. Vertue 1735 nach dem in St. James vorhandenen Bilde von Janet, um 1580 gemalt, lieferte. Der Stich ist sehr selten und kostbar, da er von den Sammlern als das beste in Kupfer gestochene authentische Porträt der unglücklichen Fürstin sehr gesucht ist.

* * *

Obgleich es eigentlich streng genommen nicht zu den Bildnissen der Maria Stuart in enger Beziehung steht, so dürfte es die Leser des gegenwärtigen Aufsatzes doch interessiren, die Devisen der unglücklichen Königin kennen zu lernen, welche ja gerade zu ihrer Zeit sehr gebräuchlich waren. Als sie am 10. Juli 1559 an der Seite Franz' II. den Lilienthron Frankreichs bestieg, nahm sie als Symbol zwei Kronen an mit der Unterschrift:

„Aliamque moratur."

Eine ebenso unpolitische als unbedachtsame Anspielung auf die englische Königskrone, deren Erlangung sie in der That während ihres ganzen Lebens nicht aus den Augen verlor. Dieses Trugbild ließ zuerst die Saat der Zwietracht zwischen ihr und der Königin Elisabeth aufgehen; es war beständig der Gegenstand heimlicher Furcht für die Letztere und hat unzweifelhaft am meisten zu Mariens traurigem Ende beigetragen.

Nach dem Tode Franz' II. wechselte sie ihre Devise, und Hilarion de Coste berichtet uns, daß sie damals als Symbol einen Süßholzstrauch wählte, dessen Wurzel süß, während die Pflanze über der Erde bitter ist, mit den begleitenden Worten:

„Dulce meum terra tegit."

Dem Pater Hilarion verdanken wir auch die Aufbewahrung des ebenso interessanten als merkwürdigen Anagramms, welches man nach ihrem tragischen Tode aus ihrem Namen bildete:

Tu as martire.

Literarisches.

Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg erschien als Supplement zu dem Werke „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen," von Wilhelm Roßmann, ein Bändchen, welches sich **„Eine protestantische Osterandacht im St. Peter zu Rom"** betitelt und worin mit umfassender Gelehrsamkeit nachgewiesen wird, daß die Functionen bei der katholischen Osterfeier, wie sie in Rom stattfindet, großentheils in römisch-griechischen Festgebräuchen ihre Wurzel haben und daß der dramatisirende Charakter der römisch-katholischen Kirchenfeste überhaupt antiken Ursprungs sei. Sehr richtig nennt der Verfasser sein Werkchen „eine protestantische Osterfeier," da er in seinen Auseinandersetzungen als Protestant für Protestanten schreibt und nur die ästhetische Bedeutung der Gebräuche, welche die Kirche celebrirt, anerkennt, dabei aber kritisirend verfährt. — Wir ergreifen die Gelegenheit, um auch das größere Buch Roßmann's, **„Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen,"** zu erwähnen und dasselbe unseren Lesern als eine reiche Fundgrube für die Kenntniß Süditaliens und Siciliens zu empfehlen. Im Vorworte charakterisirt der Verfasser sein Werk selbst sehr richtig, indem er zugiebt, daß diejenigen Partien, welche die sicilianische Reise schildern, die er — als Erzieher des Erbprinzen von Meiningen — mit seinem Zöglinge allein machte, mehr den Charakter des Lehrhaften tragen, als andere Theile, deren größere Frische und Mannigfaltigkeit er dem Umstande zuschreibt, daß er die betreffenden Briefe meist des Abends entwarf, unter den Eindrücken eines lebendigen Gesprächs, in welchem die Bewohner der Villa Brigitta, angeregt durch die geistvolle Herzogin Feodora von Sachsen-Meiningen, ihre Ansichten über das Gesehene und Erlebte auszutauschen pflegten. Das Buch berührt alle Richtungen in Natur und Volk, im gesellschaftlichen, politischen und Kunstleben. Was der Verfasser gelegentlich über die Volkserziehung sagt, wie er das Straßenleben, die Theater und öffentlichen Volksbelustigungen schildert, ist ebenso werthvoll, wie seine Untersuchungen über die Reste antiker und mittelalterlicher Perioden in Kunst, Wissenschaft und Literatur anziehend sind. Er citirt stets die betreffenden Dichter in Auszügen und macht dadurch die Lectüre des Werkes weniger ermüdend, als es andere Schriftsteller thun, die den Leser auf eine Menge Stellen verweisen, die er dann mühsam selbst nachschlagen muß. Die Unmittelbarkeit der Mittheilungen erinnert an die Briefe des Stahr-Lewald'schen Ehepaares; der correcte Stil giebt dem Werke eine Glätte der Form, die allerdings etwas von der kühlen Besonnenheit reservirter Haltung hat.



Neuestes aus der Ferne.

Bevölkerungselemente in Aden.

Wohl kaum eine Stadt in Südarabien dürfte sich besser zum Studium seiner verschiedenen Völkerschaften eignen als Aden. Ein besonderes Bevölkerungselement, außer den Arabern und Beduinen, bilden dort die Inder, unter denen man gleichfalls vielfache Racenabstufungen unterscheidet. Diejenige, welche dem Europäer am nächsten steht und die sich auch in der That europäischer Abstammung rühmt, bilden die sogenannten Portugiesen. Der Name darf uns aber hier nicht irre führen. Wären diese Leute wirklich Portugiesen, so würden sie natürlich von uns keiner Erwähnung verdienen, da wir es hier nicht mit europäischen Volksracen zu thun haben. Aber sie sind es in Wirklichkeit nur dem Namen und einer verschwindend kleinen Dosis echt portugiesischen Blutes nach, welches merkwürdigerweise bei ihnen selbst in entfernten Generationen noch nachwirkt, indem es dem Typus eine edlere Schattirung und gleichsam einen verklärenden Hauch verleiht. Der Inder im allgemeinen gilt zwar gewöhnlich für kaukasisch und ist seiner Sprache wegen den sogenannten indogermanischen Völkern beigezählt worden. Aber jedenfalls repräsentirt der heutige Inder eine sehr verwahrloste, entartete, zum Theil auch mit anderem Blut gemischte Schicht der kaukasischen Völkergesammtheit. Dennoch ist unleugbar etwas Kaukasisches in ihm erkennbar. Den besten Beweis von der Homogenität der Inder mit den Europäern liefert jene interessante Mestizenrace, die sogenannten Portugiesen. Während die einmalige Vermischung des europäischen Blutes mit andern, uns ferner stehenden Völkerracen gewöhnlich schon nach der dritten Generation keine Spuren mehr hinterläßt, während z. B. der Enkel eines Europäers, dessen Vater Mulatte, dessen Mutter Negerin war, selbst fast schon zum Neger wird und seine mit einer Negerin gezeugten Kinder vollkommen Neger sind, sehen wir dagegen den Urenkel und den Ururenkel eines Portugiesen von Goa oder Bombay, dessen Mutter oder Großmutter Inderinnen waren, noch fast unverfälscht den europäischen Typus darbieten. Die einzige Wandlung, welche in seinem Typus vorgegangen und ihn von seinem Ahnherrn unterscheidet, liegt in der Hautfarbe, die allerdings bei allen diesen sogenannten Portugiesen dunkel ist, fast dunkler als die der unvermischten Inder.

Bei dem heterogenen Element vermag das europäische Blut nur eine einzige Generation veredelnd umzugestalten, bei dem homogenen dagegen wirkt es selbst noch in die spätesten Geschlechter nach. So sieht man in Aden Leute, die sich „Portugiesen" nennen, ganz den Typus der südeuropäischen Völker in seiner klassischen Regelmäßigkeit darbieten, aber übrigens so schwarz sind, wie selbst die schwärzesten Inder kaum aussehen. Forscht man aber nach ihrer Abstammung, so findet man gewöhnlich, daß der portugiesische Ahnherr sich im Dunkel der Sage verliert, während alle durch die Tradition verbürgten Vorfahren Inder waren.

Das Goldland Ophir der Bibel und die neuesten Entdeckungen von Karl Mauch.

Ueber die Localität des Ophir der Bibel, wo König Salomo vor beinahe 3000 Jahren ungeheure Massen von Gold, Elfenbein, Edelsteinen u. s. w. auf phönizischen Schiffen holen ließ, um seine staunenswerthen Prachtbauten in Jerusalem auszuführen, haben bekanntlich die ausgezeichnetsten Forscher viele Jahrhunderte lang ihren Scharfsinn aufgeboten, ohne bis jetzt zu einem befriedigenden oder übereinstimmenden Resultate gelangt zu sein. Die Einen suchten Ophir in Ostafrika oder Süd-Arabien, die Anderen in Indien oder Sumatra, noch Andere sogar in Westindien und Peru; nur so viel blieb einstweilen sicher, daß es sehr reiche Minen waren, aus denen das Gold herrührte.

Als die Portugiesen im 16. Jahrhundert nach Sofala kamen, fanden sie daselbst reiche Goldgruben vor, die schon seit undenklichen Zeiten bebaut gewesen waren, und bei diesen Goldgruben fanden sie Bauten und Ruinen, die, nach der einheimischen Sage, der Königin von Saba ihren Ursprung verdankten. Nach Lopez sollen sich sogar Eingeborene in Sofala gerühmt haben, noch Bücher aus alten Zeiten zu besitzen, welche die Salomonischen Ophirfahrten bestätigten.

Die ganze Literatur der Griechen und Römer läßt uns bezüglich dieses urältesten Völkerverkehrs im Stich, und nur so viel ist aus den arabischen Schriftstellern (Masudi, Edrisi) gewiß, daß nach dem Verfall der Phönizier die goldgierigen Araber diesen Verkehr durch das ganze Mittelalter fortsetzten und auf ihren Fahrten, selbst vom persischen Golf aus, weit nach Süden fuhren und die Küste von Sofala häufig besuchten.

Die portugiesische Herrschaft in Sofala ist seit langer Zeit nur ein Schatten ihrer früheren Macht und die in neuester Zeit gemachten Versuche, mit bewaffneter Hand wieder Boden im Innern des Landes zu gewinnen, endeten in schmählicher Niederlage.

Auf den fernsten vorgeschobenen Posten europäischer Ansiedlungen im Caplande und der Transvaal-Republik hatte man seit einer langen Reihe von Jahren vielfache Gerüchte erhalten von ausgedehnten Ruinen mit Tempeln, Obelisken, Pyramiden u. s. w. im fernen Innern Südafrika's. Ganz besonders haben die Missionäre der Berliner Missionsgesellschaft es sich seit langer Zeit angelegen sein lassen, diese dunkle Mähr aufzuklären und die Ruinenfelder womöglich selbst zu besuchen. Ohne daß ihnen dies nun bisher möglich geworden wäre, haben sie trotzdem nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß der durch seine bisherigen Forschungen und Arbeiten sehr verdienstvolle deutsche Reisende Karl Mauch im vergangenen Herbst sein längst beschlossenes Vorhaben ausführen und eine Reise bis zu diesen uralten Bauten unternehmen konnte.

Briefe und Karten von diesem unermüdlichen und ausgezeichneten Forscher aus Zimbabye vom 13. September 1871, die durch Vermittlung der Missionäre Grützner und Merensky in die Hände des Dr. Petermann in Gotha gelangt sind, bestätigen, daß Mauch ausgedehnte Bauten und Ruinen von sehr hohem Alterthum wirklich aufgefunden hat.

Zimbabye ist eine dieser uralten Ruinenstätten und liegt nach Mauch's astronomischer Bestimmung in 20° 14' südl. Br. und 31° 48' östl. L. von Gr., gerade westlich von dem Hafenplatz Sofala und nur 41 deutsche Meilen in gerader Linie davon entfernt. Dies stimmt mit der Angabe des portugiesischen Schriftstellers Dos Santos, daß die Portugiesen 200 Seemeilen westlich von Sofala im Goldlande (tracto do ouro) umfangreiche Mauerwerke vorgefunden hätten.

In der Nähe von Zimbabye fand Mauch auch Alluvialgold, welches er selbst zu waschen und zu sammeln hofft.

Kurzum, zu den Quarzgoldfeldern, dem neuerdings von Button und Mauch entdeckten Alluvialgold und der noch immer wachsenden Wichtigkeit der Diamantenfelder scheint sich für das Innere von Südafrika nun auch noch das Ophir König Salomo's zu gesellen. Eine archäologische Expedition direct nach dem Hafenplatz Sofala und dann nur einige vierzig Meilen ins Innere würde bald volles Licht darüber geben.

Die Wüste Gobi.

Etwa 250 Werst südlich von Urga, auf der Tour von Kiachta nach Peking, hebt die eigentliche Gobi an, welche einen kolossalen Raum in ihrer Länge einnimmt, während ihre Breitenausdehnung in der nordsüdlichen Richtung circa 600 Werst beträgt.

Die Oberflächengestalt dieser Steppe zeigt nur wenig Abwechselung. Im Allgemeinen ist der Boden der Gobi leicht gewellt, obschon durchaus ebene Flächen sich bisweilen 10 Werst weit ausdehnen. Dergleichen Oertlichkeiten sind der centralen Gobi eigenthümlich, während in ihrem nördlichen und südlichen Theile Berge häufig vorkommen, theils archipelartig gruppirt, theils kettenartig hingelagert. Diese erheben sich nur wenig über die zu ihrem Fuße ausgedehnten Flächen und sind überreich an Felsen, denen man fast auf jedem Schritt begegnet. Man trifft in ihnen häufig ausgetrocknete Flußbetten, welche sich nur während der Zeit der Regen füllen. In ihren oberen Theilen liegen die Brunnen. In der Gobi wie in der ihr vorgelagerten Region fehlt es durchaus an ausdauernden Wasserläufen. Während der Regenzeit bilden sich temporäre Seen und Flüsse, welche während der heißen Jahreszeit austrocknen; Seen mit andauerndem Wasser giebt es fast gar nicht.

Der Boden der eigentlichen Gobi besteht aus grobkörnigem rothen Sand, dem bisweilen verschiedenes Geröll beigemischt ist. Auf durchaus vegetationslose Flächen stößt man nur selten, dagegen erreicht an vielen Stellen die Grasdecke kaum einen Fuß Höhe, so daß sie den rothen Boden nur nothdürftig verhüllt. Längs der Thalgesenke, wo zur Zeit der Regen das Wasser abläuft und sich in Pfützen und Seen ansammelt, wird der Graswuchs üppiger und erreicht drei Fuß Höhe. Hier wächst im feinen Flugsand die Erica, welche mitsammt dem Argal, dem getrockneten Pferde- und Kuhmist, der sporadischen Bevölkerung das Brennmaterial liefert.

Wald fehlt der Gobi gänzlich und nur selten steht am Fuße eines Berges oder am Rande eines ausgetrockneten Flußbettes ein einsamer Baum, der Gegenstand religiöser Verehrung bei den Mongolen. In der armseligen Flora der Gobi herrschen die Gramineen und Compositen vor. Charakterpflanze ist hier die Artemisia sp., welche der Wintersturm häufig entwurzelt, mit anderen Schicksalsgenossinnen in einen Haufen zusammenwirft und über die Fläche vor sich her treibt.

Die Bevölkerung nimmt mit den Subsistenzmitteln gleichmäßig ab und wird immer seltener und zerstreuter im Vergleich mit der vorhergehenden Region. Nur der wetterharte Mongole und sein treuer Begleiter, das Kamel, vermögen in diesen wasser- und waldlosen Oeden auszudauern, welche die Sommersonne tropisch durchglüht, der Winterfrost arktisch durchkältet.

Ueberhaupt macht die Gobi in ihrer Einförmigkeit einen niederschlagenden Eindruck auf den Reisenden. Wochenlang hat man immmer dieselben Formen vor Augen, bald unabsehbare Flächen, gelb gefärbt vom vertrockneten Grase, bald schwärzliches zerschürftes Gesels, bald flaches Gehügel, auf dessen Spitze bisweilen der Umriß der schnellfüßigen Antilope gutturosa auftaucht. Abgemessenen Schrittes bewegen sich die schwer belasteten Kamele dahin, sie legen Hunderte von Werst zurück und immer und immer dasselbe eintönige, ungastliche Steppenbild. Ist die Sonne endlich untergegangen, funkeln vom wolkenlosen Himmel die Sterne herab, so wird Halt gemacht. Die müden Lastthiere brüllen vor Lust und lagern sich um die Zelte ihrer Treiber, welche ihr unappetitliches Mahl anrichten. Noch eine Stunde — und Mensch und Thier liegen in todähnlichem Schlafe, ringsum herrscht Grabesstille, als sei die Welt hier ausgestorben.

Joseph Halévy's Reise.

Von einer archäologischen Reise in Jemen zurückgekehrt, gab Joseph Halévy in der Sitzung der Pariser Geogr. Gesellschaft vom 16. Juni d. J. einige vorläufige Notizen über seine Erfolge.

Er war von der Académie des inscriptions et belles-lettres beauftragt worden, in Jemen nach Sabäischen Inschriften zu suchen, und er landete in Aden mit der Absicht, von dort aus direct ins Innere vorzudringen, da sich ihm aber im Norden von Lahadj ernstliche Hindernisse entgegenstellten, sah er sich genöthigt, einen anderen Versuch über Hodeyda zu machen. Er begab sich zunächst über Badjel und Behay in die sehr gebirgige, aber doch an Kaffeebau reiche Provinz Safan und ging auf dem nördlichen Weg über Harraz und Alheyma bis beinahe nach Sana. Eine schwere Krankheit hielt ihn zwei Monate lang fest, aber kaum genesen besuchte er die Umgegend von Sana, durchwanderte die fruchtbaren Ebenen des Beled Harit und erforschte die Gebiete von Arhab und Nehm,

die ihm eine reiche Ernte an Inschriften lieferten. Nicht weit von Shira (Arhab) bemerkte er die zum Theil heißen Quellen eines nach Osten laufenden Flusses. Wo das Gebiet von Nehm endet, stieg er von dem Hochplateau, auf dem sich das eigentliche Jemen ausbreitet, hinab in ein Flachland, das eine Art zweiten Tehama's bildet.

Mehrere Monate blieb Halévy im Wadi Saba, das gegenwärtig in den unteren Djauf, den mittleren Djauf oder Beled Hamdan und den oberen Djauf eingetheilt ist. Hier fand er den erwähnten, von den Arabern El-Harid genannten Fluß wieder und entdeckte an seinen Ufern eine große Zahl alter Städte, darunter die Hauptstadt der Minaei, und machte eine reiche Ernte an epigraphischen Texten. Hierauf überschritt er den Djebel Laudon-Gadm und betrat eine Wüste aus beweglichen Sanddünen, setzte seine Forschungen in der schönen Oase Hab fort und gelangte, immer in nordöstlicher Richtung, in das berühmte Thal des Beled Nedjran, wo er die Ruinen von Nagara-Metropolis entdeckte. Das Wadi Habauna und die benachbarten Landschaften besuchte er ebenfalls. Im Westen erforschte er die Gebiete von Waila, Barat und Meraschi, ging wieder zum oberen Djauf, wo er zahlreiche Ruinen sah und untersuchte, schlug sodann eine südliche Richtung ein, parallel mit dem Djebel Jam, der das Wadi Saba im Westen begrenzt, und gelangte über Wadi Rahaba und Wadi Abida nach Mareb, besuchte den Damm von Mareb, erhielt eine interessante Sammlung Himyaritischer Documente in Sirwah (la Kharibe Th. Arnaud's), durchwanderte Harib, Wadi Scheresa und Beled Haulan, kehrte nach Sana zurück und ging von da auf dem südlichem Weg durch das Gebiet der Beni-Matar nach Hodeyda.

Der Reisende hat 685 Sabäische Inschriften gesammelt und ausführliche Notizen über die Topographie und die Bewohner der verschiedenen von ihm bereisten Landschaften aufgeschrieben.

Die Suda-Bai.

Einer englischen Zeitung wird von der Insel Kandia geschrieben: Da der Verkehr zwischen Groß-Britannien und Indien via Suez-Kanal fortdauernd zunimmt, so macht sich die Nothwendigkeit einer passenden Hafenstation im Mittelländischen Meere sehr fühlbar. Man hat daher sein Augenmerk auf den Hafen von Suda in Kreta gerichtet, der sich in jeder Weise dazu eignet. Der Suda-Hafen ist bei jedem Wetter sicher und durch seine geographische Lage von Natur nicht nur zum Transit-Hafen, sondern auch zum Entrepot des täglich wachsenden Handels zwischen Europa und Indien via Suez-Kanal bestimmt.

Die Türkische Regierung beschloß, die Suda-Bai zu einer Marine-Station für die Mittelmeer-Flotte zu machen, und ließ im Hinblick auf die wahrscheinliche Zukunft des Hafens eine Reihe bedeutender Arbeiten dort vornehmen, während anderweitige noch in Ausführung begriffen sind. Darunter sind zu nennen ein Dock, ein Arsenal, eine Gießerei mit zugehörigen Ateliers, eine Dampfsägemühle, Schiffswerfte u. s. w. Auch Gebäude zu den verschiedenen Bureaux und zu Wohnungen für Beamte und Arbeiter hat man errichtet, so wie Magazine für Holzvorräthe und die nöthigen Depots für eine Kohlenstation. Eine schöne Baracke mit Raum für 500 Soldaten und großem Exercirplatz wird ebenfalls hergestellt.

Ende des einunddreißigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.